NEUSTADTER ZEITUNG: ÄLTESTES AMTSBLATT IM AMTSBEZIRK NEUSTADT A.D...

Digitized by Google

3 ml (1862 Unterhaltungsblatt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

Jahrgang 1862.

Redigirt

von

Daniel Kranzbühler jun.

Neustadt a. d. H.

Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedichte.

	Nro.
Neujahrsgruß	1
Der Hammer	5
Die Kapelle	8
Der Ramberger	11
Ein Leibgericht	14
Theorie und Praxis	17
Klagelied der Mädchen und Frauen	20
Der Tintenklecks	23
Der pfälzische Hausknecht auf dem Sterbebett	26
Glosse über Unglück, Glück, Mode	29
Trost	32
Ein gemüthlicher Zecher	35
Sonne und Erde	38
Zur Einweihung des isr. Friedhofs in Neustadt	39
Frühlingslied	41
Modernes Bündniß	44
Am Ostermorgen	47
Das Miserabelchen	50
Der Gottes-Finger	53
Turnlied	56
Landwirthschaftliches Fest	59
Zur Turnfahnen-Weihe in Lambrecht	59
An die Frühlingslobhudler	62
Sage vom Spangenberg	65
Der Deutsche an der Himmelsthür	68
Vergeßt die deutsche Sprache nicht	71
Erpfenstein und Spangenberg	74
Warum nicht	77
Festgedicht an König Ludwig	80
Herzog Haus von Drossen	83
Barba-rosa	84
Variationen über den Beweis, daß Weiber keine Menschen sind	86
Willkomm der Neustadter Schützen	88
Zuruf	89
Sage von Neidenfels und Lichtenstein	92
Verschieb's nicht auf den andern Tag	95
Geisterliebe	98
Der Morgen	101
Zur Weihe der neuen Kirche in Neustadt	102
Sonett	103. 104
Das Gewitter	107
An die Pfälzer Sänger	108
Der Jungfernsprung	110
Die Matratze	113
Die Schtaare-Jagd	116
Sonett	118
Die Schriftrolle der Nacht	119
Herbst	122
Auf die Schlacht von Leipzig	125
Der deutsche Handelstag in München	128
Allerseelen	131
Die Vorschtadter Kerwe in Neustadt	134
Trinklied	137
Nemesis	140
Meister Uhland's Heimgang	142
Gott Bacchus in Dürkheim	143
Die Adresse	146
Sagen vom Nonnenthal	149
An die muthigen Knaben	152
Sonett	153
Weihnachten	154
December	155
Pfälzisches Rheinlied	156
Zu Ferrieres	156

Digitized by Google

	Nro.
Der entlarvte Verbrecher	1
Aus dem Leben	2
Die Wichtigkeit der Kochkunst	2
Schwiegermutter und Schwiegertochter	3
Aus dem Jahre 1812	4
Wasserfluthenchronik für Januar	5
Sclaven u. Sclavenhalter in Nordamerika	6
Telegraphische Abendunterhaltung	12
Alte Freunde	13
Ueber Lebensversicherung	13
Ueber Röhrenleitungen	13
Geistige Ansteckungsfähigkeit	16
Yankee, Bruder Jonathan, Onkel Sam	17
Die Papyrusstaude und Papierfabrikation der Alten	18
Ein geheimnißvoller Dieb	20
Der Tabak	20
Ch. Grünwald †	21
Die mitternächtige Beichte	23
Eine Schreckensnacht	23
Zur Geschichte der Eisenbahnen	25
Der Erbherr	26
Blind und doch sehend	30
Was thut Mutterliebe nicht	32
Eine Skizze aus dem Leihhause	33
Nichts anzuziehen	38
Der Stadtmusikus	39
Auf dem Meere	42
Dem Verdienste seine Krone	42
Eine rührende Geschichte	43
Bauer's Taucherschiff	45
Wie lehrt man Damen rechnen	46
Eingesperrt	47
Aug. Buhl in Frankfurt	47
Ein Heirathsgesuch	48
Kunst und Liebe	52
Spiel und Spieler in Paris	52
Der Rigi	55
Japanesen in Paris	58
Besuch der Großfürstin Constantin im Harem des Sultans	60
Die Pächterin	61
Joh. Gottl. Fichte	62
Die große Weltausstellung	67
Ludwig Napoleons Civilliste	68
Spätes Glück	69
Die Bettelei in London	69
Der Urbanstag	72
Die Gefahren des Kirschkernverschluckens	76
Nur keine Ueberraschung	78
Ein lebendig Begrabener	78
Energie der Liebe	80
Das Märchen vom Glückskind	80
Ein glücklicher Kuß	82
Göttliches Walten	83
Churpfalz und die Gänse	85
Des Mannes Wunsch	87
Nahrhaftigkeit verschiedene Victualien	87
Rosaura von Montalbon	88
Nummer 36	90
Wie viel ist die Uhr	93
Ehen zwischen Verwandten	95
Etwas Neues vom alten Napoleon	96
Der Trauring der Kaiserin Josephine	97
Der alte Capitän	98
Einer, der grundsätzlich nicht zahlt	98
Turnen und Turnunterricht	99
Eine Ehrensache	101
Auch ein Zeugniß	102
Der Suezkanal	103
Der Leibkutscher Friedrichs des Großen	104
Colt, der Erfinder des Revolvers	105
Der Kampf gegen die Maschinen	106
Riekchen Colmann	109
Zundelfrieder in England	109
Die Schlacht von Waterloo	111
Neujahr in China	117
Die Anti-Crinolinen-Verschwörung in Ischl	117
Ein Familiengeheimniß	118
Eine Geschichte von der Königin Hortense	118
Eine Thräne	120
Sie muß ins Bad	122
Liebesnarrheiten	123
Des Künstlers Rückkehr	124
Geschichte eines Seiltänzers	127
Panegyrikus auf die Schneider	131
Streit um Lodbroks Beinkleider	133
Indianische Justiz	135
Eine Frauenthat	136
Ein Zug von Rothschild	139
Washington's Leben	141
Das Loos der Wittwe	142
Die Beethoven'schen Hymnen	142
Der Pelzmickel	147
Eine Liebesgeschichte aus Siam	152
Jean Paul in Dresden	153
Der Weihnachtsabend im Eisenbahnwärterhäuschen	155
Die Wissenschaft im Dienste der Hausfrauen	156

Digitized by Google

Gemeinnütziges und Landwirthschaftliches.

	Nro.
Steinkohlenbrand	3
Gegen den Croup	5
Bienenzucht	7. 124
Spargelzucht	8
Gemüsereinigung	9
Wasser kalt zu erhalten	10
Schweinezucht	11
Kühkälber oder Farrenkälber, nach Wunsch	12
Hühnerzucht	14
Schutz des Eisens gegen Rost	15. 97
Die Esparsette für die Bienen	16
Kaffeebereitung	17
Bleiweißanstrich	18
Gurken frisch zu bewahren	20
Gegen Rost- und Tintenflecken	22
Gegen Ratten und Mäuse	23
Die Merkurialsalbe bei Läusen an Rindern	24
Gegen das Erfrieren der Tragknospen	25
Eine Erwiederung hierauf	29
Der Maisbau	32
Stockflecken zu entfernen	35
Reinigung der Bäume von Insekten	36
Gegen Mäuse auf den Feldern	40
Gegen Zimmerfliegen	42
Bewässerung der Fruchtbäume	44
Geschwefelter Hopfen	47
Briefoblaten schädlich	48
Schutz den insektenfressenden Vögeln	49
Gegen das Gerinnen der Milch	52
Schlechte Friedrichsd'or	56
Heupresse	63
Keine saure geronnene Milch mehr	69
Feuchtes Heu zu schützen	75
Oelfarbe an Fensterscheiben	79
Ausgewachsener Salat als Gemüse	80
Faden ziehende Weine	81
Butter bei Repsfütterung	84
Prüfung von Stämmen	85. 120. 144
Hoff'scher Malzextract	86
Aufbewahrung grüner Erbsen	88
Aufbewahrung des Rahms	89. 111
Gegen das Wechselfieber	91
Gegen den Harzfluß	92
Gegen den Holzwurm	93
Blumenbegießung	94
Gegen Eisenflecken in Leinen	95
Gegen die Traubenkrankheit	96. 123
Gegen Blattläuse	102
Mastung des Rindviehes	103
Reinigen der Stempel	105
Gegen die Hundswuth	106
Grüner Thee	109
Moderflecken in Seidenstoffen	112
Ruß als Dünger	118
Gegen Bienenstiche	121
Gegen Läuse bei Thieren	122
Pflücken des Obstes	125
Gegen das Aufspringen der Zitzen der Kühe	127
Gegen Brandwunden	128
Austrocknen neugebauter Häuser	130
Baumwachs	130
Schutz der Getreidesaaten vor Insekten	132
Für Pferdehalter	133
Durch Reif beschädigte Gemüse	134
Gegen Ungeziefer	135
Gegen ranzige Butter	138
Torf als Pferdefutter	139
Mehlkleister	141
Verfälschung von Thran	146
Tinte zum Waschezeichnen	149
Gegen Motten	150
Dauerhafte Schuhe	152
Gegen den Umlauf am Finger	153
Gegen Engbrüstigkeit	154
Gegen das Verfrieren der Hände und Füße	155

Denksprüche und Verschiedenes, Räthsel u. s. w. in fast allen Nummern.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 1. Donnerstag, den 2. Januar **1862.**

Prost Neujahr!

Neujahrsgruß.

So wie ein Baum die Früchte niederstreut,
Wenn durch die Zweige kalte Nebel wallen,
So sahen wir vom Wunderbaum der Zeit
Als reife Frucht ein Jahr herniederfallen.
Zwölf Schläge tönten laut hinaus und weit,
Und weckten Ernst und Wehmuth in uns Allen;
Ja, Ernst und Wehmuth, denn an Noth und Schmerz
War reich das Jahr für manches Menschenherz!

Doch töne ihm kein Wort des Hasses nach,
Es war ja auch so reich, so reich an Schätzen!
Der Ew'ge lenkt, wie durch die Flur den Bach,
So auch die Zeit nach ewigen Gesetzen!
Hier ruft sie Freude in den Herzen wach,
Dort weckt sie Angst und Sorge und Entsetzen;
Doch jeden Schmerz und Mißklang löset sie
Dereinst in Glück und reine Harmonie!

Jetzt mit dem Jahr in's Meer der Ewigkeit
Laßt alle trüben Bilder uns versenken!
Es trägt in sich den Balsam ja die Zeit,
Um jedem Kummer Linderung zu schenken.
Nicht rückwärts — nein, nur auf die Zukunft heut,
Voll süßer Hoffnung, laßt den Blick uns lenken!
Es treibet — da die Frucht gefallen kaum —
Neu eine Blüthe schon am Lebensbaum.

Sie möge sich im milden Sonnenschein
Zum Glück der ganzen Menschheit reich entfalten,
Sie möge mild ein Friedensbote sein
Für Alle, die in Leidenschaft sich spalten,
Daß nicht des Hasses wilde Gluthen — nein!
Daß Lieb' und Treu' in allen Herzen walten,
Daß segensreich der Eintracht schönes Band
Sich schlinge durch das weite Vaterland!

Und was dem weiten Vaterlande gilt,
Das gelte mehr noch diesem engen Kreise,
Ja, Jeglichen von euch geleite mild
Die Freude auf des Lebens Pilgerreise.
Und wird der Wünsche jeder nicht erfüllt —
Sinkt manche Hoffnung dir — so trag' es weise.
Und gibt dir keine Freuden das Geschick,
Dann schaffe selber Freude dir und Glück!

Dann baue träumend dir ein lustig Haus;
Im Traume auch ist Wahrheit ja und Leben!
Und schmücke es mit duft'gen Blüthen aus,
Wie nicht die Welt sie bieten kann und geben!
Und weicht der Grundstein deines duft'gen Bau's —
Und stehst du auch manch' süßes Bild entschweben —
Von Neuem stets laß deinen Bau erstehn! —
Ja, träume nur, auch solch ein Traum ist schön!

Dies sei für euch mein Gruß zum neuen Jahr,
Dies sei der Wunsch, den ich euch Allen biete!
Zu dem, was euer jetzt an Freuden war,
Geselle sich noch manche neue Blüthe!
Rein sei der Himmel über euch und klar!
Rein sei, wie er, der Himmel im Gemüthe!
Ein neues Jahr schloß seine Pforten auf:
Glückauf! Glückauf zum neuen Pilgerlauf!

Der entlarvte Verbrecher.

Der stolze und reiche Johann Altmann, Sammt- und Seidenfabrikant, trat so eben in sein prachtvolles Geschäftslocal, als ihm einer der darin beschäftigten Commis in den Weg trat und mit einem ehrerbietigen Gruße an ihm vorüber gehen wollte.

Herr Klar, bitte, verlassen Sie das Geschäft jetzt nicht, rief der Prinzipal, ich werde Ihrer wahrscheinlich sogleich in meinem Comptoir bedürfen.

Der Ton, in dem diese Worte ausgesprochen wurden, war von einem bedeutungs-

Digitized by Google

schweren Ernste, der dem feinen Ohr des jungen Mannes nicht entging, und sein Auge wandte sich von der stattlichen Gestalt seines Chefs, der mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Hast seinem Privatzimmer zuschritt, unwillkürlich auf dessen Cassirer, Heinrich Mohr, dessen Blicke mit schlecht verhehlter Bosheit auf ihn gerichtet waren.

Theodor Klar war erst seit einigen Monaten aus dem südlichen Theile Deutschlands in jene Handelsstadt gekommen und hatte, als er sich bei Herrn Altmann um eine Stelle beworben, einen so vortheilhaften Eindruck auf denselben gemacht, daß er ihn sogleich in sein Comptoir aufnahm und ihm die Stelle eines zweiten Buchhalters übertrug.

Mit neidischen Augen sah der Cassirer diese Zuneigung, und je mehr sich dieselbe steigerte, je mehr wurde der Jüngling ein Gegenstand seines Hasses.

Nachdem Herr Altmann in sein Privatzimmer getreten und Theodor Klar seine Befehle erwartend stehen geblieben, erhob sich der Cassirer von seinem Sitze und folgte dem Prinzipal, vorsichtig die Thüre hinter sich schließend.

Es war ein seltsames Schauspiel, wie der stolze, vornehme Ausdruck in den Zügen des Kaufmanns sich plötzlich in Furcht und Abscheu verwandelte, als ihm der Cassirer guten Tag wünschte, ohne Umstände einen Stuhl herbeizog, sich zu ihm setzte und ihn scharf ins Auge faßte.

Haben Sie über meinen Auftrag nachgedacht, Johann Altmann? sagte er mit einer Stimme, sanft und weich, wie die glatte, glänzende Haut der Schlange.

Johann Altmann bedeckte sein Gesicht einige Augenblicke mit beiden Händen und sagte dann, indem er sein schneeweißes Haar von der Stirne zurück strich, zögernd:

Ich habe darüber nachgedacht, ich habe meiner Tochter Ihren Auftrag mitgetheilt, und sie hat mir erwidert, daß sie lieber ihr Brod auf den Straßen erbetteln, als Heinrich Mohr's Gattin werden wolle. Ich sagte ihr Alles, setzte der Kaufmann gleichsam als Antwort auf die drohenden Blicke des Cassirers hinzu, sagte ihr, daß ihr Vater in Heinrich Mohr's Gewalt sei, daß ich, noch ehe sie geboren, ein Verbrechen begangen, das mich wie ein Schatten durch das Leben verfolgt, und mein Haar gebleicht hat, ehe ich noch das fünfundfünfzigste Jahr erreicht.

Und sie weigerte sich auch dann noch?

Sie forderte mich auf, ihr das Verbrechen zu nennen, erwiderte Altmann, indem er seine Augen voll und klar auf Heinrich Mohr richtete, ich that es und sie behauptet, diese That sei kein Verbrechen, sondern ein Akt der Nothwehr, denn nur indem ich mich gegen Carl Harper's Angriffe vertheidigte, führte ich den Schlag, der ihn zu Boden streckte. Und so war es wirklich, Mohr, Sie wissen, daß es so war.

Wären wir im Gerichtssaale, so würde ich, der einzige Zeuge des Vorfalls, schwören, daß es vorbedachter Mord gewesen!

Johann Altmann schloß mit einem Schauder die Augen und bedeckte sie mit seinen zitternden Händen.

Ich würde schwören, wiederholte der Cassirer, indem er seine falschen, weißen Zähne zeigte, und die Jury würde jedes Wort glauben, daß ich vor ungefähr zwanzig Jahren an einem Sommerabend mit angesehen, wie Johann Altmann Carl Harper, mit dem im offenen, redlichen Zweikampf zu fechten er sich geweigert, im Gebüsche auflauerte und ihn durch einen Schlag zu Boden gestreckt habe. Ich würde schwören, daß Johann Altmann Carl Harper da und da ermordet und seinen Körper an einem Orte verscharrt habe, wo ich ganz allein noch die Gebeine und die Uhr auffinden könnte, welche die Identität des Leichnams beweise.

Alles gelogen, rief der Kaufherr, sich einen Augenblick aus seiner Lethargie aufraffend, ich wurde von Carl Harper vom Pferde gerissen, und Heinrich Mohr war es, der den Mord angestiftet, weil er uns Beide mit tödtlichem Hasse verfolgte. Sie waren es, der uns, die wir zuvor Busenfreunde gewesen, zu bittern Feinden machte. Er griff mich an, ich wehrte mich; er zog sein Messer und stach nach mir, aber ehe ich besinnungslos zu Boden fiel, entriß ich ihm die Waffe und brachte ihm eine Wunde damit bei, welche ihn ebenfalls zu Boden streckte. Wir fielen zu gleicher Zeit, ich ohnmächtig, er todt nieder! Als ich wieder zu mir kam,

Digitized by Google

fand ich mich in Ihrem Hause! Sie haben den Leichnam verscharrt, Sie nur können ihn finden, um mich dadurch zu überführen. Man glaubte, daß ein Mord an Carl Harper begangen, und wiederum waren Sie es, der diesen Glauben verbreitete; aber Sie trugen auch Sorge, daß sich nicht der leiseste Verdacht auf mich richte, damit Ihnen das Gesetz nicht die Gans tödte, welche goldene Eier für Sie legen sollte.

Während der unglückliche Mann dies Alles weit unzusammenhängender, als wir es beschrieben, hervorbrachte, saß sein Peiniger, ohne die leiseste Bewegung zu verrathen, ihm gegenüber und entwarf mit einigen schnellen Bleistiftstrichen die Zeichnung eines an dem Galgen hängenden Missethäters, die er mit einem bedeutungsvollen Blicke dem Kaufmanne zuschob.

Das wird Ihr Loos sein, wenn Therese Altmann sich weigert, meine Gattin zu werden, sagte er, indem er mit seinem langen, knöchernen Zeigefinger auf die Skizze deutete.

Wieder sank das Haupt des Kaufmannes unter der Last dieser entsetzlichen Drohung auf seinen Busen nieder.

Rufen Sie jetzt sogleich Theodor Klar und entlassen Sie ihn auf der Stelle, sagte der Cassirer befehlend. Er liebt Ihre Tochter — sie erwidert vielleicht diese Neigung; haben Sie ihm doch thörichter Weise Ihr Haus zu besuchen gestattet. Es wird meine Sorge sein, daß er keine andere Stelle in hiesiger Stadt findet.

Ich bin in Ihren Händen, sagte der unglückliche Mann, indem er aufstand und der Thüre zuschritt. Als er dieselbe öffnete, trat ihm seine Tochter Therese entgegen, welche ganz in der Nähe im eifrigen Gespräch mit Theodor Klar gestanden, und rief, schnell an dem erstaunten Vater vorüberhuschend, demselben nur die Worte zu: Ich muß sogleich mit Heinrich Mohr sprechen, lieber Vater.

Der Kaufmann schloß die Thüre und wandte sich dann dem Tisch zu, wo sein Kind seinem Plaggeist gegenüber stand.

Therese Altmann war eine hohe, königliche Gestalt, eine herrliche Brünette von achtzehn Jahren, deren dunkle Augen ihrer wohlwollenden, freundlichen Natur gemäß sich gewöhnlich mit dem Ausdruck der Güte auf ihre Mitmenschen richteten, heute aber Blitze des Zornes auf Heinrich Mohr schleuderten, während ihre rothen Lippen sich verächtlich kräuselten und sie ihren Vater durch eine Bewegung der Hand bat, sie einen Augenblick nicht zu unterbrechen.

Der Cassirer schien sich unter dem Einflusse dieses ihn vom Kopfe bis zu den Füßen messenden Blickes keineswegs behaglich zu fühlen, er rang nach Fassung und erst nach mehreren Minuten gelang es ihm, mit seiner gewöhnlichen Kälte zu sagen:

Ich schätze mich glücklich, daß Fräulein Therese Altmann eine so geringe Person eines so langen Blickes würdigt.

Dies ist also das Geschöpf, welches wagt mich Gattin nennen zu wollen! sagte Therese, und obgleich die Worte schneidend waren, drangen sie doch durch den Ton und die Art, wie sie dieselben aussprach, dem Bösewicht noch weit tiefer und riefen die bittere Entgegnung auf seine weißen Lippen:

Das Geschöpf fühlt sich durch diese Bezeichnung sehr geehrt, meine hochmüthige Dame. Sie sind jetzt stolz, Therese, aber es wird eine Zeit kommen, sage ich Ihnen, wo Sie mir gegenüber so demüthig sind, wie der zitternde Mann dort, Ihr Vater, ist.

Wenn ich Sie verwerfe und verachte, wollen Sie das Leben und den Ruf meines Vaters antasten? sagte Therese. Sie müssen ihrer Macht sehr gewiß sein, um dem Mädchen, das Sie zur Gattin begehren, dergleichen sagen zu lassen.

Ich kenne meine Stärke, wünschen Sie eine Probe davon zu sehen? höhnte Mohr.

Therese wandte verächtlich das Haupt. Der Cassirer konnte sich den Grund dieses ihm sehr unerwarteten Benehmens nicht erklären; jedoch seines Bodens sicher, fuhr er fort: Es befindet sich ein junger Mann in Ihres Vaters Geschäft, den er wie einen Sohn liebt, und ich bin überzeugt, daß er sich lieber die Hand abhauen als jenem ein Haar krümmen ließe. Herr Altmann, rufen Sie Theodor Klar.

Jetzt hoffte er Theresen erbleichen und zittern zu sehen; zu seinem Erstaunen blieb sie ruhig und gefaßt.

Der furchtsame Vater, furchtsam vor dem

Digitized by Google

Cassirer allein, gehorchte und Theodor Klar trat in das Zimmer. Seine blauen Augen richteten sich mit einem Ausdruck so tödtlicher, tiefer Drohung auf die heimtückisch funkelnden des Cassirers, daß Therese ihre Hand mit sanftem Drucke auf seinen Arm legte, als wolle sie ihn von einem kräftigen Schlage, zu dem sie ihn ausholen sah, zurückhalten, während sie ihm die Worte zuflüsterte:

Warten Sie um meinetwillen.

Herr Altmann, sagte Mohr, sich etwas aus dem Bereiche dieses Armes entfernend, der junge Mann hat es gewagt, seine Augen zu einem so weit über ihm stehenden Mädchen, wie Ihre Tochter, zu erheben; sein längeres Verweilen in Ihren Geschäfte ist daher eine Beleidigung für Sie, als Vater, für mich, als den ihr bestimmten Gatten. Entlassen Sie ihn sogleich.

Der unglückliche Kaufmann zögerte in namenloser Qual und begann endlich, nachdem der Cassirer wiederum auf die auf dem Tische liegende Zeichnung gedeutet hatte:

Herr Theodor Klar —

Mein wahrer Name ist nicht Klar, unterbrach ihn der junge Mann in gerechtem Zorne, den Vater seiner Therese so gedemüthigt zu sehen. Ich heiße Theodor Harper und bin der Sohn jenes Karl Harper, der den Namen Klar angenommen hat, weil er sich in dem Glauben befand, er habe Johann Altmann erschlagen.

Junger Mann! stammelte Johann Altmann, täuschen Sie einen unglücklichen Mann nicht; lebt Karl Harper, der meine Cousine, Helene Altmann, heirathete, wirklich — wurde er nicht getödtet?

Auf meine Ehre, Herr Altmann, sagte Theodor, Karl Harper lebt und ist der Meinung, er habe Sie getödtet. Bis zu diesem Morgen theilte ich diesen Glauben, denn mein Vater, der sich seit jenem unglücklichen Kampf unter einem falschen Namen im südlichen Deutschland, wohin ihm meine Mutter gefolgt ist, verborgen gehalten, hat mir oft mit tiefem Kummer jenen Umstand dieses traurigen Ereignisses erzählt. Nur den Namen des Mannes verschwieg er, den er erschlagen zu haben glaubte, und ebenso wenig nannte er jemals Den, welcher an jenem unglücklichen Tage, auf den blutenden Körper seines Gegners deutend, ihm sagte, er sei todt, und ihn zur eiligsten Flucht trieb. Ihre Tochter erzählte mir vor ungefähr fünf Minuten, was Sie ihr gestern Abend mitgetheilt, und auf diese Weise ist denn die Wahrheit an den Tag gekommen.

Aus meinen Augen, Heinrich Mohr! rief der auf's Aeußerste gereizte Kaufmann. Zweifacher Verräther, hebe Dich weg, oder ich möchte wirklich das werden, als was Du mich Jahre hindurch zu betrachten gezwungen hast — ein Mörder!

Während Theodor's Erzählung war der verbrecherische Cassirer in einen Stuhl gesunken und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, eine Stellung, in der sein Schlachtopfer vor sich zu sehen er seit Jahren ein grausames Vergnügen gehabt hatte. Als er sich jedoch von Altmann auf diese Weise anreden hörte, sprang er auf, stürzte nach der Thüre zu, taumelte durch den Laden nach seinem Pulte, wo er so lange durch die Zaubermacht des Goldes geherrscht hatte, drückte die Hand gegen die Stirne, stöhnte laut, richtete sich dann in die Höhe, öffnete ein geheimes Schubfach, ergriff ein Pistol, setzte es gegen seine Schläfe — und fiel, ehe noch seine Finger den Drücker berühren konnten, von der Hand Gottes gerichtet, todt zu Boden.:

Räthsel.

Zwei Brüder wohnen Tag und Nacht,
Sich unbekannt, in einem Hause;
Sie geben rings auf Alles Acht,
Allein, nach mancher großen Pause.
Sie gleichen sich und üben gleiche Macht;
Sie reden ohne Zung' und siegen ohne Hände,
Verstärken sich durch fremde Hülfe gern,
Ach! und verrathen oft am Ende
Des Hauses unbedachten Herrn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 2. Samstag, den 4. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

1.

Henri Tourneur ist kein Maler von Genie, aber er liefert ausgezeichnete Bilder. Seine Zeichnung ist correct, sein Colorit voll Wärme und Wahrheit. Er ist in der Mode und verkauft seine Bilder um fabelhafte Preise. Seine „Hofdamen im Atelier von Jean Goujon" wurden für ein Pariser Museum um 18,000 Franken angekauft; ein Bankier von Rouen zahlte 10,000 Franken für seinen „Alain Chartier", und für seine „Demoiselle Dotze in vertraulicher Unterredung mit Demoiselle Mars" erhielt er von einem deutschen Fürsten 12,000 Franken. Er hat Bestellungen auf zwei Jahre hinaus, und ich wüßte nicht, was ihn hinderu sollte, sich jährlich 40,000 Franken zu verdienen.

Seine ersten Erfolge datiren von der Kunstausstellung im Jahr 1850. Bis zu jener Zeit war er eine unbekannte Größe, die im Dunkeln heranwuchs. Herr Tourneur, der Vater, ein mit 10,000 Franken Rente von den Geschäften zurückgezogener Weinhändler, hatte für gut befunden, seinem Sohne die Wahl seines Berufes frei zu geben und ihn, nachdem sich Henri entschlossen, Maler zu werden, zwar ohne Geld, aber mit den ermuthigenden Worten seinem Schicksale zu überlassen: „Hast du Talent, so hilft du dir ohne meine Unterstützung; hast du keins, so gibst du das Kleckſen auf und ich verschaffe dir einen Platz bei der Handlung."

Zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Jahre malte Henri Fächer, Cartons für Zuckerbäcker und Ofenschirme. Diese zehn Jahre waren für ihn von doppeltem Nutzen, denn die Noth lehrte ihn sparen. Erst als er durch seinen Fleiß seinen Lebensunterhalt auf anderthalb Jahre gesichert sah, wandte er der Industrie den Rücken und widmete sich der Kunst.

Sein Atelier ist das schönste in der Avenue Frochot und eines der schönsten in Paris. Es ist ein Museum, wo man so ziemlich Alles finden kann, außer Bilder.

Wenn Tourneur z. B. eine Dame aus der Zeit Ludwigs des Dreizehnten malen will, die eben ein Billet-doux siegelt, so läuft er vor Allem in die ersten Antiquitätenhandlungen der Stadt und macht seine Einkäufe. Hier ist es eine Tapisserie aus jener Zeit, eine gepreßte Ledertapete, ein reich incrustirter Schreibpult, dort ein golddurchwirktes Roccocokleid, ein Petschaft der Ninon von Lenclos, ein Halscollier der Marion Delorme, was er gegen baare Bezahlung mitnimmt. Er kauft diese Gegenstände, um sie für sein Bild zu benützen. Dann kleidet er seine Gliederpuppe mit einer Sorgfalt an, die der Kammerfrau einer Herzogin Ehre machen würde. Für den Kopf und die Hände bestellt er sich ein hübsches lebendiges Modell und so malt er Alles mit gewissenhafter Treue nach der Natur. Er malt immer nur ein Bild allein, macht es fix und fertig, und liefert es gefirnißt ab.

Man findet bei ihm keine Skizzen, keine Studien, keine Croquis, nichts Unvollendetes, nichts Unverkauftes, nichts von Allem, wodurch sich andere Ateliers charakterisiren. Es ist nie ein anderes Bild als jenes, an dem er eben arbeitet, bei ihm zu sehen; dagegen sind die Wände mit reichen Damastdraperien behangen und mit künstlerischen Trophäen seltener Waffen geschmückt. Die kostbaren Roccocomöbel und zierlichen Etagères sind

Digitized by Google

vollgestellt mit altem Porzellan und Fayence, mit Medaillen und römischen Münzen, mit antiken und modernen Broncegruppen und altherthümlichen Pokalen von Thon, Glas oder Silber. Sein Haus ist eine Ergänzung des Museums Cluny.

Was seine Person betrifft, so werden ihn diejenigen, die ihm auf der Straße begegnen und nicht sein von Calamata lithographirtes Porträt kennen, nie für das halten, was er ist. Er gleicht weit weniger einem Künstler als einem Engländer, der von seinen Renten lebt. Sein Gesicht ist regelmäßig, aber etwas kalt, seine Haut sehr weiß, sein Haar lichtbraun. Er ist nach englischer Mode frisirt und trägt nur einen Backenbart. Klein aber kräftig gebaut, liegt in seiner Figur und seinen Bewegungen eine Eleganz, die nur vornehmen Leuten eigenthümlich ist. Ich kenne wenig Männer, die sich besser zu kleiden verstehen als er. Was er am Leibe hat, ist immer vom feinsten Stoffe und besten Schnitt; nie ist etwas an ihm excentrisch, nie trägt er helle Farben, nie Schmucksachen außer seiner Uhr, und diese ist von Breguet. Hat er auf der Promenade einen Stock, so ist es ein Rohr für 100 Franken mit einem kleinen schwarzbeinernen Knopfe für 100 Centimes. Ich begegnete ihm oft, wo er noch sein eigener Kammerdiener war, aber nie weiß ich mich zu erinnern, auch nur ein einziges Staubfäserchen an ihm bemerkt zu haben. Er hat sich oft ohne Mittagessen niedergelegt, aber nie ist er ohne Handschuhe ausgegangen. Wenn er seine Mahlzeiten in einer der obscursten Garküchen im Quartier latin hielt, hinderte ihn dies nicht, sich seine Hüte in der Rue Vivienne und seine Stiefel bei Thonnerieux zu kaufen. In seinem Atelier ist seine Blouse immer weiß und rein wie frischgefallener Schnee, im Sommer von Leinwand, im Winter von Pique. Nie beschmutzt er sich mit einer Farbe. Seit einem Jahre treibt er den Luxus, sich einen Neger zu halten, einen jungen Abyssinier von achtzehn Jahren, der von einem reisenden Engländer aus Aegypten herausgebracht und aus Zerstreuung in Paris vergessen worden war. Tourneur hat ihn „Schneemann" getauft und in allen freien Künsten unterrichtet, die dem Begriffsvermögen eines Schwarzen zugänglich sind. Schneemann kann Böden und Stiefel wichsen, Kleider und Möbel reinigen und besorgt mit gewissenhafter Pünktlichkeit die Briefe seines Herrn, so daß dieser, Dank der Mühe, die er sich mit der Erziehung des Schwarzen gegeben, um 10 Franken monatlich der bestbediente Mann in Paris ist.

Man behauptet, Tourneur habe schon bedeutende Ersparnisse gemacht; aber ich kenne ihn und weiß, wie es in dieser Beziehung um ihn steht. Die Künstler unter sich übertreiben Alles, namentlich wenn sie von den Ersparnissen sprechen, die sie bei Anderen vermuthen. Tourneur hat zu viel mit seinen Einkäufen verausgabt, um viel Geld übrig haben zu können. Wenn man ferner in Erwägung zieht, daß Schneemann täglich 3 Kilogramme Brod verzehrt, so läßt sich leicht begreifen, daß sein Herr nicht mehr als 50,000 Franken besitzt, die er in fünfprocentigen Renten angelegt hat.

So klein diese Summe sein mag, so gibt sie doch den Beweis, daß Henri Tourneur ein solides Leben führt. Er besucht keine Bälle, er hält sich keine Pferde, keinen Hund, keine Katze, ist ein Feind aller geräuschvollen und kostspieligen Unterhaltungen und geht in keine anderen Theater, als in jene, wo er seinen freien Eintritt hat. Seine Aufführung ist demnach in jeder Beziehung eine musterhafte, denn daß ihn die Schönheit der Melina Barni rührte, ist kein Verbrechen. Als die berühmte Sängerin ihr Engagement an der Scala in Mailand brach und nach Paris kam, um hier zu singen, ließ sie sich von Henri Tourneur bestimmen, ihr Debut auf ungewisse Zeit hinauszuschieben, und ganz Paris wartet noch heute darauf, obwohl Tourneur sich von ihr zurückgezogen hat. Noch vor kaum drei Monaten begegnete man ihm sehr oft bei ihr und traf zuweilen auch sie bei ihm, woraus sich freilich auf so Manches schließen läßt. Aber das sind nicht meine Sachen, und Jeder kehre vor seiner eigenen Thüre.

Am 15. Mai 1855, eine Stunde nach Eröffnung der zweiten Pariser Kunstausstellung, stand Henri Tourneur vor sich selbst in Betrachtung und warf ein zufriedenes Lächeln auf sein Bild „Alain Chartier", als er auf die Achsel einen jener freundschaftlichen Schläge

Digitized by Google

bekam, die einen Riesen aus dem Gleichgewichte bringen könnten.

Er drehte sich um, als wenn er an einer Springfeder berührt worden wäre, aber sein Zorn legte sich schnell vor dem breimäuligen Lächeln eines dickleibigen Herrn, eines Bekannten, dem Henri Tourneur schon seit längerer Zeit nicht mehr begegnet war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wichtigkeit der Kochkunst.

Der Weg zum Herzen führt bei dem Kinde durch den Gaumen; in der Ehe knüpft sich an eine gleiche Bedingung der häusliche Friede, oder zum Mindesten doch des Gatten gute Laune. Unschmackhafte Speisen, eine Schüssel, die uns nicht zusagt, haben auf die Stimmung einen nicht hinwegzuleugnenden Einfluß.

Ein wesentlicher Theil der Mädchen-Erziehung sollte daher in der Bereitung der Speisen bestehen; die Gastronomie sollte der Astronomie vorangestellt werden. „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist," das ist ein Sprichwort, das wir, seiner tiefliegenden psychologischen Wahrheit halber, unter allen Völkern und in allen Sprachen wiederfinden. „Sage mir, wie Du speisest, und ich will darnach Deinen Charakter beurtheilen," dieser Spruch würde sicher nicht minder maßgebend in unserer guten Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts sein.

Unbedingt läßt sich über den Sinn einer Frau, den Grad ihrer Bildung, wie Herz und Kopf bei ihr zu einander stehen, ein richtiges, nie fehlendes Urtheil fällen, sobald man Zeuge ist, wie sie, bei Anordnung ihres Tisches, den Geschmack ihres Gatten berücksichtigt.

Wenig darf man bei einer Speise hinzuthun oder hinweglassen, um einen Leckerbissen daraus werden zu sehen; dieses Wenige aber ist es ja gerade, diese kleinen Gaben, welche, in Frauenhand gelegt, das Glück ihrer Umgebungen schaffen und den häuslichen Kreis mit tausend Blumen schmücken, die alle durch ihre Vorsorglichkeit erblühen.

Man schreibt jetzt so Vieles über die Nahrungslehre. Moleschott, Nußdorf und so manche gelehrte Reformatoren der Küche sind erstanden und haben ganze Werke an das Licht gefördert; nur leider! lesen Jene diese Bücher nicht, welche einzig Nutzen daraus zu ziehen vermöchten; sie bleiben in Männerhänden und die Frauen kochen, wie es der Zufall will. Kein Mädchen wird vor ihrer Verheirathung einen wissenschaftlichen Lehrcursus darin durchmachen, keine es glauben, daß eine Bedingung ihres künftigen Glückes auf ihrer Kenntniß der Nahrungslehre und den Geheimnissen der Küche beruhe. Und doch ist dem ganz ernstlich so.

Der physische Mensch ist nun einmal der Träger des geistigen und wird seine Basis nie aus den Augen verlieren dürfen, ohne zu seiner eigenen Zerstörung beizutragen.

Wenn schöne Frauen ihren Männern zurufen: „Mein Lieber! so sei doch nicht so materiell!" so ändert das nichts an der Sache. Sie tadeln den Andern zur Beschönigung ihrer eigenen Unwissenheit; denn die reizenden Hälften möchten gern in allen Stücken vollkommen sein, ohne daß es ihnen viel Mühe koste.

Als unsere Eltermutter noch im Paradiese lebte, da freilich war die Küche noch sehr einfach und die Bekleidung ihres Adam machte der Guten nicht zu viel Sorge. Die Wäsche war ganz Nebensache. Seit sie ihm den Apfel reichte, mußte sie spinnen und weben und schaffen, und muß es noch heute, wenn sie es redlich meint mit Mann und Kind. Er erwirbt und sie erspart.

Wie viel eine Frau einbringen kann durch Benutzung auch des Kleinsten, durch Verwerthung auch des Unbedeutendsten, das zeigt uns der Wohlstand solcher Familien, denen eine tüchtige Wirthin vorsteht. Aber Gedanken gehören dazu, Verstand, Einsicht. Man glaube nur nicht, es sei so leicht, aus Nichts Etwas zu schaffen, weil Gott die Welt auf diese Art gemacht, ohne daß wir ihn arbeiten sahen.

Wenn auf dem Tische die herrlichste Wildsuppe dampft, so fragt der Essende nicht, wie sie gekocht wurde: die Hausfrau aber weiß, daß sie das Knochengerippe des Hasen dazu benutzte, den die Familie am Sonntage mit so vielem Appetit verspeist und als einen

Digitized by Google

„überwundenen Standpunkt“ in sich zurückgelegt hat. Sie lächelt in sich hinein, aber sie verräth ihre Kunst nicht. Auf diese Weise reproducirt sich täglich ein Etwas in ihrer Küche durch kluge Eintheilung und Wiederbenutzung des Vorhandenen, und ihre Freude ist groß, wenn sie die behaglichen Mienen ihrer Tischgenossen ansieht und dabei ihrer Wirthschaftskasse gedenkt, in der stets ein kleines Plus vorräthig ist.

Nothwendigkeit lehrt Vieles; Uebung macht den Meister groß. Dennoch sind die Gaben der Menschen verschieden und nicht jeder Frau ist so viel Verstand verliehen, um aus sich selbst heraus eine kluge, sparsame, bedachtsame Wirthin zu werden; darum ist es Gefahr bringend, im Allgemeinen die Mädchen ihrem Schicksale zu überlassen, ihre eigenen Lehrmeisterinnen zu sein; denn nur sehr wenige von ihnen sind so hoch begabt, es werden zu können, der größere Theil hat eine Antipathie gegen alle Zahlen, es fällt ihnen das Rechnen schwer, sie müssen durch Anweisung, Uebung und sorgfältige Lehre auf diesen Standpunkt geführt werden.

Institute, in denen Mädchen nach dieser Richtung hin ausgebildet würden, in denen sie erlernten, mit Kleinem haushalten, das „Soll und Haben“ vergleichen und den Männern eine Behaglichkeit verschaffen, wie sie nicht bei ihrem Wirthshausleben zu finden im Stande sind, würden mehr zu ihrem wirklichen Glücke beitragen, als so manche andere Studien, deren Werth für sie nicht da ist, die ihre Eitelkeit nur fördern helfen und ihrem Nebenmenschen weder zur Freude, noch zum Nutzen gereichen.

Junge Männer, welche jetzt an keine Ehe denken, noch denken dürfen, weil ihr Einkommen zu gering ist, um den verwöhnten Damen unserer Zeit den von ihnen beanspruchten Luxus zu bieten, würden gern einem Mädchen ihre Hand reichen, dessen Kenntnisse und Geschicklichkeiten ihnen eine sichere Garantie böten, mit ihrer Einnahme für ihre beiderseitigen Bedürfnisse ausreichen zu können und dabei doch noch an so manchen Annehmlichkeiten des Lebens zu gewinnen, denn ein „häuslicher Heerd“ ist Goldes werth, das ist eine bekannte Sache, und welcher Mann suchte nicht gern diesen Hort gegen die Außenwelt, die Kälte der Freunde, das Unbehagen einer einsamen Garçon-Wohnung zu gewinnen?

Leider aber, so sehr auch jedes verständige Elternpaar in Bezug auf seine Töchter den stillen Wunsch hegt, sie möchten eines Tages als Gattinnen den ihnen von der Natur bestimmten Wirkungskreis finden, so zielt doch in der Erziehung nichts darauf hin, sie auf diesen Beruf in zweckmäßiger Weise vorzubereiten, und die zunehmende Ehelosigkeit der Männer, die namenlose Zahl unverheiratheter, unbeschäftigter und darum auch unbefriedigter Mädchen ist die traurige Folge ihrer nichtindustriellen Ausbildung, ihrer Unkenntniß der Nahrungslehre und der edlen Kochkunst; ihrer mangelhaften Erziehung für den Haushalt! Denn kein anderes Talent bedarf so sorgfältiger Ausbildung und keins einer so frühen Gewöhnung, als das, mit Einsicht zu sparen und zu schaffen und die Oeconomie der großen Mutter Natur in der Verwerthung auch des Geringsten nachzuahmen.

Verschiedenes.

Ueber verschiedene Arten zu grüßen finden wir in einem Blatt folgende Notizen: Der Gruß des Deutschen ist: „Wie befinden Sie sich?“ Der Holländer sagt: „Wie fahrt Ihr?“ Der Engländer: „Wie thut Ihr?“ Der Spanier: „Wie stehen Sie?“ Der Franzose: „Wie tragen Sie sich?“ Der Böhme: „Wie haben Sie sich?“ Der Chinese: „Habt Ihr euern Reis gegessen?“ Der Egyptier: „Wie schwitzen Sie?“ (weil eine trockene Haut als das sichere Kennzeichen eines tödtlichen Fiebers angesehen wird). Die Lappländer drücken sich beim Grüßen ihre Nasen fest aneinander. Die Ayreis blasen einander ins Ohr und reiben einander den Bauch mit der flachen Hand. Die Patrasinsulaner reiben sich das Gesicht mit dem Fuße desjenigen, den sie begrüßen wollen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 1:
Die Augen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 3. Dienstag, den 7. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Guten Morgen, van Ostade, Mieris, Terburg, Dow!“ rief Herr Chingru (so hieß des Malers Freund) so laut, daß alle Umstehenden ihn hören mußten. „Ich gratulire dir. Deine drei Bilder sind prachtvoll!... Du hast Frankreich, Deutschland, England, Holland und Belgien besiegt. Es malt kein Zweiter in Europa wie du. Deine Bilder sind Natur, sie sind Wahrheit, sind Leben! Wenn dir die Regierung nicht eine Prämie von 100,000 Franken und die Ehrenlegion gibt, so stürme ich die Academie.“

Er nahm Henri unter dem Arm und flüsterte ihm mit leiser Stimme zu: „Willst du nicht heirathen?“

„Was fällt dir ein? Wie kommst du auf diese Frage?“

„Weiß ich eine Million für dich wüßte.“

„Eine Million? Bist du bei Trost? Wo wäre die Million, die mich möchte?“

„Findest du eine Million zu viel? Eine Million und du sind im Gegentheil Eines des Andern werth. Was trägt eine Million jährlich? 50,000 Franken. Du verdienst dir ebenso viel, du repräsentirst also eine Million durch dein Genie, durch deinen Fleiß, durch deine Persönlichkeit.“

„Und wo hast du sie entdeckt, diese reizende Million?“

„Ach gelt, die Geschichte fängt an dich zu interessiren? Höre also. Ich kenne einen gewissen Herrn Gaillard.“

„Ohne Zweifel ein Börsenspeculant? Ich danke verbindlichst. Ich weiß, was an solchen vergoldeten Nüssen ist: innen hohl, außen Flitter.“

„Wenn ich dir aber sage, daß Herr Gaillard so wenig spielt als du oder ich? Er ist Archivar im Cultusministerium.“

„Also ein Beamter mit 10,000 Franken Gehalt?“

„Nein, nur 3600 nebst 400 Franken Gratificationsgelder, die er alle Jahre bezieht, was in Summa 4000 Franken gibt. Dies wäre der Schwiegervater.“

„Und meine Million?“

„Ach, meine Million! Der Köder lockt, van Ostade, er lockt! Herr Gaillard ist ein Muster von einem Beamten. Seit 30 Jahren erscheint er regelmäßig 5 Minuten vor 10 Uhr auf seinem Bureau, welches er einen Tag wie den andern nie früher verläßt als 5 Minuten nach 5 Uhr.“

„Chingru, ich kann dir auf Ehre versichern, daß du langweiliger bist als eine Schildkröte. Komme doch in Teufelsnamen zur Sache.“

„Nur ein bischen Geduld, mein Lieber. Soll ich gleich mit der Thüre ins Haus fallen? Ist es nicht unumgänglich nöthig, daß ich dich mit diesen Details bekannt mache?“

„Nun, meinetwegen. Fahre fort.“

„Dieses seltene Exemplar von einem Archivar wohnt mit seiner einzigen Tochter, mit seiner einzigen Schwester und seiner einzigen Magd am äußersten Ende der Rue d'Amsterdam, im vierten Stocke, Nr. 187. Seine Wohnung besteht aus einem Salon und zwei Zimmern, deren Fenster...“

„Nein, bei Gott, es ist nicht mehr zum Aushalten! Adieu, Chingru, ich gehe.“

„Deren Fenster die Aussicht auf einen Complex von Bauplätzen haben, die zusammen 10,000 Metres betragen. Aber du bist noch nicht fort, van Ostade? Du stehst noch immer da?“

Digitized by Google

„Muß ich nicht, wenn ich mit dir noch zu Etwas kommen will?“

„Ach, du willst also zu Etwas kommen? Zu der Million, nicht wahr? Nun gut. Diese 10,000 Metres, jede zu 100 Franken gerechnet, gibt einen Totalwerth von einer Million; du wirst dies nicht läugnen, nicht wahr, mein lieber Terburg, oder ich müßte bezweifeln, ob du je rechnen gelernt hast. Es steht also fest: 10,000 Metres zu 100 Franken macht eine Million, und diese 10,000 Metres, diese Million, mein bester Dow, sind das Eigenthum, und zwar das schuldenfreie Eigenthum des Herrn Gaillard.“

„Aber wie reimt sich dies zusammen? Ein einfacher Beamter und ein solches Vermögen? Ein Actenmensch und ein Millionär?“

„Herr Gaillard ist Actenmensch aus Liebhaberei, aus Gewohnheit; überdies bezieht er aus seiner Million bis jetzt nicht einen Sou Zinsen, er ist also darauf angewiesen, von seinem Gehalte zu leben.“

„Aber dein Herr Gaillard muß ja ein Narr sein! Wie kann man eine Million nutzlos liegen lassen? Hat er sie etwa auf eine unrechtmäßige Weise erworben, und befürchtet er, sich durch einen größeren Aufwand zu verrathen?“

„Gott bewahre! Man stiehlt ein Portefeuille, welches eine Million enthält, so etwas kann vorkommen; aber man stiehlt kein Grundstück von 10,000 Metres Umfang. Man würde dazu eine verdammt große Tasche brauchen. Nein, Herr Gaillard erwarb sich sein Capital auf die ehrlichste Weise von der Welt. Im Jahr 1830, gleich nach der Julirevolution, erbte er von einem Onkel in Narbonne 75,000 Franken. Herr Gaillard suchte für sein Geld eine gegen die Stürme der Revolution gesicherte Anlage und entdeckte diese allerliebsten Bauplätze, von welchen damals der Meter 7 Franken werth war. Der Handel hatte keine Schwierigkeiten. 70,000 Franken für Grund und Boden, 4000 Franken für den Notär und 1000 für Stempel und Taxen, damit war die Sache erledigt und in klingender Münze bezahlt.“

„Und Herr Gaillard dachte nie an das Wiederverkaufen? Oder fand er dafür keine Käufer?“

„Du hast die üble Gewohnheit, immer zwei Fragen auf ein Mal an mich zu richten, und ich kann doch immer nur zuerst eine und dann die andere beantworten. Also hinsichtlich seiner Lust, wiederzuverkaufen, gibt noch heute die Tafel Zeugniß, auf welcher mit großen Buchstaben zu lesen ist: Hier sind Grundstücke zu verkaufen. Und was die Käufer betrifft, so darfst du mir glauben, daß es daran nie fehlte. Schon am andern Tage, nachdem der Verkaufscontract unterzeichnet war, bot man ihm um 10,000 Franken mehr. „Recht so“, sagte da Herr Gaillard zu sich selbst, „ich sehe, daß ich keinen schlechten Kauf gemacht habe.“ Und er behielt seine Grundstücke. Als nach ein paar Jahren die Bahn von St. Germain projectirt wurde, bot ihm ein Speculant 200,000 Franken. Herr Gaillard kratzte sich an seiner Nase (es ist dies die einzige üble Gewohnheit, die ich an ihm kenne) und gab zur Antwort, daß seine Frau nicht verkaufen wolle. Im Jahre 1842 starb seine Frau, und eine Gasbeleuchtungsgesellschaft machte ihm das verführerische Offert von einer halben Million. „Bah,“ sagte er nun, „habe ich zwölf Jahre gewartet, kann ich noch länger warten. Ich sehe ja mit Vergnügen, was die Zeit für mich thut. Soll ich sie in ihrer Arbeit stören? Nein, wenn meine Tochter einmal in das Alter kommt, sich zu verheirathen, dann wollen wir sehen.“ 1850 erreichte seine Tochter ihr zwanzigstes Jahr, ein herrliches Alter! Das Grundstück aber erreichte einen Werth von 800,000 Franken, ein herrlicher Preis! Aber nun hat sich Herr Gaillard so daran gewöhnt, das Eine und Andere zu behalten, daß es ziemlich schwer sein wird, ihn zum Losschlagen zu bewegen. Will man ihm begreiflich machen, daß wenn einerseits die Grundstücke durch das Zuwarten gewinnen, andererseits seine Tochter dabei verliert, so hält er sich die Ohren zu und läuft auf sein Bureau, um sich durch die angenehme Musik seiner kratzenden Federn zu zerstreuen.“

„Und seine Tochter?“

„Langweilt sich so herzlich, daß es zum Erbarmen ist.“

„Sieht sie Niemand bei sich? Empfängt sie keine Besuche?“

„Keinen Menschen. Ein alter Notär aus der Provinz und 5 oder 6 alte Actenwürmer

Digitized by Google

sind alles, was ihr Vater empfängt. Daß er in einer Wohnung von drei Zimmern keine Bälle gibt, ist begreiflich. So lebt sie isolirt und hat bisher keinen andern präsentabeln Menschen im Hause gesehen als mich."

(Fortsetzung folgt.)

Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Der Bergamaske sagt: „Schwiegermutter und Schwiegertochter stehen nur gemalt gut zusammen." Der Deutsche gibt selbst das nicht zu, indem er sagt: „Eine Schwieger und Sohnes-Frau sollte man nicht zusammen malen." Denn, wie der Araber spricht: „Die Schwiegermutter ist gegen die Schwiegertochter, die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter zum Verdacht geneigt," und im häuslichen Leben sind (Toskanisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter Hagel und Gewitter." (Venetianisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter keifen immer zusammen." (Lombardisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter essen einander auf." In Egypten bezeichnet man daher mit dem Namen chamat (Schwiegermutter) jede Verwandte, die man nicht leiden kann, und der Albanese fürchtet selbst das Wohnen in der Nähe der Schwiegermutter, indem er sagt: „Die Schwiegermutter nahe bei der Thür ist wie der Mantel beim Dornbusch." Was mag nun die Ursache zu diesem für einen Mann höchst unerquicklichen Mißverhältniß sein? Die Deutsche sagt es, dem lateinischen Spruche wörtlich folgend: „Die Schwieger weiß nicht, daß sie Schnur gewesen." Freilich klagt die Spanierin: „Als ich Schwiegertochter war, hatte ich keine gute Schwiegermutter, und als ich Schwiegermutter war, hatte ich keine gute Schwiegertochter," und die Deutschen behaupten: „Sohnes Weib haßt Mannes Mutter," aber im Allgemeinen scheint doch das Sprüchwort der Schwiegermutter das größere Unrecht beizumessen, denn es heißt (Serbisch:) „Jede Schwiegermutter verabscheut die junge Frau." (Deutsch:) „Die Schwieger liebt nie die Schnur." (Russisch:) „Die böse Schwiegermutter hat auch hinten Augen," und etwas derb:

(Deutsch:) „Schwieger,
Tiger;"
„Schwiegermutter,
Tigermutter;"
„Schwiegermutter,
Teufels Unterfutter,"

oder, wie man am Rhein und in Westphalen sagt: „Des Mannes Mutter, der Frauen Teufel." Ja, vermag sie es, so begnügt sie sich sogar nicht damit, der Schwiegertochter das Leben schwer zu machen; sie sucht auch, sie aus dem Hause zu entfernen, wenn nämlich das deutsche Sprichwort Recht hat:

„Drei Dinge sind nicht Eins im Haus:
Zwei Hahnen und die Katz' und Maus;
Die Schwieger jagt die Schnur hinaus."

Darum ist (deutsch, dänisch, schwedisch:) „Die beste Schwiegermutter auf der Gänseweide," oder: „Die beste Schwiegermutter die, welche einen grünen Rock anhat,"*) und wie der Spanier sagt: „Nur Die ist gut verheirathet, welche weder Schwiegermutter, noch Schwägerin hat." Die Nubier haben deßhalb gesetzlich bestimmt, daß von dem Tage an, wo ein Mann sich verheirathet, seine Schwiegermutter ihr ganzes Leben hindurch kein Wort mehr mit ihm reden darf. In Hindostan allein scheint das Sprichwort der Schwiegermutter Recht zu geben. Es sagt: „Die Schwiegermutter ist nach ihrem Dorfe gegangen, und die junge Frau fragt: „Was soll ich essen?" „Die Schwiegermutter hat nicht einmal Beinkleider, und die junge Frau verlangt ein Zelt und Schirme." „In der Gegenwart der Schwiegermutter, was ist da der Rang der jungen Frau?" „Die Magd der Schwiegermutter ist die Sclavin von Allen." Nur zwei Sprüche sind zu Gunsten der jungen Frau; im ersten bittet sie selbst: „Schwiegermutter, behandle mich nicht schlecht, es ist eine von dir, die ebenso behandelt werden könnte," d. h. die eigene Tochter, wenn sie heirathet. Und im zweiten heißt es: „Die junge Frau, die schüchtern ist, kann Hungers sterben" (indem sie nämlich die Schwiegermutter um Nichts zu bitten wagt).

*) (Neugriechisch:) „Meine Schwiegermutter starb und dadurch wurde mir der Winkel (Wohnung) weit."

Digitized by Google

An Frl. J. E. in K.....

In Deiner Nähe, Kind, da ist gut sein.
O fühltest Du's, es wär' mein einzig Streben,
Hier Niemand sonst mich ganz dahin zu geben
Als Dir allein! —

Nimm hin dies Herz, das ich Dir möchte weih'n,
Nimm's ungetheilt, nichts Bess'res kann ich geben
Als dieses Herz, das nur vermag zu leben
Bei Dir allein! —

An Deiner Seite will ich leiden,
Rastlos im Berufe streiten,
Bis 's Lebensschifflein untersinkt;

An Deiner Seite möcht' ich sterben,
Neuvoll den Himmel erben,
Aus dem der Vater freundlich winkt.

Fr..... 7. März 1860.

Gemeinnütziges.

Steinkohlen zu netzen hat nur bei Schmieden den Zweck, die Hitze in eine Kruste einzuschließen, intensiver zu machen; bei Gries das Durchfallen der Kohle zu verhindern. An Wärme wird aber dabei immer verloren, nämlich genau so viel, als zur Verdampfung des Wassers erforderlich ist.

Verschiedenes

In dem Gewölbe „zur Hutmaschine" in der Kärntnerstraße in Wien kaufte am 21. Oct. früh eine Frau einen Männerhut und ließ gegen einen kleinen Nachlaß am Preise einen alten Filz zurück, den sie wegen der Bemessung der Kopfweite mitgebracht hatte. Als der Hutmacher Herr Flebus nach der Entfernung der Frau den zurückgelassenen Hut untersuchte, war er nicht wenig erstaunt darüber, in dem Futter zwischen Filz und Schweißleder drei neue Zehngulden-banknoten zu finden. Es wurden nun allerlei Vermuthungen gemacht, wie das Geld in den Hut gekommen sein konnte; aber erst am späten Abend löste sich das Räthsel. Ein Herr stürzte in höchster Aufregung in das Gewölbe und verlangte den alten Hut, wobei sich herausstellte, daß der letztere die geheime Kasse jenes Herrn war, in der er kleine Baarschaften zu Nebenausgaben vor den Argusangen seiner ihn scharf controlirenden Ehehälfte zu verbergen suchte.

Auch eine Wahlrede. Wörtlich nachgeschrieben. (Klabd.) Meine Herren! Was heißt Jeschichte? — Daß wir draus was lernen sollen! — Was haben wir draus gelernt? — Jar nischt. — Beweis: Diese Versammlung! Denn wie war's 48? Janz so wie heute. Jeschrieben und jesprochen, jesprochen und jeschrieben! — Waschlappen und Compagnie — Was kam? — Wrangel kam und — handelte. — Manteuffel kam und — handelte. — Hinckeldey kam und — handelte. Das heißt: sie setzten ab und setzten ein und setzten aus. Und wenn Einem die Concession jenommen und einem Andern jejeben wurde, was sagte die preußische Justiz? Sie sagte: Hinckeldey hat's jejeben, Hinckeldey hat's jenommen, Hinckeldey wird jelobt! Nun, meine Herren, noch sechs Monate, und wir sind wieder so weit. Wer's nicht jlaubt, zahlt acht Groschen an die deutsche Flotte, wie ich anno 48 — und erfährt nie, was draus jeworden ist. Darum, meine Herren, sage ich jar nischt mehr; denn sonst bin ich aufjeschrieben und sie schließen mir am Ende wieder wie anno 49 mein Jeschäft. Gründe: Concessions-Entziehung. Zweite Instanz: Ausjewiesen. Also, meine Herren, haben Sie die Jefälligkeit und schmeißen Sie mir 'raus, damit ich mir später darauf berufen kann; denn ich bin Familienvater und heiße — Müller.

Räthsel.

Ohne Schiff und ohne Mast,
Ohne Segel, ohne Brücken,
Trag' ich deines Körpers Last
Schnell auf blauer Fluthen Rücken.
Nicht zum Sitzen, nein, zum Stehen
Ist mein Fahrzeug nur gemacht.
Du mußt stehen, schweben, gehen,
Sonst nimm deinen Kopf in Acht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 4. Donnerstag, den 9. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Keine geringe Entschädigung für ihre sonstigen Entbehrungen," meinte Henri Tourneur lachend. „Aber sage," fügte er hinzu, „sie ist wohl häßlich wie die Nacht?"

„Sie ist im Gegentheil göttlich schön, das kann ich dir versichern."

„Hat sie einen menschlichen Namen? Ich sage dir gleich im Voraus, wenn sie Emphrosine heißt, oder . . ."

„Rosalie . . . hast du an diesem Namen etwas auszusetzen?"

„Nein. Rosalie . . . Rosalie ist kein übler Name, er klingt weich, fast poetisch. Aber um so weniger wird er vielleicht für sie passen, denn sie ist wohl recht linkisch, recht albern, ohne Bildung, ohne Erziehung?"

„Wieder fehlgeschossen, mein Freund. Rosalie ist eine Künstlerin, wie du und ich."

„Die Zusammenstellung ist schmeichelhaft, aber nicht für mich, sondern für dich."

„Hochmüthiger!... Doch lassen wir das. Rosalie geht nicht in den Louvre, um Gemälde zu copiren, sie spielt weder Klavier noch sonst ein Instrument, aber sie versteht die Malerei, sie fühlt die Musik, wie der, der sie erfand. Im Uebrigen ist sie die weibliche Grazie, die Liebenswürdigkeit, die Unschuld selbst. Sie ist nach strengen Grundsätzen erzogen. Sechs Mal im Jahre Theater-Concerte während der Fasten, Bälle keine und Privatgesellschaften nur zwei oder drei im Winter, sind die Unterhaltungen, die ihr Herr Gaillard gestattet."

„Du machst mich in der That begierig, sie kennen zu lernen. Wann stellst du mich ihr vor?"

„Morgen, wenn du willst. Ich habe ihr ohnehin schon Einiges von dir gesagt."

„Zum Beispiel?"

„Daß du der Einzige von unsern großen Malern bist, von dem ich noch kein Bild besitze."

„Ich will dir eines am Tage nach der Hochzeit malen."

„Ich werde dich beim Wort nehmen."

„Wann gehen wir hin?"

„Um zwei Uhr. Um diese Zeit ist es am schicklichsten, da wir gewiß sein dürfen, den Vater nicht zu Hause zu treffen. Du kommst natürlich, um ein Loos von den Bauplätzen zu kaufen."

„Willst du, daß ich dich abhole?"

„Nein, nein, ich danke. Ich bin nie zu finden. Ich werde bei dir vorüberkommen und dich mitnehmen. Wüßtest du denn nur, wo ich wohne?"

„Ich erinnere mich in der That nicht mehr genau."

„Dacht' ich mir's doch. Nun, tröste dich mit meinen anderen Freunden, es geht ihnen auch nicht besser als dir. Ich wohne eigentlich gar nicht, so wenig bin ich zu Hause."

„Also Adieu."

„Auf Wiedersehen."

Herr Chingru, ein Mann ohne bestimmten Beruf und ohne bekanntes Domicil, ist was man im gewöhnlichen Leben die Pest des Ateliers zu nennen pflegt. Sein Talent besteht darin, sich bei den Künstlern einzudrängen, ihnen ins Gesicht Schmeicheleien zu sagen und hinter ihrem Rücken bei dem Einen über den Andern zu schimpfen, sich mit ihnen auf Du und Du zu setzen und dort und da eine Skizze zu erbeuten, die man ihm gewöhnlich läßt. Ohne selbst Künstler oder

Digitized by Google

Kritiker zu sein, hat er doch die Nase eines Kunstkenners und wittert ziemlich richtig die Vorzüge oder Fehler aus, die an einem Bilde zu finden sind. Henri Tourneur hatte ihm nie etwas gegeben und zwar aus Gründen: wenn man seine Bilder verkaufen kann, warum sie denn verschenken? Aber Henri nahm sich vor, ihn reichlich zu belohnen, wenn die besprochene Heirath zu Stande gebracht werde.

Beide waren exact beim Rendezvous, und es schlug zwei Uhr im Bahnhofe der Rue St. Lazare, als Chingru bei Herrn Gaillard die Glocke zog. Es war Rosalie selbst, die ihnen öffnete. Die alte Tante war mit der Köchin auf dem Markte.

Rosalie ließ die beiden Herren in den Salon eintreten, erwiderte mit einem freundlichen Lächeln Chingru's Frage nach dem Befinden ihrer Familie, ließ sich Tourneur vorstellen, wie einen Mann, von dem man schon viel Rühmliches gehört hat, und nahm mit liebenswürdiger Nachsicht dessen fingirte Erklärung entgegen, daß er gekommen, um mit ihrem Herrn Vater zu sprechen, da er von den Bauplätzen ein halbes Loos zu kaufen wünsche.

Rosalie kannte die Bedingungen nicht, unter welchen ihr Vater verkaufen würde, und wußte also darüber keinen Aufschluß zu geben; dafür brachte sie aber einen lithographirten Plan der Grundstücke, welchen Henri auf einen oder zwei Tage mitnehmen zu dürfen bat und den er persönlich wiederzubringen versprach, um dann mit Herrn Gaillart weitere Rücksprache zu nehmen.

Die Unterredung hatte zehn Minuten gedauert, als der Maler ganz geblendet wieder ging.

„Nun," fragte ihn Chingru auf der Treppe, „wie fandest du sie?"

„Bei Gott!" rief Tourneur, „mir flimmert's vor den Augen. Es ist, als hätte ich eine Reise nach Italien gemacht."

„Da ist deine Täuschung so arg nicht. Rosalie ist eine halbe Römerin, wenigstens behauptet Herr Gaillard, daß seine Familie römischen Ursprungs sei. Man würde ihn tief kränken, wenn man darthun wollte, daß sein Name weiter nichts als ein französisches Adjectivum ist, denn er kann dir geschichtlich nachweisen, daß es sich anders verhält. Er zeigt dir schwarz auf weiß, daß es in den römischen Heeren Soldaten gab, die nach ihrer Kopfbedeckung, galea der Helm, galearii, die Helmträger genannt wurden, und von galearius leitet er Gaillard ab. Aber du hörst ja gar nicht auf mich!" Henri war vor dem Hause stehen geblieben und sah nach den Fenstern des vierten Stockes.

„Gib dir keine Mühe," fuhr Chingru fort. „Ihre Fenster gehen auf die Rückseite hinaus. Sie ist also nach deinem Geschmack?"

„Das ist kein menschliches Geschöpf, Chingru, das ist eine Göttin! Ich erwartete mir eine Eugenie Grandet, ein armes, durch Entbehrungen abgemagertes und durch Langeweile ausgetrocknetes Gerippe, statt dessen finde ich eine Juno! Ich hätte sie mir nie so groß, nie so schön gebaut, nie so reich an Reizen und von einer so blendenden, lebensfrischen Farbe gedacht. Du sagst, sie sei 25 Jahre alt? Ja, sie muß so alt sein, es ist dies für die Frauen das Alter der Vollkommenheit. Alle griechischen Statuen sind 25 Jahre alt."

„Brrrr! Du flatterst ja auf wie eine Kette Rebhühner! Aber hast du ihre Augen gesehen?"

„Wie kannst du nur so fragen? Ich habe Alles gesehen: ihre großen, feurigen Augen, ihre schönen braunen Haare, ihre herrlich gezeichnete Nase, ihren edel geformten Mund mit den vollen, kirschrothen Lippen, ihre kleinen transparenten Zähne, ihre rosigen Hände und runden, fleischigen Arme, ihr handlanges und fingerbreites Füßchen, ihr kleines, zierliches Ohr."

„Alle Teufel, ich sehe, daß du sie förmlich auswendig gelernt hast. Wenn es kein Strohfeuer ist, mein bester Henri, welches so hoch in dir emporlodert, so ist's um dich geschehen!"

„Ich war in förmlicher Entzückung über ihren Anblick," fuhr der Maler fort. „Ich hörte mich selbst nicht mehr sprechen, ich wußte nicht mehr, wo ich war, wenn nicht im Himmel, da ich einen wahren Engel vor mir sah."

„Außer ihrem Anblick gibt es aber noch einen andern, in seiner Art nicht minder reizenden. Komm' mit, es gibt noch Etwas zu sehen."

„Was denn?"

Digitized by Google

„Die Grundstücke."

„Was ist mir an den Grundstücken gelegen? Sie sei ohne einen Sou und wolle mich, so heirathe ich sie!"

„O genire dich nicht, mein Lieber, wenn dir die Grundstücke zu viel sind, so gib sie mir. Ich bedaure es ohnehin täglich, daß ich nicht Grundbesitzer bin."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jahre 1812.

Der nachstehende Vorfall, welchen wir einem englischen Blatt, dem Chambers Journal, entnehmen, liefert einen neuen Beleg dafür, mit welcher Rücksichtslosigkeit Napoleon I. die deutschen Fürsten behandelte.

Im Frühling des Jahres 1812, unmittelbar vor dem verhängnißvollen Feldzug nach Rußland, befand sich der französische Kaiser in Dresden. Er hatte dahin alle seine Verbündeten entbieten lassen. Am 5. Mai, dem Geburtstag des Königs von Sachsen, sollte im königlichen Schlosse ein großes Gastmahl stattfinden. Die Versammlung bot einen ungemein glänzenden Anblick. Es waren anwesend die Könige von Preußen, Bayern und Württemberg, fast sämmtliche Fürsten des Rheinbundes, Murat, der König von Neapel, und die meisten französischen Marschälle. Die Hauptperson, der Kaiser, ließ lange auf sich warten. Endlich öffneten sich die Flügelthüren und gefolgt von seinem Wirthe, dem König von Sachsen, trat er ein, die ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Versammlung mit leichtem, gleichgiltigem Kopfnicken erwidernd.

Man begab sich in den sogenannten weißen Saal, wo die Tafel gedeckt war. Man hatte sich eben niedergelassen und die Suppe wurde herumgereicht, als ein Adjutant eintrat, auf den Marschall Berthier zuging und ihm etwas ins Ohr sagte. Dieser, der bekanntlich dem Generalstabe vorstand, erhob sich hierauf und ging hinaus. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück mit einer offenen Depesche in der Hand, die er vor dem Kaiser auf den Tisch legte.

Napoleon nahm das Papier auf, überflog es und indem er es mit Ungestüm auf die Tafel warf, rief er mit lauter gebietender Stimme, die von einer fast drohenden Geberde begleitet war: „den Nachtisch!" (le dessert!)

Alle Anwesenden, mit Ausnahme der Franzosen, welche das Gebahren ihres Gebieters schon kannten, waren eine Zeit lang wie vom Donner gerührt. Napoleon erhob das Haupt und warf einen unbeschreiblichen Blick auf die Abkömmlinge der ältesten Herrschergeschlechter von Europa, einen Blick, worin sich der Hochmuth des Jacobiners und Emporkömmlings zugleich abspiegelte. Dann wiederholte er mit einer lochfahrenden Bewegung in wildem, zornigem Ton seinen früheren Befehl. Die kaum berührte Suppe wurde hierauf weggenommen und der Nachtisch aufgesetzt. Napoleon aß davon einige Bissen, dann stieß er seinen Stuhl zurück und gab so das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben sei.

Was die Depesche, die den Anlaß zu diesem kaum zu bezeichnenden Verfahren gab, enthielt, hat Niemand erfahren. Aus einem gewissen schadenfrohen Lächeln, mit dem Berthier dieselbe vor seinem Herrn niederlegte, wollten aber Einige schließen, daß der ganze Auftritt schon vorher in Scene gesetzt war. Napoleon liebte es bekanntlich, seine Uebermacht durch effectvolle Auftritte zur Schau zu stellen. Neun Jahre später an demselben Tage starb er einsam und verlassen auf dem Felseneiland des atlantischen Oceans.

Denksprüche.

Ein Weg führet zum Leben, hinaus der Wege so viele;
Dennoch für zeitliches Gut waget es täglich der Mensch.

Schön zu geben ist schwer, und nöthig ist oft das Verweigern.
Schöne Weigerung ist schon ein halbes Geschenk.

Dem Gebot gehorchen kann nur Größe bringen,
In dem Ungehorsam liegt das Nichtgelingen.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Adolph Glasbrenner veröffentlicht in der „Berliner Montagszeitung" einen Neujahrswunsch, dem wir folgende Stellen entnehmen: Du neues Jahr 1862, sei ein Jahr des Lichtes, der Liebe und des Schaffens! Bringe den Menschen die Krone des Lebens und lasse die Kronen dieses Lebens menschlich sein. — Lasse die Reichen arbeiten und die Arbeitenden reich werden. — Gib den Glücklichen mehr Erbarmen und nimm dagegen den Erbärmlichen das Glück. — Setze dem Ueberfluß Gränzen und lasse die Gränzen überflüssig werden. — Nimm den Wucherern das Getreide und lasse dafür das Getreide wuchern. — Verkürze die Prozesse, aber nicht das Recht. — Nimm den Ehefrauen ihr letztes Wort und erinnere dagegen die Ehemänner an ihr erstes. — Gib den Schwindsüchtigen eine feste Constitution und nimm dagegen unsern Constitutionen die Schwindsucht. — Verwandle unsere Helden in Bürger und unsere Bürger in Helden. — Lasse die Leute kein falsches Geld machen, aber auch das Geld keine falschen Leute. — Gib uns für die frommen Orden ordentliche Fromme. — Nimm den Rentiers die hohen Interessen und schenke ihnen dafür höhere. — Nimm uns die Schutzzöllner und beschütze uns dagegen vor den Pharisäern. — Lasse die Weiber nicht so viel Staat machen und die Männer dagegen einen größeren. — Lasse die Höfe mehr Rath annehmen und weniger Räthe. — Lasse die Hüte von besserem Filz machen und behüte uns besser vor Filzen. — Bessere solche Beamten, die wohl feil, aber nicht wohlfeil, und wohl thätig, aber nicht wohlthätig sind. — Mache alle blinde Hessen sehend und —. — Gib den Weisen Macht und den Mächtigen Weisheit. — Schenke den Fröhlichen Wein und den Weinenden Fröhlichkeit. — Sorge dafür, daß wir Alle in den Himmel kommen, aber noch lange nicht!

Ueber die Heirathsausstattung der Tochter des millionenreichen griechischen Gesandten in Wien, Barons Sina, die einen österreichischen Offizier, Grafen Wimpffen, heirathet, wird geschrieben: Um sich einen Begriff von der Großartigkeit dieser Ausstattung zu machen, dürfte die Mittheilung genügen, daß seit drei Monaten 105 Näherinnen durch eine Leinwäschhandlung am Graben beschäftigt werden, um die Weißwäsche für die Braut anzufertigen. Die Arbeiten müssen bis Mitte Januar vollendet sein. Die ganze Ausstattung wird öffentlich zur Besichtigung ausgestellt werden.

Kaufmännische Fragen und Antworten.

Was ist die erste Pflicht eines Kaufmannes?
Stets die höchsten Interessen zu nehmen und zu vertheidigen.

Wie muß ein Kaufmann politisch gesinnt sein?
Loyal. Er muß den Sovereign höher schätzen als den Thaler.

Muß der Kaufmann stets den kürzesten Weg einschlagen?
Ja, aber wenn er einen Zoll umgehen kann, darf er den längsten Weg nicht scheuen.

Welchen Satz muß der Kaufmann stets im Auge haben?
Den Umsatz.

Muß der Kaufmann feindlich gesinnt sein?
Ja, er muß immer etwas herausschlagen.

Gilt beim Kaufmann der Grundsatz: Was Einem recht, ist dem Andern billig?
Nein, was ihm billig ist, soll dem Andern theuer sein.

Was hat der Handelsstand mit dem Militär gemein?
Daß das „Kommis-Brod" oft sehr sauer ist.

Wie soll der Kaufmann rechnen?
Stets so, daß er nicht in die Brüche kommt.

Wie soll der Kaufmann über stehende Heere denken?
Ihm soll lieber eine gute Compagnie sein, als ein ganzes Heer.

Auflösung des Räthsels in Nr. 3:
Die Schlittschuhe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 5. Samstag, den 11. Januar **1862.**

Der Hammer.

Sehen wir das Licht der Welt
Vor den Augen dämmern,
Hebt der Hammer in der Brust
Leise an zu hämmern.

Vor des Kindes Augen tritt
Ersten Frühlings Leben —
Und das Hämmerlein beginnt
Stärker sich zu heben.

Zu dem Jüngling spricht von Lieb'
Leis ein Mund, ein trauter,
Tief im Busen hämmert's fort,
Lauter, immer lauter.

Auf der Stirn des Mannes glüht
Wilden Zornes Kochen,
Stärker, immer stärker wird
Jenes Hammers Pochen!

Immer, immer pocht er fort,
Immer unermüdet,
Bis er unsre weiche Brust
Eisenhart geschmiedet.

Daß sie Alles, Lust und Qual,
Ruhig kann ertragen! —
Pocht er sie nicht hart wie Stahl,
Muß er sie zerschlagen!

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Als Herr Gaillard von seinem Bureau nach Hause kam, erzählte ihm Rosalie, daß Herr Chingru einen jungen Maler, Herrn Henri Tourneur, gebracht habe, der angeblich wegen der Bauplätze gekommen sei; daß sie Herrn Tourneur den Plan mitgegeben habe und daß er wiederkommen werde, um die Sache des Näheren zu besprechen. „Aber," fügte sie lachend hinzu, „ich wollte wetten, daß ihm ganz andere Dinge als die Bauplätze im Kopfe stecken, denn er hat nur mich angesehen und sprach, ohne zu wissen was er sagte. Nebenbei muß ich auch bemerken, daß er mir viel zu comme-il-faut für einen einfachen Liebhaber von nichts Anderem als Grundstücken vorkam."

Herr Gaillard zog seine Augenbrauen nicht zusammen, er behielt seine freundliche Miene bei und kratzte sich in aller Gemüthsruhe an seiner Nase, die er sehr schön hatte, indem er erwiderte: „Herr Chingru soll sich um seine Sachen kümmern und nicht um fremde. Ich werde morgen früh dem Herrn Maler meinen Plan abverlangen und ihn fragen, was er denn eigentlich von uns will."

2.

Am andern Morgen um 8 Uhr zog Henri eben seinen Malerkittel an, als Schneemann einen sehr langen, hageren, höflichen, beinahe schüchternen und mit einem Prachtexemplar von einer Nase ausgestatteten Herrn einführte: es war Herr Gaillard. Er setzte sich und erklärte nicht ohne große Umschweife, daß seine Grundstücke zur größeren Bequemlichkeit ein für alle Mal in bestimmte Loose abgetheilt seien; daß es ihm außerordentlich leid thue, ein Loos nicht nochmals in zwei Hälften theilen zu können, da jedes Loos nur 15 Metres Front habe, und daß es besser erscheine, die Sache liegen zu lassen, wenn Herr Tourneur nicht in der Lage sei

Digitized by Google

oder keine Lust habe, ein ganzes Loos, vorbehaltlich des Wiederverkaufes der einen Hälfte, an sich zu bringen.

„Mein Herr," erwiderte der Maler fast eben so befangen wie Herr Gaillard, „ich verstehe mich weder auf Käufe noch auf Verkäufe. Ich habe in solchen Dingen keine rechte Erfahrung, denn ich bin, wie Sie sehen, Maler. Herr Chingru . . . aber warum soll ich nicht offen mit Ihnen sprechen? Lassen Sie mich aufrichtig sein, obwohl das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, sich nicht so leicht sagen läßt. Sie sind nicht nur Grundbesitzer, mein Herr, sondern Sie sind auch Vater. Nun habe ich von Ihrer Fräulein Tochter so viel Rühmliches gehört, daß mir der unwiderstehliche Wunsch gekommen ist, sie kennen zu lernen und zu sprechen. Ich nahm Ihre Bauplätze zum Vorwand und wählte zum Hingehen eine Zeit, wo ich Fräulein Rosalie allein zu finden hoffte. Ein günstiger Zufall gönnte mir die Ehre, zehn Minuten lang mit ihr zu sprechen; ich fand sie wunderbar schön und von ausgezeichneter Bildung, und da Sie nun selbst zu einer Unterredung gekommen sind, um die ich Sie noch heute oder morgen gebeten hätte, so gestatten Sie mir, Ihnen ganz einfach zu sagen, daß ich kein höheres Glück kennen würde, als die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu erhalten."

Herr Gaillard fuhr mit einer raschen Bewegung der Hand an seine Nase.

„Ich weiß recht gut," fuhr Henri Tourneur fort, „wie sonderbar Ihnen ein so directes und unvorbereitetes Ansinnen erscheinen muß. Sie kennen von mir weiter nichts als höchstens meinen Namen. Erlauben Sie mir daher, daß ich ein bischen von mir selbst spreche. Ich bin 35 Jahre alt. Das Publikum liebt meine Malerei und bezahlt sie sehr theuer. Ich habe in einem Zeitraume von 5 Jahren 50,000 Franken zurückgelegt und mir dieses Meublement hier angeschafft, welches ungefähr eben so viel werth ist. Ich kann mich über Bestellungen im Betrage von 80,000 Franken ausweisen, die ich, ohne mich sehr anstrengen zu müssen, bis zum 1. Januar 1857 realisiren werde. Das ist mein Activum, wie sich mein Vater ausdrücken würde; was das Passivum anbelangt, so habe ich nicht einen Centime Schulden. Zu meinem Activum könnte ich noch das Vermögen meines Vaters zählen, 10,000 Franken im Handel ehrlich erworbene Renten, aber ich erwähne dessen nur beiläufig, da es zwar zur Sache gehört, ohne daß ich aber darauf reflectire. Mein Vater hat sich daran gewöhnt, mich meinen Arbeiten zu überlassen, ohne mich zu unterstützen; es versteht sich also von selbst, daß ich ihn nicht mit der Bitte um eine Aussteuer behelligen werde. Was Sie betrifft, Herr Gaillard, so werde ich, wenn Sie mir die Ehre erweisen, mich mit der Hand Ihrer Fräulein Tochter zu beglücken, Sie bitten, Ihr ganzes Vermögen zu behalten und damit zu machen, was Sie wollen; mein Verdienst wird ausreichen, meine Frau und meine Kinder zu ernähren. Ich verhehle mir nicht, daß diese Bedingungen die Ungleichheit unseres Vermögens nicht heben. Um dies zu können, müßte ich entweder reicher, oder Sie müßten ärmer sein; aber ich verstehe mich nicht auf die Kunst, in einem Tage reich zu werden, und bin nicht egoistisch genug, um Ihren Ruin zu wollen. Was ich Ihnen jedoch versprechen zu können glaube, ist, daß ich an dem Tage, wo Ihre Fräulein Tochter in den Besitz Ihres Vermögens treten wird, es zu einer hinreichenden Wohlhabenheit gebracht haben werde, um nicht über eine ohne Arbeit erworbene Million erröthen zu müssen. Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich mich in Allem deutlich genug ausgedrückt habe."

„Ja, mein Herr," erwiderte Gaillard; „und obwohl Sie Künstler sind, machen Sie auf mich den Eindruck eines vollkommen rechtlichen Mannes."

Henri Tourneur wurde roth bis in das Weiße seiner Augen.

„Entschuldigen Sie mich," rief Rosaliens Vater lebhaft, „ich will damit über die Künstler nichts Schlimmes gesagt haben, ich kenne sie zu wenig. Ich wollte Ihnen damit nur zu verstehen geben, daß Sie mir wie ein Mann von strengen Grundsätzen, wie ein Angestellter, wie ein Notar, wie ein Kaufmann vorkommen, mit einem Worte, daß ich über Ihre Gesinnungen entzückt bin. Im Uebrigen sind Sie in Ihrer äußeren Erscheinung von der Art, daß ich glaube, Sie

Digitized by Google

würden meiner Tochter gefallen, wenn sie öfters mit Ihnen zusammenkäme. Sie hatte immer eine ausgesprochene Vorliebe für die Malerei, die Musik, die Stickkunst und wie sie alle heißen mögen, diese kleinen geselligen Talente. Ihr Alter paßt zu dem Rosaliens. Ich halte Ihren Charakter für gut; Sie sind ernst und doch auch heiter. Sie scheinen sich auf Geschäfte zu verstehen und im Stande zu sein, ein Vermögen von einigem Belange zweckmäßig zu verwalten; kurz, mein Herr, unumwunden gestanden, Sie gefallen mir, und eben deßhalb muß ich Sie bitten, bis auf weitere Bestimmung vorläufig mein Haus zu meiden."

(Fortsetzung folgt.)

Wasserfluthenchronik für den Monat Januar.

Am ersten Januar 1579 richtete eine Ueberschwemmung der Ems besonders unter dem Vieh einen solchen Schaden an, daß viele Bauern weder Kuh noch Pferd behielten, und in dem überschwemmten westphälischen Gebiete nur dreißig Pferde übrig blieben.

Am vierten und fünften Januar 1661 stand das Wasser zu Frankfurt in der ganzen Buchgasse und reichte auf dem Römerberge wie in den Jahren 1522, 1573, 1594, 1593, 1651 bis an den springenden Brunnen.

Am sechsten Januar 1572 war das Wasser der Weichsel drei Tage lang ganz roth zum großen Schrecken des Volkes. Am neunten entstand gegen Abend ein Erdbeben und fiel in der Gegend von Thorn ein Wolkenbruch, in Folge dessen sechzehn Brücken zerstört wurden und 400 Menschen das Leben verloren. In der amerikanischen Landschaft Chili wurden durch dieses Erdbeben einige Ströme in ihrem Laufe gehemmt und schwemmten ganze Dörfer hinweg.

Am 13. Januar 1546 war die Pegnitz so angeschwollen, daß in dem Spitale zu Nürnberg das Wasser den Kranken in die Zimmer drang.

Im Jahr 1682 traten vom vierzehnten Januar an in Folge anhaltenden Regens und lauer Winde, welche selbst in den Gebirgen den Schnee schmolzen, fast sämmtliche Flüsse Europa's aus ihren Ufern und richteten unsägliche Verheerungen an. In der Gegend von Nürnberg war die Pegnitz zu einem wilden See geworden und stand das Wasser in sämmtlichen Straßen der Stadt. In Bamberg ließ es von den sieben Bogen einer Brücke nur zwei stehen, und war außer den Häusern auf dem St. Michaels-, Jakobs- und Stephansberge nicht ein einziges, das ohne Schaden davongekommen. In Kitzingen fand der Schreiber eines Beamten seinen Tod, als er in den Keller geschickt wurde, um Wein zu holen, und der Keller einstürzte. In dem tiefliegenden Dorfe Frickenhausen ragte nur noch der Kirchthurm aus dem Wasser hervor und verloren Menschen und Vieh in großer Anzahl das Leben. In Eichstädt ertranken zwei Stadtpfeifer und ließen vierzehn lebendige Kinder als Waisen zurück. In Hanau stand das Wasser in der Vorstadt drei Ellen hoch, drei Fuß weniger einen Zoll höher, als auf Mathias 1458. In Frankfurt konnten am fünfzehnten die Mainthore nicht mehr geöffnet werden; man fuhr in Nachen von dem Brückhofe die Fahrgasse hinauf bis an das Gasthaus zum Krachbein; zwischen der St. Bartholomäuskirche und dem Leinewandhause über den Garküchenplatz, durch die Bendergasse über den Römerberg bis an das Barfüßergäßlein; von der Schwanenapotheke hinter dem Römer her auf den Kornmarkt und Hirschgraben bis zum weißen Hirschen und noch weiter aufwärts, ebenso in der rothen Kreuz-, Rosen-, Feder- und Blauenandgasse. Außer zwei Brückenbogen stürzte auch das Sachsenhäuser- und Unterthor ein. In Sachsenhausen selbst stand das Wasser in der ganzen Löhrgasse vom Schaumainthor bis zum Wasserweibchen, von dem ein Stück einfiel. Von der Brücke bis zum schwarzen Rappen fuhr man in Nachen. In Mainz stand das Wasser auf dem freien Platze vor dem Dome, wo der Wochenmarkt gehalten wird; hielten die Nachen an den Stufen der Liebfrauenkirche, und wurde ein mit Holz beladenes Schiff bis zu dem Brunnen an dem s. g. Rokkochhause getrieben. Aus Regensburg mußte die Reichspost auf Schiffen befördert werden.

Großen Schaden hat allenthalben auch die Elbe angerichtet, und sind z. B. in der

Digitized by Google

Gegend von Tangermünde 500 fette Schweine ertrunken; bei den Bewohnern aber, klagt der Verfasser der „Unglückschronik“, sei trotz der entsetzlichen Wasserfluthen von Buß- und Thränenwasser nicht viel wahrzunehmen gewesen.

Am 16. Januar 1300 ergoß sich bei einem fürchterlichen Sturmwinde die Westsee vier Ellen über den höchsten Dämmen in das Land, wodurch der Flecken Rungholt nebst sieben Kirchen zerstört wurden und 7600 Menschen ertranken.

Am 17. Januar 1572 hat die Pegnitz in Nürnberg die Fleischbänke auf dem Schweinmarkte zusammengerissen. In Löwen stante sich an demselben Tage die Diel, daß das Wasser 12 Ellen hoch in den Wohnungen stand, ganze Häuser einstürzten, Tische und Bänke, Kisten und Kasten umhertrieben und die Leichen aus den Gräbern gestößt wurden.

Am 20. Januar, auf Sebastiani-Tag, 1501 war die sechste sogenannte Gallenfluth, und stand zu Nürnberg das Wasser höher, als je vorher. An demselben Tage wurden 1625 fast sämmtliche Deiche in Nordfriesland beschädigt.

Am 26. Januar 1666 hat in demselben Nordfriesland eine Eisfluth großes Unheil angerichtet. Es bildeten sich wahre Eisberge, welche beim Losbrechen ganze Gebäude über den Haufen warfen.

Am 29. Januar 1651 war eine Ueberschwemmung in Hamburg und den Marschländern. Das Land zwischen Graudenz und Marienburg in Preußen war damals ein großer See. In ersterem sind 500, in letzterem etliche tausend Menschen ertrunken. Zwei ganze Dörfer wurden weggetrieben, so daß man, als das Wasser abgelaufen war, nicht mehr sehen konnte, daß kurz vorher hierselbst ein Dorf gestanden.

Gegen Ende Januar 1618 entstand am Niederrhein durch einen plötzlichen, unvorhergesehenen Eisgang eine große Ueberschwemmung. — In Catalonien hat es damals 32 Tage lang anhaltend geregnet, daß, besonders am Gebirge, viele Flecken, Klöster, Mühlen und Häuser verwüstet wurden und Tausende an Menschen und Vieh ertranken.

Gemeinnütziges.

Hr. Doctor Ozonam in Lyon will ein sicheres Mittel gegen den Croup, diese schreckliche Kinderkrankheit, entdeckt haben. Es besteht in je einem Zehntelsgramm reinem Brom und Bromkali, in hundert Gramm destillirtem Wasser aufgelöst, und in ein bis 5 Tropfen täglich je nach dem Alter, in einem schleimigen Trank löffelweise gegeben. Nach Umständen kann die Dosis verstärkt werden, doch nicht über 30 Tropfen den Tag.

Verschiedenes.

In Berlin ist eine sogenannte „Geleisevorschrifttafel“ erfunden, die den Zweck hat, den Unterricht im Schreiben bei Anfängern zu erleichtern. Die Buchstaben sind zu diesem Zweck vertieft auf der Tafelfläche hergestellt, so daß die Formen ein sicheres Geleise bilden, welches der Schüler mit dem Griffel oder Bleistift nachfahren soll. Außer anderen Vortheilen bietet diese Methode auch den, daß das Auge des Lernenden nicht mehr, wie bisher, durch die Zerrbilder der eigenen Hand irregeleitet wird. In sächsischen und württembergischen Schulen, wo diese Tafeln auf Befehl der Regierung eingeführt sind, hat diese Methode die glänzendsten Resultate geliefert, die sehr zu einer immer weiteren Verbreitung beitragen werden.

Charade.

Mein Ganzes hat die ersten Beiden
Gern überall, bekommt sie oft
Von Dem und Jenem unverhofft,
Und trägt sie hoch noch unbescheiden,
Weil gänzlich ihm der Schatz gebricht,
Um den wir Sokrates beneiden,
Und den — beinahe zu bescheiden —
Nur halb die dritte Sylb' ausspricht.
Meint ihr, es kränke sich darüber?
O solchen Schatz entbehrt es gern!
Dafür verdient es, nah und fern,
Sich für die Ersten manchen Stüber.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 6. Dienstag, den 14. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Dem jungen Maler war, als ob man ihn vom Straßburger Münster herabstürze. Herr Gaillard aber beeilte sich hinzuzufügen:

„Ich würde Ihnen das nicht sagen, wenn ich Sie für einen gleichgiltigen Menschen hielte, wie z. B. Herrn Chingru. Aber ich bin vorsichtig, mein Herr, und in Ihrem eigenen Interesse wie im Interesse meiner Tochter sehe ich mich veranlaßt, Erkundigungen einzuziehen. Ich glaube, daß Sie einer guten Aufführung pflegen, aber wenn Sie zufällig irgend ein Verhältniß hätten, wodurch später das Glück meiner Tochter beeinträchtigt würde, so sind Sie wohl der Letzte, der es mir sagen wird. Sie versichern mir, daß Sie Berge Goldes verdienen, und ich glaube Ihnen wieder, obwohl es mir sehr außerordentlich vorkommt, daß ein einziger Mensch für 80,000 Franken Bilder in 18 Monaten fabriziren können soll. Ich glaube es Ihnen, aber um mir nicht später einen Vorwurf machen zu müssen, bin ich gezwungen, nachzuforschen. Ich muß mit Ihrem Herrn Vater sprechen, um zu erfahren, ob er sich nie über Sie zu beklagen hatte; es wird auch nicht überflüssig sein, daß ich im Viertel nachfrage, ob Sie Niemanden Etwas schuldig sind."

„Mein Herr!"

„Ich glaube Ihnen, aber man hat zuweilen Schulden, ohne es selbst zu wissen. Wo haben Sie studirt?"

„Im Charlemagne-Collège."

„Gut, ich werde hingehen und mit dem Director reden. Ich mißtraue Ihnen nicht im Geringsten, mein Herr, aber ich bin vorsichtig. Das ist eine Haupteigenschaft von mir, ein Fehler, wenn Sie wollen; aber ich befand mich immer wohl dabei. Wäre ich weniger vorsichtig, so hätte ich meine Bauplätze im Jahre 36 der Compagnie von Saint-Germain verkauft, und da sehen Sie, welches Geschäft dies gewesen wäre; wäre ich ein leichtsinniger, unvorsichtiger Vater, wie es deren so viele gibt, so hätte ich im vorigen Jahr meine Tochter einem Wechselagenten gegeben, der sich heuer aufhing. Darum Geduld, junger Mann, Sie verlieren nichts dabei, wenn Sie ein bischen warten müssen. Wenn Sie meine Tochter verdienen, wie ich es glaube, so bekommen Sie sie, aber die Sache muß hübsch ruhig ihren Gang gehen. Ich bin nur vorsichtig; begleiten Sie mich nicht hinaus, ich bitte. Wäre mein Vater so vorsichtig gewesen wie ich, so stünde es mit meinem Vermögen ums Doppelte besser. Bleiben Sie, bleiben Sie bei Ihrer Arbeit, ich finde den Weg allein, ich bin vorsichtig."

Henri Tourneur brachte acht Tage damit zu, das Thema „die Pest über die Vorsicht und die vorsichtigen Leute" in allen möglichen Variationen zu wiederholen, wobei er nichts desto weniger so vorsichtig war, die Bande zu lösen, die ihn an Mellina Barui fesselten. Er schickte ihr einen Flügel um 1500 Franken, den er ihr versprochen hatte, und verbot ihr strengstens seine Thüre.

Am achten Tage kam Chingru, um ihm den Besuch des Herrn Gaillard anzukündigen. Er erzählte dem Maler, daß Rosaliens Vater ganz Paris durchrannt, daß er in allen Ministerien und namentlich in der Section der schönen Künste nachgefragt, daß er sich bei den Bilderhändlern erkundigt und sich ein ganzes Archiv von schriftlichen Zeugnissen und Mittheilungen verschafft habe, die alle über

Digitized by Google

Henri Tourneur gleich schmeichelhaft lauteten. „Er weiß Alles," versicherte Chingru, „er weiß sogar, daß du in der vierten Klasse einen Preis für deine Bearbeitung über die Organisation der römischen Colonien erhalten hast, und dies hat ihn namentlich gerührt. Mich selbst aber hat er über den kitzlichsten Punkt ausgeforscht; es ist natürlich, daß ich ihm kein Wort von Mellina sagte."

Herr Gaillard kam um halb fünf Uhr. Er eröffnete die Unterhandlung mit einem kräftigen Händedruck, der den Maler elektrisirte. „Mein lieber Freund," begann er, „ich komme aus 50 bis 60 Häusern, in denen man mir viel Gutes von Ihnen erzählt hat; nun braucht es weiter nichts mehr, als daß ich Sie aus eigener Anschauung ein bischen studire. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn Sie mit meiner Tochter etwas nähere Bekanntschaft machten, denn Sie heirathen nicht mich, wenn Sie überhaupt heirathen. Es ist unumgänglich nöthig, daß wir uns öfter sehen, dann erst läßt sich über die Sache des weitern sprechen."

Henri dankte Herrn Gaillard mit wahrer Begeisterung.

„Welche Güte, mein Herr!" rief er mit Wärme, „Sie gestatten mir also, daß ich Ihrer Fräulein Tochter den Hof mache, daß ich Sie täglich besuche?"

„Nicht doch, nicht doch! Wo denken Sie hin? Das würde ein schönes Geschwätz im Hause geben. Ein junger Mann täglich bei uns, oder vielmehr bei Rosalie, denn daß Sie meinetwegen oder wegen meiner Schwester nicht kommen, daran würde wohl Niemand zweifeln. Und wenn die Sache zu Wasser würde? Ganz Paris erführe, daß Herr Henri Tourneur die Tochter des Archivars Gaillard hätte heirathen sollen, daß er ihr den Hof gemacht, und daß aus der Hochzeit nichts geworden sei. Man würde nach dem Warum fragen, würde alle möglichen Gründe vorfinden, und meine Tochter käme in ein Gerede, von dem sich gar nicht vorauswissen läßt, wie nachtheilig es ihr wäre."

Henri konnte Herrn Gaillard nicht Unrecht geben; allein was war zu thun, wenn man sich täglich sehen wollte?

„Wissen Sie vielleicht ein anderes Auskunftsmittel, Herr Gaillard?" fragte er niedergeschlagen.

„Ich? Was soll ich wissen? Sie sind ein Künstler, ein Mann von Genie, ein Mann von Erfindungskraft. Sie sagen auch, daß Sie verliebt seien, an Ihnen ist es also, eine Idee zu finden."

„Wenn es sich nur um vier oder fünf Zusammenkünfte handeln würde," meinte Henri, „so hätten wir die Theater und Concerte, aber man kann sich mit vier oder fünf Zusammenkünften nicht kennen lernen, andrerseits kann man nicht zwei oder drei Monate lang täglich ins Theater gehen. Wie wäre es, wenn wir uns täglich auf der Promenade sehen würden?"

„Auf der Promenade? Auf öffentlichen Plätzen, vor den Augen der ganzen Welt? Wenn uns Bekannte begegnen würden, was müßten diese von uns denken?"

„Auch läßt sich unter dem Gewühl der Leute nicht gut den Hof machen," fügte Henri beistimmend hinzu. „Aber halt!" fuhr er plötzlich auf, indem er sich an die Stirne schlug. „Ich hab's gefunden! Sie wollen nicht, daß ich zu Ihnen gehe? Nun, dann gehen Sie zu mir!"

„Mein Herr, was fällt Ihnen ein? Mit meiner Tochter ich zu Ihnen?

„Warum nicht? Ich bin vor Allem Künstler und einem Künstler gegenüber kann man sich Manches erlauben, was vielleicht einem anderen Manne gegenüber unschicklich wäre. Das Atelier eines Malers ist eine Art neutraler Boden, es ist ein öffentlicher Ort, im Sommer kühl gehalten, im Winter gut geheizt, wohin man geht, so oft man will, und welches man wieder verläßt, wenn man genug hat; es ist ein Ort, wo man sich begegnet, wo man sich Rendezvous gibt, wo Jeder Zutritt hat. Ein Fremder, der nach Paris kommt, besucht die Ateliers, wie er die Kirchen, die Museen, die Nationalinstitute besucht. Er braucht hiezu nicht einmal eine Eintrittskarte, und Alles, was man verlangen kann, ist nur, daß er beim Eintreten grüßt und beim Gehen sich bedankt. Sie sehen, daß Sie mit Fräulein Rosalie ganz ungenirt kommen können, so oft Sie wollen."

„Aber wenn es so ist, wie Sie sagen, so würde ganz Frankreich und das Ausland hier vor meiner Tochter vorbeidefiliren."

„O, diesem Uebel ist leicht abzuhelfen!

Digitized by Google

Ich brauche, wenn Sie hier sind, nur meine Thüre zu verschließen."

„Immerhin müßten wir für unsere Besuche einen plausibeln Vorwand ersinnen."

„Auch das ist äußerst einfach: ich male das Porträt Ihrer Fräulein Tochter."

„Niemals, mein Herr! Wie könnte ich dies annehmen?"

„O, ich male es Ihnen nicht umsonst," erwiderte der Künstler lachend, „Sie müssen es mir bezahlen."

„Ich bin nicht reich genug, um mir eine solche Ausgabe zu erlauben."

„Bah, Sie glauben vielleicht, daß ein Porträt theuer ist?"

„Ich weiß, zu welchen Preisen Sie Ihre Gemälde verkaufen."

„Meine Gemälde, ja. Aber mit den Porträten ist es etwas Anderes."

„Wie so?"

„Ich will nicht hoffen, daß Sie ein Porträt mit einem Gemälde verwechseln?"

„Der Unterschied scheint mir in der That nicht groß."

„Im Gegentheil, Herr Gaillard, der Unterschied ist ungeheuer.

(Fortsetzung folgt.)

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

Aus dem Globus.*)

Seit länger als dreißig Jahren ist, vorzugsweise durch die englischen sogenannten Menschenfreunde und ihre Nachtreter, die nordamerikanischen Abolitionisten, in alle Erörterungen über die Frage der Negersklaverei eine große Leidenschaft hineingetragen worden. Das hat nicht gut gethan; wir sehen die Folgen dieser so in jeder Hinsicht ungerechtfertigten Aufregung. Durch sie ist vorzugsweise der große überseeische Staatenbund in Trümmer gegangen und ein Bürgerkrieg heraufbeschworen worden, der gleich von vorne herein mit einer Barbarei geführt wird, die ihres Gleichen sucht! —

Die Bestrebungen der Abolitionisten, welche unter dem Deckmantel der Philanthropie den Apfel der Zwietracht in die Welt geworfen haben, sind grundverderblich und erscheinen, von welcher Seite man sie auch ansehen möge, als ein geradezu heilloses Unglück für die weißen wie für die schwarzen Menschen in den heißen Ländern. Man darf sich darüber nicht länger täuschen: die salbungsvolle Phrase, welcher aller höhere sittliche Inhalt fehlt, darf nicht länger die Herrschaft behalten, der Fanatismus seinen verderblichen Einfluß auf die Gemüther nicht ewig behaupten. Er wird ihn einbüßen, wenn man in weiteren Kreisen sich mit den Thatsachen bekannt macht und von den Luftgebilden der Abstraction auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehrt. Ohnehin ist ja der Abolitionismus den Ereignissen gegenüber bankerott geworden. Selbst in England, das bis vor einem halben Jahrhundert der größte und unbarmherzigste Sklavenhändler der Welt war, die Neger seinen Colonien aufzwang und nachher die Negerfreundlichkeit bis zum Zerrbilde steigerte, gewinnt nun bei vielen Leuten der gesunde Menschenverstand die Oberhand. In unserem Deutschland, wo man an der wichtigen Frage nicht unmittelbar betheiligt ist, gewahren wir dieselbe Erscheinung.

Wir werden uns angelegen sein lassen, den hochwichtigen Gegenstand im Globus, wie wir glauben vorurtheilsfrei, zu erörtern. Uns liegt nur an der Wahrheit, an der wirklichen, praktischen Humanität, nicht an einer angeblichen Menschenfreundlichkeit, welche den Thatsachen gegenüber nicht Stich hält und in ein wahres Labyrinth von Jammer und Elend geführt hat.

Wenn die Erziehung der Menschen zu höherer Gesittung etwas gilt, wenn es als eine Pflicht der höher Gebildeten erscheint, für die sittliche und wirthschaftliche Entwickelung Derer zu sorgen, welche ihrer Herrschaft oder Obhut anvertraut sind, dann läßt sich ohne Mühe nachweisen, daß die Abolitionisten sich schwer an der Menschheit,

*) Unter dem Titel „Globus" erscheint seit dem 1. October im Verlag des bibliographischen Instituts in Hildburghausen in halbmonatlichen Heften eine „Chronik der Reisen und geographische Zeitung, in Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von Hermann J. Meyer." Fünf Nummern derselben liegen uns vor und empfehlen sich durch den verarbeiteten Stoff, durch reiche Illustrationen und sauberste Ausstattung.

Digitized by Google

namentlich an dem schwarzen Theile derselben, versündigen, also gerade an jenen, welchen sie nützen möchten.

Nichts liegt uns ferner, als die gegenwärtige Form der Negersklaverei vertheidigen zu wollen; wir billigen sie eben so wenig, wie die Uebertreibung, mit welcher man die Schwarzen in vielen Ländern emancipirt hat. Wo das geschah und wo sie sich selbst überlassen blieben, namentlich überall in Südamerika und in Westindien, gewahren wir eine fortschreitende Verwilderung. Das allein Richtige liegt zwischen den beiden verwerflichen Systemen, der unbedingten Emancipation und der unbedingten Sklaverei, in der Mitte. Für den Neger, der unter den großen Menschenstämmen von Anbeginn der Geschichte als der Minderjährige dasteht, und noch lange, vielleicht bis ans Ende der Tage, ein solcher bleiben wird, ist eine wohlwollende Vormundschaft von Seiten der Weißen, zwischen und neben denen er wohnt, das einzig und allein Angemessene. Er versteht mit der unbedingten Freiheit nichts anzufangen, und von einer schrankenlosen Gleichheit mit den Weißen ist ohnehin keine Rede.

In Nordamerika spielt eine verächtliche Heuchelei in die Frage hinein: der Abolitionismus steht in der Lüge, er steht im Widerspruch zwischen den Grundsätzen, welche er aufstellt, und der Praxis, durch welche er sie zu Schanden macht. Als im Juli dieses Jahres die freien Farbigen im erzabolitionistischen Staate Massachusetts sich als Freiwillige an die Regimenter der Bostoner anschließen wollten, wurden sie von diesen zurückgewiesen. Sie wandten sich dann, im Namen der von den Abolitionisten immer so stark betonten Gleichheit aller Menschen, der Freiheit, Brüderlichkeit und Nächstenliebe, mit einer Beschwerdeschrift an die Legislatur und baten, als „Vertheidiger der Freiheit" am Kampfe gegen die südlichen Secessionisten theilnehmen zu dürfen. Was war die Antwort? Die Legislatur entschied, daß die Neger und Mulatten nicht in die Regimenter eintreten sollten, und dabei hatte es sein Verbleiben.

In der Armee der sklavenhaltenden Staaten dienen dagegen freie Farbige zu Tausenden und in der für den prahlerischen Norden so schimpflichen Niederlage von Bull Run haben sie mit Erbitterung gegen die angeblichen Wohlthäter der Neger gekämpft. In manchen südlichen Regimentern bekleiden sie Unteroffiziersstellen; bei den nördlichen aus den „freien" Staaten wäre dergleichen unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der „B. Lbbt." schreibt aus München: „Am verflossenen Sonntage wurde von einem unserer gefeiertsten Aerzte die seltene und schwierige Operation der Transfusion gemacht. Diese besteht darin, daß einem durch Blutentartung oder Blutleere auf's Äußerste herabgekommenen Kranken das frische warme Blut eines gesunden Menschen in die Adern gebracht wird. In diesem Falle waren alle Vorkehrungen getroffen, und lautlos harrten die Umstehenden, nicht ohne Bangigkeit, von wem das Opfer gefordert werden würde; da legte der Operateur, nachdem er Alles sorglich geprüft, ruhig den Rock bei Seite, entblößte den Arm und öffnete sich selbst die Ader, aus welcher die Lebensquelle in reicher Fülle in die fast versiegten Gefäße des todtmatten Leidenden strömte. Und der war, wohlbemerkt, ein Armer, der nicht mit Geld diese Wohlthat zu vergelten vermag!

In Berlin hatte ein Wirth ein kleines Geldschiff zur Sammlung für die „deutsche" Flotte aufgestellt, das ihm sammt dem Inhalt gestohlen wurde. Er setzte daher ein zweites an seine Stelle, ließ es aber durch eiserne Schrauben befestigen; allein auch dieses wurde gekapert. Da soll er in der Verzweiflung ausgerufen haben: „Nein, vor solchen Spitzbuben muß man die Segel streichen!"

Auflösung der Charade in Nro. 5:

Naseweis.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 7. Donnerstag, den 16. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Was bestimmt, fuhr der Maler fort, den Preis eines Bildes? Etwa die Oelfarbe? Nein. Oder die Leinwand? Nein. Die Erfindung, die Composition, die macht die Bilder theuer, weil es nicht viele Menschen gibt, die zu erfinden wissen. Bei einem Porträt braucht man aber nichts zu erfinden; ich sage noch mehr: bei einem Porträt wäre Erfindung sogar ein Fehler, denn es handelt sich um weiter nichts, als das Modell getreu zu copiren."

„Aber gerade hierin scheint mir die Schwierigkeit zu liegen."

„Gott bewahre; nichts ist leichter als das Treffen; jeder Schmierer kann ein Porträt malen, wenn er nur einigermaßen einen Begriff vom Zeichnen hat. Das Porträtiren wird heutzutage fabrikmäßig betrieben, und man braucht nur über die Boulevards zu gehen, um an den Schaufenstern Porträte ausgestellt zu finden, die so zu sagen im eigentlichen Sinne verschenkt werden. In der Regel kostet ein kleines 50 Franken und ein großes 100, aber ohne Rahmen."

„Dies wäre allerdings nicht viel. Allein was werden meine Bekannten sagen, wenn sie bei mir zu Hause das Porträt meiner Tochter finden?"

„Sie brauchen ihnen ja nicht auf die Nase zu binden, daß es von mir ist."

„So versprechen Sie mir also, es nicht mit Ihrem Namen zu bezeichnen?"

„Ich verspreche Ihnen Alles, was Sie wollen. Auf wann die erste Sitzung?"

„In vier bis fünf Tagen, wenn es Ihnen recht ist."

„Warum nicht lieber schon morgen?"

„Es geht nicht. Ich muß mir erst Urlaub geben lassen, denn sonst könnte ich meine Tochter ja nicht herführen. Es ist dies der erste Urlaub, den ich nehmen werde, um so weniger kann man ihn mir verweigern. Bis die Sache aber erledigt sein wird, werden immer drei bis vier Tage vergehen. Wir haben heute Montag. Morgen reiche ich mein Gesuch ein, am Mittwoch kommt es vor den Minister, am Donnerstag oder Freitag wird es erledigt sein, somit stehe ich Ihnen vom Samstag an zu Diensten. Um aber nicht am Ende der Woche mit dem Bilde anzufangen, wollen wir also die erste Sitzung auf heute über acht Tage festsetzen."

Tourneur fügte sich in dieses Arrangement, obwohl es ihm eine Ewigkeit schien, noch volle acht Tage auf das erste Wiedersehen Rosaliens warten zu sollen. Er sah ein, daß es umsonst sein würde, Herrn Gaillard zur Abkürzung dieser Frist bewegen zu wollen, und so ließ er ihn denn gehen, nicht ohne ein leises, malicióses Lächeln dem vorsichtigen Manne nachzusenden, der aus lauter Vorsicht sich entschloß, seine Tochter in ein Atelier zu führen.

Man ahnt oft nicht, wie verführerisch der Anblick eines schönen Ateliers auf ein weibliches Herz wirken kann. Ich spreche natürlich von einem Maleratelier, denn bei einem Bildhauer stört der Gypsstaub zu sehr jede Illusion. Bei einem Maler, wenn er nur einigermaßen die Mittel besitzt, sein Atelier mit Geschmack einzurichten, ist man gleich beim Eintritt geblendet.

Auch für Rosalie war der erste Besuch entscheidend.

Henri hatte in seinen Garten alle Blumen

Digitized by Google

und exotischen Gewächse bringen lassen, die bei zehn Kunstgärtnern auf dem Montmartre aufzutreiben waren. „Würde ich zu ihr gehen," dachte er, „so brächte ich ihr alle Tage ein Bouquet, ich will nicht, daß sie dabei verliert, weil sie zu mir kommt."

Rosalie war eine leidenschaftliche Blumenfreundin, wie alle Pariserinnen, und seit langen Jahren nährte sie den Wunsch, einmal einen Garten zu besitzen. Eine seltsame Laune der Natur hatte überhaupt diese Tochter geistig beschränkter Eltern mit einem ausgeprägten Sinne für die verfeinerten Genüsse eines eleganten und luxuriösen Lebens ausgestattet.

Henri Tourneur studirte, während er das Bild Rosaliens in halber Lebensgröße entwarf, alle Einzelheiten ihrer entzückenden Schönheit, von der er gleich im ersten Momente geblendet worden war. Sein erster Eindruck hatte ihn nicht getäuscht. Man muß Künstler sein, um entscheiden zu können, ob ein Mädchen wirklich schön ist. Diese Entscheidung über Rosalie besahend zu geben, war Henri Tourneur jeden Augenblick bereit. Der Glanz der Jugend, die Frische der Haut und ein gewisses Maß von Fülle bilden oft eine trügerische Schönheit, die ein oder zwei Jahre dauert und dann auf immer spurlos verschwindet. Man heirathet oft ein anbetungswürdig schönes Mädchen und schleppt dann eine häßliche Frau durchs Leben. Die wahre Schönheit liegt nicht in der Epidermis, sondern in der Structur, die sich niemals ändert; daher kommt es, daß eine wirklich schöne Frau es für ihr ganzes Leben bleibt, trotz der äußerlichen Momente des Alters. Rosalie besitzt diese unverwüstliche Schönheit, die der Zeit trotzt und keine Runzeln zu fürchten braucht. Wer in Italien war, kann sich ihre äußere Erscheinung leicht vorstellen, wenn ich sage, daß sie eine Römerin ist, insofern schwarze feurige Augen, die südliche Gluth des Teint und ein edel geformtes Profil als der Typus dieser Nationalität gelten.

Das Eis gegenseitiger Befangenheit war zum großen Erstaunen des Herrn Gaillard schon in wenigen Minuten gebrochen. Der gute Alte kannte seine Tochter kaum mehr. Nie hatte er sie so munter, so gesprächig, so lebendig gesehen. Rosalie überließ sich ohne Zwang den ungestümen Regungen ihres Herzens. Sie ging in den Garten und vom Garten wieder ins Atelier, bewunderte dort die herrlichen Blumen, hier die kostbaren Antiquitäten, sie lachte und scherzte und glich einer jungen Pensionärin von vierzehn Jahren. Es war, als beginne nach einer so lange niedergedrückten Jugend für sie jetzt erst das Leben.

Tourneur war in Extase. Er sah das Füllhorn des Glückes über sich ausgeschüttet, denn Fortuna schien ihm in Rosalie Gaillard Alles auf ein Mal gewähren zu wollen, wonach ein Mann seines Alters strebt. Er hatte schon öfters von einer Geldheirath geträumt, aber sich nie vorgestellt, daß eine Million so kleine Hände und so große Augen, einen so herrlichen Körper, so viel Geist und so viel Liebenswürdigkeit besitzen könne. Das Glück begeisterter, leidenschaftlicher Liebe strahlte aus seinen Augen, und seine Seele schwelgte in neuen, nie geahnten Genüssen. Wenn er in den Zwischenpausen der Sitzung seine Violine zur Hand nahm, entlockte sein Bogen den Saiten die reizendsten Phantasien. Rosalie glaubte dann einen inspirirten Virtuosen zu hören und hörte mit wahrer Andacht zu. Herr Gaillard aber blieb seiner Individualität getreu und zwang als lästiger Wächter die Liebenden, aus ihrer poetischen Stimmung zur Prosa zurückzukehren, indem er mit irgend einer Frage aus dem alltäglichen Leben dazwischenfuhr.

Henri Tourneur ging mit großer Selbstverleugnung willig darauf ein und erwies Herrn Gaillard überhaupt die ganze Ehrerbietung, zu der Alter, Reichthum und der Titel eines künftigen Schwiegervaters den alten Herrn berechtigten.

War er endlich doch dieser leeren Plaudereien müde und brachten die jungen Leute wieder das Kapitel ihrer Liebe und ihrer Hoffnungen zur Sprache, so stand es nicht lange an, daß Herr Gaillard abermals das Wort ergriff und die weise Ermahnung ertheilte, sich nicht zu sehr in einander zu verlieben, sondern immer den möglichen Fall der Trennung im Auge zu behalten.

Ohne diese kleinen Störungen war das Atelier des Malers ein irdisches Paradies,

Digitized by Google

dessen Eingang von Schneemann strenge bewacht wurde. Herr Chingru machte öfters den Versuch, einzudringen, aber er fand immer das schwarze Gesicht des Mohren, der ihm ein wie das andere Mal sagte: „Massa fort, ... Massa auswärts speisen, ... Massa jagen, Massa schießen.“ Es war sein Herr, von dem er die pittoreske Sprache Freitags erlernt hatte. Statt ihn in die Schule zu schicken, fand Henri Gefallen daran, selbst seinen Sprachlehrer zu machen. „Hüte dich, zu geläufig sprechen zu lernen,“ warnte er ihn immer, „du würdest deine Farbe verlieren.“ Und Schneemann lernte so wenig als möglich, denn er hält etwas auf seine Farbe, seiner Meinung nach die schönste der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Wir wollen noch mehr Beispiele anführen, durch welche die seltsame Liebe zur Gleichheit aller Menschen in den „freien“ Staaten gekennzeichnet wird. Als das durch die Abolitionisten in blutigen Bürgerkrieg gestürzte Kansas 1860 eine Staatsverfassung gab, schloß es nicht nur, und mit Recht, die Sklaverei aus, sondern nahm in seine Verfassung den Satz auf, daß kein Farbiger den Boden von Kansas betreten dürfe!

In Ohio wurden die farbigen Eltern von der Schulkasse befreit, damit man nicht genöthigt sei, schwarze und gelbe Kinder in die Volksschulen aufzunehmen. Man hat die Farbigen von aller nicht geradezu vorübergehenden Arbeitsbeschäftigung ausgeschlossen, indem ein Gesetz diejenigen, welche sich ihrer bedienen, auch verpflichtet, sie dann auch ihr Lebenlang zu unterhalten. Julius, ein Berliner Menschenfreund, aber ein ehrlicher, wunderte sich sehr, als er in den „freien“ Staaten die Abneigung gegen die Farbigen weit stärker fand, als im Süden. Er sah, daß man sie im Norden nicht einmal in die Kirchen der Weißen zuließ; sie müssen ihre Kinder in „Niggerschulen“ schicken; nicht einmal in den Rettungshäusern für jugendliche Verbrecher nimmt man Schwarze und Mulattenkinder auf, eben so wenig in den Taubstummen- und Blindenanstalten.

In Neuyork, Boston und Philadelphia und anderen großen Städten sind Häuser und Kirchen der Schwarzen nicht selten vom weißen Pöbel geplündert und eingeäschert worden, ohne daß die Missethäter bestraft worden wären. In den Sklavenstaaten Tennessee und Nordcarolina hat der freie Neger und Mulatte Stimmrecht wie der weiße Bürger.

Im „freien“ Staate Neuyork wird keinem Farbigen ein Erlaubnißschein zur Haltung eines von einem Pferde gezogenen Karrens ertheilt; dieses Privilegium ist den Weißen vorbehalten; der Neger darf nur Schub- und Stoßkärrner sein. Das ist Freiheit!

In Philadelphia und in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger abgesondert hinter denen der Weißen oder werden durch einen Stern bezeichnet. Das ist Gleichheit!

Auf dem Leichenacker in Cincinnati in Ohio liegen die weißen Leichen in der Richtung von Osten nach Westen, die Schwarzen in jener von Norden nach Süden. Das ist Brüderlichkeit! Und noch dazu in einer so abolitionistischen Stadt. Absonderung sogar noch auf dem Gottesacker! —

Und die Philanthropie! Ein Farbiger in Boston klagte eine Geldforderung gegen einen Weißen ein, der nicht bezahlen konnte. Aber der fromme Mann war Inhaber eines Kirchenstuhles. Diesen wollte Niemand kaufen und das Gericht sprach ihn dem Gläubiger zu. Aber damit der Schwarze nicht in die Kirche komme, sie durch sein Gebet nicht etwa verunreinige, nahmen die Vorsteher der congregationalistischen Gemeinde ohne Weiteres den Stuhl in Beschlag, vermietheten ihn und gaben den Ertrag dem schwarzen Christen. In Randolph, in demselben erzabolitionistischen Massachusetts, ereignete sich genau der gleiche Fall.

Im abolitionistischen Staate Connecticut eröffnete eine wohlwollende weiße Frau Namens Crondall eine Schule, in welcher sie schwarzen Kindern unentgeltlichen Unterricht gab. Davon nahm die Legislatur dieses „freien“ Staates Anlaß, ein Gesetz zu geben, welches

Digitized by Google

verbietet, den nicht im Lande selbst geborenen Schwarzen Unterricht zu ertheilen.

Die „freien" Staaten Indiana und Illinois haben sich gegen alle Farbigen anderer Staaten völlig abgesperrt. Ein Neger, welcher die Grenze überschreitet, wird vierzehn Tage ins Gefängniß gesperrt und dann wieder fortgeschickt. In abermaligem Betretungsfalle wird er ausgepeitscht und verkauft!

Von so erbaulichen Thatsachen, welche in den „freien" Staaten zur Tagesordnung gehören, könnten wir eine lange Reihe anführen. Doch genügen die obigen, um darzuthun, wie es mit der vielgepriesenen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit jener nördlichen „freien" Staaten sich verhält.

Wer die Thatsachen erwägt, wird die Redensart verlachen, mit welcher man so lange Europa zu täuschen versucht hat. Wer möchte so thöricht sein und auf die Phrasen solcher „Menschenfreunde" noch irgend einen Werth legen? Was uns entgegentritt, ist die platte Lüge und die Inconsequenz.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Für Bienenfreunde möge die Anzeige von Nutzen sein, daß nach gemachter Beobachtung die Bienen den Abgang der geschabten Gelbrüben begierig aufsuchten; man ließ daher solche Rüben auf einem Reibeisen reiben, setzte sie vor den Bienenstand, wo sich dann die Bienen sehr daran weideten. Auch an in Wasser zu Brei gekochten Gelbrüben sogen die Bienen die Süßigkeit emsig heraus.

Verschiedenes.

Die Pneumatic-Dispatch-Company — Gesellschaft zur Beförderung von Briefen und Paketen innerhalb Londons vermittelst Luftdrucks in unterirdischen Röhrenleitungen — hat in Birmingham mehrere Experimente im Großen anstellen lassen, die so befriedigend ausgefallen sind, daß sie demnächst mit der Legung der Röhren in der Hauptstadt den Anfang machen will. Vorerst auf einer Strecke von etwas über einer englischen Meile. Das luftdichte Leitungsrohr wird 2½ Fuß Durchmesser haben. Ein anderes Project zur Erleichterung des Personenverkehrs in London wird in der kommenden Session dem Parlamente zur Genehmigung vorgelegt werden: eine unterirdische Röhreneisenbahn, wie sie bisher bei breiten Brückenpassagen gebraucht wurde, die sich mit der Zeit durch die bevölkertsten Quartiere der Hauptstadt verzweigen soll. Vorerst soll ein Versuch im Kleinen gemacht und zu diesem Zweck ein Actiencapital von 200,000 L. aufgenommen werden.

Die „Money-Market-Review" berechnet, daß die Staaten Europas zur Zeit nicht weniger als 3,771,760 Mann in Waffen haben; davon treffen auf Oesterreich 738,344, Preußen 719,092, Rußland 850,000, Frankreich 626,000, Großbritannien (mit Einschluß von Indien) 534,827, Dänemark, Schweden, Spanien, Portugal und Italien 303,497 Mann. (Die letztere Collectivziffer ist zu klein, hingegen einige der erstern Angaben offenbar zu hoch gegriffen.) Unterhalt, Bekleidung und Sold dieser bewaffneten Massen kosten, den Kopf zu 40 Pfund Sterling gerechnet, 150 Millionen jährlich; das, was so viele kräftige Menschen durch Arbeit schaffen könnten und jetzt nicht schaffen, schlägt die „Review" zu 120 Millionen an und schätzt hiernach den ganzen Geldschaden des bewaffneten Friedens auf wenigstens 270 Mill. Pfd. St. jährlich.

Räthsel.

Vor- oder rückwärts gelesen,
Bin ich der Edle gewesen,
Der, als du von Unglückswogen
Dich fahest fortgezogen,
Bis zu des Abgrunds Rand,
Dir, gleich als von Gott gesandt,
In deiner Gefahr
Mit Hülfe nahe war.

E . . .

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 8. Samstag, den 18. Januar **1862.**

Die Kapelle.

Seht dort die Kapelle auf Bergesrand!
Weit glänzt sie hinaus über Stadt und Land,
Begrüßet im Frühroth den Morgenstrahl
Und schaut dann verkläret in's stille Thal.

Im niedlichen Thurm sich das Glöcklein regt
Und lieblichen Schall zu dem Ohre trägt,
Uns mahnend und rufend: „Auf, zum Gebet!
Die Herzen in Liebe zu Gott erhöht."

Hell funkelt das Kreuz auf des Thürmleins Knauf
Und winket uns liebend: „Zu mir herauf!
Wen irgend ein Kreuz drücket und schwere Pein;
Im Kreuze hilft dir nur das Kreuz allein."

Das ist die Kapelle auf Bergesrand;
Das Glöcklein verkündet in's weite Land:
„Das Kreuz führt dich sicher zu Gott dem Herrn;
O, liebe es immer und folg' ihm gern."

Deidesheim, Sept. 1861. Karl Mohr.

Aus dem Leben.

(Fortsetzung)

Nach abgelaufenem Urlaub des Herrn Gaillard gegen Ende Juli wurde auch das Bild fertig. Man hütete sich wohl, es einem Vergolder zum Einrahmen zu schicken, wo es 20 Maler hätten sehen können; nein, so unvorsichtig war Herr Gaillard nicht. Man ließ vielmehr einen Gehilfen des Herrn Deforge kommen, der das Maß des Bildes nahm und nach vierzehn Tagen einen Rahmen für 120 Franken brachte, den Herr Gaillard ohne zu handeln mit einem Louisd'or bezahlte. Da es in Einem hinging, gab der generöse Mann gleich auch gegen Quittung die 50 Franken für das Bild.

Am darauf folgenden Sonntag lud er zu einem Glase Punsch und kalten Speisen seine sämmtlichen Freunde ein, deren kleiner Kreis sich auf einen alten Notar, drei noch ältere Kanzleibeamte, einen früheren Schreiblehrer Rosaliens und einen Exfabrikanten beschränkte, der sich mit 3000 Franken Renten vom Geschäft zurückgezogen hatte. Man kam um halb 8 Uhr zusammen und gab sich alle Mühe, mit Erzählung von Stadtklatschereien die Zeit zu tödten, als Herr Gaillard eine Stunde später seiner Gesellschaft eine Ueberraschung ankündigte. Er nahm langsam den Papierschirm von der Lampe ab, dann gab er seiner Schwester einen bedeutungsvollen Wink und diese zog nun einen grünen Percalvorhang zurück, der bisher das Porträt Rosaliens verhüllt hatte.

Man vernahm zuerst nur einen einzigen Schrei der Bewunderung.

„Ach, der herrliche Rahmen!" rief dann der Exfabrikant.

„Aber das ist ja das Porträt Ihrer Demoiselle!" sagte der Notar.

„Und wie ähnlich!" riefen im Chor die Beamten.

„Immer lieber gleich etwas Rechtes, das ist von jeher mein Grundsatz," fügte Herr Gaillard hinzu, indem er seine Tochter auf die Stirne küßte.

„Ich muß mir eine Bemerkung erlauben," sagte der Schreiblehrer, der bis jetzt geschwiegen hatte. „Warum haben Sie nicht bis zum Rosalientage, den wir am 4. Septemler feiern, gewartet, um Ihre Fräulein Tochter zu ihrem Namenstage mit diesem Bilde zu überraschen?"

Digitized by Google

„Weil ich ihr an diesem Tage eine andere Ueberraschung zugedacht habe," erwiderte Herr Gaillard entschlossen.

„Sie haben die Mittel dazu," meinte der Chor.

„Darf man wohl fragen, wie theuer Ihnen dieses Bild kommt?" fragte der neugierige Notar.

„Auf 70 Franken, Alles in Allem."

„Das ist viel Geld und doch nicht theuer. Und von wem ist es?"

„Von einem obscuren Maler am Boulevard Poissonniere," gab Herr Gaillard zögernd zur Antwort.

„Das?" rief eine schallende Stimme, über die alle Anwesenden zusammenfuhren. „Das hat der berühmte Maler Henri Tourneur gemalt, und ist seine 4000 Franken unter Brüdern werth."

Diese verrätherische Mittheilung kam von Herrn Chingru, der unangemeldet eingetreten war und nun allerseits einen guten Abend wünschte.

„Wie geht es, Papa Gaillard?" fragte er den armen Archivar, der wie niedergedonnert auf einen Stuhl gesunken war; „meine Damen, ich habe die Ehre, . . . Ihr ganz Ergebenster, meine Herren. Wir haben heute einen recht warmen Tag gehabt."

„Zum Schlagtreffen," bestätigte der Notar.

„Die Atmosphäre ist wahrhaft elektrisch," murmelte der Schreiblehrer.

„Es sollte uns wundern, wenn nicht bald ein Gewitter käme," war der Refrain der Beamten.

In diesem Tone schleppte sich die Conversation mühsam bis 10 Uhr fort. Dann gab Herr Chingru das Zeichen zum Aufbruche, dem die ganze Gesellschaft um so lieber folgte, als sich noch keiner der Anwesenden von dem übeln Eindruck der compromittirenden Mittheilung Chingru's erholt hatte.

Man verließ ziemlich skandalisirt das Haus. Ein Porträt von 4000 Franken Werth! Man kannte Herrn Gaillard's Genauigkeit zu gut, als daß nicht die Vermuthung Platz gegriffen hätte, Henri Tourneur sei in anderer Weise als mit baarem Gelde für seine Bemühung belohnt worden.

Am andern Tage erschien Chingru im Atelier, dessen Thüre diesmal von Schneemann geöffnet worden war. Er erzählte dem Maler, was sich am vorhergehenden Abend ereignet hatte, und beglückwünschte ihn mit Wärme.

„Nach einem solchen Eclat ist die Heirath nicht länger verschiebbar," rief er. „Der alte Römer hat den Rubikon überschritten und kann nun nicht mehr zurück. Ich gratulire dir. Ohne mich hättest du . . ."

„Ich weiß, zu welchem Dank ich dir verpflichtet bin," unterbrach Henri das Selbstlob des Zudringlichen. „Ich werde es nie vergessen."

„Meiner Treu, mein Lieber," erwiderte Chingru, „wenn du dankbar sein willst, so bietet sich dir eine herrliche Gelegenheit. Ich habe diesmal für mich selbst ein Vermögen entdeckt, welches zu heirathen ist."

„So? Du findest dergleichen wohl auf der Straße?"

„Eine herrliche Partie, sage ich dir; nicht mehr zu jung und auch nicht zu hübsch, aber desto mehr Garantie für die Tugend, deren Werth noch durch eine Mitgift von 300,000 Franken erhöht wird."

„Bravo! So ist also jetzt die Reihe des Gratulirens an mir."

„Es ist nur fatal," fuhr Chingru fort, „daß allerlei Ausgaben dabei unvermeidlich sind. Bouquetten, kleine Geschenke, Logenplätze, du kennst ja die verschiedenen Arten, wie ein Anbeter besteuert wird, und leider bin ich im Augenblick ganz abgebrannt."

„Ist es möglich? Ein Chingru! Ein Rentier!"

„Gerade einem Rentier kann so etwas am leichtesten passiren, wenn er, wie ich, seine Renten nicht vom Staate, sondern aus seinem Grundbesitze bezieht. Hole der Teufel die saumseligen Pächter! Aber was willst du? Man kann nicht immer gleich mit Execution und Pfändung kommen."

„Natürlich, besonders wenn man ein so weiches Herz hat, wie du . . . Du brauchst also Geld? Hier; ich bin mit Vergnügen bereit, dir gefällig zu sein."

Tourneur zählte 10 Louisd'or auf den Tisch.

„200 Franken! Was soll ich mit 200 Franken machen?" rief Chingru.

„Nun, ich dächte, man bekäme eine ordent-

Digitized by Google

liche Portion Blumen um diesen Preis. Aber wenn du 500 brauchst, so stehen sie dir ebenfalls zu Diensten. Komme bis Mittag wieder; ich werde sie dir dann geben."

„Ich sehe zu meinem Bedauern, mein Lieber," sagte Chingru kopfschüttelnd, „daß wir uns im Leben nicht verstehen, wenn ich mich nicht deutlicher ausspreche. Um mir ganz aus der Verlegenheit zu helfen, brauchte ich 10 Stück Tausendfrankenbillets."

„Für Bouquetten?"

„Für Bouquetten und andere Dinge. Mißtraust du mir etwa? Bin ich dir etwa nicht für 10,000 Franken Bürge genug?"

„Ereifere dich nicht, mein Allerbester! Du weißt, daß ich mich in Bälde vermählen werde; nun habe ich Herrn Gaillard genau die Summe meiner Ersparnisse angegeben, 50,000 Franken, keinen Sou mehr und keinen weniger. Denke dir, welchen Lärmen er aufschlagen würde, wenn er meine Rechnung nicht richtig fände."

„Du zeigst ihm meinen Schuldbrief."

„Ah, das ändert die Sache. Wenn du mir eine solche Sicherheit bietest, dann habe ich nichts mehr dagegen einzuwenden. Und auf was errichtest du die Hypothek?"

„Eine Hypothek? . . . Eine Hypothek gibt man nur einem Juden; einem Freunde gegenüber, glaubte ich, würde die bloße Unterschrift auf einem Handschein genügen."

„Das beruht auf Ansichten."

„Ich gebe dir einen solchen Handschein."

„Sehr verbunden."

„Du willst nicht?"

„Offen gestanden, nein."

„Ist dies dein letztes Wort?"

„Ja."

„Du weißt nicht, welche Folgen dies für dich haben kann."

„Folgen?"

„Deine Heirath ist noch nicht vollzogen."

„Wie ist dies zu verstehen? Was meinst du damit?"

„Ich gebe dir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Wenn bis morgen . . ."

Der Maler hörte das Weitere nicht. Er öffnete die Thüre, packte Chingru beim Kragen und warf ihn horizontal auf einen Hortensienstock, der sich von dieser unsanften Berührung nie mehr wieder erholte.

(Fortsetzung folgt.)

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Die Philanthropen des Nordens haben überall dem Neger und Mulatten die Stellung eines Paria, eines Auswürflings in der Gesellschaft aufgedrängt. Einem solchen „freien" emancipirten Paria gegenüber ist die Lage der bei weitem überwiegenden Menge Sklaven geradezu beneidenswerth. Im Süden hat der Neger eine klare Stellung und weiß, woran er ist. Man steckt dem schwarzen Manne gegenüber nicht in der Lüge, sondern sagt ihm ganz einfach und gerade heraus: „Du hast von Natur eine andere Anlage und Begabung als wir Weißen. Wir erkennen dir eine gesellschaftliche Gleichberechtigung nicht zu. Du hast auch eine andere Stellung als wir; fügst du dich in diese, so bleibst du in jeder Beziehung ungehindert." Die freien Farbigen haben sich in dieselbe gefügt. Es steht ihnen frei, auszuwandern, aber sie bleiben in den südlichen Staaten, und bis jetzt haben sie treu zu ihren weißen Landsleuten gestanden. Auch die Sklaven haben sich nicht gerührt, sondern gearbeitet nach wie vor. Sie mögen ihre Lage mit jener der „freien" Farbigen im Norden nicht vertauschen, und in vielen „freien" Staaten würden sie ja nicht einmal Aufnahme finden.

Es gibt verschiedene Arten von Abolitionisten. Zu den ehrlichen gehören die Abstract-Radicalen, welche für Alles nur Eine Formel haben und die Lehren der Ethnologie und der Geschichte, überhaupt alle Erfahrungen vollkommen unberücksichtigt lassen. Zu den unehrlichen gehören die Stellenjäger und Aemtersucher, welchen der „Nigger" lediglich ein Vorwand für eigennützige Zwecke ist; sie benützen ihn als Lastthier, um auf seinen Schultern in Amt und Würden einzureiten und „von der Krippe zu fressen", d. h. sich einen Antheil an den Staatseinnahmen zu sichern.

Neulich sprachen wir in einer großen Stadt Mitteldeutschlands mit einem eifrigen Abolitionisten, welcher Feuer und Flamme gegen die südlichen Secessionisten war. Der Mann hatte die Mittheilungen, welche aus Neuyork vielen deutschen Blättern zugesandt waren,

Digitized by Google

naiv genug für Wahrheit genommen. Er befürwortete eifrig die Emancipation der Neger. Aber wir kennen denselben Mann als einen entschiedenen Gegner der Emancipation der Juden!

Seit einer langen Reihe von Jahren haben die Abolitionisten planmäßig eine Menge von Schriften in Umlauf gebracht, deren Zweck dahin geht, den Süden der ehemaligen Unionsstaaten so schwarz als möglich zu schildern. In vielen dieser Bücher spricht sich eine fürchterlich giftige Bitterkeit gegen die Sklaven haltenden Staaten aus. In erster Linie steht der durch und durch unsittliche Roman der Frau Beecher Stowe. „Onkel Toms Hütte“ ist voll von lügenhaften Uebertreibungen und selbst in England hat man das Buch ein „Monstrum“ genannt. Lügenhaft und planmäßig ist auch das Buch eines Mannes, der einst zu Raleigh in Nordcarolina im Zuchthause saß. Wir meinen jenes von Rowan Hinton Helper über die „bevorstehende Krisis“. Sie ist nun da.

Im Interesse der Abolitionisten durchreiste Frederic Law Olmsted mehrmals den Süden, über welchen er nun bereits fünf umfangreiche Werke veröffentlicht hat. Alle beziehen sich auf die Sklaverei und die Neger. Das letzte dieser Bücher: Journeys and Explorations in the Cotton Kingdom, erschien vor einigen Wochen in zwei Bänden zu London. Olmsted ist in einer Parteiansicht befangen, aber er verschweigt die Thatsachen nicht und seine Urtheile sind von der ingrimmigen Wuth, durch welche so viele seiner Parteigenossen sich charakterisiren, weit entfernt. Es liegt in ihnen eine Art von Milde und wir wollen aus den Mittheilungen dieses Abolitionisten Einiges hervorheben.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Wenn man alte Spargelbeete im Frühjahr mit verfaultem Dünger überlegt, dann die Oberfläche ½ Zoll stark mit Kochsalz bestreut und, wenn der Regen ausbleibt, begießt, sollen die Spargeln an Größe und Geschmack Alles übertreffen, was man in dieser Hinsicht bis jetzt in England erzeugt hatte.

Denksprüche.

Wohl ist ein Rauch nur unser Leben,
Der, kaum entflackert, geht zur Neige;
Doch daß er schön zum Himmel steige,
Sei, Mann und Greis, dein hohes Streben.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

Verschiedenes.

Ein jütländisches Provinzialblatt erzählt, daß die Buchhandlung der betreffenden Stadt mit dem letzten Dampfschiff von Aalborg einen Bücherballen empfing, in welchem sich eine Anzahl Ratten eingenistet vorfand. Es war indeß nur ein größeres Bücherpaket von ihnen zernagt worden. Aus dem Vergleich mit dem Avisbrief ergab es sich nun, daß eben dies Paket aus einigen hundert Exemplaren einer „Anweisung zur unfehlbaren Vertilgung der Ratten und Mäuse“ bestanden hatte.

Frau Kanapelle: Guten Morgen, Herr Apotheker.

Apotheker: Guten Morgen, Frau Kanapelle, was bringen Sie Gutes?

Frau Kanapelle: Hier bringe ich die Blutegel wieder; die kann ich nicht gebrauchen, denn sie haben bei mir gar nicht anbeißen wollen!

Apotheker: Das kann ich ihnen gar nicht übel nehmen, Fränchen; ich hätte es auch nicht gethan!

Auflösung des Räthsels in Nr. 7:
Retter.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 9. Dienstag, den 21. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Fortsetzung)

3.

Herr Gaillard überließ sich, als seine Freunde fort waren, einer wahren Verzweiflung über den Streich, den ihm Chingru gespielt hatte. Vergebens suchten ihn seine Schwester und Rosalie zu trösten.

„Wo liegt denn eigentlich das Unglück, daß du so jammerst?“ sagte Rosaliens Tante. „Früher oder später, das bleibt sich ganz gleich, einmal mußten sie die Sache doch erfahren.“

„Was für eine Sache?“

„Meine Hochzeit, Papa,“ erwiderte entschlossen seine Tochter.

„Deine Hochzeit? Und du sagst dies so leichtfertig hin, wie wenn das Heirathen ein Spaß wäre? Hast du denn vor gar nichts eine Furcht?“

„Man müßte ein rechtes Hasenherz haben, um sich vor dem Glücke zu fürchten.“

„Du liebst ihn also sehr, diesen jungen Künstler?“ Wenn Herr Gaillard das Wort Künstler aussprach, so fühlte er noch immer ein leises Kratzen in der Kehle.

Rosalie erwiderte die Frage ihres Vaters mit großer Lebhaftigkeit. „Ob ich ihn liebe, Papa?“ rief sie. „Von ganzem Herzen; ich glaube, daß ich ohne ihn nicht mehr leben möchte.“

„Du glaubst nur? So etwas soll man gewiß wissen. Ueberlege dir's nochmals, prüfe Alles, was für und gegen Herrn Tourneur spricht. Mit einem Worte, sei vorsichtig, übereile dich in nichts, es pressirt ja nicht so sehr.“

„Die Pro und Contra sind bereits geprüft, und die Prüfung fiel ganz zu Gunsten meines Henri aus. Und was das Uebereilen betrifft, so sind es nun, seit ich kein Kind mehr bin, zehn Jahre und drei Monate, so daß ich Zeit hatte, über diesen wichtigen Schritt nachzudenken, den ein Mädchen thut, wenn es an den Traualtar tritt.“

„O über die Kinder!“ seufzte Herr Gaillard. „Das sage ich dir aber,“ fuhr er fort, „wenn diese Heirath zu Stande kommen soll, so verlange ich vor Allem eine autographische Erklärung von dir, d. h. eine Erklärung, die du vom Anfang bis zum Ende mit eigener Hand geschrieben haben mußt, daß du selbst es bist, die diesen Maler durchaus heirathen wollte.“

„Ich gebe Ihnen diese Erklärung in duplo, lieber Papa, und lasse, wenn Sie es wünschen, meine Unterschrift legalisiren,“ scherzte Rosalie.

„Dann bin ich außer Verantwortung, wenn du später einmal kommen und mir sagen wirst: Warum haben Sie mich an einen Künstler . . . hm . . . hm . . . (Herr Gaillard fühlte schon wieder dieses Kratzen) verheirathet? . . . Ich erwidere dir dann ganz einfach und mit dem schriftlichen Beweise in der Hand, daß du es warst, die ihn gewollt.“

„Der Fall, daß ich mich beklagen sollte, wird nie eintreten, lieber Vater. Aber was haben Sie denn eigentlich gegen diese armen Künstler, daß Sie so schlecht von ihnen denken?“

„Gethan haben sie mir nichts, das ist allerdings wahr; aber was ich an ihnen nicht leiden kann, ist, daß sie eine eigene Kaste im socialen Leben, eine Gesellschaft in der Gesellschaft bilden. Ich verstehe unter der rechten Gesellschaft die nützlichen Leute, z. B. die Fabrikanten, die produciren, die Kaufleute,

Digitized by Google

die sich bereichern, die Soldaten, die für den Ruhm ihres Landes kämpfen, die Beamten, die die Staatsmaschine im Gang erhalten. Dies sind meine Leute, vor denen ich gerne den Hut abziehe. Von allen diesen steht der Künstler abgesondert da; und so war es von jeher. Auch zu Römerzeiten hatten sich die Künstler keines besonderen Ansehens zu erfreuen . . ."

„Ach, lieber Papa, lassen Sie mich doch mit Ihren Römern aus. Ich will Ihnen lieber beweisen, daß Henri Alles ist, was Sie zur Gesellschaft gehörig betrachten. Wenn er sich in seinem Atelier einsperrt und an seine Staffelei setzt, was macht er da?"

„Nun, nichts sehr Geschcidtes. Er fabricirt Bilder."

„Glückliches Wort, welches Sie da gebraucht haben, lieber Papa! Er fabricirt, er ist also ein Bilderfabrikant. Er fabricirt gemalte Leinwand, wie Ihr Freund Cottinet gedruckten Kattun fabricirte."

„Das ist ein großer Unterschied."

„Ich leugne es nicht, denn der Eine bedeckt seinen Stoff durch Maschinen und Pressen mit Farbe und der Andere durch die Kraft seines Genies . . . Aber, wenn Henri ein Bild fertig hat, was macht er damit? Stellt er es hinter den Ofen?"

„Wahrscheinlich nicht."

„Gewiß nicht, sondern er verkauft es. Also ist er ein Kaufmann, der sich wie andere Kaufleute zu bereichern sucht."

„Das ist eine Wortfuchserei."

„Nicht im Geringsten. Ich bin nur logisch. Und wenn er seine Meisterstücke, denn Henri malt nichts Anderes, in die Welt schickt, was sagt da die Welt? Sie sagt, Paris hat die Ehre, die Vaterstadt des berühmten Henri Tourneur zu sein, der mit seinen Bildern zum Ruhme des modernen Frankreichs das alte Holland verdunkelt hat. Ich glaube, das gleicht die Epauletten eines armen Unterleutnants aus, und ehe ein Jahr vergeht, wird Henri auch decorirt sein. Ist Ihnen dies nicht Ruhm genug?"

„Immerhin, aber . . ."

„Ich bin noch nicht fertig, Papa, und es soll Ihnen nichts geschenkt werden. Sie haben auch vom Beamtenstande gesprochen. Aber Henri ist zehn Mal mehr Beamter als Sie selbst."

„Nun, da bin ich denn doch begierig."

„Was ist ein Beamter? Ein Mann im Staatsdienst, der vom Staate bezahlt wird. Wenn nun aber Henri vom Minister eine Bestellung, einen Auftrag erhält, womit er ein ganzes Jahr beschäftigt ist, so ist er im Dienste des Staates, ja oder nein? Und wenn er nach Ablauf des Jahres 40,000 Franken bezieht, ist er da nicht zehn Mal mehr Beamter als Sie, dem man nur 4000 gibt?"

„Du bist eine kleine Hexe, mit der man immer den Kürzeren zieht. Aber was soll mir dies Alles beweisen?"

„Daß Sie mich so schnell als möglich meinem lieben Henri geben müssen, wenn Sie wollen, daß ich in einer und derselben Person einen Fabrikanten, einen Kaufmann, einen Beamten und einen Mann heirathe, der mit an dem Ruhme seines Landes Theil nimmt."

„Aber kleine Rabulistin," rief Herr Gaillard halb ärgerlich, halb lächelnd, „ist jetzt die Zeit dazu, dich zu verheirathen? Wenn ich dich hingebe, so muß ich auch meine Bauplätze hingeben, weil sie nun einmal als Mitgift für dich bestimmt sind. Für diese sind mir aber neuerdings um 200,000 Franken mehr geboten worden, als vor fünf Jahren; daraus folgt, daß wenn wir noch zehn Jahre warten, sie statt eine Million zwei werth sein werden. Was soll ich nun thun?"

„Sie hingeben. Ich dächte, der Kaufschilling wäre prächtig."

„Aber in zehn Jahren würde er ohne Zweifel noch hübscher."

„Und in zwanzig Jahren wahrscheinlich am hübschesten, nur daß er dann weder Ihnen noch mir etwas nützen wird."

„Lassen wir für heute die Discussion. Man wird mit dir nie fertig; es ist spät, ich lege mich nieder. Gute Nacht."

„Ohne sich zu etwas zu entschließen, Papa?"

„Ich will darüber schlafen."

Und der würdige Mann schlief wie gewöhnlich, fest und tief, und schnarchte mit einem Geräusche, welches an das entfernte Rollen des Donners oder an das Gerumpel eines Eilwagens erinnerte, der über eine Brücke fährt. Herr Gaillard hatte zwei glückliche Eigenschaften, denen die ernsteste Sorge nichts anhaben konnte: seinen Schlaf und seinen Appetit.

Digitized by Google

Als er am andern Tage in sein Bureau ging, war er unentschlossener denn je, aber gestärkt durch einen neunstündigen Schlaf und ein anderthalbpfündiges Brod, welches er zu drei Tassen Kaffee verzehrt hatte.

Kaum mochte er zehn Minuten fort gewesen sein, als Rosalie und ihre Tante durch ein heftiges Ziehen an der Glocke so erschreckt wurden, daß erstere mit dem Rufe: „Es muß dem Papa etwas passirt sein!“ an die Thüre stürzte, um zu öffnen.

Der ungestüme Läuter war Herr Chingru, der mit ernster Miene am Treppenabsatze stand und in geheimnißvoller, fast feierlicher Weise fragte, ob er nicht zu früh komme, um empfangen zu werden.

Rosalie hieß ihn eintreten, denn nach dem Beispiel ihrer Tante war sie stets schon vor 8 Uhr Morgens für den ganzen Tag angezogen; auch die Ueberbleibsel des Frühstücks waren abgetragen, so daß trotz der frühen Stunde sich bereits Alles in schönster Ordnung befand.

(Fortsetzung folgt.)

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Olmstedt gesteht zu, daß das System der „gezwungenen Arbeit“ für die Neger viel Gutes mit sich bringe. Er schildert den „Nigger“ im Allgemeinen als einen plumpen, schelmenhaften, trägen, grotesken Burschen, als eine glückliche Creatur, welche an Sonn- und Feiertagen tanzt und singt, und an den Wochentagen so viel als möglich das Arbeiten umgeht. Er ist gut genährt und für sein leibliches Wohlergehen wird emsig gesorgt. Einem Wesen, das achthundert bis dreizehnhundert Dollare werth ist, thut man ohne Noth nichts zu leide. Der ländliche Arbeiter in England muß sich sehr häufig mit Brod und Wasser behelfen und freut sich, wenn er ein Stückchen Käse von abgerahmter Milch dazu hat. Der Nigger hat alle Tage Brod und Schweinefleisch, so viel er nur essen mag; Zeit zur Erholung und Ruhe von der Arbeit ist ihm vollkommen gegönnt, und es steht nur bei ihm, durch Extraarbeit, zu welcher er auch hinreichende Muße findet, Geld für sich zu verdienen. Er wird gerade so behandelt, wie ein weißer Arbeiter in England behandelt werden würde (aber nicht behandelt wird), wenn der Grundbesitzer erst zwei- bis dreihundert Pfund Sterling für den Ankauf einer solchen Arbeitskraft ausgeben müßte; wenn er ferner verpflichtet wäre, den Mann in Krankheit und in seinen alten Tagen zu verpflegen. Niemand kann in Zweifel ziehen oder in Abrede stellen, daß dann der englische Feldarbeiter eine weit bessere Stellung hätte: er würde mehr ausruhen können, weniger arbeiten, besser gekleidet sein und mehr und besser speisen. Jetzt nützt man ihn völlig aus, er muß sich überarbeiten, wird jeder Ungunst des Wetters preisgegeben, leidet an chronischen Rheumatismen, Faulfiebern und Lungenkrankheiten. Diese nun richten unter den Feldarbeitern Verheerungen an, nehmen dem Leibe Kraft und Leben. In dieser Beziehung steht der Nigger beneidenswerth gegen den Feldarbeiter anderer Länder da. Allerdings schwebt die Peitsche des Aufsehers über ihm; aber Olmsted, der Abolitionist, hebt hervor, daß er auch in dieser Beziehung nicht schlimmer daran sei, wie der englische Bauer bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Gemeindebüttel und Gutsbesitzer ihre Knittel weidlich tanzen ließen gegen faule oder betrügerische Arbeiter und schlechtes Gesinde. (Die „Prügel“ kommen noch überall vor, auch auf dem Festlande. Der Handwerksmeister „drischt und obrfeigt“ den Lehrjungen und die Meisterin thut nicht selten ein Gleiches; der Bauer prügelt den Jungknecht und so fort. Das ist nicht hübsch, aber diese „kurze Justiz“ ist unter den weißen Menschen zu allen Zeiten herkömmlich gewesen und wird ohne Zweifel auch bleiben. — Vertheidigen wollen wir sie nicht, sondern nur Thatsachen hervorheben. Die Mißhandlung von Negern, welche brutal gezüchtigt wurden, bildet immer nur Ausnahmen, und einzelne Fälle, welche von den Abolitionisten angeführt werden, finden in England, in dem idyllischen Mecklenburg und auch sonst an der Ostsee ihre Nebenstücke.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

(Gemüsereinigung.) Wer nicht Lust und Zeit hat, die Schnecken und Würmer vom Gemüse, Salat ꝛc. abzulesen, der lege die Pflanzen nur ein paar Minuten in Salzwasser, worauf alles Ungeziefer schnell die Pflanzen verläßt und todt umherschwimmt. In England steht daher zu diesem Behuf stets ein Gefäß mit Salzwasser in der Küche.

Denksprüche.

Sieh in der göttlichen Kunst unsterblichen Geistes Verkörp'rung:
Nur in die liebliche Form birgt sich der ewige Geist.

Wer, wenn er geht, den Weg erst hin und wieder mißt,
Den machet mancher Umschweif träge:
Denn Klugheit ohn' Erfahrung ist
Ein Sehender auf fremdem Wege.

Verschiedenes.

Die Frauen im Mittelalter finden sich, wie zu allen Zeiten, von der männlichen Kraft besonders angezogen. Damals war jedoch die Kraft von etwas derber Aeußerung derselben nicht zu trennen. Bekannt ist's, daß Grimhilde offen gesteht, wie Siegfried sie weiblich gebläut habe; ein ähnliches Beispiel hat die Geschichte von Mathilde, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, aufbewahrt. Als sie noch sehr jung war, warb Wilhelm um ihre Hand. Sie erklärte kurz, sie würde einen Bastard nicht heirathen. Wilhelm, auf das Empfindlichste beleidigt, jung und unternehmend wie er war, lauerte ihr auf, da sie aus der Kirche kam, zerrte sie an ihren langen Zöpfen, gab ihr Faustschläge und Fußtritte und ritt dann eilig davon. Mathilde kam beschämt und weinend zu ihrem Vater, und erklärte demselben, sie wolle nie einen andern Mann heirathen, als eben den Wilhelm, der sie so wacker durchgebläut hatte.

(Die Uebertreibung.) Der Gatte (kahlköpfig): „Ich ersuche Dich, liebe Marie, im vollen Ernste, mir nicht vorwerfen zu wollen, daß ich übertreibe. Ueber solche Reden stehen mir jedesmal die Haare zu Berge."

Die Gattin: „Aber Fritz, Du übertreibst ja schon wieder!"

(Triftiger Grund.) Gast: „Seit wann ist die rothe Kathi, die gute Köchin, von Ihnen fort?" — Wirth: „Halten zu Gnaden, sie ist ja noch immer bei mir." — Gast: „Nicht möglich, sonst fand ich immer rothe Haare in der Suppe und heut schwarze."

Vom Zoroaster erzählt Plinius, daß er, als er geboren wurde, gelacht; von Thomas Morus aber sagt man, daß er dasselbe in seiner Todesstunde gethan habe. Welcher von Beiden hat am besten gelacht?

Räthsel.

Dreifilbig ist das Wort. —
Die beiden Ersten fließen
Vom Berg herab in's Thal,
Der Erd' sich anzuschließen.
Sind nach dem Gluthenlauf
Erkaltet sie, erstarrt,
So werden sie zu Stein
Verwandelt, dicht und hart.

Die beiden Letzten sind
Ein Name des Allweisen;
Doch läßt sich auch mit ihm
In Rom ein Priester heißen.
Ein jedes Menschenkind
Hat, was der Name sagt,
Und sein Verlust wird schwer
Vom guten Kind beklagt.

Das Ganze, fromm und gut,
War Dichter und Gelehrter,
Ein Menschenkenner war's,
Als Menschenfreund Verehrter;
Geboren wurde er
An einem Schweizerort.
Noch einmal sag' ich es:
Dreifilbig ist das Wort.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 10. Donnerstag, den 23. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Meine Damen," sagte Chingru, „verzeihen Sie, daß ich Sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde belästige, aber ich erscheine vor Ihnen, um als rechtschaffener Mann eine Pflicht zu erfüllen."

Diese Einleitung mußte die Damen überraschen. Beide fragten zugleich, was es gebe.

„Ich war es," fuhr Chingru fort, „der Herrn Henri Tourneur wegen eines Grundstückes herbrachte, welches er kaufen zu wollen vorgab. Gebe Gott, daß ich nicht zu spät komme, um die Folgen meiner Unvorsichtigkeit von Ihnen abzuwenden."

„Sprechen Sie, Herr Chingru, sprechen Sie! Was haben Sie mir zu sagen?"

„Mein Fräulein, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich von Henri Tourneur nur immer lobend sprach."

„Ja, mein Herr, weiter!"

„Ich habe sowohl Ihnen wie Ihrer Fräulein Tante und Ihrem Herrn Vater gesagt, daß Tourneur ein Künstler ersten Ranges, daß er ein Maler von unbestrittenem Talente sei. Ich ließ seinem vortrefflichen Herzen immer volle Gerechtigkeit widerfahren und behauptete stets, daß es ihm nicht fehlen könne, sich noch ein großes Vermögen zu ermalen. Ich beurtheilte ihn vom kameradschaftlichen Standtpunkte und habe in dieser Beziehung noch dieselbe Meinung von ihm. Aber warum mußte ich erst jetzt erfahren, daß Ihr Herr Vater die Absicht hegt, Sie mit ihm zu vermählen! Ich hätte Ihnen sicher nicht gesagt, heirathen Sie Henri Tourneur nicht; er ist Ihrer unwürdig, Sie werden es später bereuen; — nein, ich bin nicht der Mann dazu, einem Freunde einen so schlechten Dienst zu erweisen, aber ich hätte Ihnen mit aller Discretion einen Wink gegeben. „Es stellt sich Ihrem Vorhaben eine Bedenklichkeit entgegen," hätte ich gesagt, „eine Bedenklichkeit, vor der einige Frauen zurückschrecken, über die sich andere vielleicht hinwegsetzen würden. Ihre Sache ist es, zuzusehen, ob Sie den Kampf der Rivalität mit einer Person aufnehmen wollen, die durch eine langjährige Liaison ein Recht auf Henri Tourneur zu besitzen glaubt. Wenn Sie sich für die Stärkere halten, so heirathen Sie ihn in Gottesnamen."

Herr Chingru hatte kaum ausgesprochen, als er schon die Früchte seiner Perfidie erntete. Rosalie wurde bleich wie der Tod, eine heiße Thräne rollte über ihre Wange, aber nur eine einzige; das muthige Mädchen bezwang seinen Schmerz.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, Herr Chingru," sagte sie mit ziemlich fester Stimme, „wir wußten bereits Alles. Herr Tourneur," fügte sie hinzu, um die handgreifliche Lüge glaubwürdiger zu machen, „hat uns von der Liaison, die Sie meinen, mit loyaler Offenheit in Kenntniß gesetzt und Ihre Mittheilung kommt zu spät. Uebrigens hat er diese Liaison aufgegeben, das werden Sie ohne Zweifel wissen."

„Ich glaube, mein Fräulein, so weit es unter gewissen Umständen sein kann."

„Genug, mein Herr, und wenn Sie keine andere Pflicht mehr hier zurückhält . . ."

„Ich . . . Sie . . . Sie begreifen, mein Fräulein," stotterte Chingru, „in der unangenehmen Alternative, zu sprechen oder zu schweigen . . ."

„Haben Sie geschwiegen, wenn Sie hätten

Digitized by Google

sprechen, und gesprochen, wenn sie hätten schweigen sollen."

Mit diesen Worten, die Rosalie mit einem verächtlichen Blicke begleitete, ward Herr Chingru verabschiedet.

Am nämlichen Tage, Schlag fünf Uhr, hatte Herr Gaillard eben seine Feder ausgewischt und seine Schreibärmel von schwarzem Perkal abgezogen und ausgeplättet, als ein großes Frauenzimmer mit einem orangegelben Gesichte und rabenschwarzen Haaren in sein Bureau gestürzt kam.

„Mein Herr," rief sie mit stark markirtem italienischen Accente, „er ist ein Ungeheuer, ein Maladetto! Ich liebte ihn und liebe ihn noch. O io sono pazzamento inamorata! Ich heiße Mellina Barni und habe seinetwegen meine Heimath, meine Familie und die Scala verlassen, an der ich als Primadonna engagirt war. Er will sich vermählen! Er will mich und seine Kinder, seinen Enrico und seine Francesca verlassen! Er ist ein birbante, mein Herr, ein unnatürlicher, gefühlloser Rabenvater. Ich verbiete Ihnen, ihm Ihre Tochter zu geben! Mein bester Gaillard, du scheinst ein rechtlicher Mann zu sein, ein galantuomo. Versprich mir, daß du ihm deine Tochter nicht gibst! Ich bin una sciagurata, siehst du. Verstehe mich recht, mein guter Gaillard; ich kann mich im Französischen nicht gut ausdrücken, aber du siehst wohl, daß ich meinen Kopf verloren habe, ch'io sono matta! Wenn er sich verheirathet, dann bringe ich ihn um, ihn und seine Frau. O, li ammazzerò tutti due! Dann tödte ich mich und zünde die Kirche an, in der er sich trauen läßt, und dann geh' ich nach Rom und thue Buße. Schwöre mir, daß du ihm deine Tochter nicht gibst, diesem ladro, questo maladetto cane!"

Herr Gaillard ließ die Sündfluth von Worten, in welchen die Fremde das Italienische mit dem Französischen so harmonisch vermischte, über sich ergehen und entwirrte aus diesem Chaos so viel, daß sein künftiger Schwiegersohn die arme Mellina Barni entführt und treulos verlassen habe. Er tröstete, so gut er konnte, die Unglückliche in ihrer Verzweiflung und schrieb, ohne sich erst seine Schreibärmel wieder anzuziehen, stehenden Fußes an Henri Tourneur ein Billet folgenden Inhalts, welches er unverzüglich durch einen Commissionär an seine Adresse gelangen ließ:

Paris, Montag, 15. August 1855.

„Mein Herr! Soeben wurde ich auf meinem Bureau von Fräulein Mellina Barni mit einem Besuche überrascht. Ich brauche Ihnen weiter nichts zu sagen. Diese junge Dame scheint sehr unglücklich zu sein, und ich halte es für eine Gewissenssache, ihr den Vater ihrer zwei Kinder zurückzugeben, indem ich hiermit unsere bisherigen Beziehungen für immer abgebrochen erkläre.

„Genehmigen Sie die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung.

Gaillard."

Die Unterschrift zeugte von einer aus Unterschreiben gewöhnten Hand. Ein kräftiger, unnachahmlicher Zug, bei dem sichtlich der Spalt der Feder gesprungen sein mußte, ließ über die Aufregung keinen Zweifel, in der Herr Gaillard diese inhaltsschweren Worte auf ein Papier von jenem steifen, formatmäßigen Fabrikate, welches die Regierung in den Kanzleien einzuführen beliebt hat, geschrieben hatte.

Henri Tourneur nahm sich aber nicht die Zeit, auf alle diese Details zu achten. Sich ankleiden und zu Mellina Barni laufen, war das Werk eines Augenblicks.

Mellina empfing den lange Vermißten mit offenen Armen. Sie ist ein zierliches, blondes, milchweißes Geschöpf von 19 Jahren und spricht ohne irgend einen Accent das Französische vollkommen geläufig; wie hätte sie sonst in der Opera comique debütiren sollen? Als Henri kam, war sie in einem reizenden weißen Negligee und studirte eben das Allegro der Bravour-Arie ein, die den Glanzpunkt ihrer Debutrolle bildete. Henri überhäufte sie mit Vorwürfen, von welchen sie nichts begriff. Nur so viel konnte sie daraus entnehmen, daß man einen schändlichen Mißbrauch mit ihrem Namen getrieben haben mußte, und daß Henri im Begriffe sei, sich zu vermählen. Daß ihr diese Heirath nicht angenehm sein konnte, dafür gab es Gründe genug, aber um keinen Preis der Welt würde sie störend dazwischen getreten sein. Sie kannte weder Herrn Gaillard, noch Herrn Chingru; über die vorgegebenen zwei Kinder gerieth sie in große Wuth. In ihrer Ent-

Digitized by Google

rüstung bestand sie darauf, mit Henri unverzüglich zu Herrn Gaillard zu gehen, und nur mit Mühe konnte ihr der Maler begreiflich machen, daß ein solcher Schritt die Sache nur verschlimmern würde.

Er ging allein in die Rue d'Amsterdam und fand die Thüre verschlossen. Man war im Theater, so sagte wenigstens der Portier. Während acht Tagen kam er täglich wieder und täglich erhielt er dieselbe Antwort. Er ging in der Vormittagsstunde hin: es hieß, man sei im Concert, oder in der Kirche; kurz, so oft und wann immer er sich zeigte, war die Familie Gaillard überall, nur nicht zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Olmsted sagt, daß harte Grausamkeit dem heutigen Sklavereisysteme fremd sei. In ganz Virginien erhalten nur Kinder, namentlich Burschen von zehn bis vierzehn Jahren, eine körperliche Züchtigung, wenn sie unnütze Streiche gemacht haben, aber genau in derselben Weise, wie ungezogene weiße Knaben und Mädchen in allen Ländern der Welt auch. Ein Pflanzer ist nicht so thöricht, seine kostspieligen Diener zu mißhandeln, deren Arbeitskraft wesentlich durch heiteren Sinn bedingt wird. Man stachelt den von Natur trägen Neger zur Arbeit an nicht durch Furcht oder Strafe, sondern dadurch, daß man ihm Geldvorschüsse in Aussicht stellt. Er macht es gerade so wie der Handwerksgeselle, der in Feierstunden arbeitet, um sich Extrageld für einen lustigen Sonntag zu verschaffen, oder sich besser zu kleiden. Der Pflanzer weiß, wie viel darauf ankommt, die Neger bei guter Laune zu erhalten.

Die obigen Stellen haben wir dem Londoner Athenäum entlehnt, weil in ihnen die Ergebnisse von Olmsted's Beobachtungen zusammengefaßt sind. Das Folgende ist wörtlich aus dem Buche des Abolitionisten.

„Die Sklaven haben sehr viele Gelegenheit, sich Geld zu erwerben. Dem Gesetze zufolge gehört dasselbe ihrem Herrn, ähnlich wie die Habe eines Minderjährigen dem Familienvater. Aber niemals nimmt man dem Sklaven das Geld; er kann dasselbe nach Belieben für sich verwenden und ist dabei weniger behindert, als für seine Moral und seine Gesundheit gut erscheint. Ein Blatt zu Richmond beschwerte sich einmal, daß man den Ausschweifungen gegenüber zu nachsichtig gegen die Sklaven sei, und erzählte, daß sie Abendessen mit Champagner hielten. Die Polizei jener Stadt hob eine Spielhölle auf, die höchst elegant eingerichtet war; zwanzig schwarze Gentlemen, Sklaven, spielten um hohe Summen. Unter ihnen waren mehrere, die im Geruche großer Frömmigkeit standen. Alle wurden Abends zur Haft gebracht, er hielten am andern Morgen ein Dutzend Hiebe und wurden dann entlassen."

„Auf der Straße gingen zwei Negersklaven vor mir her, und ich vernahm Folgendes: Ich habe das ganze Jahr in der Tabaksfabrik gearbeitet und für die Weihnachtstage nur zwanzig Dollare, habe scharf gearbeitet, manchmal bis zwölf Uhr; habe einen Nigger zum Aufseher. — Einen Nigger? — Ja, einen schmierigen Nigger, der befehlen will, als wäre er ein weißer Mann. Das ärgert mich; sonst wäre Alles gut! — Es ist in den Tabaksfabriken Brauch, daß man Sklaven und freie Neger auf ein ganzes Jahr für einen bestimmten Jahreslohn annimmt. Jeder braucht täglich nur 45 Pfund Tabak aufzuarbeiten; was er darüber schafft, ist sein Privatgewinn, der ihm alle vierzehn Tage richtig ausbezahlt wird. Durchgängig verthut er dieses Geld mit Spielen, Trinken und auf noch schlimmerem Wege. Dem oben erwähnten Sklaven waren zwanzig Dollare nicht genug zum Verthun für die zwei Weihnachtstage.

Es kommt gar nicht selten vor, daß Negersklaven, welche sich freigekauft haben und nach anderen Staaten, z. B. Pennsylvanien, gegangen sind, von dort wieder in die Sklavenstaaten zurückkehren, obwohl das verboten ist. Sie fühlen sich unbehaglich in den „freien" Staaten, wo die falsche Stellung ihnen nicht behagt, und wo kein weißer Mann einen Farbigen am Tische oder im Omnibus dulden würde. Sie sind dort eben gesellschaftliche Parias, Ausgestoßene.

Digitized by Google

Das ist im Süden ganz anders; der Abolitionist selber bezeugt es: „Ich war erstaunt über das gesellige Zusammen- und Nebeneinanderleben von Weißen und Schwarzen. Negerfrauen tragen zugleich ein schwarzes und weißes Kind auf dem Arme; schwarze und weiße Kinder spielen mit einander; aus Thüren und Fenstern gucken, wenn ein Bahnzug vorüber geht, zumal weiße und schwarze Köpfe. Ich sah einen hübschen, wohlgekleideten Mulatten von gutem Benehmen im Eisenbahnwagen neben einem weißen Herrn. Farbige sollen, den Bahnordnungen zufolge, nur in zweiter Klasse fahren, aber jeder Herr kann seinen farbigen Diener neben sich in die erste Klasse nehmen. Weiße Mädchen und Mulattinnen schwatzen freundlich mit einander; ich sah, daß schwarze und weiße Kinder Confect aus derselben Düte nahmen, und daß sie alle mit einander, Groß und Klein, so freundlich und vertraulich mit einander umgingen, daß man im Norden dergleichen nicht nur mit Erstaunen, sondern auch mit dem äußersten Widerwillen und Mißbehagen ansehen würde."

Das klingt anders als die Lügen und die Zerbildergeschichten der Frau Beecher Stowe.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Ein einfaches Mittel, Wasser fast eiskalt zu machen und zu erhalten, welches in Indien und andern tropischen Ländern sehr gebräuchlich ist, besteht in Folgendem: Man umwickele sehr das Wassergefäß ein oder mehrere Male mit grobem baumwollenen Zeuge und halte dieses feucht, so wird die Verdunstung des Wassers der innern Seite die Wärme entziehen und das Wasser fast auf den Gefrierpunkt reduciren.

Denksprüche.

Schließ aus der ewigen Vollkommenheit der Welt
Auf die Vollkommenheit Deß, der sie so erhält.
Weil er vollkommen ist, ist all' sein Thun vollkommen.
Zwar unvollkommen fühlst du dich, o Mensch, auf Erden,
Doch auch den Trieb in dir, vollkommner stets zu werden.

Wahrlich, das Glück ist ein Weib, und im Sturme wird es errungen,
Sei's auf der Liebe Gebiet, sei's mit dem Schwert in der Hand.

Verschiedenes.

Humbug ist ein Wort, dessen Ursprung und eigentlicher Sinn allen Menschen unbekannt ist, und doch wird fast kein anderes häufiger im Munde geführt. In amerikanischen Büchern heißt es darüber also: „Bei dem Volk von Geschmack und Mode ist das Wort sehr im Schwunge und doch hat es nicht einmal den Halbschatten von einem Sinn. Es ist weder ein englisches Wort, noch aus irgend einer andern Sprache abgeleitet. In der That ist es ein gemeiner Laut, dessen sich die meisten Leute vom Stande bedienen. Es ist ein hübscher Zusatz in Conversation, und einige große Leute täuschen sich so außerordentlich, daß sie etwas dabei zu meinen glauben." Ein Schotte will jetzt den wahren Ursprung von Humbug gefunden haben. Er sagt: „Humbug, ob auch nicht klassisch zulässig in einem englischen Wörterbuch, kommt doch unzweifelhaft von Hume of the Bog, d. i. Hume von der Moor her, einem von seinem Landgut so genannten schottischen Laird (Gutsherr), welcher zur Regierungszeit Wilhelm's III. und der Königin Anna berühmt war in der Edinburgher Gesellschaft wegen des wunderbaren Tons seiner Erzählungen, was bei ihm so gewöhnlich geworden, daß seine Geschichtchen zum Sprichwort wurden und man endlich ein recht langes Stück Geschwätz immer einen rechten Hume of the Bog nannte, woraus durch einfache Zusammenziehung Humbug entstand." Dänischer Blödsinn leitete das Wort von Hamburg ab!

Auflösung des Räthsels in Nr. 9:
Lavater.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 11. Samstag, den 25. Januar **1862.**

Der Ramberger.

Die Rückkeeß geschpickt, —
Im Hannle geschickt, —
Kee(n) Geld oft im Sack
For e Peifche Duwack, —
Dorchschtolpr' ich die Palz,
Kreisch' aus vollem Hals:
Beer - - - schte... Berrschte!...

„Griesgram sieht Alles groo!"
Ich halt's mit mei'm Kram do!...
Geht mer's aach deckmol schlecht,
Wer luschtig iss, hot Recht!...
Beer - - - schte!... Berrschte!...

Sinn aach die Zeire schwer,
Iss aach der Beur'l oft leer,
Sell iss mer Alles Worscht,
Wasser löscht aach de Dorscht!...
Beer - - - schte!... Berrschte!...

Wann eich mein' Knorbel berscht',
Tausch' ich nit mirr'me Ferscht'.
Kann's kee(n) Schampanier sei(n),
Thut's e Glas Branntwei(n)!
Beer - - - schte!... Berrschte!...

Wär' ich e Ferschtesohn,
Hätt' ich e Million,
Grille darbei im Kopp,
Wär' ich en armer Tropp!
Beer - - - schte!... Berrschte!...

Een's weeß ich for ganz g'wiß —:
Daß do der Relch' Herr iss,
Geht's ab'r em Himmel zu,
Heeßt's: Alter, haus bleibscht du!...
Beer - - - schte!... Berrschte!...

Die Rückkeeß' geschickt,
Im Hannle geschickt,
Kee(n) Geld oft im Sack
Vor e Peifche Duwack,
Dorchschtolpr' ich die Palz,
Kreisch' aus vollem Hals:
Beer - - - schte!... Berrschte!...

Aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Henri verhehlte sich nicht, daß dieses fortwährende Verleugnen einem definitiven, förmlichen Abschiev gleichkam. Wäre ihm Chingru einmal zufällig auf der Treppe begegnet, er hätte ihn in Stücke gerissen. Er schrieb an Herrn Gaillard, dann an dessen Schwester; man schickte ihm seine Briefe unter Convert zurück. Endlich war seine Geduld zu Ende und er wandte sich an einen Advocaten.

„Mein Herr," erwiderte ihm der Rechtsgelehrte, „das ist nicht der erste derartige Fall, der mir in meiner Praxis vorkommt. Sie haben ohne Zweifel schon von den Heirathsagenturen gehört, die von der Polizei gestattet sind. Es gibt große, patentirte Häuser, die in allen Zeitungen ihren Prospectus veröffentlichen und ihre Offerte ausposaunen. Aber es gibt auch eine ganze Klasse von Leuten, die dieses Geschäft im Stillen treiben und sich lediglich nur damit abgeben, die großen Capitalien, die kolossalen Mitgifte, die im Verborgenen ruhenden Millionen ausfindig zu machen, um sich einen Theil davon auf die eine oder andere Art, die nicht gerade mit den Gesetzen im Widerspruch steht, zu erobern. Sie associiren sich unter einander und bilden anonyme Com-

Digitized by Google

pagnien, deren einziges Capital die Intrigue ist. Die Einen verlangen 10 Procent von der Mitgift, wenn sie eine Heirath zu Stande bringen; Andere begnügen sich mit weniger, denn auch hier wie überall gibt es Concurrenz. Herr Chingru, oder wie er sonst heißen mag, gehört offenbar zu den Bescheidenen, und als er den erwarteten Lohn für seine Thätigkeit in Ihrer Heirathsangelegenheit verweigert sah, hat er durch einen seiner Associrten oder vielmehr durch eine seiner Gehilfinnen bei Herrn Gaillard die Scene spielen lassen, die Sie mir mittheilten. Wir können, wenn Sie es wollen, nach dieser falschen Primadonna fahnden lassen, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß wir eine Frau ausfindig machen, die Sie nicht näher zu beschreiben wissen, und wenn man sie auch fände, so wird noch immer die Mitschuld Chingru's schwer zu beweisen sein."

Unverrichteter Sache heimgekehrt, fand Henri Tourneur folgenden aus Havre datirten Brief:

„Mein armer Tourneur, wären Dir von mir 999,000 Franken und nebenbei noch eine anbetungswürdige Frau offerirt worden, so würdest Du mich in den Rang der Götter erhoben haben. Ich war so ungeschickt, Dir das Geschäft in anderer Weise vorzuschlagen. Ich bot Dir eine Million und verlangte 10,000 Franken davon für mich. Du wurdest darüber ungehalten: trage nun die Folgen Deines unklugen und brutalen Benehmens.

„Ich fand ein Mittel, Herrn Gaillard zu überzeugen, daß Du Vater von zwei Kindern und der Gatte oder etwas dergleichen der Mellina Barni seist. Das ist ein Schlag, von dem Du Dich nicht mehr erholen wirst, armer Henri. Aber lag ich, als Du mich auf die Hortensien warfst, auf einem Bett von Rosen? Chingru."

Tourneur war im ersten Momente im Begriffe, das Billet zu zerreißen; da er aber blond ist, besann er sich:

„Dieser gute Chingru," sagte er zu sich selbst, „versöhnt mich mit Herrn Gaillard. Es kommt nur noch darauf an, daß Rosaliens Vater diesen Brief liest."

Er legte Chingru's Brief in ein großes Couvert, siegelte es mit dem Wappen der Ninon von Lenclos und schrieb in gerundeter Kanzleischrift die Adresse darauf: „An Herrn, Herrn Gaillard, Archivar."

Herr Gaillard öffnete das Schreiben, welches er für eine Regierungsdepesche hielt, mit der submissen Vorsicht eines Beamten. Die Unterschrift Chingru's war das Erste, was ihm in die Augen fiel und seine Neugierde erregte. Er hatte sich vorgenommen, die Briefe Tourneur's ungelesen zurückzuschicken, aber nicht jene Chingru's.

Die Aufklärung, die ihm wurde, verfehlte ihre Wirkung nicht. Er beschuldigte sich der Ungerechtigkeit, der grausamen Härte und bat bei seinem Chef um die Erlaubniß, schon um zwei Uhr Nachmittags sein Bureau verlassen zu dürfen. Es war dies das erste Mal seit 20 Jahren.

Rosalie benetzte die Zeilen Chingru's mit ihren Thränen.

„Ich wußte es voraus," schluchzte sie, „und wenn mir Papa gefolgt wäre, würde er dem armen Henri gestattet haben, sich zu vertheidigen."

Vater, Tante und Tochter kamen überein, den Maler am anderen Tage in seinem Atelier aufzusuchen. War man ihm nicht diese Genugthuung schuldig? Rosalie war darüber vor Freude außer sich.

„Wie, du liebtest ihn also noch?" fragte ihr Vater.

„Mehr als je. Ich ahnte immer, daß man ihn verleumdet habe," lautete Rosaliens aufrichtige Versicherung.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und die Magd meldete Fräulein Mellina Barni. Rosalie und ihre Tante hatten gerade nur noch Zeit, sich ins Nebenzimmer zu flüchten. Ich weiß nicht, was sie sich dort sagten, aber ich glaube, daß es schwer gewesen wäre, zwischen dem Ohre Rosaliens und der Thüre des Salons ein Haar durchzuziehen.

Herr Gaillard sah Mellina an, wie ein Kind ein chinesisches Schattenspiel. Einen Augenblick hielt er sich für den Spielball eines Complottes und glaubte, daß man ihm alle Tage eine neue Mellina Barni schicken wolle. Er dachte daran, in ein anderes Viertel zu ziehen, ohne seine Adresse zu hinterlassen.

Mellina hatte alle Mühe, ihn zu über-

Digitized by Google

zeugen, daß sie wirklich Mellina heiße, daß sie keine Kinder habe, daß sie mit ihrer Mutter lebe und daß sie sich nicht im Mindesten über Henri Tourneur beschweren wolle. Sie versicherte ihn in vortrefflichem Französisch ihrer strengen Grundsätze, obwohl sie aus der Scala komme und ein Engagement bei der Opera Comique angenommen habe. Sie belehrte ihn, daß eine Sängerin Besuche empfangen und machen, daß sie Geschenke annehmen und zurückgeben könne, ohne deßhalb compromittirt oder compromittirend zu sein. Sie gestand, daß sie Henri Tourneur geliebt und seine Frau zu werden gehofft, daß er aber seit Mitte Mai seine Besuche eingestellt und in Ehren ein Verhältniß aufgelöst habe, welches nie ein anderes als ein ehrbares gewesen sei.

(Schluß folgt.)

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

(Schluß.)

Für uns Europäer ist schon der bloße Begriff der Sklaverei widerwärtig, namentlich seit etwa einhundert Jahren. Trotzdem zwangen die Engländer den Colonien immerfort Sklaven auf; sie tragen viele Schuld daran, daß deren eine so große Masse, im Ganzen noch etwa neun Millionen, vorhanden sind. Jetzt spielen sie die Ultraphilauthropen, obwohl sie mit ihrer eigenen Emancipation, die ohnehin völlig übereilt war, kein Heil gestiftet haben! Der Neger selbst, und der Afrikaner insbesondere, hat freilich ganz andere Begriffe von der Sklaverei als der Europäer. Die Ansicht vom Werthe und Wesen der persönlichen Freiheit ist bei den verschiedenen großen Menschenracen sehr verschieden und es erscheint ungeeignet, die Abstractionen des sogenannten philosophischen Jahrhunderts für alle Racen und alle Culturstufen als gültig hinzustellen, etwa Rousseau's Heischesätze auf die ganze Menschheit ohne Weiteres anwenden zu wollen. Weil man vergessen hat zu individualisiren, ist man in ein Irrgewinde gerathen und hat vielfach die Natur der Dinge auf den Kopf gestellt. Wir sehen an der allgemeinen Verwirrung in ganz Amerika, von Peru bis zum St. Lorenz, wohin man mit den Abstractionen gerathen ist und welche Zerrüttung einen ganzen Erdtheil heimsucht. Man verkennt nicht ungestraft die von der Natur selbst ganz verschiedenartig gegebenen Culturwerthe und anthropologischen Anlagen der verschiedenen großen Menschenracen. Phrasen und Wünsche sind ohnmächtig gegenüber immanenten Begabungen.

Wir werden, wie schon bemerkt, diese wichtige, so tief in das sittliche, bürgerliche und Verkehrsleben eingreifende Frage nicht außer Acht lassen. Heute schließen wir unsere Betrachtungen mit einer Stelle aus dem zu Neuyork erscheinenden Hunt's Merchants Magazine, die von Belang ist und zu besonderm Nachdenken Veranlassung gibt.

„Der gesammte Welthandel dreht sich um das Erzeugniß der Sclavenarbeit. Was wäre der Handel ohne Baumwolle, Zucker, Reis, Tabak und die zum Schiffbau nöthigen Gegenstände? Sie alle sind aber mehr oder weniger Erzeugnisse der Sklavenarbeit. Es ist eine festgestellte Thatsache, daß freie Arbeit allein, jetzt wenigstens, die Nachfrage und den Bedarf der Menschen an diesen Waaren nicht befriedigen kann. Man hat gesagt, ein freier Arbeiter leiste so viel wie fünf Sklaven. Wenn dem so ist, weßhalb hat man denn nicht schon längst freie Arbeit angewendet, um alle jene Artikel in hinreichender Menge zu schaffen? Versuche wurden gemacht, wir wissen auch, daß sie (so weit Neger in Frage kommen) gescheitert sind. Wenn freie Arbeit vortheilhafter wäre als Sklavenarbeit, so würde man sie längst in Brasilien, Cuba und Nordamerika eingeführt haben. In allen diesen Ländern ist ja die freie Arbeit nicht etwa verboten. Die Sklavenstaaten gehen weit liberaler zu Werke als die freien Staaten. Diese verbieten Sklavenarbeit, jene lassen auch freie Arbeit zu. Der Capitalist aus dem Norden kann mit seinem Gelde und der freien Arbeit nach dem Süden kommen und der Sklavenarbeit so viel Concurrenz machen als ihm beliebt. Hingegen verbieten die freien Staaten die Concurrenz der Sklavenarbeit, während der Süden seine Thore aller und jeder Arbeit weit geöffnet hat. Weßhalb kommt die freie Arbeit nicht? Was wird

Digitized by Google

aus England, dem Erzagitator für den Abolitionismus, wenn die Baumwolle aus den Sklavenstaaten fehlt? Und noch eine Frage: Brasilien zählt auch mehr als drei Millionen Sklaven. Weßhalb hat die englische Pseudophilanthropie immer nur gegen die südlichen Staaten Nordamerika's geeifert, während sie ein Gleiches gegen Brasilien mit nichten thut?"

Daß es mit der Logik der Engländer nicht weit her ist, weiß die Welt. Wir lesen jetzt eben in der Times, daß man von Manchester aus auch in Brasilien den Baumwollenbau durch englische Capitalien anmuntern und ausdehnen will. Natürlich mit Hilfe der Sklavenarbeit!

Landwirthschaftliches.

(Ein Mittel, um den Mastschweinen den Appetit zu erhalten.) Wenn man den Mastschweinen eine saftige Nahrung reicht, welche aus gekochten Kartoffeln, Wurzeln, Molken, Gersten- und Hafermehl zusammengesetzt ist, so fressen sie gewöhnlich im Anfang mit großer Gier und nehmen schnell an Umfang zu. Aber nach Verlauf einer gewissen Zeit verlieren sie den Appetit, verweigern die beste Nahrung und bleiben in einiger Hinsicht auf demselben Standpunkte. Um sie nun ganz fett zu machen, muß man viel Geld ausgeben und viel Zeit opfern. Diese Unbequemlichkeit kann man sich nun durch das folgende Verfahren, welches fast immer mit Erfolg gekrönt worden ist, ersparen. Man gebe den Mastschweinen jeden Tag zwei Hände voll Hafer, der in folgender Art gesalzen worden ist: Man thut in ein Gefäß den für 2 Tage nothwendigen Hafer, den man lagenweise mit Salz bedeckt und dann über das Ganze ein wenig Wasser gießt. Weil der Hafer von der Nässe quillt, so darf das Gefäß nicht ganz voll sein. Die Schweine, denen man regelmäßig täglich von dieser Mischung gibt, behalten ihren Appetit beständig bei und fressen Alles, was man ihnen reicht.

Denksprüche.

Wer viel erfährt, vermehrt sich seine Wissenschaft;
Wer Vieles glaubt, hat vielen Irrthum aufgerafft.

„In grünes Korn hab' ich mein Haus gebaut,
Und immer wandl' ich nun — so dünkt mir hold —
In allen Zimmern noch in hohen Saaten,
Und wie die jungen Wachteln, schlafen mir
Die Kinder in der Saat." — Wem böse Werke,
Die er geübt, vor seiner Seele schweben,
Der wandelt in Palästen nur auf Dornen,
Am hellen Tag in Mitternacht, und fürchtend
Geht er, von seinem Kind — die Schlange wehrend.

Verschiedenes.

Die großartige Verfälschung der Oel- und Fettwaaren hat veranlaßt, daß bei den Materialien-Submissionen der Bergwerks- und Eisenbahnverwaltungen die eingereichten Proben vorerst analysirt werden. Es geschieht dies u. A. auch in Saarbrücken und haben dort schon manche Analysen gezeigt, wie erstaunlich weit die Verfälschung der Stoffe geht, wie geschickt dieselbe vollzogen wird und wie schwer es dem reellen Geschäftsmann wird, ehrlich concurriren zu können.

Der Renz'sche Stall in Berlin zählt gegenwärtig 86 zum Theil äußerst werthvolle Pferde, zu deren Wartung außer den Stallmeistern und Inspicienten 16 Reitknechte angestellt sind. Das Gesammtpersonal zählt 105 Köpfe. Für den Circus zahlt Renz während dieser Saison die enorme Miethe von 10,000 Thlrn., an Gas für 1200 Flammen — der Kronleuchter allein zählt deren 750 — täglich an 20 Thlr. Die Tageskosten, einschließlich der Gagen, belaufen sich an 500 Thlr.

Charade.

Mein Erst- und Zweites liebt und schent
Der Knabe sehr.
Mein Drittes kostet und erfreut
Erwachs'ne mehr.
Mein Ganzes, lieb für Jung und Alt,
Bleibt eins in vielerlei Gestalt.

Redaction, Druck und Verlag von T. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 12. Dienstag, den 28. Januar **1862.**

Aus dem Leben.

(Schluß.)

„Ich sage nicht, mein Herr," fügte Mellina hinzu, „daß ich ohne Schmerz auf meine Hoffnungen verzichte, aber es ist dies das gewöhnliche Schicksal von uns Andern, die sich dem Theater gewidmet haben. Wir werden alle von der Männerwelt ausgezeichnet, die uns hübsch genug findet, um uns zu lieben, und uns nicht genug liebt, um uns zu heirathen. So ist es mit Henri Tourneur gegangen, und da man Ihnen ein Märchen aufgebunden, welches weder ihm noch mir zur Ehre gereicht, so habe ich meinen ganzen Muth zusammengenommen und bin zu Ihnen gekommen, indem ich mich der Hoffnung hingab, daß Sie die Erfindungen der Verleumdung von der Sprache der Wahrheit zu unterscheiden wissen werden."

Als Mellina fort war, trat Rosalie wieder ein.

Vielleicht hätte sie vorgezogen, daß Chingru's Lügen ganz unbegründet gewesen wären, und doch möchte ich nicht darauf schwören, daß der Besuch Mellina's einen zu ungünstigen Eindruck auf sie gemacht habe.

Mellina war ihr, durch's Schlüsselloch gesehen, sehr schön vorgekommen, und sie verzieh dem Maler, sie geliebt zu haben. Sie wußte, daß ein Mädchen, welches einen Mann von 35 Jahren heirathet, mit dessen Vergangenheit Nachsicht haben müsse, und war wenigstens froh, ihre frühere Nebenbuhlerin hübsch zu wissen. Unter 20 Mädchen denken 19 wie sie. Rosalie hatte am Tone Mellina's erkannt, daß die Sängerin die Wahrheit gesprochen und daß ihr Verhältniß zu Tourneur ein schuldloses gewesen. Endlich hatte sie auch, ohne mehr daran zweifeln zu können, die Gewißheit erhalten, daß die schöne Italienerin Mitte Mai von ihr entthront worden sei, d. h. von dem Augenblicke an, wo Henri Tourneur sie unter dem Vorwande des beabsichtigten Ankaufes eines Bauplatzes zum ersten Mal gesehen hatte.

Aber Herr Gaillard dachte über die Sache anders. Er wollte nichts mehr davon hören, zu Henri zu gehen, und warf seiner Tochter vor, daß sie vernarrt sei.

„Ich will zugeben, daß der junge Herr weniger strafbar ist, als man ihn mir vorstellen wollte," sagte er; „aber er hat mit Theaterprinzessinnen Bekanntschaft gehabt, und wer einmal genascht hat, wird wieder naschen... Du glaubst, daß er dir treu bleiben werde, aber hat er nicht auch diese Italienerin verlassen? Ist das nicht ein Beweis seiner Unbeständigkeit? . . . Eines Tages könnte er auch dir diesen Streich spielen. Ueberdies," fügte er kategorisch hinzu, „ist, so lange meine Bauplätze nicht verkauft sind, an eine Heirath überhaupt nicht zu denken."

Wenn man ihm zum Verkaufe zuredete, erwiderte er: „Es pressirt nicht, ich verkaufe sie, um meiner Tochter eine Mitgift zu geben, und meine Tochter ist noch nicht verheirathet."

So machte der gute Mann den Verkauf von der Heirath und die Heirath vom Verkaufe abhängig.

Rosalie war in Verzweiflung.

„Was dabei anderes aus mir werden soll, als eine alte Jungfer, weiß ich nicht," rief sie. „Sie wollen mich nicht heirathen lassen, weil die Bauplätze noch nicht verkauft sind, und die Bauplätze wollen Sie nicht verkaufen, weil ich noch nicht verheirathet bin. Sagen Sie selbst, Papa, kommen wir da je zum Ziele?"

Digitized by Google

Herr Gaillard hörte nicht und wich solchen Vorstellungen gewöhnlich aus, indem er in seinem Bureau Zuflucht suchte. Am meisten ärgerte ihn das Bild seiner Tochter. So oft er es ansah, erinnerte er sich mit Mißmuth daran, daß er noch der Schuldner Tourneur's sei; denn so gering auch seine Kunstkennerschaft war, so viel sah er doch ein, — auch hatte er es ja durch Andere erfahren, — daß das Bild mehr werth sei als 50 Franken.

„Was sollen wir mit dem verdammten Bilde machen?" sagte er. „Wir können es nicht behalten, weil wir den Maler verabschiedet haben. Wie wäre es, wenn wir es zurückschickten?"

„Wo denken Sie hin, Papa? Dann wäre ich ja in Permanenz in seinem Atelier."

„Es verkaufen und ihm den Erlös zustellen, wäre undelicat. Es verschenken? Wem? Ich mag weder das Eine noch das Andere. Ich kann das Porträt meiner Tochter nicht in fremde Hände kommen lassen; am Ende stünde einmal in einem Journal unter den Annoncen: Fräulein Rosalie Gaillard um 4000 Franken zu verkaufen. Nein, nein, lieber kratze ich es mit meinen Nägeln aus."

„Mein Porträt auskratzen? Das Einzige, was mir noch von den schönsten Augenblicken meines Lebens übrig geblieben ist?"

„Verdammter Maler, verdammter Chingru, verdammte Grundstücke! Ich gebe sie umsonst Jedem, der sie nehmen will!" rief er unmuthig. „Wären wir weniger reich, so wäre dies Alles nicht passirt."

Herr Gaillard verlor den Appetit, er fing an wie ein gewöhnlicher Mensch zu essen. Er schlief weniger fest als sonst und schnarchte nicht mehr so, daß der Plafond zitterte. Auch auf sein Bureau ging Herr Gaillard nicht mehr so pünktlich wie früher. Er war zwei Mal zu spät gekommen, und zwar um volle zehn Minuten am 27. und 28. August, zwei wegen dieser Versäumniß denkwürdige Tage in der bisher tadellosen Laufbahn des gewissenhaften Beamten.

Als er am 28. nach Hause kam, bemerkte die alte Tante gegen Rosalie: „Es scheint im Kopfe deines Vaters etwas ganz Besonderes vorzugehen, seine Nase ist auf der einen Seite ganz roth."

Und in der That befand sich Herr Gaillard in einer großen geistigen Aufregung. Er hatte wichtige, entscheidende Dinge vor.

Henri Tourneur malte nicht mehr. Er verlebte seine Tage auf dem Trottoir der Rue d'Amsterdam. Herr Gaillard wich ihm sorgfältig aus; seinerseits getraute sich Henri nicht, ihm den Weg zu vertreten. Mit Rosalie hätte er es eher gewagt zu sprechen; allein sie ging nie ohne ihren Vater aus. So standen die Sachen bis zum 3. September, als der Maler zu seiner großen Ueberraschung von Herrn Gaillard ein Billet erhielt, worin ihn derselbe zu kommen aufforderte, um die 3950 Franken in Empfang zu nehmen, die man ihm noch für das Porträt schuldig sei. Es hieß in dem Billet, man erwarte ihn um fünf Uhr, um ihm die benannte Summe zu übergeben.

Henri war schnell entschlossen. Er ging hin, nicht um des Geldes willen, sondern um seine angebetete Rosalie zu sehen.

Um dieselbe Stunde waren drei Bauunternehmer bei Herrn Gaillard, die in Compagnie für die ausgebotenen Plätze 1,200,000 Franken geben wollten. Sie hatten sich auf Bestellung des Archivars eingefunden, denn der gute Mann war der Sache satt geworden, so zwar, daß er das ganze Verkaufsgeschäft den Händen Rosaliens übergeben hatte.

„Mache, was du willst," hatte er seiner Tochter gesagt. „Ich will endlich meine Ruhe haben. Einige du dich mit den Käufern, ich mag mit der Sache nichts mehr zu thun haben."

Rosalie ließ sich's nicht zwei Mal sagen, und Henri trat gerade in dem Augenblick ein, als der Notar den letzten Paragraph des Kaufvertrages vorlas. Derselbe lautete:

„Die Käufer verpflichten sich, auf dem Loose Nr. 10, welches dem Verkäufer als Eigenthum überlassen bleibt, ein Wohnhaus für Herrn Gaillard und seine Familie, nebst einem Maleratelier nach der Angabe des Herrn Henri Tourneur zu erbauen."

Herr Gaillard sah seine Tochter an, seine Tochter den Maler und der Maler Niemanden, denn das Glück kam ihm so unerwartet, so plötzlich, daß er sich todtenbleich an die Wand lehnen mußte, um nicht umzusinken.

„Meiner Treu," rief Papa Gaillard, „das

Digitized by Google

ist ein Paragraph, der mich von allen Sorgen befreien wird!" und er nahm die Feder und unterzeichnete mit fester Hand und seinem gewohnten energischen Zuge den Contract.

Brauchen wir hinzuzufügen, daß Rosalie Gaillard trotz der Machinationen Chingru's drei Wochen später Madame Tourneur wurde?

Nur so viel sei noch erwähnt, daß Henri in diesem Augenblicke nicht in Paris zu finden ist, da er mit seiner jungen Gattin eine Hochzeitsreise nach Italien macht.

Telegraphische Abendunterhaltung

zwischen London, Leipzig und Smyrna.

Zu der bisher großartigsten Leistung der elektromagnetischen Telegraphie, einer directen Unterhaltung zwischen Algier und St. Petersburg, vom fernen Süden, den Gestaden Afrika's, herauf bis zum hohen Norden Europa's hin, hat das neue Jahr ein würdiges Seitenstück geliefert: es hat nun auch ein directer telegraphischer Verkehr des Orients mit dem Occident stattgefunden, von Asiens entlegener Küste, dem fernen Morgenlande herüber, durch das griechische Inselmeer und mitten durch Europa hindurch, bis beinahe zu dessen westlichstem Erdpunkte, ein telegraphisches Nachtgespräch zwischen Smyrna und London. Veranlaßt wurde dasselbe durch das königlich sächsische Staatstelegraphenbureau zu Leipzig, welches vor Jahresfrist auch schon die ersterwähnte directe Verbindung zwischen Algier und St. Petersburg zu Stande gebracht hatte. In der Voraussetzung des allgemeinsten Interesses an einer so erstaunlichen Thatsache soll der Hergang derselben nur in Kürze mitgetheilt werden.

In der Nacht des 6. Januar machte das sächsische Staatstelegraphenbureau Leipzig, das eben über Dresden, Prag, Pardubitz, Krakau und Lemberg mit Suczawa, der österreichischen Grenzstation nach der Moldau hin, in Depeschenverkehr gestanden hatte, von dort aus den Versuch zu einer weitern Correspondenz nach der Türkei hin. Die Linien waren ausnahmsweise offen, und so drang denn Leipzig in Zeit von wenigen Minuten von Suczawa aus über Jassy und Bucharest durch die Moldau und Walachei, bei Giurgewo über die türkische Grenze und auf der Linie über Schumla und Adrianopel glücklich bis Konstantinopel, von da längs der Küste des Marmorameeres hin über Cap Hellas nach der Insel Chios und bis zur Küste Kleinasiens, bis Smyrna vor. Noch nie vorher standen Asien und Europa so nahe und freundnachbarlich bei einander, noch nie vorher waren der ferne Orient und das kleine Sachsenland so eng mit einander verkettet, wie in dieser stillen Mitternachtsstunde. Es erfolgte zunächst eine freudige Begrüßung zwischen den beiderseitigen Beamten; Asiat und Sachse, wenn auch getrennt durch Meer und weite Länderstrecken, drückten sich im Geiste die Freundeshand; man wechselte sodann gegenseitig die Namen und erkundigte sich nach den beiderseitigen Witterungsverhältnissen. In dieser Beziehung ergab sich denn, wie zu erwarten, ein ziemlich greller Gegensatz zwischen hier und dort: denn während die sächsische Erde bei etwa 8 Kältegraden von Schnee und Eis bedeckt war, gab es in Smyrna 6° Wärme und seit drei Tagen Regen.

Das hierauf folgende Anerbieten Leipzigs an den Asiaten, ihn weiter nach London hin zu verbinden, nahm derselbe mit großer Freude auf. Leipzig öffnete somit für Smyrna die Linie, und alsbald sprach London, welches, durch Leipzigs Vermittelung inzwischen auf den fernen Besuch vorbereitet, bereits desselben harrte, direct mit Smyrna, so daß nun das beginnende Gespräch zwischen beiden Stationen über das mitteleuropäische Festland in seiner ganzen Länge und auf beiden Seiten noch über dieses hinaus, dabei drei Mal unter dem Meere hinweg (zwischen England und Haag, sodann auf der griechischen Archipellinie zwischen Cap Hellas und Chios und zwischen Chios und Asien), im Ganzen also über volle 30 Längegrade sich erstreckte. Zieht man hierbei noch die vielfachen, oft sehr beträchtlichen Windungen und Umwege der ganzen ungeheuern Linie, auf welcher gesprochen wurde (von England durch die Nordsee nach Holland, über Amsterdam nach Hannover, durch Preußen, Sachsen, Böhmen, Mähren, Galizien, die Moldau und Walachei, europäische Türkei und den griechischen Archipel), in Betracht, so läßt sich die ganze Strecke recht wohl auf 600 geograph. Meilen veranschlagen. Und

Digitized by Google

zwischen den Endpunkten dieser ganzen Linie erfolgte, vermöge der außerordentlichen Geschwindigkeit der Elektricität, für welche bekanntlich auch die größten Längenentfernungen unserer Erde keinen merkbaren Zeitaufwand verursachen, der Austausch der Gedanken mit gleicher Schnelligkeit wie zwischen zwei ganz nahen Stationen, und Frage und Antwort wechselten in gleicher Zeitfolge wie bei zwei in mündlichem Gespräch sich Gegenüberstehenden. Den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten auch hier wieder die Unterschiede der Zeit und der Witterung; in London war, nach den Worten des Engländers, schönes, in Smyrna dagegen, wie bereits erwähnt, schlechtes Wetter, und während dort am Westende Europa's bei mittlerer Abendzeit (in London war es etwa 9 Uhr) noch der Riesenverkehr der Weltstadt durch die Straßen tobte, lag im fernen Südosten Smyrna, diese verkehrsreiche Handelsstadt, bereits in mitternächtlicher Ruhe; und doch waren beide Städte, so weit getrennt nach Zeit und Raum, jetzt einander sehr nahe gerückt durch das geheimnißvolle Band des Elektromagnetismus.

Die ganze Zeitdauer, während welcher erst Smyrna und Leipzig, dann London und Smyrna mit einander sprachen, betrug zusammen etwa eine halbe Stunde. Zur Verständigung mit dem Smyrnaer Beamten, der seinem Namen nach ein Franzose war, hatte durchweg die französische Sprache dienen müssen; die Unterredung selbst verlief über alles Erwarten regelmäßig und ohne jede Störung. Das Staunen über diese selbst für den Fachmann überraschende und bis jetzt noch unübertroffene Leistung des elektromagnetischen Telegraphen wird indessen noch gesteigert, wenn man erwägt, wie in dem angegebenen Zeitraume von etwa einer halben Stunde nach überschläglicher Berechnung ungefähr 3000 Zeichen zur Ausdrückung der nöthigen Buchstaben und Worte zwischen Leipzig und Smyrna, sowie zwischen Smyrna und London gewechselt wurden, und wie jedes einzelne dieser Zeichen die ganze Hunderte von Meilen lange Drahtleitung in einer etwa zwanzigfachen Verkettung einander auswechselnder galvanischer Ströme mit Blitzesschnelle durchzucken mußte, um die erforderliche Wirkung hervorzubringen.

Landwirthschaftliches.

Etwas Neues und sehr Wichtiges für die Viehzüchter findet sich im Wochenblatt des Nassauer Vereins für Land- und Forstwirthschaft aufgezeichnet: Will man Kühkälber, so soll man die Kuh, **ohne** sie vorher auszumelken, zum Farren bringen; will man dagegen Farrenkälber, so soll man die Kuh vor der Hinführung **ganz** ausmelken.

Denksprüche.

Wer schwanket, wie ein Rohr, von jedem Wind bewegt,
Ein Schwächling ist's, für den auch Niemand Achtung hegt.

Wenn Freiheit du begehrst, des Menschen höchste Zierde,
Herrsch' über Leidenschaft und Neigung und Begierde.
Doch bilde dir nicht viel auf diese Herrschaft ein.
Des freien Willens Stolz ist, Gott gehorsam sein.

Verschiedenes.

Eines Tages, so erzählt das Journal des Debats, als der Königin Victoria einige lebhafte Worte entfahren waren, hatte Prinz Albert sich in seine Zimmer zurückgezogen. Wenige Zeit danach kam die Königin und klopfte an die Thür. „Wer klopft da?" fragte der Prinz. — „Die Königin." — „Ich bitte die Königin mich zu entschuldigen; aber ich habe das Bedürfniß, allein zu sein." Die Königin erwiderte mit dem sanftesten Tone ihrer Stimme: „Albert, ich bin's, es ist deine Frau." Da öffnete sich die Thür sofort, der Prinz sank in die Arme der Königin und die Versöhnung war geschlossen.

Auflösung der Charade in Nro. 11:

Steckenpferd.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 13. Donnerstag, den 30. Januar **1862.**

Alte Freunde!

„Und nun, mein Kind, nun sitzest du mir noch ein Mal und dann bist du erlöst! Nicht wahr, du bist nicht gern zu mir gekommen, Marie, und hast dich Stunden lang begucken lassen, wie eine Bildsäule drüben im Museum? — Oder doch — warst du nicht ungern bei mir, hat es dir ein wenig gefallen in dieser bunten, wüsten Wirthschaft, und wirst du manchmal an die Stunden denken, die wir zusammen verplaudert haben? — Nun, Marie, wie steht's denn eigentlich? Willst du mir's nicht verrathen?"

Der Maler, der, Pinsel und Palette noch in der Hand, diese Worte zu einem jungen Mädchen sprach, welches vor der Staffelei stand, ihr beinahe vollendetes großes Bildniß betrachtete, war ein stattlicher, hoher Mann, nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend. Nicht nur der Ausdruck des edel geformten Gesichts, auch seine ganze übrige Haltung deutete auf männlichen Ernst und Würde. Der Ton aber, in welchem er jene Worte an das junge Mädchen richtete, das erst eben den Kinderjahren entwachsen zu sein schien, aber so wunderbar schön und reizend war, daß es wohl nicht blos das Künstlerauge entzücken mochte, hatte für ein feinfühlendes Ohr etwas Unsicheres und Weiches, das mit dem unverändert ernsten und festen Antlitz des Sprechers seltsam contrastirte.

„O so schlimm war es nicht," antwortete Marie, ohne ihre Augen von der Staffelei abzuwenden, „so schlimm war es nicht. Ich bin immer gern hierher gekommen, obschon ich's bedauerte, daß Sie sich gar so viele Mühe gaben und es so sehr genau nahmen. Das wäre doch wohl nicht nöthig gewesen, und am Ende zeigt sich's nun, daß das Bild —"

Hier stockte Marie und ein tiefes Erröthen überzog ihre Wangen, während sie sich niederbeugte und den Strohhut aufhob, der eben ihren spielenden Händen entglitten war.

„Daß das Bild — nun, was, was?" drängte der Maler, während sein dunkles Auge unverwandt und forschend auf dem neben ihm stehenden Mädchen haftete.

„Nun ja, daß das Bild doch nicht ganz getroffen ist," sagte das Mädchen, sich ein Herz fassend; „wenigstens meinte Papa, es sei unbändig geschmeichelt, und ich solle ja nicht glauben, daß ich so aussehe, wie Sie mich auf dem Bilde gemalt hätten. Und das finde ich auch, Herr Bertram. Papa hat ganz Recht!"

Die letzten Worte sprach Marie so schelmisch und mit einem so lustigen Seitenblicke auf den Maler, daß auch dieser lächeln mußte und heiter zur Antwort gab: „Ja freilich, freilich! Wenn ihr es beide so meint, du und Papa, dann bin ich überstimmt und muß mich bescheiden, daß mein Bild verfehlt ist. Weißt du aber wohl, daß ich den Grundsatz habe, ein schlechtes Porträt nicht abzuliefern, sondern für mich zu behalten? Gut also! Ihr verwerft meine Arbeit, folglich bleibt sie mein eigen, und der Photograph drüben über der Straße mag deinem Papa ein naturgetreueres Bildniß seiner Tochter besorgen. Ich kann nichts Besseres liefern!"

„Meinetwegen," antwortete das Mädchen, dem allmälig seine volle kindliche Unbefangenheit wiederzukehren schien, „das machen Sie mit Papa aus, Herr Bertram. Ich habe nichts darein zu reden, und mir kann's am Ende gleich sein, wo dieses Bild hängt. Mich

Digitized by Google

stellt's ja doch nicht vor, wenn ich auch dazu gesessen habe. Und wenn ich einmal aus Ahlberg wiederkomme —"

„Aus Ahlberg? Was willst du in Ahlberg?" fragte der Maler rasch und betroffen.

„Wissen Sie denn noch nicht, Herr Bertram, daß ich auf ein Jahr oder länger nach Ahlberg ins Stift komme? Papa freut sich gerade deßhalb so auf das Bild von Ihnen, weil er mich nun eine Zeitlang nicht im Hause hat. Sagte er Ihnen das nicht?"

Bertram preßte die Lippen ein wenig auf einander, verzog aber sonst keine Miene. Doch trat er an den Fensterstock, legte Pinsel und Palette bei Seite und blickte in den Garten hinunter, der jetzt in sommerlicher Pracht stand. Nach einer Pause antwortete er ruhig und ohne seine Stellung zu verändern: „Dein Vater sagte mir nichts, Marie. Er wird nicht daran gedacht haben. Ist die Sache schon lange beschlossen?"

„Vor einer Woche etwa. Erst sollte ich hier bleiben und Privatstunden haben; dann meinte aber Papa, es sei doch besser, wenn ich einige Zeit aus dem Hause und in das Ahlberger Stift käme."

„Und gehst du gern dahin, Marie?" fragte der Maler weiter, indem er wieder an die Staffelei und dicht neben das Mädchen trat.

„Gern eben nicht. Aber Papa will es so und es wird wohl gut für mich sein. Papa hat mir auch versprochen, daß er, wenn ich mich sehr nach Hause sehnen, oder wenn es mir in Ahlberg durchaus nicht gefallen würde, mich schon im Frühjahr wieder heimholen wolle. O, Papa hat mich sehr lieb, er ist sehr gut gegen mich, und deßhalb fürcht' ich mich auch nicht vor dem Stifte. Denn ich weiß es schon, wenn ich ihn recht sehr um Etwas bitte, so schlägt er mir Nichts ab! Aber ich muß nun fort, Herr Bertram. Ich störe Sie, und zu Hause zankt man mich aus, wenn ich zu spät komme."

Marie setzte sich den Strohhut auf das blonde lockige Haar und nahm ihr leichtes Tuch um die Schultern. Der Maler betrachtete stumm die anmuthigen Bewegungen des holdseligen Geschöpfes, das ihm jetzt zum Abschied die Hand reichte.

„Wirst du auch manchmal an mich denken, Marie, wenn du in Ahlberg bist?" fragte er mit seiner tiefen, klangvollen Stimme, indem er dem Mädchen lange in die blauen Augen blickte und die kleine Hand festhielt.

„Oft, oft," antwortete Marie leise und gegen eine Wehmuth kämpfend, die sie plötzlich überkommen wollte; „Papa und Sie, glaub' ich, haben mich doch am liebsten!"

Der Maler beugte sich stumm zu der Kleinen nieder und küßte sie auf die Stirne. „Adieu, Marie! Also noch ein Mal wirst du mir sitzen müssen!"

Das Mädchen schlüpfte gerade zur Thüre hinaus, als durch die zweite Thüre des Zimmers, welche nach einem Seitengemach führte, ein Herr hereintrat, der nur wenige Jahre älter sein mochte als der Maler, dessen Gespräch mit dem jungen Mädchen wir eben wiederzugeben versuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensversicherung.

Unter allen Einrichtungen, welche nach und nach zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände gemacht worden sind, nimmt das Versicherungswesen einen der ersten Plätze ein, denn es sichert gegen den Verlust erworbener Besitzthümer. Der Hausbesitzer versichert sein Haus gegen Feuersgefahr, der Geschäftsmann seine Fabrik, sein Waarenlager; der Privatmann seine Mobilien. Der Oekonom fürchtet den Verlust einer gesegneten Ernte durch Hagelschlag, und gegen eine verhältnißmäßig unbedeutende Entschädigung verhütet er denselben mittelst einer Versicherungsgesellschaft. Der Geschäftsmann, der mit andern Welttheilen in Verbindung steht, nimmt Versicherung gegen die Gefahren, die seinen Schiffen und Waaren auf dem unsichern Ocean drohen und gewinnt die Beruhigung eines gesicherten Wohlstandes. Die Vortheile solcher Versicherungen sind so einleuchtend, daß verständige Leute es sich zum größten Vorwurfe machen würden, ihr Vermögen gegen irgend einen solchen Fall, der Verluste drohen könnte, nicht versichert zu haben; und sie ergreifen diesen Weg. Dagegen gibt es noch eine Art der Versicherung, welche in ihrer Wichtigkeit leider noch nicht genug erkannt ist, und welche gleichwohl den entschiedensten

Digitized by Google

Einfluß auf Familienglück und Wohlstand äußert: es ist dies die Versicherung auf das menschliche Leben. Die Lebensversicherung hat die größte Aehnlichkeit mit andern Versicherungen, denn man kann das Leben eines Familienoberhauptes als einen Geldwerth ansehen, welcher dem Ertrage seiner Arbeit gleich ist; das Leben ist also ein Besitzthum, welches die Mittel zur Erhaltung der Familie, zur Erziehung der Kinder u. s. w. darbietet, und insoferne ist es einem Hause, einem Schiffe u. s. w. ähnlich. Geht ein solches Leben verloren, so entsteht daraus häufig ein zu Grunde richtender Verlust für die Hinterbliebenen. Durch Lebensversicherung kann diesem Unglück vorgebeugt werden. Lebensversicherung ist im Allgemeinen ein Vertrag, nach welchem Derjenige, der sie nimmt, sich verbindlich macht, entweder ein für alle Mal, oder während einer Reihe von Jahren, oder jährlich, sogar in noch kürzeren Fristen, der Versicherungsgesellschaft bestimmte Summen (Prämien) zu zahlen, wogegen die Gesellschaft die Verbindlichkeit eingeht, entweder 1) nach dem Tode des Versicherungsnehmers ein im Voraus festgesetztes Kapital auszubezahlen; oder 2) an Kinder nach erreichter Volljährigkeit, oder auch früher eine Kapitalzahlung zu leisten, wenn sie zu der bestimmten Zeit noch leben; oder auch 3) Leibrenten bis zu dem Tode des sie Beziehenden auszuzahlen.

Wir geben hier vorläufig einige Beispiele des Nutzens von Versicherungen auf Lebenszeit und werden weiter unten die Vortheile der Kapitals-Aussteuer- und Leibrentenversicherungen veranschaulichen.

Ein Mann, 35 Jahre alt, dessen äußere Verhältnisse eine Ersparniß von einigen hundert Gulden jährlich gestatten, will seiner Familie bei seinem Tode mindestens ein Kapital von 10,000 fl. hinterlassen. Er thut dies durch Lebensversicherung und macht sich verbindlich, die Prämien dafür alljährlich zu bezahlen. Nach dem Tarife der Gesellschaft beträgt die Prämie für dieses Alter von 100 fl. 2. 43 kr.; für 10,000 fl. also jährlich 271 fl. 40 kr.*). Er kann diesen Betrag jährlich mit Leichtigkeit entbehren und legt ihn vorzugsweise deßhalb bei der Gesellschaft nieder, weil er berücksichtigt, daß, selbst wenn diese Summe mit Zins von ihm angelegt werden könnte, doch fünfundzwanzig Jahre dazu gehören, um ein solches Kapital zu ersparen. Er hat aber weder die Gewißheit, noch 25 Jahre zu leben, noch die Ueberzeugung von der regelmäßigen Zurücklegung und Verzinsung der erforderlichen Summe, wo nicht stets eine äußere Nothwendigkeit ihn dazu zwingt. Hingegen weiß er, daß die Gesellschaft auch dann die 10,000 fl. zahlt, wenn der Tod selbst schon nach der ersten Prämienzahlung von 271 fl. 40 kr. erfolgt; er erreicht also seinen Wunsch, das Schicksal der Seinigen sicher zu stellen, durch die Lebensversicherung am schnellsten, einfachsten und sichersten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese wie alle übrigen Ziffern entsprechen der bei den k. k. österreichischen Versicherungsanstalten geltenden Skala.

Ueber Röhrenleitungen.

In einem Nachbarorte lieferte eine neue Röhrenleitung sehr wenig oder fast gar kein Wasser; die Anlage war verfehlt, das Geld verschwendet. Der Fehler war: man hatte zu enge Röhren genommen, weil man die Adhäsion entweder nicht kannte oder zu niedrig in Berechnung gebracht hatte. Daher gilt es, bei der Lichtweite der Röhren, mit welcher freilich der Preis sehr namhaft wächst, nicht zu knausern (auch nicht zu verschwenden). Indem nämlich das Wasser sich durch eine Röhre bewegt, leidet die Geschwindigkeit durch den Anhang an den Wänden, oder durch die Adhäsion, und durch die Reibung, welches auch der Stoff der Röhre sei, einen bedeutenden Abbruch. Die Geschwindigkeit wird Null, wenn die Röhre eine gewisse Grenze der Enge erreicht.

Der Widerstand, den das Wasser in der Röhre findet, wächst im Verhältniß der Länge und nimmt ab im Verhältniß der Weite der Röhre. Hieraus folgt, daß bei längerer Leitung weitere Röhren zu verwenden sind.

Der Widerstand wächst ferner im Quadrate der Geschwindigkeit, so daß er z. B. bei dreifacher Geschwindigkeit 9 Mal größer wird.

Außer dem bedeutenden Reibungswiderstand ist der Gefällverlust nicht zu übersehen, welcher

Digitized by Google

durch Krümmungen und Aenderungen des Querdurchschnitts der Röhre entsteht. Je mehr Krümmungen, zumal rechtwinklige, und je mehr Wechsel in der Weite der Röhre, desto mehr Verlust an Kraft, da dieser durch einen Theil der Wirkung des Gefälles ersetzt werden muß.

Die Wände der Röhre haben einen desto größeren Druck auszuhalten, je höher das Wasser steigt und je größer der Durchmesser und demnach die gedrückte innere Fläche der Röhre ist. Die Wanddicke muß diesem Drucke und dem Durchmesser der Röhre proportional sein.

Gußeiserne Röhren für Wasser werden bei der Probe gewöhnlich einem Druck von 10 Atmosphären ausgesetzt. Für diesen Druck ergibt sich nach Bernoulli für eine Lichtweite von 5 Centim. eine Wanddicke von 9,7 Millim.

„ 10	„	„	„	„ 10,5	„
„ 20	„	„	„	„ 12	„
„ 30	„	„	„	„ 13,5	„
„ 40	„	„	„	„ 15	„
„ 60	„	„	„	„ 18	„

Die Wanddicke der Asphaltröhren, welche der Röhrenweite entspricht, wird wohl auch bestimmt, aber bei der Neuheit der Sache noch weniger erprobt sein.

Ein Grund, den Durchmesser einer Röhre nicht zu klein zu nehmen, liegt auch in dem Umstande, daß sich mit der Zeit ein Niederschlag an den Wänden bildet, so daß Durchmesser und Geschwindigkeit und mit diesen die Wassermenge kleiner wird.

Nach Allem diesem würde man sich sehr irren, wenn man die Ausflußgeschwindigkeit und Wassermenge annehmen wollte, welche der Druckhöhe und dem Querschnitt der Röhre entspricht. Die Adhäsion ist, wie bemerkt, sehr bedeutend. Ein Beispiel möge es zeigen. Hätte eine Röhrenleitung 1200 Meter Länge, 25 Centim. Durchmesser und $4^1/_2$ Meter totales Gefälle, so würde das Wasser eine Geschwindigkeit von 6,793 Meter haben. Diese Geschwindigkeit entspricht einer Druckhöhe von nur 0,032 Meter; hieraus folgt, daß durch die Adhäsion und Reibung des Wassers in den Röhren 4,5 minus 0,032 = 4,468 Meter absorbirt wird.

Nach Prony wird die Geschwindigkeit des Wassers in den Röhren nach der Formel gefunden:

$$v = 26{,}79 \sqrt{\frac{D \cdot H}{L}} - 0{,}025$$

wo D den Durchmesser, H das totale Gefälle und L die Länge der Leitung, v die Geschwindigkeit des Wassers bedeutet (alle Maße in Metern).

Die Zeilen mögen hier eine Stelle finden, da die Stadt das Project hat, ein neues Brunnenwerk zu schaffen, damit die weniger Unterrichteten sich überzeugen, daß bestimmte, gründliche Kenntnisse erfordert werden, wenn Jemand ein Werk wie eine Brunnenleitung, welche Tausende von Gulden in Anspruch nimmt, mit sicherer Aussicht auf einen glücklichen Erfolg unternehmen will.

Neustadt, im Januar 1862.

Denksprüche.

Freigebig ist nicht, wer nur gibt,
Wo ihm kein Mangel droht;
Freigebig ist, wer Hunger hat
Und theilt mit dir sein Brod.

Ein besser Spiegelglas ist aufzufinden nicht,
Als eines alten Freundes treuherzig Angesicht.

Räthsel.

Das ist ja wirklich mein eignes Gesicht:
Ich bin's — und dennoch bin ich es nicht.
Ich schaue es an — es schauet mich an:
Leibhaftig in ihm ich erblicken mich kann.
Es ist kein Porträt, von Künstlerhand
Gemalt auf Papier oder Leinewand.
Ich kann nicht befühlen das luftige Bild,
Das mit meinen Reiz und Unreiz enthüllt.
Lebendig ist es sogar und beweglich;
Es schauet, wie ich, bald freudig, bald kläglich.
In Einem nur stimmen wir nicht überein:
Was rechts bei mir ist, das muß links bei ihm sein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 14. Samstag, den 1. Februar **1862.**

Ein Leibgericht.

Dampnurle finn mei(n) Leibgericht!...
Mächt aach mei(n) Alti e sau'r Gesicht,
Wann se mer Dampnurle mache söll,
Hängt se die Schnut' aach un mächt mer e Lell' —:
„Dampnurle!“ bunn'r eich, „mei(n) Leibgericht,
Orrer der ehlich Friede bricht!...
Alti, mach' Dampnurle!“...

Mei(n) Alti iss e schtatiöst Fraa,
Nor e bische knickerich, allzugenaa;
'S Knaus're un Knick're iss ehr Element,
Gut aber, daß mich mei(n) Alti kennt,
Wann eich die Schtern' runzel', schlächt se Schamab:
Alterche, heeßt's dann, bei deer iss kee(n) Gnab'.
Dampnurle mächt se. . . .

Daß se's los hot, aus em Fundament,
Sell gibt e Jedi gern zu, die se kennt.
Keeni derbei, wu kee(n) Krüschtche hot —
Dampnurle sinn's euch, ehr Leut', bei Gott!
'S mächt se kee(n) Ann'ri im Dorf, wie sie,
Sie iss e förmlich Dampnurlschenie. . . .
Karetäts-Dampnurle! . . .

Aach loßt se 'n wirrerfahre ehr Recht. . . .
Herrgott, ehr Männer, die wickelt nit schlecht!
E Koschtverächter'n, nee(n), sell iss se nit,
Sie hot en kaneballsche Appetit;
Tummle muß eich mich, dann wann eich's nit thu',
Wickelt se ehri un meini derzu. . . .
Alti, fahr' buhsema(n)! . . .

Alte Freunde.

(Fortsetzung.)

Der Maler bemerkte den Ankömmling nicht sogleich, denn noch stand er in Gedanken versunken vor seiner Staffelei, ganz an derselben Stelle, wo er vor wenig Augenblicken von dem Urbilde seines Gemäldes Abschied genommen hatte.

Es ist ein prächtiges, lebensvolles Werk, welches da der Künstler geschaffen und bis auf wenige Pinselstriche vielleicht, deren Nothwendigkeit sicherlich nur er selbst empfindet, vollendet hat. Unter einer mächtigen, breitästigen Eiche sitzt links im Vordergrunde auf einer Moosbank ein Mädchen, halb Kind, halb aufblühende Jungfrau, beschäftigt, den runden Strohhut auf ihrem Schooße mit einem Kranze von frischen Wald- und Feldblumen zu schmücken. Während ihre Hände aber noch thätig sind, die linke den Hut hält, die rechte nach frischen Blumen tastet, die in bunter Fülle neben ihr auf der Bank liegen, richtet sich der Blick des Mädchens nach rechts zur Seite und ruht mit lächelnder Befriedigung auf einem grauen Hühnerhund, der sich neben ihr in die Höhe gerichtet hat und ihr, aufmerksam und verständig, in seiner Schnauze ein dickes Buch entgegenhält, in dem sie gelesen haben, das ihr aber über der erwünschteren Beschäftigung mit den Blumen entglitten sein mochte. Noch weiter nach rechts und nach dem Hintergrunde zu verbreitet sich der Wald und dichtes Gehölz; nur ein freier Durchblick ist noch verstattet und diesen begrenzt am äußersten Ende ein niedriges, weißschimmerndes Forsthaus, vor welchem einige Rehe äßend auf- und niederwandeln.

Ein eigenthümlicher Zauber ist über dieses Bild ausgegossen. Du fühlst es gleich: der Maler hat es mit ganzer Lust und Liebe geschaffen; es ist ihm Gewissenssache, ja mehr noch, es ist ihm innerstes Bedürfen gewesen,

Digitized by Google

gerade dieses Bild zu malen und mit den reichsten Mitteln seiner Künstlerschaft auszustatten. Das sind ja immer die edelsten und besten Gaben der Kunst, an deren Schöpfung das eigene Herz des Künstlers Theil genommen!

Und so war es hier der Fall. Mit inniger Genugthuung hatte Bertram den Auftrag seines langjährigen Freundes entgegengenommen, dessen lieblich aufblühendes, einziges Töchterlein, Marie, in einem beinahe lebensgroßen Bilde darzustellen. War ihm doch dieses Mädchen, das er seit frühester Kindheit kannte, fest an die Seele gewachsen, und hatte er ihm seit Jahren schon seine ganze Neigung zugewendet. Und als er nun die erwünschte Arbeit begann und das wunderbar anmuthige Kind unter Benutzung eines selbsterlebten Motivs für die Gesammtanlage des Bildes zu malen anfing, da war ihm seine Aufgabe fast von Tag zu Tag theurer geworden, und so geschah es, daß sich unter seinen bewährten Künstlerhänden das einfache Porträt in eine hinreißend schöne Composition von allgemeinem Werthe verwandelte. Wie ernst und großartig war die Eiche, welche mit ihren knorrigen Aesten das hellgekleidete Mädchen in ihren Schutz nahm! Wie frisch und einladend das Waldesdunkel; wie friedlich das Forsthaus im Hintergrunde; wie komisch-gravitätisch der Hund, der die jugendliche Herrin an das unterbrochene Studium mahnte; wie mild und prächtig zugleich das abendliche Licht, das hier und dort durch die Bäume hindurch seinen Weg fand und sich über der Hauptgestalt im Vordergrunde befriedigt zusammenfaßte! Und endlich welche liebliche Mischung von kindlichem Frohsinn und mädchenhafter Träumerei in dem Antlitz dieses kranzwindenden Mädchens, diesem reinen und unschuldsvollen, jetzt lächelnden und doch schwermüthigem Ernste nicht mehr fremden Spiegel der Seele! Du sahst dieses Mädchen und mochtest ihm zurufen: „Deine Kindheit will Abschied nehmen, wie jetzt die Sonne zur Küste geht. Genieße noch fröhlich ihre letzten Gaben und freue dich deines frischgewundenen Kranzes, ehe er vor den heißen Strahlen der nächsten Sonne dahinwelkt!“

Solche und andere Gedanken mochten vielleicht auch den Maler bewegen, der noch immer sinnenden Blicks vor seinem Bilde stand. Der neue Ankömmling war inzwischen leise und unbemerkt dicht hinter ihn getreten und hatte auch seinerseits die Schöpfung Bertram's aufmerksam betrachtet. Freude schien ihm aber das Bild nicht zu bereiten: im Gegentheil, sein schon von Anfang an mißmuthiges und mürrisches Antlitz umwölkte sich mehr und mehr, und die klugen Augen hafteten von Zeit zu Zeit mit durchdringender Schärfe auf dem vor sich hinbrütenden Künstler.

Endlich aber brach die Geduld des neuen Gastes. „Bertram,“ sagte er mit kurzer und harter Betonung und ohne jedes vorbereitende Zeichen seiner Annäherung zu dem Maler, der darüber aus seinen Träumereien jäh emporschreckte, „ich habe einige Worte mit dir zu sprechen. Willst du mich anhören?“

Der Maler nickte mit dem Kopfe und ein Lächeln, das nicht frei von Ironie war, spielte um seinen Mund.

Dem Andern mochte dies nicht entgangen sein; denn noch schroffer und schneidender als zuvor fuhr er fort: „Es ist hier Nichts vornehm hinwegzulächeln, Bertram, Nichts kühl von der Hand zu weisen. Ich frage dich vielmehr in allem Ernste und verlange ehrliche Antwort darauf: Was hast du mit meinem Kinde vor, Bertram?“

Der Maler verfärbte sich. Nicht, daß er sich irgend welcher Schuld bewußt gewesen wäre gegen diesen Mann und dessen Kind. Aber daß ihn sein alter, sein einziger Freund so fragen konnte und durfte, erschütterte ihn so tief, ging ihm dermaßen ins innerste Herz, daß er für einige Augenblicke kaum seiner Herr blieb und vor Allem nach Fassung ringen mußte, um eine Antwort zu finden.

Jener deutete freilich dieses Schweigen ganz anders. „Ich kenne dich, Bertram,“ sprach er in immer größerer Aufregung weiter, „kenne seit langen Jahren dein maßlos begehrliches Herz, die tollen Launen und Gelüste, die dich beherrschen und zu ihrem Sclaven machen. Aber ich vertraute auch wiederum auf deine Gesinnungen gegen mich, deine Freundschaft, von der ich mehr als eine Probe erhalten zu haben glaubte. Nimmermehr — bis vor Kurzem — hätte ich für

Digitized by Google

meine Person, für die Meinigen einen Zweifel in dich gesetzt, nimmermehr geglaubt, daß dir ein Kind, mein Kind, nicht heilig sein könnte; nimmermehr, daß du ihm auch nur mit einem Hauche von Leidenschaft zu nahe kommen, daß du seine kindliche Unbefangenheit, seinen Seelenfrieden freventlich auf das Spiel setzen würdest! Nun aber hab' ich die Beweise dafür in Händen, und ich frage dich noch ein Mal, Bertram: Was hast du vor, wie kannst du dich rechtfertigen?"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensversicherung.

(Fortsetzung)

Ein wohlhabender, mit vielen Kindern gesegneter Gutsbesitzer wünscht das Stammgut seinem ältesten Sohne zu hinterlassen; da nun dieses Gut den bedeutendsten Theil seines Vermögens ausmacht, er aber die anderen Kinder eben so wenig verkürzen, als zulassen will, daß nach seinem Tode dieser Grundbesitz, der Auseinandersetzung wegen, mit Schulden belastet werden soll, und er bei Uebersicht seiner Verhältnisse findet, daß ihm zur Ausgleichung ein baares Vermögen von 30,000 fl. fehlt, so versichert er diese Summe auf sein Leben, gegen jährliche, der Anstalt zu zahlende Prämien, und hat von diesem Augenblicke an seinen Zweck erreicht, da nach seinem, wann immer erfolgenden, Tode die Kinder die Summe baar von der Versicherungsgesellschaft zu beziehen haben.

Ein Fabrikant, welcher viele Arbeiter beschäftigt, ist so von der Nützlichkeit der Lebensversicherung durchdrungen, daß er jedem Verheiratheten, der bei ihm arbeitet, es zur Pflicht macht, sein Leben versichern zu lassen. Damit aber die Zahlung der Prämien einem Jeden so leicht wie möglich werde, findet wöchentlich ein kleiner Abzug am Arbeitslohne statt. Durch eine solche wöchentliche Ersparniß von 18 bis 20 Kreuzern erwirbt Jeder ein Kapital von 5 bis 600 Gulden, was für seine Familie bei seinem, wann immer erfolgenden, Tode von sehr wohlthätigem Einflusse ist. Indem aber der Fabriksherr seinen Arbeitern die Vorsorge für die Ihrigen zur Pflicht macht, wirkt er für das öffentliche Wohl, so wie auch für das seinige; denn er bildet gute Bürger durch das immer mehr erwachende moralische Selbstgefühl des Arbeiters, aus eigener Kraft das Glück seiner Familie zu gründen; — er erzieht aber auch für sich pflichttreue und fleißige Gehilfen, da sie gewöhnt sind, Ordnung und Sparsamkeit zu üben, — Tugenden, welche in jedem Kreise zur größeren Pflichterfüllung aneifern.

Leider hat aber die große Masse bis jetzt noch keine Ahnung von dem Bestande und von den unberechenbar wohlthätigen Folgen eines solchen. In England und Frankreich hat es, in richtiger Würdigung seiner Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit, bereits tiefe Wurzeln gefaßt, und Millionen sind für ihr Leben versichert. Es ist eines von jenen einfachen Mitteln, das, wenn es bei der Bevölkerung den entsprechenden Anklang gefunden, unausweichlich von den glänzendsten Resultaten sowohl für die individuelle als für die öffentliche Wohlfahrt begleitet sein muß, eines jener Mittel, das wie keines berufen ist, dem um sich greifenden Krebsschaden des Pauperismus und in Folge dessen auch theilweise der Demoralisation den kräftigsten und wirksamsten Damm entgegenzusetzen. Der Staat und seine Bürger haben ein gemeinsames Interesse, denselben die größtmöglichste Verbreitung zu wünschen, und es sollte Jeder in seiner Sphäre darauf hinwirken, daß ihm eine solche zu Theil werde. Wie viel Tausende von Familienvätern, deren einziges Vermögen in ihren Fähigkeiten besteht, und die ihre Familie wohl bei Lebzeiten sehr anständig erhalten können, werden von dem Gedanken gequält, nach ihrem Tode die Hinterbliebenen mit Nahrungs- und den vielen leidigen, im Gefolge der Noth sich befindenden Sorgen und Uebeln ringend zu wissen? Wie manche früher geachtete Familie ist aus solchem Anlasse materiell und moralisch verkommen? Wie vielen Müttern wird bei dem Anblicke ihrer Kinder eine Zentnerlast vom Herzen fallen, wenn sie wissen, eine leicht zu erzielende Ersparniß von wenigen Gulden monatlich sichert genügend ihre Zukunft, während sie bei einem vorübergehenden Unwohlsein, das den Vater befiel, im Hinblicke auf die jammervolle Existenz, die ihnen bevorstehen würde, angstvoll erbebten? Die heilsamen Folgen eines solchen

Digitized by Google

Institutes liegen klar auf der Hand, und es wäre unnöthig, sie weiter ausführen zu wollen, da sie bei einigem Nachdenken sich unwillkürlich Jedermann in der mannigfaltigsten Art aufdrängen werden.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Um den Hühnern das Fressen der Eier abzugewöhnen, wird empfohlen, einige Eier auszublasen, sie fest mit Kalk anzufüllen und dann an diejenigen Orte zu legen, an welchen Eier ausgefressen wurden.

Verschiedenes.

China ist so übervölkert, daß namentlich in der Nähe großer Städte, die stets an Flüssen erbaut sind, ein Theil der Bewohner seinen Wohnsitz auf dem Wasser aufschlagen muß, weil der ganze Grund und Boden dem Ackerbau nicht entzogen werden kann. Die Nothwendigkeit, die Bodenfläche für den Anbau zu sparen, hat in Canton eine förmliche Wasserstadt hervorgerufen, die nicht weniger als eine Viertelmillion Einwohner zählt. Die Boote, welche die Häuser solcher Wasserstädte bilden, heißen Tau-Lea oder Eierhäuschen und sehen sich im ganzen Reiche so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Sie sind 12 bis 14 Fuß breit, sehr flach gehend und gegen Wind und Wetter in der Mitte durch ein halbrundes festes Dach von Bambusflechtwerk und vorn und hinten durch lose Dächer derselben Art geschützt, die sich nach Belieben hinsetzen und fortnehmen lassen. In diesem Raume, der kaum 50 Quadratfuß einschließt und dabei nicht höher als 4 Fuß ist, wohnt jahraus, jahrein eine ganze Familie von sechs, acht, ja zehen Personen und man vermag sich einen Begriff zu machen, mit wie wenig Platz Chinesen sich behelfen können. In diesen Booten wird gekocht, gegessen und geschlafen. Die Eltern verlassen selten, die Kinder oft Jahre lang ihre enge Behausung nicht. Dabei aber ist diese Bevölkerung wohlauf, kräftig und guter Dinge. Die Boote zeichnen sich im Gegensatze zu den Wohnungen am Lande durch Reinlichkeit aus. Ihre Bewohner, obwohl sie von der Hand in den Mund leben und oft am Morgen nicht wissen, woher sie Speise nehmen sollen, sind fast immer gut gekleidet.

(Herabsetzung der Orchesterstimmung.) Es ist bekannt, daß in Deutschland der Plan hierzu von den bedeutendsten musikalischen Autoritäten lebhaft betrieben wird. Nachdem sich herausgestellt hat, daß die in Frankreich bereits bewerkstelligte Herabsetzung immer noch zu hoch gegriffen ist und weder die Unbequemlichkeiten, noch die Kosten mit einem wirklichen Gewinn lohnt, bewegt sich die Frage namentlich darum, welche Vertiefung und endgiltige Stimmung die größeren deutschen Capellinstitute annehmen sollen. Darüber können schließlich blos Versuche entscheiden. Ein solcher Versuch wurde am 20. Dez. im Dresdener Hoftheater durch Aufführung der „Zauberflöte“ in der Orchesterstimmung der Zeit Mozart's gemacht. Er gelang in jeder Beziehung vortrefflich, und der bekannte musikalische Kritiker Karl Bank bemerkt u. A. darüber: „Die Tonwirkung war eine durchaus schöne durch sonore Fülle, kernige Kraft und Noblesse des Klanges, durch wohlthuend maßvolles, mildes Colorit, namentlich der Blasinstrumente. Bei den Violinen war für ein geübtes Ohr einige Minderung im Glanze der Tonfärbung bemerklich, zu wenig jedoch, um gegen den Gewinn an Adel des Tones in Anschlag zu kommen. Der Effekt des Gesanges war in jeder Weise vortheilhaft gestiegen, an natürlicher Leichtigkeit der Tongebung, an sicherer Ausführung, an wahrem Wohlklange und an Ausdrucksfähigkeit.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 13:
Das Bild im Spiegel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 15. Dienstag, den 4. Februar 1862.

Alte Freunde.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte sich der Maler gefaßt. Selbst die letzten bittersten Vorwürfe dessen, den er bis zur Stunde seinen Freund genannt, verletzten ihn nicht so tief, wie es die ersten Worte gethan hatten: „Was hast du mit meinem Kinde vor, Bertram?“ — Wenn auch noch blaß und heftig pochenden Herzens, antwortete er doch jetzt mit vollkommener, äußerer Ruhe: „Ja freilich sehe ich, daß du mich kennst, Rudolf. Sonst wagtest du eben nicht, mir das zu bieten, was du jetzt gethan hast. Du weißt aber, daß ich die Menschen, vor allen meine Freunde nicht nach dem Augenblicke richte, sondern nur im Zusammenhang mit dem, was sie mir gewesen sind und vielleicht noch sein werden. Aber nun laß dir auch rathen, Rudolf, und stürme nicht weiter in mich hinein. Ich könnte sonst vergessen, daß — — Doch genug davon! Und nun zur Hauptsache, soviel ich davon begreife. Gott hat dir ein Kind gegeben, so schön, so liebenswerth, wie selten eines. Ich hab' es aufwachsen sehen, habe mit ihm gespielt, es auf meinen Knieen geschaukelt und Stunden lang in meiner Obhut gehabt. Es war ja das Kind meines alten Freundes, und dieser wollte es so oder er hinderte es wenigstens nicht. Allmälig wuchs das Mädchen heran; kaum ist es noch ein Kind zu nennen. Fast waren wir einander fremd geworden, wie es so geht bei diesen Freundschaften, wenn einmal die Grenze der Kindheit erreicht ist. Da übertrugst du mir, Marie zu malen. Auf deinen Wunsch ist es geschehen. Die Folge war, daß mir die Kleine wieder näher trat als jemals. Ja, Rudolf, ich liebe dein Kind so warm und innig vielleicht, so wahr und tief, wie du selbst. Ich freue mich an diesem holdseligen Wesen, wie an keinem andern in der Welt. Möglich auch, daß sie es mir vergilt mit dankbarer Anhänglichkeit. Aber was ist hierbei Strafbares oder Unerlaubtes? Bist du eifersüchtig auf mich, Rudolf? Hat dich dein Kind etwa weniger lieb, weil es in seinem Herzen auch einen Platz gefunden für — den Freund seines Vaters? Oder was hast du sonst, das du mir vorwerfen könntest?“

Der Andere war während diesen Worten unruhig auf und nieder gegangen. Jetzt blieb er stehen, deutete auf die Leinwand an der Staffelei und sagte um Nichts milder und versöhnlicher als zuvor: „Dieses Bild selbst ist dein Ankläger, Bertram. Deine Worte gelten mir nichts. Du hegst eine Leidenschaft für mein Kind, welche dir — zu deiner Ehre will ich's glauben! — vielleicht noch nicht einmal zu klarem Bewußtsein gekommen. Aber leugnen kannst du sie nicht, sieh nur dein Bild an. Nicht mein Kind stellt es dar, wie es ist oder vielleicht — war, kindlich unbefangen und heiter; nein, nur das Ideal deiner verirrten Leidenschaft! — Und könnte ich noch daran zweifeln, daß es so wäre, nachdem ich dieses Bild gesehen, so dürfte ich es doch nicht, nachdem ich schon einige Tage lang an dem Thun und Lassen meines Kindes Anstoß genommen, nachdem ich sehr gut bemerkt habe, daß auf seinem bisher so harmlosen Gemüthe ein Druck, eine Beklommenheit lastet, die mit den Besuchen bei dir im Zusammenhang steht. Bertram, Bertram, schämst du dich nicht vor dir selbst, daß dich sogar dieses Kind durchschaut hat? Und willst du dich vor mir noch recht-

Digitized by Google

fertigen, der ich erst vorhin unfreiwilliger Zeuge deines Gespräches mit meiner Tochter gewesen bin?“ —

„Und weßhalb verbatest du dem Mädchen nicht diese so anstößigen Besuche bei deinem Freunde?“ fragte der Maler gelassen.

„Weil ich die Sache nicht noch verschlimmern mochte durch dieses Einschreiten, Bertram, weil ich mich erst selbst noch einmal überzeugen wollte von deinem ruchlosen Beginnen, weil ich's dir ins Gesicht . . .“

„Halt' ein, Rudolf, halt' ein, sag' ich dir, wenn dir dein Leben lieb ist!“ schrie nun Bertram mit donnernder Stimme, während sein Gesicht eine Todesblässe zeigte und alle seine Züge furchtbar entstellt waren. „Das Maß ist voll. Ich habe redlich an mich gehalten, habe entschuldigen, habe dich schonen wollen; aber — du verdienst es nicht länger, du mißbrauchst meine oft bewährte Geduld und trittst in wahnsinnigem Toben in einer Minute mit den Füßen nieder, was lange Jahre zwischen uns emporwachsen sahen. Genug also von deiner Seite! Und nun antworte mir, hast du ein Recht, mir Solches vorzuwerfen, ein maßlos begehrliches Herz, tolle Launen, übermüthige Gelüste? Hast du, gerade du dieses Recht? War ich jemals begehrlicher, launenhafter, übermüthiger, als du? Denke nur zurück an die zwanzig Jahre, die wir zusammen durchlebt haben, denke namentlich zurück an unsere Jünglingsjahre und vergegenwärtige dir, wer von uns beiden dem anderen oft Maßhalten gepredigt und mit welchem Erfolge? Daß du freilich seit fünfzehn Jahren und länger nach und nach ruhiger geworden und besonnener, seitdem du andere Pflichten kennst und andere Freuden: ist das ein Wunder, ist das dein Verdienst? Aber auch jetzt rühme dich nicht deiner Ehe, Rudolf, mir gegenüber. Wie oft hast du mir geklagt, sie sei kalt, liebeleer und reizlos; deine Gattin verstehe dich nicht, und was sie etwa besitze, seien für dich todte Schätze; und wie oft hab' ich dir sagen müssen, daß es mit Nothwendigkeit so und nicht anders gekommen, weil du, ermüdet vom Sturme deiner Leidenschaften und in plötzlicher Ernüchterung, deine Hand einer Frau geboten hast, die eben für dich nichts weiter besaß als den goldenen Schlüssel zur großen Welt des Luxus und der Ansprüche! Rühme dich auch nicht deines Kindes, Rudolf, des einzigen Besitzes übrigens, um den ich dich beneide. Solche Holdseligkeit, solche Güte und Anmuth ist eine unverdiente Gnade Gottes für euch beide. Und wenn ich dir endlich gestehe, daß mir dein Kind an die Seele gewachsen ist, und daß ich in dem und jenem unbewachten Augenblick vielleicht daran gedacht habe, es könne mir wohl der alte Freund dereinst in Jahren sein Kind ans Herz legen und sagen: Hier, nimm sie hin, ich vertraue sie dir an, du warst nicht immer, wie du sein solltest, aber dennoch weiß ich, was du bist und was mein Kind an dir besitzen wird, — wenn ich mich in der That solchen thörichten Gedanken bisweilen hingab: so ist es keine Sünde, die ich dir zu beichten habe und deren ich mich schämen müßte!“

Der Andere brach in ein schneidendes, aber offenbar erzwungenes Gelächter aus.

„Köstlicher Gedanke das, Bertram, unübertrefflich! Das Schulmädchen die künftige Frau Malerin, du — mein Herr Schwiegersohn! — Also doch solche positive solide Absichten! Keine künstlerische Grille, keine kindisch sentimentale Eintagsfliege? Wunderhübsch, Bertram, und wenn die Sache nicht so verzweifelt ernsthaft wäre, ich könnte sie ausgesucht lächerlich finden!“

Der Maler ließ seinen Blick flüchtig durch das Zimmer schweifen und es haftete derselbe eine kurze Weile auf einer Stelle an der Wand, wo allerlei Waffen hingen. Dann aber faßte er sich und sprach mit gebieterischem Ausdruck: „Verlasse mich jetzt, Rudolf, verlasse augenblicklich mein Zimmer. Für heute ist's genug. Aber wir sprechen uns weiter!“

Und ohne daß jener etwas zu erwidern vermochte, zog sich der Maler in das Nebengemach zurück, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Dort warf er sich, bleich und erschöpft, auf das Sopha nieder. Der Andere verließ kurz darauf ebenfalls mit hastigen, dröhnenden Schritten den ihm allein überlassenen Raum.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber Lebensversicherung.

(Schluß.)

Es gibt aber außer den Versicherungen, wo das versicherte Kapital erst nach dem Tode des Versicherten ausbezahlt wird, auch noch andere Arten derselben, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit hier angeführt zu werden verdienen, z. B. solche, welche Kindern bei Erreichung eines zwischen dem 18. und 25. Jahre liegenden Alters nach Wahl des Versicherungnehmenden die Auszahlung eines im Vorhinein zu bestimmenden Kapitals sichern. Nehmen wir an, der Vater eines drei Jahre alten Knaben sei um die Zukunft des Kindes besorgt, da er, obgleich seine Einnahmen für seine Bedürfnisse hinreichen, doch keine großen Ersparnisse machen und daher dem Knaben zur Begründung irgend eines Geschäfts kein Kapital in die Hand geben kann. Um hierzu zu gelangen, gedenkt er alljährlich eine bestimmte Summe zurückzulegen. Da aber solche Entschließungen wegen augenblicklichen Bedarfs nicht immer regelmäßig durchgeführt, sondern häufig vernachlässigt werden, so wendet er sich an eine Lebensversicherungsgesellschaft (wo, wenn die Ansprüche nicht verloren gehen sollen, die Ersparnisse pünktlich eingelegt werden müssen) und versichert für den Knaben ein Kapital von 2000 Gulden, was demselben bei Erreichung des 24. Jahres ausgezahlt wird. Die jährliche Prämie hiefür ist äußerst gering.

Die Sicherstellung der Leibrenten verdient besonders die Beachtung von Personen höhern Alters, namentlich der Unverheiratheten oder kinderloser Eheleute, und aller Derjenigen, welchen ein hoher Zinsengenuß zu größerer Behaglichkeit im Alter nothwendig ist. Solche Personen, deren Kapital gerade so viel beträgt, daß die Revenuen nur eben zu ihren Lebensbedürfnissen ausreichen, kommen leicht in Verlegenheit, wenn bei hypothekarischer Anlage die Zinsen nicht pünktlich eingehen, oder sie gar in Prozesse mit den Gläubigern verwickelt werden; ihnen muß vor Allem daran liegen, daß zu keiner Zeit an die Möglichkeit eines verminderten Einkommens gedacht werden kann. Indem sie aber ein Kapital der Anstalt überlassen, ist ihnen nicht nur die pünktlichste Zinsenzahlung gewiß, sondern sie haben noch den außerordentlichen Gewinn, daß die Gesellschaft der Natur des Geschäftes nach einen bedeutend höhern Zinsfuß (die jährliche Verzinsung beläuft sich, je nach Umständen, von wenigstens über 7 bis fast 17 Prozent) bewilligt, als irgend eine andere sichere Geldanlage bieten kann.

Schließlich wollen wir noch einige Beispiele der sogenannten Versicherungen auf Zeit anführen:

Ein spekulativer Gewerbsmann, 33 Jahre alt, der ein einträgliches Geschäft betreibt, schließt aus seinen sich immer mehr ausdehnenden Verbindungen, daß er im Laufe fernerer 10 Jahre seinen Wohlstand fest begründet haben wird. Das Geschäft ist aber von der Art, daß es nur unter seiner eigenen persönlichen Leitung gedeihen kann. Ereilt ihn ein früher Tod, so entgeht der Familie der durch diese persönliche Leitung des Familienvaters zu erwartende Gewinn; um nun selbst für einen solchen Fall die Beruhigung zu erhalten, daß den Seinigen der zu hoffende Gewinn nicht entgehe, wenn er auch früher stirbt, als diese zehn Jahre zu Ende sind, nimmt er eine Versicherung auf 10 Jahre von 10,000 Gulden, wofür er alljährlich 166 fl. 40 kr. zu bezahlen hat.

Ein anderer Gewerbsmann von 28 Jahren braucht zur Erweiterung seines Geschäftes 5000 Gulden. Ein Freund, der von seiner Redlichkeit überzeugt ist, will ihm dieses Kapital leihen, und sie kommen überein, daß alljährlich 1000 Gulden abgezahlt werden sollen. So unbedenklich dieses Darlehen ist, wenn der das Anlehen Nehmende am Leben bleibt, so kann es doch durch dessen frühzeitigen Tod gefährdet werden. Der Gewerbsmann entschließt sich daher, eine Versicherung auf fünf Jahre zu 5000 Gulden zu nehmen und läßt sich darüber 5 Policen ausfertigen.

Im Anfange des ersten Jahres zahlt er für 5000 fl. 71 fl. 40 kr.; im zweiten, wo schon 1000 fl. abgezahlt sind und er nur noch 4000 fl. schuldet, bezahlt er die Prämie für 4000 fl. Versicherung mit 57 fl. 20 kr.; eben so Anfang des dritten Jahres für 3000 fl. Versicherung mit 43 fl.; Anfang des vierten Jahres für 2000 fl. Versicherung mit 28 fl. 40 kr., und Anfang des fünften Jahres für

Digitized by Google

1000 fl. Versicherung 14 fl. 20 kr. Die zu zahlenden Prämien werden dadurch für ihn von Jahr zu Jahr geringer, während doch die volle Sicherstellung für das geliehene Kapital vorhanden ist.

Gemeinnütziges.

(Schutz des Eisens gegen das Rosten.) Man sorgt zu diesem Zweck für einen rasch sich bildenden gleichmäßigen Rostüberzug. Das so oxydirte Eisen wird dann in Wasser von 80 bis 100° C. getaucht. Der Eisenrost verwandelt sich in einen gleichförmigen Ueberzug von Magneteisen (magnetischem Eisenoxyd), welcher das unterliegende Eisen vollkommen gegen Rost schützt. Diese von Thirout vorgeschlagene Methode wird neuerdings von Kuhlmann in Lille bestätigt.

Denksprüche.

Thatlos flüchtet der Feige beim Nahen des drohenden Schicksals,
Nur der kühnere Mann bietet voll Muth ihm die Stirn.
So verbirgt sich die Lerche beim nahenden Sturm in der Furche,
Aber es schwingt sich der Aar über die Wolken empor.

Straucheln entehrt den Erfahrenen kaum. Nur muß er nicht fallen.
Aber wer zwei Mal fällt, hat die Palme verscherzt.

Verschiedenes.

Auf der Rheinischen Bahnstrecke Köln-Koblenz trug sich dieser Tage folgende tragikomische und zugleich lehrreiche Begebenheit zu. Als der Zug bei der Station Neuwied angekommen war und die Thüren der Coupés zum Aus- und Einsteigen geöffnet wurden, wollten einige Herren in einem Coupé Platz nehmen, welches ihnen von dem Schaffner als Rauchcoupé bezeichnet worden war. Die brennende Cigarre im Munde, waren die neuen Fahrgäste eben auf die Wagentritte gestiegen, als ihnen von Innen ein „bis dahin und nicht weiter" entgegentönte und zwar aus schönem Munde. Eine mit ihrem Gemahl und zwei Kindern im Coupé sitzende Dame wehrte mit beiden Händen, behauptend, es dürfe hier nicht geraucht werden. Auf Befragen erklärte indeß der Schaffner das Coupé nochmals für ein Rauchcoupé, während die gnädige Frau mit großem Eifer darauf bestand, ein Coupé für Nichtraucher verlangt zu haben. Der Schaffner gab der erzürnten Dame anheim, sich in ein anderes Coupé zu setzen, worauf dieselbe mit ihren beiden Kinderchen die inne gehabten Plätze verließ, nicht ohne den rauchenden Eindringlingen einen grimmigen Blick zuzuwerfen. Die Dame war kaum auf dem Perron, da setzte sich auch schon der Zug in Bewegung und eilt, sie zurücklassend, mit grellendem Pfiff davon. Und was that der Herr Gemahl? Er blieb nicht allein ruhig sitzen, sondern es ertönte aus seinem Munde ein aufrichtiges „Gott sei Dank!" Gleichzeitig holte er seine Cigarren aus dem Versteck hervor und gab unverholen seine Freude zu erkennen, daß er doch jetzt wenigstens bis Koblenz Ruhe habe und rauchen dürfe. Er setzte hinzu: „So plagt sie mich doch von Köln bis hierher; das wird ihr wohl für die Zukunft eine Lehre sein; nun mag sie mit dem letzten Zuge nachkommen." Nach angenehmer Unterhaltung gelangten die gemüthlichen Raucher nach Koblenz, wo der zärtliche Gemahl seine Gefährten, weil sie ihm einen so großen Dienst erwiesen hatten, freundlichst einlud, auf das fernere Wohl seiner lieben Frau eine Flasche feinen Weines mit ihm zu leeren. Also geschah es.

Homonyme.

Thust Du es, mit eignen Händen
Angenehmes mir zu spenden,
Nehm' ich gern Verdientes hin;
Aber thust Du's mit dem Munde,
Dann gibst Du mir schlimme Kunde,
Daß Dir fehlet edler Sinn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 16. Donnerstag, den 6. Februar **1862.**

Alte Freunde!

(Fortsetzung)

Rudolf und der nur wenige Jahre jüngere Bertram waren seit ihrem ersten Jünglingsalter Freunde gewesen. Allerlei Familienbeziehungen, mehr aber noch ähnliche geistige Anlagen und gleiche Neigungen hatten sie zusammengeführt und fester und fester an einander gekettet. Rudolf hatte sich dem Rechtsberufe gewidmet, Bertram der Kunst. Nur auf kürzere Zeit waren sie durch ihre Studien geschieden gewesen, denn auch die größere Hälfte ihrer akademischen Lehrjahre hatte sie in einer Stadt vereinigt gefunden. Beide konnten für bedeutende Männer gelten; wenigstens ragten sie noch überall, wo sie zusammen aufgetreten waren, über ihre nächsten Umgebungen empor, und so nahmen denn Beide auch an der Stätte ihrer jetzigen Wirksamkeit — ein Jeder in seiner Weise — eine hochgeachtete Stellung ein. Rudolf bekleidete das Amt eines Oberregierungsraths; Bertram war unstreitig der erste und vorzüglichste Künstler in der ansehnlichen Provinzialstadt, dessen meisterhafte Porträte namentlich einen weitverbreiteten Ruf der Meisterschaft genossen.

Die größte innere Aehnlichkeit aber besaßen beide Freunde unstreitig darin, wie sie das Leben auffaßten, wie sie es behandelten. Ihnen galt es nämlich für ein bald mehr, bald weniger heiteres, bisweilen ein wenig empfindliches, immer aber anziehendes, aufregendes Spiel, dessen bunte Wechselfälle der Mensch nicht nur getrosten Muthes hinnehmen, sondern recht angelegentlich aufsuchen müsse, um frischen Geistes und Herzens immer von Neuem genießen zu können. Denn anhaben durften sie ihm nichts, diese kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, außer etwa einen flüchtigen Augenblick; begraben lassen durfte sich Niemand von diesen auf- und niederwogenden Wellen, sondern lustig und immer lustiger wieder mußte der Mensch emportauchen und fortschwimmen, klug überlegen den blos neckenden Naturkräften, gekräftigt und ermuthigt durch Luft und Sonnenschein.

Rudolf und Bertram waren Genußmenschen im eigentlichsten, aber nicht im gemeineren Sinne des Wortes, denn ihre vorzügliche geistige Begabung und eine gewisse Idealität des Gemüthes, die Beiden nicht abgesprochen werden konnte, — am wenigsten dem jüngeren Bertram, — half ihnen den Begriff des Genusses begrenzen und reiner erhalten, als es bei gewöhnlichen Menschen der Fall ist. Dessenungeachtet aber fehlte ihnen das wahre sittliche Maß und ihre Handlungsweise zeugte immer mehr von gutem Geschmack, als von festen moralischen Grundsätzen.

Da — nach einigen Jahren raschen und heißblutigen Lebensgenusses — überkam den einen der beiden Freunde, Rudolf, der in seiner äußeren Stellung bis jetzt offenbar hinter dem Maler zurückgeblieben, ganz plötzlich der Drang, ebenfalls vorwärts zu kommen und eine Carriere zu machen, zu welcher ihn seine geistigen Besitzthümer zu berechtigen, die äußeren Verhältnisse aber nicht begünstigen zu wollen schienen. Denn gerade sein Fach war überfüllt von Mitbewerbern, und es fehlte ihm unter den letzteren auch keineswegs an ebenbürtigen Kräften. Eine einflußreiche, vermögliche Verwandtschaft erschien da plötzlich Rudolf, der um die Wahl seiner Mittel nie sonderlich verlegen gewesen war, als der einzig geeignete und jedenfalls kürzeste

Digitized by Google

Weg zum Ziele, und gerade zu einer Zeit, wo sich eine seiner zahlreichen Leidenschaften gründlich erschöpft hatte und wo sich in ihm das Bedürfniß nach Ruhe zu regen begann, entschloß er sich rasch und gewissermaßen über Nacht, einem schon ältlichen Fräulein aus einflußreicher und glänzend gestellter Familie, mit der ihn nur der Zufall in Berührung gebracht hatte, seine Hand zu bieten.

Der Antrag wurde angenommen. Was dem stattlichen, interessanten jungen Manne, dessen Fähigkeiten und Geschick selbst die Feinde, deren er genug besaß, anerkannten, noch fehlte, ließ sich ja bald beschaffen, wenn Einfluß und Mittel sich mit ihm verbanden. Und so geschah es, daß Rudolf in kurzer Frist Carriere machte und seine schon erwähnte vielbeneidete Stellung erlangte, die ihn, in seinen besten Mannesjahren, noch zu weit höheren Stufen berechtigte.

Inzwischen hatte sich sein Verhältniß zu Bertram, der unverheirathet geblieben war, weder nach außen noch nach innen wesentlich geändert. Rudolfs Ehe war keine glückliche zu nennen; er bedurfte des Freundes fast noch dringender, als zuvor. Hatte er sich früher mit der Hoffnung geschmeichelt, er, dessen Vergangenheit an Genuß weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit so reich gewesen, werde nun auch Manches missen und von der Fülle seiner Erinnerungen zehren können, so belehrte ihn die Folgezeit nur zu gründlich eines Andern und gar bald beklagte er, mindestens in den Stunden innerer Einkehr, einen Schritt, bei welchem er die Bedürfnisse seines Herzens so wenig berücksichtigt hatte. Rudolfs Gattin war nicht übelwollend: sie besaß den lebhaften Wunsch, zu dem Glücke ihres Mannes beizutragen. Aber weder der Zauber äußerer Anmuth, noch gewinnende innere Eigenschaften unterstützten sie bei diesem Beginnen, und die ihr bereits zur andern Natur gewordenen altjungfräulichen Schroffheiten und Grillen verdarben vollends, was zu verderben war. So wurde sie ihrem jüngeren Manne gegenüber gar bald in die verdrießliche Rolle des weiblichen Mentors hineingedrängt und es trat zwischen den Gatten eine Entfremdung ein, wie sie nicht peinlicher gedacht werden konnte.

Bertram tröstete, mahnte, tadelte wohl auch und bot Alles auf, um das beklagenswerthe, aber nicht unverschuldete Uebel zu lindern. Aber vergebens. Rudolf, heftig und reizbar von Haus aus, war freundschaftlichen Mahnungen dieser Art nicht zugänglich und begegnete denselben mit leidenschaftlichem Ungestüm; seine Gattin aber zeigte von Anfang an eine so entschiedene und rückhaltslose Abneigung gegen den Freund ihres Mannes, daß dieser ihr niemals näher treten und keinen Einfluß auf sie üben konnte. Dieser Widerwille gegen den Maler wuchs aber um so mehr, je enger sich Rudolf, auf eheliches Glück resignirend, wieder an Bertram, den alten bewährten Freund, anschloß und in seiner Gesellschaft das, was ihn drückte, zu vergessen suchte. Und in der That mußte man dem Maler in dieser Periode nachrühmen, daß — obschon er selbst in seiner früheren Weise unbekümmert fortlebte — sein Einfluß auf Rudolf doch der allergünstigste war. Denn obschon er es allmälig aufgab, die ehelichen Mißstände Rudolfs bessern zu wollen, so verstand er es doch nicht allein, das Gemüth des Freundes zu erheitern und aufzurichten, sondern es gelang ihm auch in den meisten Fällen, Rudolf vor Irrungen und Wirrnissen zu bewahren, zu denen sich dieser, sobald ihm das Loos seiner Ehe klar geworden, von Neuem geneigt zeigte. Dann hörte er freilich nicht selten den Vorwurf: er habe gut predigen für andere Leute, da er selbst in so glückseliger Freiheit lebe und nicht wisse, was es heiße, Ketten zu tragen. Aber dennoch erreichte er sehr oft seinen Zweck. Denn Rudolf war zu stolz, um sich von der Moral des jüngeren Freundes beschämen lassen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Geistige Ansteckungsfähigkeit.

Sowie es eine leibliche Ansteckung gibt, in der die angeschauten leiblichen Zustände oder Bewegungen eines Andern, z. B. Schläfrigkeit, Gähnen, Lachen, Zucken, Schaudern, Fröstеln u. s. w., sich auf das anschauende Subject übertragen; ebenso gibt es auch eine physische Ansteckung, in welcher die wahrgenommenen Gemüthszustände des Andern,

Digitized by Google

Heiterkeit oder Traurigkeit, Muth oder Verzagtheit, Begeisterung oder Apathie, Heftigkeit oder Ruhe, überhaupt die am Andern wahrgenommenen (oft auch schon die nur in der Phantasie Lebhaft vorgestellten) Stimmungen und Affecte auf das vorstellende Subject übergehen. Lebhaft vorgestellte Gemüthsbewegungen reißen uns selbst in sie hinein. Das objective Bild der Gemüthsbewegung hat also die Fähigkeit, im vorstellenden Subject dieselbe Stimmung hervorzurufen.

Bei schwächlichen, unselbständigen, von außen leicht erregbaren Naturen ist diese Ansteckungsfähigkeit größer, als bei starken, selbständigen, Widerstand leistenden; daher größer bei Kindern und Weibern, als bei Erwachsenen und Männern.

Der sogenannte Nachahmungstrieb möchte sich wohl in den meisten Fällen auf die erwähnte Ansteckungsfähigkeit zurückführen lassen; daher er ebenfalls stärker hervortritt bei Kindern und Weibern. So wie ein Kind, wenn es die Aeltern oder Geschwister weinen sieht, mit weint, ohne zu wissen warum, so wird es auch leicht von den sonstigen psychischen und moralischen Zuständen in seiner Umgebung ergriffen und ahmt nach, was es die Andern thun sieht, spricht nach, was es die Andern sprechen hört. Eben wegen dieser Macht, die das Beispiel auf Kinder hat, sollte man ihnen nur mit gutem Beispiel vorangehen und Alles aus ihrer Nähe verbannen, was schädlich auf ihr Gemüth wirken kann.

Der große, urtheilslose, unselbständige Haufen ist ebenfalls wegen dieser seiner Unselbständigkeit ansteckungsfähiger und infolge dessen nachahmungssüchtiger und dem Einflusse guter und böser Beispiele ausgesetzter, als die wenigen selbständig Urtheilenden und Handelnden. Einer kann eine ganze Schar anstecken. Sehen sie Einen muthig vorwärtsdringen, so dringen sie Alle vor; sehen sie Einen erschrocken weichen, so weichen sie Alle. Ein Begeisterter macht viele Begeisterte, ein Narr viele Narren. Sie gleichen darin ganz den Thieren. Läuft ein Schaf ins Feuer oder springt ins Wasser, so folgen alle blindlings nach. Wird ein Pferd scheu, so gehen die andern aus Sympathie mit durch. Wie bei den Wandervögeln, stehen auch beim großen Haufen der Menschen und seinen Bewegungen immer Einzelne an der Spitze.

Für das Nachahmen fremder Sitten und Moden und die Einwirkung böser oder guter Beispiele finden wir ebenfalls bei den Thieren Vorbilder. „Durch die Nachahmung erleidet oft der ganze Charakter des Thieres eine Veränderung: so nehmen Hunde, die in Gesellschaft von Katzen lebten und sich mit ihnen befreundeten, die Art sich zu putzen von ihnen an; das gutmüthigste, willigste Pferd wird nach Tennecker widerspänstig, wenn es in Gesellschaft eines widerspänstigen lebt, sowie auch manchmal gute Beispiele vortheilhaft wirken."

Landwirthschaftliches.

Die ganze Flora von Europa hat, nach den Mittheilungen des landwirthschaftlichen Vereins für den Neßdistrict, keine zweite Pflanze aufzuweisen, welche so reichlich honigt, wie die Esparsette. Ihr Honigertrag übersteigt bei günstigem Wetter alle Erwartungen und ist fast unglaublich. Der Pastor Stein zu Niedersaulheim bei Mainz versicherte, ein starker Schwarm habe ihm in einem Tag 21 Pfund Honig, und ein Schwarm, welcher vor vier Tagen in einen leeren Korb gesetzt worden sei, in dieser kurzen Zeit 60 Pfund eingetragen. Der Esparsettenhonig ist weiß, hat einen reinen, feinen Geschmack, und erlangt schon in wenig Tagen, nachdem er ausgelassen worden ist, eine solche Festigkeit, daß er nicht mehr fließt.

Denksprüche.

So wie wir aus der Kinder Thaten
Der reifern Jahre Trieb errathen,
So prüft uns Gott in dieser Welt:
Hier läßt er uns noch Spiele wählen,
Bis einstens den erwachsnen Seelen
Die Puppe selbst nicht mehr gefällt.

Am größten ist alsdann des Fleißigen Behagen,
Wenn er des Tags zuvor hat doppelt eingetragen.
Er freut sich, daß er heut' nun dürfte müßig sein,
Und in der Freude trägt er doppelt ein.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Ein Arbeiter in Berlin brachte seinem Büblein vom Christmarkt eine Fahne heim; das Büblein fuhr in voller Freude mit der Fahne im Stübchen herum und — in ein altes Bild an der Wand. Das Bild fiel herunter, und Glas und Rahmen brachen entzwei. Wie schnell verwandelte sich das Christkindlein in den bösen Nokolas, der mit dem Fahnenstock das Büblein züchtigte; denn das alte Bild war ein altes Erbstück und ach! fast das einzige. Man hob's nach der Execution jammernd auf und siehe! zwischen Bild und Rückwand kam ein Schatz zum Vorschein, — ein Thalerschein und noch einer und noch einer, im Ganzen 165 Thaler. Da war der heilige Christ wieder. Der Arbeiter hatte oft von seinem Alten gehört, er habe noch einen Schatz für böse Zeit und habe ihn sicher geborgen. Der Schatz hatte aber nicht gehoben werden können; denn den Alten hatte der Tod, ohne vorher anzuklopfen, abgerufen, und an das räucherige Bild hatte Niemand gedacht. Mancher aber hat in diesen Tagen seine sämmtlichen Bilder nach 'nem heiligen Christ durchsucht.

Wieder ein Opfer hat die Crinoline gefordert. Mme. G. aus Lyon, welche in Paris bei einer Freundin zu Besuch war, gerieth am 23. Jan. Abends im Gesellschaftszimmer des Rentier X. in der Bellevuestraße, als sie am Kamin vorüberging und durch den Luftzug, welchen ihre weite Robe verursachte, das Feuer lebhafter anfachte, durch einen abspringenden Funken in Brand und stand im Nu in vollen Flammen. Alle Bemühungen, das Feuer zu ersticken, scheiterten in den verhängnißvollen Reifen. In der Nacht war Mme. G. todt.

Ein überaus drolliges Ereigniß hat vor einigen Tagen auf der Südbahn zwischen Graz und Marburg stattgefunden. Ein angesehener Herr aus Triest fuhr in einem Wagen erster Klasse und hatte eine blühende Dame zu seinem Gegenüber und zur einzigen Reisegenossin. Der Zug war kaum einige Minuten von der Südbahn weg, als die Dame plötzlich von ihrem Sitze aufsprang und schrie: „Wie können Sie das wagen, mein Herr! Was wollen Sie?“ Der Triester Herr war ganz erstaunt und erwiederte, daß er sie nicht verstehe und nichts gethan habe, sie zu beunruhigen. Bald aber sprang sie wieder von ihrem Sitze auf, offenbar voll Entsetzen und Wuth, warf ihrem Nachbar mit Heftigkeit vor, „daß er ein Schurke sei und daß sie ihn auf der nächsten Station verhaften lassen werde.“ Der Herr betheuerte seine Unschuld und fragte, „was er denn eigentlich gethan habe?“ aber die excentrische Dame fuhr fort, von ihrem Sitze emporzuspringen und gegen sein Benehmen zu wüthen, bis endlich der Herr sie für verrückt hielt und beschloß, sie auf der nächsten Station in Gewahrsam zu geben. Da ihre Aufgeregtheit sich nicht legte, so wollte er eben bei der Ankunft in einer Zwischenstation seinen Entschluß ausführen, als die Dame plötzlich an die Wagenthüre sprang und durch deren Fenster „Polizei! Polizei!“ schrie, worauf sich nicht nur die Bahnhofwache, sondern auch viele Leute versammelten. Sie begann sogleich ihre Anklage und versicherte, daß der Herr höchst ungebührlich sie wiederholt in die Waden gekneipt habe, während der Herr entsetzt seine Unschuld betheuerte. In dem Augenblicke, als die Sache für diesen sehr schlimm stand, eilte der Oberconducteur herbei und zog einen Korb aus dem Wagen, der unter dem Sitz der Dame gestanden, und in welchem sich eine lebendige Gans befand. Wer die Dame in die Waden gekneipt, lag nun klar am Tage: der gebundene Gänserich war der Verbrecher. Diese Erklärung wurde von beiden Theilen mit guter Laune aufgenommen, und der Zug fuhr unter convulsivischem Gelächter und Applause der versammelten Menge weiter. Wem der Korb mit der Gans gehörte, wußte der Conducteur allein.

Auflösung der Homonyme in Nro. 15:
Klatschen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 17. Samstag, den 8. Februar **1862.**

Theorie und Praxis.

Ein prächtiges Gastmahl ordnete an
Ein sehr gelehrter, berühmter Mann;
Sein Fest nach Gebühr zu ehren, kamen
Naturforscher, mit den berühmtesten Namen;
Sie aßen und tranken sehr lang und sprachen
Von lauter wundlich gelehrten Sachen
In allen wissenschaftlichen Fächern,
Und sprachen gar weidlich auch zu den Bechern.
Und als die Tafel zu Ende war,
Da ging in den Garten die ganze Schaar.
Sie blieben bei einer Glaskugel steh'n,
Worin war die ganze Gegend zu seh'n.
Und Einer legte darauf die Hand,
Und wunderte sich gar sehr, als er fand,
Daß wärmer sie sei auf der Schattenseite,
Als dort, wo die Sonne auf sie schien helle.
Nun suchte Jeder durch Beispiel und Lehren
Das seltsame Phänomen zu erklären.
Der Eine gab Schuld der Repulsion,
Der Andere wieder der Exhalation;
Das Endresultat war dann das Gewisse:
Daß nach dem Naturgesetz so es sein müsse.
Dem Hauswirth aber wollte nicht recht
Einleuchten dies, und den Gartenknecht,
Der eben vorüberging, rief er hierher
Und fragt ihn: „Sag mir, warum ist viel mehr
Die Kugel hier, wo der Schatten ist, heiß,
Als wo die Sonne scheint, uns ist's was Neu's?"
„Mir nicht"", versetzte der Gärtner, „denn seht,
Ich habe sie eben erst umgedreht.""

Alte Freunde.

(Fortsetzung.)

So war es namentlich geschehen in den ersten Jahren der Ehe Rudolfs. Später, als Marie — der einzige Sprößling aus diesem Bunde — erst ein wenig herangewachsen und nun die ganze Freude ihres Vaters geworden war, trat freilich eine glücklichere Periode ein und Rudolf erhielt durch die zärtliche Liebe zu seinem Kinde einen Halt und eine Stütze, wie sie ihm für sein gemüthliches Leben bis jetzt gefehlt hatte. Er empfand dies auch mit aufrichtigem Danke und sprach es oft gegen Bertram aus, der sich an diesem Glücke des Freundes gleichwie am eigenen erfreute. Nur in dem Verhältniß der Gatten trat auch seit der Geburt Mariens im Grunde keine Aenderung ein. Die Mutter mochte ihr Kind wohl lieben und sorgte gewissenhaft für dessen äußere Pflege. Aber für die innige und fast ideale Liebe des Vaters zu dem reizend emporblühenden Töchterchen hatte sie keinen Sinn, kein Verständniß. Ja, es war ihr diese Erscheinung ein so fremdartiges Element, daß sie ihren verdrießlichen Unmuth darüber kaum zurückhielt, wenn sie denselben auch unter einem kühlen, fast mitleidigen Lächeln zu verbergen bemüht war. Und schlimmer wurde dies noch, als sie nun gar bemerken mußte, wie ihr Kind mit dem der Jugend eigenthümlichen Feingefühle diese Liebe seines Vaters gar bald erkannte und leidenschaftlich erwiderte, während es für die Mutter fast nur pflichtschuldigen Gehorsam, ehrerbietige Ergebenheit zeigte; als sie bemerken mußte, wie das Kind seinen liebsten Spielplatz im Arbeitszimmer des Vaters, dicht neben dessen Schreibtische hatte und sich dort Stunden lang still und vergnügt beschäftigte, ohne die Ruhe des Zimmers auch nur mit einer Frage zu stören, und als sich endlich die äußere und innere Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter deutlicher und immer deutlicher entwickelte.

Digitized by Google

So war denn auch dieses Glück kein volles und ungetrübtes, weil nicht beide Gatten daran Theil nahmen, und weil gerade die Zärtlichkeit zwischen Vater und Tochter die klaffende Wunde in dem Verhältnisse der Eltern nährte und offen erhielt. —

Wir kommen nun zu Demjenigen, was dem oben geschilderten Auftritte unmittelbar vorausgegangen war.

Ueber die Erziehung und Bildung Mariens hatten zwischen Rudolf und dessen Gattin schon von Anfang an Meinungsverschiedenheiten stattgefunden. Der Erstere war bisher — vielleicht mit Unrecht, wie einmal die Dinge standen — dagegen gewesen, daß Marie einer Erziehungsanstalt anvertraut und somit der unmittelbaren elterlichen Fürsorge entrückt werde. Wir sagten: vielleicht mit Unrecht. Denn diese einseitige Hinneigung des Kindes zu dem Vater hatte doch gewiß ihr sehr Bedenkliches, weil für die Mutter Verletzendes, wenn auch die große Seelengüte Mariens geradezu ärgerliche Auftritte verhütet hatte; und weil es insofern gewiß nur heilsam gewesen wäre, wenn man — der beharrlichen Ansicht der Mutter zufolge — das Kind eine Zeit lang fremder Obhut übergeben hätte. Allein Rudolf konnte sich gerade hierzu nicht entschließen. An eine Häuslichkeit ohne sein Kind mochte er gar nicht denken und die Ansicht der Gattin war für ihn um so weniger bestimmend, als er nur allzu geneigt war, hierin mehr die gewohnte Kundgebung einer Mißgunst seiner Freude am Verkehre mit dem Mädchen, als die unparteiische Aeußerung einer Erziehungsmaxime im Interesse der Tochter zu erblicken.

Da — etwa vor einer Woche — war es geschehen, daß seine Gattin das Gespräch nochmals auf diesen unliebsamen Gegenstand lenkte und dabei, wie zufällig, die Bemerkung fallen ließ, es sei weit besser für das Mädchen, wenn es noch jetzt — zum Wenigsten bis zur Confirmation — die hauptsächlich auch auf Betrieb des Vaters so weit hinausgeschoben worden war, um dem Mädchen eine recht lange Kindheit zu wahren — aus dem Hause komme. Denn hier werde ihm vorzeitig der Kopf verrückt, es werde eitel und eingebildet gemacht, und was der Vater nicht verderbe, dem wisse der Herr Maler nachzuhelfen, der jetzt das Kind auf dem großen Bilde verherrlicht und nebenbei eine förmliche Liebschaft angesponnen habe mit dem unmündigen Mädchen, das freilich seine Eitelkeit geschmeichelt fühle und Feuer und Flamme sei für den in jeder Hinsicht außerordentlichen Künstler!

Dieses Wort zündete in Rudolfs Herzen. Zwar wies er die Gattin, wie gewöhnlich, wenn sie Bertram zu verdächtigen und anzugreifen versuchte, in harter und herber Rede zurück. Aber fast gleichzeitig erklärte er ihr auch, daß sie in anderer Hinsicht wiederum Recht habe und daß Marie ohne Aufschub eine kürzere oder längere Zeit dem bewährten Stifte zu Ahlberg anvertraut werden solle; — nicht wegen der Lächerlichkeit mit dem Maler, dem er diesen sinnreichen Einfall seiner Frau baldigst zum Besten geben werde, sondern weil es allerdings für das Mädchen vortheilhaft sein werde, sich einmal unter fremden Menschen zurecht zu finden.

Aber Rudolf verrieth dem Maler kein Wort, obschon er es seiner Gattin gedroht hatte. Ja, er erzählte dem Freunde nicht einmal von der beabsichtigten Versetzung Mariens nach Ahlberg. Wohl aber beobachtete er seitdem das Mädchen mit Aengstlichkeit und entdeckte nun so mancherlei, was ihm auffällig schien, wie es ja immer zu geschehen pflegt, wenn das Auge schon befangen ist. Marie kam ihm weniger kindlich vor als sonst, unsläter, nachdenklicher. Er bedachte nicht, daß dem Mädchen der so nahe bevorstehende Abschied vom elterlichen Hause auf der Seele lag; er vergaß ihr leicht erregbares, ein wenig empfindliches Naturell. Er erinnerte sich aber sehr gut und rief sich eifrigst ins Gedächtniß zurück, wie oft ihm schon in früheren Zeiten die Herzlichkeit zwischen dem Maler und seiner Tochter eine vorübergehende eifersüchtige Grille erregt hatte; er vergegenwärtigte sich die Freude des Malers über den Auftrag zu dem Porträt des Mädchens; er brachte den Eindruck kaum aus den Gedanken, welchen ihm die der Vollendung entgegenreifende Arbeit des Freundes schon seit längerer Zeit, bisher aber nur zu väterlicher Genugthuung gemacht, und der ihn höchstens einmal zu der schlagenden Bemerkung veranlaßt hatte, daß der Freund zwar nicht mit

Digitized by Google

der Junge, wohl aber mit dem Pinsel ein unverbesserlicher Schmeichler sei. Auf diese Weise nährte er mehrere Tage hindurch den in ihm wachgerufenen Argwohn, ohne sich gegen Jemand mitzutheilen, bis ihn erst heute eine plötzliche Frage nach der Tochter und die spöttische Antwort der Gattin, daß Marie eben eine mehrstündige Sitzung bei dem berühmten Bertram halte und sich wahrscheinlich zum Abschiede — mit gnädiger väterlicher Bewilligung — weidlich den Hof machen lasse, in jähem Unmuthe in die Wohnung des Freundes und zu dem heftigen Ausbruche seiner Leidenschaft trieb, dessen wir Zeugen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Yankee, Bruder Jonathan, Onkel Sam.

Die beiden ersten Namen sind die ältesten, der erste aber ist der älteste von allen und jetzt 232 Jahre alt. Die Amerikaner sind die erste (?) Nation in der Welt geworden und es ist endlich wohl der Mühe werth, in einem öffentlichen Blatt den Ursprung dieses dreifachen Volksnamens auf die rechte Weise zu beleuchten.

Ein Feind der Amerikaner, der Engländer Mr. Anbury, Offizier in General Burgoyne's Heer und mit unter den Gefangenen der denkwürdigen Uebergabe Burgoyne's an den General Gates zu Saratoga im Staat Neuyork am 17. October 1777, theilt in seinen „Travels through the interior parts of North America“ 1776, Vol. 2, P. 46, 47 die folgende grundlose Ableitung des Namens Yankee mit: „Mit diesem Epithet belegten die Virginier die Neuengländer, weil diese ihnen nicht beigestanden in einem Krieg mit den Cherokees, und sie sind immer damit verspottet worden. Aber der Name, welcher aus der Sprache der Cherokees stammt und feige Memme und Sclav (eankke) bedeutet, ist herrschender gewesen seit dem Beginn der Feindseligkeiten (1775). Das Kriegsvolk zu Boston brauchte ihn als Schimpfname, doch nach der Affaire bei Bunkers Hill prahlten die Amerikaner damit. Yankee-Doodle ist jetzt ihr Siegsgesang, ihr allergrößter Liebling, in der Armee gespielt und für so kriegerisch gehalten wie der Grenadiersmarsch, es ist der Liebenden Zauber, der Amme Wiegenlied. Nach schnellen Glückserfolgen betrachteten wir die Yankees mit großer Verachtung, doch war es nicht wenig kränkend, diesen Ton spielen zu hören, als unsere Armee zu unserer Uebergabe heranmarschirte.“ Diese Ableitung ist fast ebenso lächerlich als die von Irwing in seinem „Knickerbocker“.

Anfangs wurden nur die Neuengländer Yankees genannt, jetzt ist Yankee ungefähr der Allgemeinname für Bewohner der vereinigten Staaten geworden, doch gilt er auch gegenwärtig noch vorzugsweise für die atlantischen Staaten. Eine bessere und viel wahrscheinlichere Meinung ist die des Amerikaners Heckewelder, die geschichtlich begründet ist, daß nämlich die Lenalenapen, ein zu den Six-Nations gehöriger Indianerstamm im Gebiet des Delaware, zur Zeit der ersten Landung der aus England vertriebenen Puritaner zu Plymouth in Massachusetts (am 22. December 1620) das Wort englisch Yenkees aussprachen. So (und nicht Yangees oder Yankees) ward das Wort ursprünglich buchstabirt, aber erst im Lauf der Zeit, wie bei tausend andern indianischen Wörtern und Ausdrücken der Fall war, ward es zu Yankee corrumpirt. Diese Meinung trägt schon in sich selbst eine so große Wahrscheinlichkeit, daß man sie sogleich für die richtige hält.

Bruder Jonathan ist für Amerika so allgemein, wie John Bull für England. Den Ursprung dieses Beinamens gab vor vier bis fünf Jahren der „Norwich Courier“ nach Aussage eines damals mehr als achtzigjährigen Herrn, der thätigen Antheil an der Revolution genommen hatte und aus Erfahrung sprach, in folgender Weise: „Als General Washington, nach seiner Ernennung zum Befehlshaber der Armee im Freiheitskriege, nach Massachusetts kam, um es zu organisiren und Vorkehrungen zu treffen zur Vertheidigung des Landes, fand er, daß großer Mangel an Munition und andern nothwendigen Dingen war, um dem mächtigen Feinde entgegen zu treten, und daß dieselben sehr schwer zu erlangen waren. Durch einen Angriff in solcher Lage konnte die Sache auf ein Mal eine hoffnungslose werden. Bei einer gewissen Gelegenheit in dieser besorgnißvollen Zeit hielt

Digitized by Google

er mit den Offizieren und Andern eine Berathung, wobei es schien, als ob kein Mittel zu erfinnen wäre, die erforderlichen Anstalten zu treffen. Seine Excellenz Jonathan Trumbull der Aeltere war damals Gouverneur von Connecticut, in dessen Urtheil und Beistand der General das größte Vertrauen setzte, weßhalb dieser bemerkte: „Wir müssen Bruder Jonathan über die Sache befragen.“ Washington that dies, und dem Gouverneur gelang es, diesen Mängeln der Armee abzuhelfen. Bei nachgehends eintretenden Schwierigkeiten, als die Armee im Lande herum verstreut lag, ward es zum Sprüchwort zu sagen: Wir müssen Bruder Jonathan befragen.

Onkel Sam ist der Volksausdruck für die Regierung der vereinigten Staaten, manchmal auch Bruder Jonathan genannt. Man braucht ihn wie John Bull in England. Sein Ursprung ist nach Frost's „Naval History of the United States“ folgender: „Gleich nach der letzten Kriegserklärung gegen England besuchte der damalige Armeelieferant Elbert Anderson von Newyork Troy am Hudson, wo eine große Masse Proviant, Ochsen- und Schweinefleisch ꝛc. concentrirt war und von ihm angekauft wurde. Die hiesigen Aufseher über diese Artikel waren Ebenezer und Samuel Wilson. Der letztere Herr, allbekannt als „Uncle Sam“, beaufsichtigte in der Regel in Person eine große Anzahl Werkleute, die eben jetzt beim Durchsehen der von dem Lieferanten gekauften Vorräthe beschäftigt waren. Die Fässer wurden gemerkt „E. A. — U. S.“ Dieses Geschäft fiel einem in Arbeit der Herren Wilson stehenden lustigen Burschen zu, welcher auf die Frage einiger seiner Mitarbeiter, was die Marke bedeute (denn die Buchstaben U. S. für United States waren ihnen damals noch fast ganz neu), antwortete, er wisse nicht anders, als daß es Elbert Anderson und Uncle Sam bedeute, während er damals noch ausschließlich auf den besagten Uncle Sam Wilson anspielte. Der Spaß fand bei den Arbeitern Beifall und ward gang und gebe, und Uncle Sam selbst ward gelegentlich, während er dabei war, wegen des wachsenden Umfanges seiner Besitzthümer durchgezogen. Viele von diesen Werkleuten, für Kanonenfutter geltend, folgten bald nachher der Rekrutentrommel an die Grenzlinien, theils um dem Feind zu begegnen und theils um die neuerlich in guten Stand gesetzten Vorräthe aufzuessen. Die alten Scherze begleiteten sie, und ehe der erste Feldzug endete, erschien der bezeichnete zum ersten Mal in Druck, fand raschen Beifall, bis er nach allen Theilen des Landes drang und allenthalben mit Anerkennung aufgenommen ward, und wird auch ohne Zweifel dauern, so lange die Vereinigten Staaten eine Nation bilden.“

Gemeinnütziges.

(Kaffeebereitung.) Neuere Beobachtungen geben an die Hand, daß das Wasser, womit der Kaffee gekocht wird, weit mehr nahrhafte Bestandtheile aus den Kaffeebohnen auszieht, wenn diesem Wasser nur eine Messerspitze voll Soda zugesetzt wird. Die Holländer scheinen den gleichen Zweck dadurch zu erreichen, daß sie den Kaffee mit Mineralwasser kochen. Bedenkt man, daß in Deutschland allein gegen 45 Mill. Pfund Kaffee jährlich verbraucht werden, so begreift man die Bedeutung einer mehr oder minder nahrhaften Bereitung dieses Getränkes.

Dreisilbige Charade.

Gar Manchem ist ein Lebenselixir
Das erste Wort;
's ist unentbehrlich, ja, das sag' ich dir!
Bald aller Ort.
Das Zweite ist tief unten, birgt das Ein'
Im weiten Raum;
Da liegt im Finstern es, ganz still, allein —
In tiefem Traum! —
Doch horch! welch' fröhlich Treiben merke ich
Beim Ganzen dort?
Das Erste ist befreit, ganz sicherlich!
Aus finsterm Ort:
Denn Lust und Fröhlichkeit kann nur allein
Bei hellem Ersten auf dem Ganzen sein!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 18. Dienstag, den 11. Februar 1862.

Alte Freunde!

(Fortsetzung)

Es waren böse Tage für Rudolf sowohl als Bertram, die nun kamen. Beide sahen sich nicht wieder; die in Aussicht genommene letzte Sitzung Mariens zu ihrem Porträt unterblieb, und das Mädchen wurde von dem Vater noch einige Tage früher, als ursprünglich bestimmt gewesen, in das Stift zu Ahlberg geleitet. Als Rudolf durch den Abschied von seinem Kinde mehr, als er sich gestehen mochte, angegriffen und betrübt in das verödete Haus zurückkehrte, fand er daselbst einen Brief von Bertrams Hand vor. Der Inhalt war folgender:

„Du hast mich in einer Weise beleidigt, Rudolf, die Blut fordert. Ich bin ein abgesagter Feind jedes leichtsinnigen Spielens mit dem Tode, wie Du weißt, denn wir haben vielleicht nur dieses eine Leben, und wir müssen es darum zu Rathe halten. Doch was hilft es uns, wenn seine Blüthe gebrochen ist? Eine einzige Viertelstunde hat mich belehrt, daß entweder Du mit frevelnder Hand die schönste Blüthe von meinem Lebensbaume abgerissen hast, oder daß ich ein elender, verächtlicher Thor, unsere langjährige Freundschaft ein je älter, desto widerwärtigeres Truggebilde war. Da kann und darf nur die Kugel entscheiden, was das Richtige ist. Binnen vier und sechs Wochen werden wir uns schießen. Ich bitte Dich um diese Frist nicht, weil ich inzwischen eine Ausgleichung unter uns für möglich hielte, sondern weil ich das Wort gegeben habe, meine Deckengemälde in der Friedrichsruher Kapelle bis dahin zu vollenden. Ist dies geschehen, so erhältst Du bestimmte Nachricht über Tag und Stunde. Ich weiß, daß Du mir gegenübertreten wirst. Ich kenne Dich zu gut, um nicht glauben zu müssen, daß Du von Deinem Unrechte nicht so überzeugt bist, um mich — wie ich außerdem verlange — bis dahin mündlich um Verzeihung zu bitten wegen der Schmach, die Du mir angethan hast!

Bertram."

Rudolf hatte dies erwartet. Ruhig und gefaßt setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb die kurze Antwort:

„Ja, ich werde kommen, Bertram, und Dir Rede und Antwort stehen, die Waffen in der Hand, wie Du es verlangt hast. Gern versöhnte ich mich mit Dir, von Herzen gern, denn ich fühle es wohl, daß ich selbst Dir hundertfältigen Dank schulde. Aber ich kann nicht, ich darf nicht! Mein Kind, das mir theurer ist als Alles in der Welt, viel theurer auch als der Freund, dem ich diesen Schatz nun und nimmermehr im Leben gönne — mein Kind steht zwischen uns und trennt uns für alle Zeit.

Rudolf."

* * *

Unter den jugendlichen Zöglingen des Ahlberger Stiftes herrschte große Freude, als ihnen die Vorsteherin eines Tages im Frühherbste ankündigte, daß am nächsten Sonntag eine Lustfahrt auf der Eisenbahn nach dem reizend gelegenen, von Ahlberg nur etwa zwei Stunden entfernten Friedrichsruhe unternommen werden solle, dessen Schloß, Park und Umgebungen einen großen Ruf genossen und namentlich an Sonn- und Festtagen eine große Anzahl von Besuchern aus den benachbarten Städten anlockten. Auch Marie war von dieser Aussicht sehr angenehm überrascht und, eben beschäftigt, nach Hause an den

Digitized by Google

Vater zu schreiben, fügte sie gern die willkommene Nachricht von der bevorstehenden Lustpartie ihren harmlosen Mittheilungen hinzu.

Das arme Mädchen hatte in den nun bereits verflossenen vier bis fünf Wochen ihres neuen Aufenthalts mit dem noch immer unendlich bitteren Gefühl des Heimwehs zu kämpfen gehabt. Es war ja das erste Mal, daß sie das elterliche Haus auf länger als Stunden meiden mußte, und, gewöhnt an den steten Umgang eines so innig liebenden Vaters und einer doch wenigstens sorgsamen und pflichtgetreuen Mutter, empfand sie in ihrem Herzen eine Lücke, die der Verkehr mit den kleinen munteren Freundinnen um so weniger gleich auszufüllen vermochte, als Marie von Haus aus zu einem gewissen sinnigen Ernste hinneigte. Seit einigen Tagen aber begann sie, ermuthigt durch die ihr in reichem Maße entgegengebrachte Liebe von Alt und Jung, sich zurecht zu finden und gleichsam aufzuleben, so daß denn auch ihr heutiger Brief weit heiterer und zufriedener klang, als die vorausgegangenen.

Freilich mochte das feinfühlende Mädchen auch darunter gelitten haben, daß sie von ihrem Freunde, dem Maler, keinen Abschied nehmen konnte, daß sogar die letzte Sitzung zu dem bald vollendeten Bilde unterblieben war, und daß sie der Vater auf ihre deßfallsige Gegenvorstellung mit kühlen Worten und der Bemerkung abgespeist hatte, der Maler sei bereits verreist und das Bild so gut wie fertig, so daß es eines Weiteren nicht mehr bedürfe. Wie hätte ihr dabei auch entgehen sollen, daß der Vater dieses Gespräch so rasch wie möglich abbrach und in den letzten Tagen ihres Zusammenseins mit ihm überhaupt eine eigenthümliche Mißstimmung zeigte, deren Grund sie unmöglich allein in dem bevorstehenden Abschiede von ihr erblicken konnte!

Nun waren aber auch diese kleinen Zweifel und Sorgen allmälig in den Hintergrund getreten. Neue Eindrücke, neue Pflichten beschäftigten ihre Gedanken, nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, und nur von Zeit zu Zeit noch mußte sie daran denken, wo jetzt wohl das schöne Bild stehen möge, ob es wohl der Maler noch im Besitz habe, oder ob es bereits das Arbeitszimmer des Vaters schmücke? Nach dem Verbleib des Bildes aber ausdrücklich zu fragen, das wagte sie nicht; denn sie ahnte sehr richtig, daß eine solche Frage dem Vater nicht willkommen sein werde nach dem, was er nun einmal darüber gesagt habe.

Am nächsten Sonntage durchwanderten denn wirklich etwa zwanzig Pensionärinnen des Ahlberger Stifts unter Leitung der Vorsteherin die prächtigen Parkanlagen des königlichen Schlosses zu Friedrichsruhe, unter ihnen Marie, unstreitig die schönste und meistversprechende Knospe in diesem anmuthigen Frühlingskranze und bereits der entschiedene Liebling der Lehrerinnen. Es war ein schöner, milder Herbsttag, die Luft klar und durchsichtig, das Laub der Bäume schon reich und kräftig schattirt, aber noch dicht und üppig wie im hohen Sommer. Die jugendliche Schaar war voll Lust und Leben, auch Marie so heiter und aufgeräumt, wie sie es noch nicht gewesen, seitdem sie vom Vaterhause Abschied genommen hatte. Daneben ergötzte man sich an den bunten Zügen und Gruppen geputzter Menschen, die den Park belebten und sich doch auch wiederum verloren in den weitläufigen Anlagen, so daß noch manches einsame und lauschige Plätzchen übrig blieb und der Eindruck der reizvollen Natur nichts einbüßte über dem lärmenden Menschentreiben.

Auch das Innere des Schlosses hatte man nun besehen und mit staunender Ehrfurcht alle diese geheiligten Stellen betrachtet, wo die höchsten Herrschaften einen Theil des Sommers hindurch aßen, tranken und schliefen wie andere Menschen; Alles Dinge, welche den jungen Geschöpfen manche Scrupel verursachten und zahlreiche Fragen entlockten. Nur die Kapelle war noch übrig geblieben. Der Kastellan versicherte zwar der schaulustigen Schaar, daß der Eindruck des Inneren jetzt wesentlich unter dem Gerüste leide, welches dermalen zum Zweck der Ausführung eines Deckengemäldes im allerhöchsten Auftrag Sr. Majestät in der Kapelle angebracht sei. Doch gleichviel! Die Kapelle mußte eben in Augenschein genommen werden, da man einmal hier war, und nachdem der Kastellan die Gesellschaft noch gebeten hatte, sich möglichst ruhig zu verhalten, weil der Herr Professor auch

Digitized by Google

heute, trotz des Feiertags, eifrig malend oben an der Decke sitze und jeder Störung überaus abhold sei, strömten die muntern Gäste in das zwar kleine, doch künstlerisch vollendete Gotteshaus hinein.

Solch einen Tempel hatten sie freilich noch nicht gesehen, die jungen Geschöpfe, und des leisen Staunens und Bewunderns war kein Ende. Freilich störte ein wenig das Gerüst, auf welchem hoch oben der Maler beschäftigt sein sollte; denn hören und sehen konnte man von ihm nichts. Allein danach fragten mindestens die Mädchen nicht; sie waren von all den einzelnen Herrlichkeiten, dem Altarbilde, den Glasmalereien, den alabasternen Säulen, der kunstvoll geschnitzten und reich vergoldeten Kanzel so unbeschreiblich befriedigt und entzückt, daß der Totaleindruck der Kapelle für sie gar nicht in Frage kam.

Eben bewunderte jetzt Marie die buntfarbige Glasmalerei an einem der gothischen Fenster, als von der Höhe des Gerüstes herab ein kleiner Gegenstand dicht neben ihr zu Boden fiel. Ein wenig erschrocken blickte sie in die Höhe, konnte aber nichts von dem oben befindlichen Maler entdecken. Dann erst beugte sie sich nieder, um zu sehen, was denn eigentlich herabgefallen: es war ein Bleistift in silberner Kapsel, den sie da aufhob und augenblicklich wieder erkannte, obwohl er durch den Sturz arg beschädigt worden. Der Stift gehörte keinem Anderen als Bertram: sie hatte ja den kleinen Griffel mit dem Drachenkopfe unzählig oft in seinen Händen gesehen. Der Maler oben mußte also Bertram sein.

(Schluß folgt.)

Ueber die Papyrusstaude und die Fabrikation des Papiers bei den Alten.

Das **Papiergras**, bei den Griechen Biblos, auch Papyros genannt, ist ursprünglich in Indien und Aegypten, besonders in dessen unterem Sumpflande, zu Hause. Jetzt wird diese Pflanze, nach Minutoli hier nur noch bei Damiette, nach Pruners ägyptischer Naturgeschichte aber gar nicht mehr dort angetroffen; dagegen kommt sie noch in Syrien und Palästina, hier z. B. im Jordan, sowie in Sicilien, Kalabrien und Toskana vor. Das Papiergras gehört zu den Schilfpflanzen, hat einen dreieckigen Stengel, der sich bis zu einer mit der Hand nicht mehr umspannbaren Dicke entwickeln kann, und erreicht eine Höhe von 6—10—14 Fuß. Sehr mannigfaltig war der Gebrauch, welchen die alten Aegyptier von dieser Pflanze zu machen wußten. Sie diente ihnen erstens durch ihr Mark als Nahrungsmittel. Sodann benützte man die armsdicke Wurzel als Brennmaterial, oder verfertigte daraus Hausgeräthe und Gefäße. Der Stengel wurde verarbeitet zu Schuhen, Kleidern, Tauen, Stricken aller Art, Matten, Segeln, ja selbst zu leichten Schiffen. Auch in der Medizin wußte man von der Papyrusstaude Anwendung zu machen. Der hauptsächlichste Verbrauch aber bezweckte Verfertigung von Schreibmaterial. Bei dieser vielfachen Benützung wurde die Papyrusstaude mit vielem Fleiß kultivirt und bildete sowohl roh als verarbeitet schon frühzeitig einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Aber gerade diese ihre nützlichste Verwendung gab Anlaß zu einem Ausfuhrverbot; die damaligen Könige Aegyptens, die Ptolemäer, suchten nämlich ihren Ruhm in der Anlegung einer großen Bibliothek zu Alexandria. Hierin wetteiferten mit ihnen die Beherrscher von Pergamus in Kleinasien, daher die Ptolemäer diesen durch jenes Verbot das vielgesuchte Schreibmaterial zu entziehen suchten, hierdurch jedoch nur, aber gegen ihren Willen, zur Bereitung des von Pergamus benannten Pergaments den Anstoß gaben. Nach dem Bisherigen wird es sich wohl der Mühe lohnen, die Bereitungsart dieses Papiers nach den Angaben der Alten genauer kennen zu lernen. Dicht unter der Rinde des Papyrusstammes befinden sich baststähnliche Häute bis zu zwanzig Lagen über einander. Diese werden durch ein nadelartiges Werkzeug in kürzeren Abschnitten gelöst und abgewickelt. Die innersten Häutchen sind die feinsten und besten und gaben die Sorte Papier, welche in Aegypten wegen ihrer Verwendung zu den heiligen Schriften die hieratische genannt wurde. Die äußersten Häutchen dagegen lieferten das gröbste Papier, das nur zu Düten und zum Packen gebraucht wurde. Die Streifen oder Häutchen wurden

Digitized by Google

sodann, nachdem sie behutsam abgelöst waren, der Länge nach eines neben dem andern auf einer Tafel befestigt, die mit Nilwasser benetzt war. Hierauf wurden sie mit andern in die Quere durchflochten, so daß eine Art von Gewebe entstand, indem die nach der Länge gelegten Häuchen den Zettel, die andern, quer liegenden, den Einschlag bildeten. Die so ausgebreiteten Baststreifen wurden zu wiederholten Malen mit Nilwasser begossen, welches die Papierflächen oder Bogen wie Leimwasser fest mit einander verband und bleichte. Hierauf wurden dieselben gepreßt. Runzeln wurden durch Glätten mit einem Zahn oder einer Muschel entfernt, welche Stellen aber dann die Tinte nicht gut annahmen. Um mehrere bei der Befeuchtung mit Nilwasser eintretende Uebelstände ferne zu halten, erfand man eine Art Leim oder Kleister, der aus dem feinsten Mehl oder aus gesäuertem Brod bereitet wurde. Das hiemit benetzte Papier wurde hierauf mit einem Hammer dünn geschlagen, abermals mit Leimwasser getränkt, von Neuem angezogen, so daß sich die Falten verloren, und zuletzt noch ein Mal unter den Hammer gebracht. Dies war die in Italien gewöhnliche Fabrikation, und auf solchem Papier haben meistens Cicero und Virgil, auch der Kaiser Augustus geschrieben, deren Handschriften Plinius oft gesehen hat. In der römischen Kaiserperiode wurde die Verfertigung des Papiers sehr vervollkommnet; jetzt galt das hieratische nur noch als dritte Qualität, und die besseren Sorten hießen Kaiserpapier, wovon die erste nach Augustus, die zweite nach seiner Gemahlin Livia benannt wurde. Die größte Vollkommenheit legte man dem nach dem Kaiser Claudius benannt u Papier bei, welches nicht blos fein und glatt war, sondern auch die Eigenschaft der Dichtigkeit besaß.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Bleiweißanstrich.) Nach Gobley deckt Bleiweiß besser, verändert weniger seine Farbe und trocknet rascher, wenn man dasselbe mit einer Auflösung von Borax zusammenbringt.

Denksprüche.

Du mußt so mit den Feinden leben,
Daß du Gesetz und Recht erfüllst:
Den stärkern magst du, wenn du willst,
Den schwächeren mußt du vergeben.

Von Ueberzeugungen ein fester Grund gelegt
Muß erst sein, der den Bau der ganzen Bildung trägt.
Auf schwebendem Gerüst mag dann der Zweifel schwanken
Beim Höherbau'n, es wird davon der Grund nicht wanken.

Verschiedenes.

„Kerl, wie soll ich Dich jetzt mit Prügeln abstrafen?“ rief ein ergrimmter Schullehrer einem unartigen Schüler zu. — „Nach der italienischen Mode, wenn's gefällig ist, Herr Schulmeister“, versetzte der kleine Schalk: „nämlich die schweren Streiche aufwärts und die leichten abwärts.“

Bei einer Gerichtsverhandlung in Wien stieß ein Zigeunerweib folgenden Fluch in ungarischer Sprache gegen einen Zeugen aus: „Der Wind möge dir nachbrausen, wenn du den Saal verläßt, und soll jedes deiner Gebeine in eine andere Hölle tragen. Du sollst mit Blindheit und Wahnsinn geschlagen sein, du und deine Kindeskinder, damit du sie anders siehst und hörst, als sie sind, weil du heute anders ausgesagt, als du wirklich gehört und gesehen.“

Als Churfürst Friedrich III. von der Pfalz gefragt wurde, warum er keine Festung baue? antwortete er: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 17:
Bierkeller.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 19. Donnerstag, den 13. Februar **1862.**

Alte Freunde.

(Schluß)

Rasch wandte sich Marie an den Kastellan, übergab ihm ihren Fund zur Weiterbesorgung und fragte zugleich ein wenig schüchtern nach dem Namen des Malers. Sie hatte sich nicht getäuscht: Bertram hieß der Künstler, der dort oben auf schwindelndem Sitze beschäftigt war.

Noch verrieth sich das junge Mädchen mit keinem Worte. Aber ihr Entschluß war gefaßt: sie mußte den Maler sehen und sprechen, mußte ihm sagen, daß sie unschuldig gewesen sei an dem mangelnden Abschied von ihm, an der unterbliebenen letzten Sitzung zu dem schönen Porträt, dem er so vielen Fleiß, so große Sorgfalt zugewendet hatte. Hatte ihr doch der Vater niemals geboten, dem Maler die Freundschaft zu kündigen, und konnte er doch sicherlich nicht schelten, wenn sie ihm später erzählen würde, daß es sie so sehr verlangt habe, hier am dritten Orte, unter lauter fremden Menschen, dem zufällig entdeckten alten Freunde ihren Gruß zu bringen.

Erst auf dem Wege nach dem Gasthof, in welchen man sich einquartirt hatte, theilte Marie der Vorsteherin mit, was sie auf dem Herzen hatte, und gern erhielt sie die Erlaubniß, dem Herrn Professor — wie Bertram hier genannt wurde — dem vertrauten Freunde ihres Vaters, einen kurzen Besuch zu machen. Derselbe wohnte noch dazu, wie man auf nähere Erkundigung erfuhr, dem Gasthofe schräg gegenüber in einem Gartenhause, so daß sich das junge Mädchen nur wenige Schritte von der Hauptstation der Gesellschaft entfernen und die Vorsteherin deßhalb um so weniger bedenklich sein durfte. Zugleich hörte man aber auch, daß der Maler regelmäßig erst am späteren Nachmittag aus der Kapelle heimkehre und vor der vierten Stunde schwerlich zu treffen sein werde.

Kaum konnte Marie vor innerer Unruhe die Zeit erwarten, wo sie hinüber gehen sollte, und während die übrige Gesellschaft, auf Sophas und Sesseln zerstreut, sich von den Anstrengungen des Vormittags zu erholen suchte, stand das junge Mädchen aufmerksam am Fenster und musterte die Straße, ob nicht der Maler des Wegs komme und hinüber nach seiner Wohnung eile, wo sie ihn dann alsbald zu begrüßen gedachte. Wie klopfte ihr Herz vor freudiger Erwartung, wenn sie in einem der Vorbeipassirenden den Freund zu erkennen glaubte, und wie niedergeschlagen fühlte sie sich stets von Neuem, wenn sie ihre Hoffnung getäuscht sah und ein fremder, gleichgiltiger Mensch seines Weges zog. Und wenn sie gar vielleicht der Maler hier oben am Fenster entdeckte, wenn er ihr von unten herauf zunicken, vielleicht ins Zimmer hereinstürmen würde? Darüber war sie sich ja freilich klar, daß Bertram hoch erfreut sein werde über dieses unverhoffte Wiedersehen, und deßhalb wünschte sie denn doch, daß die Andern nicht gerade Zeugen sein möchten dieser ersten Begegnung. Der Maler zeigte sich bisweilen doch ein wenig eigenthümlich ihr gegenüber, und die andern Mädchen waren oft so toll und übermüthig und kindisch dazu; die hätten am Ende gar lachen können und sie zum Besten haben. — Aber Bertram kam nicht, und schon längst hatten die Uhren die vierte Stunde verkündigt. Marie wurde immer unruhiger. Vielleicht hatte der Maler einen andern Weg nach seiner Wohnung genommen und befand sich längst da drüben.

Digitized by Google

Vielleicht auch war er schon früher, zu einer ungewöhnlichen Stunde, von seiner Arbeit zurückgekehrt. Es war ja heute Sonntag, wo er sich ohnehin von Rechtswegen hätte ausruhen und gar nicht auf dem gefährlichen Gerüste sitzen sollen. Und wie wenig Zeit war noch übrig. Um fünf Uhr sollte es wieder hinaus ins Freie gehen, um den Tag auszukosten, und um acht Uhr schon pfiff der Dampfwagen zur Heimfahrt.

Marie machte sich endlich auf den Weg. Sie wollte wenigstens Alles versuchen, was in ihren Kräften stand, um Bertram zu sehen. Gelang es ihr nicht, so erfuhr er doch vielleicht, daß sie da gewesen sei und nach ihm gefragt habe.

Als sie hinüber kam in das ihr bezeichnete Haus, empfing sie eine freundliche ältliche Frau an der Thüre und bat sie, einstweilen in die Zimmer des Herrn Professors, der jeden Augenblick zurückkehren müsse, einzutreten. Es waren zwei geräumige, wohnliche Stuben, die Bertram hier inne hatte; das vordere enthielt gewöhnliche Hausmöbeln, das hintere bildete eine Art von Atelier; die Thüre zwischen beiden Räumen war ausgehoben. Und dort im hinteren Zimmer an der großen Staffelei — dort stand ja richtig das Bild Mariens noch in demselben Stadium, in dem wir es zu Anfang gesehen; dort stand es groß und leibhaftig, wie seiner Zeit in dem Hause des Malers, als ihm Marie gesessen hatte. Das junge Mädchen sprang auf das Bild zu und begrüßte es wie einen alten lieben Bekannten, während die Frau, die Marie hieher geleitet hatte, die täuschende Aehnlichkeit des Bildes wie die Kunst des Malers rühmte und der Freude des holden Kindes mit gutmüthigem Lächeln zusah.

„Ach, der Herr Professor wird sich freuen über den Besuch," meinte sie dabei, „das wird ihm sehr wohl thun, liebes Fräulein. Der Herr Professor scheint recht leidend zu sein und daneben immer die viele Arbeit, die gefährliche Arbeit zwischen Himmel und Erde! Das muß ja den Menschen ruiniren und elend machen!"

Inzwischen wurde die Alte abgerufen und Marie blieb allein. Es gab so Vieles, was sie plötzlich nachdenklich machte. Also hatte das Bild den Maler doch hierher begleitet und war noch immer nicht fertig geworden. Oder sollte es der Vater vielleicht nun gar nicht bekommen, waren er und der Maler etwa keine Freunde mehr und hätte sie doch nicht hierher gehen sollen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Vaters? Und leidend und elend sollte Bertram sein, wie die Alte gesagt hatte? — Weßhalb denn? Er war doch sonst nie krank gewesen! Würde sie ihn am Ende ganz verändert finden und gar nicht wiedererkennen?

Dem armen Kinde ward es mit einem Male so ängstlich und beklommen zu Sinnen, daß es am liebsten wieder umgekehrt wäre und den Heimweg angetreten hätte. Aber es währte nur einen Augenblick. Dann faßte sie sich wieder und freudige Erwartung gewann die Oberhand. Sie sah sich flüchtig in beiden Zimmern um, sie hatten ein wohnliches, heimisches Ansehen und erinnerten deutlich an die frühere Einrichtung des Malers. Nur Eines fiel ihr auf. In dem hinteren Zimmer hingen viele durchlöcherte Scheiben an den Wänden. Wahrscheinlich half sich der Maler mit Schießübungen die Zeit vertreiben. Waffen hatte er immer geliebt und geführt.

Jetzt nahten sich Schritte. Das war sicherlich Bertram! Ob er es bereits wußte, daß sie ihn hier erwartete? Aber nein. Sie hatte es ja der Hauswirthin gesagt, daß sie den Freund gern überraschen wolle. Also rasch hinter das große Bild an der Staffelei, das sie vorläufig vor den Blicken Bertrams schützte und verbarg! Trat er dann ein in das zweite Zimmer, so sprang sie aus ihrem Verstecke hinter dem eigenen Bilde hervor und dem Maler entgegen. Der werde Augen machen!

Nun befand sich Bertram in dem ersteren vorderen Zimmer. Er legte Hut und Stock bei Seite, setzte sich aber nicht, sondern ging unstät auf und nieder. Er sah elend und verfallen aus; seine hohe Gestalt war gebeugt, seine Augen verriethen ein rastlos zehrendes Feuer. Wie hatte ihn doch der jähe, plötzliche Zwiespalt mit dem langjährigen Freunde, die harte, unverwuthete Trennung von dem zur andern Natur gewordenen Umgang und mehr noch vielleicht die schmerzliche Trennung von Marien, dem Liebling seines Herzens, in einer kurzen Spanne Zeit so

Digitized by Google

furchtbar gebrochen! Er erwartete, er hoffte nichts mehr von dem Leben. Der Zweikampf mit dem ehemaligen Freunde sollte ihm zum ehrenvollen Tode helfen; er selbst gedachte den Freund, den er auch jetzt nicht haßte, der ihm aber doch für ewig verloren schien, weil er ihm nun und nimmer Versöhnung bieten durfte, zu schonen und unversehrt zu erhalten. Jener hatte sein Kind, für das er leben durfte, das ihm das Leben zum Leben machte; er — hatte nichts, außer die qualvolle Erinnerung an bessere Tage. Deßhalb aber mußte sein und des Freundes Schicksal in seiner Hand ruhen. Täglich übte er sich im Gebrauche der Pistolen und fand darin seine einzige Zerstreuung. Sonst lebte er freudelos und einförmig. Die Arbeit befriedigte ihn nicht; er konnte sich nicht erwärmen an der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, und malte nur mit harter, eiserner Selbstüberwindung, um — wie er dachte — nicht wortbrüchig aus der Welt zu gehen. Diese Thätigkeit aber rieb ihn mit einer so furchtbaren Schnelligkeit auf, daß er oft selbst erschrack über die Abnahme seiner Kraft und bei dem Gedanken erbebte, daß ihn vielleicht viel Furchtbareres ereilen könne, als die Kugel des ehemaligen Freundes. Es war das Gespenst des Wahnsinns, das leise von Zeit zu Zeit an seine Pforte klopfte.

So hielt er auch jetzt, im Zimmer auf- und niederschreitend, gleichsam spielend die von der Wand herabgenommene geladene Pistole in der Hand und freute sich, wenn man es so nennen durfte, an dem prächtig damascirten, blinkenden Laufe, als sein trüber und schwerer Blick plötzlich auf dem Bilde im anderen Zimmer haftete, das so lange die Freude seines Herzens gewesen, jetzt aber die nächste Quelle alles Kummers geworden war.

Marie, die sich bis jetzt mäuschenstill verhalten, hatte sich kaum merklich geregt und versucht, von ihrem Verstecke aus einen Blick auf Bertram zu werfen, der bis jetzt noch immer nicht in das zweite Zimmer gekommen war, und dessen unstätes Auf- und Niederschreiten sie dermaßen beunruhigte, daß sie von Minute zu Minute ängstlicher ward und sich nun kaum noch hervor getraute.

Bertram aber dünkte es in diesem Augenblick, als habe sich das Bild bewegt, als sei es lebendig geworden und wolle ihm entgegenwandeln. Er entsetzte sich, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirne.

„Unseliges Bild, das mich noch äffen will, nachdem es mir Alles, Alles gekostet!“ rief er aus, das kurze Gewehr in seiner Hand knallte, es ertönte ein leiser, klagender Schrei und — hinter der Staffelei stürzte Marie, tödtlich getroffen, zusammen. Bertrams Schuß war dem Mädchen, gleichwie ihrem Bildniß, mitten durchs Herz gegangen.

Etwa eine Stunde später standen Rudolf und Bertram neben einander an der blutenden Leiche Mariens. Jenen hatte in Folge der brieflichen Mittheilung seines Kindes über den bevorstehenden Ausflug nach Friedrichsruhe, wo er ja auch den Maler zu suchen hatte, eine ihm selbst unerklärliche Angst den weiten Weg hierher getrieben. Er fand sein Kind bereits entseelt. Weniger der trostlose Bertram als die Andern erzählten halb errathend dem unglücklichen Vater, wie das Ereigniß gekommen. Rudolf war gefaßter und maßvoller, als sich erwarten ließ bei der Größe des Verlustes, der ihn betroffen, bei dem furchtbaren Geschicke, das sein theures Kind ereilt hatte. Er reichte dem schwer gebeugten Freund die Rechte und sprach mit versöhnender Milde: „Nimm sie nur immer an, Bertram, meine Hand. Ich bitte dich darum. Es ist mir heiliger Ernst mit unserer Versöhnung, heiliger Ernst, so wahr ein Gott über uns lebt und gerecht richtet über die Menschenkinder. Wir wollen Freunde bleiben, Bertram, wir müssen es bleiben in unserm Herzeleid. Mein Kind ist ja todt und — nichts mehr zwischen uns, was uns trennen könnte!“

Ueber die Papyrusstaude und die Fabrikation des Papiers bei den Alten.

(Schluß.)

Die Fabrikation des Papiers wurde übrigens trotz dem großen und allgemeinen Bedürfniß im Alterthum nicht so schwunghaft betrieben, als es bei der jetzigen Industrie wohl geschehen würde. Selbst Wohlhabende und Reiche, welche als Schriftsteller arbeiteten, mußten auf einen gewissen Vorrath halten, und gingen, wie wir z. B. aus einem Briefe Cicero's an seinen Freund Atticus (V, 4.)

Digitized by Google

schließen dürfen, sehr sparsam damit um. Doch trugen zu diesem öfters drückenden Papiermangel auch noch engherzige Rücksichten der reichen Grundbesitzer in Aegypten das Ihrige bei. Denn da es in ihrem Interesse lag, den Preis dieses Artikels in einer gewissen Höhe zu erhalten, so hemmten sie — wie die Holländer den Bau der Gewürznelken auf den Molucken — die Kultur des Papyrus und ließen ihn an vielen Orten nicht wachsen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben andern Gründen dieses Verfahren dazu beigetragen hat, die Papyrusstaude ganz aus Aegypten zu verdrängen. Wie viel der Papierhandel zu gewissen Zeiten eintrug, kann man aus der merkwürdigen Aeußerung des reichen Firmus entnehmen, der ein Kampfgenosse Zenobia's, der berühmten Königin von Palmyra, war. Er sagt nämlich, er habe so viel Einkünfte aus dem Papier, daß er damit ein Heer unterhalten könnte. Aber dieser Artikel trug auch dem römischen Staate durch seine hohe Besteurung namhafte Summen ein, daher es dem großen Ostgothenkönige Theodorich von seinem gelehrten Minister Cassiodor zu großem Ruhme angerechnet wird, daß er die bedeutenden Auflagen, welche auf diesem dem Menschengeschlechte so unentbehrlichen Bedürfnisse lasteten, sehr ermäßigt habe. — Ueber die Zeit der Erfindung des Nilpapiers sind die Nachrichten und Meinungen sehr verschieden. So viel steht jedoch fest, daß der bekannte Entzifferer der Hieroglyphen, Champollion, Papyrusrollen entdeckt hat, welche in das achtzehnte Jahrhundert vor Christus hinaufreichen, also gegen vierthalbtausend Jahre alt sind. Die Verwendung dieses Schreibmaterials bei den Aegyptiern war so allgemein, daß man Tausende*) von Rollen in den Gräbern neben den Mumien gefunden hat, und die Araber haben lange Zeit Papyrusrollen als Brennmaterial verbraucht, bis sie endlich einsahen, daß sie dieselben mit größerem Vortheil an Europäer verhandeln könnten. — Bei den Griechen ist der Gebrauch des Papyrus wohl erst kurz vor der Zeit Alexanders des Großen allgemeiner geworden. Daß die Erfindung des Nilpapiers der Erfindung der Buchdruckerkunst an Wichtigkeit fast gleich zu setzen sei, erhellt schon daraus, daß fast sämmtliche Bücher der berühmten, gegen 700,000 Rollen umfassenden Bibliothek in Alexandria auf solchem Papier geschrieben waren. Von Alexandria aus wurden damals, wie jetzt vom Leipziger Stapelplatze, die Werke der Gelehrten nach allen Theilen der Welt verbreitet, und man verdankt mithin dem Producte dieses Landes, der Wissenschaftsliebe und Ruhmbegier seiner Könige und der Gewerbsthätigkeit seiner Bewohner die Erhaltung eines großen Theils der griechischen Literatur. — Vor dem jetzigen Papier, welches man mit Recht ein wahres Lumpenpapier nennen kann, hat das ägyptische den Vorzug der größten Dauerhaftigkeit, und es widersteht dasselbe, zumal wenn es von aromatischen Stoffen durchdrungen ist und in einem verschlossenen Raume sich befindet, selbst unter der Erde viele Jahrhunderte der Fäulniß und der Verderbniß. — Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß der Gebrauch des ägyptischen Papiers, trotz der Verbreitung des Pergaments, doch noch bis in das neunte, ja für offizielle Urkunden bis in das eilfte Jahrhundert n. Chr. fortgedauert hat. Das Baumwollenpapier kam seit dem achten Jahrhundert durch die Araber in Gebrauch, welche es in der Buchorei kennen lernten und die von ihnen vervollkommnete Kunst seiner Verfertigung nach Spanien brachten. Die ersten Spuren der Fabrikation von Papier aus leinenen Lumpen finden sich aus dem vierzehnten Jahrhundert in den Archiven des Hospitals und der Stadt Kaufbeuren. Die erste Papiermühle in Deutschland war die zu Nürnberg, deren früheste Erwähnung dem Jahre 1390 angehört.

*) Die meisten der nach Europa gekommenen werden in Turin, Leiden, Paris, London und Berlin aufbewahrt.

Räthsel.

Das Erste ist das Letzte,
Wird es jedoch das Letzte,
Entsteht alsbald das Erste.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 20. Samstag, den 15. Februar **1862.**

Klagelied der Mädchen und Frauen.

Wir Frauen und wir Mägdelein,
Wir haben's gar zu schlecht;
Wir müssen stets im Nachtheil sein
Im Leben und im Recht.
Wir müssen uns libriren
Und bald emancipiren;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's der Mann.

Ein Mann kann reisen, wie er will,
Er hat da keine Noth;
Die Frau bleibt stets zu Hause still
Und langweilt sich zu Tod.
Es muß zu allen Zeiten
Ein Mann auch sie begleiten;
Wir sind gar übel d'ran,
Viel besser hat's ein Mann.

Die Männer gehen immerfort
Zu Kaffee, Bier und Wein;
Und ladet nur an einem Ort
Zum Kaffee man uns ein,
So rümpfen sie die Nasen
Und rufen: Kaffeebasen!
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Und gehen wir auf einen Ball,
Wo laut man musicirt,
So muß man warten, bis einmal
Ein Mann uns engagirt;
Und jeder dumme Lümmel,
Der lacht ob unserm Schimmel;
Wir sind ganz übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Und kommt einmal ein Freiersmann,
Der grad uns wohlgefällt,
So müssen warten wir sodann,
Bis er von selbst uns wählt.
So muß man oft auf Erden
Noch alte Jungfer werden!
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Bekommt man einen guten Mann,
Dann schreit die ganze Welt:
Wir hätten gleich die Hosen an,
Und er sei ein Pantoffelheld.
Und rümpfen wir die Lippen,
So nennt man uns Zantippen;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Und wenn in traulichem Verein
Wir jammern nun einmal
Ob unsrer argen Noth und Pein,
Dann schrei'n die Männer all:
Die Weiber müssen ratschen
Und Alles stets beklatschen.
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Wir Frauen und wir Mägdelein,
Wir haben's gar zu schlecht;
Wir müssen stets im Nachtheil sein
Im Leben und im Recht.
Wir müssen uns libriren
Und bald emancipiren;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Ein geheimnißvoller Dieb.

Aus den Erinnerungen eines Hotelwirths.

Vor ungefähr zwanzig Jahren führte ich, so erzählt Herr H . . . ., ein Hotel in einer

großen Stadt Norddeutschlands. Das Hotel war sehr renommirt, denn die Zahl der Reisenden war sehr beträchtlich und eine große Anzahl Stammgäste besuchte mein Haus.

Es war den ersten Juli des Jahres 18.., als gegen Abend ein glänzender Wagen vor meinem Hotel anfuhr. Sobald der Kutscher von seinem Bock gestiegen, bat er einen von meinen Leuten, zu kommen und ihm zu helfen. Der Wagen wurde geöffnet und ein junges Mädchen, — ein hübsches, allerliebstes Kind von fünfzehn Jahren, — sprang zuerst heraus. Dann streckte der Kutscher die Hand hinein und hob mit Unterstützung meines Portiers den kränklichsten Reisenden heraus, den ich je gesehen. Er war groß und gebückt und schien mehr ein lebendiges Skelett, als ein Mensch von Fleisch und Blut. Man konnte die Knochen deutlich durch die Pergamenthaut sehen und ich glaubte beinahe, sein Knochengerüste klappern zu hören, während wir ihm heraushalfen. Ein trockener kurzer Husten schüttelte ihn jeden Augenblick, und ein tiefes Aechzen, das er zuweilen ausstieß, deutete darauf, daß er viel litt.

Ich hatte ihn sogleich in das Gastzimmer geführt, wo er sich auf einem der Sophas, mit Mühe athmend, erschöpft niederließ. Er theilte mir mit, daß er ein Kaufmann aus Hull sei und an der Auszehrung leide. Sein Arzt habe ihm gerathen, den Sommer hier zuzubringen, welchem Rathe er denn auch gefolgt sei. Ich wußte, daß er da war, aber, daß er den ganzen Sommer hier bleiben würde, schien mir zweifelhaft. Er schien dem Kirchhofe näher, als irgend einem anderen Orte. Er sagte mir, daß er mich wenig belästigen werde, denn ein Arzt werde ihn beinahe jeden Tag besuchen und seine Tochter werde ihn pflegen. Er nannte sich Oscar Luton und seine freundliche Tochter Clara. Ich konnte ihm sein Verlangen nicht versagen; überdies erbot er sich, jeden Preis zu bezahlen, den ich verlangen würde, und da ich mehrere Zimmer übrig hatte, so beschloß ich, ihn bei mir zu beherbergen. Ich ließ deßhalb die Zimmer in Ordnung bringen, und sobald dies geschehen war, brachten wir ihn die Treppen hinauf. Er ging sogleich zu Bett, da er sehr erschöpft und müde war.

Am folgenden Morgen kam ein Herr, welcher sich als Doctor Adams, ein Landsmann des Kranken, einführte. Er war ein feiner, gescheidt aussehender Mann, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und besaß das besondere Talent, sich sogleich das volle Vertrauen seiner Umgebung zu erwerben. Ich erfuhr von ihm, daß er mit seiner Schwester wenige Meilen entfernt wohne und dort bleiben werde, so lange sein Patient Luton lebe. Während wir plauderten, kam Clara herein und benachrichtigte den Doctor, daß ihr Vater ihn sobald als möglich zu sprechen wünsche.

Eine halbe Stunde später kam der Doctor kopfschüttelnd herab. „Armer Mensch!“ sagte er, indem er sich neben mich setzte. „Er kann nicht lange leben. Er ist sehr heruntergestimmt und schwach diesen Morgen.“

Es war mir sehr unangenehm, wenn ein Todesfall im Hotel vorkam, aber es ließ sich nun nicht mehr helfen. Eine Woche verfloß, und Luton schien jeden Tag schwächer zu werden. Er konnte nicht mehr außer dem Bett sein, und der Arzt kam jeden Morgen und bisweilen auch am Abend. — Clara war die aufopferndste Pflegerin und ich bemerkte, daß sie zuweilen die ganze Nacht bei ihrem Vater aufgeblieben sein mußte.

Eines Morgens erhielt ich einen Brief aus Kopenhagen von einem Beamten, der fünf Tage mit seiner Frau und Tochter in meinem Hause gewohnt, in welchem der Schreiber mir mittheilte, daß seine Frau Juwelen im Werthe von dreitausend Thalern irgendwo auf der Reise verloren. Sie wußte gewiß, daß sie dieselben noch gehabt, als sie in meinem Hause gewohnt, und ihr einziger Aufenthalt zwischen dort und der Stadt sei bei ihrem Vater gewesen. Der Beamte bat mich, genau nachsuchen zu lassen und zu sehen, ob ich nicht irgend eine Entdeckung in dieser Richtung machen könnte. An demselben Abend kam Clara Luton zu mir und sagte, ihr Vater wünsche mich zu sprechen. Ich ging sogleich zu ihm und fand den Kranken in sitzender Stellung in seinem Bette mit einem Haufen Kissen und Pfühlen hinter sich. Er bat mich, mich zu setzen, und machte dann einige Bemerkungen über den Zustand seiner Gesundheit.

Digitized by Google

Er sagte, er denke, es werde doch wohl noch gut gehen, er wisse zwar, er sei sehr schwach, weit schwächer als da er gekommen, er könne nicht einmal allein stehen, er hoffe jedoch, sich zu erholen. Ich sah Clara den Kopf wegwenden und glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen. Das arme Mädchen wußte nur zu gut, daß für ihren Vater keine Hoffnung mehr war.

„Aber!“ sagte Luton nach Verfluß einer langen Pause, indem er in einem rauhen und röchelnden Tone sprach, und mit schmerzlichem Ausdrucke, „ich schicke aus einem seltsamen Grunde nach Ihnen. Haben Sie viele Fremde im Hause?“

Ich sagte ihm, daß das Haus beinahe voll sei.

„Und sind welche Ihnen ganz unbekannt?“

„Ja, beinahe all,“ antwortete ich, erstaunt über diese Frage.

„Ich will Sie nicht beunruhigen,“ fuhr Luton fort, „denn Sie waren sehr freundlich gegen mich und ich weiß, Sie sind unschuldig. Aber in der letzten Nacht wurden mir zehn- bis zwölfhundert Thaler entwendet. Ich weiß nicht genau, wie viel es war, aber es war über tausend. Ich hatte sie in dieser kleinen Cassette (er deutete dabei auf ein Kästchen von Rosenholz, das auf dem Tische stand). Ungefähr um Mitternacht schickte ich Clara zu Bett und versank bald, in Folge eines eingenommenen Opiats, in Schlummer. Ich schlief bis gegen Tagesanbruch, ebenso meine Tochter; diesen Morgen fand ich mein Kästchen geleert. Meine Thüre war nicht geschlossen gewesen, und während der Nacht muß Jemand hereingekommen sein und mich bestohlen haben. Aber,“ fügte er hinzu, als ich meine Ungehaltenheit und Besorgniß zu erkennen gab, „lassen Sie sich meinen Verlust nicht kümmern, denn ich werde ihn nicht fühlen, noch wird meine gute Meinung von Ihrem Hause dadurch alterirt werden. Ich sage es Ihnen nur, damit Sie auf der Hut sind, denn Andere, welchen es weher thut, möchten von einem ähnlichen Verluste bedroht werden, wenn der Dieb nicht entdeckt wird.“

Da der Kranke durch das Sprechen im höchsten Grade angegriffen war, so fragte ich ihn nicht weiter. Er sagte, das Geld, das er verloren, habe meist in Gold bestanden, nur zweihundert Thaler seien in Kassenscheinen gewesen. Er beschrieb die Letzteren so genau er konnte, und ich nahm Abschied.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tabak.

Selbst einem weniger aufmerksamen Beobachter muß es auffallen, in welch rasch steigender Progression der Genuß des Tabaks in den letzten Jahrzehnten bei uns zugenommen hat. Diese Erscheinung ist von höherer Bedeutung, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Einmal ist der Anbau des Tabaks in vielen Gegenden eine vortheilhafte Erwerbsquelle für den Landmann und daher von Einfluß auf den Preis der übrigen Produkte geworden. Zum Andern bilden der Tabak und die verschiedenen Rauch- und Schnupfapparate (Pfeifen, Cigarrenröhren, Tabaksbeutel, Feuerzeuge, Dosen u. s. w.) sehr bedeutende Handelsartikel. Zum Dritten hat sich unser Volk im Tabak ein weiteres Bedürfniß aufgedrungen, durch welches mancher schöne Kreuzer in den Wind hinausgeblasen wird, und welches um so tiefer in unsere ökonomischen Verhältnisse einschneidet, als es sich gerade in den untersten Volksschichten die ausgedehnteste Herrschaft errungen hat. Endlich hat der Genuß des Tabaks auf unsere sozialen Verhältnisse, Lebensart u. s. w. einen entschiedenen Einfluß. Versuchen wir es, unsern Lesern eine kurze biographische Skizze und eine Charakterschilderung dieses absonderlichen Herrschers zu geben*). Zur Zeit der Entdeckung Amerikas wurde die Gewohnheit des Tabakrauchens, Schnupfens und Kauens bei allen Indianerstämmen, im Norden wie im Süden, angetroffen, doch war die eine oder andere Art des Genusses in einzelnen Ländern vorherrschend, wie z. B. das Rauchen in Mexiko und Westindien, das Schnupfen in Quito, Chile und Peru. Ebenso allgemein war der Gebrauch des Tabaks als Heilmittel; werden doch selbst noch heutzutage in einzelnen Gegenden Südamerikas

*) Viele der folgenden Notizen haben wir einem vortrefflichen Werk über diesen Gegenstand, der „Geschichte des Tabaks von Fr. Tiedemann,“ entnommen.

Digitized by Google

neugeborene Kinder sammt ihren Müttern in den ersten Tagen nach der Geburt mit Tabak förmlich eingeräuchert. Der Tabak wurde von den Ureinwohnern Amerikas zur Zeit der Entdeckung nicht allein in Form von Tabacos, Rollen aufgewickelter Tabaksblätter, wie unsere heutigen Cigarren, sondern ziemlich allgemein auch aus Pfeifen geraucht. Die Pfeifenköpfe bestanden theils aus gebranntem Thon, theils waren sie aus Speckstein, Talk, rothem Pfeifenstein, Serpentin u. s. w. geschnitten und stellten die wunderlichsten Menschen- und Thiergestalten vor; das Rohr war gewöhnlich ein noch mit den Blättern versehenes, schön verziertes Schilfrohr. Daß das Tabakrauchen schon lang vor der Entdeckung Amerikas bei den Einwohnern im Gebrauch gewesen ist, davon zeugen die vielen Pfeifen, welche man bei der Ausgrabung alter Gräber und verschütteter Altäre in Mexiko aufgefunden hat. Eine ganz eigenthümliche Art des Tabakrauchens war die, bei der man sich eines gabelförmigen Rohrs bediente, dessen Gabelenden in die Nasenlöcher gesteckt, während das andere Ende über rauchende Tabaksblätter gehalten wurde. Der Tabak galt den alten Indianern als ein heiliges Kraut, das sie von ihrer höchsten Gottheit, der Sonne, erhalten haben. Auch das Tabakrauchen selbst scheint nach den Nachrichten und Ansichten alter Reisender ursprünglich ein religiöser Gebrauch gewesen zu sein, denn nicht allein wurde von den Häuptlingen, unter dem Jubelgruß des Stammes, der aufgehenden Sonne der erste Rauch aus der Friedenspfeife als Opferrauch entgegengeblasen, sondern auch bei allen anderen religiösen Ceremonien und Feierlichkeiten, so wie beim Abschluß wichtiger Verträge mit Nachbarstämmen u. dergl. war der Tabakrauch eine nie fehlende Weihe; diese Gebräuche finden wir noch heutzutage bei den Indianerstämmen Nordamerikas. In der Mitte des 16. Jahrhunderts kam die seltsame Sitte des Tabakrauchens und Schnupfens durch Seeleute und Soldaten nach Europa, und zwar zunächst nach Spanien, Portugal und Italien; gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde sie durch die Schiffsmannschaft Franz Drakes in England importirt, von wo aus sie alsbald, hauptsächlich durch Studenten, in Holland und Belgien einwanderte und hier eine Verbreitung fand, wie wohl nirgends anderswo. In der Hauptstadt Frankreichs sah man im Anfang des 17. Jahrhunderts zum ersten Mal rauchen, und in Deutschland waren zur Zeit des 30jährigen Kriegs fremde Truppen, namentlich Engländer, die ersten Lehrmeister in der edeln Kunst des Schmauchens. (Anfangs hieß es „Tabaktrinken", wie aus folgenden Stellen eines pfarrherrlichen Berichts an das badische Consistorium [vom Jahr 1692] hervorgeht: Christ. Ledermann ist ein Säufer und Verschwender, daneben dem Tbapaktrinken ergeben. Da er am heiligen Ostertag zum Tisch des Herrn gegangen, hat er den Pfarrer dermaßen angestunken, daß er schier nit bleiben können. Hans Kopp hält unordentlich Haus, sauft Thapak, fängt Händel an und schlägt seine Frau u. s. f.)

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Gurken frisch zu bewahren.) Man legt die Gurken in einen trockenen Keller nebeneinander, so daß sie sich nicht berühren können.

Verschiedenes.

Der diesjährige Fasching gehört zu den längsten des Jahrhunderts und dauert 58 Tage. Bis zum Jahre 1900 wird derselbe nur vier Mal an Länge übertroffen, und zwar in den Jahren 1867, 1878 und 1889 um je einen Tag, im Jahre 1886 um fünf Tage. In allen übrigen Jahren ist der Fasching kürzer als heuer.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19: Eiskalt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 21. Dienstag, den 18. Februar **1862.**

Ein geheimnißvoller Dieb.

Aus den Erinnerungen eines Hotelwirths.

(Fortsetzung)

Ich war in großer Aufregung, wie man sich denken kann. Daß wirklich ein Hoteldieb existirte, war zweifellos; aber wie ihm auf die Spur kommen? Ich hatte hundertfünfzig Personen im Hause und kannte kaum fünfundzwanzig davon. Ich that jedoch mein Bestes. Ich stellte den Buchhalter und die Zimmermädchen als Wache auf und nahm mir vor, selbst ein offenes Auge zu haben.

Gerade vor dem Beginn der Table d'hôte war eine Gesellschaft von Fremden, die in dem Hause wohnten, von einem Ausflug in die Umgegend zurückgekehrt, den sie am Morgen angetreten. Ich war im Gastzimmer, als sie zurückkamen, — und zwei von ihnen, welche ein Zimmer bewohnten, traten zu mir und flüsterten mir in's Ohr, daß sie in der vorhergehenden Nacht beraubt worden seien. Der Eine hatte einhundertundzehn Thaler, der Andere über hundert verloren. Es war ihnen aus den Taschen genommen worden. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Als die Post aus dem Westen kam, brachte sie einen Kaufmann aus Köln mit seiner Frau und zwei Dienern, welche auf dem Wege nach Lübeck waren.

Ich gab ihnen die einzige Reihe von Zimmern, die ich noch übrig hatte, und überließ es dem Buchhalter, ihre Befehle entgegen zu nehmen. Am nächsten Morgen kam der Kaufmann in der größten Aufregung zu mir und sagte, daß ihm in der Nacht vierzehntausend Thaler geraubt worden seien.

Ich erschrack im höchsten Grade, denn auf solche Weise mußte ich bald ruinirt sein. Ich bat den Mann, bis nach dem Diner zu warten: ich wollte sehen, was ich thun könne. Er tadelte mich nicht, auch schien er nicht dafür, sogleich die äußersten Maßregeln zu ergreifen, obgleich er nichts versäumen wollte, was möglicher Weise zur Entdeckung des Diebes führen konnte. Als alle Gäste an der Table d'hôte ihren Sitz eingenommen hatten, ließ ich meine Blicke über die Gesellschaft hingleiten und fand, daß alle Personen zugegen waren, welche am Abend zuvor bei mir abgestiegen waren. Ich konnte keinen schuldigen Blick entdecken, noch irgend eine Verbrecherphysiognomie unter den Anwesenden finden. Endlich bat ich die Gesellschaft, mir für einige Augenblicke ihre Aufmerksamkeit zu gönnen, und als allgemeine Stille eingetreten war, erzählte ich ihnen Alles, was geschehen. Ich sprach von dem Briefe, den ich aus Kopenhagen erhalten; von dem Verluste, welchen Mr. Linton erlitten, von der Beraubung der beiden jungen Männer und endlich von dem großen Verluste des Kölner Kaufmanns.

Ich sah keinen verdächtigen Blick. Ich sagte ihnen, daß ich Niemanden im Verdacht habe, ich hoffe jedoch, daß sie alle es sich unter den bewandten Umständen gefallen lassen würden, daß man ihr Gepäck durchsuche.

Bei diesen Worten sprang ein junger Mann auf und sagte: „Ja, ich verlange sogar, daß mein Gepäck untersucht werde, und ich bin überzeugt, Alle werden deßgleichen thun.“ Und dann forderte er Alle auf, sich zu erheben, wenn sie seiner Ansicht seien. In einem Momente war Alles auf den Beinen.

Nach dem Frühstück wurde ein Comité gewählt, und ich begab mich mit den Ausgewählten an die Durchsuchung des Hauses.

Digitized by Google

Wir untersuchten zuerst die Personen selbst und dann ihre Koffer und Reisesäcke. Aber nichts von dem gestohlenen Gut wurde gefunden. Meine eigenen Leute wurden an die Thüre gestellt, damit Niemand das Haus verlassen könne; auf diese Weise wußten wir, daß das Haus gründlich durchsucht war.

Ich konnte vor der Hand nichts weiter thun.

Der Kölner Kaufmann, der Lafont hieß, beschloß, nach Lübeck weiter zu reisen, nahm mir jedoch das Versprechen ab, daß ich Alles thun wolle, um sein Geld wieder herbeizuschaffen.

Zwei Tage später kehrte ein Gutsbesitzer aus Mecklenburg bei mir ein, und gleich in der ersten Nacht wurde sein Koffer um tausend Thaler beraubt, während ein anderer Mann in derselben Nacht beinahe vierhundert Thaler verlor.

Am nächsten Tage, als dies bekannt wurde, verließen mich siebenundvierzig meiner besten Gäste; sie wollten nicht länger da bleiben, wo sie vermuthlich Alles verlören und wo sie beständig überdies in Gefahr waren, in den Verdacht eines Verbrechens zu gerathen. Ich begann deßhalb ganz desperat zu werden. Es wohnte ein Dieb bei mir, — ein erfahrener und geheimnißvoller Dieb, — und ich beschloß, ihn auszufinden, wenn es menschlichmöglich sei; wenn ich das nicht that, lief ich Gefahr, daß ich all' meine Gäste verlieren würde und mein blühendes Geschäft zu Grunde ging.

Am selben Nachmittage brachte die Diligence eine reiche Familie, die auf dem Wege nach Berlin war. Ich gab ihnen dieselben Zimmer, die Mr. Lafont bewohnt hatte, und beschloß dann, sie die Nacht hindurch zu bewachen. Ich sagte zu Niemanden vom ganzen Hause etwas von meinem Vorhaben; als die Gäste aber alle auf ihr Zimmer gegangen waren, stellte ich mich auf meinen Posten, wo mich Niemand sehen konnte, wo ich jedoch die Thüre der fraglichen Wohnung zu beobachten im Stande war.

Es brannte kein Licht in dem oberen Gange, nur das Licht der Sterne, das durch die beiden großen Fenster drang, konnte mir entdecken, wer sich in den Bereich des Zimmers wagte.

Es war ganz nahe an Mitternacht, als ich meinen Posten einnahm. Die Uhr schlug eins — dann zwei — und noch hatte ich nichts gehört. Vielleicht war der Dieb abgereist oder fürchtete, sich wieder so bald an seine Arbeit zu machen. Noch eine halbe Stunde verging und ich wurde meiner Wache müde, als ich eine Bewegung hörte, wie wenn eine Thüre sich öffnete, und wenige Secunden später sah ich eine dunkle Gestalt durch den Gang schleichen. Es war eine schlanke, kleine Person in weiblichem Anzug. Ich strengte meine Augen an und zuletzt gelang es mir, zu sehen, daß es Clara war. Ich dachte mir, sie werde etwas für ihren Vater holen. Doch nein; sie ging gerade auf die Thüre der Reisenden zu, legte ihr Ohr an das Schlüsselloch und kehrte nach Verfluß von einer Minute zurück, wie sie gekommen war. Ich begann neugierig zu werden. Was konnte das junge Mädchen zu solcher Stunde wollen? Aber ich hatte nicht lange Zeit nachzudenken. Bald hörte ich wieder eine Thüre sich öffnen, und wenige Secunden später zeigte sich ein anderer Gegenstand. Er war groß und dunkel und bewegte sich mit katzenartigem geräuschlosem Schritte; aus einem schwachen Lichtstrahl, der vor ihm herging, konnte ich schließen, daß die Gestalt eine Laterne trug. Wer konnte es sein? Sicherlich nicht Doctor Adams, denn er war vor Mittag weggegangen. Aber ich hatte genug zu thun, die Bewegungen der Person zu beobachten.

Er — ich wußte, daß es ein Mann war — beugte sich zum Schlüsselloch herab und hatte es bald geöffnet. Er trat in das Zimmer — das Zimmer, wo meine neuen Gäste schliefen — ohne bis jetzt einen Laut von sich gegeben zu haben, den ich hätte hören können. Ich beschloß zu warten, bis er herauskäme, um ihm dann entgegen zu treten. Die Minuten verflossen — wenigstens zwanzig — und zuletzt erschien der Mann wieder, er schloß sorgfältig die Thüre hinter sich und ging über den Korridor. Als er an mir vorüber war, stürzte ich auf ihn zu und packte ihn am Kragen. Er stieß einen Fluch aus und mit einer Macht, auf die ich nicht gefaßt war, stieß er mich von sich und eilte nach seinem Zimmer. Aber ich war jetzt

Digitized by Google

in der Wuth und mit einem Sprung hatte ich ihn wieder gepackt und diesmal zu Boden geworfen.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre seines Zimmers geöffnet, und als das Licht der Lampe auf sein Gesicht fiel, erkannte ich die leichenhaften Züge Oskar Luton's. Es war mein Kranker, — mein sterbender Mann. Anfangs wollte ich meinen Sinnen nicht trauen. Woher kam die Stärke, die er entwickelte? Aber ich ließ mir wenig Zeit zum Nachdenken und hätte mich wahrscheinlich in große Noth gebracht, wenn nicht das Geräusch unserer Balgerei einige von den Fremden an die Thüre gelockt hätte. Clara war's, die die Thüre geöffnet und das Licht herausgebracht, aber sie fuhr zurück, sobald sie mich sah.

(Schluß folgt.)

Christian Grünewald.

„Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen."

Bereits haben die pfälzischen Blätter dem Lehrerstande unsers Kreises die Trauerkunde von dem Ableben des geliebten und allverehrten Seminarpräfecten Herrn Christian Grünewald gebracht. Es sei uns gestatter, über seine Beerdigungsfeier, die gestern Morgen um 10 Uhr stattfand, Einiges mitzutheilen.

Schon die ersten Bahnzüge brachten in aller Frühe aus den äußersten Theilen der Pfalz Freunde und Verehrer des Verblichenen, um ihm das letzte Geleit zu geben. (Der Entschlafene war auf seinem Zimmer in schwarzem Anzuge bis kurz vor 10 Uhr ausgestellt.) Dem Sarge folgten zunächst die übrigen Lehrer des Seminars, unter denen man auch den Assessor der kgl. Regierung, Herrn Dr. Jordan bemerkte, dann folgten die Anverwandten, hierauf die Kinder der Musterschule, sodann die Seminaristen, denen sich alsdann wohl über 100 aus der Nähe und Ferne gekommenen Lehrer, alle ehemalige Schüler des Heimgegangenen, sowie zahlreiche Theilnehmer aus allen Ständen der Stadt anschlossen. Selten wird sich wohl ein ernsterer Trauerzug durch die Straßen der Kaiserstadt nach dem Friedhofe bewegt haben, als an diesem Tage. Zu der Grabrede, v. Hrn. Pfr. Aign gehalten, hat sich der Verewigte folgendes Thema gewählt: Ich habe nicht für mich gearbeitet, sondern für die, die gerne lernen. Ich habe Viele unterwiesen und lasse Hände gestärkt, und nun gehe ich heim zum Vater. In trefflicher Weise wurden diese einfachen Worte vom Redner auch weiter ausgeführt und dabei besonders hervorgehoben, wie dem Entschlafenen stets das Leben und Wirken des verstorbenen Directors Balbier vorschwebte, wie er bei allen äußern und innern Umgestaltungen der Anstalt während seinem 40-jährigen Wirken stets unerschütterlich und fest sein erhabenes Ziel verfolgte, bei äußern und innern Stürmen mit Ruhe und Gleichmuth arbeitete, wie er trotz dem, daß Alle, die an Erziehung und Ausbildung des Menschen thätig sind, von der Außenwelt nicht gehörig gewürdigt werden, unverdrossen und still sein gesegnetes Wirken fortsetzte, bis er an völliger Entkräftung starb. Während der Rede herrschte lautlose, feierlich-ernste Stille, kein Lüftchen regte sich, liebliches Blau drang an vielen Stellen des Himmels durch die dünne Wolkenschichte und es schien, als ob des Verklärten Geist selbst lauschend unter der Menge weilte.

Aus der Gedächtnißfeier, von Hrn. Seminarinspector Petersen des Nachmittags von halb 2 bis 3 im Seminar bei äußerst zahlreichem Besuch abgehalten, entnehmen wir Folgendes: Hr. Christ. Grünewald wurde am 1. Nov. 1801 auf dem Gerbacher Hofe bei Marienthal geboren, faßte schon in seinem 11. Jahre den Entschluß, Lehrer zu werden, war in seinem 16. Jahre Hauslehrer, im 17. Schulgehülfe, bestand im Jahre 1818 mit Erfolg eine Prüfung zu Speyer, trat 1819 in das neu errichtete Schullehrerseminar zu Lautern (mit 5 fl. im Vermögen!), wurde 1820 mit der Note I. entlassen und sogleich als Lehrer an die Mädchenschule zu Otterberg ernannt, trat aber 1823 als Seminarlehrer von dieser Stelle wieder zurück in die Anstalt. Von 1828—33 gab er Unterricht an der Töchterschule, sowie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Fächern an der Kreisgewerbschule zu K.-L. Zur Erleichterung seines Unterrichts schrieb er mehrere Leitfäden und Bücher.

Digitized by Google

Als 1839 das Seminar in ein kath. und prot. getrennt wurde, erhielt er die Präfectur der Anstalt. Während seines 40-jährigen Wirkens wurden unter ihm gebildet 1606 Lehrer, darunter 1231 prot., 315 kath. und 60 israelit. (außerdem noch 30 Nichtpfälzer). Bei der Feier seines 25-jähr. Amtsjubiläums 1849 überreichten ihm seine zahlreichen Verehrer einen prachtvollen Pokal und eine herrliche Uhr. Noch im Jahr 1853 reiste er auf einige Zeit nach München, um von Liebig Vorlesungen über Chemie zu hören und zu studiren. Er war zwei Mal verehelicht. Aus jeder Ehe ging ihm ein Kind in ein besseres Leben voran, aus zweiter Ehe überlebte ihn seine tiefgebeugte Gattin, Amalie geb. Pizis.

Dem Verstorbenen widmeten die Zöglinge der Anstalt 5 Trauergesänge, von denen die meisten der Sammlung von J. H. Lützel entnommen waren.

Grünewald gehört unstreitig zu den Sternen erster Größe am pädagogischen Himmel. Sein Eintritt in das Seminar ist gleichsam als eine göttliche Fügung, wie Hr. Inspector Petersen sich ausdrückte, anzusehen. Denn durch ihn erlitt das pfälz. Schulwesen einen bedeutsamen Wendepunkt. Tief beseelt für alles Wahre und Gute, durchdrungen vom Geist der Liebe des Lehrers und Meisters aller Meister, war ihm in seinem thatenreichen Leben das Lehren und Lernen zum Bedürfniß geworden. Wie er darum die Hauptstütze der Anstalt war, so ist er auch zum mächtigsten Hebel der ganzen pfälzischen Volksbildung geworden. Bei seiner ehr- und liebenswürdigen Persönlichkeit gingen Erziehen und Unterrichten Hand in Hand; Verstand und Herz zu bilden, Charakter, Sittlichkeit und Religiosität unter den Zöglingen zu heben und zu fördern, war sein alleiniges Streben. Mit welcher Klarheit, Gründlichkeit und Unermüdlichkeit, mit welcher Selbstentsagung und Aufopferung, mit welcher Geduld und Ergebung in seine oft getrübten Familienverhältnisse, wie in seine nicht immer beneidenswerthe Stellung er seinem wichtigen Berufe oblag, vermögen nur die zu beurtheilen, die das Glück hatten, Schüler von ihm zu sein. Durch sein langes Wirken an der Anstalt ist er gleichsam die lebendige und persönliche Ueberlieferung derselben geworden. Und welche Erfahrungen mag er während der vier Decennien daselbst gemacht haben? Mit seiner immensen Thätigkeit auf dem Gebiete der gesammten Pädagogik, wie in verschiedenen andern Zweigen des Wissens, mit seinem höchst anspruchlosen und leutseligen Wesen verschwisterte er einen edlen, fleckenlosen Charakter und steht auch in dieser Hinsicht als erhebendes Vorbild allen pfälz. Lehrern da. Erwägt man seine Einwirkung auf die Schaar seiner mittelbaren Schüler, wer vermöchte dann einen Abschluß seines Wirkens zu geben? Sicher wird er darum bei seinen zahlreichen Freunden und Verehrern zeitlebens in gesegnetem Andenken bleiben.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die am Beerdigungstage anwesenden Lehrer sich in der Fruchthalle versammelten und daselbst ihre Kaiserslauterer Collegen beauftragten, Einleitungen zu treffen, um dem geliebten Lehrer ein Denkmal zu setzen und daß eine Biographie desselben veröffentlicht werde. —

Lambrecht, den 15. Febr. 1862. Häge.

Verschiedenes.

Im Wirthshause eines Ortes bei Pilsen erschien kürzlich der Tod auf dem Tanzboden. In der Gaststube war Tanzmusik; da trat um Mitternacht unter die Tanzenden eine Gestalt in einem Männermantel und mit einem Weibertuche auf dem Kopfe. Die Gestalt begann sofort zu tanzen und tanzte unaufhörlich. Endlich blieb sie stehen und warf den Mantel ab. Es erhebt sich ein Geschrei: „Der Tod, der Tod!“ Die Musikanten öffnen das Fenster und springen hinaus, die Gäste drängen sich zur Thüre; nur ein altes Weib bleibt zurück und beginnt den Tod zu beschwören. Die Gestalt steht unbeweglich. Das Weib reißt beherzt der vor ihr stehenden, nackten Gestalt das Tuch vom Kopfe und jetzt erst erkennt man in ihr — die irrsinnige Tochter eines Ortsinsassen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 22. Donnerstag, den 20. Februar **1862.**

Ein geheimnißvoller Dieb.

Aus den Erinnerungen eines Hotelwirths.

(Schluß.)

Mit Unterstützung der Herbeigekommenen hatte ich meinen Gefangenen bald gefesselt, dann trat ich zurück und sah ihn an. Er war so mager, so blaß und leichenhaft als je; nur war jetzt ein Feuer in seinen Augen, das ich bisher noch nicht gesehen. Er war dasselbe Skelett, jedoch mit neuem Leben. Ich richtete verschiedene Fragen an ihn, aber er antwortete nicht. Wir durchsuchten seine Person und fanden die kleine Laterne, ein halbes Dutzend Instrumente zum Schlösseröffnen und einige hundert Thaler, die er eben entwendet hatte. Als wir ihn durchsucht, ließen wir ihm Hände und Füße frei, und nachdem wir ihn in ein kleines, unbesetztes Schlafzimmer gebracht, rief ich einen starken Hausknecht, der ihn bis zum Morgen bewachen sollte.

Dann gingen wir nach seinem Zimmer, wo wir das junge Mädchen fanden, das weinend auf dem Bette saß. — Sie war so schön, so sanft und schien so unglücklich, daß meine Sympathien im höchsten Grade erwachten. Ich versprach ihr, wenn sie mir die Wahrheit sagen wolle, solle ihr gar nichts geschehen.

„Er wird mich umbringen," rief sie in ihrer Angst.

„Wer wird Sie umbringen?" fragte ich sie.

„Sie beide."

„Sie meinen Luton und Adams?"

„Ja."

Ich führte sie zuletzt in mein eigenes Zimmer, wo meine Frau war, und es gelang mir, ihre Furcht zu beschwichtigen, und nachdem ich ihr versprochen hatte, daß sie nur als Zeugin verhaftet werden sollte, erzählte sie mir ihre ganze Geschichte.

Sie sagte, ihre Mutter sei gestorben, als sie sehr jung war, — von ihrem Vater wußte sie nichts. Als sie zehn Jahre alt war, nahm sie eine sehr böse Frau zu sich, welche sich für ihre Tante ausgab. Dort wurde sie mit Luton bekannt, der verschiedene Namen mit der Zeit annahm. Endlich bezahlte dieser Luton der vorgeblichen Tante einiges Geld und das arme Mädchen wurde ihm übergeben. Sobald sie im Stande war, mußte sie ihrem Herrn bei seinen Verbrechen beistehen, da er sie im Fall des Widerstrebens mit dem Tode bedrohte.

Sie sagte, er sei immer so hager und blaß gewesen, seit sie ihn kenne, aber die eigentliche Leichenfarbe seines Gesichtes habe er durch ein besonderes Präparat hervorgebracht, das er, wenn es nöthig, angewandt. Keine Nahrung, mochte sie noch so kräftig sein, war im Stande, Fleisch an seine Knochen zu bringen, obgleich sein Gesundheitszustand im Allgemeinen gut war; der vorgebliche Doktor sei ein Mitschuldiger und sie hätten bereits in mehreren Berliner Hotels genau so gewirthschaftet, wie in dem meinen.

Als ich sie fragte, wie sie die Sache gemacht, erzählte sie mir, daß sie die ankommenden Fremden zu beobachten und zu berichten gehabt, ob sie Geld zu besitzen schienen. Dann habe sie gesehen, welches Zimmer sie bekamen, und die Thüren untersuchen müssen und so fort. Dies konnte sie leicht thun, da ihr Hin- und Hergehen im Hause keinen Verdacht erweckte. Während des Tages verschaffte sie sich die Schlüssel der Zimmer, in welchen reiche Gäste wohnten. Bei Nacht,

Digitized by Google

wenn es ihr Herr für geeiguet hielt, an die Arbeit zu gehen, mußte sie sich in den Gängen versichern, daß Alles ruhig war, und wenn sie Jemand begegnete, brauchte sie blos die Treppe hinabzugehen, als wenn sie in der Küche etwas suchte, wodurch sie den Verdacht vermied. Dann machte sich Luton ans Werk.

Anderen Morgens ließ ich einen Polizeibeamten rufen, und als Doctor Adams erschien, wurde er verhaftet. Anfangs war er sehr überrascht, dann wurde er zornig und fluchte, und zuletzt wurde er ruhig und stumpf. Ich hatte von Clara erfahren, daß Adams das Geld wegtrug, das Luton gestohlen. Der Doctor wollte uns nicht sagen, wo er wohne, aber der Ort war rasch aufgespürt und wir fanden dort all das Geld, das meinen Gästen gestohlen war. Es lag in einem kleinen Listchen aufbewahrt, das in einer großen Kiste eingeschlossen war. So war ich im Stande, meinen Gästen jeden Thaler, den sie verloren, zu erstatten, und sobald die Sache bekannt wurde, kamen auch wieder Fremde.

Luton und Adams wurden als alte Schurken erfunden, und ihr Urtheilsspruch lautete auf so langes Gefängniß, daß sie es wohl nicht mehr verließen.

Clara lebte lange Zeit in meinem Hause, wurde dann die Gattin meines Buchhalters und ist jetzt die geachtete Wirthin eines renommirten Hotels.

Der Tabak.

(Schluß.)

Das Tabakschnupfen kam erst am Ende des 17. Jahrhunderts von Frankreich her nach Deutschland, fand aber bald sehr starke Liebhaber; als solche waren namentlich der Prinz Eugen von Savoyen und Friedrich der Große bekannt. Auch in den übrigen Ländern Europas wurde die Sitte des Tabakrauchens, meistens von der See her, im Anfange des 17. Jahrhunderts bekannt. Ueberall verbreitete sich der Genuß des Tabaks unter hohen und niedern Ständen mit außerordentlicher Schnelligkeit, trotzdem, daß in manchen Ländern, namentlich in England, Deutschland, Ungarn und in der Türkei, mit den härtesten Mitteln dagegen gekämpft wurde. Namentlich war es die Geistlichkeit, welche gegen dieses „satanische“ Vergnügen eiferte; auch von Seiten der Regierungen geschah alles Mögliche, um die neue Sucht zu dämmen, theils durch übermäßige Tabaksteuer, theils durch förmliches Verbot: in Ungarn mußte ein Bauer, der beim Rauchen betroffen wurde, 6 fl. und ein Edelmann 50 fl. Strafe bezahlen; in Konstantinopel war nach der großen Feuersbrunst von 1633 unter Murad IV. und seinem Nachfolger Ibrahim Todesstrafe auf die feuergefährliche Sitte des Tabakrauchens gesetzt, und viele Hunderte büßten mit dem Leben dafür. (In Wahrheit mochte allerdings diese harte Strafe darin ihren Grund haben, daß sich damals die mit der Regierung Unzufriedenen gewöhnlich bei Kaffee und Tabak in den Kaffeehäusern zusammen fanden.) Auf der andern Seite wurde von den Aerzten viel zur Verbreitung des Tabaks beigetragen, indem viele derselben ihn als der Gesundheit in hohem Grade zuträglich Männern und Frauen anempfahlen. Uebrigens waren die Meinungen der Männer vom Fach über die Wohlthätigkeit oder Schädlichkeit des Tabaksgenusses sehr verschieden, und es wurden deßhalb schon im vorigen Jahrhundert chemische Untersuchungen des Tabaks angestellt, die aber wegen der damaligen Unzulänglichkeit der Mittel zu keinem erklecklichen Resultat führten. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß in der Tabakspflanze, und namentlich in den Blättern, ein farbloses, ohne Zersetzung destillirbares, öhartiges Alkaloid, das Nikotin, enthalten ist, das zu den stärksten Giften gehört. Frische Blätter sind am reichsten daran, doch findet es sich auch noch in ansehnlicher Menge im getrockneten Tabak, im Rauch und besonders im Tabaksaft der Pfeifen. Vielfache Versuche, die mit Thieren verschiedener Größe angestellt wurden, haben gelehrt, daß schon einige Tropfen dieses Oels, auf die Zunge oder in die offene Wunde eines größeren Thiers, z. B. eines Hundes, gebracht, hinreichen, um den Tod desselben nach sich zu ziehen. Die Symptome, welche sich bei diesen Versuchen vor dem eintretenden Tod zeigten, waren: Zittern am ganzen Leib, starkes Herzklopfen,

Digitized by Google

Erbrechen und unwillkürliche Darmentleerungen, Erweiterung der Pupillen, starker Speichelfluß, heftige Convulsionen u. s. w. In der Regel erfolgt der Tod sehr rasch; bei geringeren Dosen blieb es oft auch nur bei einzelnen der oben genannten Wirkungen, ohne daß der Tod erfolgte. Vergiftungsfälle durch Tabak, absichtliche (Bocarmé) und unabsichtliche, sind schon häufig vorgekommen. Namentlich kennen wir eine Reihe von leichten Vergiftungsfällen, die durch Tabakkauen, durch Verschlucken von Tabaksaft aus den Pfeifen als Heilmittel, durch Klystiren mit Tabakabsud und durch Waschungen mit Tabakextrakt bei Hautkrankheiten vorgekommen sind. Die in solchen Fällen beobachteten Erscheinungen sind in aufsteigender Linie: Kopfweh, Schwindel, kalter Schweiß, Uebelkeit und Erbrechen, Zittern der Glieder, große Mattigkeit, Convulsionen und Ohnmachten. Nach diesem Allem muß die berauschende, nervenerregende Wirkung des Tabaks, auf welcher der oft leidenschaftliche Genuß desselben beruht, als das erste, leichteste Symptom einer Tabakvergiftung betrachtet werden. In dieser Beziehung können wir uns nicht enthalten, zum Schlusse unser lebhaftes Bedauern über die immer mehr einreißende Gewohnheit auszusprechen, das Tabakrauchen schon im 14. bis 16. Jahr, in welchen der Körper in seiner wichtigsten Entwicklungsperiode ist, zu beginnen.

Gemeinnütziges.

(Zinnsalz zur Entfernung von Rost- und Tintenflecken.) Vogel macht darauf aufmerksam, daß eine wässerige Zinnsalzlösung nicht so wirksam ist, als Kleesäure; daß aber die Wirkung einer alkoholischen Zinnsalzlösung jeden Rost- und Tintenfleck in ein paar Minuten entfernt; man stellt sich die Lösung dar, indem man Alkohol unter schwacher Erwärmung mit Zinnsalz sättigt.

Denksprüche.

Könige verzeih'n oft Großes, um zu zeigen ihr Vermögen,
Und dann ahnden sie Geringes, nicht als ob sie's falsch erwögen,
Sondern daß wir ihre Macht erkennen und sie fürchten mögen.

Bald glauben und zu bald sich auf ein Ding entschließen,
Nicht wissen zwischen Freund und Schmeichler rechte Wahl,
Der jungen Leute Rath und neuer Diener Zahl,
Dies ist, was manches Reich zu Boden hat gerissen.

Verschiedenes.

(Eine rasche Heirath.) Hauptmann Uhde erzählt in seinem neuen Werke „Die Länder am untern Rio Bravo del Norte" von einem Abenteuer, das er auf einem Dampfschiffe zwischen Neuorleans und Matamoros erlebte. Unter den Passagieren befand sich ein junger Landwirth aus dem Hannoverischen, der sich mit Frau und Schwägerin in Texas niederlassen wollte. Die Schwägerin, ein frisches Mädchen mit rothen Wangen, war so in das Lesen eines Romans vertieft, daß sie von Niemand Notiz nahm. Am Bord befand sich auch ein Pflanzer aus Texas, ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Nachdem er die Romanleserin einige Se unden beobachtet hatte, trat er an Uhde heran und bat diesen, daß er ihn mit dem Schwager bekannt machen möge. „Oder," setzte er hinzu, „fragen Sie lieber die Dame dort gleich selbst, ob sie mich heirathen will." Uhde's Erstaunen über diese Aufforderung legte er als Mißtrauen aus und fuhr sogleich fort: „Ich bin Pflanzer, habe vor sechs Monaten die Frau verloren, besitze zwölf Neger, von denen jeder mindestens zwölfhundert Dollars werth ist, mache so und so viel Ballen Baumwolle und wohne in der Nähe von Austin." Zur Bestätigung seiner Worte holte er zwei Zeugen herbei, die denn auch erklärten, daß er die Wahrheit gesagt habe und ein ehrenwerther Mann sei. Die Sache wurde dem Landwirth mitgetheilt und auch die junge Dame in Kenntniß gesetzt. Sie spielte eine Zeit lang die Spröde, gab aber dann ihre Einwilligung. Auch die Bedingung des Pflanzers, daß die

Digitized by Google

Ehe bei der Ankunft in Galveston sofort abgeschlossen werde, fand Annahme. Wenige Stunden später waren die beiden Leute Mann und Frau und machten sich ohne Verzug zu der Pflanzung des ersteren auf den Weg.

In Highwick in der Grafschaft Devonshire ist in diesen Tagen ein 66jähriger Mann mit einer 62jährigen Frau getraut worden; beide waren früher schon drei Mal verheirathet; der Brautführer war 102, die Brautführerin 63 Jahre alt; auch sie waren früher schon zwei Mal verehelicht gewesen. Alle vier zusammen sind 313 Jahre alt und leben im selben Hause. Der Brautführer hatte im 91. Lebensjahre zum zweiten Male geheirathet.

„Beim Allah!“ rief ein Mohammedaner in Algier, als er zum ersten Male einer Dame begegnete, welche eine Crinoline trug, „die europäischen Frauen tragen den Regenschirm unter ihren Kleidern.“

(Castelli's Dosensammlung.) Der verstorbene Dichter Castelli, dessen Humor so manche finstere Stirne entrunzelte, zählte zu seinen Eigenthümlichkeiten auch die, ein starker Tabakschnupfer zu sein. Um indeß die Monotonie zu vermeiden, immer eine und dieselbe Dose bei sich zu führen, hatte er allmälig eine Sammlung von Dosen-Variationen angelegt, die vielleicht zu den umfangreichsten gehören dürfte, welche die große Gesellschaft der Tabakschnupfer besitzt. Sie zählt nämlich über anderthalbtausend Stücke, die sämmtlich genau geordnet, classificirt und in zahlreichen Schränken wie Münzen oder Miniaturen aufbewahrt sind.

Eine Pariser Correspondenz bringt folgende interessante Mittheilung: Man spricht in Hof- und Damenkreisen viel von einer für die Kaiserin bestimmten „electrischen Parüre,“ welche sie bei einem der nächsten Hoffeste tragen wird. Dieses Diadem besteht aus Glaskugeln, welche mittelst eines um den Kopf gehenden Conductors durch electrisches Licht erleuchtet sind. Die Vermischung dieser Glaskugeln mit Brillanten, Rubinen und Smaragden großer Dimensionen soll, wie versichert wird, ein so mächtiges Licht reflectiren, daß es genügen würde, einen Salon zu erleuchten und natürlich das Haupt der Schmucktragenden mit einem wahren Lichtschein zu umgeben.

Englische und französische medicinische Journale besprechen ausführlich den Tod eines neunzehnjährigen Mädchens, welches seit 16 Monaten in einer Blumenfabrik Londons mit der Anfertigung von grünen Blättern beschäftigt, an Vergiftung starb, wie die Obduction ergab, da man zum Grünfärben der Blätter gewöhnlich arsenikfaures Kupfer verwendet.

Räthsel.

Da fährt ein Leichenwagen,
Von Trauer nicht begleitet,
Ein lust'ger Fuhrmann ist es,
Der ihn gemächlich leitet.

Drauf liegt manch' junges Leben,
Ach! manche zarte Blüthe,
Verschmachtet, Stoff zur Wehmuth
Empfindsamem Gemüthe.

Des Todes scharfe Sense
Hat früh sie abgeschnitten,
Doch Niemand glaubt an Schmerzen,
Die sie dabei gelitten.

Wie viele rohen Mühlen
Schon warten auf die Leichen!
Mühlsteine, nicht von Sandstein,
Ob sie dem Marmor gleichen.

Sie werden nicht vom Wasser,
Vom Winde nicht getrieben,
Doch haben sie die Todten
In kurzer Zeit gerieben.

Und sieh! der Tod verwandelt
Sich bald in neues Leben,
Das ihren starken Müllern
Die zarten Todten geben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 23. Samstag, den 22. Februar **1862.**

Der Tintenklecks.

Auf Wartburgs Höh'n — wer kennt sie nicht,
Die Burg, von Ruhmes Glanz umflossen,
Von der aus einst des Geistes Licht
In mächt'gen Strömen sich ergossen?
Die Zelle, wo einst Luther weilte,
Als er der Pfaffen Wuth enteilte?

In dieser Zelle, an der Wand,
Ist noch ein Tintenkleks zu sehen,
So frisch, als sei's von einer Hand
Vor wenig Tagen erst geschehen.
Der Kleks besteht laut Tradition
Dreihundertvierzig Jahre schon.

Woher der Kleks? Wer hat's gethan?
So derb, so kräftig ihn gemacht,
Daß ihn kein Pinsel tilgen kann,
Kein Meisel ihn je weggebracht?
Der Luther war's, der hier gehaust,
Der that's mit seiner derben Faust.

Gar emsig schrieb am heil'gen Buch
Der Doctor einst in seiner Zelle;
Da hemmte seines Kieles Flug
Die Deutung einer dunkeln Stelle;
Nicht wollt's gelingen, zu ergründen,
Der Worte rechten Sinn zu finden.

Und sieh! herein, bedächtig schreitet
Herr Satanas mit Schwanz und Klauen,
In Rok und Handschuh fein gekleidet,
Gar fromm und ehrbar anzuschauen.
Doch Schwanz und Klau', die war versteckt,
Mit Rock und mit Manschett bedeckt.

„Du grübelst", sprach er, „wie ich seh',
Am Sinne dieser dunkeln Stelle.
Schreib! Schreib! Nur ich allein versteh',
Schöpf' aus der Wahrheit lautern Quelle.
Dein Sinn, befangen, faßet nicht,
Was hier der Geist, der Herre, spricht".

Und fängt dann an zu sceptisiren
Ob Christi Lehr' und Christi Reich,
Der Tugend Werth zu deduciren,
Als sei sie tauben Nüssen gleich;
Nur Köhlerglaub' und Geisteszwang
Schütz' vor der Seelen Untergang.

Da roch Martin den Satanas,
Und springt von seinem Sitz empor,
Erfaßt mit Macht das Tintenfaß
Und schleudert's ihm so derb ans Ohr,
Daß der mit Heulen und Gestank
Entsetzt durch Schloß und Riegel sprang.

Ja, Tintenfaß und Druckerschwärz
Sind heut noch gut gen Allerlei.
Sie treiben wahrlich! keinen Scherz
Mit Satans Spuck und Mummerei.
Doch fehlt die Zeit, auch oft der Mann,
Der's kräftig, wie der Luther, kann.

N. St.

Die mitternächtige Beichte.

Tiefe Nacht bedeckte die Erde. Des Himmels brennende Blumenkelche, die Sterne, traten nur zuweilen, sobald der mächtig daherbrausende Sturm die Wolken zertheilte, mit ungewissem Schein aus dem gespenstigen Dunkel. Der zweigehörnte Mond — ein einsames Segel auf dem unermeßlichen Meere — glitt durch die Nacht und sandte matte Strahlen zur schlafenden Flur, zu den noch immer dunkelgrünen Wiesen, zur herbstlichen Oede der Felder und des Waldes. Ueber

Digitized by Google

die gelben Stoppeln rollten kalte Luftströme, bald anschwellend bis zur Gewalt des Sturmes, bald in sich selbst zusammensinkend zum kaum vernehmbar leisen Geflüster.

In jenen dichten Wäldern, welche den Herzschlag Sachsens und Böhmens zugleich belauschen, auf dem Gebirgskamm, der edles Erz in seinem Schooße trägt, liegt auf sächsischer Seite ein Dorf, abgeschieden von der Welt, eine Insel im grünen Meer von Tannen und Kiefern. Der Mittelpunkt des Dorfes wird von der Kirche und von der Pfarrwohnung gebildet. Letztere ist ein altes düsteres Gebäude, dessen erster Stock die Aussicht auf die stillen Wohnungen der Heimgegangenen gewährt.

In der Nacht, von welcher die Rede ist, schritt langsam ein Wanderer den Weg entlang, der aus dem Walde zum Dorfe führt.

Die Glocke schlug elf. Des Nachtwächters Horn ertönte zwischen den Häusergruppen, eine schnarrende Stimme wurde laut, welche die Stunde absang . . . „lobet Gott den Herrn!“ . . . und Alles wurde wieder still wie zuvor. Nur hin und wieder schlugen, einander antwortend, halbwilde Kettenhunde an, wüthend nach dem eigenen Schatten beißend.

Als der Wanderer das erste Haus, wo noch durch eine Spalte der geschlossenen Laden Licht schimmerte, erreicht hatte, klopfte er. Einen Augenblick später wurde die mit Eisen beschlagene Thür geöffnet, eine bejahrte Frau, einen brennenden Kienspan in der Hand, erschien auf der Schwelle. Ein wolfähnlicher Kettenhund sprang mit heulendem Gebell an der Umzäunung des Hauses in die Höhe, die funkelnden Augen auf die unbekannte nächtige Gestalt gerichtet.

Der Fremde grüßte und erkundigte sich nach dem Wege zur Pfarrwohnung, der ihm bereitwillig angegeben wurde. Aber noch zögerte er zu gehen. Langsam, wie zu sich selbst, sprach er: „Ich habe mit dem Pfarrer zu reden, doch es ist schon spät.“

Die Greisin streckte den Kienspan weiter hinaus und betrachtete bei seinem Fackelschein das kummervolle Gesicht des Wanderers.

„Ihr habt ein Anliegen an den Pfarrer?“

„Ein dringendes, unaufschiebbares —“

„So geht immerhin zu ihm! Der gute alte Herr weist Niemanden von sich, der seines Rathes oder seines Trostes bedarf. Er ist der Vater des Dorfes.“

Der Nachtgänger dankte und setzte seinen Weg nach dem Dorfe fort, die alte Erzgebirgerin aber schloß kopfschüttelnd die schwere Thür, die sie zum Ueberfluß noch mit einem breiten Riegel verwahrte.

Der Reisende — so viel hatte sich bei dem rothen Schein des Kienspans erkennen lassen — war hoch und schlank gewachsen, nicht mehr jung oder früh gealtert. Ein schwarzer Bart umrahmte Wangen und Lippen, die Augen waren von dunkeln Brauen beschattet. Auf dem Gesichte hatte tiefer Kummer sein Schmerzenslager aufgeschlagen, die Augen irrten umher, an den Mundwinkeln zuckte es zuweilen krampfhaft. Der Mann war offenbar stark und kräftig gewesen; aber jetzt lag in seinem ganzen Wesen so viel Schlaffes, Hinsterbendes, daß sein Anblick unwillkürlich an hoffnungslose Kranke erinnerte.

Bald war der Reisende an dem Steinviereck angekommen, welches die Kirchhofsmauern bildete. Die Wetterfahne auf dem Kirchthurm schrillte und schickte seufzende Klagen nieder zu dem entlaubten Rosen- und Fliederstrauchwerk auf den Gräbern. Hart neben der Kirche lag das alte, von Stein aufgeführte, schmucklose Pfarrhaus.

Der Wandrer pochte, alle Kraft aufbietend, an die Thür. Ein Fenster im oberen Stockwerk wurde geöffnet.

„Was gibt es?“ rief eine milde männliche Stimme. „Wer verlangt nach mir?“ Es war der Pfarrer.

„Wenn Sie der Seelenhirt dieser Gemeinde sind,“ sagte bittend der Fremde, „so weisen Sie einen Unglücklichen, der Ihre Schwelle sucht, nicht zurück. Es ist ein armer, lebensmüder Wanderer, der vor Ihnen steht und nach Ihrem geistlichen Troste verlangt. Ich wünsche zu beichten, Herr Pfarrer.“

„Aber diese ungewöhnliche Zeit — —Mitternacht ist nahe!“

„O seien Sie großmüthig!“ flehte der Fremde. „Nicht lange werde ich Sie in Anspruch nehmen. Der Himmel wird Ihnen vergelten, was Sie an einem gebrochenen Herzen thun. Ich fühle, daß ich sterbe.“

Der Pfarrer, durch diese Worte erschüttert,

Digitized by Google

öffnete dem geheimnißvollen Communicanten und führte ihn in seine Studirstube, wo er den Wankenden einlud, sich zu setzen. Dieser sank auf einen Stuhl.

Des Pfarrers klares Auge haftete mild forschend auf seinem Gaste. . . . .

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich bald sterben werde. Wollen Sie die Beichte eines Verzweifelnden hören?“

„Beichten Sie! Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen.“

„Ich habe schwere Schuld auf mich geladen.“

„Und wenn eure Sünden bluthroth sind, sollen sie doch schneeweiß werden.“

„Ich wage nichts mehr zu hoffen. —“

„In der Schrift heißt es: Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück.“

„Wohlan, so hören Sie mein Bekenntniß, Herr Pfarrer!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensnacht.

„O München! Hart war die erste Nacht,
Die ich verbracht' in deinen Mauern,
Und wem ich es erzähle, der lacht,
Nicht Einer will mich auch bedauern!“

Um meine Studien fortzusetzen, kam ich nach München; eine Wohnung in einem Hause am Isarthore im ersten Stocke war mir schon von einem meiner Verwandten besorgt worden; ich bezog sie sogleich, packte meine Sachen aus und richtete mich etwas ein, wozu ich noch Zeit hatte, da ich schon Vormittags in München per Dampf angekommen war.

Abends suchte ich nun einige Bekannte auf, frühere Schulgenossen, deren Adresse ich wußte und welche mich, nachdem ich sie aufgefunden, in ein wegen seines guten Stoffes vielbeliebtes Bräuhaus führten, wo ich sodann in Erzählung unserer früheren Erlebnisse an der Lateinschule und Gymnasium zu A., wie wir z. B. dem in seinem Garten an der Stadtmauer sitzenden und lesenden Herrn Rector sein schmutziges, voll Fett angesogenes Käppchen, das uns schon lange in die Augen stach, von der Stadtmauer herab, innerhalb der der Seminargarten sich befand, mit einem großen Brennglas anbrannten und derlei weitere Geschichten, von dem starken ungewohnten Bier mehr trank, als ich vertragen konnte, und in Folge dieses, als wir zur späten Stunde aufbrachen und ins Freie kamen, die Häuser nicht genau mehr unterscheiden konnte.

In meinem Innern stieg nun die Frage auf: Wie finde ich jetzt in dem großen mir unbekannten München in solchem angedusselten Zustande meine Wohnung? Lavire ich lang in den Straßen herum, so komme ich wahrscheinlich mit einem der Sbirren der Residenzstadt, die nicht viel Federlesens mit Einem machen, wieder in unangenehme Berührung, denn gleich nach meiner Ankunft verschaffte mir eine ganz natürliche Sache die nicht gerade sehr ehrende Bekanntschaft eines solchen, dessen Complimente nicht die höflichsten waren, und mich nur, da ich ganz passiv geblieben, dadurch von den Folgen der Uebertretung einer polizeilichen Anordnung rettete.

Dieses Bedenken äußerte ich auch gegen meine Freunde, und diese, kräftiger noch stehend als ich, brachten mich auch an das Haus, worin meine Wohnung sich befand und dessen Eigenthümer ich ihnen genannt hatte.

Meine Freunde hatten sich, nachdem sie gesehen, daß mein Hausschlüssel die Thüre öffnete, wieder entfernt, ich schloß im Innern die Thüre ab, wozu ich längere Zeit brauchte, suchte ein Stiegengeländer und fand ein solches, an dem ich mich bis in den ersten Stock emporarbeitete. Herumkrappelnd mit den Händen fühlte ich auch eine Thüre, die ich im Wahne, es sei die zu meiner Wohnung, zu öffnen versuchte; jedoch der Schlüssel hiezu wollte nicht passen; ich tappte also nach einer andern Thüre herum, war aber keine zweite mehr zu finden, und so mußte die gefundene doch die rechte sein; ich begann wieder die Sperre, doch welch schrecklicher Augenblick, die Thüre flog rasch, von innen geöffnet, auf, eine Gestalt von sieben bayerischen Schuh Höhe erschien, mit furchtbarem Schnurrbarte, in der Rechten einen blanken Degen, in der Linken ein Licht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Das Journal „Science pour tous“ gibt einen ausführlichen Artikel über die Anwendung des Chlorkalks zur Vertreibung der Ratten und Mäuse aus den Gebäulichkeiten. Das Mittel soll ganz probat sein und eben so wirksam gegen alle Arten Insecten, welche den Pflanzen schaden, wie gegen die Raupen. Man begießt die Pflanzen entweder mit Wasser, in welchem Chlorkalk aufgelöst, oder man mengt ihn mit Schmalz an und beschmiert mit dieser Mischung Werg, welches man um die Baumstämme hängt, die von Raupen heimgesucht sind. Nach kurzer Frist fallen die Raupen von den Aesten und wagen sich nicht mehr an den Baum. — Dieses Mittel hat sich in Belgien, nach Versuchen von glaubwürdigen Männern, bereits vollkommen bewährt.

Denksprüche.

Regel und Ordnung waltet im All, und wenn sie im Busen
Dir nicht waltet, so wirkt nichts die verborgene Kraft.

Besser ist es, ohne Zunge taub und stumm im Winkel sitzen,
Als gedankenlos die Zunge nur zu eitler Rede spitzen.

Verschiedenes.

Ein Lotteriegluck, wie seit dem Bestehen der Zahlenlotterie noch nie vorgekommen, macht in Oesterreich viel von sich reden. Es hat nämlich der Kleinhändler Bauer 240,000 fl. gewonnen, und zwar 224,000 fl. in der Linzer Ziehung, wo er alle 5 Nummern errieth, und 16,000 fl. in der Ofener Ziehung, wo er von 5 Nummern 4 traf. Die Nummern in der Linzer Ziehung waren 3 Mal mit je 15 fl. besetzt. Bei Gelegenheit dieses vielfach besprochenen Zufalls erzählt man sich folgendes Tagesgeschichten. Am verflossenen Sonntage nahm der Prediger in einer Wiener Vorstadtkirche das Lotteriespiel zum Thema seiner Predigt. Der geistliche Herr schilderte mit ergreifenden Worten, wie manche Frauen die letzten Groschen, welche der Mann schwer verdient, den eigenen hungernden Kindern entziehen, um sie in die Lotterie zu tragen. Er ging sodann auf den Aberglauben über und erzählte, es sei erst kürzlich bei einem Selbstmorde vorgekommen, daß eine Frau den Namen, das Alter und andere Eigenschaften des Selbstmörders erhob, um sodann die Zahlen 18, 30, 69 in die Lotterie setzen zu können. Als die Predigt beendet war und der Priester in der Sakristei verweilte, erschien dort eine bejahrte Frau, um dem Prediger zu danken, weil die Predigt einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe. Der Geistliche, erfreut, ertheilte der Frau noch einige gute Lehren. Als sie sich sodann entfernen wollte, sagte sie, sie hätte noch eine Bitte, nämlich die, daß ihr der geistliche Herr die drei Nummern, welche in seiner Predigt vorkamen, aufschreibe, weil sie dieselben vergessen habe!

Bekanntlich sind viele Gegenstände für die Londoner Ausstellung refüsirt worden, hauptsächlich weil es an dem erforderlichen Raume mangelte. Es hat sich nun in London ein Comite von Ausstellern refüsirter Gegenstände gebildet, das einen besonderen Ausstellungsbau aufführen will und zu dem Ende Subscriptionen entgegennimmt. Bereits sind mehr als 50,000 Pfd. St. gezeichnet.

In Linz ist ein Tanzmeister durchgegangen. Am Vorabende seiner Abfahrt richtete er an seine Eleven folgende Ansprache: „Meine Herren! Geben Sie mir heute Jeder einen Gulden, und Sie werden sehen, was ich Ihnen morgen für eine Ueberraschung bereiten werde.“ Jeder gab willig einen Guldenzettel. Wie groß aber war die Ueberraschung, als Alle am nächsten Tage von dem mit ihrem Gelde getroffenen Arrangement einer — heimlichen Abreise Kenntniß erhielten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 22:
Heuwagen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 24. Dienstag, den 25. Februar **1862.**

Die mitternächtige Beichte.

(Fortsetzung.)

Der Fremde stand in tiefster Bewegung auf, öffnete sein Reisebündel und langte ein Kästchen von Ebenholz hervor. Er schloß es auf und schlug den Deckel zurück. „Sehen Sie, Herr Pfarrer!“ Der Pfarrer blickte hin und schauderte: denn in dem Kästchen lag, von Spezereien umgeben, eine zarte weibliche Hand, und wohlerhalten, als wäre sie eben erst vom Arm gelöst worden. . . .

„Hören Sie mich jetzt, Hochwürden!“ sagte der Fremde, vor dem Pfarrer niederknieend, der ihn schmerzlich bewegt betrachtete. „Was und wer ich bin, bleibe für immer ein Geheimniß. Ich übergehe eine glückliche Jugend, um sogleich die Ereignisse zu berühren, die mich so namenlos elend gemacht haben. — Es mag zehn Jahre her sein, als ich in der Residenz, wo ich mich damals aufhielt, die Bekanntschaft eines vortrefflichen jungen Mannes machte. Anton war jung, reich, liebenswürdig, aber häßlich wie die Nacht. Das war sein Kummer. Sein Haar war roth und struppig, sein Mund breit, seine Nase plattgedrückt. Aber welch' schöne Seele wohnte in dieser unscheinbaren Hülle, die Vielen lächerlich erschien! Anton glänzte durch einen Verein der vorzüglichsten Eigenschaften: er war redlich, mildthätig, gefällig, bescheiden, sein Ruf tadellos wie seine Aufführung, seine Talente nicht minder groß als sein Eifer, sie auszubilden. Vernehmen Sie, wie ich Anton kennen lernte! Ich badete eines Tages im Strom, als ich von einem Krampf befallen wurde, der mich gänzlich lähmte. Die Willenskraft machte erfolglose Anstrengungen, die Erstarrung zu besiegen: ich fing an zu sinken und war nicht einmal im Stande, nach Hilfe zu rufen. In diesem fürchterlichen Augenblicke, als ich mich schon für verloren gab und meine Lebensgeister entflohen, fühlte ich mich von starker Hand gepackt und ans Land gezogen. Hier wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, sah ich einen jungen Mann über mich gebeugt, der mich mit theilnehmenden Augen betrachtete. „Gott sei Dank, er lebt!“ rief er, als ich die Augen aufschlug. Ich wollte sprechen, aber er wehrte mir. Ich bemerkte jetzt, daß sich eine Menge Neugieriger um uns versammelt hatten, und wurde unruhig. Da rief der junge Mann seinen in der Nähe haltenden Wagen herbei, trug mich mit Hilfe seines Bedienten in denselben, brachte mich nach Hause und verließ mich nicht eher, bis der herbeigerufene Arzt ihn über meinen Zustand beruhigt hatte. Der junge Mann war Anton: er hatte mich den todbringenden Wellen entrissen. Am andern Morgen erschien er wieder bei mir und erkundigte sich nach meinem Befinden. Ich dankte ihm mit freundlichen Worten für seine kühne That; denn Anton war, wie ich erfuhr, im Schwimmen sehr wenig erfahren, und mehr seine Verwegenheit rettete mein Leben. Der Häßliche that, als hörte er mich nicht.

„Ich betrachte Sie als mein Eigenthum,“ sprach er ausweichend mit gutmüthigem Lächeln. „Wenigstens habe ich, wie Sie sagten, durch den Vorfall von gestern einigen Anspruch auf Ihr Leben. Meinen Sie dies im Ernst, so würde ich auf der Stelle von meiner Obergewalt über Sie Gebrauch machen und Sie bitten, den heutigen Tag mit mir zu verleben.“ — „Der heutige Tag, mein ganzes Leben gehört Ihnen.“ — „Das ist ein zu kostbares Geschenk. Sie sind nicht älter als

Digitized by Google

ich und haben noch lange zu leben." — „Ich bin vierundzwanzig Jahre." — „Und ich zähle ein Jahr mehr. Seien wir Freunde und gute Kameraden!" Wir schlossen den Bund der Freundschaft mit deutschem Händedruck, frühstückten zusammen und fuhren nach ein Uhr auf Antons eine Meile von der Hauptstadt gelegenes Landgut. „Eh bien!" sagte der Häßliche unterwegs zu mir, „ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet bin. Ich habe meiner Livia von Ihnen erzählt. Es wird ihr Freude machen, von Ihnen selbst zu erfahren, daß das gestrige Abenteuer ohne nachtheilige Folgen für Sie geblieben ist. Sie ist so gut, über alle Beschreibung gut." Anton plauderte in dieser Weise fort und entwarf ein reizendes Bild von seiner angebeteten Frau und dem Glück, das er an ihrer Seite gefunden. Sie war sein Stolz, seine Freude, sein ganzes Glück, sein Leben selbst. Er liebte sie grenzenlos, das ging aus allen seinen Worten hervor. Daß sie ihm, dem Häßlichen, ihre Hand gereicht, darin sah er nicht sowohl einen einfachen Beweis ihrer Liebe, als vielmehr ein Opfer, das ihm ihre Liebe gebracht, eine heroische That . . . Unter solchem Geplauder kamen wir auf Anton's Landhause an. Mein Freund hatte nur die Wahrheit gesagt, wenn er seine Frau liebenswürdig und schön nannte. Livia, der er mich vorstellte, war reizend wie Byron's Julia, ihr Auge groß und schwarz, und wenn sie sprach, rollte daraus ein halbersticktes Feuer. Dunkle Haarwellen umzogen eine von Geist belebte Stirn. Die von leisem Roth angehauchte Wange bebte oft röther auf, durchsichtig und glutheuklar, als ob Licht und Sonnenschein in ihren Adern flössen. Ihr rosiger Mund verschloß zwei Reihen kleiner Elfenbeinzähne, die blüthenrein sichtbar wurden, wenn sie lächelte. Ein Meisterwerk der Schöpfung aber war ihre Hand, diese kleine lilienweiße Hand aus Schneeflocken und Rosenduft. Man konnte diese verführerischen Grübchen, diese atlasweichen Finger, diese morgenroth schimmernden Nägel nicht sehen, ohne von ihrer märchenhaften Schönheit entzückt zu werden. Es lag etwas wunderbar Fesselndes und Verlockendes in dieser kleinen Hand. Sie fesselte und verlockte auch mich. Ich sah Livia und liebte sie von dem Augenblick an, wo ich sie sah.

„Ich will Sie, hochwürdiger Vater, nicht ermüden mit der Beschreibung der unseligen Leidenschaft, die mich ergriff. Erfahren Sie nur, in welchen Abgrund von Elend und Sünde sie mich stürzte. War es Verhängniß, war es Sinnlichkeit, Livia theilte bald die Empfindungen, denen ich mich rücksichtslos hingab. Ich besuchte Antons Landhaus öfter, ich verweilte Tage lang bei meinem Freunde, das Verständniß mit Livia kam von selbst, wir sündigten. . . . Der arglose, keines Betrugs fähige Anton wurde lange von uns getäuscht, und erst nach Verlauf eines Jahres entdeckte ihm ein Zufall die Schuld, die mich und Livia befleckte. Unsere Leidenschaft war in diesem Zeitraum wo möglich noch gewachsen, ja sie verblendete uns dergestalt, daß wir im Ernst daran dachten, Anton zu beseitigen, um unserer Liebe ohne Hinderniß leben zu können.

(Schluß folgt.)

Eine Schreckensnacht.

(Schluß.)

Meine Haare sträubten sich nach oben, ich wurde vor Entsetzen starr; doch da donnerte mir schon entgegen: Warte, du Spitzbube, warte, Hallunke! ich will dir zur Nachtzeit einbrechen und stehlen!? O heiliger Martin, mein Namenspatron, was ist das für eine gigantische Gestalt! Der Schrecken fuhr mir in die Glieder und schon wollte ich zusammenbrechen, doch da hob sich der Arm mit dem blanken Stahl zum Streiche gegen mich; mein Leben wollte ich doch auf solche prosaische Weise nicht verlieren; meine Geistesgegenwart regte sich, gehoben durch die Lust zum Leben, in mir, in einem Nu blies ich das Licht des Schrecklichen aus, sprang auf die Seite, fiel jedoch die Stiege hinunter bis an die Hausthüre, raffte mich empor, öffnete schnell mit meinem Hausschlüssel und fort sprang ich, Gott dankend noch, daß er mich die Stiege hinunterfallen ließ und so schneller nach unten beförderte; demnach mein junges Leben, mit dem ich dem Staate einigen Nutzen noch bringen wollte, gerettet war; denn hätte

Digitized by Google

mich der Streich getroffen, so wäre ich von der Hand eines solchen furchtbaren Mannes in zwei Theile getheilt gewesen, wie solches einmal vor Zeiten einem gewissen Türken geschehen. Hopp, hopp, fort ging's nun in sausendem Galopp über Stock und Stein; — doch als ich um eine Ecke sprang, da ereilte mich schon wieder mein Verhängniß dieser Nacht; zwei Hände packten mich am Kragen, und diese Hände, wie ich im Laternenscheine sah, gehörten Zweien in dunkelgrüner und rother Uniform. Halt! Wohin? — Gefaßt von Außen und im Innern antwortete ich: Ach meine Herren, lassen Sie mich doch! Meine Tante wurde auf Einmal so krank, ich muß schnell einen Doctor holen! — Wer ist Ihre Tante? — Meine Tante! — Himmel! ich hatte ja keine, aber halt! meine alte Hausfrau muß nun herhalten, — Zolleinnehmers-Wittwe — Schmidt! — So hieß sie zwar nicht, aber ich war einmal im Lügen und ihr Name fiel mir nicht gleich ein, so nannte ich den, der mir schnell ins Gedächtniß gekommen. Die mich haltenden Hände öffneten sich, es hieß: So gehen Sie! — Ja, meine Herren, wenn ich gehe, so könnte der Doctor zu spät kommen, sie müssen mir zu laufen erlauben? — In T. Namen, so laufen Sie! Und fort sprang ich wieder und weiter und weiter, so lange mein Athem hielt, denn wenn der Mann, der mich vernichten wollte, unterdessen Lärm gemacht hat, so wäre ich gewiß in Ketten und Banden gelegt worden, wenn mich diese Beiden nochmals erwischt hätten.

Wie weit ich lief, weiß ich nimmer, ich hörte erst auf, als mir meine Füße den Gehorsam versagen wollten. Aber jetzt wohin? — Einen abermaligen Versuch in meine Wohnung zu kommen! In dieser verhängnißvollen Nacht nun und nimmermehr; denn dort wird die ganze Nachbarschaft wachgerufen worden sein, sich vor dem Diebe in Obacht zu nehmen, und wenn er sich blicken läßt, ihn sogleich zu verfolgen und zu fassen. Zu einem meiner Freunde gehen! Ich finde keinen davon auf, obwohl ich nun völlig nüchtern geworden war; auch befand ich mich in einem mir völlig unbekannten Stadttheil; — ich ging also langsamer auf gut Glück fort, bis ich auf einen freien Platz vor einem Thore kam, wo mir die erhellten Fenster eines Gasthauses freundlich einladend entgegenleuchteten. Geld hatte ich noch bei mir und betrat deßhalb getrost die Hallen dieses Gasthauses, in dessen Mauern ich sodann den Rest der Nacht zubrachte. Anfänglich wollte freilich kein Schlaf sich einstellen, denn kaum, daß ich etwas eingeschlafen, so träumte mir schon wieder von Gendarmerie, Polizei, Ketten; doch später forderte die Natur ihre Rechte und ich schlief bis tief in den Vormittag hinein. Als ich erwachte, befand ich mich völlig wohl, nur wollten mir die Träume nicht behagen, denn sie waren die Träume der ersten Nacht in einem neuen Wohnorte, die nach einem alten Aberglauben in Erfüllung gehen sollen; dann war's mir doch auch wieder unheimlich zu Muthe, als ich den Weg in meine Wohnung antrat, und daß mir's Herz klopfte, als ich da angekommen im Hause die Stiege hinauf schlich, und mir heiß wurde, als ich den Schlüssel in das Schloß der verhängnißvollen Thüre steckte, und daß ich mich wieder um einen freien Rückzug umsah, wird mir wohl Niemand verdenken; aber leichter wurde mir die Brust, als ich merkte, daß der Schlüssel paßte und öffnete. Mein Zimmer fand ich so, wie ich es gestern verlassen hatte, und wie ich so Alles in der Ordnung sah und mein Bett, in dem ich so gut zu schlafen wähnte, unberührt vor mir stand, da kamen mir so eigene Gedanken; es war kein Traum, es konnte kein Traum sein, und doch kam mir aus dieser Wohnung die herkulische Gestalt entgegen, die, dem einfachen, nothwendigsten Kleidungsstücke nach zu schließen, mit dem sie bekleidet war, aus einem Bette erst gestiegen sein mußte. Mit diesen Gedanken, wie dieses Räthsel der Nacht sich lösen wird, setzte ich mich und sinnte fort, bis eine Stimme mich aufschreckte, die mir predigend entgegen kreischte: Sie junger Mensch, Sie müssen Ihnen schon merken, Sie fangen ein schönes Leben an, das thut bei mir kein gut, das müssen Sie schon merken, daß ich es Ihnen — — Halt! rief ich und hielt ihr die Hand vor den Mund. Um Gotteswillen halt, hören Sie mich nur vorerst an, ehe Sie verdammen, und erzählte ihr meine fürchterlichen Erlebnisse. Als ich damit zu Ende, fing sie, nachdem schon

Digitized by Google

während der Erzählung ihr von Wolken des Zornes getrübtes Gesicht den reinen Horizont angenommen hatte, unter Lachen an: Na, das ist schön; dem Brummbären da unten geschah's ganz recht, daß er aufgeweckt wurde, aber wissen müssen Sie doch, daß ich nicht Schmidt heiße, daß ich niemals einen Schmidt geheirathet hätte, denn der Name ist mir zu gemein; dann müssen Sie wissen, daß Sie statt zur vorderen Thüre zur hinteren Thüre hereinkommen, wo man über eine Treppe in die Parterrewohnung nach vornen kömmt; vorne heraus wohnen Sie, müssen Sie wissen, über eine Stiege, und hinten hinaus über zwei, und dann müssen Sie wissen, daß Sie zum Hartschier kommen, der gerade unter Ihnen wohnt, dem ich doch jetzt gleich die Geschichte erzählen will, daß ich ihn, müssen Sie wissen, gleich recht auslachen kann, was er für ein Held ist, und daß, wenn er Sie sieht, Sie nicht zur Polizei schleppt! — Sie entfernte sich, ich setzte mich wieder und summte vor mir hin:

Schrecklich war's, den Leu zu wecken!
Schrecklich war der große Mann!
Doch das schrecklichste der Schrecken, —
Der Mensch, der nichts vertragen kann!

Landwirthschaftliches.

(Warnung für Thierzüchter, vom Bezirksthierarzt Triebig in Reutlingen.) Es kommt sehr häufig vor, daß Viehzüchter bei Rind.rn, welche mit Läusen behaftet sind, die Merkurial- oder auch die sogenannte Reuterssalbe anwenden. Der Verfasser hat in seiner lanzjährigen Praxis die Wahrnehmung gemacht, daß die Anwendung dieser Mittel gegen die Läuse bei den damit behafteten Rindern die übelsten Folgen nach sich zog. Auch bei der geringsten Einreibung fraglicher Salben bekommen die Thiere die Merkurialkrankheit. Es tritt verminderte Freßlust ein; durch Einsaugen der Salbe mittelst der Hautgefäße erfolgen Anschwellungen aller lymphatischen Drüsen, schroffer Hautausschlag, Auflockerung des Zahnfleisches mit Speichelfluß, geschwollene Ohren und geschwollenes Maul, Afficirung der Lunge mit Husten, Anschwellen der Schamtheile beim weiblichen Geschlechte, und wenn diese Thiere nicht sogleich ärztlich behandelt werden, der Tod. — Nicht selten werden, ehe dieser eintritt, solche Thiere geschlachtet; der Genuß des Fleisches ist indeß sowohl für Menschen als Thiere höchst ungesund und von üblen Folgen. — Der Verfasser hält es daher im Interesse der Landwirthschaft für seine Pflicht, Oekonomen, sowie junge angehende Thierärzte, auf die Schädlichkeit dieser Mittel in vorkommenden Fällen besonders aufmerksam zu machen.

Denksprüche.

Wo in Behaglichkeit sich darf die Seele wiegen,
Verdient der Geist den Trieb, zur Heimath aufzufliegen.

Was dich zum Himmel spornt, darüber willst du klagen?
Nimm an mit Dank auch gottgesandtes Unbehagen.

Zur ew'gen Seligkeit kannst du dich vorbereiten
Nur wenn du steigerst stets der Seele Thätigkeiten.

Verschiedenes.

Ein Pariser junges Ehepaar aus den höchsten Klassen machte vor einigen Tagen seine Hochzeitsreise nach Brüssel. Die Dame hatte nicht unterlassen, ihren ganzen Demantschmuck mitzunehmen, der Gemahl aber den Reisepaß vergessen. An der belgischen Grenze war eben ein Telegramm eingetroffen, welches von einem bedeutenden Demantdiebstahl in Paris berichtete, als unser junges Ehepärchen auch ankam. Mit aller Strenge wird untersucht, man findet die Menge Etuis mit Demanten und Brillanten und es zugleich für der Sachlage angemessen, da sich das Pärchen nicht ausweisen kann, unsere Reisenden, des Diebstahls verdächtig, einzusperren. Sie feierten so die Brautnacht getrennt in der Einsamkeit einer Verbrecherzelle, aus der sie erst am anderen Tage der Telegraph wieder befreite.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 25. Donnerstag, den 27. Februar 1862.

Die mitternächtige Beichte.

(Schluß.)

„So saßen wir an einem schönen Sommerabende in einer Gartenlaube. Ich hielt Livia's Hand in der meinen und sprach den Wunsch aus, sie für immer zu besitzen. Der Häßliche war vor einigen Stunden nach der Hauptstadt geritten und, wie wir glaubten, noch nicht zurückgekehrt. „Macht Sie der Besitz dieser Hand wirklich glücklich?" — „Wie können Sie fragen! Wäre nicht dieser arme Tropf von Anton. . ." — „Und wäre er uns nicht mehr im Wege, wollen Sie sagen, was dann?" Unsere Augen begegneten sich, als wollte Eines in der Seele des Andern lesen. „Sprechen wir bestimmter," sagte Livia nach einigen Augenblicken tiefer Stille. „Haben Sie Muth?" — „Stellen Sie mich auf die Probe, Livia!" — „Oder würde Ihr Muth nicht groß genug sein, mich zur betrübten Wittwe zu machen, wenn ich es so haben wollte?" — „Sie?" — „Mich selbst!" — Ein entsetzlicher Gedanke stieg dämonisch in mir auf. „Verstehe ich recht," sagte ich, „so meinen Sie, wenn Anton todt wäre . . ." — „Oder getödtet!" — „Livia!" — „Thun Sie, was Ihnen beliebt. Ich liebe nur Sie. Der Rothkopf ist ein recht braver Bursch, aber entsetzlich langweilig, entsetzlich tugendhaft, entsetzlich einfältig, entsetzlich häßlich. Ich verabscheue ihn."

In diesem Augenblick unterbrach ein schmerzliches Seufzen in unserer Nähe unser verbrecherisches Gespräch, es raschelte in den Zweigen, und Antons todtenbleiches Gesicht wurde sichtbar: er hatte, durch Zufall in unsere Nähe gekommen, jedes Wort vernommen. Livia schrie laut auf und entfloh ins Landhaus, ich machte mich durch ein Pförtchen ins Freie, tief beschämt, mich selbst verachtend. Meinen Lebensretter hatte ich um sein häusliches Glück bestohlen, ja ich war so tief gefallen, daß ich daran gedacht hatte, ihn zu ermorden. Was darauf in jener Nacht in Antons Landhause geschah, ist mir in seiner ganzen Wahrheit nicht bekannt. Als ich nach einer schlaflosen Nacht kaum aufgestanden war, erhielt ich ein Kästchen zugeschickt. Es ist dasselbe, das Sie hier vor sich sehen. Ein beiliegender Brief enthielt den Schlüssel dazu und folgende Zeilen von der Hand meines Freundes:

„Liebster Freund! Sie haben gestern den Wunsch geäußert, eine gewisse Hand für immer zu besitzen. Ich war in Ihrer Nähe und vernahm Alles, ich weiß Alles. Hiermit empfangen Sie, was Sie so sehnlich begehrten. Es ist der letzte Liebesdienst, den Ihnen erweist Ihr unglücklicher Anton."

Das Blatt entfiel meiner Hand, es wurde Nacht vor meinen Augen . . . Als ich meine Besinnung wieder erhielt, öffnete ich, von finsteren Ahnungen bestürmt, das Kästchen. Entsetzen ohne Ende! Livia's blutige rechte Hand lag darin, der Ring, den sie gewöhnlich trug, leuchtete mir entgegen. Ich erstarrte. Was war ihr widerfahren?

Meiner Sinne kaum mächtig eilte ich nach meines Freundes Landhaus. Ich traf die Dienerschaft in höchster Bestürzung. Niemand achtete auf mich, Niemand antwortete auf meine Fragen, Niemand wehrte mir, als ich in das erste Stockwerk hinauf und nach Livia's Zimmer ging. Ich trat ein. Himmel, welcher Anblick bot sich meinen Augen! Livia lag todt auf ihrem Ruhebett, ihr rechter Arm war ein blutender Stummel, denn es fehlte

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN
Digitized by Google

die Hand daran. Neben ihr auf dem Boden lag mit zerschmettertem Schädel der unglückliche Anton: er hatte sich mit einem Pistolenschuß das Leben genommen. Jetzt wußte ich Alles!

Wie von den Furien gepeitscht entfloh ich dem Orte des Verbrechens, zu dem ich Tiefgesunkener Veranlassung gegeben. Mörder! Mörder! so hallte es in meinen Ohren. Mörder! flüsterten mir die Bäume zu. Mörder! rauschten die dunklen Wogen des Stromes, in die ich mich stürzte, um meinem elenden Dasein ein Ende zu machen . . . Der Tod floh mich, als scheue er sich vor dem Pesthauch der Sünde, die mein Gewissen befleckte. Fischer, die in der Nähe waren, entrissen mich den Wellen, und als ich aus einer langen Ohnmacht erwachte, befand ich mich im Hospitale. Ich blieb lange krank an Körper und Geist. Den Freund verrathen, betrogen ihn um sein Liebstes auf der Welt, vergolten ihm mit schnödem Undank die Gefahr, in die er sich stürzte, mich zu retten! Eine Frau geführt auf die Bahn der Verirrung, sie getrieben in den Tod, zum Wahnsinn gebracht denjenigen, der sie so unaussprechlich liebte!

Hochwürdiger Vater! Neun Jahre sind seit jenem furchtbaren Ereigniß vorübergegangen, neun Jahre pilgere ich ohne Ruhe durch die Welt, die Hand des unglücklichen Weibes mit mir herumtragend. Seit neun Jahren verzehren mich ohne Aufhören die Qualen der Reue und der Furcht vor dem Ewigen, der da richtet über den Sternen. Meine Kraft ist gebrochen. Bald wird mich der Tod vor das Antlitz des Allheiligen rufen. Darf ich seine Vergebung hoffen?"

Der Beichtende heftete das geisterhaft schimmernde Auge starr auf das greise Antlitz des Geistlichen.

„Der Born der göttlichen Gnade ist unerschöpflich," sprach dieser erschüttert. „Wohl lastet schwere Schuld auf deiner Seele, mein Sohn; aber ist die Reue, die du zeigst, aufrichtig, so wird dir Gott vergeben."

„Meine Reue ist aufrichtig, mein Vater! Die Sterbenden sprechen die Wahrheit."

Da ertheilte ihm der Priester die Absolution und ein Strahl freudiger Hoffnung überflog das Gesicht des Reuigen, eine Thräne perlte an seiner Wimper, als er sich erhob und dem Pfarrer ehrerbietig die Hand küßte.

„Dank, mein Vater, tausend Dank!"

Draußen schlug es Zwölf.

„Mein Sohn," sprach mit milder, theilnehmender Stimme der Pfarrer, „bleiben Sie diese Nacht bei mir! Sie sind erschöpft."

Der Fremde blickte den Priester traurig an.

„Lassen Sie mich gehen, mein Vater! Der Schlaf flieht die Augen der Sünder, und meine Seufzer würden Ihren Schlummer verscheuchen."

Mit diesen Worten schob er das Kästchen mit der blutigen Hand in sein Felleisen, ergriff seinen Wanderstab und wankte in die stürmische Nacht hinaus, nicht ohne dem ehrwürdigen Priester noch ein Mal mit rührenden Worten gedankt zu haben.

Am andern Morgen fand man den Fremden todt hinter der Kirchhofmauer. Sein Kopf ruhte auf dem Felleisen, das Kästchen von Ebenholz auf seinem Schooße. Er hatte ausgelitten. Ein Zug wehmüthiger Freude war mit den Lippen versteinert. Vielleicht war seine letzte Stunde keine schmerzliche gewesen und der Tod ihm nicht erschienen als verderbenbringender Herold des Gerichts und der Qualen ohne Ende, sondern als freundliche Lichtgestalt mit dem Lilienstabe der Hoffnung in der Hand.

Wer der Fremde gewesen, ist nicht bekannt geworden. Nach der ansehnlichen Summe, die man bei ihm fand, und den Mittheilungen, die er dem Pfarrer gemacht, schien er den höheren Ständen anzugehören. Papiere hatte er nicht bei sich: wahrscheinlich hatte er sie vor seinem Tode vernichtet. Er wurde auf dem Friedhofe des Dorfes beerdigt und die ihm so theure Hand mit in sein Grab gelegt.

Zur Geschichte der Eisenbahnen.*)

Das fünfte Heft der Maje des vorigen Jahres brachte einen Aufsatz „zur Geschichte

*) Aus der nun im fünften Jahrgang erscheinenden „Maje. Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande. Mit Illustrationen. Herausgegeben von W. O. v. Horn, dem Spinnstubenschreiber." Wir empfehlen diese Volksschrift, die in frischer frommer Weise belehrt und in allen ihren Artikeln Einheit und eine tüchtige sittliche Führung zeigt, auf das Angelegentlichste. Je weniger Ueberfluß wir an wirklich gesunden und kernhaften Sachen

Digitized by Google

der Dampfschifffahrt"; die sich unmittelbar daran reihende Geschichte der Eisenbahnen dürfte nicht weniger Interesse darbieten; denn so wichtig und segensreich auch die Anwendung von Dampfkräften für die Schiffsbewegung geworden ist, so wenig darf sich die Erfindung an Größe und culturgeschichtlicher Bedeutsamkeit mit den Eisenbahnen messen. Das Verkehrsmittel für die Schiffe, nämlich den Fluß oder die See, lieferte die Natur freiwillig, und wo dieses Verkehrsmittel fehlte, da ist auch der Dienst der Dampfer ausgeschlossen; denn jenes ließ sich in keiner Weise ersetzen, selbst durch Kanäle nur höchst unvollkommen und in den seltensten Fällen.

Ganz andere und ungemein schwierigere Aufgaben waren bei Ortsbewegungen ohne Wasser zu lösen; denn hier war nicht nur eine sich selbst bewegende Maschine von bedeutender Kraft zu erfinden, sondern man mußte auch die Wege ebenen und ihr dienstbar machen, auf denen sie wirken sollten, — es mußte ein fruchtbares Paar geschaffen werden, und der berühmte Stephenson nennt ja Locomotive und Schienenbahn: Mann und Weib.

Wir können hier wohl nicht an die früheren Versuche, ebene und glatte Bahnen zu erbauen, um leichter größere Lasten darauf bewegen und fortschaffen zu können, denken, sonst müßten wir Jahrtausende weit zurückgehen. In den Ruinen des Tempels der Ceres z. B. sind ganz deutliche und unverkennbare Merkmale von Schienen zu sehen, welche jedenfalls als Geleise für Räder gedient haben; in Deutschland sind schon Jahrhunderte lang Holzblöcke, welche zur leichteren Fortbewegung mit Geleisen versehen sind, — man nennt sie Hundgestänge. Später wurde diese Einrichtung nach England gebracht, als die Königin Elisabeth, um dem dortigen Bergbau aufzuhelfen, deutsche Bergleute hinüberkommen ließ und anstellte. Schon im Jahre 1676 wendete man solche Holzbahnen in den Kohlenbergwerken von Newcastle-upon-Tyne an. Im Jahre 1776 wurden die Holzblöcke mit eisernen Schienen belegt und die Räder an der Außenseite durch einen Ring von dem Abgleiten von den Schienen abgehalten. Cure heißt der Erfinder dieser Verbesserungen. Später vertauschte man die gebräuchlichen Langschwellen mit kurzen Querschwellen, auf welche man gußeiserne, oben gewölbte Geleise legte. Im Jahre 1797 ersetzte Barns die hölzernen Querschwellen durch Steinblöcke. Grund der Ersetzung der Holzschwellen zuerst durch eiserne Schienen, dann durch Steinblöcke war der hohe Preis des Holzes, der um so mehr in Anschlag zu bringen war, als das starke Abnutzen das öftere Ersetzen mit neuen Schwellen nöthig machte, während die verstärkte Eisenproduction und die lange Dauer der Schwellen von Eisen eine nicht unbedeutende Kostenersparniß ergab.

Da übrigens auf den Steinblöcken die gußeisernen Schienen oft brechen, so wurden sie bald mit geschmiedeten ersetzt, so wie sie jetzt noch allenthalben gebräuchlich sind.

Schon frühzeitig sah man ein, wie vortheilhaft es sein müsse, eine Maschine zu erfinden, welche statt der gebräuchlichen Bewegung durch Menschen oder Pferde die Lasten auf jenen Schienen zu ziehen im Stande sei.

In Paris wird noch eine Locomotive aufbewahrt, die im Jahre 1778 von dem französischen Ingenieur Cugnot erfunden und verfertigt wurde, um gewöhnliche Straßen damit zu befahren, der Versuch schlug jedoch gänzlich fehl. Erst im Jahre 1802 baute der Engländer Trevithik eine ächte Locomotive, welche sich auf Schienen bewegte. Der Versuch mit glatten Schienen bewährte sich nicht, — die Räder drehten sich gehörig und in der beabsichtigten Geschwindigkeit um, rutschten aber über die glatten Schienen, und die Maschine bewegte sich nicht vorwärts. Trevithik beschlug deßhalb die Radschienen mit Nägeln und ließ die Oberfläche der Bahnschienen ausfeilen. Nun ging es wohl vorwärts, aber schon nach kurzem Gebrauche hatten sich die Räder und die Schienen wegen ihrer Unebenheiten so abgenutzt, daß sie jeden ferneren Dienst versagten, und die Erfindung wurde bald vergessen.

Neun Jahre später griff Blenkinsop die Sache wieder auf, indem er den rechten Weg gefunden zu haben glaubte; — er versah

---

zur Lectüre für das Volk haben, eine desto dringendere Pflicht der Presse ist es, wo eine solche, wie die erwähnte, zu Tage getreten, dieselbe dem Publikum warm an's Herz zu legen. Jährlich kommen 12 Hefte heraus, wovon jedes 18 kr. kostet.

Digitized by Google

Räder sowohl als Schienen mit Zähnen, aber nur um sich schon nach kurzem Gebrauche zu überzeugen, daß auch dieser neuerfundene Mechanismus nicht stichhaltig, daß er so zerbrechlich sei wie der früher versuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Die Tragknospen und Blüthen der Obstbäume im Frühjahre gegen Erfrieren zu sichern.) Man halte das Blühen der Bäume im Frühlinge so lange zurück, bis keine nachtheiligen Nachtfröste mehr zu befürchten sind. Um dieses zu bewirken, lege man im Februar, wenn die Erde noch gefroren ist, kalten Mist dick um die Bäume und lasse diesen so lange liegen, bis keine Nachtfröste mehr zu erwarten sind. Wenn nun die andern Bäume, welche mit keinem Mist umlegt sind, bereits blühen, so sind die mit Mist umlegten dagegen noch ganz zurück, weil der Boden unter ihnen nicht aufthauen kann. Nimmt man aber den Mist hinweg und setzt den noch gefrorenen Boden der milden Witterung und der Sonne aus, so werden solche Bäume um desto schneller treiben, den früher blühenden sehr bald nachkommen und zahlreiche Früchte tragen. Der nämliche Erfolg läßt sich erwarten, wenn man bei einem der letzten starken Winterfröste Eis um die Bäume legt, es noch mit Mist bedeckt und dann erst wegnimmt, wenn dem Treiben und Blühen der Bäume keine Gefahr mehr droht.

Denksprüche.

Murre nicht, Knabe, wenn dich der zürnende Vater
gezüchtigt;
Bald mit liebender Hand wischt er die Thränen
dir ab.
Heißere Thränen erpreßt dem Manne das eiserne
Schicksal;
Ach! sie trocknet vielleicht nur der versöhnende Tod.

Oft sind die Bösen mit Reichthum beglückt und die
Redlichen darben;
Doch wir segnen das Loos, welches uns Darbenden fiel!
Hoch und auf Felsen ist sie gegründet — die Tugend,
und dauert
Ewig, der Sterblichen Glück gaukelt umher und entfleucht.

Verschiedenes.

Ueber den innern Anstrich des Londoner Ausstellungsgebäudes ist nunmehr ein bestimmter Entschluß gefaßt worden. Roth und blau werden die Hauptfarben der Pfeiler sein, deren Kapitäle überdies eine leichte Goldverzierung erhalten. Durch diese Vergoldung entsteht eine Mehrausgabe von 2000 Pfd. Sterl., doch hofft man eine angenehme Wirkung zu erzielen. Das Dachgebälke wird in weniger bestimmten Farben gehalten werden, um dessen Schwerfälligkeit abzuschwächen. Am meisten hört man noch immer von den Vorbereitungen der Franzosen, die keine Kosten scheuen, um ihre Abtheilung aufs Allerschönste auszustatten. Als Beweis diene die Thatsache, daß sie in deren Mitte einen Springbrunnen anlegen, zu dessen Speisung sie 40,000 Gallonen Wasser in der Stunde brauchen. Die musikalischen Vorbereitungen für die Eröffnungsfeier sind dem umsichtigen Musikdirector der königlichen Oper von Coventgarden, Signor Costa, übertragen. Das Orchester wird 1800 Mitwirkende umfassen, darunter 400 Instrumentalisten, und unter diesen werden sich nicht weniger als 160 Blasinstrumente befinden, da der von Auber eingesandte Festmarsch fast ganz für Instrumente dieser Gattung componirt ist. Außerdem kommen Festmärsche von Rossini und Meyerbeer nebst einer Cantate von Sterndale Bennett zur Aufführung, deren Text von Tennyson gedichtet ist.

Homonyme.

Wo fleißige Mägde das Spinnrad drehn
Und freundliche Käpchen im Wohlbehagen
Sich strecken, vernimmt man, was lustig gar schön
Langweilige Stunden uns kann verjagen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 26. Samstag, den 1. März **1862.**

Der pfälzische Hausknecht auf dem Sterbebette.

Melodie: Als Noah aus dem Kasten war ꝛc.

Ein Hausknecht, von der Arbeit lahm,
Der vor der Welt bald Abschied nahm,
Auf der er, wie er selbst gesagt,
Die fromme Einfalt nur gemacht,
Der wollt' vor seinem sel'gen End'
Empfangen noch das Sacrament.

Der Pfarrer kam nach kurzer Frist
Zu unserm Hanns, dem frommen Christ,
Der darob war nicht wenig froh
Auf seinem Sack voll Haferstroh;
Nach kurzer Reu' und Sündenbeicht
Bekam er Brod und Wein gereicht.

Der Seelenhirt, ein weiser Mann,
Fing d'rauf den Hanns zu trösten an:
„Bald wird dir nun die Seligkeit,
Dort, jenseits, hast du nichts als Freud',
Zu Tisch bist du dem Heiland nah',
Bei Nectar und Ambrosia.

„Dort lebst du froh beim Ueberfluß;
Dein Weib macht nimmer dir Verdruß,
Du hast nicht Sorg' und hast nicht Müh',
Denn Arbeit gibt's im Himmel nie!
Nur dort allein ist keine Noth,
Drum, Hannes, fürchte nicht den Tod.

„Doch scheint's — du bist nicht sehr erfreut
Ob all' der künft'gen Herrlichkeit?"
Da sprach er: „„Ach ich armer Mann!
Dort, glaab ich, muß ich erscht recht dran;
Muß werd e Hausknecht je geschont?
Dort haaßt's gewiß: Hanns, buß de Mond

Un laaf mit deine krumme Baan,
Streck all die Stern am Himmel eh,
Geb Acht, daß kaaner runner falle,
Sunscht krischt de Hinne druf gekrallt!
Unn bis do jedes Sternche brennt,
Do hott der Hanns sich müd gerennt.

Dann, wann ich endlich schloofe will,
Werds haaße: Mach die Engel still!
Wanns schlooft, deß kah Gefliggelwolk,
Dann leh dich uff e Newelwolk;
Wanns Daak werd, schlubscht de gleich raus
Unn blooscht die Stern all wirrer aus.

Des Morjens frieh, ich waaß es schunn,
Werds haaße: Hannes, hol die Sunn,
Schitt vor viel Ohlich heit enei,
Sunscht gebts e triebe Sunneschei,
Unn zieh de Wiege weit eraus,
Sunscht geht se unnerwels uns aus.

Im Summer, bei de greschde Hitz,
Werds haaße: Hannes, werf de Blitz,
Geh Acht und treff kah Kerchedorn,
Unn treff kah Scheier zammt em Korn,
Geh überhaupt uff Alles Acht,
Unn roll de Dunner, daß es kracht.

Unn kummen dann die Reejedaah,
So muß der Hannes Wasser drah;
Soll macht mer noch de greschte Spaß,
Die Schuhe daaf ich all putsch naß,
Unn jedem misserawle Drobb
Dem werf ich Schloose uff de Kobb.

Im Winder haaßts dann: Hannes, geh
Unn werf emol en dicke Schnee,
Unn los im gröschte Sauß unn Braus
Den Wind zum Himmelsdor enaus.""
Er seufzt ob dieser großen Noth,
Und ach! der arme Hanns war todt.

Der Erbherr.

Ich befand mich seit etwa zwei Jahren als Gerichtshalter auf einem der schönsten Rittergüter Deutschlands. Meine Stellung war ebenso einträglich, wie angenehm. Als Verwaltungs- und Justizbeamter war ich die wichtigste Person meines ausgedehnten Amtsbezirks, dessen Grundbesitzer sammt und sonders von dem Gerichtsherrn gutsherrlich relevirten. Processe und Vormundschaftssachen, Hypotheken- und Brandversicherungs-Angelegenheiten, Steuer-Beitreibung, Jagd- und Chausseedienste, Feuer- und Sicherheits-Polizei und eine Menge anderer „Rubriken" meiner gewaltigen Registratur ruhten auf meinen Schultern. Die erste Bedingung zum Wohlbefinden, hinreichende Arbeit, war somit ausreichend vorhanden und an der zweiten, Muße für Vergnügen, und der dritten, an Geld, um die Mußestunden angenehm verbringen zu können, fehlte es auch nicht. Ich bewohnte allein einen ganzen Flügel des gräflichen Schlosses und zwar denjenigen, welcher die schönste Aussicht über die hügelige, wald- und wasserreiche Gegend gewährte, konnte mein Wohnzimmer aus zehn mir zu Gebote stehenden, vortrefflich meublirten Piecen auswählen und wenn ich Vergnügen fand, dasselbe täglich wechseln. Das ganze weite Jagdrevier des Schlosses stand mir zur Beschießung offen. Ich durfte nur winken und eines meiner Leibpferde ward gesattelt vorgeführt. An wissenschaftlich gebildeten Freunden fehlte es mir nicht, denn unser „Wanderclub" zählte nicht weniger als zwanzig Mitglieder, Pfarrer, Advokaten, Aerzte, Forstbeamte und einige benachbarte Gutsbesitzer.

Und doch — trotz aller dieser Annehmlichkeiten meiner Stellung — fühlte ich mich unbehaglich, kam selten oder nie aus einer gedrückten Stimmung heraus und endigte damit, den Aufenthalt auf dem Schlosse einer fortwährenden, schrecklichen Folter gleich zu achten.

Mein Patronus, der Graf Lothar von Reiseburg — ich unterdrücke aus naheliegenden Gründen den wahren Namen desselben — war ein eigenthümlicher Character. Der Graf war etwa vierzig Jahre alt, ein schöner Mann mit dichtem braunen Haar, scharfen, dunklen Augen und von ungewöhnlicher Körperkraft und eiserner Constitution. Er war gründlich gebildet nicht nur, sondern sogar gelehrt in verschiedenen Fächern, besaß einen sprudelnden Witz und — als früherer Hofcavalier — die elegantesten Manieren.

Ein tiefer, unverkilgbar aus verborgener Quelle hervorbrechender Trübsinn aber machte den Grafen für seine Umgebung zu einer unleidlichen, quälenden, ja unheimlichen Erscheinung. Er zog sich von allen Gesellschaften zurück, ließ sich krank melden, wenn auf dem Schlosse, nach alter Sitte, die Nachbarn von Zeit zu Zeit zu einer kleinen Festlichkeit eingeladen wurden, und streifte allein in Feld und Wald mit der Flinte umher, ohne jemals irgend ein Wild zu schießen; oder legte sich wochenlang ins Bett, um einen Korb Wein nach dem andern auszuleeren. — Während solcher Perioden durfte sich ihm Niemand nähern, als der finstere, zottelköpfige Kuba, ein Diener, den der Graf von seinen Gütern in Polen mitgebracht hatte. Dieser Kuba war das einzige Wesen, für welches der Graf eine Art von Vorliebe zeigte, oder, da dieser Ausdruck ungenau ist, von dessen Existenz der Graf Notiz nahm. Er bekümmerte sich weder um die Menschen, noch um die — prächtigen — Pferde und Hunde, welche sich auf dem Gute befanden.

Von Zeit zu Zeit ließ er mich — gewöhnlich zu später Abendstunde — auf sein Zimmer holen, um mit mir über merkwürdige Criminalfälle zu sprechen, oder vielmehr, um mich über solche Angelegenheiten mit der peinlichsten Genauigkeit auszufragen. Ich hatte früher zwei Mörder vertheidigt und war bei den Vorbereitungen zur Hinrichtung, sowie bei der Scene selbst gegenwärtig gewesen. Dies war das Lieblingsthema des Grafen. Er fragte nach dem Umfange des Halses der Delinquenten; wo derselbe von dem Schwerte getroffen worden sei? Ob der Scharfrichter hinter den armen Sündern gestanden habe, oder ein wenig seitwärts? Ob das Schwert sehr scharf gewesen wäre, so scharf wie ein Rasirmesser, oder ein Schächtermesser, oder bloß wie sein Federmesser? Ob das Schwert beim Hiebe gleich anfangs gepfiffen, so daß der Sünder das Signal gehört habe, daß ihm in der nächsten Zehntelsecunde der Kopf

Digitized by Google

vom Rumpfe fliegen werde? Ob die Stellung des Mundes, die Bewegungen der Zunge hätten schließen lassen, daß der Kopf noch gesprochen haben würde, wenn die Lunge und Luftröhre noch zu seinem Dienste gestanden hätten? Ob ich glaube, daß die Seele in dem Kopfe stecke, bis derselbe völlig todt sei, oder in dem Körper? Ob die Seele noch im Kopfe sei, so lange das bloßgelegte Gehirn seine Contractibilität nicht eingebüßt habe? Ob man sich durch die Macht einer energischen Einbildung genau in den Zustand eines Abzukköpfenden und Abgeköpften versetzen könne? Ob man Hoffnung — ich sage Hoffnung, nicht Furcht — hegen dürfe, wahnsinnig zu werden, wenn man anhaltend seinen Kopf vom Körper getrennt denke? u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

(Fortsetzung.)

Erst im Jahre 1813 kam der Ingenieur Blacket auf den fruchtbaren Gedanken, daß die glatten Oberflächen eine natürliche Verzahnung besitzen, wenn sie mit einem entsprechenden Drucke versehen sind, daß also glatte Räder auf glatten Schienen sich vorwärts bewegen können, während ohne diesen Druck die Räder sich unter dem Leibe der Maschine umdrehen ohne alle Vorwärtsbewegung.

Der Versuch war zwar gelungen und damit das Problem gelöst, — aber immer noch so unvollkommen, daß eine praktische Anwendbarkeit fortwährend in Frage gestellt blieb; denn die Maschine bewegte sich so langsam, daß sie nicht nur fünf Stunden brauchte, um einen Weg von nur drei Stunden zurückzulegen, sondern auch noch öfter, wenn sie stecken blieb, von Pferden weiter gezogen werden mußte. Immerdar jedoch war dieser Versuch ungemein wichtig, indem die Möglichkeit der Ausführung zweifellos dargethan war und nicht mehr bezweifelt werden durfte, durch sofort anzubringende weitere Verbesserungen entsprechendere Resultate zu erzielen.

Während Blacket in dieser Weise ungemein thätig war, beschäftigte sich Stephenson gleichfalls mit diesem so Viel versprechenden Gegenstande. Er baute eine Eisenbahn, welche Kohlen des Bergwerkes zu Killingworth nach dem Verladungsplatze am Wasser bringen sollte; es waren zwei Parallelbahnen auf einer nach dem Flusse geneigten Ebene. Ein beladener Kohlenzug wurde auf der einen Bahn hinabgelassen, während auf der andern Bahn ein leerer Wagenzug, der mit Seilen, die über Rollen liefen, an den beladenen befestigt war, wieder die Ebene von diesem hinaufgezogen wurde. Doch genügte dem strebsamen, erfinderischen Kopfe dieser Erfolg um so weniger, als er hörte, wie weit Blacket mit seiner Erfindung bereits vorangeschritten war. Er besuchte denselben und besah dessen Locomottven, wobei er sich alsbald von anzubringenden Verbesserungen überzeugte. Schon am 25. Juli 1814 zogen seine verbesserten Maschinen acht beladene Wagen auf seiner Eisenbahn, deren Gewicht 600 Centner betrug, mit einer Geschwindigkeit von $1^1/_2$ Stunden die Stunde aufwärts bei einer Steigung von 1 zu 450.

Von allen Seiten eilten Neugierige herbei, um sich von diesen bis dahin für unmöglich gehaltenen Resultaten durch Augenschein zu überzeugen.

Im Jahre 1822 baute Stephenson eine zweite ähnliche Eisenbahn für den Kohlentransport bei Durham, aber keineswegs genügten die erzielten Erfolge dem genialen Manne; er machte unausgesetzt Versuche auf Versuche und hatte endlich die Genugthuung, daß am 27. December 1825 die erste ächte Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington eröffnet werden konnte. Die ganz neu construirte Locomotive zog 38 mit Personen und Gütern besetzte Wagen mit einer Geschwindigkeit von zwei Stunden Weges in einer Zeitstunde.

Schon durch diese immer noch im Vergleiche der Resultate wenig späterer Jahre sehr unvollkommenen Leistungen sah man allerwärts selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen. Die Baugesellschaft hatte gehofft, jährlich 10,000 Tonnen (zu 20 Centner) Kohlen verschicken zu können, aber schon nach kurzer Zeit stiegen die Frachten auf das Fünfzigfache!

Man würde übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, durch diese ersten glück-

Digitized by Google

lichen Erfolge sei der Sieg der Eisenbahnen entschieden gewesen. Gar viele Interessen wurden dadurch berührt und kamen dabei zur Sprache, und für jedes dieser verschiedenen Interessen trat ein Kämpfer gegen diese neue Erfindung in die Schranken und warf derselben immer wieder neue Schwierigkeiten in den Weg. Das wahrhaft Gute läßt sich jedoch in keiner Weise unterdrücken und muß gewiß früher oder später zur verdienten Anerkennung kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Der Edle handelt rasch oft in Gemüthsbewegung; Der Weise handelt nur nach reifer Ueberlegung.

In deines Umgangs Wahl sei stets auf deiner Hut: Bei Schlechten wird man schlecht und nur bei Guten gut.

Verschiedenes.

Die Zahl der französischen Akademiker ist durch den Tod Biot's auf 37 geschmolzen. Darunter befindet sich ein Neunzigjähriger, 8 Achtzigjährige, 10 Siebziger, 12 Sechziger, 8 Fünfziger und zwei in den Vierzigen. Das älteste Mitglied der Akademie ist der Herzog Pasquier (95 Jahr) und das jüngste Emils Augier (42 Jahr). Wenn, wie bekannt, die durchschnittliche Lebensdauer eines gewöhnlichen Sterblichen nur 33 Jahre ist, so ist dagegen diejenige eines Unsterblichen 65 Jahre.

(Biercoupons.) Ein Restaurateur in Chemnitz hat die praktische Einrichtung getroffen, Biercoupons in Dutzenden an seine Gäste abzugeben. Es sind dies Anweisungen auf je ein Glas Bier, die für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zählen noch den Vortheil bieten, daß bei Abnahme eines Dutzends ein dreizehnter gratis beigefügt ist, an jedem Glase Bier also $\frac{1}{12}$ Kreuzer erspart wird.

Zur Zeit der Weltausstellung in London soll von einem internationalen volkswirthschaftlichen Congreß die Frage über ein Weltmaß und vornehmlich über eine Weltmünze auf's Neue einer eingehenden Erörterung unterzogen und wo möglich ihrer Lösung nahe gebracht werden.

Der Schmetterling, der in Europa das Symbol der Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit, aber auch das der Unsterblichkeit ist, gilt in Japan bei Hochzeiten als Bild der Beständigkeit und ehelichen Treue. Die eheliche Verbindung wird nämlich in Japan dadurch vollzogen, daß die Verlobten auf feierliche Weise Saki mit einander trinken. Der Saki wird von zwei Brautjungfern kredenzt, von denen die eine der männliche und die andere der weibliche Schmetterling genannt wird, weil ihre Sakiflaschen mit Schmetterlingen verziert sind. Da diese Insecten stets paarweise fliegen, sollen sie das neuvermählte Paar daran erinnern, wie jene stets zusammenzubleiben.

Der von der Tabaksregie in Paris einzig zum Verkaufe von Luxus-Cigarren eröffnete Laden macht glänzende Geschäfte. Es wurden darin innerhalb der ersten dreizehn Tage 103,450 Cigarren im Werthe von 40,249 Fr. abgesetzt. Die Cigarren kommen aus den besten Fabriken der Havannah und werden in Kistchen das Stück von 30 Centimes bis zu 1 Fr. 50 C. verkauft.

Sebastian Bach ließ sich öfters in der Thomaskirche zu Leipzig auf der Orgel hören. Sein Balgtreter, ein Bürger von Nordhausen, sagte dann immer: „Heute haben wir uns wieder hören lassen; ich bin recht müde davon. Aber was machen? ich kann doch Herrn Bach nicht im Stiche lassen.“

Die Wiener nennen die neue mexikanische Krone: die „Möz'sieckaner-Krone.“

Auflösung der Homonyme in Nro. 25:

Schnurren.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 27. Dienstag, den 4. März **1862.**

Der Erbherr.

(Fortsetzung.)

Während dieser schauerlichen Fragen war der Graf kalt, präcis, wie ein secirender Professor; betrachtete mich indeß bei aller glatten Höflichkeit nur als eine Art von gelehrter Antwortemaschine.

Diese Eigenthümlichkeiten des Tynasten, welchen das Schicksal mit allen Mitteln für ein edles Wirken, für Beglücken und Glücklichsein so verschwenderisch ausgestattet hatte, erregten zuerst mein Interesse, ihrer auffallenden Sonderbarkeit wegen. Ich glaubte eine Zeit lang, daß sich der Graf seiner seltsamen „Launen" nach Belieben entschlagen könne. Als ich jedoch die Gewißheit erlangt hatte, daß der Graf diese Sonderbarkeiten durchaus nicht in seiner Gewalt habe, daß ihm nichts fremder sei, als durch seine seltsame Lebensweise, sein abnormales Wesen, Aufsehen zu erregen — sich wichtig zu machen, wie die Bauern jener Gegend sich ausdrücken — da gewann der Graf in meinen Augen bald einen sehr unheimlichen Anstrich. Nicht lange und ich verabscheute ihn von ganzem Herzen.

Der Graf war verheirathet. Die Gräfin, jung — vielleicht achtundzwanzig Jahre alt — war eine der schönsten Frauen, welche mir nicht allein bis damals, sondern bis heute vorkamen. Sie hatte dem Grafen ein ungeheures Vermögen zugebracht. Sanft, schweigend, duldend, stets zum Verzeihen bereit, dem Winke ihres Gatten fast mit Unterwürfigkeit gehorchend, war sie dennoch das einzige Wesen auf dem Schlosse, gegen welches der Graf eine tiefe Abneigung, zu Zeiten einen wilden Haß zeigte. Selbst in seinen ruhigsten Augenblicken nannte er die Gräfin nie anders, als die „Jüdin." (Sie stammte aus einer jüdischen, jedoch längst zum Christenthume übergegangenen und baronisirten Banquiersfamilie aus einer südpolnischen Provinz.) Die Gräfin durfte sich nie vor ihm sehen lassen, wenn sie ihn nicht augenblicklich in den schrecklichsten Paroxysmus des Zorns versetzen wollte. Sie wohnte in dem mir gegenüber liegenden Flügel des Schlosses buchstäblich wie eine Gefangene. Nie erschien sie bei den Festen, welche der Graf zu Zeiten von mir arrangiren ließ. Niemand wagte nach der jungen, unglücklichen Frau zu fragen. Der Graf hatte Vorkehrungen getroffen, daß die Gräfin nach allen Seiten hin beaufsichtigt wurde. Der abgelöste Kuba überwachte diese Controle. Die junge Frau ging nur in der Begleitung des weichselzöpfigen Galiziers spazieren; er deckte ihren Tisch, lieferte ihr Bücher, sogar Weißzeug — der Gräfin stand nämlich keine Dienerin zu Gebote, obgleich außer der Wirthschafterin sich noch wenigstens ein halbes Dutzend Mägde auf dem Schlosse umhertrieben. Die Gräfin schrieb keine Briefe — oder sandte vielmehr keine solche ab, und nie noch hatte der Gerichtsbote, welcher von der nächsten Poststation die Sendungen für meine Amtsstelle, sowie für den Grafen in Empfang nahm, den kleinsten Brief für die Gräfin in seinem Kasten. Dies Alles war mir geradezu unbegreiflich, da ich sehr bald die Gewißheit gewonnen hatte, daß der Graf, weit entfernt von Eifersucht, seine Frau haßte — vielleicht sogar fürchtete — anstatt liebte.

Es gehört nicht hierher, wie ich selbst wie durch unwiderstehliche Gewalt gezwungen wurde, der Gräfin — Katarzynka war ihr rauhklingender, aber doch so angebeteter Vor-

Digitized by Google

name — eine nur schüchtern sich erhebende, dann aber gewaltige Leidenschaft zu weihen. Sie ahnte meine Liebe, sie — die Verlassene, Hülflose — erwiderte dieselbe. Lange redeten wir nur durch Blicke und Geberden. Dann aber fand ich trotz Kuba's Scharfsichtigkeit ein Mittel des Gedankenaustausches. Ich sandte ihr unter den für ihre Lectüre bestimmten Büchern aus der Bibliothek des Grafen ein Werk über Architektur und markirte eine mit acht Scheiben versehene Abbildung eines Fensters mit den Buchstaben des Alphabets. Als ich sodann an mein Fenster trat und die Scheiben berührte, hatte Katarzynka bald mein Telegraphirsystem begriffen. Diese dürftige Sprache indeß reichte kaum für unsere Empfindungen hin, viel weniger konnte sie genügen, um die Geschichte der Leiden der jungen Frau zu enthüllen. Gesprochen hatte ich mit der Gräfin bis zu dem folgenden Ereignisse — das plötzlich und schrecklich die Geheimnisse des Grafen zerriß — niemals.

Es war an einem außerordentlich schwülen Nachmittage im Juli. Ich hatte den Staub und Dunst des Gerichtstages abgeschüttelt und war, in Halbschuhen und weißen Strümpfen, in weiten Pantalons von Madrasmusselin, mit kurzer Blouse und Strohhut, eben im Begriff, sammt meinem Neufundländer den Weg nach dem Wehr der Mühle des Schlosses zu suchen, um Ermüdung, Sorge und Liebesqual von mir wegzuspülen. Da kam der Graf, mit der Flinte in der Hand, Aufregung in jedem Zuge seines gebräunten, von Schweiß bedeckten Gesichts, auf den Schloßhof. Ich würde ihn indeß kaum beachtet haben, wäre er nicht quer über den Schloßhof und in gerader Richtung auf mich zugegangen.

Fast athemlos blieb er vor mir stehen und stampfte den Kolben seiner Flinte zornig auf das Steinpflaster. Unwillkürlich setzte ich mich in Vertheidigungsstand — ich dachte im Augenblick nur an die Gräfin und unser Telegraphirsystem, das ich entdeckt wähnte.

— Wer ist hier auf meinem Grund und Boden der Polizeichef, Herr? fragte er mich, bebend vor Wuth.

— Ein Mann ist's, antwortete ich aufgeregt, dem Sie Achtung schuldig sind und den Sie mit Achtung behandeln sollen!

— Ich werde Ihnen zeigen, mein Herr, fuhr der Graf zwischen den Zähnen murmelnd fort, ob mein Gebiet ein Hamsternest für solche verfluchte Landstreicher, für Zigeunergesindel und Spitzbuben sein soll, oder nicht! Absetzen werde ich Sie, absetzen!

— Schämen Sie sich vor Ihren Knechten da drüben, sagte ich kalt mich abwendend, wenn Sie keinen Anlaß finden, sich vor sich selbst zu schämen. Was das „Absetzen" betrifft, fügte ich hinzu, so steht dasselbe nicht in Ihrer Macht. Wenn ich immerhin an einem Patronatsgericht fungire, so ward mir das Richteramt doch nicht von Ihnen, sondern vom Justiz-Ministerio verliehen. Ich werde um Enthebung von meinem Posten nachsuchen, heute noch; aber rechnen Sie darauf, daß nicht ich es sein werde, welchem mein Abgang von hier zur Unehre gereichen wird.

— Was wollen Sie damit sagen, Herr Doctor? fragte der Graf, mich stier anblickend, Sie haben es auf meine Ehre abgesehen?

— Was kümmert mich Ihre Ehre! antwortete ich schneidend. Ich werde die meinige vertheidigen und zwar gegen Sie, und das soll mir — fügte ich mit einem Tone tiefster Verachtung hinzu — nicht schwer werden.

— Herr Doctor, wollen Sie auch ebenso sein, wie die Andern gewesen sind?

— Welche Andern?

— Ihre Vorgänger. Piorna! Ich habe Sie stets für einen hochherzigen Menschen, für einen Weltmann im edlen Sinne gehalten, und jetzt wollen Sie mir an die Kehle, gleich jenen armseligen Tröpfen, welche mir weit und breit den Ruf eines verrückten Trunkenboldes, eines modernen Blaubarts, oder Calibans verschafft haben? Ich achte Sie hoch, Doctor! Jak Boga kocham!

— Beweisen Sie Ihre Achtung durch Ihr Benehmen!

— Sie haben mir Ursache zu dieser Aufregung gegeben, in welcher Sie mich sehen, fuhr der Graf fort, die Flinte zur Seite stellend und mit zitternder Hand meinen Arm in den seinigen legend. Ihre Vögte und Untervögte, Ihre Feldhüter oder Gendarmen — was weiß ich? — sollten so vigilant sein, dies Volk hier zu entdecken und zu verscheuchen . . .

Digitized by Google

— Welches Volk?

— Die Zigeuner drüben im Walde jenseits der niedern Wiese, bei der großen Eiche.

— Haben sich die Leute etwas zu Schulden kommen lassen?

— Was geht mich das an? Sie sollen ihren Fuß nicht auf meinen Grund und Boden setzen . . .

— Herr Graf, mit richtigen Pässen können jene Leute — von denen es sehr zweifelhaft sein dürfte, ob sie Zigeuner sind — gehen, wo sie wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

(Fortsetzung.)

Am 21. März 1826 wurde in dem brittischen Parlamente über die zwischen Liverpool und Manchester zu erbauende Eisenbahn berathen, und dabei zeigte sich recht, welche Mittel zur Unterdrückung dieser Sache angewendet wurden, welche bestimmt war, durch die Quantität ihrer damals freilich noch ungeahnten Leistungen eine vollständige Umwandlung unserer socialen Verhältnisse und Beziehungen im Allgemeinen und der commerciellen und industriellen im Besondern hervorzubringen.

Der berühmte französische Gelehrte Arago erzählt von dieser Berathung der betreffenden Bill in dem Unterhause zu London, Georg Stephenson sei gefragt worden, ob seine Locomotive die Geschwindigkeit von einer deutschen Meile in der Stunde erreichen könne, und da diese Frage bejaht worden sei, habe der Vorsitzende des Ausschusses weiter gefragt, ob jene auch die Geschwindigkeit auf zwei Meilen bringen könne. Stephenson habe auch diese Frage bejaht, aber in einem Tone, der jede weitere Frage abgeschnitten habe.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der berühmte Ingenieur damals schon überzeugt war, daß er eine noch größere Schnelligkeit erzielen werde, er durfte es aber nicht laut werden lassen; denn er wußte, daß die Gegner der Eisenbahnen sie als lebensgefährlich darzustellen suchten und eben mit dieser ihnen freilich unbegreiflichen Geschwindigkeit den Beweis der großen Gefährlichkeit zu führen unternommen hatten. Aber eben so gewiß ist es, daß er damals entfernt noch nicht daran dachte, man könne ohne besondere Gefährdung die Schnelligkeit bis auf 60 englische Meilen in der Stunde steigern!

Gegenwärtig ist die durchschnittliche Schnelligkeit der Express trains — Schnellzüge — in England 40 englische Meilen in der Stunde!

Stephenson hatte bei dem Baue der Liverpool-Mancheſter Eisenbahn nicht bloß die Vorurtheile des unwissenden Pöbels, nicht bloß die Fuhrmanns- und Wirthshaus-Opposition, sondern auch mehrfache wissenschaftliche Einwände zu bekämpfen. Man schlug nämlich vor, die Bewegung nicht durch laufende Maschinen — Locomotive — sondern durch stehende Maschinen zu bewirken, welche die Züge der Wagen an über Rollen gehenden Seilen bewegten. Ein Beispiel dieses Systems ist noch in Lüttich zu sehen, wo Eisenbahnzüge auf einer sehr steilen Ebene durch stehende Maschinen aufwärts gezogen werden. Man behauptete, die Locomotive — welche, wie oben erörtert wurde, sehr schwer sein muß, um auf den glatten Schienen sich fortbewegen zu können, weßhalb sie gewöhnlich 500 Centner jede wiegen — als todte Fracht, sei ein kostspieliges Instrument, da sie selbst eine starke Kraftentwickelung zur Fortbewegung erfordere und vielen Dampf ohne Noth verzehre. Stehende Maschinen erschienen wohlfeiler, besonders bei größeren Geschwindigkeiten. Stephenson beseitigte diesen Einwand durch den einfachen Satz: die stehenden Maschinen hätten die Reibung der Seile als Widerstand zu überwinden, und die geträumte Ersparniß werde unzweifelhaft in einen Verlust ausarten, da man auf je drei englische Meilen mindestens eine stehende Maschine aufstellen und sämmtliche Maschinen selbst für eine kurze Leistung jedes Mal vollständig heizen müsse.

Telford war damals der angesehenste Ingenieur Englands und an Kenntnissen und Gründlichkeit Stephenson überlegen, während der Vorzug und die Bedeutung des Letzteren hauptsächlich in seinem nüchternen Verstand lag. Dieser Mann war eifersüchtig auf die von seinem Collegen errungenen Resultate und wollte deßhalb etwas Anderes erfinden, — er bekämpfte zwar nicht die Locomotive

Digitized by Google

durch Dampf, er wollte aber Maschinen bauen, welche sich auf gewöhnlichen Chausseen bewegten. Die Regierung bewilligte zu diesen Versuchen 130,000 Pfund Sterling, um zwischen London und Birmingham die Poststraße dazu herzurichten. Als sie fertig war, fuhr Telford mit seinem Chausseedampfwagen wirklich nach Birmingham, — da sie aber, um nothwendige Reparaturen zu vollziehen, fast an jeder Schmiedewerkstätte anhalten mußte, so brauchte sie drei Tage und wurde von jedem Fuhrmanne überholt.

Auch diese Chausseedampfwagen suchte man vielfach zu verbessern und gab selbst im Jahre 1834 die Hoffnung nicht auf, das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Charles Dance fuhr mit einem solchen eigens construirten Wagen zwischen London und Greenwich, — da derselbe aber jedes Mal brach, so hatte diese Fahrt bald ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wer sich verläßt auf Erdengötter,
Wer ihrem holden Lächeln traut
Und viel auf Augblick hält, der schaut
In dem Kalender nach dem Wetter.

Stolz, Aberglaube, Zorn, Bewunderung, Geiz und Neid
Sind Alles, was sie sind, nur durch Unwissenheit;
Der Strom der Bosheit quillt aus Wahn und Unverstande;
Ein Thor sucht blindlings Ruhm im Labyrinth der Schande,
Im Müßiggange Ruh, und Zärtlichkeit in Brunst,
In todten Schätzen Trost, und Heil in Fürstengunst,
Verlernt, wenn er gefehlt, auch vor sich selbst erröthen,
Beugt ungescheut das Recht und zittert vor Kometen.

Verschiedenes.

Die silberne Hochzeit des mit Millionen begüterten Handelsherrn und zugleich Hamburgischen Senators Cäsar Godeffroy macht in Hamburg viel von sich reden. Der Polterabend hatte allein Tausende von Thalern verschlungen. Um einen schwachen Beweis für die Großartigkeit und Eleganz des Festes (des eigentlichen Hochzeitsfestes) zu liefern, meldet man, daß nicht weniger als 300 Personen durch 50 in mittelalterliche Tracht gleichmäßig eingekleidete Bediente auf Gerathen aus der Silberkammer des Gastgebers bedient wurden. Die Einladungen zur Festfeier hatten sich inzwischen nicht auf die zahlreichen Anverwandten des Godeffroy'schen Ehepaars und die in finanzieller Vermögenheit ebenbürtigen ersten Kaufleute Hamburgs beschränkt, sondern auch auf die Mitglieder des Hamburger diplomatischen Corps wie der Genossenschaft von Generalconsuln, Consuln und Viceconsuln sich erstreckt. Trotz der ungeheuern Festkosten dürfte der Senator Godeffroy mittlerweile noch immer bei den Festveranstaltungen seine Rechnung gefunden haben. Es sind nämlich mehrere Geschenke gefallen zu einem Einzelwerthe von 20- bis 25,000 Mark Banko. Man nennt in dieser Beziehung blos ein Diadem, ein mit Diamanten reich gezierten Halsgeschmeide und eine mit den kostbarsten Edelsteinen übersäete Brosche. Außerdem hat der österreichische Generalconsul Ernst Merck dem Hochzeitspaare sechs silberne Kandelaber zustellen lassen, die sowohl an Gediegenheit als an Ausstattung auf allgemeine Bewunderung Anspruch machen können. Da es inzwischen nicht die Absicht des Jubilars gewesen ist, noch sein konnte, aus der Festfeier irgend welchen Gewinn zu ziehen, so hat er nicht allein ein Legat gestiftet, sondern auch verschiedene Hamburger milde Stiftungen mit namhaften Geldspenden bedacht.

Logogryph.

Wir müssen den Poeten dienen,
Man trifft uns leicht auf Kopf und Hand;
Doch sind wir, ernst gemeint, erschienen
Auf Menschen nie, wie uns bekannt.

Legt man uns unsern Kopf zu Füßen,
Dann ist der Haushalt das Revier,
Wo wir zu Manchem dienen müssen,
Fast unentbehrlich sind wir hier.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 28. Donnerstag, den 6. März **1862.**

Der Erbherr.

(Fortsetzung.)

— Keine Zigeuner? rief der Graf, wieder außer Athem kommend. Ich bin in Galizien aufgewachsen und sollte keine Zigeuner kennen? Auf tausend Schritte erkenne ich den Cygan. Ich habe sie sprechen gehört, diese Schufte, diese — diese (es ward ihm schwer, das Wort zu finden oder auszusprechen) — diese Mordbrenner!

— Ich werde den Vogt hinschicken! — Nein, nein, Doctor! Sie selbst gehen! Das heißt, ich bitte Sie! Schaffen Sie mir die Leute fort! Mir wirbelt es im Kopfe! Sie kennen diese Teufel nicht! Fort mit ihnen! Fort!

Ich verließ den Grafen und begab mich nach dem angedeuteten Waldorte. Als ich auf die Wiesen kam, sah ich, daß mir mein Vogt bereits zuvorgekommen sei. Trotz der Hitze den Uniformrock bis hoch hinauf zugeknöpft, von seinem Spitze begleitet, ging er in den Wald, unfehlbar um die Zigeuner aufzusuchen.

Ich erwartete eine ganze Zigeunercolonie zu finden und traf nur fünf erwachsene Personen: ein altes Weib, welches dem Vogte den vollständig in Ordnung befindlichen Paß verdolmetschte, einen großen, bärtigen Mann in einem Dolman mit einer kleinen Meerkatze an der Leine, einen Burschen von etwa siebzehn Jahren, am Fuße der Eiche ausgestreckt, ein Weib von gegen fünfundzwanzig Jahren mit drei kleinen Kindern und ein etwa neunzehnjähriges Mädchen, im tiefsten Negligee sich die Haare flechtend. Als Beförderungsmittel besaß die Gesellschaft nichts als einen alten Klepper.

Ich sah den Paß und die sonstigen Papiere der Gesellschaft durch, fand Alles in der Ordnung und schickte mich an fortzugehen, nachdem ich den Zigeunern die Weisung gegeben hatte, möglich rasch ihren Stab weiter zu setzen. Da kam ein Bauer gelaufen, eine Bäuerin, dann Männer, Weiber, Kinder — dem Einen war ein Huhn, dem Andern eine Ente, ein Handtuch, ein Paar Stiefeln, eine Laterne und Aehnliches gestohlen Der eine Zigeuner hatte zwei der vermißten Hühner am Gürtel hängen; es fanden sich die Stiefeln, die Laterne, die Wäschstücke und es blieb mir folglich nichts übrig, als die Leute arretiren und nach dem Schlosse und ins Gefängniß bringen zu lassen.

Ich benachrichtigte den Grafen von der bevorstehenden Ankunft der braunen Gäste. Er war einige Minuten unschlüssig, dann sagte er:

— Der Zufall ist günstig, günstiger, als ich glaubte. Sie haben nunmehr eine gültige Ursache, das Volk gründlich von hier und aus der Gegend zu entfernen. Sie werden per Schub nach ihrer Heimat transportirt und kommen unterwegs keine Minute aus den Händen der Gendarmen los. Gut, gut; aber beeilen Sie sich, daß wir der Bande hier quitt werden.

Ich begann sofort das Verhör mit den beiden Zigeunern, während die Weiber und Kinder von der Wirthschafterin auf dem Wartesaal abgefüttert wurden.

Der ältere Zigeuner schien sehr gedrückt, bekümmert, mürrisch. Der Jüngling dagegen war in sichtbarer Aufregung.

— Wie heißt Ihr? fragte ich den Aeltern, auf den Paß blickend und die Feder zur Hand nehmend.

Digitized by Google

— Jukosch, gnädiger Herr. — Weiter? — Weiter nichts. — Hier steht Jukosch Bialko.

— Das ist kein Name, Herr. In der Jugend hatte ich sehr viel Weißes im Auge — das bedeutet Bialko. Ist kein Name, wie ihn die Christen führen.

— Seid Ihr kein Christ?

— O, ja; ich bin katholisch getauft und meine Kinder habe ich alle drei kaufen lassen, sowie meine Frau, die Maryśia heißt, statt Mabith, welches der Heidenname ist. — In Eurem Passe steht nicht, wo Ihr geboren seid! — Ich weiß es selbst nicht; aber es wird in der Bosnia gewesen sein. — Seid Ihr schon früher in dieser Gegend gewesen? — Nie, Herr. Ich habe nur in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, Bosnien und Serbien gewandert. — Womit ernährt Ihr Euch? — Ich bin Musikant und Kesselflicker. — Und nebenbei stehlt Ihr, wie ich gesehen. — Das haben Sie nicht gesehen! sagte Jukosch ruhig. — Die Hühner habe ich genommen, sagte der andere Zigeuner. Auch die Stiefeln und die Laterne und die Wäsche.

— Ich werde Dich schon fragen! Ist dies Euer Sohn, Jukosch? — Nein. — Oder Bruder? — Nein. — Ich bin kein Zigeuner, wie Sie bemerken, sagte der Bursch, dicht an mein Pult tretend. — Seine Augen sind blau! murmelte Jukosch. — Wie heißt Du? — Sandor und der andere Name ist Modrooki, antwortete Jukosch hastig. — Modrooki heißt Blauauge! rief der Jüngling. So heiße ich nicht. Ich heiße Reiseburg; Sandor von Reiseburg. — Staunend sah ich den Burschen an.

— Reiseburg? Dein Scherz ist sehr übel gewählt. Weißt Du, daß Du Dich auf dem Grund und Boden des Grafen von Reiseburg, daß Du Dich vor seinem Gerichte befindest? — Ich weiß es, rief der Jüngling, denn ich habe dieses Schloß, so wie ich in den Hof desselben kam, auf den ersten Blick erkannt. Endlich, endlich habe ich dies Schloß erreicht, wo das Elend, die Schmach des Unglücks mir abgenommen werden wird. Dies Schloß ist der beständige Traum meines Geistes gewesen, seit mein Vater und meine Mutter ermordet wurden! Hier werde ich Recht finden! Hier, wo mir jeder Winkel bekannt ist, hier können die Leute nicht wagen zu behaupten: daß ich, Sandor von Reiseburg, nicht mehr lebe, daß ich längst begraben im Todtengewölbe des Schlosses Piaskowa schlafe.

Ich war kaum meiner mächtig.

— Wer ist Dein Vater?

— Bruno, Graf von Reiseburg, erschlagen auf Piaskowa, in der Nacht, als das Schloß, 1846, von aufrührerischen Bauern niedergebrannt wurde. — Und Deine Mutter ist eine Zigeunerin?

Wer behauptet das? Meine Mutter war eine deutsche Freifrau, die Gattin meines Vaters. Ich kenne den Namen, wenn ich denselben höre. Jukosch sagte zu dem Jünglinge rasch, angstvoll einige polnische Worte. — Ihr schweigt und dürft nur Deutsch sprechen! — Er rennt blind in sein Elend, habe ich zu Sandor gesagt, erläuterte Jukosch. Ich habe seiner Ueberredung nachgegeben; bin mit den Meinigen in dies fremde, kalte Land gekommen, wo nichts frei ist — weder Wald noch Wiesen, ja selbst die Luft nicht — wo wir keinen Schritt gehen konnten, ohne von Häschern begleitet zu sein. Jetzt sind wir endlich am Ziele; aber statt des Glückes wird hier für Sandor Unheil blühen!

Ich kann sagen, daß das Wahrscheinlichste, was Sandor hätte vorbringen mögen, mir nicht halb so glaubwürdig, wie das Unwahrscheinlichste erschienen wäre: daß dieser zerlumpte Bursche ein Recht habe, den Namen von Reiseburg zu führen, daß er der rechtmäßige Erbe des ermordeten Grafen Bruno — des ältern Bruders des Grafen Lothar — und somit der wahre Erbherr und Eigenthümer der Reiseburg'schen Güter war. Diese Unwahrscheinlichkeit als Wahrheit angenommen, erklärte plötzlich Alles, was mir in dem Charakter des Grafen seltsam und unheimlich erschienen war.

Ich hatte zunächst die flüchtige Idee, den Grafen sofort herbeirufen zu lassen. Dann aber nahm ich ruhig mein Verhör wieder auf. Im Jahre 1846 — damals vor zehn Jahren — war Schloß Piaskowa von den rebellischen Frohnbauern überfallen, niedergebrannt, geplündert und in jener fürchterlichen Nacht war Graf Bruno sammt seiner Gemahlin ermordet. Das war mir nicht unbekannt. Ich hatte jedoch gehört, daß auch

Digitized by Google

Alexander, oder Sandor, der siebenjährige, einzige Sohn des Grafen ermordet worden sei. Hier stand ein junger Mensch, welcher behauptete, er sei jener Sandor, habe sich glücklich in den Wald gerettet, wo ihn Jukosch fand, und sei den Zigeunern als einer der Ihrigen gefolgt, nachdem alle Versuche, sich als der Sohn des Grafen Reiseburg geltend zu machen, gescheitert waren und Jukosch, sowie Sandor selbst, nichts als Stockprügel eingetragen hatten. Beweise für seine Aussage besaß Sandor keine, als daß derselbe, wie ich durch Proben ermittelte, ganz genau in unserm Schlosse Bescheid wußte.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

(Fortsetzung.)

Ein Ausschuß der Actionäre des Straton-Dampfwagens beschloß am 21. October 1833, vier Maschinen von den Gebrüdern Straton erbauen zu lassen und mit dem nächsten Frühjahre in Gang zu setzen. Die Actien dieser Gesellschaft — 3000 Stück zu 10 Pfund Sterling — wurden in 24 Stunden abgesetzt.

Eine weitere Gesellschaft bildete sich, um den von Dr. Church erfundenen Dampfwagen, welcher 50 Personen faßte, zwischen London und Birmingham, Manchester und Liverpool in Gang zu setzen.

Endlich hatte ein Herr Hancock einen sehr schönen Dampfwagen erbaut, der besonders gerühmt wurde und zwischen London und Brighton gehen sollte.

Mehrere andere Wagen folgten nach, — allein man fand die erste Ansicht, daß die ganze Erfindung unpractisch sei, nach und nach bestätigt. In keinem Falle war in Ansehung des Gütertransportes eine Concurrenz für die Eisenbahnen zu befürchten, da bekanntlich dieselbe Kraft auf der glatten Eisenbahn 14mal mehr fortschafft als auf der Chaussee.

Die Reisenden betreffend, hätte dieser Unterschied nicht so viel zu bedeuten, — aber hier ist zu berücksichtigen, daß der Chausseedampfwagen nur halb so schnell fährt als der andere und immerdar häufigen Unfällen ausgesetzt bleibt, was auch immerdar bei den vielen angestellten Proben der Fall war, weßhalb diese Wagen bald vollständig beseitigt wurden.

Aber jetzt drohte eine abermalige neue und vielversprechende Erfindung des englischen Ingenieurs Vallance dem jungen Verkehrsinstrumente einen vorzeitigen Tod. Es sind dieses die sogenannten atmosphärischen Bahnen. Zwischen die beiden Schienengleise sollte eine Röhre gelegt werden von 15 Zoll Durchmesser. Man nahm an, daß, wenn diese Röhre an einem Ende mit einem beweglichen Stempel geschlossen wurde, und man am andern Ende durch eine stehende Dampfmaschine die Luft aus der Röhre pumpte, so müsse sich der Stempel mit einem Drucke von 2700 Pfund in der luftleeren Röhre vorwärts bewegen. Die Röhre selbst hatte einen geradlinigen Einschnitt, der wieder mit Lederklappen geschlossen war, — man nannte sie die Lippen des Cylinders Am Stempel war ein Stiel befestigt, der also mit jenem sich vorwärts bewegte und die Wagen nach sich zog, indem er bei dem Vorwärtsgehen die Lippen öffnete, welche wieder, wenn der Stempel durchgegangen war, durch einen besondern Apparat zugedrückt wurde und um den Verschluß luftdicht zu erhalten, mit einer klebrigen Salbe bestrichen werden mußten.

In Frankreich, wo Arago sich lebhaft für dieses System interessirte, und in England, wo diese Bahnen viele Gönner fanden, wurden kleinere Bahnen nach dieser Construction ausgeführt, — man hoffte sie nicht nur wohlfeiler zu bauen, sondern auch wohlfeiler zu betreiben, — aber auch hier vernichtete Stephenson mit einem einzigen Schlage das ganze System, indem er bewies, daß die atmosphärischen Bahnen Nichts seien als verkappte Seilbahnen mit siehenden Maschinen. Statt eines über Rollen laufenden Taues zog man nämlich die Wagen mit der luftleeren Säule im Cylinder. Bald hatte die Erfahrung gelehrt, daß man eine weit höhere Kraft nöthig habe, die Luft aus der Röhre zu pumpen, als wenn man die Wagen an Stricken über Rollen gezogen hätte, und man berechnete, daß man bei einer solchen Bahn zwischen London und Edinburgh, wo es jetzt nur 70 Anhaltstationen gibt, 150 doppelte Maschinenstationen hätte errichten

Digitized by Google

und jede Maschine mit 400 Pferdekraft ausstatten müssen.

Jetzt endlich hatte Stephenson alle Einwendungen gegen die Locomotiv-Bahnen beseitigt, und nun verging kein Jahr, ohne daß die Locomotive und Eisenstraßen in irgend einer Weise vervollkommet worden wären. Die erste in Amerika erbaute Maschine bewegte sich auf der am 2. October 1833 eröffneten Süd-Carolina-Bahn zum ersten Male auf den Schienen, — sie hatte keinen Tender, sondern führte Holz und Wasserbehälter auf dem Kessel. Die Radspeichen waren von Eichenholz und mit schmiedeeisernen Reifen beschlagen. Nach wenig Fahrten lösten sich diese Reifen, und die zusammenfallenden Räder wurden durch gußeiserne ersetzt; — bald aber zersprang diese Locomotive und machte einer besser construirten Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird Alles beim Alten bleiben;
Dummes aber vor's Auge gestellt
Hat ein magisches Recht:
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Wenn ein Narr zum Weisen wird, läßt ihn Narr und Weiser stehn.
Wenn der Weise wird ein Narr, ist er beiden gern gesehn.

Verschiedenes.

Nach einer ausführlichen Mittheilung des Pariser „Moniteur des Hopitaux" hat die Anwendung von Jodeinathmungen überraschend heilsame Erfolge bei Lungenschwindsucht. Ein eben so einfaches als sinnreiches Instrument löst das Jod in Dämpfe auf und führt diese in die kranke Lunge ein. Der Kranke gewöhnt dieses Organ vorher an das mächtige Heilmittel durch Rauchen von jodirten Cigarren. Daß das Jod sich in dieser Verwendung bewähre, sei von der kais. medicinischen Facultät in Paris und der königl. Akademie in Brüssel anerkannt.

In diesen Tagen kam ein fein gekleideter Mann in das Haus des Polizeidirectors von Kopenhagen, Conferenzrath Braestrup, und ließ sich bei denselben melden. Der Diener bat ihn, etwas zu verziehen, da gerade eben Jemand vorgelassen worden sei. Der Fremde, der bereits seinen Ueberrock ausgezogen und ihn an einen Kleiderständer aufgehängt hatte, äußerte jedoch, dann wolle er lieber morgen zurückkommen, nahm seinen Rock vom Ständer wieder herab, zugleich mit diesem aber auch den darunter hängenden Ueberzieher des Polizeidirectors, und entfernte sich sofort mit beiden Röcken. Der Bediente hatte das Kunststück so wenig bemerkt, daß der Diebstahl erst später entdeckt wurde, als Herr Braestrup seinen Ueberrock vergebens suchte.

(Bauern-Praktica.) In Mannheim wurde dieser Tage ein artiges Schelmenstückchen entdeckt; ein Bauer hatte an einen hiesigen Gastwirth eine Fuhr Heu verkauft und wurde der Wagen sammt Inhalt auf der an der Rheinbrücke befindlichen großen Waage gewogen, um nach Entleerung seines Inhalts und Verwiegen des leeren Gefährts das Netto-Gewicht des Heues zu ermitteln. Da fällt es einem der Umstehenden ein, sich für den Duft des Gaulfutters zu interessiren, er machte einen Griff unter die Blahe, erfaßte aber statt Heu — einen Stiefel, der sich sammt lebendem Anhängsel schnell zurückzog. — Der gute Bauer hatte jenseits des Rheins vier Leute engagirt, die sich unter der Decke auf das Heu legen mußten und mitgewogen wurden; solche wären unterwegs verschwunden und der Empfänger um beiläufig sieben Ctr. Heu geprellt worden, statt dessen nun der schlaue Verkäufer sammt Helfern gerichtlicher Belohnung ihres feinen Handwerksvortheils entgegensehen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 27:
Reime, Eimer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 29. Samstag, den 8. März **1862.**

Glosse

über Unglück, Glück und Mode.

Das Glück ist rund und leicht,
Das sagten schon die Alten,
Weil's jedem Stürmchen weicht;
Wo's stürmt, ist's nicht zu halten,
Schnell wie der Blitz ist's fort.
Wer's dauernd will besitzen,
Muß es am stillsten Ort,
Vor jedem Störer schützen.

Das Unglück aber ist
Bleischwer und scharf, wie Waffen.
Es weichet nur der List,
Wenn Kraft und Muth erschlaffen;
Es reißt, als finstrer Gast,
Uns aus den schönsten Träumen,
Zerstört die Saat mit Hast
Im hoffnungsvollsten Keimen.

Die Mode flickt und macht
Das ganze Jahr Projekte;
Ach, wenn sie doch, bedacht,
Was Rechtes auch bezweckte!
Ihr wär's vielleicht ein Spiel,
Das Glück für die Verehrer
Zu ändern, 's dürfte viel
Unrunder sein und schwerer;

Dafür das Unglück, rund,
Recht leicht und ohne Krallen,
Dann jauchzte jeder Mund
Der Mode Wohlgefallen.
Stets dreht und drechselt sie
Hier und in allen Ländern.
Warum will sie denn nie
Unglück und Glück verändern?

Der Menschheit Bestes nur
Will sie, das glaub' ich gerne, —
Macht darum uns die Cur
Auf diesem dunklen Sterne.
Ein Kleeblatt seltner Art
Ist Unglück, Glück und Mode:
Das Unglück raubt, Glück spart,
Verschwend'rin ist die Mode.

F. — lr. —

Der Erbherr.

(Schluß.)

Nachdem ich meine Untersuchung nach der Lage der Sache völlig zu Ende geführt hatte, blieb mir nur noch übrig, den Grafen von einer Angelegenheit zu benachrichtigen, welche ihn so nahe berührte. Ich hielt es jedoch, immer in der vorgefaßten Empfindung, daß ich die Spur eines furchtbaren Verbrechens in der Hand halte, für gerathener, zunächst die Wirkung meiner Neuigkeit auf Kuba — den Vertrauten des Grafen, zu prüfen.

Ich ließ den Polaken holen, angeblich zum Dolmetschen. Sowie die finstere Gestalt ins Zimmer trat, stieß Sandor einen kurzen Schrei aus und wich zurück. Dann aber rief der Bursch:

— Dieser ist es! Dieser Mann hier! Das ist er, wie er meinen Vater mit der Axt erschlug, wie er meine Mutter über das Treppengeländer hinabwarf ins Feuer, wie er mich verfolgte im Walde!

Bei dieser unerwarteten Wendung hielt ich Kuba fest im Auge. Er, welcher sich immer gestellt hatte, als verstehe er kein Deutsch, begriff augenscheinlich sofort jedes Wort und schlug in haarsträubendem Entsetzen die erhobenen Hände zusammen.

— Maly Urabia! stammelte er. Der kleine Graf!

— Erkennst Du mich, Mörder? rief Sandor, auf ihn losspringend. Kuba riß sich von ihm los, lief über den Schloßhof und nach der von dem Grafen bewohnten Abtheilung des Schlosses. Nach einigen Minuten kam der Hofmeister und beschied mich zum Grafen.

Ich gestehe, daß mir eine eigenthümliche Empfindung kam, nicht Furcht; aber ich sah, daß der Graf die zwingendsten Gründe haben könne, mich stumm, todt zu wissen. Vielleicht konnte er sich des jungen Sandors sicher entledigen — wie aber kam er von mir los? Ich steckte mein scharfes, blankes Papiermesser in die Rocktasche und ging.

Der Graf ließ eine Viertel-, eine halbe Stunde auf sich warten. Unruhig ging ich in seinem Zimmer auf und ab. Endlich erschien er, höchst aufgeräumt, lustig, mit brennenden Wangen und zitternden Händen.

— Nun! Par Dieu! rief er, mit ausgespreizten Beinen, die Hände in den Taschen, sich vor mich stellend. Was sagen Sie, Herr hochnothpeinlicher Halsgerichtsmensch? Gestehen Sie, daß das stark, sehr stark ist! — Sehr stark! — Und daß mein Kuba, dieser bestialische Tölpel, glaubt, die Todten stehen wieder auf! — Die Todten stehen wieder auf! sagte ich unwillkürlich. — Wer, Teufel! erlaubt Ihnen, Doctor, fortwährend meine letzten Worte zu wiederholen? — Ich will nicht hoffen, Herr Graf, daß Sie bereits angefangen haben, Ihre „letzten Worte" zu sprechen! sagte ich mit festem Blick.

Der Graf sah mich an. Er ward bleich, stumm. Er schien gar kein Wort mehr finden zu können. Nach einer schrecklichen Pause ging er hinaus und kam mit vier oder fünf Weinflaschen zurück. Er schenkte ein, trank in gierigen Zügen und bot mir schweigend ein gefülltes Glas.

— Trinken Sie! rief er rasch. Wie gesagt, so viel sehen Sie ein, für Verrückte sind Sie nicht verantwortlich und ich auch nicht. Sie haben ganz Recht, das hätte Ihnen, Ihnen ganz wohl auch passiren können. Und nun wollen wir diesen Unsinn glatt machen! Ich konnte nicht antworten. In mir war nur eine, Alles übertönende Stimme: „Brudermörder!" — Wir sind immer gute Freunde gewesen, Doctor! Du bist ein vernünftiger Mann, Freund — ich überlasse Dir Alles, Du weißt das am besten einzurichten. Es gibt genug Feinde von mir, denen es höchst erwünscht wäre, wenn dieser Unsinn Eclat machte. Bestimmen Sie selbst, wie viel Sie brauchen, um diese Vagabunden sicher über die österreichische Grenze zu bringen. Sie gehen selbst mit, mir zu Gefallen!

— Herr Graf, ich thue Alles, was ich kann, wenn ich Ihnen sage: lassen Sie die Wahrheit walten! Decken Sie Ihre Karten auf, bevor man sie Ihnen mit Gewalt aufdeckt. — Das wollen Sie? — Ich spreche nicht von mir! Mord, hören Sie, Mord hat tausend Stimmen. — Nur eine, nur zwei, und die sollen schweigen! rief der Graf außer sich.

Ich schauderte. Das war ein Geständniß, ein unwiderrufliches. Nicht allein Kuba — auch er war schuldig — er allein, der Anstifter!

Er verließ das Zimmer und kam nicht wieder. — Ich ließ ihn suchen — er war in den Wald gegangen und befand sich noch um Mitternacht nicht auf dem Schlosse. Ich schlief erst spät gegen Morgen ein. Da weckte mich ein wilder Tumult auf dem Schloßhofe — Kuba hatte sich erschossen. Es lag mir natürlich ob, den Körper gerichtlich aufzuheben.

Kuba lag auf seinem Bette in seiner kleinen Kammer im ersten Stockwerke. Die Pistole lag auf dem Fußboden. Der Polak war völlig angekleidet. Er sah schrecklich aus, denn die ganze untere Kinnlade war zerschmettert. Als ich ihn aufnehmen ließ, erfolgte ein markdurchdringendes Geheul, so daß die beiden Träger den Körper fallen ließen — der Polak lebte noch, war noch bei Besinnung. Er deutete auf das offenstehende Fenster, und als ich hinausblickte, lag unten im Garten — der Graf. Der Zusammenhang war nicht schwer zu finden, als der Graf herbeigebracht wurde. Er war heimlich aufs Schloß gekommen, hatte auf Kuba die Pistole abgefeuert, hatte denselben todt geglaubt und seinen Weg — um Kuba als Selbstmörder erscheinen zu lassen — durch das Fenster genommen. Er sprang jedoch so fatal, daß der rechte Oberschenkel brach.

Der Graf war stumm, ruhig und gefaßt.

Digitized by Google

— Geben Sie sich keine Mühe, Doctor! sagte er, als ich ihn in Gegenwart des blutigen Schreckbildes, des Polaken, verhören wollte. Sehen Sie den Hund an; habe ich ihn nicht vortrefflich bedient? Sie brauchen ihn nicht zum Nicken des Kopfes et caetera zu bewegen. Ich sage Alles selbst. Dieser Kuba Torowaczy hat meinen Stiefbruder und seine Frau abgethan. Nichts mehr davon. Dieses Thier vollzog zunächst einen Act der Rache; denn mein Bruder hatte ihn, ungerechter Weise glaube ich, auspeitschen lassen. Aber merken Sie wohl — Kuba agirte mit meinem Wissen, in meinem Interesse. Betrachten Sie mich also genau, Doctor, wenn Sie noch keinen Brudermörder gesehen haben!

Ich schauderte zurück.

— Recht so, Doctor! Und wer war am Ende die verfluchte Ursache von Allem? Ein Geldwolf, ein Wucherer, der Vater der „Jüdin", meiner Frau, welcher mich, den besitzlosen, tief verschuldeten jüngeren Sohn, in seiner Gewalt hatte und mich mit seiner schönen Tochter lockte, als ich zurückschauderte, mich zum Erb- und Majoratsherrn zu machen. Sie weiß Alles, diese „Jüdin", sie weiß es längst. Und jetzt lassen Sie den Jungen kommen, den Sandor. Er soll sehen, wie sein Onkel stirbt.

Der Graf hatte sich, bevor er Kuba schoß und floh, mit Gift versehen. Er hatte eine solche Dosis Arsenik genommen, mit welcher eine ganze Dorfschaft sich hätte vergiften können. Er starb, als Sandor kam. Erst nach drei Tagen verschied der eiserne Polak.

Die Gräfin aber brachte ich nach Lemberg zu ihren Eltern, nachdem zuvor der „Zigeuner" in seine Rechte feierlich eingesetzt worden war. Jukosch und die Seinigen kehrten reich beschenkt nach Piaskowa zurück.

Landwirthschaftliches.

In Nr. 25 des Unterhaltungsblattes ist ein Mittel angegeben, um die Tragknospen und Blüthen der Obstbäume im Frühjahre gegen Erfrieren zu sichern.

Da dasselbe aber auf einer falschen Ansicht beruht, dürfte es erwünscht sein, diese Sache nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft und Erfahrung näher zu erörtern, besonders um die Garten- und Gutsbesitzer aufmerksam zu machen, daß sie nicht eine umständliche Arbeit vornehmen lassen, welche von keinem Erfolge begleitet sein kann.

Diese seit 100 Jahren bekannte und alljährlich wieder neu auftauchende Marotte eines Franzosen widerspricht jedem Gesetze der Vegetation.

Schon vor acht Jahren habe ich in meiner Preisschrift: „Die Lebensdauer der Kulturpflanzen, Berlin 1854," gesagt und, veranlaßt durch sachverständige Gegner, seither an andern Orten bewiesen, daß der Saft in den Bäumen im Frühjahre nicht aus den Wurzeln aufwärts steigt, sondern, in allen oberen Theilen der Holzpflanzen liegend, schon vom Spätjahre durch die Kälte verdickt, durch die Frühjahrswärme flüssig werdend, (Zuckersaft) in die Wurzeln hinab geht, um zwischen Holz und Rinde Callus (neue Holzringe) zu bilden und neue Saugwurzeln hinauszustoßen; erst um Johanni, was man im gemeinen Leben den „zweiten Safttrieb" nennt, beginnt das Aufsteigen, das eigentliche Nahrungszuschnehmen der Bäume.

Wie durch die genaue Kenntniß der Art des Saftumlaufs sich viele Folgerungen für die Obstbaumzucht herleiten und viele hortulanische Operationen, namentlich bei Veredlungen und dem Baumschnitte ꝛc. mit dem größten Vortheile ausführen lassen, so ist es auch möglich, jede gegentheilige Ansicht zu widerlegen.

Der Glaube an einen aufsteigenden Saft im Frühjahre ist aber im Volke so fest eingewurzelt:

„Um den Tag Sebastian
„Fängt der Saft zu steigen an,"

daß es schwer hält, mit der Wahrheit durchzudringen.

Von den vielen Beweisen daher hier nur einige der treffendsten: a) Unterbindet man mit Draht einen kräftigen Ast im Frühjahre, so wird der in dessen Nähe befindliche Theil oberhalb dicker werden, unterbindet man aber nach Johanni, so wird die untere Rinde anschwellen.

b) Jedes im Frühjahre aufgesetzte Edel-

Digitized by Google

reis theilt zuerst seinen Saft (Callus) dem Baume mit, was man bei genauer Beobachtung deutlich erkennen kann, während das nach Johanni eingesetzte Edelauge nur von dem Safte ernährt werden kann, der aus den Wurzeln aufwärts steigt.

c) Ein im Frühjahr abgehauener Baum, namentlich Pappeln, Weiden u. dgl., treibt auf dem Boden liegend noch Zweige, dürrt aber augenblicklich, wenn er im Laufe des Sommers abgehauen wird.

d) Zieht man bei großer Kälte den Ast eines vor einem Hause stehenden Weinstocks durch eine kleine Oeffnung in das warme Zimmer, so wird die Rebe in kurzer Zeit Triebe entwickeln, während der Stock selbst, hart und fest eingefroren, der vegetirenden Rebe den nothwendigen Lebenssaft nicht zuführen kann.

e) An kalten, z. B. tief und nördlich gelegenen Bergwänden oder Thälern, wo der Boden lange in das Frühjahr hinein hart gefroren bleibt, treiben die Bäume bei milder Frühjahrsluft zu gleicher Zeit mit denjenigen aus, welche in offenem, nicht gefrorenem Boden stehen.

Es ist demnach freilich leicht anzurathen und auszuführen, die Wurzeln durch Aufhalten der Wärme, mittelst Auflegen von Dung, Eis u. dgl., in Uuthätigkeit zu erhalten, weil sie um diese Zeit — — in keiner Thätigkeit sich befinden, — aber — der obere Theil läßt sich durch diese Prozedur nicht hemmen, ja es lassen sich sogar abgeschnittene Zweige ohne Wurzeln in Wasser und im Zimmer zum Treiben bringen, bis der in ihnen liegende Saft sich vollends verbraucht und zu Trieben und Blättern ausgebildet hat.

Nach diesem ist ersichtlich, daß das angegebene Mittel, um das Austreiben zu verspäten, resp. die Blüthen vor dem Erfrieren zu sichern, gar keine Wirkung äußern kann, jede deßfalls angewendete Mühe vergeblich sein würde.

Dochnahl.

Verschiedenes.

Vor einiger Zeit erschien ein interessantes Kärtchen von Deutschland, auf dem die Grenzen nach den verschiedenen Getränken, je nach ihrem Vorherrschen, gezogen sind. Der Schnaps ist mit Blau bezeichnet und herrscht noch über die ganze norddeutsche Tiefebene, indem die Farbe nach Norden und Osten in ein immer tieferes Indigoblau übergeht. Das braune Bier hat seinen Hauptsitz in Bayern und Böhmen, und seine Grenzen erstrecken sich von dort nach Mittel- und West-Deutschland. Der Wein endlich mit purpurrother Farbe florirt am Rhein, an Donau, Neckar, Main und Mosel, während Elbe, Oder und Saale nur ein schwaches Contingent an Meißner, Grüneberger und Naumburger stellen.

Während italienische oder französische Sänger, wenn sie in Deutschland auftreten, selten oder niemals ihre väterlichen Namen verstümmeln, bekunden deutsche im Auslande in diesem Punkt wenig Nationalgefühl. So sind denn auch jetzt in Paris die Wienerinnen Schmidl und Bärtl als Signora Fabrini und Signora Bertelli erschienen.

Zwei Landstreicher zogen eine Straße dahin und riefen einem, ein anstoßendes Feld besäenden Bauern zu: „Muth, Freundchen, wir werden bald die Früchte deiner Arbeit ärndten.“ Der Bauer erwiderte: „Ihr habt Recht, denn ich säe Hanf.“ —

Dreisilbige Charade.

Die ersten Beiden sind der Kinder Lust;
Wenn Du den Beiden folgen mußt,
Wirst pflichtgetreu Du auf ihr Rufen hören,
Sollt' es Dich auch in süßer Ruhe stören.
Doch wären sie ohn' meine Dritte stumm.
Man bringt, um diese zu erlangen,
Den, der es trägt, stets ohn' Erbarmen um,
Wenn man zuvor, oft listig, ihn gefangen.
Aus der geheimen Werkstatt der Natur,
Ist Dir das Ganze doppelt zugekommen;
Bekannt ward jeder Laut, den Du vernommen,
Dir stets durch seine Hülfe nur.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 30. Dienstag, den 11. März **1862.**

Blind und doch sehend.

1.

Ein junger Arzt.

Hat so ein Jünger Aeskulap's seine Medicin „durchaus studirt mit heißem Bemühen“ und zwar nicht blos als eine „melkende Kuh, die ihn mit Milch und Butter versorgt,“ sondern aus warmer Begeisterung für den ärztlichen Beruf, und tritt er nun in das Leben hinaus — mit welchen hochherzigen Träumen begrüßt er den Ort, den er sich zum Wirkungskreis erkor! Wie sieht er sich im Geiste schon als rettender Engel walten in den Häusern der Preßhaften und Elenden! Und sein Busen schwillt höher als je von Begeisterung für seinen edlen Beruf. Aber nur zu oft ist dieses Busenschwellen an der Schwelle seines Wirkungskreises sein letztes Glück, und eine fürchterliche Wirklichkeit voll Sorge, fruchtloser Mühe und fehlgeschlagener Hoffnungen läßt ihn ferner zu keinem freudigen Aufathmen kommen.

So erging es dem jungen Doctor Rudolf Grimm, der vor etwa zehn Jahren aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau, wo er nach bereits bestandenem Staatsexamen noch einen praktischen Cursus in den dortigen berühmten klinischen Anstalten gemacht hatte, heimkehrte in seine Vaterstadt, einen großen nordostdeutschen See- und Handelsplatz, um da seine Laufbahn als prakticirender Arzt zu beginnen. Im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit fühlte er sich zu der Hoffnung berechtigt, bald eine Praxis zu gewinnen, die ihm wenigstens ein bescheidenes Auskommen gewährte. Ganz und gar an seine Wissenschaft hingegeben, war er der Welt fremd geblieben und wußte daher nicht, daß dem Arzte seine Tüchtigkeit allein noch nicht zu einer Praxis verhelfe, daß er dazu, namentlich in einer Großstadt, eben so sehr der Empfehlung als der äußern Repräsentation, oder doch einer besonderen Gunst der launenhaften Glücksgöttin bedürfe. Rudolf aber war arm und in seiner Vaterstadt unbekannt. Seine Aeltern, „dunkle Ehrenleute,“ waren längst todt, und seine einzige noch lebende Verwandte, seines Vaters Schwester, war zwar eine reiche, kinderlose Wittwe, aber gänzlich mit ihm entzweit, seit er wider ihren Willen von der Theologie sich der Medicin zugewendet hatte. Früher hatte sie den verwaisten Jüngling nothdürftig unterstützt, von jenem Wechsel an aber ihre Hand völlig von ihm abgezogen. Nur eine kleine Erbschaft, die ihm gerade zugefallen war, hatte es ihm möglich gemacht, seine Studien fortzusetzen; dieselbe war aber auch fast Null für Null dabei aufgegangen.

Daß in der Töpferstraße Nr. 8 ein neuer Doctor eingezogen, war zwar auf dem runden Messingtäfelchen zur Seite der Hausthür unter dem Nachtklingelzuge zu lesen, und das Intelligenzblatt verkündete es auch männiglich im Weichbilde der Stadt. Aber wer nahm Notiz davon? Hätte Rudolf sich nur auf etwas Charlatanerie verstanden, hätte er z. B. auf sein ehrliches Gesicht und seinen Titel sich eine zierliche Equipage geborgt und wäre damit durch die Straßen gerasselt, als hinge das Leben von fünfzig Kranken an seinem Erscheinen, so würde er nicht lange auf gute Kundschaft zu warten gebraucht haben. Aber er war ein so grundehrliches Blut, daß er selbst vor der unschuldigsten Anwendung des „mundus vult decipi“ zurückbebte. So kam es, daß er ein halbes Jahr nach

Digitized by Google

seiner Niederlassung außer einigen Armen, deren Honorar ein Vergelt's Gott war, nicht einen Patienten hatte. Dabei hatte er nicht nur seine Kasse wie seinen Kredit erschöpft, sondern auch, um nur sein Leben zu fristen, ein Kleidungsstück nach dem andern versetzt, und zuletzt sogar seinen kostbaren Schatz, seine Instrumente, die ihm in Wien baare dreihundert Gulden gekostet, zum Leihjuden schaffen müssen, um seine Miethe bezahlen zu können.

Es war wenig Tage nach diesem für ihn so traurigen Act, als er gegen Mittag hungrig vor seinem Koffer kniete und nach etwas Versetzbarem suchte, damit er nicht eines seiner theuren Bücher zum Antiquar tragen müßte, um sich eine Mahlzeit zu erzeugen. Da fiel ihm ein alter Schlüssel in die Hand. Obgleich dies kein Gegenstand war, der ihm helfen konnte, so behielt er ihn doch lange in der Hand und betrachtete ihn. Es war der Schlüssel zu seinem Vaterhause, das sich im Besitz seiner Tante befand und wo er ein Ausgestoßener war. Er hatte sich ihn als Gymnasiast, da er noch bei der Tante gewohnt, machen lassen, weil sie das Haus Tag und Nacht verschlossen hielt. Voll herber Erinnerungen wog er ihn noch in seiner Hand, als die Thür aufgerissen wurde. Den Schlüssel in den Koffer werfend, sprang er auf, um in die ausgebreiteten Armen eines jungen Mannes zu fliegen, dessen ganze äußere Erscheinung einen Künstler verrieth.

„Adolf, Du hier?“ rief der Doctor.

„Freilich, mein Junge“ — war die Antwort — „freilich bin ich auch einmal in's heimathliche Nest geflogen. Donna Roma wollte mich lange nicht aus dem Garn lassen, aber endlich siegte Mutter Germania mit Hülfe einer blauäugigen Maid, die von der berliner Schloßfreiheit aus das Zaubernetz der Tiber-Circe so lange bearbeitete, bis keine Masche daran mehr ganz war. Seit zwei Monaten hab' ich mich bei Sauerkraut und Pellkartoffeln wieder mit dem vaterländischen Fortschritt im Sande au kait gesetzt, und seit vierzehn Tagen tret' ich mit besonnenem Fortschritt das vaterländische Pflaster. Hatte keine Ahnung davon, daß Du hier wärest; ein Geschäft, das ich mit einem in der Nähe wohnenden krautschüssigen Sohn Albions habe, führte mich an diesem Hause vorüber, und ein Blick auf Dein blankes Schild sagte mir, daß Du hier wohntest. — Nun sag', wie geht es Dir?“

Rudolf erzählte dem Jugendfreunde Alles.

„Armer, armer Junge!“ rief Adolf, als der Erzähler schloß, „Du siehst wahrhaftig aus wie das Hungerleiden von Irland. Das Versetzen oder Bücherverklopfen steck' einmal vor der Hand auf — mit Baarem kann ich Dir im Augenblicke zwar auch nicht helfen, aber glücklicherweise hab' ich unbeschränkten Kredit bei der Mutter Brummeisen an der Schifferallee. Dort kannst Du Dich mit mir atzen. Komm!“

Rudolf, schon zum Ausgehen fertig, folgte. Sein fadenscheiniger Anzug erregte Adolf's Bedauern von Neuem. „Ein so grundgescheidter Junge wie Du,“ sagte er, „sollte ganz anders floriren. Sag' einmal, hast Du Dein Glück nicht bei denen Weiblein versucht? Hast nicht beherzigt, was Meister Mephisto Deiner Gilde empfiehlt? „Besonders lernt die Weiber führen!“ Hast nicht gelernt „das Pülslein wohl zu drücken“ et cetera, et cetera?“

„Mir ist das Weib zu ehrwürdig für solch loses Spiel!“

„Ei! volenti non fit injuria — aber nun sage mir Einer, die Beschäftigung mit den naturalibus mache hartfühlig! Weiter als Du Naturalist kann ja eine jungromantische Nachdichterseele, die im gottseligen Abscheu vor Allem, was Fleisch heißt, allerzartest erstirbt, das Zartgefühl nicht treiben wie Du. A propos — hast Du noch kein Liebchen, keine Braut?“

Rudolf verneinte.

„Auch nicht gehabt?“

Rudolf verneinte wieder und fügte hinzu: „Bis jetzt hab' ich meine Liebe ganz meiner Wissenschaft gewidmet. Und in meiner Lage ist es auch ein Glück, daß ich kein anderes Wesen an mein Geschick gefesselt.“

„Wer weiß, ob das ein Glück ist,“ versetzte Adolf; „vielleicht hätte Dir so ein liebes, blondes oder braunes Lockenköpfchen längst auf die rechten Sprünge geholfen. Du bist — nimm mir's nicht übel — bei' Deinem vielen Studiren ohne Wein und Mädchen doch ein wenig geworden, was man ein ge-

Digitized by Google

lehrtes Rhinozeros nennt. Und darin liegt zum Theil Dein Unglück. Die Liebe würde Dich emanzipirt, ein feines Liebchen Dich aus der Pelle der Pedanterie herausgeschält und außerdem mit manchem Stück Societätsphilosophie ausgerüstet haben. Ein rechtes Weib geht und steht viel sicherer in der Gesellschaft als Unsereiner — ich wollt', ich könnte Dich heute noch verliebt machen."

„Damit mein Elend vollends den Boden verlöre" — sagte Rudolf — „nein, Freund, ich habe schon meinen Entschluß gefaßt, in Kurzem geht ein Wallfischfänger nach den arktischen Gewässern ab, da will ich als Schiffsarzt mit."

Adolf blieb stehen und sah den Freund mit großen Augen an. Dann sagte er: „Komm geschwind, daß Du eine Hammelkeule in den Magen bekommst, denn nur der Hunger konnte Dir einen solchen Seehundsgedanken eingeben!"

Damit zog er den Muthlosen rascher mit sich fort. Bald erreichten sie den Hafendamm, von welchem eine schattige Allee zu einem freundlichen Häuschen führte, das den Hungernden würzigen Speisenduft entgegen sandte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

(Fortsetzung.)

Zwei wichtige Erfindungen bei dem Baue der Locomotiven verdankt man den französischen Ingenieuren Séguin und Pelletan.

Die ersten, welche erbaut wurden, waren nämlich unförmlich groß, man erzeugte den Dampf in verschiedenen Röhren, die mit Wasser angefüllt waren, und um welche die Flamme spielte. Séguin construirte seine Maschinen in umgekehrter Form, wodurch es möglich wurde, Maschinen-Kessel von verhältnißmäßig sehr geringem Umfange und mit noch größerer Kraftentwickelung herzustellen. Um sodann den Verbrennungs-Prozeß im Herd zu steigern, muß ein starker Luftzug hergestellt werden, wozu man entweder einer hohen Esse oder eines Blasbalges bedurfte. Jene hätte jedenfalls den Gang der Maschine unsicher gemacht und sehr hohe Tunnel verlangt, — dieser hätte der Locomotive einen Theil ihrer Kraft entzogen, aber Pelletan leitete den von dem Cylinder ausgestoßenen und verbrauchten Dampf in den Schornstein und erzeugte dadurch den nöthigen Luftzug.

Es ist hier der Ort nicht, die einzelnen Verbesserungen aufzuzählen, welche nach und nach an der Locomotive angebracht wurden und diese so unendlich wichtige Maschine so unbegreiflich schnell aus den anfänglich schwachen Keimen, aus dem Stande der Kindheit über die Jünglingsjahre hinweg in das volle kräftige Mannesalter drängte. Wir müssen uns des Raumes wegen auf einige allgemeine Andeutungen beschränken, indem wir die hauptsächlichsten Resultate aufzählen.

Im Anfange wog eine Locomotive nur 100 Centner, — bald steigerte man ihre Last auf 140, 160, 200, 240, endlich auf 360 und nun in der neuesten Zeit gar auf 500 Centner. Natürlich mußten auch die Schienen viel stärker werden, und ihr Gewicht nahm in gleichem Verhältnisse zu und stieg die Länge eines Meters von 24 Pfund auf 32, 36, 46, 68 bis 74 Pfund und selbst noch weiter. Auch die Spurweite wurde größer und ebenso der Durchmesser der Räder, das war unbedingt nöthig nach dem Verhältnisse der beständig steigenden Zunahme der Geschwindigkeit.

Der Nutzen der Eisenbahnen trat von Jahr zu Jahr mehr hervor und wurde durchgreifender, und so war es selbstverständlich, daß sie immer mehr und mehr benutzt wurden; — in gleichem Verhältnisse mußte die Zahl der Wagen vermehrt werden, welche eine Locomotive zu schleppen hatte, und darum mußten Maschine und Bahn stärker werden. Früher hatten durchschnittlich die Locomotiven 193 Pferdekraft, jetzt schon 260, — dennoch wurden die Herstellungskosten immer geringer, und es wird der Durchschnittspreis einer solchen Maschine in Deutschland ungefähr 20,000 Gulden sein. Dabei wurde durch Verbesserungen in der innern Einrichtung so viel erspart, daß nur die Hälfte des früheren Kohlenaufwandes noch nöthig ist.

Nach Hübners chronologischer Ordnung der Eisenbahnbauten verbreiteten sich dieselben bisher in folgender Weise: Es wurde die erste Linie eröffnet: in England im Jahre 1825, in den Vereinigten Staaten von Nord-

Digitized by Google

amerika 1827, in Frankreich 1828, in Oesterreich (Linz-Budweis, jedoch nur für Pferde) 1828, in Deutschland (Nürnberg-Fürth) 1835, auf Cuba 1837, in Preußen 1838, in Rußland 1838, in Neapel 1839, in Holland 1848, in Spanien 1849, in Dänemark 1849, in der Schweiz 1849, in Schweden 1852, in Britisch-Indien 1853, in Portugal 1854, in Britisch-Australien 1854.

Im Jahre 1828 besaß Europa bereits 215, Amerika erst 5 Kilometer Bahnen; allein im Jahre 1838 hatte die neue Welt bereits mit 2483 Kilometer beinahe die alte Welt mit 2522 Kilometer eingeholt. Seitdem hat sich die Entwickelung diesseits und jenseits des atlantischen Meeres beständig das Gleichgewicht gehalten; — im Jahre 1856 hatte Europa 37,022 und Amerika 34,497 Kilometer Eisenbahnen.

Die Entwickelung des Eisenbahn-Netzes, das in den verschiedenen Theilen der Welt sich immer mehr ausbreitet, nahm in folgender Weise zu:

im Jahre 1830 gab es 70 deutsche Meilen,
im Jahre 1840 gab es 1030 deutsche Meilen, und war jährl. Zuwachs 90 d. M.,
im Jahre 1850 gab es 5025 deutsche Meilen, und war jährl. Zuwachs 400 d. M.,
im Jahre 1860 gab es 13271 deutsche Meilen, und war jährl. Zuwachs 825 d. M.

Von den 13271 deutschen Meilen vollendeter Eisenbahnen besaßen im vor. Jahre die Verein. Staaten v. Nordamerika 6411 deutsche Meilen,

Großbritannien . .	1983	„	„
Deutschland . . .	1607	„	„
Frankreich	1123	„	„
Oesterreich . . .	531	„	„
Britisch-Nordamerika	417	„	„
Belgien	304	„	„

Die Herstellungskosten sind sehr verschieden; denn es bauten die deutsche Meile

	Gulden.	Bahnrente.
die Vereinigten Staaten von Nordamerika für ca.	400,000	4,5%
Britisch-Nordamerika für	525,000	2, „
Deutschland für	750,000	6, „
Oesterreich für	900,000	5, „
Belgien für	990,000	5, „
Frankreich für	1,635,000	6,6 „
Großbritannien für . . .	1,940,000	3,5 „

Bei Deutschland sind nur die Privatbahnen in Ansatz gekommen; denn wenn die Staatsbahnen mitgerechnet werden, steht die Rente nur zu 4½ %.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Kürzlich stand vor dem Schaufenster eines Bijouterieladens in Paris ein fein gekleideter Herr und betrachtete die darin zur Schau gestellten Kostbarkeiten. Dabei hatte er seinen Spazierstock horizontal unter dem linken Arme. Da erscheint ein Gamin, der mit einem Hunde spielt und wie aus Versehen an den Herrn anrennt, so daß dessen Stockknopf eine Spiegelscheibe des Schaufensters einstößt. Der Juwelier stürzt wüthend aus dem Laden und verlangt 100 Frcs. Entschädigung für seine zerbrochene Scheibe. Der Herr weigert sich, zu bezahlen, es versammelt sich eine Menge Menschen und der Gamin macht sich lachend aus dem Staube, während der Juwelier seine Beute nur um so fester hält. — „Sie haben gar kein Recht, die Bezahlung der Scheibe von mir zu verlangen," sagt der Herr wiederholt mit großer Ruhe, „da ich sie nicht zerbrochen habe. Da es mir indessen auf eine solche Kleinigkeit nicht ankommt, so will ich, um der Sache ein Ende zu machen, die 100 Frcs. bezahlen. Hier ist eine Tausendfrancsnote, geben Sie mir heraus und dann lassen Sie mich in Ruhe." — Damit wirft er mit geringschätziger Miene das Bankbillet auf die Ladentafel, der Juwelier gibt ihm hocherfreut (denn die Scheibe hatte nur 50 Frcs. gekostet) 900 Frcs. heraus, der elegante Herr entfernte sich stolzen Schrittes und der Juwelier war um 900 Frcs. geprellt, denn die Banknote war gefälscht.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 29:

Trommelfell.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 31. Donnerstag, den 13. März **1862.**

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Freundlicher, als ihr Name klang, war der Empfang, welchen die Eigenthümerin dieses meist von Schiffern besuchten Kaffee- und Speisehauses den beiden jungen Männern angedeihen ließ. Sie brachte sie nicht im Schwarm der gewöhnlichen Gäste unter, sondern in ihrem Privatstübchen, wo sie ungestört einander ihre Herzen erschließen konnten. Nachdem Adolf seinen „Römerzug" erzählt hatte, berichtete er, daß er auch gänzlich „abgebrannt" in der Heimath angekommen sei, aber bei der Mutter Brummeisen, die er schon früher gekannt, gastliche Aufnahme gefunden habe. Auch hoffe er nächstens in Bezug auf Geldmittel wieder flott zu werden, da ein Bild, das er in Rom gemalt, an einem Engländer, der sich zur Zeit hier aufhalte, einen Liebhaber gefunden, von dem er jeden Tag einer bestimmten Erklärung entgegensehe.

„Kauft das Beefsteak," schloß er, „so ist uns beiden geholfen; die Mutter Brummeisen wird bezahlt, und Du erhältst so viel, daß Du einen neuen äußern Menschen anlegen und vor allen Dingen Deine Instrumente wieder einlösen kannst. Denn wenn Dir der Himmel jetzt eine große Operation zuwiese, durch die Du Ruf und Glück begründen könntest, Du müßtest die Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen."

„Freilich" — sagte Rudolf — „aber was wollte ich thun, wenn ich nicht an die Luft gesetzt sein wollte?"

„Zum Henker! da fällt mir ein, daß Du eine reiche Tante in der Stadt hast," entgegnete Adolf, „warum hast Du Dich nicht an die gewendet?"

„Hast Du vergessen, daß sie vom Geizteufel besessen und übrigens mit mir gänzlich zerfallen ist, seit ich umgesattelt habe? Ihr Haus ist mir verboten."

„Und ist doch Dein Vaterhaus — Deinem Vater in der Bedrängniß abgeluxt um ein Lumpengeld — von Rechtswegen ist sie Deine Schuldnerin, die alte Hexe!"

Jetzt trat die Wirthin ein und sagte zu dem Maler: „Sputen Sie sich, Herr Walter, der alte Graubart ist heute recht zeitig da mit seinem Engel — ich habe im Gartenstübchen schon einen Tisch zurecht gestellt und Ihre Mappe liegt auch da. Aber lassen Sie sich ja nichts merken, daß Sie das Kind abkonterfeien."

„Seien Sie unbesorgt, Mutter," erwiederte Adolf, sich erhebend, „durch mich sollen Sie nicht um Ihren Kunden kommen. — Da Du auch satt bist, Rudolf, so komm mit; Du sollst Etwas sehen, was — doch ich will die Wirkung auf Dein Fischblut abwarten." Und er führte ihn in ein anstoßendes Gemach, das mit einem freundlichen Garten in Verbindung stand, der unmittelbar an den Hafen grenzte. Ehe sie sich den hohen Fenstern näherten, sagte Adolf: „Nun thu' mir den Gefallen, setz' Dich so, daß Du meine Arbeit verdeckst. Steck' Dir eine Cigarre an und schau gelegentlich, aber nicht unverwandt, nach dem Paare hinüber, das uns schräg gegenüber unter den Akazien beim Kaffee sitzen wird."

Als Rudolf dieser Weisung zufolge zwischen Tisch und Fenster Platz genommen und seine Cigarre angesteckt hatte, ließ er seine Blicke hinausschweifen — aber er hätte fast vergessen,

Digitized by Google

der Weisung weiter zu folgen, denn er fühlte seine Augen von der Gestalt, an der sein Freund alsbald zu zeichnen begann, unwiderstehlich gefesselt. An der Seite eines Greises in silberweißem Haupt- und Barthaar saß da ein Frauenbild von so zarter Lieblichkeit und überquellender Lebensfülle, daß ihm war, als blühete und glühete es ihm unmittelbar in die innerste Seele hinein. Adolf mußte ihm einen Stich mit dem spitzen Bleistift geben, daß er sich der ertheilten Warnung erinnerte.

„Um Gott — Adolf" — stammelte Rudolf erröthend — „wer ist das himmlische Wesen?"

„Geduld, Freund — jetzt laß mich zeichnen und genieße vorsichtig den reizenden Anblick; hernach sag' ich Dir Alles."

Der Kleidung nach gehörten die beiden Kaffeegäste dem wohlhabenden Bürgerstande an, wiewohl das eiserne Kreuz auf der Brust und das martialische Gepräge in Miene und Haltung des Greises den alten Soldaten verrieth. Mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit schien er an seiner jugendlichen Begleiterin zu hängen, denn er wendete fast kein Auge von ihr, schenkte ihr den Kaffee ein, versüßte ihn, legte ihr Kuchen vor und war sorglichst bemüht, lästige Zweiflügler und selbst die heißen Sonnenstrahlen von ihrem Gesicht abzuhalten. Mit immer größerer Erregung mußte Rudolf das anmuthige Wesen betrachten; immer und immer wieder stahl sich sein Blick zu ihr hinüber und kehrte trunken zu der entstehenden Skizze des Freundes zurück. Auf Einmal trübte sich seine entzückte Miene, und er rief erblassend: „O Gott! o Gott!"

Eben war Adolf mit seiner Zeichnung fertig und legte sie Jenem mit der Frage vor: „Ist sie getroffen?"

„Vollkommen — kein Zug verfehlt" — bezeugte Rudolf — „aber ich bin erschrocken, daß mir das Blut in den Adern starrt — das herrliche Geschöpf ist ja blind!"

„Leider!" bestätigte Adolf; „es ist, als habe es die Natur gereut, ein allzu vollkommenes Werk geschaffen zu haben, und sie habe durch das Erblindenlassen ihr Versehen wieder gut machen wollen. Aber Du hast es sogleich erkannt, daß sie blind ist, obschon ihre tiefblauen Augen, aus dieser Entfernung gesehen, völlig gesund zu sein scheinen?"

„Ich müßte nicht die Augenheilkunde zu meinem Lieblingsstudium gemacht haben, wenn ich das nicht erkennen wollte," sagte Rudolf. „Ich wollte eine Staaroperation im Finstern vornehmen, so genau habe ich das menschliche Auge studirt. Doch nun gib mir endlich Auskunft über das unsäglich holde und doch so unglückliche Geschöpf."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

(Schluß.)

Wollen wir die Fortschritte genauer betrachten, welche insbesondere das deutsche Eisenbahnwesen machte, so können wir dieses insbesondere bei den preußischen Bahnen bemerken, über deren Resultat eine vollständige, umfassende statistische Uebersicht vorliegt.

Die Baukosten steigerten sich von 320,000 Thaler für die Meile auf 420,000 Thaler, aber nur aus dem Grunde, weil die leichter auszuführenden Bahnen schon gebaut waren, die schwierigen aber später zur Ausführung kamen. Die Betriebseinnahmen stiegen dagegen von 30,205 Thlr. auf 45,632 Thlr. immer auf die Meile gerechnet, während die Betriebskosten sich von $53^3/_5$ auf $50^1/_4$ Procent der Roheinnahme minderten, obgleich der Personen-Tarif nur unmerklich erhöht, die Güterfracht dagegen um mehr als die Hälfte herabgesetzt wurde, nämlich von 7,41 auf 3,43 Pfennige pro Centner und Meile. Hierdurch steigerte sich der Frachtverkehr derartig, daß auf die gesammte Bahnlänge reducirt der Transport auf mehr als das Sechsfache sich innerhalb 10 Jahren hob, nämlich von 572,024 auf 3,545,060 Centner.

Wir finden, daß in dem Betriebe der Eisenbahnen eine mehrfache totale Veränderung vorgegangen ist. Im Eingange dieses Aufsatzes wurde nämlich erzählt, wie die ersten Eisenbahnen in England erbaut wurden, um Kohlen darauf zu transportiren, und wurden anfänglich einige Personenwagen beigegeben, da man sich nur eine geringe Nebeneinnahme davon versprach. Nach kurzer Zeit jedoch vermehrte sich die Personenfrequenz auf diesen Bahnen um mehr als das Dreifache gegen die Benutzung der Kutschen auf den alten

Digitized by Google

Poststraßen. Aber trotz dieses Resultates bezweifelte man an andern Orten ein gleiches Resultat, wie z. B. der berühmte Arago nicht glauben wollte, daß die Zahl der Reisenden zwischen Paris und Versailles sich durch eine Bahn verdreifachen werde, und noch im Jahre 1842 (Cours d'Econ. polit. Tom. I. p. 332) versicherte M Chevalier, die Eisenbahnen würden vorzugsweise von Reisenden benutzt werden, Güterfrachten aber stets eine Ausnahme bilden.

Der Erfolg gab uns jedoch die Ueberzeugung in die Hand, daß diese berühmten und kenntnißreichen Männer sich täuschten, und daß wenige Jahre der Benutzung genügten, um eine vollständige, nie geahnte Revolution in dem Verkehrswesen hervorzubringen. Nicht nur der Personen-Verkehr nahm in ungeheurer Progression zu, sondern eben so und noch viel mehr der Güterverkehr.

Es wurden nämlich auf deutschen Eisenbahnen eingenommen:

im Jahre	für Personenfrachten	für Güterfrachten
1835 ungefähr	20,000 Thlr.	180,000 Thlr.
1840 „	1,217,000 „	600,000 „
1845 „	5,812,000 „	3,386,000 „
1850 „	14,276,000 „	14,182,000 „
1855 „	22,000,000 „	44,000,000 „

Natürlich kommt die Vermehrung der Eisenbahnen selbst mit in Betracht, aber doch nur bei dem Anwachsen der Einnahmen überhaupt, das Interessante hier ist nur, wie die Güterfrachten im Jahr 1840 die Hälfte der Personenfrachten ausmachen und nach 15 Jahren schon das Doppelte! Uebrigens hat sich dieses Verhältniß noch nicht festgestellt; denn

1) stehen dem Gütertransporte noch bedeutende Veränderungen bevor. Es gibt z. B. Boden-Erzeugnisse, welche sowohl vermöge ihrer Schwere als vermöge ihres geringen Preises nur sehr niedrige Frachten vertragen können, welche also nur bei einer ganz außerordentlichen Ermäßigung der Frachten sich der Eisenbahnen bedienen werden, z. B. sämmtliche Bergwerksproducte, Holz, Früchte, Steine u. s. w.

Auf der Chaussee läßt sich der Centner Steinkohlen nur $4^1/_3$ Meilen, der Centner Eisen nur 60 Meilen weit befördern, ohne daß die Frachtlöhne die Kosten des Productes über die Hälfte gesteigert hätten. Wir haben hinreichende Beispiele, welchen Einfluß die Eisenbahnen auf die Production dieser Gegenstände äußerte. Die Erzeugung der Steinkohlen hat sich z. B. in Preußen in nur 8 Jahren von 25 auf 41 Millionen Tonnen gehoben, Eisen von 2 Millionen Centner (1840) auf 6 Millionen (1855).

Dieser Bau beschäftigt dermalen 80,000 Männer und 140,000 Frauen und Kinder; ein solcher Aufschwung wäre ohne die Eisenbahnen nicht denkbar gewesen.

Man sieht dieses auch allenthalben ein, und es mehren sich deßhalb in höchst erfreulicher Weise die Bestrebungen, ein Herabsetzen der Güterfrachten zu bewirken. So hörten wir kürzlich, wie auf der bayerischen Ostbahn die Frachtsätze für den Transport aller Gattungen von Früchten sehr bedeutend ermäßigt wurden, und in Preußen wurde sogar die Fracht für Kohlen pro Centner und Meile auf nur einen Pfennig bestimmt. Es sind dieses natürlich noch Anfänge und sehr vereinzelte Vorkommnisse, — eine rasche Folge wird aber gewiß nicht lange auf sich warten lassen.

Was sodann

2) die Personen-Frachten betrifft, so sind diese für den allgemeinen Wohlstand in Deutschland immer noch zu hoch gegriffen. Es zahlt die Person im Durchschnitte 12 Kreuzer für die Meile, während der Centner Waare nur etwa 1 Kreuzer für die Meile kostet. Die Zahl der Personen, die befördert wird, hat sich deßhalb in Deutschland in den letzten 10 Jahren auch nur von 26 auf 36 Millionen vermehrt, während sie in England schon im Jahr 1848 58 Millionen betrug und sich seitdem auf 115 Millionen steigerte. Der practische Engländer sagt „Zeit ist Geld", und die Zeitersparniß, welche die Eisenbahnen gewähren, ist ein Geldeswerth, den wir diesem neuen Verkehrsmittel verdanken. Das Londoner Athenäum stellte in der October-Nummer von 1857 folgende Berechnung an: Es reisen auf britischen Bahnen 111 Millionen Personen jährlich 12 englische Meilen in durchschnittlich einer halben Stunde. Müßten sie die alten Eilwagen noch benutzen, so würden sie $1^1/_2$ Stunden zu jeder Reise gebrauchen, es werden also jährlich durch die Eisenbahnen 38,000 Jahre Zeit erspart, und rechnet man,

Digitized by Google

daß sich jeder Passagier bei 8 Stunden täglicher Arbeit im Durchschnitte 3 Schillinge erwerben kann, so ist die nationale Zeitersparniß mindestens zwei Millionen Pfund Sterling (24 Mill. Gulden) werth.

Die angeführten wenigen Beispiele mögen genügen, die so über alle, auch die kühnste Berechnung hinansteigenden Vortheile anzudeuten, welche geradezu allen Schichten der Bevölkerung durch dieses Verkehrsmittel zu Theil werden, und so können wir es füglich unterlassen, von den Annehmlichkeiten desselben so wie von den höheren und niederen Genüssen zu sprechen, welche wir ihm verdanken, und die eben so wenig berechnet werden können, weil sie eben das ganze Gebiet der Bedürfnisse und Gewohnheiten der Menschen umfassen.

Nur das Eine wollen wir noch sagen: die erwähnte Erfindung hat trotz ihrer bedeutenden Ausbildung ganz gewiß ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, — wir wollen uns aber immerdar an dem bisher Erreichten erfreuen und das Kommende in Ruhe erwarten.

Verschiedenes.

Von dem berühmten Gedächtnißkünstler und Physiker Herrn Professor Rudigier aus Insbruck erzählt man sich in Augsburg folgende Anekdote:

Nachdem Herr Professor Rudigier in Zürich, Basel und Bern im vorigen Jahre Vorstellungen gegeben, machte er von Zürich aus nach W. einen Abstecher, um auch dort eine Vorstellung zu geben. Im Gasthof zum Löwen war gerade eine Schützenversammlung, als Herr Rudigier ankam. Er setzte sich abseits allein an einen Tisch. Da es bereits bekannt war, daß er auch nach W. kommen werde, so gab dies Veranlassung, daß mehrere Schwänke von Philadelphia, Bosco ꝛc. erzählt wurden. Herr Rudigier, den von den Anwesenden Niemand kannte, hörte sich diese Erzählungen und Anekdoten ruhig an. Als nach einer Weile einem anwesenden Gutsbesitzer der Umgebung gemeldet wurde, sein Wagen sei bereit, und derselbe sich eben entfernen wollte, steckt Herr Rudigier den vor sich liegenden silbernen Löffel in die Tasche. Als ihn der Kellner, der es bemerkte, darüber zu Rede stellte, entgegnete Herr Rudigier ganz ruhig: „Ich dachte, es wäre das hier so Mode, indem der Herr, der eben abzureisen im Begriffe ist, die silbernen Löffel der ganzen Tischgesellschaft zu sich gesteckt hat.“ Da die silbernen Löffel wirklich verschwunden waren und Herr Rudigier auf seiner Behauptung bestand, so mußte sich der dicke Herr trotz alles Sträubens gefallen lassen, seine Tasche zu visitiren, und siehe da, es fanden sich in einer Serviette eingewickelt etwa ein Dutzend silberne Löffel. Das Erstaunen der Anwesenden sollte aber seinen Höhepunkt noch nicht erreicht haben; ein zufällig anwesender Landjäger, welcher glaubte, es sei dies Wasser auf seine Mühle, tritt mit ernsthafter Amtsmiene auf diesen Herrn zu und fragte ihn nach Name, Stand, Wohnung und Gewerbe und zeigte Lust, den Herrn festzuhalten. Herr Rudigier, der bis jetzt sich ganz ruhig verhielt, steht auf, nähert sich auf einige Schritte dem Landjäger und spricht: Wie, wollen Sie den Herrn anhalten wegen der Kleinigkeit von einem Dutzend silberner Löffel, nachdem Sie selbst dem Herrn seine goldene Uhr, silberne Tabaksdose und Börse in der Tasche haben? Das verblüffte Gesicht des Landjägers und die Ueberraschung sämmtlicher Anwesenden zu beschreiben, wäre unmöglich, als sich die genannten Gegenstände wirklich in der Patrontasche des Landjägers vorfanden. Es würde zu ernsthaften Scenen gekommen sein, wenn nicht Herr Rudigier dadurch das Ende herbeigeführt hätte, daß er sich folgendermaßen an die Gesellschaft wendete: Meine Herren, Sie haben vorhin Anekdoten von Bosco ꝛc. erzählt, und da gerade der Herr mit den silbernen Löffeln in der Tasche die Behauptung aussprach: es würde Niemand im Stande sein, ihm Etwas unbemerkt in die Tasche oder aus derselben zu practiziren, so habe ich mir diesen Spaß erlaubt. Mein Name ist Rudigier. Dieser berühmte Name war hinreichend, das ganze Räthsel zu lösen; es entstand eine endlose Heiterkeit, der betreffende Herr ließ ausspannen und die ganze Gesellschaft blieb bis spät in die Nacht versammelt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 32. Samstag, den 15. März **1862.**

Trost.

Schmiegt sich, verwaiset und verlassen,
An dich ein trostbedürftig Herz,
Mögst du als Freund es treu umfassen
Und liebend lindern seinen Schmerz.
Du zauberst in des Herzens Oede
Den schönsten Frühling wieder ein;
Nacht wird ihm junge Morgenröthe
Und Wetterleuchten Sonnenschein.

Hast selbst wohl, als dein Himmel trübe,
Geseufzt nach Mitleid, Rath und Trost,
Herbeigesehnt den Freund der Liebe,
Der deine Thränen weggekos't
Und von dem Herzen und Gemüthe
Die Last nahm, die auf ihnen lag,
Daß dir ein neuer Frühling blühte,
Ein schöner Auferstehungstag?

O welche Lust hast du empfunden,
Als dich des Freundes Arm umschlang,
Der dich des Grämlings Faust entwunden!
Wer nicht dein Danken Lobgesang?
Wie selig ist's, dem Freudelosen
Ein Blümchen auf den Pfad zu streun
Und seine Thränen wegzukosen,
Daß er sich kann des Lebens freun.

Wenn auf dem mitten Ozeane
Uns dunkle Nacht verdrängt das Licht,
Und an dem lecken Lebenskahne
Der Sturm den letzten Anker bricht,
Daß wir auf Neptuns nassem Rücken
Erreichen glücklich kaum den Strand;
O welche Lust, o welch Entzücken,
Reicht uns ein Freund die Rettungshand!

F. — lr. —

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Adolf berichtete: „Es ist die Tochter des Alten, und dieser ist Verwalter des Criminalgefängnisses. Ein alter Soldat von unzugänglichem Wesen, gegen alle Welt mißtrauisch und verschlossen, nur gegen seine Tochter — und seine Gefangenen nicht. Während er sich gegen die freie Gesellschaft absperrt, soll er gegen die seiner Obhut Befohlenen bei aller Pflichttreue die Menschenfreundlichkeit selbst sein, ja, man sagt, er nenne die Gefangenen seine Kinder, welche der liebe Gott der Stiefmutter Welt abgenommen und an sein Herz gelegt habe. Außer seinem traurigen Gebiete sieht man ihn wenig, dieser Garten ist der einzige öffentliche Ort, den er im Sommer wöchentlich ein paar Mal, und immer im Geleite seiner Tochter besucht. Hier sah ich beide vor acht Tagen zum ersten Mal und war nicht weniger wie Du frappirt von dem Anblick dieser Mädchengestalt. Ich erfuhr erst hinterher ihr trauriges Loos, das sie aber kaum zu fühlen scheint, obschon sie erst in ihrem achten Jahre nach einer Krankheit erblindet ist. Ihrer Mutter schon vorher beraubt, soll sie von ihrem Vater mit der rührendsten Sorgfalt erzogen, später mehrere Jahre dem trefflichen Dresdener Blindeninstitut anvertraut worden und aus demselben vor zwei Jahren mit für ihren Zustand wunderbaren Fertigkeiten, namentlich in der Musik, heimgekehrt und seitdem der Abgott ihres Vaters sein. Du kannst Dir denken, daß mein Wohlgefallen an dem reizenden Wesen ein rein künstlerisches ist, da ich mein Bräutchen in Berlin über Alles liebe und es heimzuführen gedenke, sobald ich zu

Digitized by Google

Federn komme. Aber ich konnte doch eine Nacht kaum schlafen vor Begierde, diese Gestalt in meiner Mappe zu haben. Bei der Liebe, die der Vater zu seinem Kinde hegt, dachte ich, müßte ihm ein Gefallen geschehen, wenn es ihm umsonst gemalt würde; ich ging daher zu ihm — aber es fehlte wenig, so hätte er mich zur Thür hinausgeworfen. Ich mußte unverrichteter Sache abziehen und mich mit diesem Diebstahl behelfen."

Jetzt erhob sich der Greis mit seiner Tochter und verließ Arm in Arm mit ihr den Garten. Dem jungen Arzte war, als dürfe er die schöne Unglückliche nicht mehr aus den Augen lassen, als müsse er ihr auf dem Fuße folgen und sie aus ihrer Nacht erlösen — und doch stand er wie eingewurzelt da, während sein Freund die Wirthin citirte und sie seinen gelungenen Raub bewundern ließ. Darüber merkten alle Drei nicht, wie ein Polizeisergeant sich einen Moment hinter dem dichten Robiniengebüsch vorbeugte, vor dem der Gefängnißverwalter mit seiner Tochter gesessen.

„Aber nun, Mutter, einen rechten Kaffee!" sagte Adolf, die Wirthin auf die fette Schulter klopfend — „und bringen Sie ihn in den Garten."

Bald saßen die Freunde unter den schattigen Akazien, Rudolf genau auf dem Platze, den Clelia, so hieß die Blinde, innegehabt hatte.

„Meine Instrumente! meine Instrumente!" seufzte er auf Einmal auf. „Ich hätte lieber mich sollen auf die Straße setzen lassen, als die versetzen!"

„Nur Geduld!" ermunterte Adolf; „es ist nun einmal geschehen, und über lang oder kurz muß bei mir doch so viel werden, sie einlösen zu können."

„Ach! das ist immer eine ungewisse Aussicht — wer weiß, wenn der bequeme Englishman sich besinnt — und mich jammert jede Minute, die ich dies holde Wesen mir in Nacht umherwandelnd denken muß."

„Jetzt verstehe ich Dich erst — Du willst sie wohl operiren?"

„Freilich! Sonst möchten die Instrumente meinetwegen alle semitischen Sprachen lernen und Sanskrit dazu. Zur Fahrt auf den Wallfischfang brauche ich so kostbare Werkzeuge nicht. Es hilft nun doch nichts — ich muß in den sauern Apfel beißen, muß zu meiner Tante gehen —"

„Willst Du nicht erst noch ein paar Tage warten? Der Lord Bullock muß sich doch nächstens erklären —"

„Nein, nein!" rief Rudolf heftig; „was Du thun willst, thue gleich! heißt des Arztes goldene Regel. Ein Arzt darf nie auf morgen verschieben, was heute gethan werden könnte, wenn es gilt, einem Leidenden zu helfen. Es steht fest, ich gehe zu meiner Tante — das geizige Weib verbirgt Nachts hundert Mal mehr Geld unter ihrem Kopfkissen, als ich bedarf, um zwei Menschen glücklich zu machen."

„Ich will Dich nicht zurückhalten — versuche Dein Glück — aber wenn es fehlschlägt, so werde nicht muthlos, verzweifle nicht —"

„Es darf nicht fehlschlagen; ich gehe der Alten nicht eher vom Halse, bis sie etwas herausrückt von Dem, was sie meinem Vater abgeschwindelt —"

„Du bist ja auf Einmal ganz umgewandelt — aber recht so! Geh' dem Satansknochen zu Leibe — wie ich glaube, spielt sie die Fromme, da mal' ihr à la Michel Angelo das jüngste Gericht an die Wand, daß ihr wird wie lauter Heulen und Zähneklappern —"

„Laß mich nur machen — ich will ihr schon zusetzen — wie ich Dir sage: ich verlasse ihre Schwelle nicht, bis ich sie um die nöthigen Thaler ärmer gemacht. Ich weiß schon ein Mittel, sie mürbe zu machen — die alte Heuchlerin hat eine heillose Furcht vor dem Tode — und den Tod will ich sie leibhaftig sehen lassen, wenn sie nicht gutwillig gibt!"

In diesem Augenblicke brachte Frau Brummeisen den Kaffee. Auf Adolf's Einladung setzte sie sich zu den beiden Freunden und plauderte mit ihnen, wobei Rudolf noch Manches über die Lebensweise des alten Gefängnißverwalters und seiner Tochter erfuhr, was ihn nur in dem Verlangen bestärkte, die Blinde von ihrem Leiden zu befreien.

Eine halbe Stunde später verließen die Freunde den gastlichen Ort. Bald nach ihnen schlich auch der Polizeisergeant sich aus seinem Versteck hervor und folgte ihnen von fern nach.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Was thut Mutterliebe nicht!

An dem Bahnhofe einer kleinen Stadt Kurhessens sah man seit länger als einem Decennium bei jedem ankommenden Zuge, welcher Fremde von den Seestädten Hamburg oder Bremen herbeiführen konnte, ein altes, nicht ganz ärmlich gekleidetes Mütterchen auf ein und derselben Stelle sitzen, ob es stürmte oder regnete, ob harter Frost oder Schneegestöber hereingebrochen war. Wohl nahe an siebenzig Jahre mochte sie auf dem gebeugten Rücken tragen, denn das Gesicht war von tiefen und dicht aneinander liegenden Furchen durchschnitten, die unter der Haube hervorblickenden Haare weiß, die Gestalt gebückt, aber das Auge lebendig und feurig, als ob es vom jugendlichsten Gefühle durchglüht würde. Diese Persönlichkeit fiel deßhalb den Reisenden auf, weil sie, sobald der Zug hielt, sich von ihrem Steinplatz rasch erhob, allen männlichen Passagieren scharf ins Gesicht blickte, jedes ihr dargereichte Almosen verschmähte und mit tiefem Seufzer, wenn alle männlichen Passagiere vorüber waren, entweder an ihren Steinsitz zurückging und den Kopf auf die Brust niedersenkte, als ob tiefe Trauer ihre Brust durchzöge, oder, wenn der nächste Zug mehrere Stunden später kam, mit schmerzlich gefalteten Händen und gesenkten Hauptes nach dem nahen Städtchen zurückschlich, um bald wieder zurückzukehren. Niemand wußte den eigentlichen Grund dieses Treibens, denn sie ließ sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Seit einigen Monaten erschien sie nicht mehr, der Tod hatte ihre täglichen Spaziergänge zum Bahnhofe geendigt und sie dem ewigen Ruheporte zugeführt, aber kurz vor ihrem Tode enthüllte sie den Grund ihrer ununterbrochenen Wanderungen, deren Quell allein die Mutterliebe war. Sie hatte einen einzigen Sohn gehabt. Es wollte diesem nicht gelingen, das geträumte Glück im Vaterlande zu finden, er zog mit Andern fort, es jenseits des Ozeans zu suchen. Mehrere Briefe an seine Mutter, die diese bis zum Tode auf dem Herzen trug und auch bat, daß man sie hier mit ihr in die Gruft senken sollte, zeigten derselben an, daß es ihm gut gehe, er sich auch bereits ein beachtenswerthes Kapitälchen gesammelt habe und nicht abgeneigt sei, wenn sich dies noch etwas vergrößert hätte, in das Vaterland, an das Mutterherz zurückzukehren. Im letzten Briefe, welcher älter als zehn Jahre war, zeigte er ihr an, daß er demnächst seine Rückreise antreten und der geliebten Mutter dann ein sorgenfreies Alter bereiten wolle. Seitdem kam kein Brief mehr und das liebende Mutterherz, von dem festen Wahne befangen, der Sohn wolle und werde sie überraschen, ward nun angetrieben, den Heißgeliebten am Bahnhofe zu empfangen, um dann stolz auf den geliebten Sohn triumphirend mit ihm ins Städtchen zu ziehen. Ihre Hoffnung war in ihr zur festesten Ueberzeugung geworden, und ob auch Jahr auf Jahr verging, sie wankte nicht; Mutterliebe ist der stärksten Opfer fähig, ist das unzerreißbarste Liebesband, dessen geheimnißvolle Fäden mit dem Werden an das Kindesherz sich fest anknüpfen, es über Land und Meer unsichtbar umfangen halten, bis der kalte Tod es ablöst. Auch hier schied er es. Aber noch im Sterben bat sie eine Verwandte, für sie die Wanderungen fortzusetzen, obschon sich erwarten läßt, daß den heiß Erwarteten ebenfalls längst ein menschliches Schicksal ereilt und ihn vielleicht schnell und unerwartet zur Todesbeute machte, da er seitdem nichts mehr von sich hören ließ.

Landwirthschaftliches.

In einem zu Bretzenheim bei Mainz gehaltenen landwirthschaftlichen Kränzchen machte Herr August Bender auf ganz merkwürdige Erträge des Maisbaues aufmerksam und sah sich veranlaßt, denselben als Grünfutterpflanze auch den Herren Landwirthen im übrigen Rheinhessen und der Pfalz bestens zu empfehlen.

Poesie aus dem vorigen Jahrhundert.

Wer will den Lebensmarkt beziehn,
Muß sich mit sonderm Fleiß bemühn,
Wie er wolle vor allen Dingen
Folgendes mit auf die Messe bringen:
Larven, das Angesicht zu verstecken,
Mäntel, die Schalkheit zu bedecken,
Röcke, sich demuthsvoll zu kleiden,
Scheeren, des Nächsten Ruf zu beschneiden,

Digitized by Google

Pressen, ihn bis aufs Blut zu drücken,
Zangen, den Vortheil abzuzwicken,
Pinsel, das Laster zu vergolden,
Versprechung, das Verdienst zu besolden,
Polster, die Tugend in Schlaf zu wiegen,
Schminke, die letzte Scham zu besiegen,
Brillen, des Nächsten Fehler zu sehen,
Leitern, um höher als Andre zu stehen,
Fächer, um den nöthigen Wind zu machen,
Und mehr noch dergleichen schöne Sachen.
Bringst du sie in noch so großen Haufen,
Sei sicher, du wirst sie alle verkaufen!

Verschiedenes.

Ein einfach gekleideter Mann mit einem Päckchen Papier unter dem Arme stieg im Jahre 1797 eines Abends aus einem Fiaker und wollte in das Hotel eines Ministeriums in Paris treten. „Was wollen Sie?“ rief ihm der Portier mürrisch entgegen. „Die Büreaux sind ja längst geschlossen.“ — „Lieber Freund, ich bin“ — „Ein Supplicant, nicht wahr?“ — „Nein, mein Freund, der neue Minister.“ Der Thürsteher erschrack nicht wenig und bat demüthig um Verzeihung. Herr Lambrecht, von Paris abwesend, war zum Minister ernannt worden und, dort angekommen, eilte er sogleich nach dem Ministerium, um die Büreaux zu besichtigen.

Bekanntlich gehören die jungen Wienerinnen zu den rasenden Tänzerinnen. Sie bemerken nicht einmal, oder wollen es nicht bemerken, wenn ihnen im wirbelnden Wiegen und Dahinfliegen ein Ballschuh abhanden kommt. Rüstig wird auf dem dünnen Gewebe häuslichen Frauenfleißes, auf dem Strumpf fortgetanzt. „Das glaube ich nicht,“ denkt hier gewiß manche unserer jungen tanzlustigen Leserinnen, und doch ist es so. Am Tag nach dem heurigen Juristenball in Wien, der für einen sehr distinguirten gilt, wurden der Polizei jenes Bezirks, zu dem das Rayon des Sophienbades gehört, jene Gegenstände übergeben, die bei dem Juristenballe im Sophiensaal verloren gegangen und nachträglich aufgefunden worden sind. Unter diesen verlorenen Sachen befand sich natürlich kein einziges verlorenes Frauenherz — es ist ein Glück, daß die Polizei mit diesen nichts zu thun hat, — aber es fanden sich an zwölf Ballschuhe, von denen jeder, abseits von seinem Angehörigen, zu einem langweiligen Einzelleben verdammt war. Ob sich wohl die zu diesen Schuhen gehörigen jungen Tänzerinnen melden werden? Wenn die tanzlustigsten jungen Damen am Ende des Faschings zu krönen wären, so ginge man nicht fehl, wenn man denen die ersten Preise im Carneval gäbe, die einen ihrer Ballschuhe auf dem Schlachtfelde gelassen haben.

Als Kyau, der bekannte General und Spaßmacher Friedrich August's des Starken, einst bei Tafel des Königs, von demselben aufgefordert wurde, den Mundschenk zu machen, und ihm einige Flaschen Ungar-Ausbruch, als etwas sehr Kostbares, bringen ließ, stellte Kyau den Pokal des Königs in die Mitte der Tafel und rings umher die Gläser der Minister und Geheimräthe nach ihrer Rangordnung, ließ sich dann noch eine Anzahl kleinerer Gläser bringen, welche er in den äußersten Kreis stellte. Er begann nun bei den kleinsten Gläsern einzuschenken, füllte darauf die größern, so daß nur noch wenige Tropfen für den Pokal des Königs übrig blieben. Der König fragte, was das bedeuten solle? „Ew. Majestät Verwaltung der Landes-Einkünfte!“ antwortete Kyau.

Ein süßer Blick ist schön, aber schöner ist ein süßes Lächeln. Die Augen vermögen das nicht auszudrücken, was die Lippen sagen. Die Augen sagen: Ich liebe Dich! Das Lächeln sagt noch dazu: Liebe mich! Wenn sie mich anblickt, bin ich glücklich, wenn sie lächelt, ist sie es, die glücklich ist. Ich ziehe ihr Glück dem meinigen vor. Das Auge leitet jene geheimnißvolle Unterhaltung ein, welche das Lächeln vollendet. Man kann sich wechselseitig betrachten, ohne zu wissen, was man will. Aber man lächelt niemals, ohne sich zu verstehen. Das Auge sieht, das Lächeln gewährt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 33. Dienstag, den 18. März **1862.**

Blind und doch sehend.

2.

Der Mord.

(Fortsetzung)

Mit einer Entschlossenheit, die von seinem vorigen Kleinmuthe gewaltig abstach, wandte Rudolf nach der Trennung von Adolf seine Schritte dem Hause seiner Taute zu, das in der stillen und entlegenen „Schmiedegasse" lag. Die alleinstehende alte Frau wollte, als sie auf sein Klopfen zum Fenster heraussah, ihren Neffen von da aus kurz abfertigen; aber ihre Neugier kennend, gab er vor, ihr wichtige Neuigkeiten zu bringen, und verschaffte sich dadurch Einlaß. Er fand sie in Gesellschaft einer jungen Frau, ihrer Pathe. Dieselbe hatte ihren eigenen Hausstand in einer andern Straße, versah aber bei der Alten die Stelle einer Aufwärterin umsonst — aus Anhänglichkeit, wie sie vorgab, in Wahrheit aber in der Hoffnung, sie zu beerben. Rudolf wußte die Neugier seiner Taute durch diese und jene Tagesneuigkeit zu befriedigen, und als endlich die junge Frau sich entfernte, um nach ihrem kranken Kinde zu sehen, rückte er gerade auf sein Ziel los. Aber wie fein er auch seine Bitte einkleidete, welche rührende Vorstellungen er auch machte — er erreichte nichts als das Anerbieten eines Almosens von einem Thaler. Entrüstet schlug er es aus, und die Rückkehr der Wartefrau verhinderte ihn, weiter in die geizige Alte zu dringen.

Hülflos wie er gekommen, ging er und nahm unwillkürlich seinen Weg nach dem Criminalgefängniß. Hier trat das durch die widrige Verhandlung mit der Tante getrübte Bild der Blinden wieder in seiner ganzen Reinheit hervor. Er hatte schon die Hand an den Klingelzug gelegt, um Einlaß zu begehren, damit er sofort eine Untersuchung der in Nacht gehüllten Augen vornähme, aber er besann sich, wie wenig er in der Lage sei, dem ihm als so mißtrauisch dargestellten Gefängnißbeamten sich als kundigen Arzt zu legitimiren, dem ein so schwieriges Werk anzuvertrauen war. Er ließ die Klingel ungezogen und entfernte sich mit dem Entschlusse, am Abend, wenn seine Tante wieder allein sein würde, sie noch ein Mal aufzusuchen. Ihm fiel wohl ein, daß sie ihm dann die Hausthür gar nicht öffnen würde, aber er besann sich auch, daß er im Besitze eines Schlüssels dazu war. Mit dessen Hülfe beschloß er, sie zu überraschen, und hoffte, sie unter dem Einflusse nächtiger Fürcht fügsamer zu finden als am Tage.

Der Abend war hereingebrochen, und Rudolf's Taute hatte sich eben von ihrer Aufwärterin ihre erste Abendandacht vorlesen lassen, als sie sagte: „Heute, Minna, mußt Du mir den Gefallen thun und über Nacht bei mir bleiben. Ich habe mich noch nie so gefürchtet wie diesen Abend. Du hast den Rudolf gesehen — sag' selbst, kam er Dir nicht ganz verwildert vor?"

Die Erbschaftsspekulantin meinte, sie habe ihn fast nicht wieder erkannt.

„Nicht wahr?" ergriff die Alte wieder das Wort; „ja, seit er seinem Gott, dessen Dienst ich ihn geweiht hatte, untreu geworden, seitdem ist er Schritt vor Schritt dem Verderben in die Arme gesunken. Von so einem Menschen ist Alles zu fürchten — huh! Was für einen schrecklichen Bart er hatte! Versprich mir, heute Nacht bei mir zu bleiben."

Digitized by Google

„Von Herzen gern, liebe Frau Pathe — aber die ganze Nacht — das kann ich nicht versprechen. Sie wissen, mein Kind hat die Masern und mein Mann kommt erst um Mitternacht aus dem Dienst. Bis dahin muß ich wenigstens abwechselnd bei dem Kinde sein. Nachher aber will ich ganz bei Ihnen bleiben."

Als Minna bald darauf das Haus verließ, sah sie noch unter der Thür stehend, welche die Alte hinter ihr schloß, wie ein Mensch an der andern Häuserreihe hinabging, in welchem sie beim Laternenlicht der Straße den Neffen ihrer Pathe erkannte. Sie sah ihn eine Weile nach, und da er zuweilen sich nach ihr umblickte, so beschloß sie, ihn weiter zu beobachten, ging bis an ein nahes Seitengäßchen und verbarg sich dort hinter der Ecke. Rudolf kehrte nun um, ging stracks auf das Haus seiner Tante zu, öffnete mit seinem Schlüssel geräuschlos die Thür und verschloß sie wieder hinter sich. Mit einem gellenden Angstschrei empfing ihn die überraschte Verwandte. Die Beobachterin auf der Straße eilte nun wieder an das Haus und stellte sich unter das Fenster, wo sie, da die Fensterflügel wegen der Sonnenhitze offen standen, durch die Jalousien einen großen Theil der zwischen Tante und Neffen bald leiser, bald lauter geführten Verhandlung vernehmen konnte. Rudolf schickte keine Vorrede voraus. Er hielt der Alten kurz vor, wie sie ihrem Bruder auf dessen Todtenbette versprochen, seine Stelle an dem verwaisten Sohn zu vertreten, er nannte, ohne die Person namhaft zu machen, das gute Werk, um das es sich handelte, er bat so inständig, daß selbst die Horcherin an der Wand gerührt wurde und wünschte, die Alte möchte ihm die verlangte Kleinigkeit geben, „damit sie ihn nur los würde." Aber das hartherzige Weib war unbeweglich. Sie schalt Rudolf einen Undankbaren, einen Abtrünnigen, eine Frucht des Bösen. Da entbrannte er; er strafte ihren Geiz, er verwies sie auf die heilige Schrift, die keine Todsünde so hart züchtige wie diese, er riß ihr den Heuchelschein der Frömmigkeit vor den eignen Augen ab und zeigte sie ihr in ihrer wahren Gestalt, als Betrügerin ihres eignen Bruders; er erschütterte sie, daß sie stöhnte — aber er bewog sie nicht zur Erfüllung seines Verlangens. Sie schwor, daß sie es nicht erfüllen könne, daß sie kaum so viel Geld habe, um davon ein paar Tage nothdürftig zu leben. Entrüstet rief er, sie solle ihm einmal erlauben, in ihrem Pulte nachzusehen, er wolle Tausende in Staatspapieren zum Vorschein bringen, das baare Geld ungerechnet. Da schlug sie die Hände zusammen und heulte. Das trieb seinen Grimm auf's Höchste, und ihre Arme krampfhaft erfassend, beschwor er den rächenden Schatten ihres todten Bruders herauf und bewirkte damit — daß sie in fieberhafter Angst aufkreischte: „Hülfe! Hülfe! Räuber! Mörder! — Er will mich ermorden —"

Da schlug die Horcherin an die Jalousie — Rudolf stutzte, der Ruf des elenden Weibes hatte ihn ohnehin erschreckt — er fühlte, daß er zu weit gegangen, wenigstens für seine innere Würde — ohne weiter ein Wort zu verlieren, stürzte er aus dem Zimmer, schloß die Hausthür auf, zog aber mechanisch seinen Schlüssel ab, eilte an der Wartefrau vorüber und schnellen Schrittes die Straße hinauf. Die junge Frau ging in's Haus zurück.

Rudolf zürnte auf sich selbst, ihm war, als habe er seinen ganzen Adel verscherzt — ergrimmt schleuderte er den Schlüssel, ohne dessen Besitz er diese Scene nicht hätte können herbeiführen, weit von sich. Er bemerkte nicht, daß hinter ihm ein Mensch herschlich, der den fallenden Schlüssel klirren hörte, suchte und fand; noch weniger, daß derselbe mit dem Funde nach dem Hause der Wittwe zurückkehrte und den Schlüssel geräuschlos probirte, dann aber in einiger Entfernung vom Hause sich aufstellte. Nicht lange stand er, da trat ein Polizeimann, derselbe, der die beiden Freunde im Garten der Mutter Brummeisen belauscht hatte, aus dem erwähnten Gäßchen zu Jenem.

„Nun, wie steht's? Hast Du etwas Verdächtiges bemerkt?" fragte der Sergeant.

„Ja, Vater — vor einer Weile, wie ich nur eben erst meinen Posten unter dem Thorweg drüben eingenommen hatte, sah ich ein Frauenzimmer an einer der Jalousien lehnen, als ob sie horchte; der Gestalt nach war's unsere Stubennachbarin, die Fritschin; gleich darauf hörte ich ein Geschrei, die Frau pochte an die Jalousie, dann wurde die Thür auf-

Digitized by Google

gerissen und ein Mensch stürzte heraus und auf und davon. Wahrscheinlich war's Dein Doctor. Die Fritschin wurde nun von der Alten eingelassen."

„Gut — laß uns einmal horchen" — sagte der Sergeant.

Die Beiden gingen zu horchen.

„Ach Gott, erbarme dich, wie ich noch immer zittere!" hörten sie die Alte reden — „es ist, wie ich Dir sage: er trachtet mir nach dem Leben — ein Glück, daß Du noch da warst, sonst war es um mich geschehen. Es soll auch Dein Schade nicht sein, ich will Dir's in meinem Testament gedenken."

Den Gedanken, daß Rudolf der Alten nach dem Leben trachte, suchte die junge Frau ihr zwar auszureden, aber es gelang ihr nicht, und jene drang heftiger als erst in sie, die Nacht bei ihr zu bleiben. Sie versprach dies, sobald sie von ihrem Kinde fortkönne."

„Nun komm, Vater," sagte der Begleiter des Sergeanten, als die Stubenthür ging, „die Fritschin geht jetzt — wir haben nun schon ein Stündchen Zeit, unsern Abschied zu feiern. Die Andern sind schon lange beisammen."

Die Beiden entfernten sich. Die Fritschin verließ das Haus der Wittwe und ging nach ihrer Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

„Gute Nacht, Elend!" sagte mein alter Freund, der Leihhauscontroleur, Herr Adam Friedrich Erlenmaier, als er das letzte Verhängschloß an die letzte Eisenthüre des Leihhauses gelegt hatte. Das war sein stehender Nachtgruß seit vielen Jahren, ehe er nach seinem soliden Bambus und dem abgegriffenen Hute langte und mit einem angezündeten Fidibus die enge Wendeltreppe suchte, die ihn in's Freie brachte. Was er doch damit wollte, mit seinem ewigen „Gute Nacht, Elend" mein alter Freund? Ich hätte es nicht erfahren, hätte er mich nicht einmal des Nachts aus Versehen und Vergeßlichkeit eingesperrt. Da saß ich denn und konnte in den großen Leihhaussälen meinen Gedanken nachhängen. Kasten an Kasten mit Nummern, hohe Chiffoniers mit Schubladen, wunderliche alte Möbel, große Ballen Kleider konnte ich im Zwielichte des Mondes unterscheiden. Draußen ging die Schildwache ihren abgemessenen Schritt den engen Gang entlang und hing ihren Gedanken nach. Ich beschloß still zu sein die Nacht über, legte mich auf einen Bündel Kleider und deckte mich mit einem prächtigen türkischen Bodenteppich zu, und wäre auch sänftiglich eingeschlafen, wenn es nicht in meiner Nähe angefangen hätte leise zu reden. Ich hob das Haupt hoch auf nach der Richtung, von wo der Ton kam. Ich horchte hin und verstand:

„Ich bin doch eigentlich in sehr schlechter Gesellschaft hier, ich, der alte ehrenhafte Ahnenbecher der Reichsfreiherrlichen von und zum Donnerstein, so auf's Trockene gesetzt zu sein, statt an einem Abend im Kreise deutscher Herren von schöner Hand kredenzt zu werden. Es ist tief schmerzlich." Es war ein alter schwervergoldeter Pokal, der also sprach, mit wunderlichem gothischen Aufsatze, rings mit Edelsteinen besetzt, die sich um ein altreichsfreiherrlich Wappen schlossen. Im Tone seiner Stimme lag ein tiefer Unmuth und ein gewisser Ernst, und das verletzte Ehrgefühl sprach aus jedem Worte. Ich hatte meine Freude an dem alten ehrenhaften Gesellen. Da hörte ich's leise rauschen. Eine schwer damastseidene Robe mit großen Blumen fing plötzlich an mit dem Ausdruck tiefsten Erstaunens:

„**Mon Dieu**, wen hör' ich! Sie hier, mein Allerbester, Verehrtester, in dieser Gesellschaft, die den das peuple so stark verräth! Das ist deliciös! Wahrhaftig, mein Allerverehrtester, wenn der grausame Nagel, den der alte Beamte noch dazu recht krumm hineingeschlagen hat, mich nicht festhielte, ich wäre, parole d'honneur, schon herunter gesprungen, um Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Ich muß leider bemerken, daß Sie mir nicht vorgestellt sind, meine Gnädige;" replicirte der Pokal etwas empfindlich.

„Das ist ja eine süperbe Bemerkung, mein Hochverehrtester, eine Bemerkung, die von Erziehung zeugt. Ich kenne Sie ja recht gut. Sie standen immer so reizend und allerliebst auf Ihrem Etagerechen unter den petitrien's Ihrer Gnädigsten, im kleinen Salon

Digitized by Google

links, und habe Sie an die tausend Mal gesehen. Bitte, bitte, erzählen Sie doch, wie Sie hierher gekommen sind. Sie glauben nicht, wie sehr mich die Chronique scandaleuse der höheren Stände amüsirt," sagte die Robe und rauschte zutraulich. „A propos, wenn Sie übrigens meines Namens sich nicht mehr erinnern, meiner Herrin Name ist: Van der Schwendenstein."

„Ein altes Geschlecht das," sagte langsam und bedächtig der Pokal; „doch nicht so alt wie die Donnerstein. Ich muß aber leider bemerken, daß mir der letzte Satz in Ihrer Rede weniger gefiel. Ich mag mein Geschlecht nicht compromittiren."

„Wie Sie das nur auch so ernst auffassen mögen, mein Bester! Die Sache ist einfach: Man unterhält sich eine langweilige Stunde darüber und vergißt Alles wieder. Es ist ja immer ein himmelweiter Unterschied zwischen unsern Scandalen und dem Scandal der Hefe des Volks."

„Ganz einverstanden," sagte ernst der Pokal, „ich denke nämlich der, daß der Scandal der höheren Gesellschaft viel gefährlicher und verderblicher ist, als der der niederen Leute."

„Ah — vortrefflich!" sagte die Robe, „ganz wie es im Buche steht, mein Verehrungswürdiger. Ich denke, ich könnte von Ihnen etwas mehr Art und Noblesse lernen, als bei meiner Gnädigen. Sie haben vortreffliche moralische Grundsätze. Darum eben möchte ich bitten, mir die Sache zu erzählen, da Sie gewiß nicht mit der Art einverstanden sind, auf die Sie hierher gekommen."

Der Pokal schien mir sich geehrt zu fühlen, denn seine Rede wurde zusehends kräftiger und schwungvoller. „Wenn Sie mir das Versprechen geben," sagte er, „auf Ihr Ehrenwort schweigen zu wollen, so werde ich erzählen."

„Ich werde schweigen wie ein Grab, mein Verehrtester. Ich thue das immer," sagte die Robe etwas verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Das Rathhaus von Paris, ist es nicht ein wahres Tollhaus?)

Am 2. November 1793 beschloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näschereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe.

Am 29. Pluviose nämlichen Jahres: daß alle Personen für verdächtig zu erklären seien, welche bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brod essen und die Krumme liegen lassen!

Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen später eine Anklage gegen Diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, — besonders gegen die alten Weiber, welche sich Perrücken daraus machen ließen!

Am nämlichen Tage sendete die Polizei die Liste der Gefangenen ein. Deren Zahl belief sich auf 7090, beiderlei Geschlechts.

Am 21. Floreal desselben Jahrs befiehlt die Gemeinde: die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt habe, im Protokoll ehrenvoll zu erwähnen.

Fünf Tage später wurde beschlossen, daß das französische Volk ein höchstes Wesen anerkenne.

So Paris, so der Mensch, so die Welt!

Börne.

Dreisilbige Charade.

Ist sie uns fremd, wird in Verlegenheit
Die erste Silbe leicht uns bringen,
Sie wird, verfolgt von uns, zu mancher Zeit
Zum unerwünschten Rückschritt selbst uns zwingen.

Wer off'nen Auges auf des Lebens Pfad
Stets ernst bestrebt ist, zu vermeiden,
Was Irrthum heißt, der zeigt durch Wort und That,
Daß mehr und mehr er wird die andern Beiden.

Trifft man das Ganze auf der Ersten an,
Wird man's vielleicht erwünscht mit Freuden schauen,
Dem, was es mittheilt, wird man gerne dann
Als einer Wahrheit fest vertrauen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 34. Donnerstag, den 20. März **1862.**

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Inzwischen suchte Rudolf seinen Freund auf. Nach vergeblicher Nachfrage in dessen Wohnung stieß er auf ihn vor seiner eignen. Der wackere Maler begrüßte ihn mit stürmischer Freude. „Bruder, Alles gut! Der Mackintosh hat bezahlt — zweihundert Louis — hier sind zwanzig für Dich; die Mutter Brummeisen ist befriedigt und Du hast absoluten Kredit bei ihr. Morgen früh mit dem ersten Dampfwagenzuge reise ich nach Berlin und kehre nur als glücklicher Gatte heim.“

Rudolf nahm das dargebotene Geld. „Zum Einlösen der Instrumente ist es heute zu spät, aber morgen soll dies mein erstes Geschäft sein, und dann geht's stracks an's Werk! — Aber, Du Guter — wie soll ich Dir danken, wann werde ich auch nur Dein Darlehn zurückzahlen können?“

„Laß das jetzt — vollende nur Deine Operation; die wird Dich schnell berühmt machen; dann ist Dir eine glänzende Praxis gesichert, und vielleicht finde ich Deine holde Patientin gar als Dein Bräutchen wieder.“

Rudolf erglühete. Nun lud ihn Adolf ein, mit zur Mutter Brummeisen zu gehen, wo sie „bei einer kleinen Bowle“ den Abend froh verplaudern wollten.

Als die Beiden sich dem Kaffeehause an der Schifferallee näherten, scholl ihnen lärmender Jubel entgegen. „Da geht's lustig zu,“ bemerkte Rudolf beim Eintritt in das Haus, „hoffentlich bleiben wir für uns.“

„Wir gehen in's Privatstübchen der Mutter Brummeisen, wenn schon ich mich bisweilen gern in solch' Getümmel mische, um Gesichter zu studiren,“ entgegnete Adolf; „aber heute muß hier etwas Besonderes los sein.“

Im Stübchen der Wirthin angekommen, erfuhren sie, es sei eine kleine Gesellschaft Auswanderer, die morgen früh nach Amerika abzusegeln gedenke, mit ihren Freunden hier zusammengekommen, um ein Abschiedsgelag zu feiern. Die eigentliche Seele davon sei der Sohn des Polizeisergeanten Huker.

„Ein schöner Patron“ — bemerkte Adolf, „an dem das Vaterland wahrlich nichts verliert. Ein Gauner, der dem Zuchthause sicher nicht entgangen wäre, wenn ihn sein Alter nicht über's Wasser spedirte.“

„Dieser scheint auch seelenfroh zu sein, daß er das Früchtchen los wird,“ sagte die Wirthin, „denn er trinkt um die Wette mit den Schiffern, die mit geladen sind. Und sein Sproß scheint's darauf angefangen zu haben, den Vater zu guter Letzt noch im Haarbeutel zu erblicken, denn er stellt die Schiffer an, ihm tüchtig zuzutrinken. Alle Augenblicke spricht der Alte, er müsse fort, der Dienst rufe ihn, aber immer von Neuem läßt er sich zutrinken.“

Die Freunde genossen vergnügt ihre Bowle. Ungefähr nach einer Stunde wurden sie durch einen Heidenlärm an die Glasthür gelockt, die sie von dem Gastzimmer trennte. Da sahen sie, wie Matrosen den bis zur Bewußtlosigkeit trunkenen Polizeisergeanten in eine Art Hängematte legten und unter Vortritt seines Sohnes und Absingung eines Begräbnißliedes ihn forttrugen.

Um die zwölfte Stunde verließen auch die beiden Freunde das Kaffeehaus. Rudolf begleitete Adolf bis an dessen Wohnung und nahm hier Abschied von ihm. Der Gedanke aber an das Ziel, dem der Freund entgegenreiste, machte auch in seinem Herzen sehn-

Digitized by Google

süchtige Wünsche, in seinem Geiste liebliche Träume wach. Er konnte noch nicht schlafen gehen, es trieb ihn dahin, wo die holde Blinde schlummerte. Lange stand er träumend vor dem Gefangenenhause, dann machte er noch einen Spaziergang und kam erst kurz vor ein Uhr zu Hause an. Da er seinen Hausschlüssel nicht bei sich hatte, mußte er den parterre wohnenden Hauswirth wecken, der sich nicht wenig über seines sonst „mit den Hühnern das Nest suchenden" Miethers späte Heimkunft verwunderte. —

Der Tag war längst angebrochen, und Rudolf lag noch in gaukelnden Morgenträumen, in denen die Blinde nicht die letzte Rolle spielte, als ihn ein starkes Geräusch vor seiner Thür weckte. Eh' er sich noch recht ermuntert hatte, füllte sich das Zimmer mit Beamten und Dienern der Sicherheitsbehörde.

„Sind Sie der Doctor Grimm?" fragte der Führer derselben, und auf Rudolf's verwundertes „Ja," erklärte der Beamte: „So sind Sie mein Gefangener."

„Um Gott — wie komm' ich dazu?" fragte Rudolf erbleichend.

„Das werden Sie wohl wissen," antwortete Jener.

„Ich weiß in der That von keiner Schuld, die ein solches Verfahren gegen mich rechtfertigte —"

„Das wird sich finden — jetzt kleiden Sie sich an und folgen uns."

„Aber was ist denn geschehen? Was soll ich denn gethan haben? Das muß man mir doch wenigstens zu wissen thun!"

„Nun, so will ich's Ihnen sagen. Ihre Tante, die Wittwe Kreller in der Schmiedegasse, ist ermordet gefunden worden!"

„Gerechter Gott!" rief Rudolf schaudernd. Er war lange nicht fähig, etwas zu thun. Endlich kleidete er sich unter dem Beistande der Polizei an und ließ sich halb willenlos in das Gefängniß führen, das er heute in einer ganz andern Angelegenheit zu besuchen gedacht hatte. —

3.

Die Untersuchung.

Das Kind der Fritschin war in der Nacht kränker geworden und hatte es der Mutter unmöglich gemacht, zwischen zehn und ein Uhr zu ihrer Pathe zu gehen. Als sie um diese Zeit an das Haus der einsamen Frau gekommen, hatte sie lange vergeblich an die Jalousien geklopft. Endlich war sie an die Hausthür gegangen und hatte diese zu ihrem Befremden unverschlossen, den Schlüssel steckend gefunden. Da hatte sie augenblicklich Verdacht geschöpft, Rudolf könne in der Nacht zu seiner Tante zurückgekehrt sein, und wer weiß, was da geschehen war! Unschlüssig, was thun, war sie an der Thür gestanden, als der Nachtwächter sich in der Nähe gezeigt hatte. Diesen, den sie gut kannte, hatte sie herbeigerufen, ihm ihren Argwohn mitgetheilt und ihn aufgefordert, sie in das Haus zu begleiten. Er war sogleich bereit gewesen, sie waren hineingegangen und hatten das Zimmer ebenfalls unverschlossen gefunden. Darin eingetreten, hatten sie mit ihren Laternen umher geleuchtet, ohne etwas Verdächtiges zu sehen. Dann hatte die junge Frau die im nahen Alkoven schlafende Wittwe gerufen. Umsonst. Da waren die Beiden hineingetreten und hatten die Alte in ihrem Bette erdrosselt gefunden. Nachdem die Fritschin sich von ihrem ersten Schrecken erholt, hatte sie unter das Kopfkissen der Gemordeten gegriffen und die Hand mit dem Ausrufe hervorgezogen: „Das kann nur er gewußt haben!"

Der Wächter hatte ihr Erklärung über diese Worte abverlangt, und als sie diese gegeben, sie aufgefordert, ihm zum Polizeicommissar des Bezirks zu folgen. Das war geschehen. Der Polizeicommissar hatte die Beiden nach dem Schauplatze des gräßlichen Verbrechens begleitet, den Befund festgestellt und die Frau in's Verhör genommen. Dabei hatte sie nach und nach Alles erzählt, was am Tage zwischen der Ermordeten und ihrem Neffen vorgegangen. Dies war dem Polizeibeamten genug gewesen, um Rudolf der That verdächtig zu halten. Er hatte den Wächter und die Fritschin entlassen, Zimmer und Haus verschlossen und sich dann nach Rudolf's Wohnung begeben, wo er den Hauswirth geweckt und von diesem erfahren hatte, wann sein Miethsmann heimgekommen. Darauf war der Beamte auf das Polizeiamt geeilt und hatte hier den Vorfall mit dem Ergeb-

Digitized by Google

niß seiner Nachforschungen zur Anzeige gebracht. Der funktionirende Polizeirath hatte an die Schuld des ihm nicht ganz fremden jungen Arztes nicht glauben wollen, daher war die Verhaftung desselben so lange unterblieben, bis der Sergeant Huker nach Ausschlafung seines Rausches erschienen war und durch Erzählung des Gespräches, das er im Garten der Mutter Brummeisen belauscht, den Verdacht des Commissars bestätigt hatte. Da war endlich der Verhaftsbefehl gegeben worden, der, wie wir gesehen, pünktlich vollzogen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

(Fortsetzung.)

„Ich erinnere mich noch recht gut," erzählte der Pokal, „(denn es denkt mir schon lange), wie ich in unserem Ahnenschlosse am Neckar in einer goldenen Truhe mit Hängschlössern lag und nur an den Ehrentagen der Familie vorwanderte. Ach, die alten Herrn vom Donnerstein, das waren Ritter noch von Fug und Art! Da unten steht noch an meinem Fuß ihre Devise:

Fromm, stark, edel, treu und rein,
Gott schütz das Haus der Donnerstein!

O den alten Herrn Wolf von Donnerstein, Gott hab ihn selig! den erinnere ich mich noch wie heute, wenn er mich in die Hand nahm und auf des Kaisers und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Wohl bis auf den Grund leerte. Ich bin manchmal auf der Flucht gewesen im tiefen Verließ, auf der Flucht vor den Franzosen und Schweden, aber auf einer solchen noch nicht; denn es ging immer ehrenhaft zu; und wenn mein Herr nichts hatte, so trank er auch nichts und gab kein Bankett, und die Trödler durften ihm nicht über die Schwelle kommen. Aber da kamen Zeiten im vorigen Jahrhundert, da hörte ich Reden von Herrn in der Perücke und im Stoßdegen und von Damen im Reifrock, daß ich mich tief geschämt habe, und mein Herr Wolf hätte sich auch geschämt, das weiß ich. Da ging's oft Nächte lang mit Schmausereien, ich stand immer voll auf dem Tisch, und die Devise hat oft so grimmig mit den Edelsteinen gefunkelt, daß ich meinte, die Herren müßten sich die Finger daran verbrennen; ich hätte gern die Devise herausgekratzt und hingeschrieben:

Gottlos, treulos, lauter Schein,
Gute Nacht, Haus Donnerstein!

Aber es ging nicht. Darnach kam die französische Revolution und ich sah betrübte Gesichter genug, und die damalige gnädige Frau weinte viel und war immer ganz schwarz angezogen. Wunderselten, daß ich ein Mal zum Vorschein kam. Nur mein Herr Haus vom Donnerstein, Gott hab' ihn auch selig! der in den Freiheitskriegen mitgefochten hat, weil er der Jüngste war und ein tapferes und adeliges Herz hatte, hat mich füllen lassen nach der Heimkehr, und einen Trunk und einen schönen Spruch gethan vom Vaterland, und ist dann in die weite Welt gezogen, und weiß kein Mensch, wo er hingekommen ist. — Darnach aber verfiel das Gut und es wurde getheilt. Die einen der Herren legten sich auf Eisenbahnspeculationen, die anderen auf Branntweinbrennerei, und ich blieb beim Aeltesten in der Familie. Er hat sich mit einem Fräulein aus niederem Adel verheirathet, die kein Andenken an glorreiche Ahnen hatte. Ich muß ihr schon lange ein Anstoß gewesen sein, denn sie hat mich oft schief angesehen und ein Mal einen schmutzigen alten Mann kommen lassen, der mich gewogen auf seiner Hand und den Kopf geschüttelt und zuletzt gesagt hat: „50 Thaler ist es werth, das alte Stück." Darauf hat sie mich in den Schrank gestellt, aber ich habe mich immer seitdem gefürchtet vor ihr. Da hörte ich einmal an einem Abend die gnädige Frau sagen zu ihrem Manne: Alfred, schaffe doch den alten „Dingerich" da aus dem Hause, der paßt gar nicht mehr zu den neuen Sachen. Sie hatte nämlich schon alle die alten schönen eichenen Schränke mit den Figuren und prächtigen Schlössern daran für einen Trumpel an die Juden verkauft, auch das alte Service vom hochseligen Herrn, und nun sollte ich auch noch fort."

„Er erzählt doch ein wenig sehr breit," bemerkte leise für sich die Robe, „es ist etwas ennuyant."

„Warum soll er fort?", sagte mein Herr;

Digitized by Google

„es geht nicht, es ist ein Ahnenstück, das werth gehalten werden muß.“

„Ach, was werden die alten Donnerstein noch viel nach dem alten Ding fragen,“ bemerkte meine Frau, „die spüren unterm Boden nichts mehr davon. Da sah ich letzthin Abends in der Soirée bei Staatsraths einen prachtvollen Aufsatz mit Genies und Guirlanden von Christofflesilber getrieben, superb, sage ich dir. Bei uns ist es immer so pauvre, daß man sich schämt. So einen Aufsatz könntest Du gerade dafür kriegen.“

„Ich werde ihn aber nicht weggeben, dabei bleibt's;“ sagte mein Herr sehr fest.“

„Du bist eben ein fühlloser Mensch, dem die Knochen seiner paar Ahnen lieber sind als das Herz seiner Frau,“ sagte sie ergrimmt und weinte, ging hinaus und legte sich zwei Tage lang zu Bett und ließ den Medizinalrath holen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Das revolutionäre Gedicht „Lion du Quartier latin“, welches der Pariser Polizei gegenwärtig so viel zu schaffen macht, weil sie den Verfasser desselben herausbringen möchte, hat bereits seinen deutschen Uebersetzer gefunden, angeblich in Georg Herwegh. Es lautet übertragen:

Traun, in der Jugend flammt noch Leben,
Die Pforte hüte der Despot!
Entrüstet wird sie sich erheben,
Der junge Löwe brüllt und droht.
„Er schlummert!“ saget Ihr und lachet;
Weh' aber Euch, sobald auf's Neu'
Einst aufer wachet
Und auf sich rafft, von Zorn entfachet,
Des Gallierlandes junger Leu!

Jünglinge schreiten an der Spitze
Und führen die Arbeiterschaar,
Die rothe Kokard' an der Mütze
Vom Juli und vom Februar!
Arcole, Vanneau, mit jungen Degen
Schlug't Ihr der Kön'ge Stab entzwei!
Dem Feind entgegen,
Stürzt sich auf Euern Siegeswegen
Des Gallierlandes junger Leu!

Im Dunkel, welches dich umnachtet,
O Frankreich! sucht der Feind die Hand;
Daß wir so lang' im Schlaf geschmachtet,
Verzeih' uns, theures Vaterland!
Doch schau'! nun es beginnt zu tagen,
Erhebt sich, der Natur getreu,
Wild, ohne Zagen,
Um abermal den Feind zu schlagen,
Des Gallierlandes junger Leu!

Vampyre und lebend'ge Leichen
Im kaiserlichen Adlernest,
Der Tag macht Eure Kerzen bleichen
Bei Euerm wilden Sabbathsfest.
Dem Adler fängt nun an zu grauen;
Ihn sammt der Brut auf gold'ner Streu'
Mit starken Klauen
Zermalmt in stolzem Sieg'svertrauen
Des Gallierlandes junger Leu!

Wenn dies Gezüchte von Harpyen
Sich je dem Heiligthume nah't,
Wohin die Wissenschaften fliehen,
So steh'n wir All' bereit zur That.
Dann soll Misard, der alte Keifer,
Und About's junge Pfafferei
Und Feuereifer
Seh'n, wie sich rächt für Spottes Geifer
Des Gallierlandes junger Leu!

Der Lüge satt und der Umgarnung,
Setzt sich das Volk nun zu Gericht
Und wirft durch uns die letzte Warnung
Dem „Moniteu“ in's Angesicht.
Die Binde ist vom Aug' gefallen,
Das Volk zieht auf den Berg auf's Neu',
Und weh' euch Allen,
Wenn euch erfaßt mit scharfen Krallen
Des Gallierlandes junger Leu!

Du armes Volk, in hundert Jahren
Fünf Kön'ge kaum zermalmt'st du;
Nun bist du hungrig nach Cäsaren,
Sehnst dich nach Sättigung und Ruh'.
Die Stunde schlägt, die längst erharrte.
— Vorüber ist die Tyrannei
Der Bonaparte!
Der letzte zahlt der Zeche Karte
Des Gallierlandes junger Leu!

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 33:
Wegweiser.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 35. Samstag, den 22. März **1862.**

Ein gemüthlicher Brcher.

Hannche, eich hunn en abscheuliche Dorscht!
Den verdank' eich nor do eu'rer Worscht.
's leit mer im Mahe, wie e glühriger Schtee(n),
Ausberschte könnt' eich dr Rhei(n) fascht alle(n).
So'n Kapetalsdorscht mächt eem jo kee(n) Fisch:
Hannche, so e Worscht gehört nit uff de Tisch.
Hannche, noch e Tröppche! . . .

Do euer Wei(n)che iff werklich nit schlecht;
Doderfor werd ab'r aach dutchwitt geblecht!
Hannche, wann eich aber bitte bärf:
Macht euer' Worscht nit so hannig, so schärf!
Torkle wert eich, am Enn' fall' eich gar um,
Eh' eich heem, zu meiner Alte, kumm'.
Hannche, noch e Tröppche! . . .

Juhe! ju! Wann eich mei(n') Schöppche berscht',
Bild' eich mer meh(n) ei(n), als mancher Ferscht!
Selte schmackt so ee'm sei(n) Wei(n)che so gut,
Warum, 's Regiere versauert eem's Blut;
Berscht' eich aach nor aus 'm Schteenegeischerr,
Eich hun kee(n) Sorje unn fell iff Herr!
Hannche, noch e Tröppche! . . .

Meer sinn die Ferschte heutzutah! . . .
Was mer em Schtädter ner feelbiete mah,
Alles iff theu'r, kosch't e Heedegeld —:
Juhe! Der Bauer iff heut' Ferscht uff der Welt!
Wanner', wer will, aus der grüne Patz,
Eich sein kee(n) Esel so, meer gefallt's!
Hannche, noch e Tröppche! . . .

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die nächsten Proceduren, welchen der so schwerer Schuld Geziehene vom Gerichte unterworfen ward. Bei seiner schüchternen Gemüthsart und seinem Mangel an Weltkenntniß darf es nicht Wunder nehmen, wenn er sich von dem über ihn hereingebrochenen Mißgeschicke, mehr als er im Bewußtsein seiner Unschuld nöthig hatte, aus der Fassung bringen ließ. Sein ängstliches Benehmen vor dem Richter, namentlich an der Leiche der Gemordeten, deren Anblick ihn auf's Tiefste erschütterte und auch mit Reue erfüllte über seinen gestrigen Versuch, Geld von ihr zu erpressen, und die in seinem verworrenen Gemüthszustande auch verworren ausfallenden Antworten vergrößerten das Gewicht der gegen ihn vorliegenden Inzichten nicht wenig. Und als er den von der Wartefrau angesteckt gefundenen Schlüssel als sein Eigenthum erkannte, und zwar mit sichtbarem Erschrecken über dies neue Beweismittel gegen ihn — da hatte der untersuchende Richter nur zu bald sich ein verdammendes Urtheil über den Angeschuldigten gebildet. Die in seinem Schreibtisch aufgefundenen zwanzig Louisd'or, die ihm Adolf geliehen, wurden als corpus delicti betrachtet, wenn man schon seine Angabe, wie er dazu gekommen, zu Protocoll nahm — aber der Maler schien durch das Gespräch im Garten des Kaffeehauses an der Schifferallee selbst gravirt; er wurde aus den Armen seiner Braut gerissen, um gefangen in seine Vaterstadt zurückgeführt und wie sein Freund eingekerkert zu werden.

Leider war der Engländer, dem Adolf das Bild verkauft hatte, inzwischen nach England abgereist, und so konnte der Letztere den rechtlichen Erwerb jenes Geldes nicht sofort nachweisen, und bis der Engländer in seiner Heimath ausfindig gemacht und dessen Zeug-

Digitized by Google

niß herbeigeschafft war, konnte eine lange Frist vergehen.

Indeß ergab sich der joviale Maler mit mehr Fassung in sein trauriges Loos, als sein armer Freund, er behielt vor dem Richter all seinen Humor und somit auch seine Besonnenheit, so daß er sich von vorn herein eine günstigere Meinung sicherte, als es bei jenem der Fall war. Sehr zu Statten kam ihm das Zusammentreffen der Zeit, welche sein Hauswirth als die seiner Nachhausekunft in jener Nacht angab, mit der, welche die Mutter Brummeisen als die Zeit seines Aufbruchs aus ihrem Hause nannte — ein Vortheil, dessen sich Rudolf durch seine träumerische Nachtpromenade beraubt hatte.

Was diesem besonders zum Nachtheil gereichte, war, daß die beiden Hauptzeugen wider ihn, die Fritschin und der Polizeisergeant Huker, die von ihnen belauschten Gespräche nur bruchstückweis gehört hatten, und natürlich gerade die Stellen, welche im stärksten Affekt gesprochen worden, folglich die gefährlicheren, die allerdings, aus dem Zusammenhange gerissen, eine furchtbare Deutung zuließen. Der Sergeant glaubte mit gutem Gewissen auf seinen Diensteid versichern zu können, daß Rudolf seiner Tante den Tod gedroht habe, wenn sie das von ihm begehrte Geld nicht gutwillig gäbe, und die alte Frau selbst hatte ja, als er vor ihrem Fenster gehorcht, der Fritschin geklagt, ihr Neffe trachte ihr nach dem Leben.

Es hieße jenem Gerichtshof sehr Unrecht thun, wollten wir sagen, er habe es, nachdem er sich einmal sein Urtheil über Rudolf gebildet — über Adolf schwankten die Meinungen — sich bequem gemacht. O nein! mit deutscher Gründlichkeit wurde die Untersuchung fortgeführt und unverdrossen ein Fascikel nach dem andern vollgeschrieben — um ja die Schuld des Angeklagten so klar als nur möglich darzuthun. Wer mit den Geheimnissen der Inquisitionspraxis unbekannt ist, der glaubt nicht, mit welchem erstaunlichen Scharfsinn manche Inquirenten Umstände, die in der Wirklichkeit nicht den entferntesten Zusammenhang mit dem Gegenstande ihrer Untersuchung haben, doch damit in die augenfälligste Verbindung zu bringen wissen, so daß der nach den Akten erkennende Richter gar nicht daran zweifeln kann, daß er es mit einem genetisch verbundenen Ganzen zu thun habe. Und einen solchen Inquirenten hatte Rudolf.

Aber während das Gericht auf den Untergang des armen Doctors los incriminirte, erweckte die Macht, die über den Kindern des Unglücks wacht, ihm einen Engel, der wenigstens sein Leiden verklärte.

Es war am Abend des zweiten Tages seiner Einkerkerung, als Rudolf in einem an Verzweiflung gränzenden Zustand auf seinem Strohe lag. Auf Einmal schlug der Ton einer Harfe an sein Ohr, und nicht lange währte es, so begann eine herrliche Sopranstimme das Spiel mit der Arie zu begleiten; „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt.“ — Dieser Gesang drang durch die offene Speiseklappe seiner Thür so glockentönig an Ohr und Herz des Dulders, daß alle seine Lebensgeister aufwachten und sich zu einer Andacht ermannten, wie sie den Gesang selbst beseelte. Er hatte manche gute Agathe gehört, aber so seelenvoll schien ihm noch keine das Lied gesungen zu haben, wie die unsichtbare Sängerin — Clelia, wie er sogleich ahnte. Als sie zum letzten Mal die Worte wiederholte: „das Auge ew'g rein und klar, nimmt aller Wesen liebend wahr“ — da war es ihm, als erwache er aus einem schweren Traume zu neuem sonnigen Leben; er vergaß auf Augenblicke, wo er war, und selbst als nach dem Verstummen des Gesanges er sich wieder daran erinnerte, begann er sich mit seinem Geschick auszusöhnen. Er faltete die Hände und betete: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt.“ —

Bald darauf erschien der Kerkermeister, Clelia's Vater. Rudolf bot ihm freundlichen Gruß. Der Greis reichte ihm die Hand und blickte ihm ernst und forschend in's Gesicht.

„Sie sind ja ganz verändert“ — sagte er nach einer Weile.

„Ja“ — erwiederte Rudolf — „ich hatte Gott und mit ihm mich selbst verloren — aber so eben hab' ich ihn wieder gefunden.“

„Wohl Ihnen — ohne ihn ist nirgends gut sein, am wenigsten im Gefängniß — halten Sie ihn fest!“

Digitized by Google

„O, ich will ihn nicht wieder verlieren — wenigstens nicht, wenn er öfter so zu mir redet, wie er vorhin gethan —“

„Gott redet immer mit uns auf mancherlei Weise, wenn wir ihn nur hören wollen —“

„Aber in seiner Liebe offenbart er sich uns in dunkeln Stunden auf ganz besonders liebliche Weise — und so geschah es mir — Dank dem Munde, durch den es geschah. Ach, möchte dieser Mund meinem schwachen Glauben noch oft zu Hülfe kommen!“

„Sie haben den Gesang vorhin gehört?“

„Ihm verdank' ich meine Erhebung.“

Der Greis sah dem Gefangenen wieder scharf in's Gesicht. Zuletzt schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Sind Sie musikalisch?“

„Ich spiele Klavier —“

„Ich habe einen guten Flügel — wollen Sie mir einmal etwas spielen?“

„Herzlich gern.“

„So kommen Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

(Fortsetzung.)

„Bald darauf war der Geburtstag meiner Gnädigen. Da kam am Nachmittag vorher mein Herr an den Glasschrank, nahm mich mit einem schweren Seufzer heraus und gab mich dem alten Johann; der ging mit mir durch viele Winkelstraßen dort in ein altes Haus, eine horrible Stiege hinauf zu einem alten Weibe; mit der sprach er einige Worte und gab mich ihr. Die trägt mich hierher in einem schmutzigen Tuche da vorne an's Gitter, und die Herren nahmen mich, und der alte dicke Herr Erlenmaier seufzte, und der junge Scribent, das naseweise Gesicht mit der blauen Brille lachte, und so stehe ich nun da fast drei Jahre lang und warte von Tag zu Tag und vergehe vor Schmerz unter dieser Gesellschaft. Ich darf an die Vergangenheit nicht mehr denken.“

„Sie erzählen doch ganz allerliebst,“ sagte die Robe, „aber Sie nehmen doch die Sache bei weitem zu ernst. Man sieht, Sie sind es eben noch nicht gewöhnt hier zu sein. Sie debütiren erst. Ich kann Ihre Gefühle vollkommen theilen; so war es mir einst, Sie können sich das vorstellen, auch zu Muthe. Aber, sehen Sie, jetzt geht das ganz anders. Meine Allergnädigste und ich stehen vortrefflich zusammen. Im Sommer geht sie weg und ich im Winter, und wir conserviren uns beide vortrefflich. Wenn am Neujahr der Friseur und der Theatermann und die Modistin und wie diese bürgerlichen Menschen weiter heißen, kommen, da sagt sie ganz einfach: „Jeanette — trag' die Schwere fort“ — da packe ich mich von selber zusammen, so gut kann ich's schon, und hänge mich an den Nagel hin; der alte Erlenmaier sagt gewöhnlich: „Aha, auch eine alte Bekanntschaft,“ nun den blau angelaufenen Schreiber kümmere ich mich nicht. Was ist die Welt? Nichts Anderes als ein großes Leihhaus. Lassen Sie sich keine grauen Haare darum wachsen, ich bitte Sie herzlich. Ihre Ideen sind schön, aber — Sie nehmen es gewiß nicht übel — etwas sehr altfränkisch.“ Damit schloß die Robe und schnalzte tüchtig mit der Zunge dazu.

„Das ist ein leichtfertig Ding, der seidene Kittel,“ sagte dicht hinter mir ein großer weiß und roth carrirter Bettpfühl, „wenn der wüßte, wie sauer es meiner Frau geworden ist mich herzugeben, er thäte nicht so gottlos reden. Ich bin noch das letzte Stück aus ihrer Hauswirthschaft. Auf mir ist noch ihr seliger Mann gelegen, das gute treue Herz, darum ist's ihr so schwer gewesen mich herzugeben. Ja, das war ein Jammer, der war arg, und das Herz hätte Einem verspringen mögen, wie die fünf Kinder zusammen geschrieen haben: „Ach lieber Gott, sie tragen ja unsern Vater fort!“ Seine guten Freunde sind mit zur Leiche gegangen, aber dann war's auch die letzte Freundschaft, die sie ihm gethan haben. Und dann ist der Bäcker gekommen mit seiner Rechnung, und der Sargmacher, und die Todtenträger, und der Apotheker, die haben Alle gemeint, sie kämen zu kurz, und haben hinein gestürmt auf das arme Weib, und sie hat sich nimmer zu helfen gewußt, und hat mich genommen und daher getragen. Man hätte mich unter ihr waschen können, so hat sie geweint, wie sie mich hergebracht hat. Aber unser Herrgott ist der Wittwen und Waisen Helfer und Richter.“

Digitized by Google

Ich hätte gern den alten Pfühl gefragt, wo die Wittwe wohne, aber neben mir klirrte es so sonderbar und ich mußte aufhorchen, um kein Wort zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Stockflecken im Papier und auf Kupferstichen sollen mit filtrirter Chlorkalklösung sehr leicht zu entfernen sein. Entweder legt man das ganze fleckige Blatt in die Chlorkalklösung so lange, bis die Flecken verschwunden sind, oder man trägt auf die einzelnen Stellen die Lösung mittelst eines Pinsels auf.

Denksprüche.

Viel wohl hab' ich gewollt, nur Weniges konnt' ich vollbringen;
Selten, das Wenige selbst, glückte dem Willen gemäß.
Richtet, unsterbliche Götter, den Menschen nach Willen und Absicht!
Kraft und Verhältniß legt auch in die Wage mit ein!
Ihr hegt einzig gerechtes Gericht, allwissende Richter!
Immerhin richte die Welt Schein und der Thaten Erfolg.

Verschiedenes.

(Zum deutschen Schützenfest in Frankfurt.) Der Eingang zu dem Festplatze ist von der Friedberger Chaussee her; die Festhalle kommt nach Bornheim zu im rechten Winkel auf den Bornheimer Weg zu stehen. Um sich einen Begriff von der Größe der Gebäude machen zu können, geben wir hier ihre Dimensionen an. Die Festhalle wird 350′ lang und 160′ breit; die Schießhalle 1000′ lang und 50′ breit; der Gabentempel hat 70′ Durchmesser und eine Höhe von 120′. Während der Festtage erscheint eine Zeitung mit dem Titel „Officielle Festzeitung" und wird im Auftrage des Centralcomite's von Dr. J. B. v. Schweitzer redigirt werden. Zur Bedienung in der Festhalle, in Küche und Keller, so wie in den beiden Pavillons für Eis und Conditorei wird ein Personal von circa 370 Mann bestellt: nämlich 30 für Bureau, Controle und Kasse; 12 Köche und Kochfrauen; 20 Sectionschefs, 150 Aufwärter, 20 Metzger, 30 Küfer, 80 Mädchen für Aushilfe in der Küche, 20 Taglöhner für das Reinigen der Servicen ꝛc., 8 für dergleichen Arbeiten in den Pavillons. Wegen der gemeinschaftlichen Mittagessen und der Restauration für den Abend wird in der Küche ein Bratofen errichtet, in welchem 25 Kälber auf Einmal gebraten werden können, 24 große Kessel dienen zum Kochen des Fleisches, der Kartoffeln und der Gemüse. Eine Beilage zu dem Gemüse erfordert eine Fleischmasse von 3 bis 4 Centnern. Hr. Conditor Knecht wird mit 8 Gehilfen täglich gegen 400 Stück große Torten liefern. Nach der Tafel werden bis auf 3000 Tassen Kaffee geliefert, und für den Abend soll die Küche im Stande sein, 10,000 Portionen Essen zu liefern, wovon ca. 2000 warm abgegeben werden müssen. Das Bäckerhandwerk hat die tägliche Lieferung von 16,000 Stück Brödchen und 1000 Stück dreipfündiger Laibe Brod übernommen. Um die Preise nicht in die Höhe zu treiben, will das Metzgerhandwerk für den Consum in der Festhalle 300 Kälber aus der Fremde beziehen. Im Keller sind die Vorräthe auf einen täglichen Verbrauch von 30,000 Flaschen Wein berechnet; eine eben so große Anzahl von Seideln Bier soll in Bereitschaft gehalten werden — ein Quantum, welches das Comité vor Vorwürfen und den Keller vor einer „freundlichen" Eroberung bewahren dürfte.

Homonyme.

Soeben hat ein Buch die Presse erst verlassen,
Und Du beliest Dich, den Inhalt aufzufassen;
Da ist mein guter Rath gewiß am rechten Ort:
Du magst bedächtig thun Das, was Dir sagt mein Wort.

Doch kann Dir leicht die Lust an der Lectüre schwinden,
Denn oftmals leider wirst in einem Buch Du finden,
Daß der Verfasser auch gethan, was ich Dir rieth,
D'rum, wer mein Wort befolgt, thu' es mit Unterschied.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 36. Dienstag, den 25. März **1862.**

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Dem Gefangenen schlug das Herz — er hoffte Clelia zu sehen. Allein er täuschte sich. Der Greis führte ihn in ein kleines schmuckes Zimmer, das unter andern das erwähnte Instrument enthielt. Er schloß es auf, bat Rudolf daran Platz zu nehmen und reichte ihm verschiedene Noten dar. Rudolf nahm das erste beste Heft und spielte vom Blatte. Der Zuhörer lauschte mit sichtbarem Vergnügen. — „Gut, gut, ich sehe, Sie können spielen" — sagte er — „viel besser als ich — das ist mir lieb. Ich habe gestern eine Partie neuer Sachen von Mendelsohn-Bartholdy, Robert Schumann und Franz Schubert erhalten, aber die meisten sind mir zu schwer, und eine liebe Person, die des Augenlichtes beraubt ist, möchte sie gern hören. Heute ist es dazu zu spät, aber morgen, wenn Sie wollen, hol' ich Sie wieder."

Als Rudolf in seine Zelle zurückgekehrt war, wußte er nicht, ob er nicht vielmehr dem Schicksal danken sollte, das ihn an diesen Ort geführt, als darüber jammern. Er hatte danach eine Nacht voll erquickenden Schlafes.

Am folgenden Tage konnte er die Stunde kaum erwarten, wo er würde zum Klavierspiel abgeholt werden. Heute hoffte er Clelia bestimmt zu sehen. Aber er sollte sich wieder getäuscht haben. Die Blinde war im angrenzenden Gemach, dessen Inneres ihm ein Vorhang verbarg. Er ahnte, daß sie da sei, und spielte die ihm vorgelegten Stücke mit innigster Bewegung. In den Pausen unterhielt er sich zwanglos mit dem Greis, der immer zutraulicher ward. Rudolf hütete sich wohl, nach seiner unsichtbaren Zuhörerin zu fragen — er lebte der Hoffnung, sie einst seinem Blicke nicht länger entzogen zu sehen.

Aber wie froh erstaunte er nach der Rückkehr in seine Zelle, als abermals Harfenton an sein Ohr klang, und er eins der neuen Lieder von Schubert vortragen hörte! Jetzt verstand er den Vater der blinden Harfnerin: er hatte ihn zu ihrem Lehrer gemacht. Wie erhob dieser Gedanke seine Seele! Wie beglückt führte er ihn jeden Tag hinüber in das trauliche Zimmer an den Flügel, mit dessen Hülfe er seine unsichtbare Schülerin neue Lieder lehrte! Dabei wurde Vater Widerhold — wie sich der Gefängnißverwalter am liebsten nennen hörte — täglich zutraulicher, er verlängerte die Lehrstunde mehr und mehr und flocht immer längere Unterredungen hinein.

Da erzählten dann beide Männer von ihren Erlebnissen, Rudolf von seinen Schul- und Universitätsjahren, der Greis von seinem Kriegerleben. Rudolf hatte öfters Gelegenheit wahrzunehmen, wie nicht nur er so wohlwollend behandelt wurde, sondern der alte Kriegsmann allen Gefangenen in Wahrheit ein sorgsamer Vater war. Rudolf konnte einmal nicht umhin, seinen Beifall und seine Verwunderung darüber zu äußern. Da sagte der Alte:

„Lieber Doctor, wenn man seine siebzig Jahre im Leben nicht gedankenlos verjauft oder verträumt, wenn man die Welt mit klarem Blick betrachtet hat, so muß man wohl endlich wissen, daß nicht in den Gefängnissen die verworfensten Glieder des Menschengeschlechtes zu suchen sind; und wenn man ein Menschenalter lang mit Verstand Gefangenenwärter gewesen, so muß man die

Digitized by Google

Erfahrung gemacht haben, daß keine Tugend, keine Vorsicht und keine Stellung im Leben einen Unschuldigen davor sichert, einmal der Bewohner eines Gefängnisses zu werden, und daß selbst von den Schuldigen weit mehrere durch Irrthum und Unwissenheit, Ueberredung und Krankheit der Seele Verbrecher werden, als durch Herzensbosheit. Unsereiner, wenn er will und Verstand dazu hat, lernt weit besser in den Seelen der Unglücklichen lesen, die hier herein kommen, als die Herren zwischen den Akten, die oft den Wald vor Bäumen nicht sehen. Ich will mich aber nicht rühmen — wer weiß, welch' ein blinder Tyrann meiner Gefangenen ich wäre, hätte Gott mir nicht einen Engel an die Seite geführt, der mir die Augen öffnete. Ich fand an einer verwaisten Predigerstochter nicht nur ein Weib nach meinem Herzen, sondern auch eine Retterin meines bessern Menschen. O, Sie sollten sie gekannt haben, die Mutter meiner armen Kinder — sie war die verkörperte Gnade, von der das Evangelium redet."

Er hielt inne, Thränen erstickten seine Stimme.

„Nachdem sie ihre heilige Sendung an mir vollendet," fuhr er nach einer Pause fort, „nachdem sie aus einem gut dressirten Kriegsknecht einen Menschen gemacht, nahm Gott sie wieder von mir und ihren Kindern, ehe sie deren Unglück erleben konnte; denn bald nach ihrem Hinscheiden wurde mein Sohn, der in Berlin studirte, in eine politische Untersuchung verflochten, deren unheilvollem Ausgang er sich durch die Flucht entzog, und meine Clelia, damals ein Kind von sieben Jahren, erkrankte am Scharlachfieber, in dessen Folge sie erblindete. Ja, lieber Doctor, die Hand des Herrn hat auch schwer auf mir gelegen; aber Preis sei ihm, er hat Alles zum Besten gelenkt. Mein Sohn, dessen Verirrung ich nicht zu billigen brauche, wenn ich den Adel der Gesinnung ehre, die ihr zu Grund liegt und auf die unsere Gesetze keine Rücksicht nehmen, mein geächteter Sohn ist längst ein glücklicher Bürger des friedlichen Norwegens, der auf eigenem Schiffe dann und wann den hiesigen Hafen besucht, wo ich ihn im Geheimen sehen und in meine Arme schließen kann. Und Clelia — was soll ich von ihr sagen? Sie wurde die Vollenderin des Werkes, das ihre Mutter in mir angefangen, sie wurde das Licht meiner Seele, das Auge meines Geistes, das von Gott selbst regierte Steuer meines Herzens. Ich sage Ihnen: das zarte, ungelehrte, blinde Wesen sieht heller und schärfer in Dingen des menschlichen Herzens, als ich und alle Richter hier mit ihrem rechtsgelahrten Wust. Sie hat schon manchen Unschuldigen herausgefunden, wo die Welt und das Gericht verdammten und hinterher durch einen sogenannten Zufall die Unschuld an den Tag kam, nachdem der arme Verurtheilte schon Monate, auch wohl Jahre die Schmach des Verbrechers getragen. Herr — wenn man nach solchen Erfahrungen seine Gefangenen noch tyrannisiren, oder auch nur kalt behandeln kann, so ist man des Menschennamens nicht würdig."

Unter dieser Behandlung würde Rudolf seinen Proceß ganz vergessen haben, wäre er nicht durch einzelne Verhöre daran erinnert worden. In diesen benahm er sich weit sicherer und klüger als im Anfange, und es wäre ihm vielleicht gelungen, die vorgefaßte Meinung des Gerichtes umzustimmen, wäre nicht die unbesiegbare und allzu große Scham über seinen zweiten Besuch bei seiner unglücklichen Tante gewesen. Sobald der Richter diesen Punkt berührte, verlor Rudolf seine Ruhe, er wurde in hohem Grade verlegen, und als ihm im Beisein der Fritschin die Worte vorgehalten wurden, die er damals in der höchsten Aufregung gesprochen, da verwirrte ihn die Scham dergestalt, daß der Inquirent und die ganze Gerichtsbank auf's Neue in ihrem Vorurtheil bestärkt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

(Fortsetzung.)

„Oho, auch da," sagte ein silberner Löffel in meiner Nähe zu fünf anderen silbernen Löffeln, die neben ihm lagen, „das ist doch etwas stark."

„Was stark!" riefen die Löffelchen zusammen, „wir können ja nichts dafür, daß wir da sind, ganz gewiß nicht. Die alte Lene

Digitized by Google

von der krummen Gasse hat uns hergetragen, Du kannst sie fragen."

„Ja, ja, Kinderchen, macht nur kein Geschrei, es ist ja Alles recht. Wem gehört Ihr denn?" sagte der erste wieder.

„Wir gehören dem Herrn Assistent R. in der Sterngasse," riefen sie aus einem Munde.

„Nein, das wißt Ihr nicht recht. Ihr gehört den Kindern von dem Herrn Assistent. Sieh Dich nur an, Du bist der F. R., Du bist der gescheute Fritz, der in's Gymnasium geht und nichts lernt, und Du bist die J. R., die Ida, die Tanzstunde hat, und Du bist der A. R., der schöne Adolf, der einmal Minister wird; und Ihr zwei, Ihr seid die M. R. und die R. R., die Mathilde und die Rosamunde, die in die Kinderschule gehn. Gelt, ich habe Recht?" sagte der erste triumphirend.

„Ja," riefen die Löffel, „und Du bist aber der C. R., Du bist unser großer Carl; gelt aber, ich hab's gerathen," sagte der F. R.

„Ja, ja, es ist schon recht, sei nur fein still. Wißt Ihr auch, wie Ihr daher gekommen seid? Das will ich Euch sagen. Seht, der Herr Assistent und die Frau Assistentin sind in der Harmonie. Das ist so eine Gesellschaft, wo man Punsch trinkt, und tanzt, und viel bezahlen muß, und dann darüber lamentirt. Da war letzthin Maskenball Abends. Und der Herr Assistent hat gesagt: „Horch, Franle, da gehn wir hin, wir müssen uns sehen lassen."

Aber die Frau hat gesagt: „Nein, es thut sich nicht. Denk einmal das Gymnasium, und der Schreiner und Schneider sind nicht bezahlt."

„Die können warten," hat der Herr Assistent gesagt, „ich muß als auch warten. Wenn der Mensch auch gar kein Freud' haben soll auf deren Welt, was hat dann der Mensch?" hat der Herr Assistent gesagt.

„Ha, natürlich," hat die Frau Assistentin gesagt, „wenn es nur zu machen wäre, aber guck, Vatter, 's geht nicht. Guck, wenn Dich einer von Deinen Büreauherren kennen thät, die thäten Dir keine Aufbesserung mehr geben. Du lamentirst doch immer so über die wenige Besoldung, wo Du hast."

„Gerade deßwegen muß der Mensch einmal einen vergnügten Tag haben, damit er weiß, daß er ein Mensch ist. Weißt, wir maskiren uns einander, daß Einen keine Seel' kennt. Ich als polnischer Edelmann und Du als neapolitanisches Blumenmädchen. Du hast doch Deine schwarzen Haare auch nicht umsonst. Das nimmt sich wunderschön aus, sag' ich Dir, Franle" hat der Herr Assistent gesagt.

„Ja, wenn ich nur wüßt, woher nehmen," hat sie wieder gesagt, „aber das ist eben der Casus."

„Ach was Casus," hat der Herr Assistent gesagt. „Ich weiß allein, was Casus heißt, das ist ja ein lateinisches Wort, das Du doch nicht verstehst Da geht man her und nimmt den Kindern ihre Pathenlöffel und versetzt sie, und dann ist der Casus fertig."

„Ja, wenn aber die Göthel kommt von den Kindern und will sie wieder sehen, gelt aber?" sagt die Frau.

„Ach, man sagt, man hätt' den Schlüssel verlegt und könni' ihn nicht gerad finden oder sonst so." „Gib nur den Schlüssel her," hat er gesagt, und sie hat ihm einen Kuß gegeben und gesagt: „Du bist halt e Goldmännle," und fort sind wir gewesen. Aber wir können lang warten, bis wir wieder herunterkommen. Denn bis dem gescheidten Fritz seine Bücher, und der Ida ihre Tanzstunden bezahlt sind und so weiter, können wir lange warten. Aber die Kinder vom Herrn Assistent, die haben Alles gehört und aufgepaßt wie die Hechelmacher, und den Abend sind sie traurig bei einander gesessen, weil Vater und Mutter fort waren, und das Dienstmädchen war auch fort gegangen mit ihrem Liebhaber, und zuletzt haben sie sich einander geschlagen, bis spät das Dienstmädchen gekommen ist und sie in's Bett spedirt hat. Aber der Fritz hat immer gesagt: „Ich will halt meinen silbernen Löffel wieder haben, wo mir die Göthel gegeben hat", bis er endlich eingeschlafen ist." So erzählte der Löffel.

„Alinea das ist eine ganz hübsche Geschichte," lispelte die Robe wieder leise „wenn der einfältige Löffel nur nicht so oft sagte: „hat er gesagt, sagt er, hat sie gesagt." S'ist eben kindisch."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Um die Bäume von Insecten zu reinigen, koche man drei Pfd. schlechten Tabak und ½ Pfd. Nuß mit einem Eimer Wasser. Nach dem Erkalten hat sich die dicke Masse auf den Boden gesetzt. Den Absud verdünnt man nun mit starkem Leimwasser und bestreicht an hellen, trockenen Tagen damit die Bäume.

Denksprüche.

Schätze des Geistes allein verdienen den Namen des Reichthums;
Jeglichem andern entquillt weniger Freude als Schmerz.

Vergnügen will man sich in der Gesellschaft nicht,
Vergnügt zu scheinen hält man für seine Pflicht.

Die Gunst der Welt ist gleich dem Winde, der schmeichelnd um die Knospe kreist
Und, wenn die Ros' ist aufgebrochen, die Blätter aus dem Kelche reißt.

Verschiedenes.

Die englische Porzellanmanufactur beschäftigt sich jetzt vorzugsweise mit chinesischen Nachbildungen der mannigfachsten und reizendsten Art auf Theeservicen. Die Preise sind überraschend billig und gründet sich diese Wohlfeilheit auf die Erfindung eines Engländers, nämlich eine Art Farbendruck anstatt der Malerei. Auf und um die Gefäße, Tassen ꝛc. wird ein Papier mit dem vollen Farbenbilde befestigt. Die Farben schmelzen beim Brennen ein, das Papier flammt weg und die scheinbare, vielfarbige Malerei ist in höchster Correctheit binnen wenigen Minuten fix und fertig. Es gleicht dieses technische Verfahren, um bei dieser Gelegenheit einen gewissen Wunderschleier zu lüften, dem bei Anfertigung der Jahrzehende und noch jetzt immer von den Unerfahrenen hochangestaunten Schleierbüsten und Schleierstatuetten angewandten Verfahren. Der Petinet wird nämlich in die nasse Porzellanmasse getaucht, über die Büste ꝛc. drapirt, das Ganze gebrannt, der Petinet verfliegt und die vielbewunderte, schwerbezahlte Schleierfigur steht vor uns. An neuesten Porzellanerfindungen sei noch des pariſchen, biscuitartigen Porzellans gedacht, ein englisches Fabrikat, welches in der Farbe den pariſchen Marmor nachahmt.

Köln, 12. Febr. Als heute bei einer Civiltrauung die Braut die Paragraphen des Gesetzbuches, welche von dem Gehorsam der Frau gegen ihren Ehemann handeln, vernahm, brach sie plötzlich in die unzweideutigen Worte aus: „Ich kann nicht, ich will nicht, ich mag nicht unglücklich werden!" und stürzte zur Thüre hinaus. Der Bräutigam sank im ersten Augenblicke, von dem Eindrucke überwältigt, leichenblaß gegen die Wand, ermannte sich aber und sprang nach. Ihm folgten im freundschaftlichen Diensteifer die Zeugen, und fort ging es durch die Straßen, eine wilde Jagd, bis die flinke Schöne, die einem gehetzten Reh gleich dahinflog, in einem Hause der Komödienstraße endlich Schutz fand.

Wie Liszt ein Diner zahlt! Liszt wurde kürzlich vom Marquis Lavalette, der ihn von Paris her kennt, zu einem Diner geladen. Nach aufgehobener Tafel ergingen sich beide in einem Zimmer, wo ein Flügel stand. Plötzlich öffneten sich zwei Thüren, eine glänzende Gesellschaft von etwa dreihundert Personen saß da und Liszt mußte sich nach langem Widerstreben den Bitten des Gesandten fügen und spielen. Nach wenigen Minuten aber verstummte das Spiel; er stand auf, verneigte sich gegen die Damen und sagte zum Marquis: „Das Diner ist bezahlt", worauf er sich eilends entfernte. Lavalette war jedenfalls indiscret, denn Liszt hatte ihm wie vielen anderen ein für alle Mal bethenert, er wolle nicht mehr spielen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 35:

Aufschneiden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 37. Donnerstag, den 27. März **1862.**

Blind und doch sehend.

4.

Operationsversuche.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage waren seit Rudolf's Verhaftung verflossen, als eines Abends der würdige Gefängnißverwalter bei seiner Tochter saß und ihr einen Brief von ihrem Bruder vorlas, worin derselbe neben manchem andern Erfreulichen auch meldete, er habe die Bekanntschaft eines berühmten Augenarztes aus Kopenhagen gemacht, von dem er glaube, daß er Clelia's Augen wieder herstellen werde. In einem Monat werde er mit ihm kommen.

„Ach, wollte Gott, Eduard's Hoffnung würde wahr!" rief der Greis, als er mit Lesen fertig war.

Clelia schüttelte ihr braunes Lockenköpfchen, sagte aber dann:

„Wir wollen's Gott anheimstellen. Wenn es möglich und sein Wille ist, daß ich wieder sehen lerne, so wird er auch den Helfer schicken."

„Ja," sagte der Greis gerührt, „Du hast Recht, liebes Kind — wir wollen ihm vertrauen wie bisher. Laß uns ihm danken, daß er's mit Deinem verbannten Bruder so wohl gemacht hat. Wenn doch alle unschuldigen Opfer einer blinden Justiz errettet würden wie er!"

Clelia seufzte und sagte dann: „Wir wollen für sie beten, wo wir sonst nichts für sie thun können."

Nach einer Weile begann der Alte wieder: „Was sagst Du zu unserm Doctor? Hältst Du ihn für schuldig an dem gräßlichen Verbrechen?"

Clelia erwiederte mit einem Eifer, der ihrem ruhigen Wesen sonst nicht eigen war: „Wenn er schuldig ist, dann sind die Engel des Lichtes Kinder der Verdammniß! Ich sage Dir: ein reinerer, edlerer Mensch kam noch nicht über die Schwelle dieses Hauses!"

„Ich glaube Dir," sagte ihr Vater; „Dein Urtheil war noch immer sicher. Ach, daß doch die Richter sähen wie Du!"

„Hoffentlich werden sie die Unschuld dieses Mannes erkennen —"

„Ich fürchte, sie werden ihn verurtheilen —"

„Verurtheilen?" rief das Mädchen erschrocken — „wozu?"

„Zu lebenslänglichem Zuchthaus, wenn er nicht gesteht — wenn ihm aber die Seelenfolter eines langwierigen Kerkers zuletzt ein Geständniß aus Lebensüberdruß erpreßt, zum Schwert. Und ein solches Geständniß gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, da für feinere Organisationen ein schneller Tod minder grausam ist, als die langsame Hinrichtung durch vieljährigen Kerker —"

„O, himmlischer Richter! — Vater — laß uns den Armen schützen! Tritt Du als Vertheidiger der Unschuld auf — oder laß mich — mich reden!"

„Gutes Kind — unser Zeugniß hat als subjective Meinung, wie sie's nennen, kein Gewicht bei einem hochnothpeinlichen Proceß, da gelten nur sogenannte objective Beweise! Doch hoffen wir auf Gott, der auch dieses Bedrängten Gerechtigkeit hervorbringen kann wie den Mittag."

„Halt! da fällt mir etwas ein — sagtest Du nicht, der lüderliche Sohn des Polizeisergeanten Huker sei am Morgen nach jener Nacht, da die Mordthat verübt worden, nach Amerika abgegangen?"

Digitized by Google

„Du meinst doch nicht etwa —"

„Gott verzeihe mir, wenn ich einen Unschuldigen im Verdacht habe — aber hat nicht der Sergeant die beiden Freunde belauscht? Hat er nicht zu Protocoll gegeben, er habe den Doctor davon sprechen hören, daß seine Tante ihr baares Geld des Nachts unter ihrem Kopfkissen zu verbergen pflege? Kann nicht der Sergeant dies zu Hause in Gegenwart seines Sohnes wieder erzählt und ihn dadurch zur Verübung des Verbrechens gereizt haben?"

„Kind! Kind!" — rief der Greis betroffen — „Du kannst Recht haben! Doch was wird es helfen, wenn ich auch versuche, Deine Vermuthung im Gerichte in Umlauf zu bringen? Der Bube ist fort, wie vorher schon bestimmt war, also nicht als Flüchtiger, und der Alte steht so gut angeschrieben bei den hiesigen Behörden, daß gegen ihn nicht aufzukommen ist. Und Du weißt, wie sehr wir Ursache haben, vor dem Huker auf der Hut zu sein."

„Freilich — er fahndet ja fortwährend auf unsern Eduard, und wer weiß, ob er nicht zuvor auch uns belauscht hat, wie hernach die beiden Freunde."

„Ich bin gewiß, daß er es gethan — aber er hat von uns Nichts hören können, was sich auf Eduard's Besuche bezog."

„So ist der gute Doctor eigentlich um unsertwillen so unglücklich geworden" — meinte Clelia — „Vater, laß uns ja thun, was wir können, daß ihn die Seelenfolter des einsamen Kerkers nicht zu einem verzweifelten Geständniß treibt! Ihm brauchst Du mich nicht länger zu verbergen."

„Morgen soll er Dich sehen." Damit schloß der Greis diese Unterhaltung

Und wie er gesagt, so geschah es. Von nun an durfte Rudolf täglich seine Musikschülerin sehen und sprechen. Und wenn auch ihr Vater dabei stets zugegen war, so hinderte das doch nicht, daß auf den Wellen der Töne ihre Gefühle sich begegneten, ihre Herzen sich fanden und die zarteste Liebe sie verknüpfte.

Jetzt würde Rudolf seine Absicht, Clelia's Augen zu operiren, vielleicht haben ausführen können, wenn er sich ihrem Vater hätte anvertrauen mögen; allein er konnte dies nicht über sich gewinnen, — lieber vertagte er jetzt das wichtige Werk auf die Zeit seiner Befreiung, der er im Gefühle seiner Unschuld zuversichtlich entgegen sah.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo Clelia's Bruder mit dem „berühmten" kopenhagener Augenarzt kommen wollte, und das liebe Mädchen sah diesem Zeitpunkt täglich unruhiger entgegen. Sie ersehnte und fürchtete ihn zugleich. Mit Ergebung hatte sie bisher ihr Loos ertragen, ja, sie hatte schon auf die Wiedererlangung des Augenlichtes verzichtet — aber das liebende Weib wünschte doch dem Geliebten so vollkommen als möglich gegenüber zu stehen. Dennoch zitterte sie auch vor einer Operation, die von nicht ganz kundiger Hand vollzogen leicht jede Hoffnung auf Wiedergewinnung ihrer Sehkraft zerstören konnte. Zuletzt konnte sie nicht umhin, Rudolf das ihr Bevorstehende mitzutheilen. Dieser erschrack, dennoch wagte er es nicht, sich vorzudrängen. Es konnte ja sein, daß der angekündigte Arzt viel geübter noch war als er, und gern vergönnte er einem Geschickteren die Ehre und das Glück, die Geliebte sehend zu machen — wenn es ihm nur gelang. Aber gleichwohl beunruhigte ihn die Mittheilung fürchterlich. Clelia merkte es sofort. „Wenn Sie meinen, es sei nicht gut gethan, so lassen wir die Operation," sagte sie.

„Nein, nein!" rief er; „ich hoffe gewiß, daß Ihre Augen zu retten sind — aber es gehört große Geschicklichkeit dazu — ich werde darüber wachen; daß Sie keinem Charlatan in die Hände fallen. Vater Widerbold, lassen Sie doch ja die Operation in meinem Beisein vollziehen."

Der Greis versprach das, und sowohl Rudolf als Clelia sahen ruhiger dem verhängnißvollen Tage entgegen. Er kam. Der Gefängnißverwalter begab sich mit seiner Tochter nach dem Dampfer seines Sohnes. Als sie in das Boot steigen wollten, das sie hinüberbringen sollte, drängte sich der Polizeisergeant Huker kraft seines Amtes mit hinein. Vater Widerbold mußte es geschehen lassen — aber schnell besonnen sagte er: „Ich bin im Begriff den Augenarzt abzuholen, den mein Sohn meiner Tochter aus Drontheim schickt; was suchen Sie auf dem Schiffe?"

„Eben Ihren Sohn," antwortete der

Digitized by Google

Sergeant. Der Greis wechselte mit dem Bootführer einen bedeutungsvollen Blick — und ehe sie an Bord gehißt waren, hatte der Matrose sich schon hinaufgeschwungen und dem Schiffsherrn, der in Gesellschaft des dänischen Arztes die Ankömmlinge erwartete, die Absicht des Polizeimanns gesagt.

„Ich habe es schon geahnt" — sagte der Gewarnte — „ich werde meine Rolle als Kapitain Gildenstern forispielen."

So geschah es. Mit den Worten: „Guten Tag, Herr Kapitain — haben Sie Nachrichten von meinem Sohn?" trat Widerhold am Arm seiner Tochter dem Schiffer entgegen. Dieser erwiederte den Gruß, drückte Vater und Schwester innig die Hand und stellte ihnen den Doctor Lorenzen als den vom Herrn Rheder Widerhold in Drontheim mitgeschickten Augenarzt vor. Der Sergeant, der sein Edelwild nicht persönlich kannte, wurde vollkommen getäuscht und fuhr unverrichteter Sache mit den Andern an's Land zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

(Schluß.)

„Wie diese Leute es aber machen können, ist mir rein unbegreiflich," seufzte hinter mir eine schwer mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife. „Mein guter alter Herr addirt und multiplizirt und subtrahirt an seiner Besoldung herum, um sie möglichst zu strecken, aber es will eben nicht gehen. Ja, das war's vor 14 Tagen, da hat sein Größter das Staatsexamen machen sollen und einen schwarzen Frack und Weste und Hosen gebraucht, aber es war Nichts da, wovon nehmen, und auf Borg nehmen, das hätte er nicht gethan." „Das darf kein Angestellter thun, bös' Exempel für das Volk", sagt immer mein alter Herr. Seine Frau hat er auch nicht damit betrüben mögen, denn die ist schon lange krank und spart sich für ihre Kinder jeden Bissen am Munde ab. Da ist er denn lange auf- und abgelaufen in seinem Zimmer, und hat gewaltige Wolken aus mir geblasen, wie er das immer thut, wenn die Besoldung nicht reichen will. Endlich sagt er: „jetzt haben wir's" und schraubt mich ab und nimmt mich warm vom Mund weg und steckt mich in den Sack, und ist zu seinem Freund Erlenmaier gegangen und hat ihn herausgerufen, um ihn unter vier Augen zu sprechen. „Auf ein Wort, alter Freund," sagte mein Herr, „aber unter uns. Hab' hier so einen alten Meerschaumkopf, 70 fl. werth unter Brüdern; muß ihn versetzen wegen meinem Carl, der in's Examen soll. Er könnt' mir ihn abnehmen, Erlenmaier, aus alter Freundschaft für 50 fl. Hol' ihn wieder, wenn bessere Zeiten sind." Und dem Erlenmaier kam eine Thräne in die Augen und gab ihm die 50 fl., und wie er mich in den Schrank legte, sagte er: „Was thut ein Vater nicht für sein Kind, daß Gott erbarm'!"

„O wenn ich nur fort von hier wäre," sprach leise eine alte Bibel mit silbernen Spangen, „und der böse Bube hätte mich nicht in's Erbtheil bekommen! Wär' ich nur drunten auf dem Tisch einer armen Wittwe! Vierzehn Tage ist sie todt, die gute Mutter, und schon hat er mich versetzt! Und wie hat sie ihn noch vermahnt, in Gottes Wegen zu wandeln, und ihn eingesegnet! Aber es war Alles in den Wind geredet. Ob er mich wieder herunterholt? O er könnte es so nöthig brauchen in seinem geistlichen Elend."

„Man sollte es nicht meinen und doch ist's wahr," fing ferner in der Ecke ein Ballen ungemachter Leinwand in sehr sublimem Tone an zu reden, wie groß die sittliche Verkommenheit der Leute ist. Die Damen meines Vereins würden in Ohnmacht fallen, wenn sie wüßten, was aus mir geworden ist. Das Fräulein hat noch expreß den Bedienten geschickt hinauf zu dem Fräulein Spielhahn und nach ihrem Elend sich erkundigen lassen. Und Fräulein Spielhahn lag noch im Bette Morgens 10 Uhr krank wegen Kopfnerven. Und das Fräulein hatte sehr viel Bedauerniß mit Fräulein Spielhahn und schickte ihr den Ballen Leinwand zum Nähen für den Verein. Aber sie hat mich gleich genommen und hierher getragen. „Das Geld kommt gerade wie gerufen," hat sie gesagt. „Morgen ist Einsatztag, dafür kann ich im Lotto eine Summe setzen. Es hat mir heute Nacht Nro. 12,800 geträumt, die werd' ich setzen. Die Fräuleins sind doch recht einfältig, Einem so Etwas

Digitized by Google

zu geben. Arbeiten können andere Leute; wenn ich gewonnen habe, löse ich den Ballen wieder aus und schick' ihn wieder mit einer Empfehlung und ich könnte nicht nähen." Und schnell war sie aus dem Bett und im Leihhaus und beim Lottomann."

„Trösten Sie sich mit mir," sagte ein 35 Gulden Loos, „Sie sind nicht der ein zige Gulden hier zu Lande, der in falsche Hände gerathen ist. Mich hat mein Herr versetzt, um einem armen Meister aufzuhelfen. Er hatte selbst nichts im Augenblick und gab mich hin. Dem jungen Meister geht es ganz gut, aber an's Zahlen denkt sein Herz nicht."

Mir wollte der Aerger kommen über solchen Erlebnissen, hätte mich nicht ein wunderbares, ergreifendes Zwiegespräch, das nur leise gepflogen wurde und dem ich zulauschen mußte, davon abgehalten. Es kam ganz aus der Ecke des weiten Saales, aus einer kleinen Schachtel. Darinnen lagen zwei Ringe. Sie trugen das Datum des 20. Mai's 1832. Es waren Eheringe. Es schien, als fürchteten sich die beiden vor jedem lauten Wort, als wär' ihnen ihr Aufenthalt eine schwere Last. So verstand ich denn unter dem Lispeln, wie der kleinere, offenbar der Ring der Frau, zu dem größeren sagte: „Du hast den Kampf nicht mit angesehen, den sie gekämpft, bis sie uns hergab, du könntest sonst nicht also reden. Aber ich war an dem Finger, daran sie mich getragen, und ihre Hand zitterte vor tiefem Weh, als sie das Kästchen aufschloß und dich herausholte. Ich höre noch, wie sie redete: „Auch ohne Ring und Namen und Datum bleibt mir doch der Tag hoch und unvergeßlich, da ich dir angetraut ward. Aber deinem und meinem sterbenden Kinde eine letzte Erquickung zu bereiten, thu' ich den schweren Schritt. Vergib es mir im Himmel droben, du theure Hälfte meines Lebens." Dann nahm sie dich heraus und zog dich an die Lippen und mich von der Hand und gab uns hin." Und der größere sagte: „Laß uns schweigen und um sie trauern." Damit zog er den kleinen leise an sich.

Ich hatte genug gehört. „Nun seid stille," rief ich mit einer Donnerstimme in den Saal hinein. Ich wollte schlafen; es ging schlecht genug auf dem Bündel Kleider und dem türkischen Teppich, die beide auch gern von Elend und Frivolität erzählt hätten, hätte ich nicht abgebrochen. Der Morgen graute herein, und eine scharfe Luft durchrieselte mich. Der Pokal, die Robe und all' die Nachtgesellen standen schweigend da, als hätten sie die Nacht nichts geplaudert und nichts verrathen von ihren Geheimnissen. Da hörte ich meinen Freund kommen, hörte ihn die Riegel zurückschieben und die Schlösser lösen und die Eisenthüre öffnen mit dem Wort: „Guten Morgen, Elend." Vor dem Gitter standen schon eine Menge Leute; die Einen waren die Sache gewohnt, ihre Gesichter waren so gleichgültig, als wäre da oben ihre Welt; Andere kicherten und machten Witze über den Erlenmaier und wetteten, wie viel sie wohl Pfandgeld bekämen; die Andern aber weinten. Ich aber trat zum Schrecken meines guten Freundes heraus, dankte ihm für das Nachtquartier und sagte: „Erlenmaier, nun weiß ich, warum ihr immer sagt: „Gute Nacht, Elend."

Anfrage.

Wie läßt sich die Erscheinung erklären, daß bei den Reben zuerst die untern verwundeten Parthien anfangen zu thränen, während weiter oben noch keine Spur einer solchen großen Saftcirculation zu bemerken ist und erst nach und nach diese Erscheinung in der Richtung nach oben eintritt, wenn, wie uns in Nr. 29 d. Bl. gezeigt wurde, im Frühjahre der Saft der Holzpflanzen abwärts und nicht aufwärts steigt?

Charade.

Mich Erste, frisch und frei, sucht Alles emsiglich.
Ihr lebet nicht von mir, und sterbt doch ohne mich.
Geld, Hab' und Gut vertraut mir Zweiten Arm und Reich,
Und groß, Ihr Größeren, dien' ich zur Wohnung Euch.
Mein Ganzes baut das Kind erfind'risch oft und gern,
Voll Pracht auf kurze Zeit; vom Weisen ist es fern.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 38. Samstag, den 29. März **1862.**

Sonne und Erde.

Spät Abends noch der Sonnenstrahl
So golden niederschaut
Und küsset mild zum letzten Mal
Die Erde, seine Braut.
Sie liegt im stummen Liebesweh,
Der Athem stockt ihr fast;
Was führt dich, Strahl, aus ihrer Näh
Und fliehst so süße Rast?

Sie weinet still die lange Nacht
Der Thränen Thau so viel,
Daß er sich treulos fortgemacht
Nach losem Minnespiel.
Es klagt den Schmerz die Nachtigall,
Im Aug' ihr 's Zährlein blinkt,
Ein Trauerlied vom Wasserfall
Die Walbesnacht durchdringt.

Doch als die Schlummernacht gebannt —
O, welch ein Wiedersehn!
Sie fühlt des Buhlen Küssebrand,
Sieht ihn am Lager stehn.
Er küßt die Thränlein allesammt
Vom Aug' in sel'gem Harm,
Sie liegen wieder gluthenthrannt
In keuschem Liebesarm.

Neustadt, 1862. H.

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung)

Der dänische Arzt wurde in einem Hotel in der Nähe des Criminalgefängnisses untergebracht. Er untersuchte auf der Stelle Clelia's Augen, stellte den glücklichen Erfolg einer Operation als ungewiß dar, war aber doch dafür, und pries dann seine Salben und Mixturen für den Fall, daß die Operation nicht den erwünschten Erfolg hätte. Den folgenden Tag sollte dieselbe vor sich gehen.

Rudolf konnte die vorausgehende Nacht fast kein Auge schließen, und als ihn Vater Widerhold zur festgesetzten Stunde abholte, fand er ihn in fieberhafter Erregung. Erst als er dem fremden Collegen gegenüberstand, gewann er wieder etwas Ruhe. Er hätte ihm sogleich auf den Zahn fühlen mögen, aber er mußte die Rolle eines Laien spielen, und so ließ er den „Berühmten" ruhig seine Zurüstungen treffen. Schon während derselben stieg in ihm der Verdacht auf, daß man es mit einem großen Charlatan zu thun habe. Aber er ließ ihn gewähren. Clelia ließ sich auf dem ihr bestimmten Platz nieder, der Doctor ergriff seine Lanzette und setzte an — es war für den Vater ein Moment voll Todesangst — doch wie schon die Blinde unter der Berührung des Instrumentes zuckte, riß Rudolf den Arm des Operateurs mit solcher Heftigkeit zurück, daß der Hand die Lanzette entsank, und zornig donnerte er ihm zu:

„Elender Pfuscher! Wie können Sie es wagen, ein solches Werk zu unternehmen?"

Der Däne stand verblüfft da. Clelia sprang bebend auf und Vater Widerhold wußte nicht, was er denken sollte. Doch er wurde bald aufgeklärt; denn Rudolf las dem „Berühmten" aus Dänemark so deutsch den Text, wies ihm seine Unbernsenheit so bündig nach, daß der liebende Vater Gott danken mußte, daß er sein Kind der Gefahr entrissen, in der es eben geschwebt hatte.

Der Fremdling mußte mit Schanden abziehen. Als Vater Widerhold Rudolf in

Digitized by Google

dessen Zelle zurückbrachte, fand dieser, um den getäuschten Vater zu trösten, den Muth, zu erklären, daß er eines Tages selbst die heute vereitelte Operation vornehmen werde, sobald er seine Freiheit wieder habe.

„O warum nicht jetzt?“ fragte der Greis, heftig seine Hand ergreifend.

Rudolf zögerte mit der Antwort. Mit vieler Mühe entlockte ihm Jener endlich das Geständniß, daß er seine Instrumente versetzt habe.

„Wenn es nur daran liegt,“ sagte der Greis, „so soll Clelia keinen Tag länger des lieben Himmelslichtes entbehren.“

Als er wieder zu seinem Kinde zurückkehrte, fand er es sehr traurig.

„Betrübe Dich nicht“ — tröstete er — „was jetzt vereitelt worden, wird bald durch eine geschicktere Hand geschehen.“

„Ach, darum ist es mir jetzt gar nicht zu thun,“ sagte sie, „ich dachte an etwas ganz, ganz anderes. Weißt Du auch, daß der Däne unsern Eduard nun verrathen wird?“

Der Greis erschrack. „Du hast bei Gott Recht — ich muß schnell zu der Frau Brummeisen gehen, damit sie das verabredete Zeichen aufsteckt.“

„Und nun wird der gute Eduard auf lange, lange Zeit vom heimathlichen Gestade verscheucht,“ klagte Clelia, — „und ich hatte auf seine einstige Wiederkunft einen so wichtigen Plan gebaut!“

„Welchen?“ fragte der Vater.

„Das sag' ich Dir besser jetzt nicht“ — sagte sie — „eile nur, den Eduard zu warnen.“

Der Greis ging. Als das geheime Signal gegeben war, begab er sich stracks zu dem Juden, der im Besitz von Rudolf's Instrumenten war, und löste sie ein. Rudolf setzte die Operation auf den folgenden Tag fest.

Schon waren wieder alle Zurüstungen zu dem Werke getroffen, schon stand der von heimlicher Liebe glühende Operateur mit seinen Werkzeugen bereit, und der Vater brachte sein blindes Kind herbei — da erbebte Rudolf's ganzes Wesen; Clelia, in Rosa gekleidet, das holde Angesicht von Hoffnung und Vertrauen verklärt, reichte ihm die Hand — sein Puls schlug hörbar — sie setzte sich — er nahete sich mit dem Instrumente ihrem Auge — er zitterte — der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. — —

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ klagte er mit Thränen im Auge. — „Verzeihen Sie mir — ich bin zu tief bewegt — ein ander Mal, wenn ich ruhiger bin.“ —

„O, es eilt ja nicht, Herr Doctor“ — sagte Clelia lächelnd, — „und Du hast so lange mit mir Geduld gehabt, lieb Väterchen — Du wirst sie auch noch länger haben.“

Der Greis zog sie an seine Brust. Rudolf stand verwirrt und beschämt da — er hätte mögen in die Erde sinken. Doch Widerhold sprach: „Beruhigen Sie sich, Doctor — ich kann mir denken, wie einem Mann von Gefühl bei einem solchen Unternehmen zu Muthe sein muß.“

Der Sprecher wurde unterbrochen, indem die Haushälterin meldete, daß ein Gefangener ihn zu sprechen begehre. Als sich Rudolf mit Clelia allein sah, stürzte er vor ihr nieder.

„Clelia,“ flehte er, „verzeihen Sie mir diese Täuschung und stellen Sie mich nicht jenem Charlatan an die Seite!“

Da beugte sie sich zu ihm und bat um seine Hand. Und als er sie ihr gereicht und unter ihrem Drucke erglühen fühlte, da entquoll seinen Lippen das Geständniß des eigentlichen Grundes seiner augenblicklichen Unfähigkeit — seiner heißen Liebe. Da erzitterte die liebliche Gestalt, da sank sie fast bewußtlos in seine Arme und zwei unentweihete Lippenpaare fanden sich im keuschen Verlobungskuß. Da sah das blinde Mädchen den Himmel offen und sich mitten darin; da wurde dem Gefangenen der Kerker zum Paradies und er pries Gott, der seine wunderbare Liebe in das dunkle Erdenleben sandte und ihr Macht gab, selbst in die schauerlichsten Finsternisse zu dringen und sie zu verklären.

Wie Clelia geahnt, rächte sich der Däne für die ihm widerfahrene Schmach dadurch, daß er der Polizei die Identität des Kapitain Gildenstern mit dem Flüchtling Eduard Widerhold verrieth. Aber als die Polizei ihn im Hafen suchte, hatte er schon die offene See gewonnen. Nun wurde Vater Widerhold zur Verantwortung gezogen. Er gestand jene Identität ohne Weiteres zu und

Digitized by Google

wollte erwarten, was die höchste Staatsbehörde über einen Vater beschließen würde, welcher der Stimme der Natur gehorsam gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Nichts anzuziehen.

Der steigende Luxus in der Damenwelt hat in England ein allerliebstes Büchlein unter obigem Titel hervorgerufen, eine eben so witzige als spottlustige Persiflage der schrankenlosen Anforderungen, welche die Frauen und Töchter heut zu Tage an die Geldbeutel ihrer Männer und Väter stellen. Das Büchlein trägt als Motto das Bild eines jungen Mannes, der sich behaglich in einem amerikanischen Wiegestuhl schaukelt, eine Cigarre raucht und dazu ausruft:

Wär' ich so reich auch wie der Czar,
Es ist mir dennoch völlig klar,
Daß alles Geld nicht reichen würde,
Wenn ich mir nähm' als Ehstandsbürde
Ein Weibchen, das nichts anzuziehen hat.

Nichts anzuziehen! es ist dies ein Ausruf, den allerdings diejenigen Damen ausstoßen, die gerade am meisten anzuziehen haben, und es ist interessant zu bemerken, daß alle Sprachen denselben Ausdruck für dieselbe Sache besitzen. „Nothing to wear," ruft die eitle junge Engländerin — „ich habe nichts anzuziehen," sagt die Deutsche, während beide keine Wahl treffen können, weil die Zahl der Kleider zu groß ist. Sehr komisch wird dies im dritten Kapital geschildert, wo eine junge Dame zum Ball eingeladen, erklärt, sie könne nicht hingehen, denn sie hätte nichts anzuziehen. Man schlägt ihr vor, das dunkelrothe Damastkleid anzuziehen. Das ist ein wenig zu dunkel. Nun denn das himmelblau seidene. — Das ist zu hell. Oder das rosenrothe. — Das ist zu schwer. So nimm Tüll über Atlas. — Weiß kleidet zu schlecht. Nun denn das perlgraue Moireekleid. — Dazu gehören ächte Spitzen, die fehlen mir gänzlich. Oder das reizende lilaseidene. — Ja, das ginge am ersten, aber es ist beim Schneider, es muß geändert werden. Nun denn das neue hellgelbe. — Das ist ganz unmöglich, die fatale Frau Müller trug neulich gerade ein solches, nun kann man es nicht mehr anziehen, wo sie ist. Nun denn das köstliche Ballkleid vom letzten Hoffest. — Behüte, das habe ich schon drei Mal angehabt. Zu jedem Capitel ist eine allerliebste Carricatur gezeichnet, eine Dame nach der neuesten Mode gekleidet, die in Klagen ausbricht, daß sie nichts anzuziehen habe. Es fehlt gar nichts an dem hübschen Anzuge, die modernen bunten Unterröcke, über welche die Kleider à la Watteau in Festons gezogen sind, die zierlichen Hackenstiefel sehen lassend, die malerischen Burnusmäntel, die koketten Hütchen à la Mousquetaire, die getollten Garnirungen, von denen kürzlich eine Näherin sagte: „ich habe seit drei Tagen nur getollt;" kurz Alles ist so hübsch gezeichnet, daß unsere Damen das Büchlein als Modejournal benutzen könnten. Die Unterschriften der Bilder enthalten jedoch die bitterste Satyre; im Tone der Berichte, welche die Wohlthätigkeits-Vereine in den Zeitungen annehmen, wird gesagt: „Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß diese armen Geschöpfe schon seit längerer Zeit an gänzlichem Mangel ächter Spitzen litten," oder „trotz aller Bemühungen war es ihnen nicht gelungen, einen Kaschemirshawl zu erlangen." Das drolligste Bild aber enthält eine Ehestandsscene auf Reisen; der Mann trägt einen kleinen Nachtsack mit seinen Toilettebedürfnissen gefüllt, die Frau steht zwischen zehn großen Koffern und Schachteln und jammert, daß ihr so wenig Gepäck mitzunehmen gestattet sei, sie würde im Seebad gar nichts anzuziehen haben! Wenn man die Riesenkoffer sieht, die jetzt so reiselustig durch die Welt fahren, so begreift man, wie lästig und unangenehm eine solche Ueberfracht den Ehemännern sein muß, und es erheben sich gerechte Zweifel über die Zurechnungsfähigkeit der Frauen. Sollte denn wirklich so wenig Vernunft unter ihnen zu finden sein? Sollte denn Keine das gute Beispiel geben können, wieder zu einfacherer Toilette zurückzukehren? Werden es künftige Generationen für glaublich halten, daß unsere jungen Damen zu einem einzigen Ballanzuge mindestens ein halbes Dutzend Unterröcke bedürfen, die alle mehr oder weniger sechs Ellen weit sind, also 66, incl. der Länge, Ellen Zeug ohne das

Digitized by Google

Ueberkleid, welches jetzt auch wenigstens 10 Ellen Umfang und die doppelte Zahl in der übrigen Stoffanwendung nöthig hat. Die patriarchalische Zeit, wo durch landesherrliche Verbote die allzu große Weite der Pluderhosen beschränkt werden konnte, sollten wir lebhaft wieder herbeiwünschen, damit der Umfang der Damenkleider gemäßigt wird. Kein Salon, kein Raum in einem noch so gut eingerichteten Privathause ist hinreichend groß genug, um eine Gesellschaft von Ball-Toiletten aufzunehmen. Es ist ein tragikomischer Anblick, wenn man beobachtet, wie verzweifelt Wirth und Wirthin, oder noch schlimmer die aufwartenden Bedienten sich durch die Hindernisse von Fischbein, Stahlreifen und gestärktem Weißzeug durcharbeiten. Von Grazie und Anstand kann gar keine Rede mehr sein bei diesen wandelnden oder tanzenden Luftballons. Die Damen werfen jetzt Stühle und Tische um, ohne es zu merken, weil sie selbst gar nicht ahnen, wie breit und steif sie sind. Könnten sie sich doch öfter vergleichen mit den Marmorstatuen unserer Museen, der verhüllten Muse, den Hebegestalten, zu denen doch einst ihre Mitschwestern die Vorbilder geliefert haben; würden sie nicht einsehen, daß ihre Schönheit verschwindet und ihre Anmuth verloren geht in dem Käfig des Reifrocks und der Stärke?

Verschiedenes.

Oberst v. Hamel in Stuttgart hat ein mechanisches Pferd erfunden, das als einer der bedeutendsten Triumphe menschlichen Scharfsinns und Combinationsvermögens bezeichnet werden darf. Dieses mechanische Pferd, woran der Erfinder, einer der ersten Schul- und Campagnereiter auf dem ganzen Continent, dreißig Jahre lang ausschließlich und angestrengt gearbeitet hat, präsentirt sich als das Phantom eines orientalischen Racepferdes von mittlerer Statur und ist im Stande, alle Rückenbewegungen des lebendigen Pferdes in jeder Lage des Körpers mit einer überraschenden Leichtigkeit und Raschheit auszuführen, und in jeder beliebigen Körperlage so fest und starr zu verharren, daß ein Reiter von 250 Pfund Gewicht jede gymnastische Uebung, jede Voltige darauf ausüben und die große Kunst erlernen kann, seinen Schwerpunkt demjenigen des Pferdes adäquat zu versetzen. Stürzen, Bocken, Ueberschlagen, Setzen — Alles dies leistet das mechanische Pferd, und setzt so den angehenden Reiter in den Stand, mit den gefährlichen Stellungen und plötzlichsten Bewegungen d s natürlichen Pferdes so vertraut zu werden, daß er sich in jeder Lage zu helfen und seinen Sitz zu erhalten oder wenigstens vor Beschädigung zu bewahren weiß. Man muß dieses mechanische Pferd gesehen haben, um die erstaunliche Mannigfaltigkeit und die Präcision und Sicherheit seiner Leistungen gebührend würdigen zu können. Der Beweis ist geliefert, daß der angehende Reiter, welcher die gymnastische Schule auf dem v. Hamel'schen Phantom durchgemacht hat, auf dem natürlichen Pferde von dem ersten Aufsitzen an schon Sitz und Führung inne hat und zu reiten im Stande ist. Es ist daher diese Erfindung ungemein wichtig für die Armeen als Uebungsmittel für Cavallerie-Rekruten, als wesentliche Ersparniß von Zeit und Material an lebenden Pferden und deren Unterhaltungskosten, und aus diesem Grunde haben auch die Regierungen von Oesterreich, Preußen und Rußland schon derartige Pferde für ihre Cavallerie-Brigadeschulen bei dem Erfinder bestellt, welcher sich in einer jüngst erschienenen Broschüre mit der ganzen Bescheidenheit wahren Verdienstes über sein Werk ausgesprochen hat. Dasselbe leistet in praxi jedoch unbedingt noch weit mehr, als ihm der Erfinder selbst vindicirt, und sollte auf Universitäten, polytechnischen Schulen und in größeren Städten allgemein eingeführt und als Lehrmittel der equestrischen Gymnastik benutzt werden.

Auflösung der Charade in Nro. 37:

Luftschloß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 39. Dienstag, den 1. April **1862.**

Zur Einweihung
des israelitischen Friedhofs zu Neustadt.
(Verspätet.)

Motto: Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus,

Mag noch so streng der Winter wüthen,
Sei noch so herbe unser Loos,
Am Ende wirft doch Jedem Blüthen
Der holde Frühling in den Schooß.

So ward denn heute auch nicht minder,
Nach langer, eis'ger Winterzeit,
Ein kleines Häuflein Menschenkinder
Mit einer Liebesgab' erfreut.

Von Ihr, die Jedem Gaben reichet.
Die Allen gleichen Theil verleiht.
Und wo die Lichtgestalt sich zeiget,
Verschwindet plötzlich aller Neid.

O, Dank Ihr, Dank dem Friedensboten,
Der uns zu neuem Leben weckt,
Der nah' uns bettet unsre Todten,
Daß das Getrenntsein minder schreckt.

Und auch zu Euch wir dankend wenden
Das Aug' von Freudenzähr' bethaut,
Daß Ihr mit frommen Bruderhänden
Dem Frieden eine Stätt' gebaut.

Und weil nun dieses Frühlings Wehen
Mit schönster Gab', dem Palmenkranz,
Uns zu erfreu'n ward auserſehen,
Drum Heil auch Ihr, der Toleranz.

Neustadt, 26. März 1862. D.....a E.....

Blind und doch sehend.

5.

Die Verurtheilung.

(Fortsetzung.)

Ein halbes Jahr der Untersuchung war verflossen. Da kam aus England die gerichtliche Aussage des Käufers von Adolf's Bild, wodurch sich dessen Antheil an dem Processe so weit erledigte, daß der Untersuchungsrichter ihn auf Handgelöbniß entlassen zu können glaubte. Als sich der so lange um sein Liebesglück betrogene Künstler auf freiem Fuße befand, war sein Erstes nicht etwa, daß er in die Arme der bekümmerten Braut eilte, sondern daß er für die Rettung des Freundes Sorge trug. Er verband sich mit einem geschickten Advokaten, der Rudolf's Vertheidigung übernehmen und Alles aufbieten sollte, den wahren Mörder zu entdecken. Dann erst suchte er sein eigenes Glück, an dem es dem heitern und biedern Künstler in den Armen einer seiner würdigen Geliebten nicht fehlte.

Endlich waren die Acten zum Spruche reif oder vielmehr überreif. Der Untersuchungsrichter verschickte sie mit dem Bewußtsein, dem hohen Gerichtshof durch ein Meisterstück der Inquisitionskunst Respekt einzuflößen. Nicht als ob er ein malignanter Mensch gewesen wäre, etwa eine Art Jeffrey's greuelhaften Andenkens; im Gegentheil, er war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein Freund der Nothleidenden — aber ein Fanatiker des Rechtes — „der römische Rechtszopf hängt ihm armstark hinten," sagte Adolf von ihm, „und hält ihn auf dem Tretrade der Paragraphentreterei fest."

Digitized by Google

„Also Du glaubst in der That, unser Doctor könne verurtheilt werden?“ fragte Clelia ihren Vater am Tage, als die Acten an das Obergericht abgegangen waren.

„Nach dem Stande der Acten,“ erwiederte der Gefängnißverwalter traurig, „ist daran nicht zu zweifeln. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, den armen guten Menschen bald an einen schaurigeren Ort abzugeben, als dieser ist.“

Clelia preßte die Hand krampfhaft auf den Busen. — „O, warum mußte Eduard sich von dem Dänen blenden lassen!“ sagte sie halblaut. Da wurde die Thorklingel gezogen. Bald darauf meldete die Haushälterin, der Maler Wolter begehre Einlaß. „Den sendet Gott!“ rief Clelia, ihre Hände faltend. Ihr Vater beachtete den Ausruf nicht weiter und ging, den Gemeldeten selbst einzulassen.

Adolf hatte während seiner Gefangenschaft das Mißtrauen des Greises überwunden. Er brachte einige Erfrischungen für den gefangenen Freund und hoffte jetzt nach geschlossener Untersuchung zu ihm gelassen zu werden. Vater Widerhold hatte kein Bedenken mehr dagegen. Er führte ihn zu Rudolf. Kaum war Clelia allein, als sie auf ihre Knie sank und Gott dankte, daß er sie, wenn auch leiblich erblinden lassen, doch nicht mit Geistes- und Herzensblindheit geschlagen, und daß er sie in der Zeit der höchsten Gefahr den Weg der Rettung, den sie durch des Dänen Verrath schon für versperrt gehalten, eben so klar erkennen lassen, als einst die Unschuld und den hohen Werth des Geliebten.

Wie ihr Vater mit dem Maler zu ihr zurückkehrte, zog sie ersteren auf die Seite und bat ihn, sie malen zu lassen. Er sah sie verwundert an.

„Wie kommt Dir dieser Einfall?“ fragte er.

„Da Eduard mich nun wohl so bald nicht wieder sehen darf, so soll er wenigstens mein Bild haben,“ erwiederte sie erröthend.

„Wollen Sie meine Tochter jetzt noch malen?“ fragte der Greis den Künstler, und dieser sagte mit Freuden zu.

Schon den andern Tag begann er sein Werk. Artalos ließ der Greis ihn mit dem holden Kinde allein. Und kaum wußte Clelia dies, als sie den Maler in seiner Arbeit unterbrach.

„Ich muß vor allen Dingen über einen Gegenstand mit Ihnen reden, der Ihnen gewiß eben so am Herzen liegt wie mir.“

„Ich bin ganz Ohr,“ versicherte Adolf.

„Helfen Sie mir Ihren Freund retten!“

„Dies zu können, ist mein eifrigster Wunsch, und ich habe schon nach Kräften daran gearbeitet.“

Clelia's Antlitz verklärte ein freudiges Lächeln. Adolf erzählte ihr, was er bis jetzt gethan. Freilich hätten die Nachforschungen des Advokaten noch zu keinem Resultat geführt — aber er hoffe, Gott werde sie mit Erfolg krönen.

Clelia schüttelte getäuscht das Köpfchen. „Das ist mir zu ungewiß,“ sagte sie, „ich habe ein anderes Mittel gefunden, unsern Freund zu retten. Aber dazu bedarf ich Ihrer Hülfe. Würden Sie sich zu einer Reise nach Norwegen entschließen, wenn ich Ihnen die nöthigen Mittel dazu gäbe?“

Adolf erklärte sich bereit, für Rudolf an den Nordpol zu reisen.

Clelia stand auf, ging an ihre Toilette und nahm ein kleines Etui heraus. Es war dem Maler ein rührender Anblick, das holde blinde Geschöpf sich so sicher zurechtfinden zu sehen. Sich wieder setzend sagte sie:

„Ich habe in Drontheim einen Bruder, wie Sie wohl schon wissen, einen Rheder und hochherzigen Seemann. Da ich Ursache habe, einer Sendung an ihn durch die Post zu mißtrauen, so sollen Sie mein Courier sein und meine schriftliche Bitte an ihn durch Ihre Beredtsamkeit unterstützen. Ein zuverlässiger Schiffer von ihm soll mit einem Dampfer hier im Hafen sein, wenn des Doktors Urtheil ankommt. Leider darf er nicht selbst kommen. Damit wir den ungefähren Zeitpunkt erfahren, soll der Vertheidiger unsers Schützlings Erkundigung darüber einziehen, es koste, was es wolle. Hier, nehmen Sie diesen Schmuck und versilbern ihn — wenn Sie zu dem Allen bereit sind.“ —

„Seelengröße, dein Name ist Weib!“ rief Rudolf begeistert. „Ja, liebes Fräulein, ich bin zu Allem bereit, was Sie wünschen — aber behalten Sie Ihren Schmuck.“

„Nein — wenn Sie mich nicht kränken wollen, so nehmen Sie ihn — ich besitze

Digitized by Google

mehr dergleichen — und welchen Werth hat es denn für mich?"

Adolf konnte die Annahme nicht länger verweigern. „Ich werde Rechnung führen über die Verwendung des Darlehens, das ich darauf erhalte."

„Aber Alles bleibt unser Geheimniß," sagte sie, „jetzt bitte ich Sie, in Ihrer Arbeit fortzufahren."

(Fortsetzung folgt.)

Der Stadtmusikus.

„Andante ma non troppo. Vorzeichnung von D-dur Viervierteltact, D, ein Viertel A, Fis, zwei Achtel zusammengestrichen. — Nein! es wird heute nichts mit dem Componiren, der Wurm läuft mir über die Leber, wenn ich an die Cremoneser Geige denke, die der französische Windbeutel heute durch's Loos ausspielt. Wenn ich daran denke, daß sie vielleicht eine Trödelfrau bekommt, oder ein Kerl, der von der Musik so viel versteht, wie der Esel von der Uhrmacherei!"

Somit spritzte der alte Stadtmusikus die Feder aus, warf das Notenblatt unwillig auf das Clavier und ging heftigen Schrittes die Stube auf und nieder, deren Wände auf altväterische Art mit schillernden Tapeten gz'ert waren, auf denen sich der von Schlangen umwundene Laokoon emporb'umte.

„Eine Cremoneser! mein höchster Wunsch seit vierzig Jahren. Ich habe sechs Loose genommen; jedes zu zwölf Groschen. Auf jedes kommt eine Flötenstunde, und am Ende fall' ich doch durch und es klappt' einem Andern. — Na! wie Gott will, das Glück ist einmal ein launischer Geselle und läßt sich nicht zwingen wie eine G-Saite, daß sie mit den andern stimmt."

Er trat an das Fenster, welches auf das Stadtpfeifergäßchen hinausschaute, und blickte über den selbstgezogenen Hyacinthenflor in die Einförmigkeit der stillen Straße, denn das Stadtpfeifergäßchen hat, vorzüglich im Sommer, Aehnlichkeit mit einer Adventswoche. Ueber der Wohnung des Alten war die sogenannte Burschenstube, wo ein Lehrling auf dem Fagott jammerte und der Andere die Scala winselte. Dies Exercitium war das einzige, was die Einsamkeit belebte; denn die Mitbewohner auf beiden Flügeln waren der Frohnvoigt, der Leichenschreiber und andere Subalternen eines edlen und hochweisen Rathes.

Während der Stadtmusikus am Fenster stand und ihm die Cremoneser im Kopfe herumging, öffnete sich die Thür und hereintrat — Minchen, die einzige Tochter des alten Harmonicus.

„Guten Tag, Väterchen!" sprach sie und drückte dem Alten einen Kuß auf die Wange, daß er in ein leises „Hm! hm!" ausbrach, denn er wußte schon, daß solche Zärtlichkeiten immer die Vorboten einer Bitte waren.

„Wo bist Du denn gewesen?" nahm der Alte das Wort, indem er sich in den gepolsterten Lehnstuhl warf und sein schwarzes Sammtkäppchen auf sein in Ehren ergrautes Haupt setzte.

„Bei der Frau Tertiussen. Ich habe mit ihrer Niece ein wenig musicirt und gesungen, und dann sind wir in Bosen's Garten gegangen, um den schönen Frühlingstag zu genießen."

„Du hast doch auch hübsch rein gesungen und beim Spielen keine Note herunterfallen lassen?" begann der Alte, indem ein bedeutungsvoller Blick aus seinen grauen Wimpern hervorbrach.

„O, was die Finger anbelangt, da nehme ich es wohl mit Jeder hier in der Stadt auf. Freilich, die Kehle ist ein anderes Ding, die läßt sich nicht zwingen, und wenn ich das hohe F nur halbwege herauskriege, so danke ich meinem Gott. Früher dachte ich freilich einmal Concertsängerin zu werden und sah mich schon im Geiste im Gewandhaussaale stehen und nach einem lauten Applaus so drei bis vier Ducaten einstreichen, aber ich habe einsehen gelernt, daß meine Stimme nicht viel taugt."

„Wenn nur das Herz etwas taugt, so sind wir schon auf dem rechten Flecke. Alle können wir nicht gute Virtuosen, wohl aber alle gute Menschen sein. Ich glaubte in meiner Jugend auch, ich sei ein Geiger, der seines Gleichen sucht, weil ich in der Provinz für einen Meister galt und in den Mittwochs- und Sonnabendsconcerten im Casino mir von Zeit zu Zeit meinen Beifall holte. Als nun gar einst der Herr Stadtrichter, der etwas

Digitized by Google

die Bratsche spielte, mich nach einem Solo auf die Schultern klopfte, da wurde die liebe Eitelkeit wach und ich hielt mich für den Mann, der es mit dem Capellmeister in der Residenz aufnehmen könne. Ich dummer Hans! — Wollte Gott, er hätte mich auf die Finger geklopft. Ich wagte mich hin und schmiß um, rein um, daß ich mich vor mir selbst schämte und noch am selbigen Abend davon schlich, wie die Katze vom Taubenschlage."

(Fortsetzung folgt.)

Antwort.

Die Angabe in der Anfrage in Nro. 37 beruht auf keiner genauen Beobachtung. Je näher das Holz am Boden, desto größer der Reflex, die Wärme, — daher die Täuschung. Der Saft hört von oben herab auf zu fließen, sowie die Knospen etwas entwickelt sind, aber nicht umgekehrt, — was jeder Winzer kennt, — während er nach unten zu noch thätig ist, neue Saugwurzeln zu erzeugen.

Uebrigens liefert die Thatsache in der ersten Mittheilung, Seite 116 sub d, den Beweis, — und die Beweise der Wissenschaft lassen keinen Zweifel zu, — daß der Saft zur Bildung des ersten Triebes nicht aus den Wurzeln kommen kann, sondern schon vom Spätjahre in den oberen Theilen verdickt liegt und nur durch die Wärme flüssig wird.

Denksprüche.

Scharfsinn wägt mit berechnendem Fleiß und ergrübelt die Wahrheit.
Einfalt ahnet sie schnell, selten erhascht sie die Welt.

Mit Vorsicht beginne dein Werk, so wird es dir nimmer mißlingen.

Wenn du nur Mittel ergreifst, die dazu nothwendig sind.

Doch willst du, kühn wie ein Held, die steilesten Gipfel erringen,

Ohne Vorsicht — o weh! — dann hält dich der brausende Wind.

Verschiedenes.

Der jüngst verstorbene spanische Staatsmann Martinez de la Rosa ist der Autor folgender schönen Anekdote: Eines Tages ließ sich der liebe Gott, in guter Laune und müde der ewigen Zänkereien unter den Völkern, von jeder Nation deren Wünsche durch die Gitterthür des Himmels überreichen. Frankreich bittet ihn .... Nein, ich will nicht sagen, um was Frankreich bittet. England bittet um Baumwolle, Roastbeef, Steinkohlen, Matrosen, viele Guineen, unermeßliche Colonien, einen Hammerschmied in Schottland, und um das Recht, mit jeder Nummer der Times seine Politik zu verändern. Deutschland bittet um Universitäten, Sauerkraut, Lotterien, Bratwürstel, große Fässer Bier, Rothkraut, Subjectivität, Wildpret aux confitures, das Ich und das Nichtich, und für seine Studenten um das Recht, breite Flaschenplatten auf den Kopf zu setzen, sich in aller Freiheit die Nase zu zerhauen und jeden Abend siebenundsiebzig Schoppen auszustechen. Als die Reihe an Spanien kam, sagte dieses: Ich bitte um einen schönen Himmel. — Du sollst ihn haben. — Um treffliche Weine. — Zugestanden. — Und um eine gute Regierung, .. — Ach! das ist zu viel, sagte der liebe Gott unwillig werdend; du treibst die Sache zu weit. Und er verschloß das Gitter.

Logogryph.

Willst Du des Wortes Zeichen trennen
Und nimmst die ersten Drei von Zehn,
So wird ein geistlicher Gebieter
Von hoher Würde vor Dir stehn.

Die Hoffnung auf die letzten Sieben
Gibt Kraft und Muth in Schmerz und Leid,
Sie führen den Betrübten wieder
Zurück zu Lust und Fröhlichkeit.

Verdruß und Unmuth, Zank und Streiten
Entstehn oft durch die letzten Acht!
Das Ganze — bei des Räthsels Lösung
Siehst, Leser, drei Mal Du's gemacht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 40. Donnerstag, den 3. April **1862.**

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Das Bild war in wenig Tagen vollendet. In der Zwischenzeit ließ Adolf die von Clelia gewünschte Erkundigung einziehen, und als dies geschehen war, machte er sich mit einem Briefe von ihr auf die Reise. In einem Nachbarhafen fand er gleich ein norwegisches Dampfboot, das ihn schnell an's Ziel brachte.

Schon vierzehn Tage lag das Dampfschiff „Norman", Kapitain Lund, im Hafen, und die Hafenbeamten, Makler, Schiffer und andere Leute, die mit dem Schiffsverkehr zu thun hatten, zerbrachen sich die Köpfe über den Zweck seines langen Verweilens, als ein anderes Ereigniß diese Seltsamkeit in den Hintergrund drängte. Der „Verwandtinmörder", Doktor Grimm, war vom Obergericht „blos" zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe statt zum Tode verurtheilt worden.

Mit großer moralischer Entrüstung wurde die Kunde von dieser Gelindigkeit der Justiz von dem Pöbel im Frack wie im Wamms aufgenommen; denn durch sie kam ja wieder ein Loch in das Gebäude der öffentlichen Ordnung und Sicherheit! Nur Wenige wagten den „von der Noth Getriebenen" zu beklagen, und blos die Armen, denen er unentgeltlich Hülfe geleistet, zweifelten an seiner Schuld.

Rudolf selbst war auf's Tiefste erschüttert durch das ihm verkündete Urtheil. Er hatte es bis auf den letzten Augenblick für unmöglich gehalten, obgleich Vater Widerhold nicht unterließ, ihn darauf vorzubereiten. Vernichtet ging er in seinen Kerker zurück, und als die Thür hinter ihm geschlossen war, brach er laut weinend zusammen. Von welcher Höhe war er aber auch plötzlich herabgestürzt! In was für rosigen Zukunftsträumen hatte er sich bis jetzt gewiegt! Wie hatte er die neugeschenkte Freiheit benutzen, mit welch' neuem Muthe sich in's Leben werfen, für seine Liebe Alles wagen, keck alle Hindernisse besiegen wollen, die sich seinem Glück entgegenstellten! Wie hatte er dieses Glück im Geiste schon voraus genossen, das unaussprechliche Glück an Clelia's Seite! Und nun sollte er sein Leben in einem Zuchthause beschließen!

Aber wie er in Thränen zerfließend da lag, öffnete sich die Klappe an seiner Thür, und eine Engelsstimme rief herein: „Weine nicht! verzweifle nicht!" Es war Clelia, die eine augenblickliche Abwesenheit ihres Vaters benutzend zu ihm kam. Er erhob sich, sie streckte ihre Hand hinein, und er preßte sie unter Thränen an seinen Mund. „Bau' auf Gott und Dein Lieb!" flüsterte sie. — „Weg hat er aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht, wie's in dem schönen Liede heißt. Hoffentlich läßt der Vater Dich bald zu mir, dann musiciren wir zusammen. Inzwischen wird es Abend — und wer weiß, wie es morgen ist. Nur Muth, mein Freund!"

Dann entzog sie ihm die kleine zarte Hand, streichelte ihm die Wange und schlich sich wieder fort.

„O Gott — welch ein Engel!" sagte Rudolf, als er wieder allein war. „Ja, ich will nicht verzweifeln — noch bleibt mir ja der Recurs — inzwischen kann meine Unschuld klar an den Tag kommen. Doch will ich nicht darauf pochen, ich will mich auf das Schlimmste gefaßt machen — will ihr in nächster Zeit noch ihr Augenlicht wiedergeben. Das Bewußtsein, diesem Engel die größte Wohlthat nach dem Leben erwiesen zu

Digitized by Google

haben, wird mich Alles ertragen lassen. Ja — ich will jetzt nicht mehr zittern — der Gedanke, daß sie ohne mich vielleicht ihr Leben lang in dieser Nacht wandeln muß, wird mich fest machen — ich will sie operiren!"

Als er später mit Clelia musiciren durfte, flüsterte sie ihm in einem unbewachten Augenblicke zu: „Versprechen Sie mir, zwischen heut und morgen blindlings Alles zu thun, was ich von Ihnen verlange." Er wunderte sich, gab aber das Versprechen, und die Musik nahm ihren Fortgang.

Er spielte und sang sich wieder Muth und Hoffnung in's Herz, und mehr noch that dies Clelia's Gesang und heitere Stimmung. Getröstet kehrte er in seine Zelle zurück und streckte sich auf sein Lager.

Es mochte etwa Mitternacht sein, da weckte den leise Schlummernden ein leichtes Geräusch. Seine Thür ging auf — Clelia, mit einem Licht versehen, unter einem Arm einen Pack tragend, kam herein. „Clelia — meine Clelia!" rief er aufspringend. —

„Still!" flüsterte sie; „zieh diese Sachen hier an — es ist eine Gensd'armenuniform — säume nicht! Ich will inzwischen an der Treppe lauschen, ob Alles noch fest schläft" —

„Aber Clelia —"

„Kein Aber — Du gabst mir Dein Wort, heute blindlings zu thun, was ich von Dir verlangen würde" — Und sie zog sich zurück.

Er legte die Gensd'armenkleidung an, auch der Pallasch fehlte nicht. Als er fertig war, kehrte Clelia zurück. „Die Stiefel mußt Du ausziehen," sagte sie, an seinem Tritt hörend, daß er sie angezogen. „Nimm sie in die Hand und folge mir!"

„Ich soll fliehen?" sagte er zaudernd, „und Dich und Deinen braven Vater in's Unglück stürzen? Nimmermehr!"

„Ein Mann hält sein Wort," sagte sie; „Du wirst mich tödten, wenn Du die Rettung verschmähst. Ich überlebte es nicht, wenn sie Dich in's Zuchthaus führten."

Sie suchte seine Hand und zog ihn fort. Leise schlichen sie durch den Corridor, die Treppen hinab, durch die Hausflur — die Thür stand schon offen. „Nun Gott mit Dir!" flüsterte sie, preßte seine Hand an ihre Lippen und drängte ihn hinaus. Draußen fühlte sich Rudolf von kräftigen Männerarmen gefaßt — es war Adolf, der ihn erwartete und, indeß Clelia die Hausthür innen verriegelte, den Freund mit sich fortriß. Das Hofthor war auf Clelia's Veranstaltung nur angelehnt, ohne Gefährdung erreichten die Beiden den Hafen.

Am frühen Morgen wunderte sich Jedermann in der Nähe des Hafens, daß der „Norman" verschwunden war.

(Schluß folgt.)

Der Stadtmusikus.

(Fortsetzung.)

„Entfiel Dir denn da nicht der Muth?" befragte Minchen.

„Etwas, — ja wohl! Ich ließ mich acht Tage lang vor keinem Menschen sehen; aber Heil dem, der noch Schamgefühl hat. Dann exercirte ich täglich meine acht bis zehn Stunden und ein Jahr darauf hätte mir der Unfall nicht wieder passiren sollen. Ich wär' auch lieber Capellmeister geworden; so aber kam ich hier in dieses Haus, lernte Deine selige Mutter kennen, und als sie den Alten zum Thor hinausgesungen, hatte ich den Dienst, meine Frau und ein gutes Brod. Ich blieb sonach Ripienist, ein tüchtiger Ripienist, denn an dem Notenpulte, wo ich stehe, hat's keine Gefahr."

„Vater! sag' Er einmal — ein Rip — Rip — Ripienist, der spielt wohl nicht allein?"

„Aha! will's da hinaus? Nein! ihm ist noch ein Anderer zugesellt, der die erste Stimme hat und sonach das vorstellt, was im Ehestande der Mann ist. Er führt eigentlich das Wort, und seine Frau, der Ripienist, muß ihm in allen Stücken getreulich folgen und kein Haar breit vom Wege abweichen. Hat der Eine drei Kreuze vorgezeichnet erhalten, so hat es der Andere auch. Der Erste hat freilich als Mann immer mehr zu thun. Die schwierigen Passagen, Triller und Läufer liegen ihm ganz allein ob und in Folge dieser Thätigkeit muß der Ripienist oft das Blatt umwenden. Wendet sich aber das Blättchen und die Frau will, wie es im Ehestande so oft geschieht, das Solo blasen, so wird eine Disharmonie; es schleichen sich falsche Quinten ein, es wird nicht

Digitized by Google

mehr pausirt, der Eine schlägt vor, der Andere nach, und die Sache löst sich auf wie ein dissonirender Septimenaccord. Deßhalb ist es gut, wenn sich der Mann einen kleinen Tactstock beilegt und stets das Tempo beobachtet, damit der Ehestand nicht in Achteln abläuft, sondern wo möglich ein langgehaltener Freudenton bleibe."

„Ach, Väterchen!" begann Minchen, „Er weiß, ich bin vergangene Lichtmeß' zwanzig Jahr gewesen und möchte —"

„Auch wohl gern Ripienist werden", fiel der Vater ins Wort.

Minchen schlug die Augen nieder und zupfte sich an der Busenschleife.

„Na! na! ich weiß schon, man munkelt so Manches und dem Vaterauge ist es nicht unbekannt geblieben. Er schnäbelt schon lange um Dich und ist ein Mann, der alle Ehre verdient, das muß ich sagen."

„Wie? — Er weiß schon?" —

„Daß oben der Clarinettist Dich nicht ungern sieht. Der Choral, der neulich früh Morgens zu Deinem Geburtstage vor der Alkovenflur geblasen wurde, ist sein Werk. Dies zeigt Liebe an und ich denke, ein Bischen Liebe ist im Ehestande wohl mehr werth, als eine Mitgift aus dem elterlichen Hause. Zweitens seine Kunst. Er hat einen Lehrbrief, der nur so sein muß. Sein bester Wegweiser ist aber seine Kenntniß in der Musik. — Wenn er oben vor seinem alten wurmstichigen Tische sitzt und ein Concert vom Blatte herumterspielt, oder Abends in der Dämmerung phantasirt, so ist mir immer zu Muthe, als wenn ich ihn umarmen und Schwiegersohn nennen sollte, daß es die ganze Stadt hört. Wie Gott will. Er ist zwar jetzt blos Stadtpfeifergeselle, aber man kann nicht wissen, wenn und wie. Der Copist und Sportuleinnehmer auf der Versetzstube ist sein Vetter und der Herr Oberstadtschreiber sein Pathe. Eine Bitte aus meinem Munde, so ist er mein Substitut."

Minchen war ganz still geworden, denn der Vater hatte falsch gerathen, was er auch bald zu bemerken schien.

„Lieber Vater!" begann Minchen, — „es ist recht schön, daß Er — aber hier — das Herz."

„Ach, was Herz!" versetzte ärgerlich der Alte. — „Das weiß der liebe Himmel, was die Frauenzimmer immer mit dem Dinge haben. Ist's eine Liebschaft, ein Zwist, oder sonst eine Quengelei, so wird immer das Herz vorgeschoben. Was ist's? Frisch von der Leber weg!"

„Ein junger artiger Mann, ein gescheidter Mann, der sein leidliches Auskommen hat. Vater! denk Er sich nur, er hat studirt —"

„Studirt? — kein Musiker? Minchen! wenn Du Deinen alten Vater lieb hast, so nimm den Clarinettisten. Wer weiß, was der gelehrte Fant für Absichten hat, denn man kann dem Menschen nicht ins Herz sehen. Ein Mann aber, der es mit der Kunst aufrichtig meint, der wird es auch mit Dir redlich meinen. — Die Gelehrten sind gerade diejenigen, die am unbeständigsten in der Liebe sind. Gleich und gleich gesellt sich gern. Wo Ständegleichheit, da ist auch Gleichheit der Herzen."

„Es gibt aber doch Ausnahmen."

„Mitunter, aber nicht immer. Gottes Segen, wenn es den Kindern wohlgeht. Wenn ich aber denke, daß meine Tochter einen Rathsherrn zum Manne hätte und wenn ich sie einmal besuchen wollte, ich erst das Staatsgeschirr anlegen müßte, damit ich den Leuten kein Aergerniß gäbe, und vielleicht noch obendrein im Vorsaal warten müßte, bis mich der Bediente angemeldet hätte, so wollte ich doch lieber ein Holzwurm in einer Baßgeige des Dorfmusikus sein und mich durch eine Ewigkeit von Dissonanzen hindurchfressen, als so ein Schwiegervater, der dem Glück oder Unglück seiner Tochter von fern zusehen müßte. Was für ein Studium hat er denn absolvirt?"

„Die Rechts — Rechts —"

„Na! rechts oder links?"

„Die Rechtsgelehrsamkeit, lieber Vater!"

„Dacht' ich's doch, ein Advokat," brummte Harmonius, indem er die Stube durchschritt und seinen Zopf bald auf die rechte, bald auf die linke Seite warf. — „Mädel! 's geht wahrhaftig nicht. Schlag' Dir den Gelehrten aus dem Sinn und nimm den Clarinettisten, da bleiben wir unter uns und können harfenirn und singen, wie es beliebt. So aber mußt Du in den hohen Ton mit einstimmen und wirst am Ende taub gemacht

Digitized by Google

für die wahren Freuden dieser Erde, taub für Deinen alten Vater."

„Ach! Er ist auch manchmal ein rechter Brummbaß!" begann Minchen und unterdrückte eine Thräne, die unter den schönen Wimpern hervorbrechen wollte.

„Der Brummbaß gehört so gut zur Harmonie wie die Viola; aber in der Advokatenwelt hat die Harmonie ein Ende. Wär's ein Theolog oder ein Medicus, à la bonne heure! da hätt' ich nichts dawider. Wenn ich aber so ein Paar hagere Advokaten in meiner Nähe wittere, so geht meine Seele unwillkürlich in Fis-moll über, und ich muß mich stärken durch ein Mozart'sches Adagio auf dem Violoncell."

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Sehr viele Mäuse sind zwar im letzten Winter zu Grunde gegangen, aber in Wegrändern, Böschungen und Dämmen ist eine hinlänglich große Zahl übrig geblieben, um bei ihrer raschen Vermehrung auf's Neue die Ernte beschädigen zu können. Jetzt ist es noch Zeit, sie zu vertilgen, und eines der zweckmäßigsten Mittel ist das Zuschlagen der Löcher und das Eingießen von Wasser in die neuen Oeffnungen. Ein neues Vertilgungsmittel besteht darin, daß man Weizen, Gerste oder Spelz in starke Aschenlauche von Eichenholz bis zum Aufquellen weicht und sodann die so präparirten, jedoch wieder gut getrockneten Körner in frisch aufgeworfene Mäuselöcher streut. Der Erfolg soll glänzend sein, wie im vorigen Jahre in Böhmen angestellte Versuche beweisen.

Verschiedenes.

Die „Straits Times" von Singapore erzählt folgenden schrecklichen Vorfall. Drei Matrosen von einem amerikanischen Kauffahrer badeten sich an einem Sonntage an der Seite des Seeschiffs, als plötzlich einer von ihnen von einem Hai ergriffen wurde. Das Ungeheuer packte ihn zuerst an der Schulter, aber mit solchem Ungestüm, daß die Beute dem Rachen wieder entglitt und mehrere Fuß hoch aus dem Wasser geschleudert wurde. Dann ergriff der Hai den entsetzlich nach Hilfe Schreienden wieder am Rücken und zuletzt am Halse, und verschwand darauf mit ihm. Das Alles geschah vor den Augen der Kameraden an Bord, welche augenblicklich ein Boot herabließen und, nachdem sie die beiden andern Badenden aufgenommen hatten, nun nach dem Verunglückten suchten. Nach kurzer Zeit kam der Hai in einiger Entfernung vom Boot zum Vorschein, im Rachen den Körper, den er schüttelte wie ein Hund eine gefangene Ratte! Der Steuermann bewaffnete sich mit einem Enterhaken und ruderte auf den Hai zu, welcher so mit seinem Schlachtopfer beschäftigt war, daß er sich mehrere Male verwunden ließ, ehe er wieder untertauchte. In dem Glauben, ihn tödtlich getroffen zu haben, ruderten die Bootsleute nach dem Schiffe zurück, aber noch hatten sie es nicht erreicht, als der Hai sich wieder eben so wie vorher zeigte. Jetzt nahm man eine Harpune; wiederum ließ der Hai die Verfolger nahe herankommen, und erst, als die Harpune ihn getroffen hatte, tauchte er unter, während man die Leine ablaufen ließ. Das Boot wurde dadurch eine Strecke fortgezogen, bis ein zweites zu Hilfe kam und das Ungestüm endlich mit verschiedenen Lanzenstichen erlegt wurde. Während es darauf, noch zuckend, an Bord aufgewunden wurde, brach es den größten Theil dessen, was es verschlungen hatte, aus, und als man den Magen öffnete, fand man darin außer einigen unkenntlichen Resten eine ganz verschlungene achtpfündige Blechbüchse mit Fleischkonserven. Der Fisch war von der Gattung, die unter dem Namen Grundhai bekannt ist, und ungefähr 10 Fuß lang. Der Umfang seines Körpers war ungewöhnlich stark und ergab 8 — 9 Fuß.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 39:
Abt, Heilung, Theilung, Abtheilung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 41. Samstag, den 5. April **1862.**

Frühlingslied.

Im grünen Schmucke prangt der Wald,
Und Blumen zier'n die Auen.
Des Kukuks Ruf vom Baume schallt,
Die Vöglein Nester bauen.
Und tief empfundne Freude,
Und holde Maienlust
Beglücket froh uns heute,
Hebt leichter uns die Brust.

Die Frühlingssonne strahlet mild,
In prächt'gen Feuergarben.
Das Bächlein wirft zurück ihr Bild,
Der Thau blitzt tausend Farben.
Und neugeweckte Liebe —
Das höchste ird'sche Glück,
Und heiße Sehnsuchtstriebe
Bringt uns der Lenz zurück.

Blind und doch sehend.

(Schluß.)

Zur gewohnten Zeit weckte Clelia mit einem Kuß ihren Vater und meldete ihm, was sie gethan. Zugleich gestand sie ihm ihre erwiederte Liebe. Der Greis sagte ernst, aber ruhig: „Was Gott thut, das ist wohl gethan! Freilich streckt er nicht die Hand aus den Wolken, wie ein Fabelgott, sondern gute Menschen sind seine Finger. Ueber meinen grauen Kopf wird es zwar nun hergehen — in Gottes Namen! er ist mit Ehren grau geworden — und Du, mein Kind, wirst nicht verlassen sein."

„So hättest Du wohl selbst die Hand zu Rudolf's Rettung geboten, und ich that Unrecht, mein Vorhaben Dir zu verhehlmlichen?"

„Nein, mein Kind, meinen Dienstheid hätte ich nimmer verletzt, der barmherzige Gott gab Dir dieses selbstständige Handeln ein. Ich hätte es müssen verhindern, wenn ich darum gewußt. — Jetzt will ich gleich meine Meldung machen — möglich, daß man mich nun für den Entflohenen einsperrt."

„Das werden sie nicht! das dürfen sie nicht! Ich gehe mit Dir, und wenn eins von uns eingesperrt werden soll, so müssen sie es mit mir thun!"

Und nun entstand ein Wettstreit zwischen Vater und Kind, wer die Schuld der Entweichung Rudolf's auf sich nehmen dürfe; endlich verschaffte der Zufall Clelien den Sieg. Der Diener des Gerichtsvorstandes hatte in der Nacht einen Gensd'armen mit einer Civilperson aus dem Gefängniß kommen sehen und dies seinem aus dem Casino heimkehrenden Herrn mitgetheilt. Dieser kam nun in aller Frühe, sich zu erkundigen, wen der Gensd'arm mitten in der Nacht fortgebracht habe. Da trat Clelia rasch vor und berichtete mit fester Stimme, was sie gethan, aber ohne ihren Gehülfen zu nennen. Der Beamte war starr vor Staunen. Und der erhabene Muth, der aus dem ganzen Wesen der Blinden sprach, ihre wunderbare Schönheit und ihre fast prophetenhafte Verkündigung, daß Gott die Unschuld ihres Flüchtlings eines Tages an das Licht bringen werde — dies Alles wirkte so überwältigend auf den Mann des Gesetzes, daß er kein Wort des Zornes oder der Strenge über seine Lippen brachte, sondern nur eine Aeußerung des Bedauerns, sofort das gesetzliche Verfahren wider Vater und Tochter einleiten zu müssen. Dann forderte er dem ersteren die Schlüssel ab und übergab sie einem herbeigerufenen Offi-

Digitized by Google

cianten. Vater Widerhold war bis auf Weiteres seiner Amtsführung enthoben.

Zur Einkerkerung der beiden neuen Klagfälligen kam es nicht. Vater Widerhold's Unschuld stellte sich bald heraus, und was wollte man dem blinden Kinde thun? Man mochte wohl auch eine leise Ahnung haben, daß dasselbe klarer und richtiger gesehen, als die zum Theil durch vier Augen sehenden Richter. Dennoch wurde Vater Widerhold — hauptsächlich in Folge der Denunciation des Dänen — in Ruhestand versetzt. Das war kein Schlag für ihn; hätte er nur seine und seines Kindes Behaglichkeit im Auge gehabt, so wäre er längst abgegangen und zu seinem Sohne gezogen. Nur das höhere Pflichtgefühl, das Mitleid für die armen Gefangenen hatte ihn so lange auf seinem Posten festgehalten.

Von Rudolf wußte man bereits, daß er glücklich in Drontheim angekommen sei und dort bei einer Epidemie durch aufopferndes und erfolgreiches Wirken schnell die allgemeinste Anerkennung gewonnen habe. Der außer der Sphäre seines Berufes so schüchterne, ja zaghafte Mann hatte sich in ihr als Heros bewiesen. Clelia war namenlos glücklich über diese Nachricht. „Zu ihm! zu ihm!" das war fortan ihre Losung, und ehe ein Monat nach der Pensionirung ihres Vaters verstrichen war, lichtete das Schiff, das sie dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegentrug, die Anker.

Welch ein Wiederfinden war das in dem Hafen der norwegischen Seestadt! Und welche Tage der Wonne folgten ihm nach! Soll die Feder versuchen, ihrer auch nur einen den Lesern zu schildern? Für den, welchen treue Liebe beglückt, ist es überflüssig, und den Andern rathen wir besser: Gehet und liebet! — Jetzt schaut Clelia, Dank der Hand Rudolf's, mit den leiblichen Augen so klar und hell, wie mit den Augen ihres Gemüthes. Die Herrlichkeit Gottes in seiner wundervollen Schöpfung, die ehrwürdige Gestalt des greisen Vaters, das edle Bild des theuern Gatten, die lächelnden Engelsköpfe ihrer Kinder — es ist ihr Alles aufgegangen im heiligen Gotteslichte.

Es verging geraume Zeit, eh' es den Bemühungen Adolf's und des Vertheidigers von Rudolf gelang, den wahren Mörder von dessen Tante zu entdecken. Endlich fanden sie seine Spur und halfen den Dienern der Göttin mit den verbundenen Augen darauf. Aber die Spur leitete über das Meer und verlor sich in den Prairien Amerika's. Indessen gaben die an's Licht gebrachten Thatsachen dem Vertheidiger Mittel genug an die Hand, den Proceß umzustoßen und mit Rudolf's Entbindung von der Instanz zugleich die Ausfolgung des reichen Nachlasses der Ermordeten zu bewirken. Es waren inzwischen vier Jahre verflossen — und in dieser Zeit hätte der empfindsame Rudolf im Zuchthause verderben können, wäre er nicht von Clelia's innerem Auge in Zeiten erkannt und von ihrer Liebe gerettet worden. Ja, die Liebe! —

Der Stadtmusikus.

(Schluß.)

Minchen wollte so eben das Wort ergreifen, als es an die Thüre pochte. „Herein! wer ein gut Gewissen hat," rief der Alte, und hereinhüpfte mit vielen Bücklingen Herr Hippel, Herr Emerentius Hippel. Eines edlen und hochweisen Rathes Thürsteher, ein wahres perpetuum mobile, ein lebendiges Zeitungsblatt, ein stereotypes Compliment von früh bis in die Nacht. „Dienerchen, Dienerchen!" begann er mit einer Fistelstimme, als ob man ein Stückchen Postpapier zerreiße, und reichte dem Tonhelden seine Dose hin. „Prieschen, Prieschen, wie geht's, wie steht's, Alles munter? — Papa gesund, die Jungfer wohl?"

„Danke, so leidlich!" murmelte Harmonius, indem er die Augen zudrückte und die Prise einsog.

„Na!" nahm Hippel das Wort: „in einer Stunde geht die Ziehung vor sich, im Pelikan; ich habe auch ein Löschen, Nummer 55, mein Hausnummerchen, der Himmel gebe seinen Segen!"

„Das ist auch mein Wunsch," erwiderte Harmonius. „Ich habe sechs Loose, und mir ist's zu Muthe, als lägen sie mir alle sechse der Länge nach auf der Herzgrube. Herr Hippel! sechs Fläschchen vom Besten aus meinem Keller gäbe ich darum, wenn die

Digitized by Google

Cremoneser in mein Haus käme. Ich würd' um zwanzig Jahr jünger und tanzte und kreiselte vor Freuden mit den Kindern auf dem Hofe herum."

„Wer weiß, das Glück kommt unverhofft, unverhofft. — Haha und hier, die Jungfer Tochter ist Braut, Gratulire! freut mich, freut mich ganz unendlich! — Prieschen?"

„Braut?" tief der Alte. „Hahaha, daß doch die Leute außerm Hause immer mehr wissen, als diejenigen, die d'rin wohnen."

„Wie? nicht wahr? — Haha! die ganze Stadt spricht davon. Eine schöne Partie, eine noble Partie, Jungfer Minchen und der Herr Actuarius Treumann, — die Cremonesergeige — Verlobung, Hochzeit, Dienerchen, Dienerchen!"

Ehe Harmonius ein Wort erwiedern konnte, war Hippel wie ein Ferlchen zur Thür hinaus. Minchen war blutroth im Gesichte geworden, daß der Ueberlästige so mit dem Manne ihres Herzens herausgeplatzt war. Der Alte biß die Unterlippen zusammen und trat mit dem Fuße auf, daß die silberne Schnalle vom Schuh absprang. „Also der Actuarius," begann er, „der Actenwurm, der vorigen Winter hier oberwärts wohnte und kaum einen guten Tag herausbringen konnte, wenn er an mir vorbeistapfte."

„Ach, Väterchen! er hat so viel Respect vor Ihm, denn er ist etwas schüchtern, aber ein seelensguter Mann."

„Ein Actuar und schüchtern? — Wo bist Du denn mit ihm zusammengekommen?"

„Bei der Frau Tertiussen."

„Donner und Wetter! — Weiter im Text!"

„Da hat er sich in mich verliebt und dann hat er mir ewige Treue geschworen."

„Verliebt — und der Alte weiß kein Wort davon? Wie, wo, wann hat er Treue geschworen?"

„Vorgestern Abend, unten an der Hausthür."

„Solche Dinge in meinem Hause! Ich, der ich sonst durch zehn Bretter sehe, bin hier stockblind, laß' mir ein Fell übers Gesicht ziehen von meinem einzigen Mädel und einem pfiffigen Actuarius. Donner und Wetter! was sind das für Geschichten! Während oben der Clarinettist schmelzende Liebeslieder von sich gibt, steht sie unten und schwört mit einem Actuarius hinter der Hausthür. Aus! aus! — Schreib' dem gelehrten Herrn ein Paar Zeilen, — es wäre nichts, er soll sich fürder keine Mühe geben, der Alte wäre hinter seine Schliche gekommen und die Sache wäre abgethan. Punktum!"

„Aber Vater, wenn —"

„Was wenn und aber. — Denkst Du, ich fürchte mich vor ihm? Ich werde so ruhig wie zuvor auf das Rathhaus gehen und Vormittags um zehn Uhr mit abblasen, wenn es Observanz. Mit einem Wort, ich kann die Sache nicht zugeben, wenigstens nicht mit gutem Gewissen; denn ich muß auf Dein Wohl bedacht sein, und ein Mann wie ich, der so sechzig Jahre an dem Wege des Lebens gestanden, während Gutes und Böses vorübergegangen, der, dächte ich, könnte hier ein Wort reden."

Minchen stand am Fenster und eine helle Thräne perlte auf den Hyacinthenflor. Da flog die Thür auf und herein stürzte in vollem Fluge Herr Hippel. „Herr Stadtpfeifer! die Cremoneser ist weg. Nummer 32, ein Juris Practicuschen hat sie gewonnen."

Harmonius hielt sich an die Lehne des Großvaterstuhls, denn der Schreck war ihm in alle Glieder gefahren. „Dacht' ich's doch, — an Einen, der vielleicht kaum die Quinte anstreichen kann. Mich, den alten ergrauten Musikus, hätte sie zum Glücklichsten unter der Sonne gemacht. Alle meine Kirchberger Schachteln und den großen Contre-Baß hätte ich dafür in Brand stecken wollen und als Opfer anzünden; so aber tappt's einem Actenwurm, und ich muß still zusehen mit meinem Grimm. O, ich möchte die ganze Juristenfacultät mit Colophonium verpichen und die große weite Welt in Noten setzen, daß der jüngste Tag vor den Dissonanzen zurückprallen und sich Baumwolle in die Ohren stopfen sollte."

Während der Alte in ähnlichen Ausbrüchen seinem Aerger freien Lauf ließ, klopfte es an die Stubenthür. „Heraus!" brüllte der Alte, der wie ein Imperator in der Stube stand und den Blitz seiner Augen auf die Thür richtete. Sie öffnete sich und — der Actuar Treumann stand bescheiden grüßend in der Stube.

Digitized by Google

Hippel kroch vor lauter Complimenten zusammen wie ein Igel, während seine kleinen Mausaugen wohlgefällig auf dem Sohne der Themis ruhten. Minchen machte ein ehrsames Tunkchen, und der Alte stimmte die Saiten auf dem Basse seines Zornes plötzlich so herab, daß er dem Actuar mit einer Verbeugung entgegen kam und sich nach der Veranlassung dieses ehrenvollen Besuches erkundigte.

„Herr Musikmeister!“ nahm Treumann das Wort. „Ich bin Rathsactuar geworden, habe mein leibliches Brod und bin gesonnen, solches mit einem treulieben Weibchen zu theilen. Sie haben eine Tochter; — ich liebe sie. Sie liebt mich wieder, sprechen Sie ja und das Glück zweier Liebenden ist begründet auf ewige Zeiten.“

„Mein Herr Actuar! — ich bin Vater, — aber —“

Nichts von aber, wenn ich bitten darf; dies Wort müssen Sie heute aus Ihrer Sprache verbannen. Lassen Sie mich nicht einen vergeblichen Weg gemacht haben. Lassen Sie nicht eine Zeit kommen, wo sich vielleicht Ihre Tochter blaß und abgehärmt Ihnen naht und spricht: „Vater! warum hat Er den Treumann fortgeschickt; warum hat Er mir dies gethan? — Nichts, als: Er war nicht nach meinem Sinn, er stand mir nicht an und sonst dergleichen Zeug. Alter Harmonius! reichen Sie mir die Hand und sprechen Sie: „Hier, hast Du sie, nimm sie hin und lebt glücklich!“

„Herr! die Thränen stehen mir in den Augen, aber oben der Clarinettist —“

„Vater Harmonius! ich weiß, wo das Oben hinaus will, aber hier kommt die Stimme der Tochter mit ins Spiel. Sie will keinen Anderen, als mich, darum müßt Ihr sie hören, denn es ist ja Euer Kind.“

Der Musikus schwieg. Der Actuar fuhr fort:

„Lieber Harmonius, ich hatte mir zugleich die Freude eingebildet, Euch ein Geschenk machen zu wollen. „Hier“, er riß die Thür auf und nahm einem Knaben einen Geigenkasten ab, „hier, die Cremoneser habe ich gewonnen; ich spiele selbst etwas und halte mir ein Quartettchen, sie ist mir ein Schatz, ein Palladium, aber hier, für Euere Tochter, für mein gutes liebes Minchen gäbe ich sie hin und kostete sie Millionen.“

Wie das Kind an die Mutterbrust stürzte Harmonius auf die Geige zu. Er riß den Bogen heraus, und als er über die G- und D-Saite strich und die molligen Töne hervorquollen, schrie er: „Kinder, nehmt Euch!“ Er strich D und A an. „Lebt glücklich!“ dann A und E — „Empfangt meinen Segen!“

Das Pärchen flog zusammen und Hippel wie ein Pfeil durch die offene Thür. Während Treumann und Minchen sich zärtlich umschlungen hielten und der Alte Scala, Applicatur, Doppelgriffe und Fugen mit einer Begeisterung hervorlockte, daß man wähnte eine Orgel zu vernehmen, die zur Brautmesse spiele, drangen die übrigen Kunstgenossen des Hauses, mit Ausnahme des Clarinettisten, Hippel natürlich an der Spitze, glückwünschend zur Thür herein. Der Alte bestellte mit verklärtem Gesicht Wein und Gläser, um augenblicklich die Verlobung zu feiern. Die Gläser erklangen in der Runde und nach dem Rufe: „Es lebe das Brautpaar!“ drückte er seinem Schwiegersohn einen herzlichen Kuß auf die Lippen und schrie freudetrunken: „Kinder, in den nächsten Wochen ist Hochzeit, da laßt uns den Herrn loben mit Cymbeln und Geigen, da laßt uns lustig und fröhlich sein. Die Polonaise spiele ich Euch auf und zwar hier — auf der Cremoneser.“

Zweisilbige Charade.

Hast Du die Erste, bringt sie Dir
Vielleicht der Sorgen schwere Bürde,
Getäuschtes Hoffen schafft sie hier,
Dort Glück und Freude, Amt und Würde.

Der Zweiten edler Inhalt kann
Den Sinn für Höheres beleben,
Und Mancher, der sie lieb gewann,
Wird gern zum Ganzen sie erheben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 42. Dienstag, den 8. April **1862.**

Auf dem Meere.

Am 28. Fructidor 1797, unter dem Directorium der Schreckenszeit, erhielt Pierre Rigobert, Befehlshaber der Kriegsbrigg Marat, Ordre, mit seinem Schiffe nach Cayenne unter Segel zu gehen. Das Fahrzeug sollte 60 Soldaten dahin befördern und einen Deportirten, den einzigen übriggebliebenen von hundert und dreiundneunzig Schicksalsgenossen, welche die Fregatte „Decade" vor wenigen Tagen an Bord genommen hatte.

Pierre Rigobert war angewiesen, das Individuum gut zu behandeln. Das Schreiben, welches er in Bezug darauf vom Directorium empfangen, enthielt jedoch noch ein anderes, das mit drei Siegeln, — das mittlere von ungewöhnlicher Größe, — verschlossen war und das er erst kurz vor dem Passiren der Aequatorlinie, unter dem ersten Grade nördlicher Breite, zwischen dem 27. und 28. westlicher Länge, öffnen sollte.

Dieser geheimnißvolle Befehl wollte dem alten Seemann, der ein gütigeres Herz in der Brust trug, als unter dem Directorium am Platze war, nicht recht behagen.

Er war seinen Eltern als neunjähriger Knabe durchgegangen, um Schiffsjunge zu werden, weil er die See liebte; er liebte sie wegen ihrer Freiheit und der Kämpfe und Gefahren, die sie seinem jungen Ungestüm in Aussicht stellte; es war ihm nie eingefallen, daß man auch mitten auf fesselosen Wellen zu blindem Gehorsam gebunden werden könne. Aber er hatte des Glückes Begünstigung erfahren, war vom Schiffsjungen zum Commandanten emporgestiegen; er mußte es sich jetzt auch gefallen lassen, zum Vollstrecker wichtiger Maßregeln ausersehen zu sein.

Dies Alles sagte er sich, während er den Brief betrachtete, dennoch wollte ihm dabei gar nicht wohl zu Muthe werden.

Der verhängnißvolle Brief war lang, dünn, in großen, eckigen, hartaussehenden Schriftzügen überschrieben und mit seinen 3 dunkelrothen Siegeln so hermetisch verschlossen, daß auch nicht der kleinste Blick auf den Inhalt geworfen werden konnte.

Pierre Rigobert wurde in seinen Empfindungen gewissermaßen abergläubisch, als er das stumme, unheimlich aussehende Ding von allen Seiten betrachtete, und um es nur bis zur bestimmten Zeit aus dem Wege zu schaffen, steckte er es hinter das Glas einer alten Uhr, die in seiner Kajüte über seinem Bette hing.

Der Anblick der Kajüte erheiterte ihn wieder. Nichts ist zierlicher und reinlicher, als eine solche Seemannskajüte. Alles an seinem Platze und für Alles ein Platz, ein Haken oder Nagel für jeden Gegenstand, kein zollbreit Raum verloren. Das Bett ist, wenn geschlossen, eine Kiste und kann als Sopha dienen, ein Pfeifchen darauf zu rauchen, auch kann man es als Tisch behandeln, wenn man sich auf den kleinen niedrigen Stühlen, die dem übrigen Ameublement angehören, umhersetzt.

Pierre Rigobert ergötzte sich zum ungezählten Male am Anblick seiner schwimmenden Heimath, und meinte nach und nach bei sich, daß die Reise dennoch eine ganz angenehme werden könne.

Wind und Wetter ihrerseits machten gute Versprechungen, und um seine sich bessernde Laune möglichst zu wahren, nahm sich der Commandant vor, den Brief nicht eher wieder anzusehen, als bis es Zeit zum Oeffnen

Digitized by Google

sein würde. Gerade als er diesen Entschluß faßte, trat der Deportirte bei ihm ein.

Es war ein junger Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren, mit hübschen, fast nur zu bleichen Gesichtszügen, aus denen jedoch trotz ihrer Jugend männliche Festigkeit sprach. An seinem Arme lehnte ein junges, zierliches Wesen, schwerlich älter als sechzehn oder siebzehn Jahre, es war sein vor wenig Tagen ihm angetrautes Weib.

„So, Ihr jungen Leute," rief Rigobert ihnen zu, „Ihr kommt, dem alten Kapitän Eure Aufwartung zu machen? Das ist schön von Euch! Wir haben eine lange Reise vor uns und Zeit, Bekanntschaft zu machen. Desto besser. Es thut mir leid, daß in meiner Kajüte im Augenblick nicht Alles in schönster Ordnung ist, ich habe da gerade nach einem sichern Platz für einen verw — für einen Brief gesucht, — Pardon, Madame, — und"

In diesem Augenblicke schwankte das Schiff ungewöhnlich stark, das noch nicht gehörig wieder befestigte Glas der Uhr fiel zurück und der Brief zu Boden.

„Oho!" rief der Kapitän, „ich glaube, wir müssen den Burschen da besser an die Kette legen; wollt Ihr mir helfen, junges Pärchen?"

Rigobert knüpfte eine Schnur um den Brief, zog eine Schlinge zusammen und suchte nach Hammer und Nägeln. Die beiden jungen Leute reichten ihm die Werkzeuge zu, wie er sie brauchte.

Er war auf einen Stuhl gestiegen, um den Brief in der Höhe anzunageln, aber da das Schiff schwankte, konnte er nicht sogleich mit seemännischer Pünktlichkeit damit fertig werden.

Die junge Frau lachte und neckte ihn:

„Ein wenig mehr rechts, Kapitän, — ein wenig höher, — um eine Linie weiter links —"

„Ah, kleiner Schelm," sagte Rigobert, „Ihr verspottet mich; ich werde Euch bei Euerem Manne verklagen und er soll Euch tüchtig schelten."

Sie aber flog auf ihren jungen Gatten zu und warf ihre Arme um seinen Hals.

So fing die Bekanntschaft der Drei an, und bald waren sie zusammen die besten Freunde.

Das Wetter war herrlich, die Reise ging rasch von Statten und Kapitän Rigobert glaubte niemals angenehmere Gesellschaft gehabt zu haben. Er hatte das junge Ehepaar jeden Tag in seiner Kajüte zum Mittagessen, und es belustigte ihn, es zu beobachten.

Wenn die Mahlzeit, die oft nur aus gedörrten Fischen und Schiffszwieback bestand, beendet war, pflegte das junge Paar dazusitzen, Eines in den Anblick des Andern vertieft, als ob sie sich zum ersten Male sähen.

Rigobert neckte sie dann und sie lachten zuletzt mit ihm. Sie waren gutes Muthes und mit Allem zufrieden; sie liebten sich so sehr. Sie hatten Nichts als die gewöhnliche Schiffskost, oft kärglich genug in jenen Tagen, höchstens zuweilen ein halbes Glas Wein, das der Kapitän ihnen reichte.

Hängematten dienten ihnen Nachts zur Lagerstätte; und ihre ganze Aussicht für die Zukunft war ein mühseliges Leben in der Verbannung, unter einem mörderischen Himmelsstrich.

Rigobert wußte nicht, warum der junge Mann zur Deportation verurtheilt worden, auch fragte er nicht. Es fiel ihm auch gar nicht ein, daß Adrien St. Aiguan eine schwere Schuld haben könne, und ein Forschen darnach hätte den Anschein gehabt, als setze er eine solche bei ihm voraus.

Ehe ein Monat vergangen, betrachtete Rigobert die beiden jungen Leute als seine Kinder. Jeden Morgen rief er sie in seine Kajüte.

Adrien beschäftigte sich meistens mit Schreiben, auch half er dem Kapitän in dessen Rechnungen und verstand dies bald besser, als Jener. Die junge Frau saß auf einem der kleinen Stühle und nähte.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Verdienste seine Krone.

Ferdinand Freiligrath, der bekannte Dichter, geboren zu Detmold am 17. Juni 1810, lebt wegen seinen politischen Grundsätzen seit 1849 als Flüchtling im Exil. Die „Gartenlaube" theilt in ihrer neuesten Nummer folgende rührende Scene mit, die dem verbannten Schriftsteller in Amsterdam begegnete:

Digitized by Google

Der Dichter, welcher schon im Jahr 1832 in einer Menge reizender Schöpfungen: „Amphitrite“, „Meerfabel“ ꝛc. den Ocean und das Schiffstreiben so prächtig schilderte, hatte doch, außer dem Elbhafen in Hamburg, weder Eines noch das Andere je gesehen. Ein Ausflug (von Brüssel aus) nach Amsterdam sollte ihm Gelegenheit geben, das, was er mit seines Geistes Augen so oft gesehen, auch in Wirklichkeit kennen zu lernen. Der „Adler“, ein prachtvoller nach Kanton (China) bestimmter neuer Dreimaster, lag vor Anker, und gerne wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß ertheilt, das Schiff zu besehen. Der Oberbootsmann, ein wettergebräunter alter Seemann, machte den Führer. An der Capitains-Cajüte entschuldigte er sich, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Capitain eben Gäste bei sich bewirthe. Gesprächsweise wurde noch erwähnt, daß derselbe schon zwei Mal die Reise um die Welt gemacht habe. In dem Augenblick öffnete sich die Thür und man erblickte eine fröhliche Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriffe sind, ein nichts weniger als frugales Diner zu beenden, wie eine reiche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundet. Der blonde Dichter entschuldigte sich, seiner Neugierde, das prachtvolle Schiff zu bewundern, ohne Erlaubniß des Capitains gefolgt zu sein. Dieser, ein vollendeter Weltmann, nöthigt die Herren, in seine Gemächer einzutreten, zeigt ihnen seine elegante Waffenkammer, sein Arbeitszimmer, Alles auf's Netteste und Comfortabelste eingerichtet. Letzteres ziert auch eine kleine, aber sehr gewählte Bücherſammlung, in welcher die Prachtausgabe von Freiligrath's Poesien obenan steht.

„Freut es Dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die Reise nach Canton mitmachen?“ frug der Begleiter Freiligrath's seinen Freund.

„Wie so?“ wirft der Capitain dazwischen.

„Der Herr ist Freiligrath.“

„Freiligrath? der Dichter Freiligrath?“ ruft der Seemann stürmisch aus.

Auf die Bejahung der Frage stürzt er zum Sprachrohr: „Flaggen auf! Alle Mann an Bord! Champagner herauf! Gott segne Sie, Sie haben mir manchen heißen Tag auf dem weiten Ocean verkürzt, manche frohe, begeisterte Stunde geschaffen!“ Er drückte den erschütterten Dichter bewegt an die Brust, und die Gläser mit dem inzwischen angekommen schäumenden Rebensaft füllend, spricht er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie auf dem Festlande haben keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seefahrer in fernen Welttheilen ist, was dieser ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich segne, bringt der besten einen an meinen Tisch! Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine morgige Reise an! Erheben Sie die Gläser, der Dichter Freiligrath, er lebe hoch!“

Lautlos, nur durch eine mühsam zurückgedrängte Freudenthräne konnte der arme Dichter, der in diesem Augenblick mit keinem Fürsten der Erde getauscht hätte, den stürmischen Jubelruf der Anwesenden erwidern.

Bei seiner Entfernung standen ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Festkleidern alle Mann an Bord, alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im festlichen Schmucke da, als ob der König es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Das war der schönste Tag im Leben eines deutschen Dichters! —

Gemeinnütziges.

(Gegen Zimmerfliegen.) Wer sich der Zimmerfliegen, dieser unverschämtesten aller ungebetenen Gäste, mit Nutzen und Vergnügen entledigen will, der ziehe die sehr hübsche Pflanze Apocynum androsaemifolium aus Samen und Stecklingen oder durch Wurzeltheilung. Es ist ein hübscher, immergrüner Strauch, der sehr gut im Topfe wächst, sehr buschig und sehr zweigig, und mit hübschem, länglichem oder oblongem, bräunlichgrünem Blattwerk bedeckt, so wie mit Tausenden lieblicher, kleiner, rosiger und weißer Blumen von der Gestalt der Maiglöckchen übersäet ist, denen während des ganzen Sommers ein köstlicher Orangenduft entströmt. Diese hübsche Pflanze ist ein Fliegenfänger, welcher gewiß Jedermann mehr zusagt, als die vielen

Digitized by Google

zum Theil ekelhaften, sogar gefährlichen Mittel, welche man gegen das kleine Schmarotzervolk anwendet. Eine jede Blume zieht an, ergreift und tödtet mindestens fünf Fliegen, und da eine einzige Pflanze gewöhnlich 10,000 bis 20,000 Blüthen bringt, vertilgt sie mithin 50,000 bis 100,000 Stück Fliegen, einen ganz artigen Schwarm. Dieser merkwürdige Fliegenfänger erfüllt seine Aufgabe in der Weise, daß die fünf Staubfäden der Blümchen, welche einen von den Fliegen sehr geliebten Honig aussenden, jene beim Naschen des letztern festhalten und durch Erdrücken tödten. Fünf Fliegen nach oder neben einander können sich in dieser Falle fangen. Dann erst welkt die Blume und läßt ihr Opfer los.

Denksprüche.

Der Geist der Zeit, so leicht im Geben,
Lebt lustig, aber läßt auch leben.
O möchte sich der Schalk bequemen,
Nicht eben auch so leicht zu nehmen.

Wer die Zeit verklagen will, daß sie gar zu früh verraucht,
Der verklage sich nur selbst, daß er sie nicht früher braucht.

Verschiedenes.

Aus Darmstadt werden uns die Resultate der vorbereitenden Versammlung für das fünfte mittelrheinische Musikfest mitgetheilt. Zur Aufführung am ersten Tage wurde nun definitiv festgesetzt das Oratorium „Judas Maccabäus" von Händel. Am zweiten Tage werden zur Aufführung kommen: die Symphonie in C-dur von Mozart, der Lobgesang von Mendelssohn, ein Psalm von Händel, eine Scene für Männerchor aus Faniska von Cherubini und mehrere noch unbestimmte Solovorträge. Das Musikfest wird im großh. Hoftheater, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Monats August, abgehalten werden. Die musikalische Direction befindet sich in den bewährten Händen des Hrn. Musikdirector Mangold in Darmstadt.

In einem neuen Melodrama, das kürzlich im Theater zu Bowery in England zur Aufführung kam, wird ein Räuber von altem Schlag, der Held des Stückes, festgenommen und enthauptet; sein Kopf, der sich auf einem in der Mitte der Bühne stehenden Tisch befindet, wird plötzlich zur größten Freude aller Liebhaber starker Gemüthsbewegungen aufgedeckt. Die Täuschung ist vollständig. Der Schauspieler sitzt unter dem Tisch und steckt durch ein in der Mitte desselben befindliches Loch den Kopf heraus, der in einer Schüssel zu liegen und in Blut gebadet zu sein scheint. Vor einigen Tagen gelang es dem Spaßmacher unter den Schauspielern, gerade in dem Augenblick, als das Tuch von dem Kopfe weggenommen wurde, eine starke Dosis Schnupftabak auf den Tisch zu streuen, und der Kopf kam dadurch so ins Niesen, daß es gar kein Ende nehmen wollte. Man denke sich nun die Wirkung, die ein so unerwartetes Ereigniß gerade im ergreifendsten Augenblick hervorbrachte. Der ganze Saal brach in ein homerisches Gelächter aus. Die Heiterkeit erstreckte sich auch auf die Schauspieler, und selbst der Kopf mußte unter beständigem Niesen mitlachen. Endlich fiel der Vorhang, und das Publikum, das herbeigekommen war, um Thränen zu vergießen, verließ in der heitersten Stimmung von der Welt das Haus.

Einem Schwaben, der nach Italien kam, wurde von dem Weine Lacrymae Christi, den er noch nie getrunken hatte, vorgesetzt. „Was ist denn das für ein Saft? der schmeckt!" sagte der Schwabe. — „Es ist Lacrymae Christi, (Christi Thränen)," antwortete sein Freund. — „O mein Gott!" fing er an, mit gen Himmel gehobenen Augen und dem Glase in der Hand: „warum hast Du nicht auch in unserm Schwabenland geweint?"

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 41:
Wahlspruch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 43. Donnerstag, den 10. April **1862.**

Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als die drei so bei einander waren, sagte Rigobert:

„Wißt Ihr, Kinder, daß wir hier eine ganz hübsche Familiengruppe bilden? Und daß mir schon allerlei dabei eingefallen ist? Merkt's Euch, ein für alle Mal, ich will Nichts ausfragen, aber ich denke, es könnte wohl sein, daß Ihr nicht überflüssig viel Geld habt, und gewiß ist es, daß Ihr Beide viel zu jung und fein seid, um unter der brennenden Sonne von Cayenne zu graben und zu arbeiten, wie mancher arme Teufel von Deportirte vor Euch. Es ist ein böses Land, — ein böses Land, — mein Wort darauf. Ich, dem Wind und Wetter die Haut wie die eines Krokodils gehärtet haben, ich könnte dort schon leben, vergnügt wie ein Graf! Also, wenn Ihr denn zufällig ein bischen Freundschaft für den alten Kapitän hegen solltet, so will ich Euch sagen, was ich thun will. Ich will die alte Brigg da mir so schnell als möglich vom Halse schaffen und will mich dort bei Euch niederlassen, wenn's Euch recht ist. Ich habe keine lebende Seele auf der Welt, um die ich mich zu kümmern brauche, oder die sich um mich kümmert. Mir fehlen Verwandte, Heimath, Familie. Ich sehne mich darnach. Ich möchte in Euch eine Familie, eine Heimath finden. Ich könnte Euch in vieler Art nützlich sein, — ich habe da in der alten Kiste ein ganz hübsches erspartes Sümmchen, damit könnten wir uns schon durchhelfen; und wenn der alte Bursche einmal unter dem Rasen wäre, so gehörte Euch Alles. Nun, was sagt Ihr?"

Die jungen Gatten schwiegen und sahen einander an, und dann den Kapitän, und dann wieder einander, als ob sie zweifelten, recht gehört zu haben. Dann flog die junge Frau, wie sie es oft that, gleich einem zarten Vögelein auf ihren Mann zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und setzte sich auf sein Knie, erröthend und stammelnd wie ein Kind.

Er umschloß sie fest; bleicher noch als gewöhnlich und mit Thränen in den Augen, reichte er stumm dem Kapitän die Hand hin.

Sie aber fuhr fort, ihm leise zuzuflüstern, während ihr blondes, weiches Haar, das nach der damaligen Mode in langen, losen Locken herabhing, ihm über Brust und Schultern fiel. Es war, als ob eine Goldfluth ihn einhüllte.

So sprachen sie lange leise mit einander, er küßte sie auf die Stirn und sie fing zuletzt zu weinen an.

Rigobert wurde ungeduldig und rief dazwischen:

„Nun, was bedeutet das Alles? Könnt Ihr mit Eurem Entschluß nicht fertig werden?"

„Aber, — aber, Kapitän," sagte Adrien endlich, „Sie sind zu gut, — Sie können sich doch nicht einem — Deportirten anschließen?"

Und er blickte zu Boden.

„Kann nicht!" rief der Kapitän, „und warum nicht? Ich weiß nicht, was Ihr begangen habt, um deportirt zu werden, und ich kümmere mich nicht darum. Ihr könnt es mir eines Tages sagen, oder auch nicht, gerade wie Ihr wollt. Ihr seht nicht aus wie Einer, der eine schwere Last auf dem Gewissen hat, — ich möchte, daß Jeder in der Welt so wenig zu verantworten hätte, als Ihr. Das ist es, was ich denke. Kommt, kommt, arme junge Geschöpfe, faßt Muth,

Digitized by Google

und laßt uns einander recht verstehen. So lange Ihr meine Gefangenen seid, dürft Ihr keine Begünstigung von mir erwarten, und wenn Ihr versuchen wolltet, mir davon zu fliegen, so würde ich Euch die Flügel stutzen wie zwei Turteltauben, die Ihr seid. Aber laßt mich nur erst die Epauletten abgeworfen haben, dann kenne ich weder Admiral, noch Directorium mehr, dann bin ich wieder ein Mensch und mein eigener Herr."

„Aber," sagte der junge Mann, sein braunes, leichtgepudertes Haar schüttelnd, „ich fürchte, es möchte nachtheilig, sogar gefährlich für Sie sein, Ihr Interesse an uns an den Tag zu legen. Wir Beide lachen, wir sind jung und sorglos, wir sehen glücklich aus, weil wir uns lieben; — aber ich gestehe, daß mir auch in manchen Augenblicken schwer zu Muthe ist, wenn ich an die Zukunft denke und was aus meiner armen Laura werden wird."

Er drückte den Kopf der jungen Frau an seine Brust und fuhr fort:

„Das war es, was ich sagen sollte, mein liebes Kind, nicht wahr? Das hast Du auch sagen wollen?"

Rigobert empfand einen Druck in der Kehle und es flimmerte ihm vor den Augen. Er mußte zu der Pfeife die Zuflucht nehmen.

„Nun, nun," sagte er, „das werden wir Alles sehen. Und wenn die Pfeife Madame belästigt, so laßt sie für eine Weile sich entfernen."

Sie stand auf, ihr hübsches Gesicht war vom Weinen geröthet; sie zwang sich jedoch ruhiger zu werden und sagte mit heiterem Tone:

„Wie ist es aber mit dem Briefe? Keines von uns scheint daran zu denken."

Ein sonderbarer Schauer überlief den Kapitän, als er diese Worte hörte, er fühlte wie Schmerz in jedem Haar seines Hauptes.

„Wahrhaftig," sprach er, „das hätte ich beinahe vergessen; das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn wir schon den ersten Grad passirt hätten. Es wäre mir keine Wahl geblieben, als mich über Bord zu stürzen: denn Dienstpflicht über Alles. Wenn nur die ganze Sache nicht so geheimnißvoll aussähe. Gehorsam, pünktlicher, unbedingter Gehorsam ist etwas Herrliches, — aber blind gehorchen, Sacrament!! — Pardon, Madame; aber es ist ein wahres Glück, daß ich an das Ungeheuer von Brief erinnert wurde."

Rigobert ging sogleich an seine Seekarte, um zu sehen, wo sie waren. Er fand, daß es bis zum Oeffnen des Briefes wenigstens noch eine Woche Zeit hatte. Das war ein Trost, doch blieb ihm das Herz schwer, er konnte nicht sagen, warum.

„Das Directorium versteht keinen Spaß," dachte er, „und wenn die junge Frau nicht daran gedacht hätte, so hätte ich am Ende Alles vergessen."

Die Drei standen indeß und sahen zu dem Briefe auf, als ob er zu ihnen geredet hätte.

Die Sonne schien gerade voll auf die Stelle, wo er hing; und die drei großen rothen Siegel brannten wie Kohlen. Dem guten Kapitän schien es, als habe er ein Ungeheuer vor Augen, das ihn aus Flammen angrinzte; ihm sah das Ding gräßlich aus!

„Sollte man nicht meinen," sagte er und zwang sich zum Lachen, „daß die Siegel uns wie Augen aus einem Kopfe ansähen?"

„Ach, mein Adrien," fiel Laura ein, „mir sehen sie wie Blut aus!"

„Kleine Thörin," schalt ihr Mann schmeichelnd, „mir erscheint das Ganze eher wie eine Einladung zur Hochzeit. Aber lassen wir jetzt den Brief in Ruhe, es ist Schlafenszeit."

Und das junge Paar ging in seine Kajüte und ließ Rigobert mit dem Ungethüm von Brief allein.

Er rauchte seine Abendpfeife, konnte aber den Blick nicht von den Siegeln wenden; wie Schlangenaugen schienen sie ihn zu fesseln. Er konnte den Anblick nicht länger ertragen, fast zornig hing er seinen Ueberrock darauf und ging, ohne sich umzusehen, auf's Verdeck.

Der Marat befand sich in der Gegend der Inseln des grünen Vorgebirges, er segelte mit frischem Winde zehn Meilen die Stunde.

Es war eine herrliche, tropische Nacht. Hell und groß funkelten die Sterne, der Mond stieg wie eine silberne Sonne am Horizonte auf und warf einen langen, schimmernden Lichtstreif auf die Wellen, die wie mit Diamanten besät erschienen, und schweigend stahl sich der Schatten des Schiffes über die Wasserfläche. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine rührende Geschichte.

Vergangene Woche ereignete sich in Luzern ein rührender Vorfall, den ich Ihnen kurz und einfach, wie er sich zutrug, erzählen will. Ich wohne in einiger Entfernung von der Stadt dicht am See. Sehr ermüdet zu Bette gegangen, wurde ich Morgens gegen drei Uhr durch heftiges Schießen erweckt. Schuß auf Schuß folgte sich wie bei einer Kanonade. Unwillkürlich dachte ich an den Sonderbundskrieg und glaubte beinahe, die Stadt werde von feindlichen Truppen blokirt. Ich sprang aus dem Bette ans Fenster. Vor mir lag der See, dicht in Nebel gehüllt; die Bergriesen an seinen Ufern sahen nur schattenhaft, gespenstisch herab mit ihren weißen, schneebedeckten Kuppen, die wie ungeheure Nachtmützen, welche die Berge zum Schlummer sich über die Ohren gezogen hatten, erschienen. Da blitzte es auf einer Stelle im See, wo ich nur eine dunkle Masse unterscheiden konnte, und ein mächtiger Knall folgte. Kaum war es donnernd verhallt, als es an einer anderen Stelle im See wieder aufblitzte, und wieder ein Knall ertönte, dem kurz darauf an einer dritten Stelle ein Knall mit vorausgehendem Feueraufblitzen folgte. Das waren Kanonenschüsse, ohne Frage. Jetzt begann es wieder an der ersten Stelle zu blitzen und zu donnern, darauf an der zweiten, sodann an der dritten. Verwundert sah ich dem Schauspiel zu, das sich immer wiederholte. Nach einiger Zeit erkannte ich die drei dunklen Punkte, von denen das Schießen, das nicht aufhören zu wollen schien, ausging, als drei in einiger Entfernung von einander befindliche Schiffe mitten auf dem See: das eine ein Dampfschiff, die andern beiden große Segelschiffe. Das Feuern dauerte fort. Ich war noch etwas schlaftrunken: „Sollte eine Seeschlacht ....“ dachte ich. Das abwechselnde Schießen währte fort, bis es Morgen wurde. Da erfuhr ich von dem Mädchen, das mir den Kaffee brachte, auf meine Frage, was diese Kanonade bedeute: daß ein Dampfschiffscapitän heute Hochzeit halte, deren Feier das Schießen gelte. Die Trauungen finden hier in der Schweiz sehr früh am Morgen in der Kirche statt, im Winter um sieben Uhr, im Sommer oft schon um fünf Uhr. Meistens werden zwei oder mehrere Paare zu gleicher Zeit getraut, wie es sich eben trifft, selten findet eine einzelne Trauung statt. Es ist das so Sitte.

Gerne hätte ich die Trauungsfeierlichkeit mitangesehen; es war jedoch bereits zu spät, um rechtzeitig in die Kirche zu kommen, wenn ich mich auch noch so sehr beeilt hätte.

Ich hatte bereits die morgendliche Kanonade und ihren Grund vergessen, als ich Nachmittags bei einem Besuche in der Stadt folgendes rührende Intermezzo, das bei der Trauung am Morgen sich zugetragen, erfuhr.

Es hatten sich nämlich zwei Paare zur Trauung beim Geistlichen gemeldet: der erwähnte Dampfschiffscapitän mit seiner Braut, und ein Bürgerssohn aus der Nähe, dessen Braut eine Tochter aus einem entfernten Orte war. Der Dampfschiffscapitän mit seiner Braut und dem üblichen Geleite hatte sich zuerst in der Kirche eingefunden. Nach einiger Zeit erschien der andere Hochzeiter mit seiner Braut und Begleitung. Da stürzte die Braut des letzteren, als sie in die Kirche trat, und den Dampfschiffscapitän erblickte, mit einem lauten Ausruf auf diesen zu und umarmte und küßte ihn unter Weinen. Man denke sich das Erstaunen der Anwesenden, den Schrecken der Braut des Umarmten! Was lag näher als der Gedanke, daß die Umarmende eine frühere Liebe des Capitäns sei, daß nun vielleicht Einsprache gegen die Hochzeit erfolgen, wenigstens Störungen und Schwierigkeiten mancher Art den Trauungsact verzögern, wenn nicht unmöglich machen würden. Die Stimmung Aller war gewiß eine höchst eigenthümliche und peinliche. Niemand vermochte das Räthsel zu lösen, selbst der Capitän nicht, denn ihm war die junge Braut, die ihn so innig umarmte und küßte, völlig unbekannt. Sprachlos stand er da, was nicht wenig dazu beitrug, ihn vielleicht in manchen Augen als schuldig erscheinen zu lassen.

Endlich machte die Urheberin dieses Vorfalls, nachdem sie sich wieder etwas erholt hatte und das Weinen sie nicht mehr am Sprechen verhinderte, der peinlichen Stimmung Aller ein Ende, indem sie ihre Aufregung und Freude beim Anblick des Capitäns durch eine Erklärung, die natürlich keiner der Anwesenden voraus ahnen konnte, rechtfertigte.

Digitized by Google

Sie machte folgende einfache Mittheilung, die Aller Herzen auf's Tiefste rührte.

Im verflossenen Sommer hatte sie mit ihrem Bruder und einem Bekannten desselben eine Nachenfahrt über den See gemacht. Bei dieser Gelegenheit waren sie zu nahe an ein vorüberbrausendes Dampfboot gerudert, der starke Wellenschlag warf den Nachen um und die drei stürzten ins Wasser und versanken sofort. Schnell ließ der Capitän des Dampfschiffes die auf jedem Dampfschiffe befindliche Gondel lösen, und zwei Matrosen fuhren in derselben rasch an die Stelle, wo jene versunken waren. Glücklich erreichten sie auch noch die beiden Bursche, die aus dem Wasser eben wieder emportauchend mit den Wellen kämpften, und retteten dieselben in das Boot. Entweder vergaßen sie in der Eile, daß auch noch das junge Mädchen im See war, oder hatten sie dieselbe vom Dampfboot aus nicht bemerkt. Als aber nun die zwei halb bewußtlosen Männer auf das Schiff gebracht waren, dachten sie erst an das Mädchen und riefen jammernd nach ihm. Nur eine schnelle, kühne That konnte da noch Rettung bringen, jeder Moment der Zögerung brachte dem Mädchen sichern Tod. Alle standen sprachlos und unentschlossen. Da stürzte sich der edle, heldenmüthige Capitän, sein eignes Leben wagend, raschen Sprunges vom Dampfschiff in den See, schwamm nach der Stelle, wo das Mädchen versunken, tauchte nieder und kam nach einer Weile glücklich wieder an die Oberfläche, die Halbtodte kräftig in den Armen haltend und dem Schiffe zuschwimmend. Auf das Verdeck gebracht, kam die Gerettete bald zu sich, sah ihren Retter hilfreich um sie beschäftigt und hörte durch ihren Bruder von seiner kühnen That. Man war eben an einer Station angekommen, dort setzte man die Geretteten aus, die auf anderen Wegen in ihr Heimathsdorf zurückkehrten. Leider hatten sie den Namen des Capitäns in der Verwirrung zu erfragen vergessen und ihn auch seitdem nicht mehr gesehen. Als sie nun, indessen die Braut eines braven Mannes geworden, in die Kirche zur Trauung trat, sah sie zum ersten Male den Capitän, ihren edelmüthigen Lebensretter, wieder. Ihre freudige Aufregung und tiefe Rührung bei seinem Anblicke ist leicht erklärlich; daß sie diesem Gefühle heißen Dankes nachgab, indem sie ihn weinend umarmte und küßte, nicht minder. Der Capitän erkannte in dem bräutlich geschmückten, blühenden Mädchen das todtbleiche, mit dem von den nassen Haaren umworrenen Gesichte nicht wieder. Daher sein sprachloses Erstaunen bei ihrem Gebahren.

Freudig und zugleich tiefe Rührung in Aller Herzen erregend, machte diese Erzählung der Braut, die oft von Thränen sowohl von ihr als einzelnen Anwesenden unterbrochen war, der peinlichen, beängstigenden Stimmung, die sich aller Betheiligten bei Beginn dieser seltsamen Scene bemächtigt hatte, ein Ende. Die Trauung ging hierauf vor sich und in den Kanonendonner, der noch immer von den Schiffen im See schallte, mischte sich bei dem darauffolgenden Festschmaus manches donnernde „Hoch“ auf den heldenmüthigen, braven Dampfschiffscapitän.

Gegenantwort.

Vielfache chemische Untersuchungen haben nachgewiesen, daß der Saft der Birke, des Zuckerohres u. dgl. m., im Frühjahre abgezapft, um so mehr zuckerhaltig ist, je höher diese Operation am Baume vorgenommen wird. Bei einem Abwärtssteigen des Saftes sollte doch eher das Gegentheil zu vermuthen sein.

Zum Schlusse nur die Bemerkung, wenn allseitig anerkannte Männer der Wissenschaft noch schwere und große Zweifel hegen, so beanspruchen wir dieses Recht auch für uns, natürlich in bescheidenem Maße.

Homonym.

Des Glückes Lust, der Freude Stunden,
Sie sind vergangen und entschwunden,
Wenn sie mit meinem Wort genannt;
Wohl mag als einsam sich beklagen,
Wer nicht in seinen frohen Tagen
Dies Wort in and'rer Deutung fand.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 44. Samstag, den 12. April **1862.**

Modernes Bündniß. *)

„Hat Sie Geld?“ So fragt er und prüft, den Klemmer im Auge,
Blinzelnd, ob zu dem Geld Fülle sich paare und Reiz?
„Recht passabel, auf Ehr'! Pretentiös' süffisante Manieren,
Frische Toilett' — und im Tanz leidlich modern begegirt!
Ist Sie von hier? Vom Land? Etwas dumm?! So so! — Mir Pomuche!
Geld versichert den Geist —; Paßt mir vortrefflich zur Frau!“ —
„Hat Er Geld?“ So fragt sie verstohlen und tändelt am Armband,
Während hinauf vom Parket gleitet der prüfende Blick.
„Arrogant, affectirt, wie alle die Herrn der Schablone,
Ganz unausstehlicher Geck — aber gewiß, er hat Geld!“ —
„Hat Er Geld?“ So lispeln und flüstern die forschenden Eltern,
Wenn er des kommenden Tags seine Visite bestellt. —
„Hat Er Geld? — Hat Sie Geld?“ So schleudert die zischelnde Neugier
Ihre Raketen empor, Dunkel und Nacht zu enthüll'n.
Freunde, Gevattern und Basen, die nah' und entferntere Sippe,
Wie auch verschiedenen Sinn's, all' sind sie einig im Klatsch! —
Endlich leuchtet die Antwort, und sei sie auch falsch, wie der Phosphor,
Welcher, mit gleißendem Schein, fauligen Spänen entsteigt:
Ja, es ist glänzend entschieden! Das Geld ersetzte die Geltung —
Glückwunsch, huld'ge dem Paar: Wenn nicht verliebt, doch verlobt! —
Was denn, in unseren Tagen modern verklärtester Bildung,
Was nach häuslichem Sinn fragt der verfeinte Geschmack?!
Anmuth des Geistes, Verständniß des Schönen und weibliche Würde:
Sentimentales Geschwätz einer verwundenen Zeit!
Immer „au dernier gout“ zu schürzen Coiffur' und Toilette,
Das ist der Jungfrau Stolz — während die Suppe verbrennt!
Unorthographisches Deutsch schreibt sie, mit Kommas-Verbannung,
Aber Französisch frivol plappert geläufig der Mund,
Kinder-Soireen und Bälle erzieh'n medisante Lokken,
Leidlich geschult in „dehors“; — aber verarmt an Gefühl.
Teint und Händchen „soigniren“ und weiß „konserviren“ im Nichtsthun;
So lehrt Deutschland jetzt, künftige Mütter erzieh'n!
Undankbar und parteiisch wohl wär' es, zu schweigen vom Best'ren —
Aber nur sparsam blüht edlere Mutternatur! —
Finden sich Mängel und Makel; herbei mit deckendem Firniß;
Scheine — Du giltst, wie Du scheinst! — Trüge, denn Trug ist Triumph
Flach hinstreichend am Ufer, vermeidend den bläulichen Tiefgrund,
Netze der Flügel sich leis, prahlend vom Lichte besonnt!

*). Aus dem „Buch für Edelfrauen und edle Frauen“, Dichtungen von Richard v. Meerheim (Dresden, Meinhold und Söhne).

Digitized by Google

Hübsch von Allem Etwas! Nichts gründlich. An der Palette
Und am Klavier! die Natur wird, wie die Kunst, karrikirt.
Beifallsklatschen belohnt von verhimmelten Jüngern das Kunststück,
Und im „Bravissimo!“ bläht, eitel, Frau Mutter sich auf.
Jammert und klagt nur, es schwinde die ritterlich adlige Sitte,
Welche die Männer von Sonst warf vor der Dame in's Knie!
Courtoisie, Schwärmerei und der Reichthum heil'ger Gefühle
Wird als „Fadaise“ verlacht — nehmt mit dem Klotz denn fürlieb!
Denn, wie das Scepter regieret der Frau'n — so gehorchen die Männer:
Weibliche Anmuth schreibt ewig das Sittengesetz! — —
Wohl denn! Auf, zum Altare! Ist Er doch selber kein Taucher:
Ueber den schilfigen Grund schwirrt der Libelle Gelüst!
Also wagt es das Paar, vor Gott hintretend als Lügner;
Leiskühl drückt sich die Hand, eisig, ach, athmet das Herz!
Feierlich tönt durch den Dom die Frage: „Liebt Ihr einander?“
„„Ja!““ antwortet's gedehnt, langhinschlummernden Hauchs.
Aber dies lügende Ja verschlingt sich zu rächender Fessel,
Klirrt durch den rauschenden Tag, höhnt durch die schweigende Nacht!
Möge die Funken der Freud' auch der strahlende Lüstre herabstreu'n,
Einsam dunkelt's am Herd, löschet die Flamme des Scheins.
Einsam weinet im Herzen die schlummerentstiegene Sehnsucht,
Ringet die Arme: „Mein Gott, wärme mich, eh' ich erstarr!“
Aber die Liebe bleibt fern; Unfrieden lagert, gelangweilt,
Gähnend sich in dem Fauteuil, starrt in den Marmorkamin;
Doch kein fröhliches Flackern entringt sich der sterbenden Asche;
Heißer nur drückt sich das Joch, welches den Nacken umschnürt!

Unglück, Noth und Entbehrung vereinigt nur fester die Seelen,
Welche die Liebe geküßt, welche die Treue verknüpft;
Aber, wenn schwer das Verhängniß tritt in die Hallen der Lüge,
Wenn, anklopfend, die Noth rächend als Gläubiger naht,
Dann entringt sich dem Herde die tausendzüngige Zwietracht,
Welche des Vorwurfs Qual schleudert vernichtend in's Herz.
Auf den Ruinen des Hauses hinirren die Grauengespenster,
Die dem verhöhnten Altar, rächenden Fluches, entschwebt,
Fürchtbar glüht aus der Asche verglimmenden Glückes die Mahnung:
Daß nur der inn're Gehalt adelt den äußeren Werth!

Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Rigobert liebte Ruhe und Ordnung. Die Lichter hätten zu dieser Stunde schon sämmtlich ausgelöscht sein sollen. Als er das Verdeck entlang blickte, sah er einen schwachen, röthlichen Lichtschimmer gerade unter seinen Füßen.

Zu anderer Zeit und an anderm Orte würde ihn dies böse gemacht haben, da er aber wußte, daß die Helle aus der Kajüte seiner Deportirten kam, so blieb er ruhig und wollte doch sehen, was sie machten. Er brauchte nur hinunterzusehen. Die Glasbedachung der Kajüte war dicht vor ihm.

Laura lag auf den Knieen und betete. Eine von der Decke hängende Lampe beleuchtete den Raum. Das junge Mädchen, — Frau konnte man sie kaum nennen, — war in ein langes, weißes Nachtkleid gehüllt; ihr goldenschimmerndes Haar floß über ihre Schultern und berührte fast ihre zwei kleinen nackten Füße, die unter dem weißen Gewande hervorsahen. Sie war so schön, — fast schämte sich Rigobert, sie zu belauschen; aber, ein alter Soldat, was thats! Und so blieb er.

Adrien saß auf einem kleinen Koffer, den Kopf in die Hände gestützt, und blickte auf die Betende. Ihr Antlitz war aufwärts gerichtet und ihre großen blauen Augen schwam-

Digitized by Google

men in Thränen. Sie sah einer Magdalena gleich, aber einer Magdalena ohne Sünde. Er nahm das Ende ihres langen Haares und preßte es schweigend an die Lippen.

Als sie ihr Gebet beendet, machte sie das Zeichen des Kreuzes und lächelte so lieblich, wie ein Engel des Himmels. Auch er bekreuzte sich, aber halb beschämt, denn es war etwas Seltenes für einen Mann in jenen Tagen. Dann als sie aufgestanden war, küßte er sie, hob sie in seinen Armen auf und legte sie in ihre Hängematte, wie eine Wärterin ein kleines Kind in die Wiege legt.

Es war sehr heiß und die schaukelnde Bewegung der Hängematte schien ihr gut zu thun. Da lag sie eingewickelt in ihr langes Gewand, die kleinen Füße gekreuzt, hin- und hergeschaukelt und sich in den Schlaf lächelnd, wie ein rosiges, unschuldiges Kind. Endlich schon mit halbgeschlossenen Augen sprach sie:

„Bist Du nicht schläfrig? An was denkst Du? Warum sitzest Du noch da, mein Adrien?"

Er aber regte sich nicht und antwortete nicht. Die kleine Frau schien unruhig darüber, sie streckte ihren hübschen Kopf aus der Hängematte, wie ein Vogel aus dem Nest, und blickte mit halbgeöffneten Lippen nach ihm hin, als ob sie noch mehr sagen wollte, aber ihn zu stören fürchtete.

Da sagte er endlich:

„Meine liebe, liebe Laura, je näher wir unserem Bestimmungsorte kommen, desto banger wird mir zu Muthe, — ich weiß nicht, warum; es ist mir, als ob diese Reise der glücklichste Theil unseres Lebens wäre."

„So scheint es mir auch," sagte sie, „und ich wünsche, sie könnte ewig dauern."

Er blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Andacht zu ihr auf und rief:

„Und dennoch, mein Engel, mußt Du weinen, wenn Du Dein Abendgebet sagst, und das geht mir zu Herzen, — denn ich weiß, an was Du denkst, — und ich fürchte, Du mußt es bereuen, was Du gethan hast. —"

„Bereuen!" fiel sie ihm in's Wort, „bereuen, Dich begleitet zu haben! Wie! Denkst Du, daß, weil ich Dir erst eine so kurze Zeit angehöre, ich Dich nicht liebte? Bin ich nicht Deine Frau? Und hat eine Frau keine Pflichten, weil sie erst siebzehn Jahre alt ist? Macht die Jugend einen Unterschied darin? Sagte nicht meine Mutter, sagten nicht meine Schwestern, daß ich Dich nach Guiana begleiten sollte? Und sahen sie etwas so Wunderbares darin? Ich wundere mich nur, daß Du so viel daran denkst, Adrien; es ist ja so natürlich, daß ich mit Dir gegangen bin. Wie kann es Dir leid thun, daß ich bei Dir bin, — mit Dir zu leben, wenn Du lebst, mit Dir zu sterben, wenn Du stirbst?"

Sie sagte dies so sanft, so innig und liebend, daß ihre Stimme wie die süßeste Musik erklang, die Rigobert in seinem Leben gehört zu haben glaubte. „Du gutes kleines Wesen," sprach er bei sich selbst.

Adrien seufzte und fing an, ungeduldig auf- und abzugehen. Dabei küßte er wiederholt die kleine Hand und den zarten Arm, die sich aus der Hängematte nach ihm hinstreckte.

„Ach, Laura, meine Laura! wenn ich denke, daß, wenn unsere Heirath nur vier Tage, — nur vier Tage lang aufgeschoben worden, — daß ich dann verhaftet und allein deportirt worden wäre, — ich kann es mir nicht vergeben!"

Als der junge Mann dies so verzweifelt sagte, lehnte Laura sich weiter hinaus, schlang beide Arme um seinen Kopf und drückte seine Stirne, sein Haar, seine Augen an ihre Lippen, lächelnd und süße Schmeichelworte flüsternd. Dann schloß sie ihm mit ihren zarten Fingern den Mund, trocknete mit ihrem langen Haar seine thränenfeuchten Augen und sprach tröstend:

„Ist es aber nicht viel besser, daß Du die kleine Frau bei Dir hast? Ich gehe auch sehr gerne nach Cayenne, ich freue mich, die Wilden zu sehen und Kokusnußbäume zu haben, wie Paul und Virginie. Jedes von uns soll einen pflegen, und ihn begießen, und sehen, welcher am schnellsten wächst. Und dann werden wir uns eine kleine Hütte bauen, und ich werde Tag und Nacht für Dich arbeiten, Du sollst es recht gut haben; Du weißt gar nicht, wie stark ich bin, ich könnte Dich fast mit meinen Armen vom Boden aufheben. Du mußt mich nicht auslachen. Ich bin geschickt in vielen Dingen, ich kann schön sticken, und es wird doch eine Stadt dort sein, in der man Stickereien braucht; ich kann auch Musik- und Zeichenstunden geben,

Digitized by Google

und wenn die Leute dort lesen können, so mußt Du Bücher schreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Nach den „Fr. Bl." hat ein sinnreicher Yankee, Hr. Carey von St. Jose in Californien, ein einfaches, billiges und bequemes Mittel gefunden, um Fruchtbäume zu bewässern. Man braucht dazu nur ein Ende alten Strick und irgend ein Gefäß, das Wasser halten kann, natürlich nicht zu klein. Man füllt das Gefäß mit Wasser und setzt es neben den zu bewässernden Baum. Man umschlingt das Fußende des Baumes zwei Mal mit dem Strick, und zwar einige Zoll tiefer, als der Rand des Wassergefäßes, und hängt in dieses die beiden Enden des Strickes hinein. Unter diesen Umständen wirkt der Strick als Heber, und das an dem Stamme langsam herabfließende Wasser theilt den Wurzeln eine gleichmäßige, nicht zu starke Feuchtigkeit mit. Natürlich muß das auslaufende Wasser von Zeit zu Zeit ersetzt werden. Die so bewässerten Bäume sind vollständig vor den Angriffen der Insecten geschützt, welche die Rinde annagen und so schädliche Folgen herbeiführen.

Denksprüche.

Ein Wunder läßt sich durch ein andres nur erklären,
Mahr' es nicht an! es wird dir Mühsal nur gebären.

Thu' deinem Freunde Gutes, und dies noch vor deinem Ende;
Nach dem Tode dankt er's dir nicht, nun noch küßt er dir die Hände.

Verschiedenes.

Wie Mozart und Weber, wie Herold und Marschner, so starb auch Halevy, ohne seiner Familie ein standesgemäßes Vermögen hinterlassen zu können. Glücklicher Weise scheint es, daß seine Glaubensgenossen wetteifern, den Hinterbliebenen den Tod des Meisters weniger fühlbar zu machen. Man erzählt in dieser Beziehung einen Zug des Hrn. Pereire, den ich Ihnen selbst auf die Gefahr hin, dem Director des Mob.-Credits eine Reclame zu machen, mittheilen muß. Hr. Pereire sagte der Wittwe, daß Halevy an gewissen Speculationen betheiligt gewesen sei und sein Profitantheil so und so viel Hunderttausend Franken betrage. Ohne ihr Vorschriften ertheilen zu wollen, rathe er ihr, für diesen Betrag ein eben vollendetes Haus auf dem Boulevard Malesherbes anzunehmen, dessen Erträgniß er, Pereire, zu 20,000 Fr. garantire. Das Haus ist bereits Eigenthum der Wittwe Halevy's geworden. Ein anderer Freund des Verstorbenen, der reiche Agent de Change R . . ., setzte für die beiden Töchter Halevy's sofort eine Aussteuer von je 40,000 Fr. aus.

In früheren Zeiten waren die Fälle durchaus nicht selten, zumal in den hocharistokratischen Regionen, daß Kinder schon in der Wiege verlobt wurden. Dagegen dürfte die am 18. October 1609 in Paris vollzogene Trauung des Marquis von Rosni, Sohnes des Herzogs von Sully, mit der Tochter des Grafen von Crequi in Europa wenigstens ohne Beispiel sein, und hat auch damals mit Recht großes Aergerniß erweckt. Während der Bräutigam selbst noch kaum dem Knabenalter entwachsen war, zählte die Braut noch nicht einmal zehn Jahre und war in Wachsthum und Reife keineswegs der Natur vorausgeeilt. Als nun dieses Pärchen zu die Kirche vor den Priester trat, Dumoulin mit Namen, konnte dieser, gegen die verschleierte Braut gewendet, nicht umhin zu fragen: „Stellen Sie mir dieses Kind vor, daß ich es taufen soll?"

In einem sächsischen Provinzialblatte las man neulich sich als ehelich Verbundene empfehlen: „Theodor Hunger und Emilie Satt." Hier hat also sie, die Satt ist, Hunger, und er, der Hunger, sie Satt-gekriegt.

Auflösung der Homonyme in Nro. 43:

Genossen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 45. Dienstag, den 15. April **1862.**

Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten fuhr es wie ein stechender Schmerz über des jungen Mannes Antlitz, und er rief in verzweifeltem Tone:

„Schreiben! Schreiben! Warum schrieb ich je? Was hatte ich mit Schreiben zu thun? Schreiben? Es ist der Beruf eines Thoren, — ich glaubte an die Freiheit der Presse, war ich wahnsinnig? Und weßhalb schrieb ich? Um ein halbdutzend Alltagsideen zu veröffentlichen, gelesen von Denen, die gleich mir denken, — in's Feuer geworfen von den Uebrigen, — von keinem andern Zweck auf Erden, als mir zu schaden. Mir! Das ist von wenig Bedeutung, — aber Du, mein Engel, meine süße, liebe, schöne Laura, mein Weib von vier Tagen, — was hast Du gethan? Sage mir, wie konnte ich den Muth haben, Dich mit mir gehen zu lassen! Wie konnte ich es dulden? Du weißt nicht einmal, armes Wesen, wohin wir gehen. Weißt Du, unglückliches Kind, daß Du sechzehnhundert Meilen von Deiner Mutter und Deinen Schwestern entfernt sein wirst? Und Alles um meinetwillen, — um meinetwillen!"

Einen Augenblick lang barg sie ihren Kopf in das Kissen; sie mochte weinen und wollte es ihn nicht sehen lassen; dann aber blickte sie gleich auf und lächelte, um ihn aufzuheitern, und sprach:

„Wir sind ja aber so reich! Sieh!" und sie brach in Lachen aus, „sieh' meine Börse! Mein ganzer irdischer Reichthum, — ein Louisd'or, ein einziger, welcher Schatz!"

Auch er fing an zu lachen.

„Wahrhaftig!" sagte er, „und ich gab meinen letzten Thaler dem Burschen, der Dein Gepäck an Bord trug."

„Immerhin!" rief sie, mit ihren weißen Fingern als wie mit Kastagnetten Schnippchen schlagend, „was thut's? Niemand ist so lustig, als Die, welche Nichts besitzen. Ueberdies habe ich auch die zwei Diamantringe, die meine Mutter mir gab, sie sind überall Etwas werth und wir können sie in der ganzen Welt verkaufen. Ich bin auch überzeugt, daß der brave Kapitän es gut mit uns meint, ich vermuthe sogar, er weiß ganz gut, was in dem Briefe steht. Was gilt's, — es ist eine Empfehlung an den Gouverneur von Cayenne."

„Vielleicht," sagte er, „wer weiß?"

„Ganz gewiß ist es so," fuhr die kleine Frau fort. „Du bist ja so gut, die Regierung hat Dich nur für eine kurze Zeit verbannt, sie können keinen andauernden Groll gegen Dich hegen."

Der hoffnungsvolle Muth des jungen Wesens wirkte ansteckend. Dem Lauscher oben auf dem Verdeck schien die Sache auf Einmal ganz wahrscheinlich, sie mußte Recht haben, sie hatte ihn ja den „braven" Kapitän genannt! Aber es war denn jetzt doch Zeit, das Licht auszulöschen; er klopfte daher mit dem Fuße auf's Verdeck und rief:

„Holla! junges Volk! Feuer und Licht aus, — löscht die Lampe, wenn's beliebt!"

Sie gehorchten, fuhren aber fort zu plaudern und zu lachen, wie zwei Schulkameraden, während Rigobert noch auf dem Verdeck auf und ab ging. Alle Sterne der Tropen waren auf ihrem Posten, groß wie Monde der nördlichen Zonen funkelten sie herab, sanft wehte die Luft. Wie ruhig und schön war Alles in jener Nacht!

Digitized by Google

Rigobert bestärkte sich immer mehr in dem Glauben, daß die liebe, kleine Frau recht gerathen haben mochte. Es war so wahrscheinlich, daß Einer der Fünfe des Directoriums sich die Sache zwei Mal überlegt und den jungen Burschen ihm empfohlen hatte, — er begriff zwar nicht recht warum, — aber er hatte ja nie über ihre Staatsaffairen nachgegrübelt; — kurz, der Kapitän war unsäglich froh bei dem Gedanken, daß Alles noch recht gut gehen könne.

Er ging demnach in seine Kajüte, hing den Ueberrock vom Nagel und sah sich den Brief wieder an. Er kam ihm jetzt ganz anders vor, die Schriftzüge schienen zu lächeln, die Siegel glichen Rosen; der Kapitän nickte ihm unwillkürlich freundlich zu.

Dennoch hing er wieder den Rock darüber. Die alte Furcht konnte ihm ja sonst wiederkehren.

So gingen einige Tage vorüber und scheinbar dachte Niemand an die Sache, die Drei waren heiter und hoffnungsvoll. Als aber die Brigg sich der Aequatorlinie näherte, fühlten die Betheiligten doch abermals einige Unruhe.

Eines Morgens erwachte Pierre Rigobert früher als gewöhnlich; es war eine Veränderung vorgegangen, nicht die kleinste Bewegung des Schiffes war bemerklich. Ueberrascht sprang er auf.

Ein Grad nördlicher Breite. Zwischen siebenundzwanzig und achtundzwanzig Grad westlicher Länge.

Er ging auf's Verdeck, das Meer war spiegelglatt, träge hingen die Segel an den Masten. Todtenstille. Der Kapitän dachte an den Brief.

„Es ist noch bis Abend Zeit, ihn zu öffnen," meinte er bei sich.

Er wartete bis Abend. Er wartete, bis die Sonne sich in die Wellen tauchte. Dann konnte er nicht länger zögern.

Mit ärgerlicher Hast nahm er das gefürchtete Ding von der Wand und riß die Siegel auf. Das mittlere große, das ihn am meisten verdroß, ging dabei in hundert Stücke.

Er las den Brief; — er rieb sich die Augen, er konnte nicht glauben, was er sah. Er las wieder und wieder, vorwärts und rückwärts.

Er traute seinen Sinnen nicht, der Boden wankte unter ihm. Er mußte sich niedersetzen, kalte Fieberschauer schüttelten seine Glieder, er rieb sich Gesicht und Hände mit Rum, — er verachtete sich wegen seiner Schwäche.

„Ein alter Soldat, alle Wetter!"

Endlich wurde es ihm etwas besser, er wagte sich auf's Verdeck.

Laura stand dort und sah so hübsch aus, daß Rigobert sich ihr nicht zu nähern wagte. Sie trug ein einfaches Kleid, die Aermel waren nach damaliger Sitte in die Höhe gefältelt und ließen die zarten Arme frei. Lang und schimmernd fielen die lichten Locken über ihre Schultern. Sie unterhielt sich damit, daß sie ein Seil in's Meer tauchte und mit diesem Büschel jenes tropischen Seegrases aufzufischen suchte, das Traubenbüscheln so ähnlich sieht und auf der Oberfläche der Wellen schwimmt.

„Trauben! Wer will Trauben?" rief sie dabei.

Ihr Gatte lehnte neben ihr, — er sah nicht in das Wasser, er sah auf sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit.

Rigobert winkte ihm, näher zu ihm zu kommen; aber sie sah sich um, ließ das Seil fallen und faßte hastig seinen Arm.

„Geh' nicht zu ihm, sieh', wie bleich er ist!"

Die Worte klangen wie ein leiser Schrei. Wohl war der arme Kapitän blaß!

Der junge Mann ging dennoch zu ihm hin, und sie lehnte in der Entfernung am Mast und blickte auf die Beiden.

Adrien und Rigobert gingen eine Weile schweigend auf und ab. Der Letztere wollte sprechen, aber die Worte blieben in der Kehle stecken.

Endlich ergriff er des jungen Mannes Arm.

„Wollt Ihr mir denn nicht sagen, was Ihr begangen habt? Soll ich niemals erfahren, womit Ihr diese spitzbübischen Zungendrescher beleidigt habt, die sich wie fünf Schattenbilder von Königen im Staat geberden? Sie scheinen verteufelt aufgebracht! Das ist eine schöne Geschichte!"

Adrien St. Aignan zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, — armer Bursche, — dann entgegnete er:

„Nichts Besonderes, Kapitän. Drei Cou-

Digitized by Google

plets auf das Directorium, — Vaudevillecouplets, — nichts mehr und nichts weniger."

„Unmöglich!" rief Rigobert.

„Nichts mehr und nichts weniger, die Verse waren zudem schlecht genug. Ich wurde am 21sten Fruktidor verhaftet, nach La Force transportirt, am folgenden Tage verhört, zum Tode verurtheilt, und dann die Strafe gnädig in Deportation gemildert."

„Das ist sonderbar," sagte der Kapitän mit gepreßter Stimme. „Das Directorium muß aus sehr mißtrauischen Herren zusammengesetzt sein. Denn, wollt Ihr es glauben, — die Ordre, die ich da in der Hand halte, ist — ist — ist ein Befehl, daß Ihr, — daß Ihr erschossen werden sollt!!"

Adrien antwortete nicht, ausgenommen durch ein schwaches Lächeln.

Für einen jungen Mann von nur zweiundzwanzig Jahren behielt er wunderbar seine Fassung. Dann aber blickte er auf sein junges Weib, und seine Augen dunkelten, und er wischte sich ein paar große Tropfen von der Stirn.

(Schluß folgt.)

Bauer's Taucherschiff.

Am 6. ds. Mts. hielt in Frankfurt der bekannte Ingenieur W. Bauer einen Vortrag über die von ihm erfundene Taucherkammer. Nachdem er das frühere Carteſianiſche Syſtem des Taucherhelms erklärt und das Unpraktiſche deſſelben nachgewieſen, indem der Taucher wegen der Compreſſion der Luft nur wenige Minuten unter Waſſer zu bleiben vermöge, beſchrieb er ſein Verfahren, welches im Weſentlichen darauf beruht, ſtatt von der Oberfläche Luft zuzuführen, in einem abgeſchloſſenen Luftraum zu leben, in welchem die Luft erneuert wird. Er baute zu dieſem Zweck ein Taucherſchiff, das von demſelben ſpecifiſchen Gewicht wie das Waſſer, 52 Fuß lang, 12 Fuß breit und 11 Fuß hoch iſt. Um unterzuſinken, läßt er von unten einige Kubikfuß Waſſer herein; will er ſteigen, ſo drängt er es wieder hinaus. Die dadurch verdünnte Luft bringt er durch comprimirte Luft wieder in normalen Zuſtand; ebenſo die durch Einathmen des Sauerſtoffs beraubte durch zugeführten Sauerſtoff. Das Verfahren iſt ſo einfach, daß man ſich nur wundern muß, nicht früher auf den Gedanken gekommen zu ſein. Das Schiff wird gelenkt wie ein anderes und ſegelt wie ein Fiſch unter Waſſer. Bauer machte mehrere Verſuche mit einem kleinen Apparat, die überraſchend gut ausfielen.

Um nun Arbeiten unter Waſſer zu verrichten, iſt eine Vorrichtung an der Seite angebracht, durch die eine Kurbel, eine Kluppe und dergl. außerhalb in Bewegung geſetzt werden. Er läßt die Kluppe auf den Boden, hebt die Muſcheln, läßt ſie in einen Schieber fallen und zieht ſie herein. Er hängt (zur Schiffhebung) Ballons oder Keile außen an die Kurbel, bringt ſie an das zu hebende Schiff und befeſtigt ſie an demſelben. Er nimmt einen Sprengkörper mit hinab, ſchnellt ihn (mit einer Fuchsfalle) an das Schiff, fährt davon und ſprengt ihn mit einer galvaniſchen Batterie.

Die Erfindung iſt von außerordentlicher Tragweite für Zwecke der Induſtrie, des Handels und des Kriegs. Das Taucherſchiff kann in ein paar Stunden mehr Perlmuſcheln und dergl. fiſchen als ein Taucher in acht Tagen. Es kann photographiſche Bilder aufnehmen, ſo weit das Licht dringt und dergl. Zur Hebung von Schiffen führt Bauer Ballons von Guttapercha hinab, füllt ſie von oben mit einer Luftpumpe und macht das Schiff flott. Am wichtigſten aber wird das Taucherſchiff im Krieg. Es fährt, von dem Schatten des oben ſchwimmenden Schiffs geleitet, neben dem Schiff herauf, die Kanonen werden losgebrannt, der Taucher verſinkt, ohne daß der Gegner ihm ſchaden kann. Oder er taucht unter das Schiff und ſprengt ein gewaltiges Linienſchiff, trotz Panzer und Eiſen, im Nu in die Luft. Was ſind dann noch die ſtolzen Flotten, was ſind Feſtungen gegen einen Feind, der ihre Grundmauern zuſammenſtürzt, ohne daß ſie ihn nur ſehen? Wie das Schießpulver einſt die Harniſche der Ritter zerſplitterte, Ritterburgen zertrümmerte, ſo wird dieſe Erfindung in vollendeter Ausbildung Seekriege faſt zur Unmöglichkeit machen.[1]

Bauer hat ſeine erſten Verſuche im Jahre 1852 in Schleswig-Holſtein, dann in Rußland gemacht. Dort führte er 134 unter-

Digitized by Google

seeische Fahrten aus. Bei einer ließ er vier Trompeter unten spielen, ein Beweis von der Ruhe, in der das Schiff sich befand. Die russische Regierung wollte ihn ein größeres Schiff bauen lassen; er fürchtete aber das sibirische Klima. Seine Versuche in England führten auch zu keinem Erfolg. Die Regierung sagte ihm: wenn wir diese Erfindung aufkommen lassen, sind unsere Panzerschiffe umsonst! Das Handelsministerium fürchtete in der unterseeischen Schifffahrt Begünstigung des Schmuggelns. Nicht besser ging es ihm in Oesterreich, wo trotz der Anerkennung der technischen Commission die Ausführung zuletzt doch scheiterte. Am Bodensee hat Bauer nun im vorigen Jahr drei Mal Versuche zur Hebung des versunkenen Dampfers „Ludwig" gemacht; er brachte ihn drei Mal auf die Oberfläche, es fehlte nur ein Dampfer, um ihn fort zu führen. Weil ein solcher an einem Tag müßig bei der Arbeit gelegen, hielt man Bauer das zweite Mal hin, und das dritte Mal verweigerte man den Dampfer; die Ballons schlugen zusammen, das Schiff sank. Nun will er ihn auf eigne Kosten heben, sein ganzes Vermögen reicht aber nicht dazu aus, da er 12,000 Thaler braucht. In Leipzig und Nürnberg haben sich schon Ausschüsse zur Unterstützung des Unternehmens gebildet, in Frankfurt wird einer zu Stand kommen, so daß wir in kurzer Zeit die Ausführung gesichert sehen.

Letzte Antwort.

Alle Männer der Wissenschaft werden zugeben, daß Stecklinge und im Frühjahre verpflanzte Bäume, welche keine Saugwurzeln besitzen und dennoch sogleich freudig austreiben, nicht von unten herauf ernährt, sondern nur durch den Saft belebt werden können, der in ihnen liegt. — Mehr bedarf es nicht.

Denksprüche.

Das Wissen ist ein Quell, der unversieglich quillt,
Den nie der Durst erschöpft, und der den Durst nie stillt.

Je mehr er Lust dir gab, je mehr du lüstern bist;
Ich weiß nicht, ob sein Lob dies oder Tadel ist.

Der Wille sündigt, und der Will' entsündigt wieder;
Wie Wasser Schmutz erregt, und wäscht beschmutzte Glieder.

Verschiedenes.

In einem Berliner Omnibuswagen befanden sich in diesen Tagen zwei Damen und zwei Herren. Alle waren einander unbekannt. Plötzlich wurde eine der Damen so unruhig, daß es den andern Fahrgästen auffiel. Sie wechselte mehrfach die Farbe, rückte hin und her, zuckte zusammen, als wenn ihr ein heftiger Schmerz zugefügt würde, genug sie benahm sich in einer Weise, welche die Mitfahrenden endlich veranlaßte, sie zu fragen, ob ihr etwas fehle. Die unruhige Dame stotterte endlich unter Erröthen heraus, es fehle ihr nichts, aber es beiße sie etwas so heftig an den Füßen, daß sie vor Schmerz immer laut aufschreien möchte. Die zweite Dame erbot sich sofort, suchen zu helfen; die Herren drehten sich auf Bitten der Damen nach der andern Seite, mußten aber sehr schnell ihre Augen wieder auf die schmerzgeplagte Frau wenden, da nach wenigen Augenblicken der Ausruf ertönte: „Gott, zwei Blutegel!" Es sangten, wie man sich jetzt zu Aller Schrecken überzeugte, an einem Fuße derselben zwei Blutegel, ohne daß irgend ein Arzt der unglücklichen Frau diese Blutentziehung angeordnet hätte. Alles sprang entsetzt im Wagen auf, der Conducteur ließ halten, es wurde ihm mitgetheilt, was sich ereignet hatte, und er erblaßte. Zugleich griff er nach einem unter eine Bank geschobenen Topf, und siehe da! es war der Deckel desselben ein wenig gelüftet und so zweien Blutegeln, die sich darin in Gesellschaft einer Menge Collegen befunden hatten, Gelegenheit gegeben worden, nicht nur sich die Welt anzusehen, sondern auch ihre blutgierigen Neigungen an den unschuldigen Fahrgästen zu befriedigen. Die arme Vampyrisirte wird gewiß längere Zeit an das Abenteuer dieser Omnibusfahrt denken.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 46. Donnerstag, den 17. April **1862.**

Auf dem Meere.

(Schluß.)

„Es scheint," fuhr Rigobert nach einer angstvollen Pause fort, „daß die guten Bürgerherrscher das Geschäft nicht bei sich abgemacht haben wollten. Sie dachten ohne Zweifel, es sei besser, es einige Meilen weit weg in's Reine zu bringen, etwas außer Gesichtsweite. Aber es ist ein häßlicher Anblick für das junge Kind da. Dennoch sehe ich kein Mittel. Das ist das Todesurtheil, gezeichnet, gegengezeichnet, gesiegelt, Alles in der Ordnung, Nichts vergessen."

Adrien verneigte sich höflich und entfärbte sich nur ein ganz klein wenig.

„Ich begehre Nichts, Kapitän," sagte er mit dem ihm eigenthümlichen sanften Stimmlaut, „von keinem Manne kann man erwarten, daß er von seiner Pflicht abweiche. Ich wünsche nur noch meiner Laura einige Worte zu sagen, und Sie zu bitten, für sie Sorge zu tragen, falls sie mich überleben sollte; — aber ich denke kaum, daß sie es wird."

„Das Alles ist nur gerecht," entgegnete der Kapitän. „Armer, junger Mann, — wenn Ihr es wünscht, will ich sie nach Frankreich zurückgeleiten zu ihrer Familie und sie nicht eher verlassen, als bis sie mich loswerden will. Aber es ist unnütz, davon zu sprechen, — sie wird das nicht überleben, armes, kleines Ding!"

Der junge Mann ergriff Rigobert's Hände und drückte sie dankbar.

„Mein vortrefflicher Freund," sprach er, „ich sehe, daß Sie bei der Sache mehr leiden, als ich, — aber da ist keine Hilfe. Ich verlasse mich darauf, daß Sie meine geringe Hinterlassenschaft für mein unglückliches Weib aufbewahren und dafür sorgen werden, daß ihr der rechtmäßige Antheil an dem Besitzthum ihrer Mutter einst nicht verloren geht. Ich weiß, Sie werden ihr Leben, — ihre Ehre behüten und auf ihre Gesundheit Acht haben; sie ist," und er dämpfte noch mehr die Stimme, „ein zartes, kleines Wesen, ihre Brust ist oft leidend, sie muß immer warm gehalten werden, gut bedacht, — immer. Kurz, — Sie werden ihr Vater, Mutter, Alles sein, ich weiß es, — und wenn sie die Diamantringe ihrer Mutter behalten könnte, so wäre es mir lieb; natürlich, wenn es an Geld fehlte, müssen sie verkauft werden. Meine arme Laura, — wie hübsch sie aussieht!"

Fast war es zu viel für den Kapitän, er konnte es kaum ertragen. Er hatte so leicht als möglich gesprochen, um den eigenen Muth aufrecht zu erhalten, aber dieser sank ihm mehr und mehr.

„Ein Wort ist so gut, als tausend," sagte er. „Wir verstehen einander, — geht zu ihr."

Adrien drückte Rigobert's Hand und sah ihn bedeutungsvoll an, dann fügte der Letztere hinzu:

„Noch einen Augenblick, — laßt mich Euch noch einen Rath geben. Sagt Nichts von Allem zu ihr. Wir wollen es unter uns abmachen, seid ganz ruhig, das ist meine Sache. Es soll Alles auf's Beste eingerichtet werden."

„Oh!" sagte der Verurtheilte, — „Sie haben Recht, — ich begreife, es ist so besser. Ueberdies, das Abschiednehmen, — das Abschiednehmen!"

„Ja, ja," bestätigte der Kapitän, „geberdet Euch nicht wie ein Kind. Viel besser,

Digitized by Google

viel besser, kein Abschiednehmen, wenn's möglich ist, sonst seid Ihr verloren."

Noch ein Händedruck und Adrien ging zu seiner Frau.

Er bewahrte das Geheimniß. Etwa eine Viertelstunde lang gingen sie Arm in Arm auf und ab, und dann blieben sie noch eine Weile auf der Stelle, wo das Seil lag, mit dem sie das Seegras aufgefangen hatte. Einer der Schiffsjungen hatte es wieder heraufgebracht.

Es war ganz Nacht geworden.

Diesen Augenblick hatte Rigobert ausersehen. Aber dieser Augenblick verfolgte ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch, er trug ihn immer mit sich, wie eine Flintenkugel, die man nicht aus der Wunde hatte entfernen können.

Er fühlte eine unbeschreibliche Wuth in sich, er hätte die fünf Blutmenschen, die von Paris ihm geboten, auf fernem Meer ein Mörder zu werden, erdrosseln mögen. Er sah, wie Adrien vor seinem jungen Weibe niederkniete, wie er ihre Hände, ihre Füße, den Saum ihres Kleides küßte! — oh, es war entsetzlich. Konnte er die Liebenden trennen, so fürchterlich, plötzlich trennen, — für immer? Er konnte den Fünfen Trotz bieten, die Strafe auf sich nehmen, was lag an seinem Leben?

Aber die Ehre, der Diensteid, — Pflicht, — Gehorsam! —

„Bemannt ein Boot," befahl er einem Untergebenen, „und da wir doch Mörder sein müssen, so setzt das kleine Wesen da hinein und rudert sie in die See. Wenn Ihr die Flintenschüsse gehört habt, könnt Ihr wiederkommen."

Dienstpflicht und Ehre, — die diamantene Kette, welche des Staates Ordnung zusammenhält; aber Menschen mit menschlichen Herzen müssen ihre Glieder schlingen, sonst wird sie zum Henkersstrick.

Am vordern Theile der Brigg sprang eine Art Terrasse vor in's Meer, wie dies bei bedeutenderen Schiffen meistens der Fall ist, von dort aus wird der Hauptanker geworfen.

Wenn ein Mann erschossen werden soll, so stellt man ihn dorthin, daß er gleich in's Wasser fällt.

Das Boot, in welchem Laura fortgerudert werden sollte, hielt die gebräuchliche Zahl von sechs Mann; sie wurde so schnell und leicht hineingehoben, daß sie nicht einmal Zeit zu einem Wort oder Ausruf hatte.

So weit ging Alles recht. Aber es gibt solche Dummköpfe in der Welt. Der befehligende Offizier im Boot ließ dasselbe um das Vordertheil der Brigg rudern. Und dann, — der Kapitän hatte auf die Dunkelheit gerechnet, das Höllenwerk zuzudecken, aber er hatte in seiner Herzensangst vergessen, daß das gleichzeitige Feuer von zwölf Musketen Tageshelle verbreitet!

Und so sah, — so sah das arme junge Weib vom Boot aus ihren Gatten in's Wasser fallen!

Im Augenblick, als die Schüsse knatterten, fuhr sie mit der Hand nach der Stirn, als ob eine Kugel sie getroffen hätte; dann sank sie zurück, fiel aber nicht in Ohnmacht, schrie auch nicht auf, sprach auch kein Wort.

Sie wurde in's Schiff zurückgebracht, wie und wann man wollte.

Rigobert ging zu ihr und sprach ihr so gut zu, als er konnte; sie schien auch zu hören, denn sie sah ihm unverwandt in's Gesicht. Dabei rieb sie immer ihre Stirn; — sie verstand Nichts von dem, was er sagte.

Die Stirn war dunkelroth, der übrige Theil des Gesichts aber todtenblaß. Sie zitterte an allen Gliedern, als ob sie sich vor Jedermann fürchtete.

Aus diesem Zustande kam sie nie wieder heraus. Sie verblieb in harmlosem Irrsinne.

Nie hörte man ein Wort von ihr, ausgenommen wenn sie über ihren Kopf klagte und bat, man möchte ihr die Kugel herausnehmen.

Pierre Rigobert war gleichfalls ein verwandeltes Wesen, nur in anderer Art. Sein Lebensmuth war gebrochen. Dienst, Ehre, Pflicht, Alles war ihm gleichgültig geworden. Aber Etwas in seinem Innern sprach zu ihm:

„Behalte sie bei Dir bis an's Ende Deiner Tage und sorge für sie."

Und so that er es.

Er brachte die arme Blödsinnige nach Frankreich zurück und trug darauf an, ohne Rangverlust zur Landarmee übergehen zu dürfen. Dies wurde ihm bewilligt.

Er verabscheute hinfort das Meer, auf dem er unschuldiges Blut vergossen, — er

Digitized by Google

konnte den Anblick des Meeres nicht mehr ertragen.

Dann suchte er Laura's Familie auf.

Ihre Mutter war gestorben; die Schwestern, als sie ihren Zustand sahen, erboten sich, sie im Hospital von Charenton unterzubringen.

Rigobert wandte ihnen den Rücken und behielt seinen Pflegling bei sich.

Er verschaffte sich ein kleines Wägelchen mit drei Reifen, über die ein schwarzes Wachstuch als Dach gespannt und das von einem Maulthier gezogen wurde.

Im Innern war ein weicher niedriger Sitz angebracht und der Boden warm mit Stroh bedeckt. In diesem Gefährt folgte Laura ihrem Beschützer überall. Sie galt für seine Tochter, und ihr trauriger Geisteszustand sicherte ihr von allen Seiten achtungsvolle Behandlung. Sie war immer sanft und folgsam, zuweilen nähte sie ein wenig oder spielte auf ihren Knieen mit sich selbst Domino, wobei ihre rechte und linke Hand als Partner galten.

Wenn es regnete, schloß Rigobert das Gefährt von allen Seiten, nachdem er sie warm eingehüllt und mit einigen Leckerbissen versehen hatte. Es war rührend zu sehen, wie er sich solche immer inmitten aller Wechselfälle des Krieges für seinen Schützling zu verschaffen wußte.

Sie machte im Gefolge der Armee alle Feldzüge unter Napoleon I. mit. Sie war unempfindlich gegen Wind und Kälte und niemals krank. Man sagt, Blödsinnige bleiben stets gesund. Vor Entbehrungen bewahrte sie ihr Pflegevater; wie knapp es ihm auch manchmal erging, er dachte nie daran, ihre Diamantringe zu verkaufen; sie zierten ihre schmalen Finger bei allen Kreuz- und Querzügen, und in ihren tiefblauen Augen, die in dem abgemagerten, todtblassen Antlitz ungewöhnlich groß erschienen, zuckte es manchmal wie ein schwacher Freudenstrahl, wenn sie auf die funkelnden Steine blickten.

So behütete Pierre Rigobert das eltern- und gattenverwaiste hilflose Wesen achtzehn Jahre lang! Er bereute es nie. Ihre Nähe richtete ihn auf, er hatte einen Lebenszweck. Er gedachte des armen Geopferten, dem er gelobt, sie nie zu verlassen. Er hatte sein Wort gehalten, er hielt es, bis der Tod des Tapfern ihn ereilte.

Er fiel bei Waterloo. Seine Kameraden ehrten sein Andenken, indem sie, so gut sie konnten, für seine Pflegetochter sorgten. Sie verschafften ihr Aufnahme im Hospital von Amiens; aber ihr stiller Irrsinn wandelte sich in Raserei und sie starb nach drei Tagen.

Kein Wunder, — sie hatte ihren Pflegevater verloren!

Wie lehrt man Damen rechnen?

Damen können Alles lernen, nur nicht das Rechnen. Wenn ihnen der Hof gemacht wird, so rechnen sie mit Bestimmtheit darauf, daß einer ihrer Verehrer sie heirathen werde, und sie sehen am Ende ein, daß sie sich verrechnet haben. Da also das Rechnen die schwache Seite der Damen ist, so glaube ich mir ein Verdienst zu erwerben, wenn ich die Damen mit den Elementen der Rechenkunst bekannt mache. Ich habe mir dazu eine ganz neue Methode ausgedacht, indem ich die Rechenkunst im Leben mit der Rechenkunst der Liebe vergleiche.

Zuerst, meine Schönen, müssen Sie wissen, daß das Rechnen mit zehn Zeichen geschieht, und daß man sich dieselben am besten an einem Liebesgeständnisse merken kann, etwa:

12 3456 7890
je vous aime

Ziehen Sie eine deutsche Liebeserklärung einer französischen vor, so dürfen Sie nur folgendes merken:

12 34567 890
Ich liebe Sie

Kommt diese Erklärung von Herzen, so gehen wir rasch zur Addition (Verbindung). Denn Addiren heißt: zwei Größen mit einander verbinden; der Bräutigam braucht übrigens nicht einmal eine Größe zu sein, er kann auch eine Null sein. Bei dieser Rechnungsart „Verbindung" erhalten Sie von Ihrem Herrn Papa eine Summe, die aus mehreren Posten besteht und in der Liebe Mitgift heißt. Das Zeichen der Verbindung (Addition) ist ein stehendes Kreuz (+), bei welchem der Mann seiner Frau ewige Treue schwört, und das er im Hause geduldig tragen und ertragen lernt. Bei dieser Rechnung müssen Sie es Sich ge-

Digitized by Google

fallen lassen, daß der Mann häufig die Probe macht, die in der Subtraction besteht; er zieht nämlich ab, d. h. er verreist, und findet er bei seiner Rückkehr Alles in guter Ordnung, so ist das Exempel richtig und die Ehe kann als Muster aufgestellt werden. Stimmt aber das Exempel nicht, so wird der Herr Gemahl mißgestimmt.

Auf die Addition folgt „die Multiplication" (Vervielfältigung) nach dem Spruche: „und der Herr segnete ihre Ehe, sie vermehrten und vervielfältigten sich gleich dem Sand am Meere". In der Algebra, die Sie übrigens nur dem Namen nach zu kennen brauchen, rechnet man hier noch mit plus und minus, d. h. die Casse des Mannes ist oft so erschöpft, daß kein positives Vermögen mehr vorhanden ist, oder was dasselbe sagt, daß er nur mit negativem Vermögen, d. h. Schulden, zu thun hat. Dann pflegt der Mann gewöhnlich zu Factoren seine Zuflucht zu nehmen, oder die Gerichte haben die Gewogenheit, ihm einen Executor auf den Hals zu schicken.

Die Subtraction wird dann angewendet, wenn der Mann der Frau Etwas entzieht, oder wenn er ihr vom Ausgabegeld Etwas abzieht. Dann ist die Frau der Minuendus, d. h. diejenige Größe, von der etwas subtrahirt wird; der Mann aber ist ein harter Subtrahendus. Es entsteht in jedem Falle eine Differenz, die nie ohne Borgen abläuft. Denn der Mann sagt: Meine Einnahme ist 1500 Thaler, die Ausgabe 2000 Thaler, ich muß also 500 Thaler borgen oder pumpen. Diese Differenz entsteht sehr häufig, wenn die Gemahlin einen Dritten anzieht und dadurch ihren Gemahl auszieht, oder wenn sie Gesellschaften gibt, ohne die Gesellschaftsrechnung zu verstehen, wenn sie in einem Anfalle von Zorn dem Manne zu viele Spesen macht.

In diesem Falle folgt oft sehr schnell die „Division" (Theilung), eine Folge der verrechneten Subtraction. Der Ehemann (Divisor) sucht, wie oft er sich im Herzen seiner Frau (Dividendus) befindet; ist dies kein Mal der Fall, dann kommt leider in den Coefficenten Null; es kommt zum Bruch, da keine Theilung stattfinden kann. Man theilt sich zwar mit — aber was? — Grobheiten; man wird dadurch getheilter Meinung, lebt in getheilten Gütern, ruft die Gerichte zu Hilfe und theilt sich auf ewig. — Der Mann macht der Frau einen Strich durch die Rechnung und setzt den Rest des Vermögens für die Kinder aus.

D'rum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.

Lebensphilosophie.

Oft ist es nur ein einzig Wort,
Das Herz von Herzen trennte.
Oft ist es nur ein einzig Wort,
Das neu sie einen könnte.
Und ob sie sich auch lieben noch —
Das Wort, es bleibt verschwiegen doch;
Sie gehen stolz von hinnen,
So starb wohl manches Minnen!

Das rechte Wort, o sprich es nur,
O sprich zur rechten Stunde,
Eh' noch zu Andern drang die Spur
Vom bald zerriss'nen Bunde!
Es dringt so heilend in die Brust
Vermißter Liebe neue Lust,
Wenn Zwei sich wieder fandey,
Die einst sich nicht verstanden.

Verschiedenes.

Eine alte hübsche Anekdote ist neuerdings wieder durch die Zeitungen unterwegs. Kaiser Napoleon I. sagte zu dem Gouverneur von Sevilla: „Wenn die Stadt sich nicht ergibt, so werde ich sie rasiren lassen", worauf der Gouverneur antwortete: „Erlauben Sie mir, dies zu bezweifeln; denn ich glaube nicht, daß Ew. Majestät zu dem Titel Kaiser von Frankreich und König von Italien noch den des „Barbiers von Sevilla" werden hinzufügen wollen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 47. Samstag, den 19. April **1862.**

Am Ostermorgen.

Laut hallet wieder heut' von Land zu Landen
Der Festtagsglocken herrliches Getön',
Zur hohen Feier, da nach starren Banden
Die Zeit erschien zum frischen Auferstehn.
Froh sei gegrüßt, du schöner Tag des Herrn,
Heil allen Erdenblütern nah und fern!

Einladend stehn geöffnet weit die Pforten
Der Tempel alle, die die Christenheit
Auf unserm Erdenrunde aller Orten,
Fromm, zur Versammlungsstätte Gott geweiht.
Doch, über allen wölbt sich einer nur:
Der große heil'ge Tempel der Natur!

Und lauschest du hier all den Glockentönen
Im mächt'gen Gotteshaus der freien Welt,
Dann findest du ein Schmelzen und Versöhnen
Der Kirchen alle unter'm Himmelszelt.
Hier mengen alle Glocken ihren Klang
Zu einem allgemeinen Lobgesang. —

Tief steiget aus der Seele ein Gedanken,
Der über alles Irdische sich hebt,
Der friedlich stets und außer allen Schranken
Den freien Geist als Ideal umschwebt.
Hier predigt Alles und doch Einer nur
Im mächt'gen großen Tempel der Natur.

Ernst weihet jeder Baum dem Freudenfeste
Des Auferstehens gleichsam seinen Gruß.
Er breitet aus zum Himmel seine Aeste,
Und jedes Gräschen lacht an seinem Fuß.
Jed' Blümchen, das sein buntes Köpfchen hebt,
Es flüstert leise, daß es wieder lebt!

Bezaubernd mischen in die Blumensprache
Die freien Sänger ihre Melodie'n.
Laut preisen sie des Festes schöne Tage
Und wecken, duldsam, heil'ge Sympathie'n,
Und jeder Schmetterling im bunten Kleid
Lobt seines Schöpfers Macht und Herrlichkeit!

Eingesperrt.

Es war an einem unfreundlichen Octoberabend, im Jahre 1858, als der Dampfer „Conciliation" den Hafen von Holyhead verließ. Am Himmel zogen sich dunkle Wolken zusammen, die See peitschte die Planken des Schiffes in kurzen, schäumenden Wellen und der Rauch aus dem Schornstein trieb schwarz und schwerfällig dem Lande zu.

Diejenigen Passagiere, welche sich an Bord befanden, verließen des feinen, durchdringenden Regens wegen sehr bald das Deck, auf welchem nur ein einziger Herr zurückblieb, der fest in seinen Mantel gehüllt, gemüthlich den Dampf seiner Cigarre in die Luft blies.

Der Mann war hoch von Statur, hatte starkes, blondes Haar, ein schönes, sprechendes Auge, eine hübsch geformte Nase und trug einen ziemlich dünnen Schnurrbart.

Um den Mund spielte ein Zug von Gutmüthigkeit, doch verrieth zugleich die leichtbewegliche Oberlippe einen Hang zum Sarkasmus.

„Wenige Passagiere an Bord!" bemerkte unser neuer Freund gegen einen Kellner, der müßig in der Nähe stand.

„Sehr wenige," war die Antwort, „kein Kajütenpassagier außer Ihnen, mein Herr, eine Dame abgerechnet."

„Eine Dame, so, so! — Ich fürchte, wir werden eine schlechte Reise haben."

Der Kellner stimmte zu und zog sich zurück, um seinen Beschäftigungen nachzugehen.

Der Reisende brannte sich eine neue Cigarre

Digitized by Google

an, warf die alte in's Meer und setzte seinen Spaziergang auf dem Decke fort.

Er war seiner Natur nach ein Freund von Geselligkeit, Unterhaltung und scharfer Disputation und hatte sich der Hoffnung hingegeben, auf dem Schiffe ähnlich gestimmte Gesellschaft zu finden.

Damit schien es für dies Mal aber nichts zu sein, und so wandten sich denn seine Gedanken wieder der Dame zu, dem einzigen Passagier, mit dem er die Kajüte theilen sollte. —

„Ich wollt', ich kennte sie," dachte er, „es ließen sich vielleicht ein paar Stunden ganz angenehm mit ihr verplaudern. Ja, ja, vor 24 Jahren wäre aus diesem Zusammentreffen vielleicht ein Abenteuer entstanden; junge Leute sind poetisch. Wahrscheinlich wäre ich auf den Einfall gerathen, das Schicksal habe uns zusammengeführt, weil es uns für einander bestimmt. Nun, am Ende ist sie verheirathet, oder alt, oder häßlich. Eine langweilige Reise das."

Er warf einen neugierigen Blick durch das Skylight und sah in der Kajüte eine Dame beim Thee sitzen.

„Seekrank scheint sie nicht zu sein," dachte er, „weßhalb ihr denn nicht einen Besuch machen?"

Er warf seine Cigarre fort und stieg die Kajütentreppe hinab.

Die Dame war etwas über 30 Jahre alt und, trotz ihrer bleichen Gesichtsfarbe und eines müden, traurigen Ausdrucks im Auge, von großer Schönheit. Ihre Kleidung war geschmackvoll und elegant, jede ihrer leichten Bewegungen voll Anmuth und Grazie.

In dem Augenblicke, als unser Freund, Herr Tirlby, dessen Schritte der schwere Fußteppich unhörbar machte, die Kajüte betrat, senkte sie, wie von wehmüthigen Gedanken übermannt, das Haupt in die Hand.

Herr Tirlby entledigte sich seines Mantels, so wie seiner Reisemütze, warf einen wohlgefälligen Blick in den in der Kajüte hängenden Spiegel und suchte seine Anwesenheit durch ein leises, verschämtes Hüsteln zu erkennen zu geben.

Die Dame saß unbeweglich, in sich selbst versunken, den Kopf in die linke Hand gestützt, während die Rechte mit dem Theelöffel spielte.

„Eine schwärmerische Schönheit, aber vielleicht eben deßhalb nur um so interessanter," dachte Herr Tirlby und ließ ein lauteres Hüsteln vernehmen.

In diesem Augenblicke machte das Schiff eine Schaukelbewegung nach der Seite, das Theegeschirr klirrte, die Dame sah in die Höhe, erblickte den Eindringling und begrüßte ihn mit einer leichten Kopfneigung.

„Ich fürchte, wir haben uns auf eine stürmische Reise gefaßt zu machen," beginnt unser Freund, — als die Dame plötzlich einen Schrei ausstößt und ohnmächtig in die Arme der zu ihrer Bedienung anwesenden Stewardeß sinkt.

Herr Tirlby wird inzwischen roth, — blaß, — blaß, — roth und zittert an allen Gliedern des Körpers.

„Bringen Sie Wasser, — Wasser!" ruft er im nächsten Augenblicke, „Wasser! erschrecken Sie nicht, es ist nur die Ueberraschung, — das plötzliche, — lassen Sie mich machen!"

Er feuchtet sein Taschentuch an und hält es ihr an die Stirne, während die Stewardeß nach ihrem Riechfläschchen läuft. Ihre gemeinsamen Bemühungen bringen endlich die Dame nach etwa 5 Minuten wieder in's Leben zurück. Sie blickt umher, wie aus schweren Träumen erwacht.

„Lassen Sie uns allein!" sagte unser Freund.

„Und — und kennen Sie denn die Dame?" fragt die Stewardeß und blickt die Letztere rathlos an.

„Lassen Sie uns nur allein, ich fühle mich jetzt ganz wieder hergestellt."

Die Stewardeß verließ die Kajüte und die beiden Reisenden blickten einander in stummem Erstaunen an.

„Heiliger Gott, Marie, bist Du es wirklich?" ruft endlich Tirlby.

„Es ist nicht möglich, daß Du es bist," entgegnete sie mit leiser, bebender Stimme.

„Befindest Du Dich jetzt besser?" fragt er, „soll ich Dir noch irgend Etwas holen?"

„Nichts, gar Nichts! Ich danke Dir, wenn Du es bist." —

„Ist es nicht wie ein Traum, daß wir nach 10 Jahren auf diesem Schiffe zusammentreffen müssen! Welch' ein wunderbarer Zufall!"

Digitized by Google

„Zufall?“ fragt die Dame mit einem langen Blicke.

„Zufall, natürlich, ein höchst wunderbarer Zufall, der —“

„Und Du hättest wirklich nicht gewußt, daß ich mit diesem Schiffe —?“

„Wie wäre das möglich gewesen, da ich erst vorige Woche in Southampton ankam? Ich traf keinen meiner Bekannten in London und bin daher jetzt auf der Reise nach Dublin, um Vincey Maguire einen Besuch abzustatten. Wie märchenhaft wunderbar, daß Mann und Frau sich nach zehnjähriger Trennung in der Kajüte eines — Willst Du fort, Marie?“

Die Dame hatte sich von ihrem Sitze erhoben.

„Ich sehe keine Veranlassung zum Bleiben,“ sagte sie ruhig.

„Wenn es Dir unangenehm ist, dieselbe Luft mit mir zu athmen, so ziehe ich mich zurück,“ erwiederte ihr Gemahl. „Meinetwegen sollst Du die Gemüthlichkeit dieser Kajüte nicht opfern. Ich gehe auf's Deck.“

(Fortsetzung folgt.)

Kritik über einen Landsmann.

Hr. Aug. Buhl von Neustadt, der beliebte Pianist in Frankfurt, hatte, wie früher, so auch im Laufe dieses Winters wieder dort Soiréen für Pianoforte-Musik gegeben, deren Programme zunächst dadurch Aufsehen erregten, daß sie das Bedeutendste aus der musikalischen Literatur (für Pianoforte) seit 1648 boten — die größte Aufgabe, die sich je ein Pianist gestellt hat. Es mag deßhalb gestattet sein, die 4 Programme hier zusammenzustellen; wir glauben uns damit den Dank von Musikkennern zu verdienen.

I.

Sonate op. 10 No. 3 von Beethoven (1770 bis 1827).
Variationen, componirt 1648 von Ebner.
Sonate in F-dur zu 4 Händen von Mozart (1756—1791).
Allegro von Scarlatti (1683—1758).
Polacca brillante von Weber (1786—1826).

II.

Sonate op. 57 von Beethoven.
Chromatische Phantasie und Fuge von Bach (1685—1750).
Sonate in As-dur zu 4 Händen von Hummel (1778—1837).
Capriccio op. 33 No. 1 von Mendelssohn (1809—1847).

III.

Les Adieux, Sonate op. 81 von Beethoven.
Variationen in E-moll zu 4 Händen von Schubert (1797—1823).
Didone abbandonata, Sonate von Clementi (1752—1832).
Phantasiestüke von Schumann (1810 bis 1856).
Transcription von Thalberg.

IV.

Sonate, op. 110 von Beethoven.
Variationen von Haydn (1732—1809).
Rondo-Toccata von Aleys Schmitt.
Sonate in Es-dur zu 4 Händen von Moscheles.
Nocturne von Chopin (1810—1849).
Concertparaphrase von Liszt.

Ueber diese Soireen nun fällt ein Frankf. Blatt folgendes Urtheil: „Herr August Buhl hat seine Matinéen für Pianofortemusik glücklich beendet. Ein kunstsinniges Publikum erfreute sich wieder an den interessanten Klaviervorträgen des Concertgebers, der dies Mal besonders gut disponirt schien und Zeugniß einer vortrefflichen Schule ablegte. Es hatte ihm aber auch ein sehr guter André'scher Flügel zur Verfügung gestanden. Dies sollte bei derartigen Solovorträgen freilich immer der Fall und überhaupt der Ton aller Concertflügel so stark sein, daß entfernter Sitzende mehr davon berührt werden. Werfen wir nochmals einen Blick auf alle vier Programme, so wird Niemand leugnen können, daß Herr Buhl seine große Aufgabe mit Gewandtheit und, bei einem merkwürdigen Gedächtniß, mit echt künstlerischem Naturell gelöst hat. Neben der Reproduction so vieler Meisterwerke aller Zeiten, machte er uns auch mit schönen talentvollen Schülerinnen bekannt, die alle eine günstige Aufnahme fanden und von denen Fräulein von Pfeilschifter aus Darmstadt sich sogar der Ehre des Hervorrufes zu erfreuen hatte. Sämmtliche Programme sind wahre Muster zu nennen, wie

Digitized by Google

sie vielleicht noch von keinem andern Pianisten zur Ausführung gebracht wurden. Möge Herr Buhl uns im nächsten Winter ähnliche Genüsse bereiten und dann sicher des allgemeinen Dankes gewiß sein."

Gemeinnütziges.

München. Das Generalcomite des landwirthschaftlichen Vereins ließ seit einigen Jahren umfassende Versuche mit geschwefeltem Hopfen anstellen. Dieselben ergaben, daß Hopfen, welcher geschwefelt, gedörrt, hydraulisch gepreßt und luftdicht verschlossen aufbewahrt wurde, auch nach drei Jahren noch ein gutes, haltbares Sommerbier liefert. Hiesige Großbräuer haben nun diese Erfahrung ausgebeutet und die heurigen niedrigen Hopfenpreise zur vorerwähnten Behandlung benützt. Einer derselben ließ 60 Centner auf die erwähnte Weise bereiten. Den enormen Schwankungen der Hopfen- und damit theilweise auch der Bierpreise möchte nun in einigen Jahren begegnet werden.

Verschiedenes.

(Diebshumor.) Aus dem n. w. Böhmen theilt man der „P. M. P." folgendes Geschichtchen mit. In einer unserer Städte werden häufig Schweine und Gänse gestohlen. Einem Bürger stahl man in einer Nacht sämmtliche Gänse. Am Morgen des nächsten Tages stand ein gestohlener Gänserich, der Federn beraubt, vor der Thür eines Bürgers mit einem Zettel am Halse. Auf sein Geschrei ließ man ihn in's Haus, welches ein ihm wohlbekanntes zu sein schien. Auf dem Zettel stand: „Guten Morgen, Herr Loos, — Ich komme nackt und bloß; — Meine Kameraden — Sind alle schon gebraten." — Diese Diebe sind bereits eingezogen. Man fand in ihrer Behausung mehr als 100 Gänseflügel.

(Londoner Bierbrauereien.) London zählt fünfzehn bedeutende Brauereien, von denen zwei in der großartigsten Weise eingerichtet sind. Die eine derselben, die schon länger als ein Jahrhundert besteht, besitzt ein Material von einer und einer halben Million an Werth, und als sie 1781 versteigert wurde, belief sich das Gebot auf die unglaubliche Höhe von 135,000 Pfund Sterlinge. Sie liegt in Southwark und bedeckt einen Raum von 10—12 Morgen. Sie hat einen Umfang von mehr als drei englischen Meilen und verbraucht täglich 100,000 Gallonen Wasser. Man zählt 20 oder 30 Malztröge, jeden von der Größe eines Hauses. Die eigentliche Brauerei ist nicht viel kleiner als die Westminster-Abtei und enthält fünf kupferne Kessel, deren jeder 12 000 Gallonen Maische fassen kann; jährlich werden sechs- bis siebenhundert Tonnen Kohlen verbraucht; ein Raum von mehreren Tausend Quadratfuß ist erforderlich, um das Bier frisch zu halten. Die Behälter, in welchen die Flüssigkeit zur Gährung kommt, enthalten jeder 1500 Tonnen und das Gefäß, welches das fertige Bier aufnimmt, könnte, wenn es gefüllt ist, ein Schiff tragen. Außerdem befinden sich dort zweihundert Bottige zu Reserve, deren Inhalt 30 bis 1000 Gallonen beträgt; die Brauerei besitzt außerdem 700,000 Fässer, in welchen das Getränk ausgefahren wird, und 200 prächtige Pferde, welche die Tonnen und Fässer in die Stadt fahren. Die Brauerei von Truman kann sich der von Barclay an die Seite stellen und man mag sich die Wichtigkeit dieses Handelsartikels in London vorstellen, wenn man bedenkt, daß jede dieser ungeheuren Fabriken täglich 50,000 Gallonen Bier liefert.

Homonyme.

Hast Du — ist Etwas von Dir entfernt,
Bist Du — so hast Du Etwas gelernt,
Wirst Du — so ist es noch die Frage,
Ob man: Du bist — auch von Dir sage.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 48. Dienstag, den 22. April **1862.**

Eingesperrt.

(Fortsetzung.)

Die Dame blickte nach dem Skylight über ihr, auf welches der Regen in furchtbaren Strömen niederstürzte.

„Unmöglich, eine Nacht wie diese auf dem Deck zu verbringen," sagte sie in etwas theilnehmenderem Tone.

„Dank Dir für dies Wort, Marie!"

„Du mißverstehst mich," unterbricht sie ihn schnell, „ich —".

„Wie unfreundlich von Dir, mich über dies Mißverständniß aufklären zu wollen," fällt er ihr in's Wort. „Da wir aber einmal auf so wunderbare, unerwartete Weise zusammentreffen, so thun wir es doch hoffentlich wenigstens nicht als Feinde."

„Als Feinde? O nein!" lächelt die Dame.

„Nimm einmal einen Vorschlag, einen Rath von mir an. Du warst beim Thee, als ich hereintrat; laß Dich durch mich nicht stören. Es wird Dir wohlthun. Oder," — ihm kommt ein neuer glänzender Einfall, — „wie wär's, wenn wir zusammen Thee tränken?"

„Zusammen?" gibt die Dame erstaunt zurück.

„O, werde nur nicht gleich bange," sagt ihr Mann schnell. „Du bezahlst für Deine Portion und ich für die meinige, auch soll Jeder sein eigenes Theebrett haben. Wir richten uns das auf die allerplatonischste Weise von der Welt ein."

Wie ungestüm ihr Herz auch klopft, die Dame kann ein Lächeln nicht unterdrücken, welches ihr Gatte sich sofort dadurch zu Nutze macht, daß er sich Thee bestellt.

Dieser war gebracht, und Freund Tirlby postirt sich damit seiner Frau gegenüber an den Tisch.

Herr und Madame Tirlby haben sich im Jahre 1846 verheirathet.

Fräulein Harbrone war eine Schönheit von Ruf und Franz Tirlby ein lebenslustiger Junggeselle. Die Flitterwochen nebst den folgenden drei oder vier Monaten erster ehelicher Glückseligkeit verlebte man in der Fremde unter großartigen Ruinen und halb verfallenen Säulengängen, unter südlichem Himmel, und kehrte dann zu den stürmischen Sommern, den milden, schmutzigen Wintern und den sorgfältig geheim gehaltenen häuslichen Donnerwettern von Altenglaud zurück.

Ein Jahr verging, und Herr Tirlby wurde, Dank dem Umgange seiner Freunde und dem Verkehr in altgewohnten Lokalitäten, ganz und gar ein Gatte nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, interessirte sich vor Allem für seine Tischgesellschaften in Greenwich und die verschiedenen Clubbs, denen er angehörte, und benutzte nur die Gesellschaften, die er selbst dann und wann im eigenen Hause veranstaltete, durch seine Lebhaftigkeit und Witz zu glänzen, während er in häuslicher Einsamkeit seiner Frau gegenüber stets in tiefe Betrachtungen versunken schien.

Madame Tirlby wurde endlich unwillig über das kühle Benehmen ihres Gatten gegen sie, und er seinerseits wiederum ärgerlich über ihren Unwillen.

Beide waren die einzigen Kinder ihrer Eltern gewesen. Keines wollte nachgeben. Beide besaßen die Gabe des Sarkasmus im hohen Grade und benutzten sie rücksichtslos. Sie erdolchten gegenseitig ihr Glück mit Epigrammen und schossen ihre Häuslichkeit mit dem Geschütz bitterer Worte in den Grund.

Digitized by Google

Monate verstrichen unter fürchterlichen Stürmen und kurzen gewitterschwülen Pausen. Eine kleine unschuldige Courmacherei.

Madame Tirlby war eifersüchtig. Sie verließ das Haus und die beiden Gatten kamen bald darauf überein, sich zu trennen.

Herr Tirlby fand jetzt seine Häuslichkeit öde und einsam und beschloß, sich ein Feld der Thätigkeit zu suchen. Er trat in den Civildienst der ostindischen Kompagnie und verließ sein Vaterland.

Jahre waren inzwischen verstrichen und er zurückgekehrt, und als er jetzt auf das einst so geliebte Weib blickte, mit dem er so wunderbar wieder zusammengetroffen, da wurde es ihm, als müsse er die Liebeswerbungen längst vergangener Jahre noch ein Mal beginnen.

Der lange Zeitraum ihrer Trennung war vergessen; denn sie saß vor ihm, und alle Reize ihres Wesens, die ihn einst so beglückt, waren ihr treu geblieben.

Es war, als wollte ihm das Herz zerschmelzen, wie sein Auge im flackernden Licht der von den starken Bewegungen des Schiffes unruhig schaukelnden Kajütenlampe die einzelnen, ihm so wohl bekannten Züge ihres schönen Gesichts verfolgte und wiederfand.

Madame Tirlby sitzt, die Augen auf die unruhig bewegte See geheftet, ruhig und groß, in stummer Majestät da. Ihr Gemahl lehnt den Arm auf den Tisch und läßt den Kopf in die Hand sinken.

„Auf mein Wort, Marie," sagt er endlich, „Du bist jetzt schöner wie jemals!"

Ein Strahl der Freude fliegt über ihr Antlitz. Zwar macht sie einen desperaten Versuch, den früheren marmorkalten Gesichtsausdruck wieder zu gewinnen, doch kann sie ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Sie weiß ja, daß sie schön ist und daß ihr Mann wirklich so gesprochen hat, wie er denkt.

„Du hast natürlich eine Dienerin bei Dir, nicht wahr, Marie?" fragte der Gemahl nach einer kurzen Pause der Verlegenheit.

„Nein," entgegnete sie.

„Nein? wie kommt das?"

„Harriet hat das Meer niemals gesehen und wollte ihm daher ihre kostbare Person nicht anvertrauen. Sie behauptete, wir würden sicher ertrinken, und so mußte ich mich denn wohl allein auf die Reise machen."

„Wie wunderbar, daß wir wir Beide und gar keine fremden Kajütenpassagiere auf dem Schiffe sein müssen," meint Herr Tirlby.

„Wir sind ja einander fremd," entgegnet seine Gattin, und wieder fliegt ein leichtes Lächeln über ihre Züge.

„Gewiß sind wir das, — das heißt, für den Augenblick noch."

„Und beabsichtigen, es zu bleiben!"

Madame Tirlby sieht die Augen ihres Mannes mit dem Ausdruck lebhafter Spannung auf die ihrigen geheftet.

Ihr Mann sieht seinen Blick bemerkt und trinkt in der Verlegenheit eine ganze Tasse heißen Thee auf ein Mal aus.

„Seit Jahren, ich kann wohl sagen, seit zehn Jahren hat mir kein Thee so gut geschmeckt, wie dieser," sagt er, indem er die leere Tasse niedersetzt. „Wirst Du es nicht unbescheiden finden, wenn ich Dich frage, welchen Zweck Deine Reise nach Irland hat?"

Madame Tirlby gießt sich gemächlich eine Tasse Thee ein. „Ich beabsichtige ein paar Monate bei — oh, oh weh!" Sie stößt einen Schmerzensschrei aus. Ihr Mann springt erschrocken in die Höhe.

„Um Gottes willen, was ist es?"

„Ich habe mir die Hand verbrannt," und sie preßt die Lippen auf die verwundete Stelle.

„Laß doch sehen," bittet unser Freund und streckt seine Hand nach der ihrigen aus.

„Danke, nein," erwiederte sie hastig und zieht ihre Hand zurück; „ich gab meine Hand schon einmal fort und mußte sie noch verletzter zurückziehen. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer!"

Tirlby's Gesicht färbt sich hochroth und seine Gattin empfindet das traurige Vergnügen des Sieges.

„Versuch' es einmal mit etwas trockener Seife, das ist das allerbeste Mittel für Brandwunden," sagte er. „Ich habe davon in meinem Reisesack."

„Du bist sehr gütig," antwortete seine Gattin, durch die ihr bewiesene Theilnahme nicht ganz ungerührt.

„Keine Rede davon, Marie; ich bin auf

Digitized by Google

der Reise mit dergleichen Dingen jederzeit gehörig versehen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsgesuch.

Jüngst las ich in einem modernen Schriftsteller: „Der Tabak ist das Grab der Liebe." Mich dünkt, dem berühmten Verfasser, vor dessen Autorität ich übrigens allen Respekt habe, mag es mit diesem Dictum nicht besser ergehen, als es mit der Wahrheit manchen Sprichwortes gehen mag. Ich wenigstens vermag an einem eigenen Erlebniß das Gegentheil zu beweisen.

Vor einundzwanzig Jahren saß ich an einem Herbstabende vor dem Ofen meiner bescheidenen Junggesellen-Wohnung und summirte zahllose Seiten meines Haushaltungsbuches zusammen, um daraus zu ersehen, wie viel mich meine Garçons-Haushaltung durchschnittlich kostete, und um zu erwägen, ob ich nicht besser daran thue, die eigene Wirthschaft aufzugeben und dem Beispiele eines Bekannten zu folgen, welcher seit Kurzem in einem anständigen Gasthofe „in Pension" gegangen war. In den zehn Jahren meiner Junggesellen-Wirthschaft hatte ich mit den „gesetzten Personen", die mir mein kleines Hauswesen führten, die verschiedensten Widerwärtigkeiten erlebt und zur Genüge erfahren, daß Haushälterinnen in dem uninteressanten Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren keine Tugendspiegel und Rosenmädchen sind und sich sehr selten für den Monthyon'schen Preis empfehlen würden. Die Eine hatte ihren „Neffen" in meine abgelegte Garderobe gekleidet, ohne mich dafür um Erlaubniß zu fragen; eine Andere fütterte von dem allzu reichlichen Abfall meiner bescheidenen Hausmannskost ihre ganze Familie durch; eine Dritte hatte unter Tags, wenn ich auf dem Comptoir war, in meiner Wohnung Rendezvous mit ihrem Trompeter, der meine Hemden trug, meine Cigarren rauchte, meinen Bordeauxwein trank und einmal im Carneval in meinem Domino auf dem Maskenball war; eine Vierte hatte zwei „Kinder der Liebe" zu unterhalten, deren Kostfrau sie aus meinem Vorrath mit Zucker, Kaffee, Reis und allen möglichen Colonialwaaren versah, und dergleichen mehr. Alle aber hatten nachweisbar mich nach Möglichkeit betrogen und bei allen Markteinkäufen mehr an ihren eigenen, als an meinen Vortheil gedacht; alle hatten um vieles Geld möglichst wenig gethan und auf jede Klage von mir mit Grobheit geantwortet.

Kurzum, die Haushälterinnen insgesammt — und ich hatte deren bereits ein ganzes Bäckerdutzend, die ominöse Zahl dreizehn, gehabt, — waren der trübste Schatten gewesen, der in mein sonst so behagliches und zufriedenes Dasein hereinfiel, und machten mich ernstlich darüber nachdenken, ob ich dem überhaupt dazu verurtheilt sei, für ein derartiges gemeines Weib zu arbeiten und zu sorgen.

Das Addiren und Rechnen machte mich nicht klüger. So klein die vielen einzelnen Posten auch waren, die ich zusammenzählte, so bildeten sie doch am Schlusse jedes Monats eine Summe, deren Höhe mich erschreckte und mir die Ueberzeugung gab, daß Hunderte von kleinen Handwerkern, von niedrigen Beamten, ja sogar von Familien aus dem gebildeten Mittelstande dafür zufrieden und behaglich sammt Kind und Gesinde leben konnten, während ich nicht einmal meine geringen Ansprüche an Behaglichkeit befriedigt sah.

Mein Kopf wirbelte vom Addiren, ich schwitzte, — nicht vor Angst, sondern ob der Arbeit. Zum Geier mit diesem fruchtlosen Nachrechnen! dachte ich; lieber wollt' ich die Jahres-Bilanz des größten Handelsgeschäftes aufstellen. Und was hilft mir am Ende all mein Addiren und meine Genauigkeit? der Wolf frißt auch die gezählten Schafe, und die meinigen hat er schon gefressen!

Ich klappte mein Hausbuch geräuschvoll zu und warf es in die Schublade meines Schreibtisches, griff in die Tasche meines Schlafrocks, holte meine Cigarrenbüchse heraus, warf mich in meinen Lehnstuhl zurück und zündete mir eine echte Regalia an, deren Wölkchen ich mit einem wahren Genusse hinausblies.

Ich fühlte mich angegriffen und erschöpft von der kleinlichen, peinlichen Arbeit, — ich

Digitized by Google

suchte Aufregung in meiner Cigarre. Ich war damals Associé eines kleinen Engros-Geschäftes, — das heutzutage ein großes geworden ist; ich hatte mein Auskommen und geizte nicht, aber dennoch ärgerte es mich, daß ich nur zum dupe von gemeinen Weibern bestimmt sein sollte. Ich seufzte, nicht aus Liebe, sondern aus Müdigkeit; denn die Wahrheit zu gestehen, ich war nie verliebt gewesen. Soll dies so fortgehen? fragte ich mich, träumerisch durch die Ringeln meiner Cigarre zu einem großen Bilde aufblickend, das über meinem Schreibtisch hing und Romeo und Julien in der Balkonscene darstellte. Soll ich meine besten Jahre damit vergeuden, die Ausgaben für Ochsenfleisch, Semmeln, Möhren und Salat zu addiren, und Waschzettel zu controliren? Ich seufzte abermals, und bei diesem Akte riß das Knöpfchen an meinem Hemdkragen ab, als ob irgend eine höhere Macht rechtzeitig diesen Zufall verfügt hätte, um mich an meine Hilflosigkeit zu erinnern!

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinschädliches.

Wiederholt wird davor gewarnt, gefärbte Briefoblaten, namentlich die rothen, nicht zu reichlich mit dem Speichel in Berührung zu bringen, denn sie enthalten 25—42 pCt. Mennige, d. i. rothes Bleisuperoxyd, also ein schleichendes, hartnäckiges und sehr gefährliches Gift. Auch bei blaßblauen, grünen und gelben Oblaten ist große Vorsicht nöthig.

Denksprüche.

Hat Einer dir gedient, so zeig' es Vielen an;
Schweig' aber, hast du gleich bei Andern was gethan.

Wie der Thau die Blume, so ziert das Erröthen die Wange,
Wenn das genannte Verdienst scheu sich im Innern verbirgt.

Wehre dem heißen Wunsch und setze dich nieder bescheiden
An die Tafel der Welt; fordre nicht, was sie nicht hat.

Verschiedenes.

Wie viel Stücke gehören zur Taufe? frug ein Pfarrer einen Knaben in der Katechisation. Drei war die Antwort. Ei, ei, mein Sohn, rief der geistliche Herr, hast du deinen Katechismus so wenig inne? Nur zwei gehören dazu: Wasser und das Wort Gottes. Aber, Herr Pfarrer, erwiederte der Katechumen, tauft doch einmal, wenn Ihr kein Kind habt.

Ein Bühneneffect, von dem man sagen kann: „Noch nicht dagewesen!“ kommt in Hamburg bei Aufführung des Gounod'schen Faust zur Anwendung. Sobald nämlich der Vorhang zum dritten Akt sich hebt, in welchem man Margarethens mit vielen Blumenbeeten ausgestatteten Garten erblickt, strömt ein wunderbarer Blumenduft über das ganze Publikum.

Aus einem an der Drau gelegenen Dorfe berichtet die „P. Lapok,“ daß Nachts an das Fenster des Müllers geklopft und Einlaß begehrt wurde. Der Müller schöpfte Verdacht und zog es vor, nur durch das Fenster zu parlamentiren. Die Außenstehenden forderten 1000 fl., sonst würden sie mit Gewalt eindringen und den Belagerten ermorden. Letzterer reichte hierauf eine Note von 100 fl. hinaus, die er in der Dunkelheit für eine Tausendernote ausgab. Die Räuber entfernten sich, ließen aber in der Freude über den glücklichen Erfolg eine Flinte vor dem Fenster der Mühle stehen, welche man am folgenden Morgen als das Gewehr des Dorfrichters selbst erkannte, der denn auch verhaftet wurde.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Ehre und Ehrlichkeit. Ein gewisses Gefühl von „Ehre“ existirt, wie die Erfahrung lehrte, sogar unter Dieben, Ehrlichkeit aber nicht.

Auflösung der Homonyme in Nro. 47:
Geschickt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 49. Donnerstag, den 24. April **1862.**

Eingesperrt.

(Fortsetzung.)

Er öffnet seinen Reisesack und reibt etwas Seife auf ein weißes Taschentuch, um mit dem letzteren dann die verletzte Hand zu umwinden.

Bei dieser Operation blitzt ihm vom schneeigen Finger seiner Frau der Trauring entgegen, und er knüpft den Knoten über dem feinen Handgelenk unter einem leisen, ganz leisen Seufzer.

„Arme kleine Hand," schmeichelte er und beugt sein Gesicht darauf nieder.

„Ich danke, das genügt," sagte Madame Tirlby und steckte besagte Hand unter den Tisch.

„Kein Mittel so gut wie ein wenig geriebene trockene Seife."

„Nein," entgegnet die Dame mit ruhiger Würde.

„Wie das Schiff stößt! Du bist verwundet, darf ich Dich bedienen?" bittet er.

„Du bist sehr galant," antwortet sie.

„War ich das nicht von jeher?" Und er nimmt seinen Sitz wieder ein.

„Von jeher," gibt die Gattin zurück, „nur nicht gegen mich."

„Meine geliebte Marie!"

„Entschuldige, Du vergissest Dich!"

„Durchaus nicht," beginnt der Gatte entschlossen auf's Neue. „Sag', Marie, wie kam es nur, daß wir Beide so unglücklich mit einander lebten?"

Das Schiff schaukelt und stampft lebhaft, während er spricht, und man hört auf dem Deck laute und eilige Befehle ertheilen. Der Wind heult und Regenströme rauschen gegen das Kajütenfenster über ihnen.

„Es ist ein Sturm im Anzug," bemerkt Tirlby.

„Ich befürchte es," antwortet seine Gattin.

„Aber beantworte meine Frage."

„Welche Frage?"

„Ich fragte," entgegnete er gereizt, „woher kam es, daß wir stets so unglücklich mit einander lebten?"

„Ich könnte Dich eben so gut fragen, weßhalb Du Dich stets so unliebenswürdig gegen mich benahmst?"

„Das ist so Deine alte Manier. Du beantwortest jede Frage durch eine neue. Das war es hauptsächlich, was mich stets so verdroß."

„Es pflegte Dich stets Alles und Jedes zu verdrießen, was ich that und sagte," unterbrach Madame Tirlby ihren Gatten mit schnippischer Kaltblütigkeit.

„Wenn es wirklich etwas Aegerliches war," verbesserte ihr Gemahl sie.

„Wenn es das Deiner Meinung nach war," gab die Gattin im Tone weiblicher Ueberlegenheit zurück.

„O, natürlich, ich war an Allem Schuld. Ich war ein Hallunke, ein Ausbund von Schlechtigkeit. Das sind die Ehemänner ja Alle."

„O nein, Gott bewahre! Die Schuld lag an mir. Ich war ja stets ein Zankteufel, eine böse Sieben. Das sind die Frauen ja alle."

Freund Tirlby's Liebe zum Sarkasmus lief mit seinem bessern Selbst davon.

„Ach, jawohl meine Liebe, Du warst stets so gut, so fromm und hattest in allen Dingen so ganz und gar Recht. Ach, es war rührend, einen wie zarten Sinn für das Schickliche Du hattest, wie Du so ganz selbstvergessene

Digitized by Google

Nachgiebigkeit, Demuth und Milde warst. Wie eine verfolgte Unschuld pflegtest Du die Augen zu Boden zu schlagen, als wolltest Du der Welt sagen: Seht hier, mein Ungethüm von Mann bricht mir das Herz; aber ich klage nicht. O nein, ich bin zu gut und fromm dazu. Er bringt mich um, und ich freue mich darüber; denn ich bin für diese Erde zu gut. Ich bin so engelgleich und so ergeben." Madame Tirlby zog die Brauen zusammen. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie die Kajüte verlassen oder antworten sollte. Ihr Temperament siegte.

„Sehr wahr, ganz natürlich! Du aber benahmst Dich dagegen ganz anders. Du warst, — der Welt gegenüber, — ganz Lächeln, Offenheit, Frohsinn und gute Laune, als wolltest Du ihr verkünden: Seht doch, welch' ein edler, schöner, offener, liebenswürdiger Charakter ich bin, und doch, — denkt nur, denkt, — ist mein Weib, mein böses Weib unglücklich an meiner Seite! — O Gott, sei gelobt, daß ich jetzt Deine Frau nicht mehr bin!"

Das Schiff machte eine starke Bewegung, und Madame Tirlby's Theetasse wird vom Tisch auf den Boden geschleudert, ohne zu zerbrechen.

„Na, Du brauchst nicht gerade so ganz außer Dich zu gerathen und die Theetasse vom Tisch zu schlagen. Wir sind hier nicht in unserem Hause, weißt Du."

„Ich habe die Tasse nicht vom Tisch geworfen," entgegnet sie aufgebracht.

„Doch, Du hast es gethan!"

„Das ist nicht wahr!"

„Ist doch wahr!"

„Ich habe es nicht gethan," sagte die Dame mit Emphase, trommelt mit der unbeschädigten Hand aufgeregt auf dem Tische umher und streicht bei dieser Gelegenheit auch die andere Tasse hinunter, die glücklich zu Scherben fällt.

Ihr Herr Gemahl sammelt mit größter Sorgfalt und Ruhe diese Scherben vom Boden auf und arrangirt sie der Reihe nach auf dem Tische vor ihrem Sitze.

„Da! vielleicht hast Du diese Tasse ebenfalls nicht zerbrochen?"

Madame Tirlby's Gesicht ist nicht zu beschreiben. Es ist das Bild eines furchtbar schönen Gewittersturmes. Das ist Juno, wie sie mit Jupiter zürnt.

Freund Tirlby versucht einen Gang auf dem schwankenden Fußboden der Kajüte.

„Also die Jahre haben Dein trauriges Temperament nicht bessern können," sagte er endlich.

„Eben so wenig wie sie mich Deine schlechte Behandlung vergessen lehrten. Wahrhaftig, das könnten weder zehn Jahre, noch tausend!"

„Tausend Jahre noch. Du wirst dann ein ziemlich bemoostes Haupt sein!"

„Du wohl auch," gab Madame Tirlby höhnisch zurück, „Du bist ja bereits über Vierzig!"

„Und wenn ich es bin," sprudelt ihr Gatte hervor, „so bist Du Fünfunddreißig und längst kein Backfisch mehr."

Das Schlimmste bei ehelichen Zänkereien ist, daß die beiden streitenden Parteien ihre gegenseitigen Schwächen so genau kennen.

„Herr Gott!" beginnt Madame nach kurzer Pause auf's Neue, „Du bist ja schon ein Kahlkopf geworden. Ah, wie ehrwürdig Dich das läßt!"

Ihr armer Mann wird leichenblaß vor Aerger; denn er war von jeher ziemlich eitel. Er geht auf sie zu, um sie durch eine recht beißende Antwort gänzlich zu Boden zu schmettern.

Unglücklicherweise sieht er indessen, daß ihr Haar so voll und glänzend schwarz ist, wie je zuvor.

Madame erräth seine Absicht. „Armer, alter Mann!" seufzt sie spöttisch.

„Du weißt, Du galtest stets für eine Schönheit," höhnt Tirlby.

Madame erhebt sich von ihrem Sitze und macht einen tiefen Knix, als wollte sie sagen: „Ich weiß es sehr wohl!"

„Und für eben so schön als unglücklich," fährt ihr Gatte fort.

„Jedenfalls," erwiedert sie, „ist jene Madame —"

„Schweigen Sie, Madame," donnert Tirlby, „Sie haben den Namen dieser Dame schon zu häufig gemißbraucht und jetzt verbiete ich —"

„Sie verbieten!" ruft Madame Tirlby. „Und bitte, wer sind Sie denn, daß Sie sich herausnehmen, mir zu befehlen? Weßhalb

Digitized by Google

soll ich den Namen jenes Frauenzimmers, — bitte um Entschuldigung, — jener Dame nicht erwähnen? Wer will mich daran hindern? Doch wohl nicht ihr Liebhaber, mein Herr," (ihre Aufregung hat den höchsten Grad erreicht) „nachdem er aufgehört, mein Gatte zu sein?"

„Beim Jupiter," sagte Tirlby, „ganz so wie es zu sein pflegte. Aber Du hast Recht, wir sind ja getrennt."

Und er faltet die Hände, senkt die Augen, beugt das Haupt über den Tisch und murmelt: „Für diese und andere Wohlthaten, Herr, lehre mich wahrhaft dankbar zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Das Knöpfchen machte das Maß meines Unmuths voll, obschon es auf der Innenseite meines Hemdes hinunterglitt und mit Perlmutter-Kälte über mein Herz hinabpassirte und für einen Moment den Entschluß niederzukämpfen drohte, mit welchem ich mich trug. Ich fühlte Mitleid mit meiner eigenen, einsamen, liebeleeren Lage, und Mitleid ist ja eine Base der Liebe. Ich dachte im Ernste an's Heirathen, aber wie sollte ich dies anstellen? Die meisten Männer in meinem Alter — und ich zählte damals sechsunddreißig Jahre und zwei Monate, — hätten ihre Neigung bereits auf irgend einen bestimmten Gegenstand gerichtet gehabt, daß es für sie nichts mehr bedurft haben würde, als die Heirathserlaubniß zu erlangen, die Sporteln zu bezahlen, die Proklamation zu bestellen und den Hochzeitstag zu bestimmen. In diesem glücklichen Falle befand ich mich jedoch nicht. Ich war seither allzu sehr beschäftigt, allzu müßig oder allzu träge gewesen, um meine Zeit auf's Freien zu verwenden, oder „ein Verhältniß anzuknüpfen".

Ich war nicht anspruchsvoll oder wählerisch, ich war leicht zu befriedigen, denn, hätte irgend eine junge Dame von nur mittelmäßigen Reizen oder Vorzügen sich die Mühe genommen, mit mir anzubinden, so würde sie mich in Kürze vor den Altar geführt haben. Ja, ich wäre ihr sogar sehr dankbar gewesen, wenn sie mir diese Mühe abgenommen hätte, denn ich war zu schüchtern und verlegen, um die Initiative zu ergreifen.

Ich war schüchtern und linkisch, das gestehe ich ein. Diese Schwäche entsprang bei mir aus zweierlei Ursachen, nämlich: ein Mal aus dem Mangel an Bekanntschaften und Umgang mit dem schönen Geschlechte, und zum andern aus allzu emsiger Hingabe an das Geschäft. Aus letzterem Grunde entsprang der erstere, oder es standen vielleicht beide Motive mit einander in einem Kausalnexus, wie die Philosophen sagen.

In dieser Stimmung griff ich nach der Zeitung und mein erster Blick fiel auf das „reelle Heirathsgesuch" eines Mannes, der „aus Mangel an Bekanntschaft und Gelegenheit" auf diesem Wege eine Gattin suchte. „Mangel an Bekanntschaft und Gelegenheit?" rief ich; „das ist ja ganz mein Fall! Wie wäre es, wenn ich ebenfalls diesen Weg versuchte?" Diese Idee kitzelte mich, anfangs nicht in ernstlicher Absicht, sondern, wie ich mich selbst zu überreden suchte, aus purem Scherz. Ich nahm also den Bleistift und entwarf auf der Rückseite eines Briefes folgende Anzeige:

„Reelles Heiraths-Gesuch.

„Ein gebildeter Mann von 36 Jahren sucht auf diesem Wege eine Frau; aber nur tadellose Parthien wollen sich melden. Der fragliche Mann sucht kein Vermögen, sondern eine Lebensgefährtin; er ist gesetzt und gemüthlich, des ledigen Standes überdrüssig und sehnt sich nach einer stillen, gemüthlichen Häuslichkeit. Er ist für einen Mann ziemlich sanft und nimmt nur aus Mangel an Zeit, Gelegenheit und Bekanntschaft seine Zuflucht zur Zeitung. Er hat ein sicheres Auskommen, das für eine Familie reichlich hinreicht, und ist erbötig, sogleich in Unterhandlung zu treten. Er verhehlt sich nicht, daß manche Schadenfrohe sich den Spaß erlauben werden, seine ehrlichen Absichten zu mystifiziren; aber er warnt Jedermann davor. Sollte er finden, daß ein Mann sich ein solch schnödes Spiel mit seinen Gefühlen erlaubt hat, so wird er ihm eine Tracht Schläge applizireu; einer Frau, die einen so unzarten Scherz versucht, wird er verzeihen. Er hat ein Herz für Aufrichtige, eine Reitpeitsche für

Digitized by Google

Unverschämte. In beiden Fällen finden gefällige Zuschriften, welche franko unter der Chiffer P. P. an die Expedition dieser Zeitung gerichtet werden wollen, die größte Diskretion und raschen Bescheid."

Ich war mit meinem Entwurf ganz zufrieden und blies die Ringeln meiner Cigarre heiter in die Luft mit der frohen Ahnung, daß irgend Etwas daraus erfolgen werde. Ich versprach mir gerade keinen großen Spaß aus der Sache, aber ich hoffte auf etwas Aufregung und Zeitvertreib, obschon ich halb und halb entschlossen war, mit keinem der Frauenzimmer, die sich melden würden, in persönliche Berührung zu kommen. Mir schwante aber trotzdem, es werde daraus irgend Etwas entstehen, was mich näher berührte. Am andern Morgen schickte ich das Inserat in die Druckerei; am Sonnabend erschien es abgedruckt und ich hörte die meisten meiner Freunde sich über den Styl der Anzeige lustig machen, und mehrere äußerten scherzweise: ich müsse der Verfasser des fraglichen Schriftstückes sein, da alle Einzelheiten auf mich passen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Schutz den insectenfressenden Vögeln.) Die Zug- und andere Vögel sind die wirksamsten Beschützer der Wald- und Feldcultur, und eines der verderblichsten, schon oft bekämpften Vorurtheile ist die vermeintliche Ausrottung derselben. Denn gäbe es keine insectenfressende Vögel — kein Blatt am Zweige, keine Frucht am Baume, kein Halm auf dem Felde wäre in Kurzem zu schauen, die Existenz des Menschen selbst gefährdet. So legt z. B. das Weibchen des schädlichen Baumweißlings an 80—100 Eier, das des Ringelspinners an 300, das des Weidenbohrers etwa 1000, die gemeine Wespe setzt 3000, eine Ameise 4—5000, die Schöllkrautlaus 15,30,000 Eier ab; eine Blattlaus hat in der fünften Generation schon 60,000 Millionen Nachkommen. Die mächtigsten Regulatoren des Gleichgewichts im Haushalte der Schöpfung sind die Vögel. Man lasse deßhalb ihr ungebührliches Wegfangen und Erschießen. Das gilt selbst von manchen sogenannten schädlichen Raubvögeln, die einem Schußgelde unterliegen. Hierher gehören, mit Ausnahme des großen Uhus, sämmtliche Eulen. Eine Sumpfeule z. B. hatte kurz vorher, ehe sie zum Danke der Schuß traf, drei feiste Feldmäuse verschluckt. Ein Schleier-Eulenpärchen brachte fast alle fünf Minuten eine Maus ins Nest. Im Magen eines Waldkauzes fanden sich 75 Raupen des übelberüchtigten Kieferspinners vor. Ist's nicht eine Ironie auf den Feldbau, wenn der Landmann seine Wohlthäter an das Scheunenthor nagelt?!

Räthsel.

Ein naher Freund — ein warmer Freund!
Wenn Jeder kalt, er wärmer scheint;
Je mehr die kalte Welt dich flieht,
Er näher nur an's Herz dich zieht.
Und niemals täuschte dich mein Schein;
Doch darfst du wohl behutsam sein,
Daß du mir tretest nicht zu nah':
Ich rächte mich, so oft's geschah!
Gern öffn' ich mich dir jederstund
Und geb' mein Inneres dir kund,
Und hab', wenn offen zeigt' ich mich,
Durch Einsicht mild erleuchtet dich.
Und fürcht't man meine Zungen auch —
Verschließ' sie fest; macht' nie Gebrauch,
Wenn du mir oft — was sonst kein Freund
Dir sicher zu bewahren scheint —
Geheimnisse wohl anvertraut,
Auf meine Schweigsamkeit gebaut.
(So durft' ich deine Brief' erbrechen;
Ich that's mit Hast, doch darfst du sprechen:
Wohl sichrer als in eigner Brust
Sind sie bewahrt, wie mir bewußt.)
Zwar Nahrung mußt du geben mir,
Hab' Nichts, als warmen Dank dafür.
Nur ungescheut stehst du mich kalt:
Reich'st Speise mir — bin ich der Alt'! —

A. B.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 50. Samstag, den 26. April **1862.**

Das Miseräbelchen.

Eine moselländische Volkslegende.

Als noch mit seiner Jünger Schaar
Unser Herr Christus auf Erden war,
Hat's ihnen, das ist weltbekannt,
Oft mißbehagt im gelobten Land,
Dieweil in Israel, wie es hieß,
Kein rechter Glaube sich spüren ließ,
Davon sie dachten mehr zu gewahren
Bei Samaritern und Heidenschaaren.

Huben sich also auf die Bein
Und zogen rüstig querfeldein
Ueber Berg und Thal, durch Nebel und Guß,
Bis sie kamen an den Moselfluß.
Da wohnt ein Völkchen derb und bieder,
Schlichte Herzen und starke Glieder,
Ging immer gradaus, niemals krumm,
Hatt' eine Art von Christenthum.
Da fand der Herr nicht viel zu schaffen,
Weder Pharisäer, noch Baalspfaffen.
Sie sagten Ja, sie sagten Nein,
Und gleißten nicht mit Heuchelschein.
War aber gar ein buckelig Land:
Ueber Felsen, wo die Rebe stand,
Schien die Sonne so glühend heiß,
Herr und Jünger tropfen von Schweiß.

Sprach der Heiland, Scherz oder Ernst:
„St. Peter, weil du doch nichts lernst,
So lauf' einmal, hast lange Bein,
In's Dorf und hol' ein Schöppchen Wein."
Das ließ sich Petrus nicht zwei Mal sagen,
Ein Schöppchen war just sein Behagen,
Nur schlug ihm nie ein Schlückchen an,
Das er nicht mit eigenem Gaum gethan.
D'rum lief er, was er mochte laufen,
Thät' sich erst selbst ein Schöppchen kaufen,
Denn der Weise nützt Gelegenheit.
Unten schmal und oben breit,
Humpengroß einen hölzernen Becher
Leert in einem Zug der Zecher.
Doch auch des Herrn er nicht vergaß,
Er ließ ihm messen christlich Maaß:
Den Becher hoch zum Rande voll,
Daß er im Geh'n ihm überschwoll.
Nur schade für den edeln Saft,
Versiegt im Sande seine Kraft,
Besser den Schaum hinweg zu nippen!
Er hebt ihn an die durst'gen Lippen,
Nippt, trinkt und nippt und nippt und trinkt,
Bis der Wein im halben Humpen blinkt.
„Wer kann dafür, der Durst ist Schuld:
Das Messer hab' ich ja, — Geduld!
Den hohlen Rand hinweggeschnitten,
Bleibt noch unmäßig viel inmitten.
Nun aber schnippt es wieder über
Und wird zunichte: trink' ich's lieber!"
Und so mit Schnitt und Trunk und Schnitt
Wird's klein und kleiner Schritt für Schritt.

Nun endlich ist der Herr erreicht.
Spricht Petrus: „Herr, du denkst vielleicht,
Ich brächte dir ein Fuselröpfchen,
So winzig klein ist hier das Schöppchen,
Doch scheint's ein trinkbar guter Wein,
Auch darf es uns nicht bange sein,
Da mit so Wenigem, wenn du willst,
Du Herr uns Durst und Hunger still'st."

Da sprach der Herr: „Du bist ein Schalk:
Was löschtest du denn deinen Kalk?
Du wolltest wohl den Sichern spielen,
Falls heut' nicht Tropfen vom Himmel fielen?
Behalte du dein Miseräbelchen,
Doch wische dir hernach das Schnäbelchen:
Ihr Andern kommt, ihr soll't allein
Für dies Mal meine Gäste sein."

Digitized by Google

Noch heute werden im Moselland
Die Schöppchen Miseräbelchen genannt:
So klein sie sind, laßt sie uns leeren,
Ihrem Erfinder St. Peter zu Ehren!

K. Simrock.

Eingesperrt.

(Fortsetzung.)

Madame Tirlby reißt das Taschentuch von der verwundeten Hand und wirft es über den Tisch, die Kumen der Seife fallen in die Zuckerdose.

„Welch' edle Rache," fährt ihr Gemahl im Tragödentone fort, „welche Größe, welche Erhabenheit der Seele und welche glänzende Entgegnung! Bei meiner Ehre, eine erquickliche Zusammenkunft nach zehnjähriger Trennung. Draußen der Sturm, drinnen das Donnerwetter. Wer sollte darauf schwören, wir seien Mann und Frau?"

„Ich bin nicht mehr Ihre Frau!"

„Sie sind es nicht mehr, Madame. Wie ich schon vorhin betete: Für diese und andere Wohlthaten —"

Die Dame sprang in die Höhe.

„Keine Beleidigung, mein Herr! Ich habe zehn Jahre lang in Frieden gelebt. Regen Sie keine Gefühle auf, die — die —"

„Die was?" fragt ihr Mann.

Es beginnen sich bei der armen Madame Tirlby Spuren von den Folgen der heftigen Bewegungen des Schiffes einzustellen.

„Mir, — mir wird unwohl!" stöhnt sie.

„Kommt von der Aufregung," antwortet ihr Gemahl unbekümmert.

„Nein, mein Herr, es kommt von der See, ich meine vom Thee. Ich werde mich zur Ruhe begeben. Wenn wir in Kingstown ankommen, können Sie Franky besuchen, und —"

„Franky? Wer ist Franky?" fragt ihr Gatte.

Madame Tirlby sieht ihm voll in's Gesicht. „Ihr Sohn, mein Herr!"

Ein plötzliches Schwanken des Schiffes wirft Tirlby rücklings in einen Sessel. „Mein Sohn!" wiederholt er, wie aus den Wolken gefallen.

„Ihr Sohn und der meinige, mein Herr, mein lieber, lieber Frank!"

Unser Freund beginnt, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, sich etwas kurzathmig zu fühlen, und gleichzeitig fängt es an, ihm in den Augen auf ganz merkwürdige Weise zu prickeln.

„Er wurde drei Monate nach unserer Trennung geboren," berichtete Madame Tirlby weiter.

„Und ich erfuhr nichts davon?"

„Ich annoncirte es absichtlich nicht in den Blättern."

„Und Du gabst ihm den Namen Franz!" ruft der gründlich gedemüthigte Ehemann.

„Ja, den Namen seines Vaters."

„Ich danke Dir, Marie, das war hübsch von Dir!"

„Nichts wie meine Schuldigkeit," sagt die Dame.

„Wie alt ist er?"

„Am fünften August zehn Jahre."

„Möge Gott ihn segnen!" ruft der Vater aus. „Ist es ein hübscher Junge?"

„Ein sehr, sehr hübscher Knabe," antwortete die Mutter.

„O, wirklich! Sieht er mir ähnlich?"

„Sehr, — wie Du früher warst."

„Und sein Wesen?"

„Sehr lebhaft! Ganz Dein Temperament zu jenen Zeiten. Hier ist ein Brief, den ich am letzten Donnerstage von ihm erhielt. Er ist augenblicklich auf Besuch bei meiner Cousine, die sich vor drei Jahren mit Oberst O'Graty verheirathete."

Der Vater nimmt den Brief und eilt damit unter die hin- und herschaukelnde Kajütenlampe. Der Sturm ist inzwischen zu einem völligen Orkan geworden, und er kann sich kaum auf den Füßen halten, während er in den langen Buchstaben einer Schulknabenhand wie folgt liest:

„Meine liebe, liebe Mama!

Wie freue ich mich, daß Du schon so bald kommst. Ich habe Dir nichts Neues zu erzählen. Ich befinde mich ganz wohl. Freddy's kleines Pferd hat sich gestern am Knie gestoßen. Wir gehen jeden Tag spazieren. Tante und Freddy schicken Dir viele Grüße. Gott erhalte Dich mir.

Dein zärtlicher

Moryon Square, Dublin. Franky."

(Irland.)

Digitized by Google

Wieder und wieder durchliest Tirlby das Briefchen, bis die Buchstaben ihm vor den Augen schimmern. Dann entringt sich seiner Brust ein schwerer Seufzer; er streckt seiner Frau die Hand entgegen und ruft flehend: „Marie, vergib mir!“

Madame Tirlby schweigt und scheint ungerührt.

„Um des Knaben willen, um des Knaben willen, von dessen Dasein ich nichts wußte, bis — bis —“

„Wünschest Du den Brief zu behalten?“ fragt seine Gattin.

„Wenn Du mir ihn schenken willst, ja. Hast Du ihm jemals von mir erzählt?“

„Oft.“

„O Marie, laß uns wieder Freunde sein!“

Madame Tirlby spricht langsam und mit Ueberzeugung: „Nach einer Trennung von mehr denn zehn Jahren treffen wir auf so unerwartete Weise zusammen, — und Du kannst noch Dein heftiges Temperament, — Deinen Hang zum Sarkasmus nicht unterdrücken. Ich will nicht das Opfer Deiner Laune sein. — Ich vergebe das Vergangene, — doch, — doch, wenn ich das Schiff verlasse, so haben wir uns zum letzten Male gesehen! —“

„Marie,“ — er versucht sich ihrer Hand zu bemächtigen. „Marie, willst Du, kannst Du mir nicht vergeben?“

„Die Vergangenheit, ja; die Zukunft mag ich Deinen Händen nicht anvertrauen. Wie gesagt, wenn wir dies Schiff verlassen —“

Die Thüre, welche auf's Deck führt, wird aufgerissen und die Stewardeß stürzt mit todtbleichem Antlitz in die Kajüte.

„Wollen Sie noch beten,“ ruft sie noch mit bebender Stimme, „so machen Sie schnell; das Schiff muß im Augenblicke sinken!“

Tirlby sieht sie einen Augenblick entsetzt an, dann umschlingt er seine Frau und stürzt mit ihr zur Kajütenthüre.

„Man hat die Lucke über uns geschlossen,“ sagt die Stewardeß mit schrecklicher Ruhe, „damit wir oben der Mannschaft nicht im Wege seien. Ich will mein Ende in meiner Kajüte erwarten. Ist Ihnen das Heil Ihrer Seele lieb, so beten Sie, denn es gibt keine Rettung.“ (Schluß folgt.)

Ein Heirathsgesuch.

(Fortsetzung.)

Am Montag Morgen sandte ich einen Laufburschen nach der Zeitungsexpedition, um die für P. P. eingegangenen Briefe zu holen. Ich dachte mir im Voraus, derselbe werde von einigen neugierigen und müßigen Bekannten von mir erwartet und erlauert werden, und ich ließ ihn daher auf dem Heimwege bei einem meiner Bekannten, ebenfalls einem Junggesellen, ein Buch abholen. Diese List gelang.

Mehrere Personen folgten dem Burschen und verloren ihn nicht aus den Augen, bis sie ihn in das Comptoir meines Freundes treten sahen; dann kehrten sie um und behaupteten kühn, das Heirathsgesuch rühre von ihm her. Ich revanchirte mich auf diese Weise zur Genüge für einige muthwillige Streiche, welche dieser Bekannte mir gespielt hatte. Die Antworten waren von dem gewöhnlichen Schlage: die einen suchten meinen Namen herauszulocken und noch mehrere luden mich zum Rendez-vous, wo ich mich zu bestimmter Zeit und Stelle mit einer Blume im Knopfloche und einem weißen Taschentuche in der Hand einfinden sollte. Nur eine einzige Zuschrift erschien ernst gemeint und geschäftsmäßig; sie kam von einer Dame, die mir eine Zusammenkunft in einer acht Meilen entfernten Stadt vorschlug. Sie schrieb, es liege in meiner Anzeige etwas so Offenes und Gerades, daß sie überzeugt sei, ich meine es ernstlich und sie könne sich auf meine Diskretion verlassen und auf die Verschwiegung ihres Namens, falls unsere Begegnung auch zu keinem Resultate führen würde. Sie sei daher erbötig, an einem gewissen Tage in einem bezeichneten Gasthofe zu N. mit mir zusammen zu kommen, und wenn dann aus diesem Zusammentreffen auch keine gegenseitige Gutheißung erfolge, so sei dies ja auch noch kein Unglück.

Die Meisten hätten vielleicht an meiner Stelle in dieser Zuschrift nur einen Fallstrick gesehen, um mich zu einer nutzlosen Reise zu veranlassen. Anders war es mit mir: eine Ahnung bestimmte mich, diese Einladung anzunehmen und bei dem Stelldichein zu erscheinen.

Digitized by Google

Von Eisenbahnen war damals noch keine Rede, wenigstens in unserer Gegend. Es war noch die gute alte Zeit der Eilwägen und Diligencen, wo man Zeit hatte, auf einer Reise von acht Meilen Bekanntschaften zu machen; — nicht wie jetzt, wo man am Ziele seiner Reise ist, ehe man sich noch die Gesichter seiner Mitreisenden im Eisenbahnwaggon recht angesehen hat.

Ich nahm mir also ein Billet im Eilwagen nach N. und trat meine Reise an. Wir waren nur unser zwei Passagiere: meine Wenigkeit und ein angenehmer, heiterer, gesprächiger, biederer älterer Herr mit einem offenen, vertrauenerweckenden Gesichte. So schüchtern und befangen ich in weiblicher Gesellschaft war, für so munter und geselligalt ich im Umgang mit Männern. Es kostete daher gar keine Mühe, mit dem ältern Herrn bekannt zu werden und uns gegenseitig so angesprochen zu finden, daß, bis der Eilwagen sich N. näherte, Herr G., welcher erfahren hatte, daß ich daselbst übernachten wolle, mich auf das Zuvorkommendste einlud, ohne alle Umstände den Abend in seinem Hause zu verbringen, anstatt mich als wildfremd in dem Gasthofe zu langweilen. Ich nahm diese Einladung ebenso herzlich an, als sie gemacht worden war, denn mein Stelldichein mit der (hoffentlich schönen) Unbekannten sollte erst am nächsten Vormittag stattfinden, und der alte Herr gefiel mir so gut, daß ich mir wirklichen Genuß von einem Abend in seiner Familie versprach.

Ich hatte kaum mein versäumtes Mittagessen durch einen tüchtigen Imbiß ersetzt, so machte ich ein bischen Toilette und ging dann, um Herrn G. aufzusuchen und mich zum Thee bei ihm einzustellen. Ich hatte keine Mühe ihn aufzufinden, denn er war ein Mann von Ansehen und Einfluß in der Stadt, und bewohnte ein schönes Haus in einer der Hauptstraßen. Man führte mich in das Gesellschaftszimmer, wo Herr G. mich herzlich empfing und seiner Frau und seinen fünf Töchtern vorstellte. „Sie sind noch alle ledig," sagte er mit seinem gutmüthigen Scherze von den letzteren; „die urtheilslose Welt ist blind für die Vorzüge meiner fünf Mädels und scheint sie mir auf dem Halse lassen zu wollen!"

„Jenun, Papa," erwiederte die Aelteste, die mit ihren Schwestern den Scherz des Vaters etwas übel zu nehmen schien, „wenn wir nicht abgehen, wie eine frische Waare, so ist gewiß der Mangel an Anpreisung von Deiner Seite nicht schuld daran, denn so oft Du uns Jemanden vorstellst, stößest Du in die Lobposaune, wie in einer Zeitungs-Anzeige!"

Bei Erwähnung des letzteren Wortes ward ich etwas verlegen und bedauerte beinahe mein Stelldichein für den andern Morgen, denn Herrn G's. älteste Tochter mit ihren geistvollen Augen und ihrem sichern Wesen machte einen fühlbaren Eindruck auf mich und ich dachte mit Unmuth an jene Unbekannte, wenn vielleicht noch an diesem Abende ein glücklicher Zufall mich finden ließ, was ich wünschte.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Als der Cardinal Richelieu einst durch ein französisches Dorf fuhr, sah er einen Bauer von ungefähr 60 Jahren bitterlich weinen. Um die Ursache befragt, antwortete der Bauer, daß ihm sein Vater zürne, weil er, als sein Großvater etwas von ihm begehrte, dasselbe nicht augenblicklich gethan, sondern ihn eines andern Geschäftes wegen mit einem „gleich" vertröstet habe. — Erstaunt über diese Worte des Sohnes im Greisenalter, trat der Cardinal in die untere Stube des Hauses und erblickte wirklich einen Greis von etwa 90 Jahren, im Unmuthe über des Sohnes Fehler, und im Hintergrunde des Zimmers eine Gestalt — den Großvater, ein athmendes Gerippe von etwa 130 Jahren.

Auflösung des Räthsels in Nro. 49:
Ofen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 51. Dienstag, den 29. April **1862.**

Eingesperrt.

(Schluß.)

Sie verschwindet durch eine Seitenthür, die sich schnell hinter ihr schließt.

Gatte und Gattin liegen einander in den Armen. O wie klein, wie erbärmlich erscheinen ihnen jetzt die kleinen Eifersüchteleien, ihre lieblos sarkastischen, beißenden Wortgefechte! Die Ewigkeit umschwebt sie; sie schüttelt das Schiff im wüthenden Geheule des Sturmes und pocht im Gebraus der Wellen an seine Planken. Das Fahrzeug erzittert in allen Rippen wie ein gejagtes Wild, als spiee es nur zu gern seine menschliche Fracht aus, um damit die Wuth der Elemente zu befriedigen und sich selbst zu retten. Keiner der beiden Gatten sprach, aber ein langer zärtlicher Kuß verhieß gegenseitige Vergebung. Hand in Hand, die Finger in einander geflochten, knieten sie zum Gebet nieder.

Es hatte Tirlby in guten Tagen wohl nicht an Spottworten über Religion und sarkastischen Bemerkungen über die Gewissenhaftigkeit, mit welcher seine Frau ihren Satzungen nachlebte, gefehlt; jetzt fühlte er, daß sie Recht gehabt hatte. Wange an Wange, Lippe an Lippe mit ihr murmelte er heiße Gebete für sein Seelenheil und ihre Rettung.

Nur ein Mal während der Nacht kehrte ihm die Erinnerung an die äußere Welt zurück, und er seufzte:

„Mein Knabe, mein armer Knabe, Dein Vater wird Dich nimmer sehen.“

Minute verstrich auf Minute, jede langsamer wie die vorhergehende. Bei jedem Krachen der Planken, jedem Heben und Senken des Schiffes erwarteten sie den Boden unter den Füßen wegsinken und das Wasser in ihren lebendigen Sarg stürzen zu sehen.

Ein heftiger Stoß ließ jetzt das Schiff vom Spiegel bis zum Bug erheben; die Kajütenlampe fiel klirrend zu Boden, und Alles war Dunkelheit. Sie umarmten sich fester und glaubten ihre Zeit gekommen.

Die Nacht verstrich. Am Horizonte erhob sich ein graues Licht. Das Grau wurde weißer und glänzender! es war Morgen. Gatte und Gattin sahen sich in die geisterbleichen Gesichter. Es war mehr, wie sie gehofft hatten.

Das Tageslicht brachte ihnen eine unaussprechliche Beruhigung; sie sollten wenigstens nicht im Dunkeln sterben. Aber in diesem Sonnenaufgang sprach der Himmel. Er hatte sie nicht vergessen.

„Glaubst Du, daß noch Hoffnung ist?“ flüsterte die Gattin, die kaum dem Ton der eigenen Stimme zu lauschen wagte.

In diesem Augenblicke erhob sich auf dem Deck ein lautes verworrenes Geräusch vieler Stimmen; der Wind schien lebhafter, aber auch gleichmäßiger zu pfeifen, die Planken stärker zu krachen, und das Tauwerk klapperte lauter gegen die Masten.

Der Steward, wie ein Neptun vom Wasser triefend, das Gesicht mit Blut übergossen, sah durch die geöffnete Kajütenthür hinein.

„Gott im Himmel sei gelobt,“ rief er, „wir sind gerettet, — gerettet! Wo ist meine Frau? Jane, liebe Jane, öffne die Thür und komm hervor! Gerettet, sag' ich Dir, gerettet!“

Die Stewardeß trat schnell ein, und beide Ehepaare begaben sich auf's Deck.

„Gott im Himmel sei gelobt,“ sagte der weißhaarige Kapitän, „wir haben es durch-

Digitized by Google

gehalten! Wer hätte das vor sechs Stunden zu hoffen gewagt?"

„Marie!"

„Schweig, o schweig! Der Himmel hat uns schwer, aber gerecht für unsere Anmaßungen, unseren Uebermuth gestraft."

Gleich darauf kam dem Schiff ein Schleppdampfer zu Hilfe und brachte es wohlbehalten in den Hafen von Kingstown, wo unsere Reisenden alsbald von einer freundlich lächelnden Dame, einem schnurrbärtigen Herrn und einem hübschen blondhaarigen Knaben empfangen wurden.

„Franky, mein süßer Junge, das ist Dein Papa."

„Papa?" fragte der Knabe verwundert, „Papa aus Indien?"

„Ja, mein Kind. Herr Tirlby, Madame O'Grady!"

„Mama, warum ist Papa nicht schon früher zurückgekommen?"

„Stille, mein süßer Junge."

Herr und Madame Tirlby sind das Muster eines glücklichen Ehepaares, und außerordentlich generös, wo es gilt, auf Lebensböte oder irgend welchen Apparat zur Rettung Schiffbrüchiger zu subscribiren.

Ein Heirathsgesuch.

(Schluß.)

Ich will meine Leser nicht mit Schilderung Alles dessen ermüden, was wir an jenem Abend beim Thee schwatzten; es genüge zu sagen, daß ich mich köstlich amüsirte und eine sehr angenehme, gemüthliche und gebildete Familie kennen lernte, sowie, daß ich zu meiner Ueberraschung fand, ich lerne unter diesen einfachen Menschen all meine Schüchternheit und Befangenheit ganz zu vergessen und mich so leicht und ungezwungen zu geben, wie sie selber.

Niemand fragte mich, ob ich verheirathet oder ledig sei, denn in einem Hause mit fünf unvermählten Töchtern wäre eine derartige Frage anzüglich gewesen. Ich selber aber gestand in der Zwanglosigkeit der gemüthlichen Unterhaltung einmal aus freien Stücken die Thatsache meines Junggesellenstandes ein und hatte kaum dieses Bekenntniß abgelegt, als die Mädchen einander einen bedeutsamen, schalkhaften, verstohlenen Blick zuwarfen, der mir nicht entging. Ich vermag nicht zu beschreiben, wie seltsam mir in diesem Augenblick zu Muthe ward.

Meine Empfindungen theilten sich zwischen Vergnügen und Verlegenheit, da mir plötzlich ein Argwohn durch den Kopf fuhr und, wie ich deutlich fühlte, mir das Blut in die Wangen treiben half. Gleich darauf richtete die älteste Tochter, jedoch mit einer erkünstelten Gleichgiltigkeit, die ihr nicht ganz gelang, die Frage an mich: in welchem Gasthofe ich abgestiegen sei?

„Im Straußen," entgegnete ich mit einiger Verlegenheit.

Sämmtliche fünf Mädchen konnten nur mühsam ein Lachen unterdrücken und bissen sich auf die Lippen, — mein Argwohn war nun zur Gewißheit geworden.

Es ward nun noch musizirt, und als ich es für schicklich fand, mich zu entfernen und mich verabschiedete, so raffte ich all meinen Muth zusammen und flüsterte der ältesten Tochter heimlich zu:

„Soll P. P. den heutigen Abend für die versprochene Zusammenkunft ansehen?"

Ein Erröthen gestand ihre Schuld, oder besser gesagt, Unschuld ein und zeigte mir, daß mein auf's Gerathewohl abgeschossener Pfeil das richtige Ziel getroffen hatte; daher drückte ich ihr vorerst nur mit Wärme die Hand und trieb die Sache nicht weiter.

Am andern Tage blieb ich bis um ein Uhr auf meinem Zimmer im Gasthofe, allein Niemand kam.

Ich aß daher mit gutem Appetit zu Mittag, machte nach Tische wieder etwas Toilette unter dem Gedanken: wenn der Berg nicht zu Mohamet kommt, so muß eben Mohamet zu dem Berge gehen, und damit wanderte ich zu meinem wackern alten Gastfreunde hinüber.

Die jungen Damen waren alle zu Hause; die älteste saß mit einer Stickerei in einer Fensternische; ich hatte daher Gelegenheit, während ich mich über die Stickrahme beugte, um die Arbeit zu betrachten, ihr zuzuflüstern: „S. S. ist nicht pünktlich."

Sie erglühte so tief bis zum Nacken, daß der ärgste Skeptiker nicht mehr länger hätte

Digitized by Google

im Zweifel sein können. Ich sagte nichts weiter zu ihr, aber auf dem Spaziergang, den ich mit der ganzen Familie machte, unterhielt ich mich vorzugsweise mit Malwinen und unterhielt mich gut, denn sie war klug und geistreich und doch lebhaft und gemüthlich dabei, und hatte trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre sich doch noch ihre volle Herzensfrische bewahrt. Ich fand, daß sie nach Charakter, wie nach Alter für mich paßte, und obschon sie vielleicht gerade nur im Bewußtsein ihrer Schuld gegen mich so freundlich und zuthunlich war, als ob sie mir ein begangenes Unrecht abbitten und thatsächlich sühnen wollte, so wollte es mich doch bedünken, daß wir uns in vielen Stücken trefflich verstanden und in unseren Lebens-Anschauungen und Geschmacks-Richtungen übereinstimmten.

Als sie mir daher am Abend in ihres Vaters Garten gestand, daß sie und ihre Schwestern im Complott beschlossen hätten, mich für Narren zu halten und muthwillig hierher zu locken, natürlich mit dem Vorbehalt, das verheißene Stelldichein mir nicht zu gewähren, da sagte ich zu ihr:

„Nundenn, meine liebe Malwine, da Sie ja geständigermaßen die Absicht hatten, mich zu umstricken, und da Sie mich hierher gelockt haben, so müssen Sie jetzt auch einwilligen, mich glücklich zu machen!“

* * *

„Und was antwortete sie darauf, Papa?“ fragte mich meine jüngste Tochter, die mir in diesem Augenblicke beim Schreiben über meine Schulter in das Papier blickte.

„Jennu, lieb Gänschen, erräthst Du es denn nicht?“ gab ich ihr zur Antwort; „sie mußte mir geloben, Deine Mama zu werden, und sie hat dieses Versprechen gehalten.“

Denksprüche.

Arbeite, wenn dich's treibt, und gelt es nicht, so ruh!
Schmeckt auch die Ruhe nicht, Zerstreuung suche Du!
Unfähig, Aermster, bist du jeglicher Erfreuung,
Wenn weder Arbeit dir, noch Ruh' schmeckt, noch Zerstreuung.

Was Gutes zu denken wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut.
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Verschiedenes.

Es ist bekannt, daß das alte bedruckte Papier bis heute für die Wiederverwendung zur Erzeugung weißer Druck- und Schreibpapiere nicht benutzbar war, weil es mehrfacher in dieser Richtung unternommener Versuche ungeachtet bisher noch nicht gelungen war, die Druckerschwärze auf billige und vortheilhafte Weise zu entfernen. Man hat sich daher bis jetzt begnügt, das Maculaturpapier einzustampfen und zur Erzeugung von Pappdeckeln zu verwenden. Zwei englische Papierfabrikanten haben nunmehr ein ökonomisch vortheilhaftes Verfahren gefunden, die Druckerschwärze der Maculaturpapiere auf chemisch mechanischem Wege zu entfernen und zur Erzeugung eines sehr festen und ganz weißen Papiers wieder zu verwenden. In den Papierfabriken der Herren Firmin Didot frères, fils et Comp. zu Mesnil sur l'Estrée und Sauffage in den Departements de l'Eure und de l'Eure et Loire sind nunmehr Versuche nach dem neuen Verfahren im größten Maßstabe vorgenommen worden, und dieselben haben den gehegten Erwartungen so vollkommen entsprochen, daß sich der Fabrikation weißer Druck- und Schreibpapiere ein neues Rohmaterial erschließt, welches in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Hadernpreise so außerordentlich gestiegen sind, von um so wesentlichem Belange ist. Die Erfinder sind geneigt, das Verfahren auch nach andern Ländern zu übertragen.

(Sonderbare Maskenspende.) Korunk erzählt folgendes artige Histörchen, dessen Schauplatz einer der jüngsten Maskenbälle in Klausenburg gewesen sein soll. Daselbst erschien eine Dame — ob Frau oder Mädchen wird nicht näher angegeben — in der verführerischen Maskentracht einer Gärtnerin, als ihr Symbol einen mit Blumen gefüllten Korb tragend. — Die schöne Maske fand allgemeine Bewunderung, Jedermann wollte

Digitized by Google

eine Blume aus dem Korbe zum Andenken erhalten, doch Keinem wurde sein Verlangen gewährt. Endlich gegen Mitternacht setzte sich auch ein Herr an die Seite der reizenden Maske und verlangte gleichfalls eine Blume. Dieser Glückliche wurde erhört, die maskirte Gärtnerin war bereit seinem Wunsche zu willfahren, jedoch unter der gleichzeitigen Bedingung, daß er — der einzige Glückliche — eine kurze Zeit die Obhut über den Blumenkorb übernahm, bis sie, die Maske, wiederkomme; sie wollte sich nur einen Augenblick entfernen. Selbstverständlich ging der Glückliche diese Bedingung bereitwilligst ein. Die schöne Gärtnerin ging — kehrte jedoch niemals wieder. Unser Glücklicher wird endlich des langen Wartens müde und er sucht sich das Mißbehagen seiner Langweile dadurch zu vermindern, daß er den Inhalt des ihm anvertrauten Blumenkorbes einer eingehenden Prüfung unterzieht. Doch wer malt sein Entsetzen, als er zwischen Blumen und Moos Etwas findet, das man gewöhnlich nur in Wiegen, aber nie in einem Blumenkorbe zu suchen pflegt. Ein neugeborner Weltbürger lachte ihm schlummernden Antlitzes entgegen. Und nun wollen Böswillige wissen, daß der kleine Blumengebettete dem glücklichen Herrn auffallend ähnlich sein soll, und darum war dieser Herr der — einzige Glückliche.

Ein Herr Sauvageon in Valencia hat die Erscheinungen, die in einer Tasse Kaffee vorkommen, nachdem man sie gezuckert hat, langjährigen Beobachtungen unterzogen, aus denen er folgende Schlüsse mit Sicherheit ziehen zu können glaubt: „Wenn man den Zucker, ohne die Flüssigkeit umzurühren, sich ruhig auflösen läßt, so steigen bekanntlich Luftblasen an die Oberfläche der Flüssigkeit. Bilden diese nun eine schaumige, im Mittelpunkt der Tasse verweilende Masse, so kann man bestimmt auf dauernd schönes Wetter rechnen; setzt sich im Gegentheil der Schaum ringförmig an den Rand des Gefäßes an, so stehen starke Regengüsse bevor; bleibt der Schaum zwischen Rand und Mitte, so wird das Wetter veränderlich; fließt er, ohne sich zu zertheilen, nach einem einzigen Punkte des Tassenrandes, so steht mäßiger Regen bevor. Ich habe diese Anzeichen regelmäßig mit denen des Barometers und Thermometers verglichen und sie erst, als ich der genauen Uebereinstimmung sicher war, der Oeffentlichkeit übergeben".

Kürzlich starb in Paris ein hochbejahrter Greis, ein Deutscher von Geburt, Namens Schult aus Greifswalde, von dem man in Wahrheit sagen konnte, daß er das Glück bei den Haaren ergriffen habe. Im Anfange dieses Jahrhunderts kam er als Haarkräusler nach der französischen Hauptstadt, wo er sich bald den Ruf eines wahren Künstlers erwarb. Ohne politische Meinung frisirte er nach einander die großen Damen des Consulats, des Kaiserreichs und der Restauration, und als er sich nach dem Sturze der Bourbonen zurückzog, geschah es nur, weil er sich für reich genug hielt. Vor einigen Wochen ist er über achtzig Jahre alt gestorben; er hinterläßt ein Vermögen von ungefähr 1 Mill., obschon er wie ein ganz Armer die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Sein einziges Vergnügen war, die werthvollen Gegenstände zu betrachten, die er von seinen vornehmen Kunden zum Geschenk erhalten hatte. In seiner schmutzigen Stube fand man an baarem Gelde 71,000 Frc., nicht zu sprechen von den Rententiteln und einem Documente, welches ihn als den Eigenthümer eines prächtigen Gutes bei Montes feststellt. Schult war nicht verheirathet; seine pommerschen Erben sind schon von ihrem Glückszuge in Kenntniß gesetzt.

Logogryph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, — hat jeder Körper.
1, 2, 3, 5, 5, 6, 7, — gebrauchen nicht allein die Parzen.
4, 5, 1, 7, 6, — nennt dir einen deutschen Fluß.
5, 3, 6, 7, — bezeichnet eine persönliche Würde.
1, 5, 3, 6, — ist ein Umstandswort des Grades.
4, 5, 6, — mit mir fragt man nach Personen.
7, 3, 5, — durch mich werden Zwei verbunden.
7, 6, — ich bin Stellvertreter eines Dritten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 52. Donnerstag, den 1. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

1.

Neapel.

In wenig Tagen sollte ich nach einem kurzen Aufenthalte das herrliche Neapel schon wieder verlassen! Wir — ich und mein deutscher Freund, der schon mehrere Jahre hier lebte — waren heute im Theater San Carlo gewesen. Man gab „Norma". Wie oft hatte ich die herrliche Oper gehört! Aber so ergriffen davon war ich noch nie wie heute. Eine junge, reizend schöne Sängerin sang die Titelrolle; nein, sie war Norma selbst — so tief konnte nur diesen Kampf zwischen Liebe und Entsagung wiedergeben, wer das Alles selbst erlebt und erlitten hatte.

Mein Freund deutete, als ich dies beim Herausgehen aus dem Theater gegen ihn äußerte, darauf hin, daß allerdings das Schicksal dieser Sängerin ein seltsames, eigenthümliches gewesen. Da kamen Bekannte dazwischen und er konnte mir nicht weiter erzählen. Wir hatten Mühe, nachdem wir ein Stück Weges mit ihnen gegangen, sie wieder los zu werden: wir wollten den heutigen Abend beide zusammen allein genießen. Unterdessen hatte unsere Unterhaltung eine andere Wendung genommen, und da wir den Abend außerhalb der Stadt zubringen wollten, so schlugen wir den Weg nach Portici zu ein. Norma war vergessen.

Ich wollte wieder nur ganz die herrliche Natur genießen und ahnte nicht, daß bald meine Seele durch einen anderen noch mächtigeren Eindruck, als den „Norma" auf mich gemacht hatte, wieder abgezogen werden sollte von dem reinen Genusse dieses Himmels, dieser balsamischen Lüfte, dieser reizenden Fluren, dieses Meeres — all dieser unendlichen Herrlichkeit, die uns an diesen Küsten in einen wahren Wonnerausch des Gefühls versetzte. — —

Der Abend war lieblich und rein, wie er nur unter Italiens Himmel sein kann. In der Ferne schlugen die Meereswellen ans felsige Ufer, doch war es so weit, daß ihr wildes Brausen in ein leises Murmeln verklang, wie das Gebet der gläubigen Menge, wenn segnend der Priester mit dem Allerheiligsten sich naht.

In leisem Flüstern mischten sich die schlanken Zweige der Cypresse mit denen der Myrthe — ein Bild des Lebens — und säuselten heimliche Laute, wie über dem Grabe zweier Liebenden. Wir sahen hinauf zum nächtlichen Himmel, und jeder Lufthauch, der uns umwehte, schien ein spielender Traumgott zu sein, der leise kosend im seligen Schlummer uns wiegen wolle.

Ueberrascht blieben wir plötzlich stehen. Töne wie aus einer anderen Welt klangen zu uns heran, bald sanft spielend wie heimliches Liebesgeflüster, bald wildbrausend wie Kriegsgetümmel, dann wieder leiser dahin sterbend in sanften Klagen, die tief bis in das innerste Heiligthum der Seele sich schlichen.

Alles ringsumher stille. Kein Lüftchen wagte diese Melodie zu stören, und wie ein leiser Seufzer der Sehnsucht verklang die ferne Brandung des Meeres. Die Natur schien bewältigt, wonneselig lauschte sie in voller Hingebung den Zaubertönen, die heranschwebten durch die stille, herrliche Nacht. Wie von unüberwindlicher Sehnsucht getrieben zogen still verstohlen die Sterne herauf am Himmel, und der Mond mit dem

Digitized by Google

feuchten Liebesblicke tauchte träumend empor aus der goldschimmernden Meerfluth.

Wir lauschten noch immer. — Staunend sah ich auf meinen Begleiter. — Es ist Antonio, der „Improvisatore", wie die Leute ihn nennen! sprach er und zu gleicher Zeit hatten wir die Ecke des Myrthenwäldchens umschritten. Dicht vor uns sahen wir ein wunderbares Schauspiel.

Ganz hingegeben lauschten rings am Boden gelagert Männer und Weiber und liebliche braunlockige Kinder: anmuthige Gestalten. Das Haupt leicht vorgebogen, Begeisterung in den feuersprühenden Blicken, sanfte Wehmuth um die ein wenig geöffneten Lippen — saßen sie da in malerischen Gruppen wie horchend den Verkündigungen eines himmlischen Wesens, jedem wechselnden Tone folgend mit dem Ausdruck ihrer Züge, die rein und duftig erschienen in der Verklärung des Mondlichts.

Seitwärts an einen alten Ulmenbaum, an dessen Stamm und halbvermorschten Aesten zutraulich die üppige Rebe mit purpurgeflammten Beeren sich emporrankte, gelehnt stand er, der so gewaltigen Zauber ausübte über Alle. Nachlässig ruhte die Guitarre in seinem linken Arme, während er mit der Rechten wie im Traume leicht und fast absichtslos über die folgsamen Saiten hinfuhr. Leise das lockige Haupt auf die Schulter geneigt, sahen seine Augen empor zum nächtlichen Himmel, und oft schwamm es schimmernd darin, wie eine gewaltsam zurückgepreßte Thräne. Die Nachtluft spielte mit seinen dunkelen Locken, die wirr um die Schläfe hingen. Scharf ausgeprägt waren die edlen regelmäßigen Züge von männlich gebietender Schönheit, und zuweilen flog ein zitterndes Roth über sein sonst marmorbleiches Gesicht. Ein gewaltiger Geist sprach aus diesen kühn geschnittenen Zügen, aus diesen großen, funkelnden Augen; aber das unbestimmte Hinundherirren der Blicke, das unheimliche Feuer, das plötzlich in ihnen aufloderte und eben so schnell düsterer Gleichgiltigkeit wich, zeigte deutlich, daß dieser hohe Geist gestört, dieser reiche Sinn verwirrt war.

Leise klagende Töne entquollen seiner Brust, und wie das Gelispel der Aeolsharfe schmiegten sich an sie die sanftwogenden Töne der Guitarre. — Da plötzlich unterbrachen diese lieblichen Harmonieen ein paar grelle Töne wie die einer zersprungenen Saite; ein jäher, schmerzlicher Schrei aus tiefster Brust — und der fantastische Zauberer war verschwunden in die düsteren Schatten des Myrthenhaines.

Noch blieb es still unter der horchenden Menge. — Allmälig hob sich der Bann, der die Lauscher umrungen hielt, so lange jene wunderbaren Töne erklangen. Die Gruppen lösten sich auf, und Alle verschwanden laut plaudernd oder singend nach verschiedenen Seiten. Psychische Eindrücke wirken zwar tiefer und ergreifender auf den Südländer, aber nur momentan; ist der Gegenstand, der solchen Eindruck machte, verschwunden, so ist es mit ihm auch der Eindruck selbst. Er ist wie sein Meer; kaum ist der Sturm vertobt, so schimmert es wieder spiegeleben im lichten Sonnenstrahl.

Im Weiterschreiten sahen wir hie und da ein zärtliches Paar flüsternd in den Vorschatten des Wäldchens wandeln, und ein melodisches Lied tönte fern herüber durch die Nacht, als wäre es das Echo jener wunderbaren Töne, das wie leise träumend noch im Walde verklang.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel und Spieler in Paris.

Gesetzlich sind die Hazardspiele in Paris und in ganz Frankreich verboten; aber es geht damit, wie mit so Manchem in der Welt, das gesetzlich verboten ist, und das man dennoch thut und auch ungestraft unternimmt, nämlich einfach durch Umgehung des Gesetzes.

Die öffentlichen Spielsäle des Palais Royal sind freilich längst unterdrückt, nur die prächtigen, spiegelgeschmückten, reichvergoldeten Räume sind geblieben; aber ehrbare, ungefährliche Restaurants haben sich dort niedergelassen; Tausende von Menschen ziehen dort allerdings, wie früher, so auch noch heutzutage, aus und ein, jedoch nur um sich satt zu essen, mithin ihren Magen zu füllen und nicht ihren Beutel zu leeren; denn bekanntlich dinirt man im Palais Royal für zwei Franken sehr gut.

Digitized by Google

Uebrigens irrt man sehr, wenn man glaubt, daß auch die Aufhebung der öffentlichen Spielbanken „eine Frucht der großen Revolution" sei; im Gegentheil, gerade während derselben und auch unter dem Consulate und dem ersten Kaiserreiche standen sie im herrlichsten Flor, — eine Redefigur, die wir recht wohl anwenden können, da es ja bekanntlich manches Unkraut gibt, das eine reiche Blüthenfülle entfaltet.

Erst unter Karl dem Zehnten, im Jahre 1827, erschien das königliche Decret, das sämmtliche öffentliche Spielbanken unterdrückte; jenes Decret war von Polignac unterzeichnet, wie er es auch gewesen, der dasselbe im Ministerrathe vorgeschlagen und durchgesetzt hatte. Mit den Spielbanken verschwanden auch zugleich im Palais Royal die zweideutigen Kaffeehäuser, und das Publikum wurde wieder ein anständiges, so daß ehrbare Frauen nicht mehr nöthig hatten, wenn sie der Weg durch jenen Stadttheil führte, enge und schmutzige Seitenstraßen einzuschlagen, nur um die Alleen des Gartens zu vermeiden, die Alleen selbst freilich weniger, als die in ihnen auf- und abwandelnde „Damenwelt"; denn wenn auch Alexander Dumas Sohn das Verdienst hat, den charakteristischen Ausdruck „demi-monde" erfunden zu haben, so gab er dadurch nur einer alten, längst bekannten Sache einen neuen Namen.

Kaum aber waren die öffentlichen Spielbanken aufgehoben, als überall heimliche entstanden und somit das Uebel verschlimmerten. Die öffentlichen hatten doch immer unter polizeilicher Controle gestanden, mußten auch um ein Uhr nach Mitternacht schließen, und die Karten wie die Roulettescheiben wurden ebenfalls controlirt. Die heimlichen waren weit schwerer zu überwachen, d. h. ausfindig zu machen, und mit Bestechung konnte man von den unteren Polizeibeamten viel erreichen. Bis auf den heutigen Tag existiren in Paris diese heimlichen Spielbanken, obwohl sich die Wachsamkeit der Behörden verdoppelt hat, und noch immer liest man von Zeit zu Zeit in den Blättern irgend eine abenteuerliche Geschichte der Art, „une descente nocturne de la police", wie man das in Paris nennt, und wovor Jeder gewaltigen Respect hat.

Oft ist es gar schwer, das eigentliche Delictum zu constatiren, und mehr als ein Mal ist schon bei einer solchen Gelegenheit die Polizei mit langer Nase abgezogen. Gewöhnlich ist die Geschichte folgende: Eine Dame miethet in einem vornehmen Quartier, z. B. in der Chaussée d'Antin oder sonst in der dortigen Gegend, ein Stockwerk und zieht ein mit reichem Mobiliar. In der Regel ist es eine „Wittwe", Madame de Saint-Ange, Madame de Saint-Alban, fast immer ist ein „Saint" im Namen, und von Adel sind sie Alle. Hundert Mal ist der Pariser auf diese Weise geprellt und angeführt worden; aber er läßt sich stets wieder von Neuem fangen. Und dann sind auch die Hauseigenthümer froh, wenn sie vermiethen können; denn über zehntausend Wohnungen, groß und klein stehen allzeit leer in Paris. Madame de Saint „und was man sonst noch will" hat ihre vierteljährige Miethe vorausbezahlt, sich auch im Uebrigen genügend „legitimirt", es ist mithin weiter nichts zu bemerken. Die Dame empfängt fast jeden Abend, wenn sie nicht selbst aus ist; doch das ist in Paris etwas ganz Gewöhnliches. Man merkt ferner wohl, daß die Dame trotz ihrem „heiligen" Namen der demi-monde angehört; aber auch das ist hier zu Lande an der Tagesordnung. Die Herren und Damen, die bei Madame de Saint ꝛc. aus- und eingehen, sind elegante und feine Leute. Im großen Salon wird Musik gemacht, hier und da auch wohl eine Partie Karten, Ecarté oder Whist, sonst nichts. Dennoch munkelt man bald allerlei in der Nachbarschaft; denn die Soireen dauern oft ungewöhnlich lange, manchmal bis zwei, drei Uhr in der Nacht. Dabei sind alle Thüren verschlossen, die Bedienten thun geheimnißvoll, ja man behauptet, daß sie die Gäste um Parole fragen und Denjenigen zurückweisen, der sie nicht geben kann. All diese Einzelnheiten kommen endlich der Polizei zu Ohren, und sie beschließt die Descente. Der Polizeicommissär des Quartiers, der vielgefürchtete, erscheint plötzlich, als gerade wieder oben große Soirée ist. Er findet übrigens alle Thüren offen, bedarf auch keiner Parole und gelangt ohne Weiteres in den Hauptsalon. Hier findet er allerdings die Gesellschaft um einen runden

Digitized by Google

Tisch versammelt; aber man spielt Kartenlotterie um einen oder zwei Sous die Nummer: ein Kinderspiel. In den Nebenzimmern sitzen ältere, „respectable" Herren beim Whist oder gar beim Schach, wird Musik gemacht. Also eine Familiensoiree der gemüthlichsten, unschuldigsten Art. Der Commissar spielt mit seiner dreifarbigen Schärpe eine unglückliche Rolle; die Dame vom Hause thut, als wisse sie von nichts, ist die Liebenswürdigkeit selbst und begleitet den Beamten, der sich natürlich verlegen zurückzieht und innerlich über den allzu großen Diensteifer seiner Untergebenen flucht, bis ins Vorzimmer und .... das Gewitter ist dies Mal glücklich vorübergegangen und hat nicht eingeschlagen; denn die gute Madame de Saint „und so weiter" wurde am Morgen durch einen ihrer Freunde auf der Präfectur von dem beabsichtigten Besuch in Kenntniß gesetzt und konnte somit ihre Vorbereitungen treffen. Eine solche „Wittwe" hat ihre „Freunde" überall, oft sogar im Bureau des Commissärs selbst. Immer glückt es aber nicht, trotz dieser Freundschaften, und manchmal schlägt das Gewitter wirklich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel wider das Gerinnen der Milch.) Im südlichen Rußland, wo während des Sommers die Temperatur durchschnittlich 45° C. erreicht, schützen die Landleute die Milch vor dem Sauerwerden und Gerinnen dadurch, daß sie unter dieselbe einige Tropfen Meerrettigsaft mischen.

Denksprüche.

Scheint, was ihr seid, bekennt das Herz im Angesicht:
Die albere kluge Welt wird dies Verstellung nennen;
Sprecht rund heraus, man glaubt euch nicht,
Geht nackt, und man wird euch nicht kennen.

Wer mit Besonnenheit vereint Begeisterung,
Kommt sicher schnell und weit, und hält daß Maß in Schwung,
Wenn so der Geist dich treibt, daß er dir niemals raube
Besinnung, aber nie Besinnen dir erlaube.

Verschiedenes.

(Schlaf und Traum.) Ein Londoner Arzt hielt kürzlich eine Vorlesung über diese interessanten, aber noch fast ganz unerklärten Vorgänge im menschlichen Körper und er gab vielfache Erläuterungen. Ein chinesischer Mörder, der den Tod durch Entziehung des Schlafes erleiden sollte, starb am neunten Tage. Das Schlafbedürfniß ist bei verschiedenen Personen verschieden, es beträgt aber im Durchschnitt acht Stunden täglich. Die den Schlaf besonders begünstigenden Umstände sind Stille, Wärme, Sättigung und vor allen Gemüths- und Gewissensruhe. Den Schlaf erklärte der Vorleser als zeitweiliges Aufheben des Bewußtseins und den Traum als theilweise Auflebung des Bewußtseins. Erstarrung durch Kälte oder in Krankheit ist nicht Schlaf. Der Schlaf habe, fuhr der Vorleser fort, Aehnlichkeit mit einem chemischen Prozesse, in welchem das Gehirn aus dem Blute das wieder erhalte, was es während des Wachens durch die Geistesthätigkeit verloren. Um den Zustand des Gehirns im Schlafe zu beobachten, chloroformirte er einen Hund, nahm ihm in der Betäubung ein Stück von der Hirnschale hinweg und ersetzte dasselbe durch ein Glas. Dabei fand er, daß während des Schlafes des Hundes die Blutgefäße vergleichsweise leer waren, die Arterien ihre hellrothe Farbe verloren und die blaue der Venen annahmen, das Gehirn etwas zusammensiel, so daß ein leerer Raum entstand, der sich mit Gehirnflüssigkeit füllte. Als der Hund erwachte, nahmen die Adern ihre frühere Thätigkeit wieder auf und das Gehirn füllte den ganzen Schädelraum aus.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 51:
Schwere, Scheere, Weser, Ehre, sehr, wer, Ehe, er.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 53. Samstag, den 3. Mai **1862.**

Der Gottes-Finger.

Bewundernd sieht mein Aug' erheben,
Vollenden sich des Domes Bau;*)
Sieht stolz und schlank die Zinne streben
Des Thurmes zu des Himmels Blau.
Schon sieht mein Geist im goldnen Strahl
Hoch prangen des Erlösers Mal.

Der Quadern Wucht an Wucht gefügt,
Als gelt' es für die Ewigkeit,
Strebt kühn der Bau zum hehren Licht,
Erhaben über Raum und Zeit.
Dem Meister, der das Werk vollbracht,
Sei dankend dies mein Lied gebracht!

Und gleitet so mein Blick nach oben,
Vom Sockel bis zum goldnen Knauf,**)
Dann fühlet sich mein Herz gehoben,
Schwingt betend sich zum Himmel auf.
Der Thurm mit des Erlösers Zeichen
Ist Gottes Finger zu vergleichen.

Wohl preise ich, was schön und groß
Die kunstgewandte Hand gemacht;
Was in der Dome mächt'gem Schoos
An Wunderwerken sie vollbracht;
Doch dienen sie als Geistes-Zwinger,
So folg' ich meinem Gottes-Finger.

Zum Wunderbau, dem großen, hehren,
Den Gottes mächt'ge Hand erschuf,
Hinauf zur Harmonie der Sphären,
Gelocket von des Schöpfers Ruf,
Wo hoch auf glanzumfloss'nen Gleisen
Der Sonnen Myriaden kreisen;

Zum Welten-Dom, zu Gottes Thron,
Dem Urquell alles Schönen, Guten,
Wo von Aeon bis zu Aeon
Des Segens Ströme rastlos fluthen;
Dorthin, zum Ursitz aller Freuden,
Seh' ich den Gottes-Finger deuten.

Bedränget Kummer mir das Herz,
Trübt Mißgunst mir des Lebens Bahn,
Dann schaut mein Auge himmelwärts
Zum Spender alles Trost's hinan;
Dahin mit Demuth und Vertrauen
Heißt mich der Gottes-Finger schauen.

Und nahet im Smaragd-Gewand
Der Frühlingsbote mild und hehr,
Streut Segensfülle durch das Land,
Auf Busch und Baum ein Blüthenmeer;
Beugt sich die Flur von goldner Last,
Von süßer Bürde Reb' und Ast;

Seh' Kunst und Wissenschaft ich blühen,
Geschlungen fest der Eintracht Band;
Und seh' der Jugend Sinn ich glühen
Für Tugend, Fürst und Vaterland:
Dann zeigt der Finger himmelwärts,
Und Dankes-Gluth erfüllt mein Herz.

Und wenn der Sturm die Eichen bricht,
Die Erde bebt vor seiner Wuth,
Der Felsenfinger wanket, nicht,
Vertrauend auf des Höhern Huth.
So, gleich dem Thurm in Sturm und Noth,
Vertrau' auch ich auf meinen Gott.

Dem Manne Heil, der nach dem Thurm,
Nach diesem Gottes-Finger schaut;

*) Die neue katholische Kirche in Neustadt soll, wie wir hören, am 25. August, dem Geburts- und Namenstage ihres Königlichen Gönners Ludwig, in Allerhöchstdessen Anwesenheit, feierlich eingeweiht werden. D. Red.

**) Nach einer äußerst gelungenen Zeichnung des Herrn Kreidner.

Digitized by Google

Der in des Lebens Drang und Sturm
Auf Gottes Huld und Liebe baut;
Der, sei's in Freuden, sei's in Leid,
Sich ihm mit ganzer Seele weiht!

Neustadt. Str.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Meine Neugierde ward rege, über den seltsamen Sänger Näheres zu erfahren. Daß er keiner jener wandernden Improvisatori war, die durch Gesang und Erzählungen auf dem Markte und anderen öffentlichen Plätzen das Volk ergötzen, war mir sogleich klar; diese edle Gestalt, dieses geistvolle Antlitz hatte nichts mit jenen untergeordneten Sängern gemein. Welches Schicksal mochte einen Menschen, der offenbar den höher gebildeten Ständen angehörte, in diese Sphäre versetzt haben? — Ich fragte meinen Begleiter darum. Er versprach, mir einmal gelegentlich seine Geschichte zu erzählen.

Die Luft war so mild, so lau, die Gegend lag im Mondschein vor uns wie ein liebliches Märchen. Ich wollte so gerne die Nacht im Freien zubringen; auch war ich zu aufgeregt, um schlafen zu können, und dann auch konnte ich den Gedanken nicht los werden an den „Improvisatore". Immer noch stand die edle klagende Gestalt vor meiner Seele. In kleiner Entfernung schimmerten die weißen Wände einer Locanda. Es waren ja so wenige Nächte noch, die ich unter Italiens Zauberhimmel zubringen durfte; da war es Sünde, eine zu verschlafen. Ich machte meinem Begleiter den Vorschlag. Bald waren wir bei der Locanda. Wir ließen uns Wein herausbringen ins Freie und setzten uns nieder auf die leichte Bank vor dem Hause. Wurden wir ja müde oder schläfrig, so gab der duftige Rasen ein herrliches Bette, der tiefblaue, sterndurchwirkte Himmel ein reiches und prächtiges Gezelt und das Gemurmel der Meereswogen klang in unsere Träume wie ein Märchen, das die Amme singt an der Wiege des Säuglings.

Der Kräuterstöpsel war aus der Flasche gezogen, der oben schwimmende Oeltropfen geschickt weggegossen und purpurn funkelte der herrliche Glutwein Italiens in den Gläsern. „Italien, das göttliche Italien, hoch!" tönte es aus unser Beider Munde, indem wir die Kelche aneinander stießen. Dieser Ausruf war gewissermaßen die Ouverture zu unserem Gespräch während der kommenden Nacht, denn Italien, nur Italien sollte uns Stoff geben zur Unterhaltung.

„So laß uns denn einander erzählen," sprach ich zu meinem Gefährten, „von diesem wunderbaren Lande, das unsere Fantasie, die im rauhen Norden ewig nur eine halbverkommene Knospe bleibt, mit einem Male zur vollsten, schimmerndsten Blüthe entfaltet! Freilich ist es mit ihr wie mit der Winde beim Nahen der Nachtkühle: bei der Heimkehr zum Norden wird sie scheu ihren Kelch wieder schließen. Aber so lange wir noch hier sind wenigstens, soll sie duften und mit ihrem berauschenden Arom uns beseligen diese Wunderblume, daß wir märchentrunken uns ganz versenken in diese Zauberwelt! Und darum, mein Lieber, beginne nur jetzt gleich die Geschichte dieses Antonio! Denn sah die ganze Erscheinung nicht aus wie ein Märchenbild oder wie eine jener unheimlichen Gestalten des herrlichen Salvator Rosa?"

„Der Himmel ist heiter, die Luft so rein und unsere Herzen so frisch und leicht, der Wein so süß und belebend, warum uns verstimmen durch eine so trübe und wehmüthige Empfindungen erregende Geschichte, wie die jenes Sängers? Laß uns Heiteres plaudern von meiner Kunst, der edlen Malerei, von unserer morgenden Fahrt auf dem Meere, kurz von Allem, nur nicht, was das Herz schwer macht," entgegnete mein Begleiter.

„Ei was! Paßt deine Geschichte denn nicht gerade zu dieser weichen Nacht mit ihrem Dämmerlicht, zu diesem Wein, der die innersten Fibern unseres Herzens bewegt, daß es wehmüthig erzittert und sich sehnt nach süßen Schmerzen? Ja, fange nur an, ich bin schon auf dem besten Wege, etwas melancholisch zu werden. — eine passende Stimmung zu recht günstiger Aufnahme deiner Geschichte. Und ich will sie noch erhöhen," fuhr ich fort, „indem ich dir dies volle Glas zutrinke und mich so setze, daß ich die fernen, gespenstisch ragenden Felsen am Meere im Gesicht habe und dort die zwei halbzerbrochenen Statuen, die im Mondenschimmer mahnen wie die

Digitized by Google

Geister einer schönen Vergangenheit — wie die Geister jener Götter, von denen man erzählt, daß sie trauernd des Nachts um ihre zerfallenen Tempel wandeln, jene Götter, die verbannt sind aus der Welt und verschmäht von den Menschen. Nur eine Göttin, wie die Sage geht, tritt, wenn der Frühling sich regt in den Fluren, wieder ein in die Welt mit ihrem Zauber. Ihr Tempel ersteht in wunderbarer Pracht und dahinein lockt sie die schönsten Jünglinge durch die Gewalt ihrer Liebe, daß sie nimmer wiederkehren; auf daß sie sich räche und die übrigen Götter, räche an dem kalten Menschengeschlechte, das ihre Macht leugnet und ein Märchen nennt die herrliche Götterwelt der Alten, Fabel jene Gestalten voll wunderbarer Schönheit und glühendem Leben."

„Halt!" rief hier mein Gefährte, „ehe ich zugebe, daß du noch weiter in deine gewöhnliche Schwärmerei verfällst, will ich lieber sogleich anfangen, die Geschichte dieses seltsamen Menschen Antonio, die du wissen willst, zu erzählen. Freilich bin ich kein Dichter wie du, und du mußt dich also begnügen, die Geschichte so einfach und schmucklos zu vernehmen, wie ich sie theils miterlebte, theils von Anderen erzählen hörte."

Er leerte noch einmal sein Glas und begann darauf also: „Wenn man hinabgeht am Golf, so liegen links zerstreut umher die Hütten der Schiffer. Du kennst sie und ließest dich schon öfter durch einen derselben hinausrudern in das vom Abendlicht schimmernde Meer, wo du, hingestreckt in deine Barke, horchtest auf den Ton der Abendglocken, wie sie weit hinausklangen in das Meer, bis sie allmälig leiser und leiser verhallten über dem Wasser; oder du lauschtest dem Wechselgesang der Fischer, der bald aus der Nähe, bald aus der Ferne durch die stille Nacht antwortend wiedertönte.

Dort also unter den niedrigen Wohnungen jener Fischer stand eine Hütte, so armselig wie die übrigen, von denen sie einzig durch Reinlichkeit und durch eine gewisse Zierlichkeit, die um sie her verbreitet war, sich unterschied. Die Netze lagen geordneter zum Trocknen in der Sonne, als die der übrigen Fischer, einige Blumentöpfe standen in den Fensternischen, ein wohlemporgezogener Weinstock umschlang die vordere Seite des Häuschens mit seinen Reben wie mit schützenden Armen; und wahrlich, die baufällige Lehmwand sah dadurch aus, als ob sie eine jener Eremitagen bildete, wie wir sie in großartigen Parkanlagen an einsamen, künstlich verwilderten Stellen manchmal finden, die nur den Schein der Armuth und der Baufälligkeit an sich tragen als schöne Illusion für die Besitzer, die aus der Pracht ihrer Schlösser sich dahin flüchten in dem Wahne, mit dem Scheine der Einfachheit und Beschränktheit auch die Ruhe und den inneren Frieden gewonnen zu haben, den ihre reichen Gemächer, ihre prächtige Umgebung nie aufkommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel und Spieler in Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist wieder große Soirée bei Madame de Saint „et caetera", man sitzt wieder um den großen Tisch und spielt; aber dies Mal keine Kartenlotterie, sondern Landsknecht, recht und schlecht, wie es uns aus dem dreißigjährigen Kriege überkommen ist, von wo ja der Name stammt. Man pointirt hoch und die Köpfe sind heiß und roth. Es gilt, einigen neuen Ankömmlingen, die sich bei der Wittwe haben einführen lassen, die Honneurs zu machen, d. h. sie zu rupfen, „plumer", „éplucher" und wie man es hier sonst noch nennt. Man hat allerlei Kunstausdrücke dafür; aber die Sache bleibt stets dieselbe: eine kleine Spitzbüberei, die Einem, wenn sie entdeckt wird, ganz leicht vier Jahre Gefängniß eintragen kann. Die zwei oder drei jungen Leute sind erst gestern oder vorgestern in Paris angekommen und im Hotel de Bade oder sonst in einem Hotel der Boulevards abgestiegen. Sie kennen Paris nicht, einer ist unerfahrener als der andere, sie sind sogar etwas linkisch und verlegen, was ihnen aber ganz gut steht; denn man sieht auf den ersten Blick, daß sie von gutem Hause sind, „des fils de famille", deutsche Edelleute, reiche Kaufmannssöhne aus Frankfurt oder Wien, oder auch Engländer oder Spanier, kurz vornehme Fremden. An der

Digitized by Google

table d'hôte lernen sie gleich am ersten Tag einen ältlichen Herrn kennen, der ihnen sehr gefällt: ein Weltmann von feinen Manieren und feiner Wäsche, im Knopfloch die rothe Rosette, oder gar eine bunte, was auf mehrere Orden schließen läßt, an der Hand einen Brillantring, der unter Brüdern seine tausend Thaler werth sein mag. Wohlgemerkt: „unter Brüdern", d. h. wenn ein Bruder dem andern aus brüderlicher Liebe so viel dafür geben will, unter Händlern ist er kaum zwanzig Franken werth, und auch nur wegen der Goldfassung, denn der „Brillant" selbst ist ein Glasfluß. Aber unsere jungen Leute merken nichts. Nach Tische schlägt ihnen der liebenswürdige Gesellschafter eine Spazierfahrt ins Bois de Boulogne vor, um den Kaffee im Pré-Catelan zu trinken, oder an der großen Cascade. Wie könnte man eine so höfliche Einladung ausschlagen, noch dazu, da der Herr Graf („Monsieur le comte" redete ihn wenigstens ein Livréebedienter auf der Treppe an) eine eigene Kalesche hat, in welcher gerade Platz für vier Personen ist. Die Spazierfahrt ist herrlich, durch die elyseeischen Felder, am Triumphbogen vorüber, in das prächtige Bois de Boulogne. Der „Graf" kennt ganz Paris und gibt über Alles die interessanteste Auskunft. Er spricht auch hier und da im Vorbeigehen von den Gefahren des Pariser Lebens, von schlimmen Bekanntschaften und von der nöthigen Umsicht in der Wahl seiner Freunde. Dabei läßt er auch die jungen Herren erzählen, die in der Diplomatie nicht besser zu Hause sind als in der Edelsteinkenntniß. In weniger als einer Stunde weiß unser Patron, mit wem er zu thun hat.

Man fährt ins Hotel zurück. Es ist leider zu spät, um ins Theater, aber noch viel zu früh, um zu Bette zu gehen. In Paris, wo man noch um Mitternacht Besuche machen kann! Der Graf muß noch in eine Soirée; aber er bietet seinen neuen Freunden an, sie mitzunehmen, was die Pariser Sitten recht wohl gestatten. So erscheinen unsere jungen Herren bei Madame de Saint „und so weiter", wo sie vortrefflich aufgenommen werden und die angenehmsten Bekanntschaften machen. Auch „feine Damen" lernen sie dort kennen, die sehr liebenswürdig und „zuvorkommend" sind, etwas frei vielleicht in ihren Manieren und Toiletten, doch das bringen ja einmal die Pariser Sitten mit sich.

„Quand le diable s'en mêle" sagt man, wenn der Teufel sein Spiel hat, d. h. die Karten gibt.

Am ersten Abend wird übrigens nicht gespielt, man pointirt wohl ein wenig „en passant" an einem Nebentische, unsere Gäste wagen ein paar Louisd'or und gewinnen auch, das heißt, man läßt sie gewinnen, aber der „Graf" klopft ihnen auf die Schulter und fragt sie mit einem feinen Lächeln, ob sie seine Warnung bereits vergessen haben.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Ein niedrer Sinn ist stolz im Glück, im Leid bescheiden.
Bescheiden ist im Glück ein edler, stolz im Leiden.

Wer immer noch verzeucht, eh' er die Tugend liebt,
Bestraft sich selbst durch den Verzug.
Denn Besserung, die stets der Lasterfreund verschiebt,
Ist, wenn er sie nicht mehr verschiebt, Betrug.
Sein Auge, das nicht früh genug geflossen,
Wenn es am Saum des Grabes fließt,
Beweint oft nicht die Lust, die er genossen,
Nein, nur die Lust, die er nicht mehr genießt.

Zweisilbige Charade.

Hans-Phil'pp, guck in Spiegel n'ein,
Wird das Ganze drinnen sein,
So guckt es zu dir heraus
Und sieht wie ein Schafskopf aus,
's Erste ist sonst nichts als dumm.
Mancher gäbe viel darum,
Wär' er nur des Ersten los,
Wenn sichs in das Zweite schloß.
Dieses gäbst du nicht für Geld,
Ja nicht für die ganze Welt.
Denn gingst du den Handel ein,
Würdest du dann nicht mehr sein.
Selbst, wenn es das Ganze wär',
Gäb'st du's nicht um Alles her.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 54. Dienstag, den 6. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Was bei den übrigen umliegenden Hütten offen als Armseligkeit mit all ihrem traurigen Gefolge sich zeigte, war hier verwandelt in ein romantisches Idyll, und ein vom Leben abgeriebenes und müdes Herz konnte diese Hütte mit Sehnsucht betrachten als ein Asyl vor den Stürmen der Welt. Vor sich das ewige Meer, in dessen duftigen Fernen der Blick träumend sich verlor, dessen Inseln wie lachende Gärten emportauchten und die Sage von den Gärten der Hesperiden wahr zu machen scheinen. Heiliger Friede, süße Träume scheinen herzuschweben auf den Lüften, die, gekühlt von den Fluthen, wenn der Abend dämmerte, leise kosend den Schauenden umspielen. Glatt und eben liegt vor ihm die spiegelnde Fläche. Und wenn es manchmal tobt und schäumende Wellen aufwirft, denen zu ihrem wildphantastischen Tanze der Sturm, der Spielmann des Meeres, seine brausenden Melodieen aufspielt, wie muß es in der Brust dessen, dem das Weltleben mit seinen Stürmen verleidet, da so seltsam sich regen! Träume von vergangenen Zeiten werden in ihm wach, und die brausenden Wogen und das schrille Pfeifen des Sturmes rufen ihm zurück die Tage der Jugend und Kraft, wo Leidenschaften ihn umhertrieben, wo die Stürme des Lebens ihn umtobten — wo alle Schicksale und Erlebnisse noch reizten, die ein Herz, das in jugendlicher Lust sich der bewegten Welt in die Arme stürzt, erfassen und erschüttern; wo selbst Schmerzen noch ihre Wonnen haben, wo Alles im Lichte der aufgehenden Sonne der Jugend verklärt und vergoldet ist. Von diesen Zeiten wird er träumen, aber verblassen werden allmälig alle diese Bilder: Schicksal, Erlebnisse, Wonnen und Schmerzen sind noch da, die Scenerie ist noch dieselbe, aber nicht mehr beschienen von den Strahlen der Morgensonne, nicht mehr schimmernd von Tropfen erquickenden Thaues, sondern ermattet und trocken, lechzend in der Gluth des versengenden Mittags.

Warum sieht er nun Alles anders, warum flieht er jetzt die Stürme, warum bebt sein Herz jetzt vor neuen Erlebnissen; warum kann er im Genuß nicht mehr die Wonnen, warum in den Schmerzen nicht mehr eine Art Befriedigung melancholischen Sehnens finden? Warum sehnt er sich jetzt nach Ruhe, nach einem stillen, heimischen Glück, das er sonst so stolz verschmähte, als er noch kühn hinausstürmte ins Leben, als ihm nichts zu hoch und zu herrlich war, das er nicht zu erstreben gewagt hätte? Sind es die einzelnen grauen Haare, die durch seine Locken schimmern, welche sein Streben, sein Hoffen so verändert haben?

O talk not to me of a name great in story;
The days of our youth are the days of our glory.

So wird er träumen, wenn das Meer vor ihm tobt und die Wogen sich bäumen und er zuschaut von der stillen Hütte am Ufer aus.

Aber halt! Hast du mich doch durch deine Göttersträume hineingelockt in ähnlich melancholische Träumereien, oder ist es der Wein, der über den verschütteten Städten glänzender Zeiten reift und in seinen Säften mitheraufzieht aus der Tiefe die Träume einer untergegangenen Welt?

Digitized by Google

Ich will fortfahren in meiner Geschichte. Wohl mochte mancher der Lebensstürme Müde nach der Ruhe und reizenden Stille der alten Fischerhütte Felippo's sich sehnen, wenn er die Margellina entlang ging. Und doch waren es meist Jünglinge und oft in reicher Tracht, oder fremde Maler, welche zu Felippo kamen, um des Abends sich hinausfahren zu lassen ins weite Meer oder hinüber nach Capri, Ischia oder Procida. Waren es die lachenden Reben, die üppig an der Mauer der Hütte sich emporrankten und sie fast in eine Laube verwandelten; waren es die glühenden Rosen, die am Fenster im Winde sich wiegten und durch ihren Duft lockten? Oder war Felippo erfahrener in der Führung des Ruders als die übrigen Schiffer der angrenzenden Hütten, oder wußte er unterhaltendere Geschichten zu erzählen als seine Genossen?

Nicht die rankenden Weinreben, nicht die duftigen Rosen am Fenster, nicht die rudergewandte Hand des alten Felippo machten den Jünglingen seine Barke wünschenswerther als die der Anderen. Gianetta war es, des Schiffers einziges Kind, die solchen Zauber übte auf Alle.

O, sie war schön, diese Gianetta! Augen, schimmernd wie das Meer dort, wenn es den Himmel widerstrahlt, so tief, daß man träumen könnte wie von jenem, es sei eine Welt, eine herrliche Zauberwelt unter seiner Fluth, die das Meer seine Lieblinge erschauen läßt in geweihter Stunde. Zarte Wangen, lieblich geröthet vom duftigen Hauch erster Jugend, Lippen, die mit den Korallen der Tiefe wetteiferten. In nußbraunen Locken schwang sich das Haar um die schöne, reine Stirne, und die ganze Grazie ihrer Gestalt mahnte an die meerentstiegene Göttin.

So schön, so reizend diese fast noch kindliche Gestalt war, so bezaubernd ihr Auge, so lieblich und süß ihre Lippen, so waren doch die Töne, die diesen süßen, liebreichen Lippen entquollen, fast noch bezaubernder, Herz und Sinn fesselnder, als das wunderbare Wesen in seiner äußeren Erscheinung. Wenn sie des Abends vor der Thüre der Hütte auf der Bank saß und ihre ergreifenden Lieder sang in einer Sprache, die an sich schon wie Musik klingt, da war es, als ob die Zweige der Olivenbäume umher lauschten, kein Blättchen regte sich, das Meer schmiegte sich wie kosend und schmeichelnd ans Ufer, eingewiegt in kindliche Ruhe, und nur manchmal die Luft flüsterte leise, als kose sie mit diesen Tönen, sich vermählend mit ihnen in süßem Liebesrausche; Gianetta aber erschien ein neuer Amphion, Orpheus oder Arion. Und wenn sie des Abends hinausruderte die Barke ins Meer, wenn sie die Fremden oder jungen Neapolitaner nach Capri fuhr oder Ischia, und wenn dann das Meer recht still war, und die Luft in duftigem Schimmer schwamm, da legte Gianetta die Ruder nieder und sang in wunderbaren Tönen, die jedes Ohr befingen und sich einschlichen ins Herz, daß es wonnig erbebte in ahnungsvollem Schauer unendlicher Lust.

Da war es still ringsum in den Barken, kein Schiffer wagte sie zu begleiten oder eine Gegenstrophe zu singen, so mächtig manchem Barkenführer auch das Herz bebte bei ihren Tönen und süße Sehnsucht im Innern sich regte, wenigstens seine Stimme zu vereinigen mit der ihrigen, daß die Töne, wenn sie in der Luft an einander wogten, sich küßten, da ja seine Lippen doch nie die süßen ihrigen berühren durften! Instinktmäßig ahnte jeder Schiffer, diese Blume, obwohl sie mit ihnen im selben Boden erwachsen, in denselben Sonnenstrahlen ihre Blüthen entfaltet habe, sei nicht für ihn. Obwohl nur ein Schiffermädchen, des armen Felippo Tochter, sei sie doch ein höheres Wesen ihnen gegenüber, das sie anstaunen und anbeten könnten wie die Madonna, aber nie besitzen. — So wunderbaren Zauber üben besondere Gaben, welche die Natur einem Geschöpfe verlieh, auf die Anderen aus, daß sie unwillkürlich ein höheres Wesen in einem so vornehmlich begabten Menschenkinde ahnen. Jener Adelsbrief, den die Natur ihren Lieblingen mitgibt, wird allerwärts respectirt und hat überall seine Giltigkeit, wo Menschen wohnen. Diesem Zauber der Schönheit beugt sich unbewußt wie der Gewalt des Geistes auch der Roheste, er ahnt hier eine Macht, ein Wunder, das seine Fassungskraft übersteigt, den Schwung seiner Gedanken, Gefühle und Ideen weit, weit unter sich läßt. Denn die Schönheit ist auch ein Genie wie jedes andere Genie,

Digitized by Google

aber die Schönheit ist vor Allem das Genie des Weibes. Und das ist ein Genie, vor dem Alle sich beugen: um dieses Genie zu erfassen, zu begreifen, gehört nur ein Auge, denn jedes Menschenauge hat in sich die Fähigkeit, von der Schönheit entzückt, bezaubert zu werden. Nicht jedes Ohr ist fähig, die Wunder der Musik zu erfassen, und die zauberischsten Töne rauschen an manchem oft eindruckslos vorüber wie die gewöhnlichsten Melodien; nicht eines Jeden Geist ist fähig, die Wunder der Poesie zu verstehen, zu würdigen, und das Tiefste macht oft die gleiche Wirkung wie leeres Wortgeklingel — aber die Schönheit, sie ist das höchste, das größte, das umfassendste Genie, weil sie von Allen begriffen wird, auf Alle mit ihrer zauberisch göttlichen Macht wirkt. Von diesem Genie der Schönheit begeistert, schufen die alten Meister ihre Venus.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel und Spieler in Paris.

(Schluß.)

So ist denn die Bekanntschaft gemacht und nach einigen Tagen geht man wieder zu der „heiligen" Dame. Es wird wieder etwas gespielt, auch anhaltender und höher als das erste Mal, und unsere jungen Fremde gewinnen wieder, jeder ein paar hundert Franken, eine Kleinigkeit für vornehme Leute, wie alle jene Herren und Damen, die sich bei der Wittwe einfinden, zu sein scheinen; aber es ist doch merkwürdig: sie gewinnen beständig. Wieder nach ein paar Tagen neues Spiel, dies Mal aber am großen runden Tische und ernsthaft, mit Banknoten und Gold. Jetzt verlieren aber unsere Fremde und das nicht wenig; fünf, sechshundert Franken in einer halben Stunde und merkwürdig: sie verlieren beständig. Der „Graf" ist heute zufällig nicht gegenwärtig, sollte er Lunte gerochen haben? Man spielt weiter und weiter, und die Köpfe werden heiß und roth.

Die Thüre des Salons öffnet sich plötzlich unversehens und — „herein, mit gewaltigem Schritt," der Polizeicommissär tritt (vier Versfüße zuviel; aber er tritt nur um so fester auf); drei Agenten folgen ihm, er legt die Hand auf den grünen Tisch: „au nom de la loi", ein Schrei, ein Auffahren, ein wildes Durcheinanderrennen, die Eingänge sind besetzt, die Frau vom Hause ist einer Ohnmacht nahe oder fingirt eine; aber es hilft nichts. Die Agenten confisciren Alles, was sie vorfinden: Karten, Würfel und vorzüglich alles Geld, was auf dem Tische liegt, und wären es hunderttausend Franken, der Commissär schreibt unterdessen die Namen und Adressen der sämmtlichen Anwesenden auf und bittet sie, sich morgen um zwölf Uhr auf seinem Bureau einzufinden, also sehr rücksichtsvoll und höflich: in den Winkeltripots werden die Spieler sofort verhaftet; aber das sind auch keine feinen Leute.

Und unsere jungen Freunde? — Sie wissen gar nicht, wie ihnen zu Muthe ist, und was sie von diesem „nächtlichen Ueberfall" denken sollen. Dem blonden Oskar (denn die Geschichte ist wirklich im vorigen Jahre passirt und der Chronikschreiber hat sogar die Herren auf die Präfectur begleitet, um als Dolmetscher zu dienen und den ganzen sauberen, d. h. unsauberen Sachverhalt der Wahrheit gemäß zu erzählen) liefen sogar ein paar heimliche Thränen über die Wangen, die nicht in seinen Bart fielen, denn er hatte keinen, aber die ihm denn doch auf der Seele brannten, weil er sich schämte.

Am andern Morgen liest man in den Zeitungen unter den „faits divers": „La police a enfin mis la main sur un établissement de jeu clandestin, chez Madame de Saint . . . ; la maîtresse de la maison a été arrêtée, tout l'argent confisqué ainsi que le riche mobilier. Beaucoup de fils de famille et d'étrangers s'y trouvaient réunis, attirés par des femmes entretenues" ꝛc.

Wie gesagt: wenn der Teufel sein Spiel hat.

Die Gesetze sind sehr strenge, was man schon aus der Confiscation der vorgefundenen Gelder und des gesammten Mobiliars ersieht. Das ist das Beste an der Sache; denn die Hälfte des Fanges kommt den Hospitälern zu Gute, die kleinere Hälfte allerdings, weil „unterwegs" (der Weg von der Präfectur nach der Centraladministration der Kranken-

Digitized by Google

häuser ist so lang) gar viel abfällt und hängen bleibt; aber es ist doch immer Etwas, und wir bedauern Madame de Saint „so und so“ gar nicht, wenn sie ihre schöne Wohnung arm wie Hiob verlassen muß und aus dem Schiffbruche nichts rettet, als einige Bijous und was sie sonst „auf die Seite gebracht hat“. Sie selbst ist froh, mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein, da man sie leicht auf ein paar Jahre hätte einstecken können.

„Wenn wir nur Ihren „Grafen“ erwischen könnten,“ sagte der Polizeicommissär, „wir sind ihm schon lange auf der Spur; er ist uns aber bis jetzt entschlüpft. Diese Gauner sind geschmeidig wie die Aale.“

So weit unsere Schilderung der Pariser Spiel- und Spielerwelt aus der demi-monde; in der wirklichen grand-monde wird aber auch stark gespielt, namentlich in den Clubs und Casinos, wo in den letzten Jahren die Hazardspiele auf eine schreckliche Höhe getrieben worden sind.

Verschiedenes.

In einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft der wissenschaftlichen Presse (Cercle de la presse scientifique) zu Paris haben die Doctoren Bertillon und Kaff sehr interessante Details über das Gehirn einiger berühmten Personen mitgetheilt, und hiebei auf die gegenseitigen Beziehungen dessen Umfangs und der geistigen Fähigkeiten des Menschen hingewiesen. Das Gehirn Cuviers wog 1,860 Gramm, das Byrons 2,238 und das Cromwells 2,231 Gramm. Diese Ziffern, deren Richtigkeit unbestreitbar ist, sind um so erstaunlicher, wenn wir dieselben mit dem Durchschnittsgewichte des Gehirnes eines gewöhnlichen Menschen vergleichen, welches 1,350 bis 1,450 Gramm wiegt. Uebrigens wechselt das Gewicht des Gehirns je nach den verschiedenen Racen und steigt nach dem Grade ihrer geistigen Entwickelung. Das Gehirn der australischen Race geht nicht über 1,210 Gramm, während es bei den egyptischen Fellahs bereits 1,300 Gramm beträgt; das Hirn eines Irländers wiegt durchschnittlich 1,400, das eines Menschen teutonischen Stammes 1,500 Gramm. Das Minimum des Gewichtes eines mit Vernunft ausgestatteten Hirnes beträgt 400 Gramm; unter dieser Ziffer beginnt der Idiotismus (Blödsinn). Aus diesen Beobachtungen läßt sich der Schluß ziehen, daß der Umfang des Gehirnes den Fähigkeiten des Menschen und der möglichen Entwicklung derselben mit ziemlicher Genauigkeit entspricht. Ebenso hat auch der Umfang des Gehirnes einen großen Einfluß auf die Dichtigkeit der Hirnschale, wenngleich die Schädellehre mit ihren absoluten Schlüssen häufig auf die eigenthümlichsten Irrthümer geräth. Nach Dr. Kaffs Untersuchungen ist das Gehirn eines Kindes, welches noch nichts gelernt hat, an Umfang dem Gehirne eines Idioten gleich; die Hirnschale eines Arbeiters, dessen Beschäftigung nicht zum Nachdenken veranlaßt, ist dick und grob; die Hirnschale eines Denkers oder Gelehrten dagegen ist äußerst fein und sogar durchsichtig. Die Hirnschale Cuviers war nicht dicker als Papier. Diese Feinheit und Zerbrechlichkeit der Hirnschale kommt vorzugsweise bei Musikern und Sängern vor, deren Organismus sehr verfeinert ist. Dr. Kaff führte die verschiedensten Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung an. Er war mit einem italienischen Arzte bekannt, welcher nebenbei ein ausgezeichneter Musiker und Sänger war. Dieser Arzt hatte einst das Unglück aus dem Wagen zu stürzen und auf den Kopf zu fallen, was seinen plötzlichen Tod herbeiführte. Kaff fand bei der Section, daß seine Hirnschale wie Glas zersplittert und ebenso durchsichtig wie letzteres war. Diese Thatsache veranlaßte Dr. Kaff, seine Aufmerksamkeit der Hirnschale der Singvögel zuzuwenden, und hier fand er die von ihm gemachte Wahrnehmung vollkommen bestätigt. Verletzungen der Hirnschale kommen auch anderen Erfahrungen gemäß bei Künstlern häufiger vor als bei anderen Menschen, und ist deren Heilung immer schwieriger.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 53:

Dummkopf.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 55. Donnerstag, den 8. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Keiner der Schiffer also wagte, wie ich andeutete, Gianetta bei ihrem Gesange zu begleiten. Und doch wurde ihr Gesang seit Kurzem von einer anderen Stimme begleitet. Unter den vornehmen Jünglingen Neapels, die ans Ufer zu des alten Felippo Hütte kamen, sich nach Capri oder Ischia fahren zu lassen, war auch Antonio, der Sohn des reichen Marchese di C . . . . . Fast jeden Abend erschien er seit einiger Zeit an der Hütte und ließ sich hinausrudern an das Meer. Und einem jungen Schiffer in einer Felippo's Wohnung zunächst liegenden Hütte wollte es scheinen, als ob Gianetta's Augen noch glühender strahlten, als ob ihre Wangen ein noch wärmeres Roth überflöge, wenn der junge Nobile die Morgellina herabkam und Felippo's Barke sich näherte. Dieser junge Schiffer, Massello, hatte mit Gianetta als Kind gespielt, hatte sie die Barke führen gelehrt. Wie ein Bruder war er in Allem helfend, beistehend dem Mädchen zur Seite. Er war der einzige unter den jungen Schiffern, welchem die stolze Gianetta — denn stolz war sie, obwohl nur des armen Felippo Tochter — freundlich, ja liebevoll entgegenkam. Was Wunder, daß des armen Jungen Herz in wahnsinniger Liebe zu dem reizenden Wesen erglühte, freilich in einer Liebe, die sich mehr in den Grenzen der Anbetung, der demüthigen Verehrung hielt! Das Auge der Liebe aber sieht scharf. So hatte nur er es bemerkt, wie stets bei des jungen Nobile, Antonio, Nahen Gianetta's Wangen in höherem Roth sich färbten.

Und so war es auch. Gleichgiltig, wenn auch geschmeichelt durch solche Verehrung hatte Gianetta die Huldigungen der anderen vornehmen Jünglinge Neapels hingenommen. Sie hatte dieselben, da der alte Felippo fast immer mit Fischfang beschäftigt war, oft hinausgerudert ins Meer und auf ihren Wunsch Lieder gesungen. Aber sie sang, weil ihr der Gesang Bedürfniß war, weil ihre Seele sich gerne wiegen mochte in diesen Tönen. So sang sie, wie jene meinten, ihnen zu Gefallen, während sie dabei einzig ihrem eigenen inneren Drange nachkam. Sang sie doch beim Ausbreiten oder Ausbessern ihrer Netze vor der Hütte, wenn alle Nachbarn ringsum in ihren Barken draus auf dem Meere waren und Niemand ihr zuhörte, mit derselben Begeisterung, gerade als ob das Lied die einzige Sprache gewesen wäre, in der sie alle jene Gefühle, welche ahnungsvoll den Busen des eben zur Jungfrau sich entwickelnden Mädchens durchwogten, ausdrücken, und so ihr Inneres beruhigen könnte. Wie leicht, wie wohl war es ihr, wenn die Töne ihren Lippen entquellend dahin wogten, als schwebe ihre Seele mit denselben auf den Wellen der Luft, als wäre ihr ganzes Wesen Schall und Klang, als wäre nun Alles, was als unendliche Sehnsucht in ihr lag, ihr klar geworden. — Und doch war dem nicht so! Es sollte eine Zeit kommen, wo sie Alles dessen weit klarer noch wurde, wo sie einsehen sollte, daß das Leben in ihrer engen Hütte ihr nicht mehr genüge, daß noch andere Wünsche und Hoffnungen in ihr lagen, die erfüllt werden mußten, wenn sie wahrhaft glücklich sein sollte. Diese Zeit war gekommen, seitdem sie Antonio zum ersten Male gesehen hatte.

Der erste Abend schon, an dem sie mit

Digitized by Google

ihm im Wechselgesang in der Barke auf dem Meere dahintrieb, weckte eine ahnungsvolle Lust, ein unbestimmtes Sehnen in ihr, wie sie es bisher nicht gekannt. Eine Welt von Träumen bewegte ihr Inneres. Noch wußte sie nicht, was das Ziel, dem sie entgegenträumte, war, aber ein Ziel, ein fernes, herrliches Ziel unbegriffenen Glückes lag vor ihr! Die stille Ruhe, die sonst ihr ganzes Wesen erfüllte, war einer Aufregung, einem Taumelrausch von ihr bisher fremden Gefühlen und Gedanken gewichen.

Antonio, an den Neapels Schönen bisher vergebens ihre Gluthblicke verschwendeten, der reich, schön und einnehmend, von hohem Range, alle edlen Jünglinge Neapels hierdurch und durch die Vorzüge seines reichen, tiefen Geistes weit übertraf: Antonio war bisher nie von dem, was man Liebe im eigentlichsten, heiligsten Sinne des Wortes nennt, berührt worden. Er kannte bisher nur eine Liebe, nur eine Hingebung — die Begeisterung für Gesang und Musik. Darin ging sein ganzes Fühlen und Sehnen auf. Und so war es der wunderbare Gesang Gianetta's vielleicht noch mehr als ihre eigenthümliche Schönheit, was sein Herz schon bei der ersten Bewegung von einem Gefühl für dieses Wesen erfüllte, wie er es bisher noch nie für ein anderes Weib empfunden hatte. Was bisher Keiner gewagt, Gianetta im Gesang zu begleiten — er fühlte sich unwillkürlich dazu gedrungen. War doch seine Stimme nicht weniger das Herz ergreifend als die ihre.

Gianetta schwamm in Seligkeit, holde fantastische Träume umgaukelten sie. Antonio hatte, als er eines Abends wieder kam, seine Guitarre sich in die Hütte Felippo's vorausbringen lassen. Er fuhr mit Gianetta hinaus ins Meer. Und als sie nun sang, begleitete er sie dies Mal mit den herrlichen Klängen — Klänge, wie sie selbe sonst nie gehört hatte; nie hatte sie geahnt, daß solche bezaubernde Melodieen einer Guitarre entlockt werden könnten. Sie hörte mit Staunen, was in den Händen eines Meisters aus diesem einfachen Instrumente werden konnte.

Sie sprach ihr Entzücken darüber aus. Antonio erbot sich, sie auszubilden im Spiel der Guitarre. Dann sprach er von Musik und Gesang überhaupt, von dem Zauber, den sie auf das Menschenherz ausübten, von den wunderbaren Geistern, die da in der Musik lebten und ihre Macht übten auf die Seele. Er erzählte ihr von der griechischen Mythenzeit, wie Orpheus, Amphion und Andere durch ihren Gesang, durch den Klang ihres Saitenspiels Menschen und Thiere sich unterthan machten und selbst in die leblose Natur Leben hauchten, daß Bäume und Felsen, Wogen und Lüfte ihren Melodieen folgten — Gianetta's Augen leuchteten mehr und mehr. Ging doch all ihr Denken im Gesang, in der Musik auf; was konnte sie mehr beseeligen, als vom Triumph, vom hohen Zauber dieser Kunst zu hören!

Dann sprach er ihr vom Theater, von dem Gesange der berühmtesten Primadonna's der Oper, von dem Ruhme, den sie ernteten, von dem Glanze, in dem sie lebten. Leuchtender immer glänzten Gianetta's Augen, höher hob sich ihr Busen.

Aber nicht das Erwachen sehnender Liebe war es jetzt mehr, was Gianetta tief im Innersten erregte; nicht Antonio's männliche Gestalt, nicht sein Gesang, nicht seine liebevollen, belehrenden und ergreifenden Worte, nicht all jener Zauber des ersten Liebesahnen, das noch gestern Abend ihr Herz erfüllte und sie die Nacht durch keinen Schlummer finden ließ — Bilder in glühenderen Farben waren es, die jetzt vor ihren Blicken schwebten. Klar war es ihr auf Einmal geworden, wozu die Natur sie berufen, sie bestimmt. Einzig die Gluth der Begeisterung für die Kunst loderte in ihrem Innern auf. Es ist das ein eigenthümliches Schicksal des Genies; wie ein träumerisches, ungewisses Ahnen liegt ein Zukünftiges in ihm. Aber nicht von selbst wird dieses Zukünftige ihm klar, irgend ein Zufall ist es, der es zum Bewußtsein bringt. So war es bei Gianetta. Vielleicht noch lange, vielleicht für immer hätte in ihr die Ahnung, daß sie zur Künstlerin geboren sei, geschlummert, nur die Liebe, die die Befriedigung in der Kunst und das Streben nach Ruhm so oft ersetzt und in reichem Maße ersetzt, hätte ihr das Herz durchglüht, hätte sie zu einem glücklichen, beseeligten Wesen gemacht, wie sie es früher nicht geahnt, kaum geträumt hatte;

Digitized by Google

— da weckte Antonio mit seinen Worten, seinen Schilderungen den Dämon des Ehrgeizes, weckte zugleich das in ihr bisher schlummernde Bewußtsein dessen, wozu sie von der Natur berufen war. Begierig hing sie an seinen Lippen, während er sprach, jedes Wort sog sie sehnsüchtig ein. — Glühend flammte sein Auge, heiß brannten seine Wangen. Meinte er doch, Gianetta's Aufmerksamkeit und Hingebung gelte mehr ihm als dem, was er sagte. Die Liebe, die sein sonst für Liebe wenig empfängliches Herz zum ersten Male mit aller Macht ergriffen hatte, täuschte ihn, sonst hätte er bemerken müssen, wie des Mädchens Augen besonders lebhaft erglänzten, wenn er vom Ruhme der Sängerinnen, von den Huldigungen, die ihnen zu Theil wurden, vom Zauber der Oper sprach; wie diese Augen heute weit heller strahlten bei solchen Schilderungen, als wenn er ihr leise andeutende Worte der Liebe zuflüsterte. — Durch Erregung anderer, mächtigerer Leidenschaften hatte er die Liebe in ihrem Herzen zerstört.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rigi.

Ehedem war eine Reise in die Schweiz ein kühnes Unternehmen, und die zu überwindenden Schwierigkeiten, die Gefahren selbst bildeten einen Theil des Vergnügens. Vor 25 Jahren noch waren die Dampfschiffe auf den Schweizer Seen gerade so unbekannt, als zur Zeit Wilhelm Tells und Geßlers. Ja, vor 15 Jahren waren die Eisenbahnen noch nicht in diese Berge gedrungen, und jene positiven Leute, die Alles für unmöglich halten, was noch nicht geschehen ist, erklärten, daran dürfe man gar nicht denken, das sei eine ganz unausführbare Geschichte. Heute durchziehen die Schweiz Eisenbahnen und Dampfboote nach allen Richtungen.

Auf der andern Seite hört man Pfuscher seufzen: Wo ist das Malerische? O, das Malerische ist dahin! Ich für meinen Theil finde und bekenne, daß weder Dampfboote noch Eisenbahnen an den Landschaften Etwas verdorben haben, und da sie es ermöglichen, deren nach Belieben eine größere Zahl zu durchstreifen, indem sie uns schnell von einem Orte zum anderen bringen, vergrößern sie unser Vergnügen, anstatt es zu mindern. So lange die Berge nicht abrasirt sind, bin ich entschlossen, nicht zu seufzen. Sie werden blos anmuthiger gemacht. Auch der Rigi (Rigidus mons, der gestrenge Berg) hat viel von seiner Strenge verloren. Alles wird civilisirter und menschlicher. Was ist daran vom Uebel? Kann man das Bequeme nicht mit in den Kauf nehmen, wenn es mit dem Malerischen zusammentrifft? Kann man nicht zugleich Civilisation und Natur lieben? Es erregt, ich gestehe es, einiges Staunen, aber ein freudiges Staunen, heutzutage fast auf der Höhe des Rigi eine Telegraphen-Station zu finden. Auf der Firste selbst, auf Rigi-Kulm steht statt der kleinen Herberge vor 16 Jahren, wo man in engen Kojen schlief, gegenwärtig ein sehr schöner Gasthof mit schönen Zimmern und guten Betten, die bei der Reise nichts schaden; einen großartigen prächtigen Speisesaal, gleich dem im Hotel du Louvre in Paris, und worin man, bei meiner Treu! für die Höhe, in der man sich befindet, sehr fein dinirt. Wir waren unserer 84 bei Tafel, plaudernd und essend in allen möglichen Zungen. Noch ein Mal, was ist daran so übel, wie kann das Alles Einen langweilen? Wem sollte es, wenn er nach 4—5 Stunden Bergsteigens mit Staub bedeckt ankommt, nicht angenehm sein, sich ein bischen auszuruhen, ein wenig Toilette zu machen und sich gleichzeitig inmitten der Civilisation und des schönsten Panoramas der Welt zu befinden? Im Norden, so weit die Aussicht reicht, Thäler und grüne Wiesen, und noch weiter hinaus 13—14 verschiedenfarbige Seen; im Süden alle die großen Gletscher, amphitheatralisch aufgethürmt mit der Form eines Hufeisens von 60—80 Stunden Länge, mit ihren ewigen Schneemassen, bald blau, bald weiß oder roth, je nach Schatten oder Licht.

Zwischen all diesen Eisbergen wird der Aufgang der Sonne Wunder; fast ebenso großes Staunen aber erregt ihr Untergang hinter dem schwarzen Pilatus, auf der andern Seite des Vierwaldstädtersees. Der Rigi liegt 2000 Meter über jenen 13—14 Seen, hat an seinem Fuße 10 Stunden im Um-

Digitized by Google

fange; 11 Dörfer sind an seine Abhänge gebaut. Von da steigen jeden Morgen die Mundvorräthe nach Rigi-Kulm, die bestimmt sind, den guten Appetit der Reisenden zu stillen.

Zunächst wohnt man dem Untergange der Sonne bei, sodann stürzt man voller Freude zum Diner. Ist man am Abend nicht zu müde, so ergeht man sich auf der Firste und wartet, bis der Mond sich hinter den Gletschern erhebt, eine Stunde gemacht zu Träumerei, Geplauder, Geheimthuerei und reizenden Abenteuern.

(Fortsetzung folgt.)

Freies Deutsches Hochstift

für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M.

(Zeugniß und Empfehlung zur Unterstützung der deutschen Erfindung der Schiffshebung und Taucherschifffahrt.) Nachdem Hr. Wilhelm Bauer von München, zufolge einer in der „Gartenlaube“ gegebenen öffentlichen Anregung, vom Freien Deutschen Hochstifte zur Vorlage seiner Erfindungen hieher berufen, zunächst am 3. d. M. von dem Verwaltungsrathe und einem engeren Kreise aller hiesigen Sachverständigen der bezüglichen Wissenschaften und Künste, sodann, auf Grund der ihm einstimmig von den ausgezeichnetsten Fachmännern zu Theil gewordenen Anerkennung, auch in unserer ordentlichen öffentlichen Sitzung am 6. d. M. und demnächst am 8. und 13. d. M. im hiesigen volkswirthschaftlichen und im Arbeiterbildungsvereine die gesammte Grundlage und den wirklichen Beweis der Ausführbarkeit seiner, nun schon seit mehr als zehn Jahren vergeblich ihrer Verwerthung zur Ehre des Erfinders und des deutschen Namens entgegenharrenden Erfindungen vorgelegt hat, erklären wir diese seine Erfindungen, vermittelst deren es ohne Zweifel möglich sein wird, versunkene Schiffe unzerstört, mit allem Gute, aus Tiefen bis zu mehreren hundert Ellen zu heben und zu bergen, ferner unter dem Wasser, mit willkürlichem Wechsel der Tiefen, nach allen Richtungen zu fahren, zu sinken und zu steigen, Arbeiten der verschiedensten Art zu verrichten, wissenschaftliche und andere zweckdienliche Beobachtungen zu machen, im Falle eines Krieges aber die Küsten des Vaterlandes gegen Kriegsfahrzeuge jeglicher Art in nachdrücklichster Weise zu vertheidigen, für durchaus begründet und ausführbar, in volkswirthschaftlicher, wissenschaftlicher und kriegerischer Beziehung für höchst wichtig und der Unterstützung des ganzen deutschen Volkes würdig!

Wir schließen uns daher der Bitte des zu Leipzig für diesen Zweck zusammengetretenen Hauptausschusses an, zu Stadt und Land zum Behufe der Ausführung zunächst der die Schiffshebung betreffenden Erfindung Wilhelm Bauer's Beisteuern zu sammeln, deren Beförderung an den Leipziger Hauptausschuß (Hrn. E. Keil) jede deutsche Buchhandlung gern übernehmen wird.

Frankfurt a. M., 19. April 1862.

Namens des Verwaltungsrathes des Freien Deutschen Hochstifts:

G. H. Otto Volger, Dr., d. Z. Obmann.

Verschiedenes.

(Ein Pflanzenbarometer.) Von Graz aus wird ein sehr wohlfeiler Barometer wegen seiner Verläßlichkeit besonders anempfohlen. Man setze in einen Blumentopf den sogen. „Hühnerdarm“ (Alsine), eine überall wild wachsende Pflanze. Die kleinen Blüthen zeigen die Witterung an. Sind sie halb geschlossen, so regnet es sicher bald darauf; während der Dauer des Regens sind sie ganz geschlossen. Sind sie aber ganz offen, so kann man darauf rechnen, daß binnen 4 bis 5 Stunden kein Regen fällt.

Homonyme.

Steh' ich vor Dir: verzehre mich,
Stehst Du vor mir: vertheid'ge Dich.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 56. Samstag, den 10. Mai **1862.**

Turnlied.

Frisch wallt des Turners Blut;
Mit Kräften lohnt das Ringen.
Ein Mann voll Heldenmuth
Kann Großes nur vollbringen.
Gut Heil entfließt der Bahn:
Hoch lebe Vater Jahn!

Froh, für der Menschheit Wohl,
Wirkt er wie ein Minister,
Ist immer liebevoll,
Nur haßt er den Philister.
Er handelt wie ein Mann:
Hoch lebe Vater Jahn!

Frei hält er treue Wacht
Am Herde seiner Lieben
Und zieht das Schwert mit Macht,
Will Tücke Knechtschaft üben.
Stolz schwingt er Deutschlands Fahn':
Hoch lebe Vater Jahn!

Fromm blickt er himmelwärts
Zum Geber aller Güter,
Weiht dankbar ihm das Herz,
Und Gott schaut segnend nieder.
Frisch, froh, frei, fromm voran!
Hoch lebe Vater Jahn!

Frankeneck. — lr. —

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

So ist es. Männer und zwar gerade hochbegabte, geistvolle Männer, welche die Fähigkeit besitzen, alle edlen, hohen Genüsse und Wonnen der Welt und des Lebens in zauberischen Bildern vorzuführen, zerstören dadurch oft den kleinen Tempel der Liebe im Herzen des Weibes, indem sie ihn zu verschönern, auszuschmücken meinen. Die Liebe im Frauenherzen gleicht einer stillen, einfachen Kapelle, drinnen einzig als beseeligender Geist die Andacht einfacher, heiliger Empfindung, der Genius der ächten, reinen Weiblichkeit waltet. So wie wir diese kleine Kapelle durch kostbare Bilder und Statuen verschönern, ihren Werth erhöhen wollen, so weicht der stille Zauber der Andacht, der innigen Hingebung; durch das Auge wirken diese schönen Gemälde, diese herrlichen Statuen auf die Fantasie, und das Herz wird mehr ergötzt und berauscht als erbaut.

Nicht anders geht es mit der Liebe. Wer es versteht, die reine, weiche Empfindung eines Weibes nicht nur zu erregen, sondern auch in ihrer Ursprünglichkeit zu bewahren, indem er gerade Alles, was den einfachen Fluß dieser Gefühle ablenken oder zum reißenden Strome machen könnte, fern hält; wer sich begnügt, in dieser klaren Fluth nur sein Bild und das der ruhigen, stillen Natur umher widerspiegeln zu lassen, der hat in der Liebe des Weibes ein beseligendes, herrliches Glück gefunden und sich errungen für alle Zeit.

Aber merkwürdiger Weise sind eben die höher organisirten und begabten Männer, die am ersten fähig sind, diese Gefühle in einem ächten, edlen Weibe zu erregen, am wenigsten befähigt, dieselbe in ihrer Ursprünglichkeit zu bewahren. Weil gerade sie nun, nur sie, das Weib hochstellen und nicht blos als ein Spiel des Genusses betrachten, weil sie richtig fühlen, daß das Weib dem Manne gegenüber eine ebenso erhabene würdige Stelle

Digitized by Google

einnehme, lassen sie sich verleiten, die Geliebte völlig identisch mit einem Freunde anzusehen. Da enthüllen sie denn ihr ganzes Innere, die mächtige Welt ihrer Gefühle und Gedanken lassen sie vor der Geliebten sich entfalten; allein das Weib, so hoch es sonst steht, ist immer einseitig: eine mächtige Empfindung kann es nur auf Kosten der anderen geltend machen; wo die Fantasie des Weibes mehr erregt wird als die Region des Herzens mit seinem einfachen, weichen, ich möchte sagen „passiven" Gefühl, wo der Enthusiasmus, sei es für Kunst, Wissenschaft oder was es will, zu lebhaft erregt wird — da leidet das Herz, die Liebe darunter.

„Der Mann lebt, um zu lieben, das Weib liebt, um zu leben." Der Mann kann tief und innig lieben und doch dabei von einer Masse anderer, gewaltiger Bestrebungen erfüllt sein — das Weib ist auch hier wieder einseitig, es hat nur eine Leidenschaft, die es nie theilen, nie auf Mehreres zugleich, sondern immer nur auf Eines richten kann. Sie hat nur einen Enthusiasmus, während der Mann sich für viele hohe Ideen zugleich begeistern kann. Der Mann glüht für Kunst, Wissenschaft, Freiheit und Liebe, ohne daß das eine Gefühl durch das andere beeinträchtigt würde. Beim Weibe ist es anders. Jedes andere lebhaft erregte Gefühl, jeder Enthusiasmus, jede Begeisterung für Anderes schwächt die Liebe, lebt und wächst so zu sagen auf Kosten der Liebe. Darum sind die einfachsten, schlichtesten Frauennaturen der innigsten, hingebendsten, aufopferndsten Liebe fähig. Eine Künstlerin, eine Dichterin kennt die Liebe mehr, ein einfaches Weib fühlt sie mehr, die Reflexion ist die Mörderin der Liebe beim Weib.

Ein Weib liebt entweder den erwählten Mann, oder die Kunst, oder sie ist begeistert für irgend eine hohe Idee: aber nur eines mit vollem Herzen. Das Streben nach Ruhm tödtet im Weib die Liebe, ein weibliches Genie kann nicht wahrhaft lieben. — Und dieses Streben hatte Antonio in Gianetta erweckt, das Genie in ihr hatte er damit zum Bewußtsein gebracht, ohne zu ahnen, daß er dadurch die zarte Liebesblüthe in ihrem Herzen vernichte. Nicht ein Herz zu beglücken, war von nun an ihr Sehnen, nicht, selbst selig zu sein in diesem Glücke, eine Welt wollte sie begeistern, entzücken. Der Dämon der Kunst war in ihr erwacht und vor dem verschwindet beim Weibe die wahre Liebe, wie die zarte Blume im Hauche des Samum. — Die Hingabe an die Kunst und der Gedanke an den Ruhm sind in einer ächten Künstlerseele so mächtig, daß sie selbst die Liebe eine Zeitlang in den Hintergrund drängen, bis dann später eine Zeit kommt, wo das Herz doch in der Kunst keine volle Befriedigung mehr findet und nach stillem Liebesglück sich sehnt. Aber ach! dann ist es zu spät, und das Herz vergeht in Wehmuth oder erstarrt zu Eis und kann nicht mehr glücklich sein.

Hierin lag das Räthsel von Gianetta's und Antonio's Zukunft und es war nöthig, einen Blick in Beider Inneres thun zu lassen, weil sonst die spätere traurige Wendung von Antonio's Leben zu räthselhaft, zu unmotivirt erschienen wäre.

— — Leise wogte unter süßem Geplauder und Singen der beiden Liebenden der Nachen über die Fluth ans Ufer heran, indem ein leichter Hauch das Segel schwellte. Antonio war glücklich und selig, sein Herz pochte, seine Wange glühte. Auch Gianetta war erregt, freudig erregt, aber ihr Blick ging doch mehr auf die Zukunft, als daß sie das stille, süße Glück der Gegenwart völlig hätte würdigen können.

Wunderbar hatte dieser Abend die Herzen einander näher gerückt, wunderbar war die Scheidewand, die bei so kurzem sich Kennen noch zwischen zwei Wesen — und seien es auch Liebende — besteht, verschwunden! Als Antonio aus dem Nachen stieg, küßte er Gianetta's lieblichen Mund und sie erwiderte seinen Kuß. Selig durchbebte sie ein berauschendes Gefühl. Aller Traum von Ruhm und Ehrgeiz war mit diesem Kusse wieder zerstoben, nicht die Zukunft, nur die Gegenwart lag in diesem Augenblicke vor ihr. Sie war jetzt nur ganz liebendes Weib. Sie meinte und fühlte es gewiß auch wahrhaft, nur in Antonio's Liebe sei ihr ganzes Glück, ihre ganze Seligkeit. Was gestern noch als Liebesahnung in ihr lag, das war jetzt zu vollem, klarem Bewußtsein gekommen; sie war das, was das Weib immer nur sein

Digitized by Google

sollte, ganz Liebe, ganz Hingebung, ihr ganzes Wesen ging in diesem Gefühle auf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rigi.

(Fortsetzung)

Indem ich von Wäggis nach Rigi-Kulm hinaufstieg, war ich oben auf einen alten Studienfreund gestoßen, Paul v. B. Glücklich, uns nach so langer Zeit und an einem so schönen Orte wiederzufinden, planderten wir, während wir unsern Weg nach der Kapelle fortsetzten, nach Herzenslust, als eine junge, hübsche Dame zu Pferd, begleitet von einem älteren Manne, der sich in einem Tragsessel tragen ließ, an uns vorüberkam. Beide hatten uns nicht bemerkt; aber Paul v. B. ergriff mich, sobald er die Dame hatte vorbeireiten sehen, außer sich beim Arme und flüsterte mir mit bewegter Stimme zu: Lieber Freund, die Begegnung mit Dir bringt mir Glück!

Du kennst diese Dame?

Höre! Eines Abends wurde im italienischen Theater der Barbier gegeben mit der Alboni; der Saal war gedrückt voll, ich stand längs der Orchester-Loge. Im Uebrigen hab' ich es gar gerne, wenn ich Musik hören will, in einem gewissen Halbdunkel placirt zu sein. Während des Ständchens, das Almaviva unter den Fenstern Rosinens darbringt, öffnete sich die Thüre der hinter mir befindlichen Loge und es erschien eine junge Dame in Begleitung eines alten Herrn. Die junge Dame hielt ein Bouquet. Im Setzen legte sie es auf den Rand der Loge, an die ich mich lehnte: ich empfand den Wohlgeruch. Das Bouquet lag über meinem Kopfe und berührte sogar ein bischen meine Haare. Als der reiche, geschmeidige und frische Sang der Alboni auf das Publikum einen jener Freudeschauer ergoß, die dem Wogen der vom Winde bewegten Aehren gleicht — —

Du bist Poet!

Und Du langweilig! — Jedes Mal fühlte ich oder ich glaubte wenigstens zu fühlen, daß das Bouquet mit mir sich hob. Nie war mir die Stimme der Alboni und die Musik Rossini's so köstlich erschienen! In der Pause versuchte ich, während ich that, als läse ich ein Journal, zwei oder drei Mal das Bouquet und die Dame von der Seite zu betrachten. Freundchen, sie war reizend! Indeß, Du hast sie ja soeben zu Pferde gesehen. Der alte Herr schien mir ein Oheim oder sonst ein Verwandter zu sein; er ist's auch, denk' ich, den wir haben vorbeitragen sehen. An zwei oder drei Einzelheiten der Unterhaltung, die ich, ohne es zu wollen, hörte, erkannte ich, daß ich richtig vermuthet und daß ich in der Loge einen langweiligen Verwandten und ein gelangweiltes junges Weib vor mir hatte. Ich gestehe, diese Entdeckung mißfiel mir nicht: ein Weib, das sich langweilt, flößt Hoffnung ein. Ich glaube, daß die Schlange, die Eva ins Verderben stürzte, die Langweile in Person war. Kurz, ich dachte unwillkürlich, daß, wer der Almaviva dieser reizenden Rosine werden könnte, recht glücklich sein würde. Während des zweiten Actes fühlte ich bei jeder schönen Stelle das Bouquet vor Vergnügen sich schütteln. In einem gewissen Momente schüttelte ich mich wahrhaftig ganz tüchtig mit ihm. Sei es, daß es nicht bemerkt wurde, oder daß die Musik —

Die die Sitten veredelt —

Richtig! — die Willenskraft Rosinens erschlafft hatte, gewiß ist, daß das Bouquet, das anbetungswürdige Bouquet nicht zurückgezogen wurde. Ein magnetischer Strom lief in meine Haare. — Wie kurz schien mir der zweite Act! Als der Vorhang gefallen war, wandte ich mich halb um, indem ich immer noch that, als läse ich mein Programm, und wagte es, obgleich verstohlen, ein bischen die Augen Rosinens zu betrachten. Ich schwöre Dir, mein Freund, daß in diesem Augenblicke Rosine sich nicht mehr langweilte. — Der Onkel indeß schlief halb. Sie betrachtete ihn sehr lange, ohne an mich, wie es schien, zu denken, aber ich glaube, daß es in der That nur geschah, um mir ihre Entschuldigung anzudeuten, denn ihre Augen glitten sodann über mich hin und zugleich über das übrige Publikum; es war nur ein Blitz, und sofort neigte sie ihr Köpfchen auf ihr Bouquet, wie um daran zu riechen.

Teufel!

Während des zweiten Actes gelangte das Bouquet auf seinen Posten zurück und ich

Digitized by Google

auf den meinen, wie Du Dir denken kannst. Wahrhaftig, dies Mal lag das Bouquet nicht frei auf dem Rande der Loge, am Stiele befand sich eine Hand, eine zuckende Hand, ich fühlte alle ihre Pulsschläge, und die meinen antworteten ihnen.

Ein elektrischer Telegraph!

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Es gibt Jahrgänge, in welchen die preußischen Friedrichsd'or zu einem niedrigen Goldwerthe geprägt wurden und auf manchen Bureaus hat man darüber besondere Tabellen. Eine Bekanntmachung der k. Münz-Direction in Berlin vom 14. Mai 1861 sagt darüber Folgendes: „Unter den von 1737 bis 1855 geprägten kgl. preußischen Friedrichsd'or ist allein ein, während des siebenjährigen Krieges mit den Jahreszahlen 1755, 1756, 1757 und 1759 ausgegangener Theil unterhaltig, wovon jetzt nur noch einzelne Exemplare im Umlauf vorkommen. Diese so genannten Mittel-Friedrichsd'or unterscheiden sich von den gleichzeitigen vollhaltigen mit den Jahreszahlen 1755, 1756, 1757 und 1759 im Allgemeinen durch die größere Dicke, rothe Farbe, vorzüglich auf den abgeriebenen Stellen, und haben, wenn sie vollwichtig sind, nur einen Goldwerth von 3 Thlr. 27 Sgr., wofür sie bei der Münze eingelöst werden. Alle übrigen preußischen Friedrichsd'or sind gesetzmäßig ausgemünzt und werden in allen preußischen Kassen zum vollen Werthe angenommen." (Die vollhaltigen Stücke mit den Jahreszahlen 1755, 1756, 1757 und 1759 tragen die Umschrift: FRIDERICVS BORVSSORVM REX, während die geringeren Jahrgänge in den Worten Fridericus Borussorum Rex statt des V ein U haben.)

Denksprüche.

Was dir mit einem Mund bewundernd Alle preisen,
Wovon sich dir nichts will Bewundernswerthes weisen,
Es muß doch Etwas sein daran, wonach sie rennen,
Du aber raste nicht, dasselbe zu erkennen;
Nicht, um es selber nur in gleichem Schein zu sehn,
Nur die Bewunderung als vernünftig einzusehn.

Vergleiche Dich nur oft nach unten und nach oben,
Daß du demüthig hier und dort dich fühlst erhoben.
Demüthig, wenn du fühlst, den Schwächsten gleichest du,
Erhoben, weil Du strebst mit Höchsten Höchstem zu.

Verschiedenes.

Ein seit einigen Tagen in einem Hotel „Unter den Linden" in Berlin wohnender Engländer machte plötzlich den Besitzer desselben darauf aufmerksam, daß seine Stiefel schlecht geputzt seien; er ersuchte ihn in englischer Sprache dringend, zu gestatten, daß er sie ihm sauberer putze. Der Besitzer, welcher einen beplleenten Engländer vor sich zu haben glaubte, entschloß sich endlich, nachdem ihm der Engländer sein Verlangen in gutem Deutsch wiederholt hatte, zur Hergabe eines Paares Stiefel, an denen Jener seine Kunst versuchen könne. Das hergestellte Resultat war durchaus glänzend. Als der Engländer dem Wirth die Stiefel übergab, fragte er ihn zugleich: „ob er ihn nicht kenne?" Dieser verneinte. Da erwiderte der Fremde: „Ich bin Wilhelm, Hausdiener bei Ihnen vor vierzehn Jahren gewesen; Sie erinnern sich wohl, daß ich damals bei einer nach Amerika zurückkehrenden Familie Dienst nahm, das Glück ist mir sehr günstig gewesen, ich habe 80,000 Dollars erworben, und denke mit dieser Summe Bürger Berlins zu werden. Wie Sie sehen, habe ich indessen nicht das Stiefelputzen verlernt." — Darauf folgte eine Einladung zur Feier des Wiedersehens an den Besitzer und das ganze Gasthofspersonal, von dem noch mehrere Personen mit dem „Gentlemen" zusammen in jenem Hause gedient hatten.

Auflösung der Homonyme in Nro. 55:
Gericht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 57. Dienstag, den 13. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Sie trennten sich. Antonio schweifte noch lange träumend und sinnend am Ufer hin, ehe er zurückkehrte in die Stadt, in die prächtige Wohnung seines Vaters. Auch Gianetta sah noch lange in die zauberische Nacht hinaus; nur leise bebende Töne entquollen ihren Lippen, sie war zu selig, zu tief ergriffen, als daß sie wie sonst ein Lied hätte singen, ihren Träumen Worte leihen können.

Erst spät, nachdem sie sich zur Ruhe gelegt hatte, schlossen sich ihre Augen. Süße, selige Träume umgaukelten sie, und die Liebe war es, die ihr im Traume Rosen flocht und um ihre Stirne schlang: Antonio's Gestalt trat vor sie hin in mildem Glanze wie eine himmlische Erscheinung, ein lachendes, reizendes Thal lag vor ihren Blicken, drinnen sie wandelte mit ihm; fern schimmerte das Meer, das man von einer Seite, wo die Hügel sich öffneten, schauen konnte. Der Traum war ein Idyll, versöhnend und verklärend wirkte er auf Gianetta's Inneres. Als sie des andern Morgens erwachte, war jeder Gedanke an Ruhm und Ehrgeiz, die gestern ihre Brust so mächtig erregten, verschwunden; nur der süße, himmlische Friede inniger, hingebender Liebe erfüllte ihr ganzes Wesen. Wie sehnte sie sich nach dem Abend, wo sie ihn wieder sehen, seinen Worten lauschen durfte!

Am nächsten Abend kam Antonio wieder. Alles war jetzt klar und ruhig in ihm. Er fühlte, wie sein Leben an das Gianetta's für immer gebunden. Er hatte bisher nie tiefer geliebt, um so bewältigender und den ganzen Menschen mit sich fortreißend war diese erste Liebe. Leidenschaftlich, wie er war, hatte er indeß einer eigentlichen Ueberlegung, einem besonnenen Nachdenken nicht Raum gegeben. — Was sollte, was durfte ihm das arme Schifferkind werden? Diese Frage hatte er sich noch nicht vorgelegt. Er fühlte blos, daß er sie liebe, unendlich liebe, das genügte ihm. Er lebte so ganz in der Gegenwart, daß er die Zukunft völlig vergaß.

Gianetta erwartete ihn schon an der Hütte; mit sehnsüchtigen Blicken hatte sie lange nach der Sonne gesehen, ob sie noch immer nicht ins Meer hinabtauche, daß der Abend dämmere, der den Geliebten ihr brächte.

Sie hatte Morgens Fremde hinausfahren müssen in das Meer. Wie lästig war ihr das! Sie sollte singen. Fast erstarben ihr die Töne in der Brust, als sie dann sang. Schien es ihr jetzt doch Entweihung, vor Anderen zu singen, als vor ihm. Doch ihre gesunde Natur siegte bald über diese Mißstimmung. Sie bemühte sich, ihr Liebesglück und ihre äußere Stellung als Schiffermädchen in Harmonie zu setzen. Es gelang ihr, sie wußte sich zu bezwingen. Der Abend sollte von nun an nur der Liebe, der Tag dem armseligen Berufe einer Barcarolin gelten. Jene sollte diesen verklären, sie mit ihm versöhnen. Die Liebe eines ächten Weibes vermag ja Alles! Dann auch beruhigte der allgewaltige Zauber des Gesanges ihre Seele. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie vor Anderen und für Andere sang — ihr Sehnen und Denken verlor sich in die Töne.

So hatte sie heute schon zwei Mal das Meer befahren. Endlich trat Antonio zu ihr. Der Nachen stieß vom Ufer. Antonio ergriff das eine Ruder und leicht flogen sie

Digitized by Google

über die Spiegelfläche des Meeres dahin. Dann, als sie eine Strecke vom Ufer entfernt waren, legte er das Ruder nieder und bat Gianetta, ein Gleiches zu thun. Er hatte bis jetzt noch wenig gesprochen.

„Singe mir noch einmal das Lied vom Prinzen und der Meermaid, das mich gestern so ergriffen hat," sagte er nach einer Pause.

Sie sang es. Als sie geendet, ergriff er ihre Hand, ein paar leise Worte, die er ihr ins Ohr flüsterte, machten sie erbeben in freudigem Schreck. Rings war es still auf dem Meere. Kein Nachen, fast so weit das Auge sah. Antonio schlang seinen Arm um ihre zarte Gestalt. Heiß glühten seine Küsse auf ihren Lippen, auf ihren Wangen, auf ihrer Stirne. Thränen seliger Wonne schwammen in ihren Augen.

„Meine Gianetta!" rief er entzückt.

„Dein, ganz dein, Antonio, wenn ich armes Kind werth bin, mich dein zu nennen," sagte sie leise zitternd.

„Gianetta, laß uns träumen, laß uns schwelgen in unserer Liebe! Sind wir nicht glücklich gleich jenen Göttern einer schöneren Vergangenheit, mit welcher der Dichter Fantasie die wonnige Welt bevölkerte? — Sieh das Meer, wie es im Golde des Abendrothes strahlt, die Felsen von Capri drüben, wie sie mit rosigem Duft sich umschleiern, und ferne das Ufer von Neapel wie ein zauberhaftes Märchenbild winkt! Wie still ist die Luft, als lausche sie noch immer den schon verhallten Klängen deines Liedes. — Kommst du mir doch vor wie die Meermaid in diesem Liede; als wärest du wie sie die Fee und hättest alle diese Schönheit umher hervorgezaubert. Ist es nicht als wäre diese ganze herrliche Natur mit ihren entzückenden Reizen nichts Anderes als das Spiegelbild deiner Schöne?"

Leise schlang sie jetzt den Arm um seinen Nacken und drückte einen Kuß auf seine Stirne. „O sprich nicht so zu mir! Das sind Worte, wie sie passen für jene reichen, strahlenden Schönheiten, die du in der Stadt siehst. Vergiß nicht, daß ich ein armes, unscheinbares Fischerkind bin, das nichts hat, als ein Herz voll Liebe zu dir. Darin besteht mein ganzer Reichthum."

„Bewahre mir immer diesen Reichthum, Gianetta, und ich bin glücklich. Alles Andere ist werthlos für mich geworden, ich werfe es weg wie eine peinliche Last. Mit dir leben, fern vom Glanze der Welt in stiller Einsamkeit, deinen Liedern lauschen oder sie begleiten mit der Guitarre, Abends hinausrudern aufs Meer und träumen die Träume süßer Liebe — das ist das höchste, einzige Glück, nach dem ich mich sehne, das ich vom Leben will."

Er schwieg einige Minuten. Seine Brust hob sich mächtig, höher erglühte sein Antlitz. Dann neigte er das Haupt nieder zu Gianetta. Lange sah er in ihr liebliches Antlitz. Endlich sagte er:

„Liebst du mich aus tiefster Seele, Gianetta? Liebst du mich über Alles? Ich bedarf der Liebe, der hingebendsten Liebe, ich bedarf ein Herz, das mich ganz und völlig versteht. Dazu aber braucht es nicht hoher Bildung, nicht jenes hohlen Flitterstaats des Geistes, womit sie prunken in den Gesellschaften — ein Herz, das natürlich und warm fühlt, das versteht mich auch vollkommen, wo jene mich nie verstanden haben. Liebst du mich tief, wahrhaft, Gianetta?

„Kann ich anders? O Antonio, ich bin nicht mehr, du nur bist und nur in dir bin ich noch."

„So sei mein, Gianetta, sei mein Weib!"

Schauernd vor Entzücken sank sie in seine Arme, ihr ganzer Körper erbebte, sie sah ihn an und in diesem Blicke lag eine ganze Welt hingebender, wonniger Liebe.

Sie hatten die Ruder sinken lassen. Leise erhob sich der Abendwind und spielend in dem Segel trieb er den Nachen langsam dem Ufer von Neapel zu. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Rigi.

(Schluß.)

In der folgenden Pause war der Oheim aufgewacht, und ich hörte, wie sie mit ihm von einer gewissen Terrasse sprach als von einem reizenden Orte, um dort den Nachmittag mit Lesen zuzubringen, was sie, wie sie ihm bedeutete, häufig that: die Aussicht auf die Seine, unter diesen Schattengängen, gewährte etwas ausgesucht Anziehendes. Kamen diese Einzelnheiten zufällig oder

Digitized by Google

sonstwie in die Unterhaltung? Wessen ist nicht ein Weib fähig, das sich langweilt? Immerhin fiel diese Beschreibung in kein taubes Ohr. Während der letzten Cavatine sagte ihr Oheim: Wir wollen nun gehen! Im Fortgehen wandte sie sich nochmal um. Ich stürzte in den Corridor und kam gerade in dem Augenblicke in die Vorhalle, als Rosine und Barthole ihren Wagen bestiegen. Ich befahl dem meinen, jenem zu folgen. So kamen wir in die elysäischen Felder, in die Gruppe jener hübschen Landhäuser, die man das Quartier Beaujon nannte und die man heute im besten Zuge ist zu zerstören wie alles Uebrige. Ich merkte mir das Hotel, in das die Dame allein trat, und der Wagen fuhr mit dem Oheim dahin. Andern Tags strich ich dort umher, hielt Umschau, suchte mich zu orientiren. Ich erfuhr, daß die Dame sehr jung von diesem Onkel, ihrem einzigen Verwandten, an einen jungen Narren verheirathet, den sie nicht liebte, und der glücklicher Weise nicht versäumt hatte, sich in einem Duelle tödten zu lassen, seit einem Jahre Wittwe war und zurückgezogen in dieser Einsamkeit lebte. Ich glaubte daraus schließen zu dürfen, daß der Abend im italienischen Theater vielleicht in ihrem wie in meinem Leben ein kleines Ereigniß werden könnte. Ich ging nach der Terrasse, ich brachte dort den ganzen Mittag zu, aber vergebens. Ebenso am andern Tage, am darauffolgenden —

Desgleichen.

Jawohl, aber endlich am vierten Tage fand ich sie am Fuße einer Statue sitzend. Anfänglich wagte ich nicht sie zu grüßen, aber ich setzte mich ihr gegenüber, in einer Entfernung von einigen Schritten, und begann zu lesen oder that wenigstens dergleichen. Sie stickte und war einigermaßen zerstreut. Sie ließ ihre Stickerei fallen, ich stürzte hinzu, sie aufzuheben, und übergab sie ihr grüßend. Es entspann sich eine Unterhaltung, ich genoß das lebhafteste Vergnügen, als plötzlich, — o mein Freund!

Was denn?

Hast Du Onkel Tom gelesen?

Weßhalb?

Hast Du Onkel Tom von Mistreß Harriet Beecher Stowe gelesen?

Nun ja, ich glaube, ich habe die Hälfte gelesen. Ich bin bei einer salbungsvollen Predigt stehen geblieben.

Erinnerst Du Dich, wie man auf die flüchtigen Neger Jagd macht, die man wieder einfangen will?

O ja, mittelst hiezu abgerichteter Hunde.

Nun wohl! Du weißt, daß ich in jener Zeit der Neger eines schönen und eifersüchtigen Geschöpfes war, das sich Caroline nannte.

Die Süd-Caroline!

Dieser Zuname, lieber Freund, war noch weit zutreffender, als Du Dir vorstellen konntest. Seit einer Woche hatte ich indeß meine Kette endlich glücklich gebrochen, und am Tage nach diesem offenen Bruche, glaube ich, war es, als ich meinen Abend im italienischen Theater zubrachte, um mich zu zerstreuen. Caroline hatte gemeint, ich würde, wie gewöhnlich, wiederkehren und um Gnade bitten, und vielleicht wäre ich wirklich zurückgekommen ohne dieses herrliche Bouquet-Abenteuer. Caroline, gereizt, als sie mich nicht wieder erscheinen sah, ging an meinem Hause vorüber und ließ fragen, ob ich krank sei. Man berichtete ihr das Gegentheil, und daß ich jeden Tag ausgehe nach den Tuilerien und elysäischen Feldern zu. Du weißt, daß sie eine große englische Dogge hatte?

Ja.

Dieser Hund kannte mich sehr gut, sintemal ich Hausfreund war. Mir scheint, sie schickte ihn nach meiner Spur, indem sie ihn ohne Zweifel an einem Cigarren-Etui riechen ließ, das ich von ihr gestickt, lange in Gebrauch gehabt und ihr im Augenblicke unseres Bruches zurückgegeben hatte.

Oh, armer Tom! ich sehe die Dinge kommen.

Ich weiß nicht, ob sie ihm befohlen hatte: Such'! Sicher ist, daß er mich fand.

Armer Mensch!

Und daß er inmitten meiner Unterhaltung mit Rosine plötzlich erschien und mich liebkoste. Ich hätte ihn von ganzer Seele prügeln mögen. Denn ich fühlte, daß seine Herrin nicht weit entfernt war und daß sie bald auch wie ein Gespenst erscheinen würde. Das blieb denn auch nicht aus. Denke Dir die Wirkung! Ich war eben daran, mein ein-

Digitized by Google

samés, melancholisches Leben zu malen, seine besonderen Analogien und seine rührenden Sympathien mit dem der hübschen Wittwe, die mit geneigtem Haupte und einer sehr sanften Miene zuhörte. — Caroline stellte sich vor mich und sagte zu mir: Ah, Sie da, Sie? Dann schleuderte sie auf Rosine einen vernichtenden Blick und erklärte ihr frech: Ich bin seine Geliebte, Madame! Ehe ich noch erwiedern konnte, hatte sich Rosine erhoben und war entflohen. Ich sah sie nie mehr — als eben vor uns. Ich werde sie da droben wiederfinden auf Rigi-Kulm: begreifst Du mein Glück? Und sie ist noch immer frei, sintemalen noch immer der Onkel sie begleitet. Ich werde sie wiedersehen, vielleicht mit ihr sprechen, sei es bei der Betrachtung des Sonnen-Unterganges, sei es beim Diner. Auf Reisen geht es schnell. Wenn ich mich erklären kann, wird sie mir verzeihen. — Nun wir oben sind, verlaß ich Dich, ich kenne Dich nicht, habe Dich nie gesehen, verstehst Du mich? Es ist besser, wenn ich allein bin. Willst Du, so treffen wir uns wieder morgen frühe auf dem Plateau, um den Sonnen-Aufgang zu sehen. Beim ersten Ton des Alpen-Hornes, das zum Signale dient, werde ich bei der Hand sein.

Ich auch. Abgemacht!

Am andern Tage sah ich weder beim ersten Tone des Hornes, noch beim zweiten, noch beim dritten Paul v. V. erscheinen. Die Sonne ging ohne ihn auf. Ebenso wenig bekam ich die Dame zu Gesicht.

Als die Sonne hoch am Horizonte stand, stieg ich wieder hinab und fuhr in einem Schiffe auf dem so wundervollen Vierwaldstädtersee umher. Gegen Mittag, als ich wieder von Fluelen nach Luzern kam, legte das Boot bei Wäggis an, um hier eine zweite Karawane Reisender, die vom Rigi herabstiegen, aufzunehmen. Paul v. V. war dabei.

Nun? sagte ich, Du hast den Sonnen-Aufgang nicht gesehen?

Nein, entgegnete er, aber den Aufgang des Mondes.

Während der alte Onkel zu Bette lag?

Ganz richtig! Der Mond ist eine günstige und versöhnende Gottheit. Kurz, mein Bester, als ich Dir das erste Capitel erzählte, den Abend im italienischen Theater mit dem anbetungswürdigen Strauß, und das zweite, auf der Terrasse an den Tuilerien, sah ich nicht im Entferntesten voraus, daß Rigi-Kulm der glückliche Ort sein würde, wo sich das dritte begeben dürfte, O mein Freund, wie schön ist der Mond!

Gewiß, ja, der Mond!

Und nun weißt Du auch, was mich gehindert hat, den Aufgang der Sonne zu sehen. Aber offen gestanden, ich bedaure es nicht.

Glaub's wohl!

Räthsel.

1 2 3 4 5 6.

Im Toilettenzimmer
Der Herrn und Frauenzimmer
Such, und du findest mich,
Nur selten fehle ich.

5 4 3 6

Der Mann wär' arm im Leben,
Wär' ich ihm nicht gegeben,
Doch nahm man mich dem Mann,
Daß ich ihm mehr sein kann.

3 2 5 6

Wie ich den Mantel trage,
Trägt schon am andern Tage
Ihn just die halbe Welt.
Ich koste vieles Geld.

5 2 3

Stolz in des Rheines Gaue
Rag' ich empor ins Blaue.
Mich schuf des Künstlers Hand,
Litt oft durch Krieg und Brand.

2 5 6

Ich töne in dem Liede,
Beseelt mich Dank und Friede.
Dem Schöpfer bring' ich's dar
Am heiligen Altar.

4 5 6

Wenn sich zwei Herzen trennen,
Hörst du mich schmerzlich nennen.
Dem Leser auch zuletzt
Ruf' ich's — ich schließe jetzt.

F. — lr. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 58. Donnerstag, den 15. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Morgen komme ich wieder," hatte Antonio gestern beim Abschied zu Gianetta gesagt. „Träume süß, mein Kind! Mein Glück muß ganz und voll werden. Mein Vater muß dich sehen; morgen erfährt er Alles; er kann, er darf unserer Liebe sich nicht widersetzen. Du mußt ganz, ganz mein sein und bald. Ich will nicht kindisch zögern: das Glück ist etwas so Seltnes, daß wir es sogleich in vollen Zügen genießen müssen. Flüchtig sind die Stunden, so wenige hat unser Leben. Warum eine schwinden lassen, die wir genießen konnten? Morgen komme ich mit meinem Vater, Gianetta. Er muß dich sehen!"

„Wie heißt dein Vater, wer ist er, Antonio? Wird er deiner Liebe nicht zürnen? Ich bin arm, du scheinst reich zu sein."

Rasch drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, ein Addio cara mia erklang und flüchtig eilte er hin über den Sand am Ufer, nachdem er ihr noch leise ins Ohr geflüstert: „Du fragst nach meinem Vater? Mein Vater ist der Marchese Giovanni di C . . . . ."

Gianetta erbebte. Sie zitterte, ihr Busen wogte, ihr Antlitz glühte. War es Freude? War es Schreck?

„Marchese di C . . . ." sagte sie leise, indem sie den Kahn am Ufer befestigte. Wie im Traume ging sie dann heim nach der Hütte des alten Felippo. — —

Antonio kam am folgenden Abend wieder, aber ohne, wie er versprochen hatte, seinen Vater mitzubringen. Bei ruhiger Ueberlegung war er zu der Einsicht gelangt, daß sein stolzer Vater wohl nicht so leicht in eine Verbindung mit einem Schiffermädchen willigen würde, möchte sie auch noch so schön, noch so edel sein. Er erkannte jetzt wohl, wie schwer das, was er sich gestern noch als so leicht vorgestellt hatte, in der Wirklichkeit auszuführen sei. Doch tröstete er sich, wie weiche Seelen gerne thun, mit der Zukunft; er hoffte, irgend ein Zufall würde eintreten, der seinem Plane günstig wäre.

Er hatte auch deßhalb noch nicht mit seinem Vater von Gianetta gesprochen. Das holde Kind beruhigte er darüber mit den süßesten Worten und wiegte sie ein in Träume von Glück und Seligkeit. Zwei reine, tieffühlende, glühende Herzen entfalteten sich täglich mehr in dem Zauber der südlichen Natur. Wo ringsum Alles schön, Alles schimmernd, Alles reizend war, wo Himmel und Meer und die Ufer mit ihren duftigen Blüthen prangten wie ein herrliches, wonniges Gedicht der Liebe, sollten da ihre Herzen nicht aufgehen in demselben Strahle, der die Blumen aufküßte drüben am Ufer, in dem die Woge schimmernd spielte, in dem Alles Seligkeit einsog?

Monate lang dauerte dieses selige Liebesleben. Gianetta fühlte sich so unendlich glücklich. Nur über Antonio's Stirne flog manchmal ein leiser Schatten. Er liebte Gianetta so tief, so innig. Die bald spöttelnden, bald eifersüchtigen Blicke, welche die Barcarolen ringsum auf sie warfen, wenn sie zusammen im Kahne ihre Abendfahrt machten, thaten ihm wehe um Gianetta's willen. Sie sollte und mußte sein Weib werden; sie mußte den Verhältnissen, die das Schiffermädchen den Tag über drückten, enthoben werden. Und doch fühlte er immer mehr, wie schwer es sein würde, gegen seines Vaters Ansichten

Digitized by Google

in diesem Punkte anzukämpfen. Er kannte den stolzen Mann zu gut und bebte bei dem Gedanken, seine Worte zu hören, wenn er ihm gestände, daß er Gianetta, das Schifferkind, als Weib heimführen wolle. Doch war Antonio nicht so schwach und weich, daß er aus Furcht vor seinem Vater seine Liebe verleugnet oder seinen Entschluß, Gianetta ganz und auf immer sein zu nennen, aufgegeben hätte.

Zunächst sann er jetzt auf Mittel, wie er Gianetta ihrer gegenwärtigen Lage zu entreißen vermöchte. Der alte Felippo kannte jene tieferen Beziehungen nicht, die sonst Vater und Tochter einen; er war eine jener gewöhnlichen Naturen, denen zartere Empfindungen abgehen. Doch lag ihm das Glück der Tochter am Herzen. Er wußte um die Fahrten Gianetta's mit Antonio; war er auch selten zu Hause, so hatte er doch durch die Nachbarn davon gehört. Uebrigens hatte er nie etwas dagegen geäußert. Gianetta war heiter, die Schifferhütte in Ordnung, die nöthigen Geschäfte besorgt und das war ihm genügend. Den freien Willen seines Kindes dachte er nie zu beschränken; vielleicht mehr aus Gleichgiltigkeit als aus einem edleren Grunde.

Als Antonio und Gianetta eines Abends wieder hinausfuhren in das Meer und von den Schiffern der vorübergleitenden Barken manches höhnende Wort herüber drang, da sagte er zu ihr: „Gianetta, du mußt fort von hier. Ich kann es nicht sehen, daß du den Tag über dich abmühest, daß du Abends, wenn du bei mir bist, den Hohn der Anderen erdulden mußt. Ich habe dir gestern gesagt, wie stolz mein Vater ist, er wird, wenigstens jetzt, seine Einwilligung zu unserer Ehe nicht geben."

„Warum, Geliebter!" unterbrach ihn Gianetta, „beklagst du mein Loos? Fühle ich mich nicht glücklich, unendlich glücklich durch die Liebe, die Freundschaft, die du mir spendest, daß ich gerne die kleinen Mühseligkeiten des Tages, wenn sie auch je drückten, vergesse? Und was den Hohn der Schiffer betrifft — was kann der mich kümmern, was gehen sie mich an? Du bist meine Welt, alles Andere existirt nicht mehr für mich, ist nur wie ein Traum, wie ein Schatten, wie ein Nichts. Darum gräme dich nicht um meinetwillen! Siehst du nicht, daß ich glücklich, ganz glücklich bin? Was kannst du mehr für mich wünschen?"

„Gianetta, du liebes, hingebendes Kind! Eben weil du so still, bescheiden und zufrieden mit deinem Loose bist, darum thut es mir doppelt wehe, daß dieses Loos ein so wenig glückliches ist. Du opferst dich für mich. Ich kann, ich darf das nicht länger zugeben. Höre mich! Ich war unlängst in Capri drüben, ich schweifte auf der Insel umher, da fand ich in einem engen Thälchen ein kleines Haus, ganz zwischen Weinlaub versteckt, schön und lieblich wie die Wohnung einer Fee. Dort sollst du hinfort wohnen. Ein alter Priester, den ich von Kindheit an kenne, wird uns heimlich trauen. Du lebst dann drüben auf Capri in dem schönen Häuschen und jeden Abend wird mich der Nachen zu dir hinübertragen. Ich werde dann den günstigen Zeitpunkt ersehen, meinen Vater mit unserer Ehe bekannt zu machen; er wird zürnen, wird heftig werden, aber er wird sich zuletzt dann auch in das, was er nicht mehr abändern kann, finden und fügen."

„O Antonio, ich zittere. Warum dieses gewagte Spiel? Du hörst ja, ich bin völlig glücklich in meiner gegenwärtigen Lage, ich will sonst nichts weiter als deine Liebe; diese habe ich, sie macht mich glücklich, sie ist mir Alles. Warum unser jetziges Glück aufs Spiel setzen, um vielleicht Leiden und Schmerzen dafür zu gewinnen?"

Antonio suchte sie zu beruhigen. Er sprach von dem stillen, seligen Glück, das sie von nun an genießen würden, von der Zukunft, die sich bald leuchtend vor ihnen aufthun werde. — So kamen sie ans Ufer zurück. Sie gingen nach der Hütte. Gianetta's Vater war eben zu Hause. Antonio sprach nun mit ihm über seine Liebe zu dem Mädchen, von der Unmöglichkeit, sie jetzt schon seinem Vater als sein Weib vorzuführen, von seinem Plane einer heimlichen Vermählung, von dem schönen Häuschen drüben auf Capri.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Japanesen in Paris.

Von einem großen Festmahl, welches die japanesischen Gesandten unmittelbar nach ihrem feierlichen Empfang in den Tuilerien in ihrer Wohnung im Hotel de Louvre gaben und zu dem sie eine Menge vornehmer Leute eingeladen hatten, erzählt man sich gar lustige Dinge. Ein eigenthümliches Fischgericht machte den Anfang: die Fische, Steinbutten, Seezungen und Salmen, wurden roh, in Scheiben geschnitten, servirt. Die Sauce soll aber vortrefflich gewesen sein, und die Gäste thaten ihr Möglichstes, um ernsthaft zu bleiben und die freundlichen Wirthe nicht zu verletzen. Diese sollen von allen Speisen unglaubliche Quantitäten zu sich genommen haben. Dabei wurde während der ganzen Mahlzeit beständig heißes Wasser umhergeboten. „Les Parisiens reculaient avec horreur," meldet der Figaro, „mais les Japonais en buvaient des quantités énormes." Dies heiße Wasser soll die Verdauung erleichtern und zugleich den guten Leuten das massenhafte Essen möglich machen. Schönen Dank! eine gute Flasche Bordeaux ist uns denn doch lieber. Dann und wann zog einer von den Japanesen sein Taschentuch heraus, faltete es auseinander und schneuzte sich; die übrigen verneigten sich alsdann, und wenn gar der oberste Botschafter sich schneuzte, so verdoppelte sich das respectvolle Grüßen. Die Taschentücher waren von Papier, bunt bemalt, wahre Cabinetstücke an farbigen Allegorien und Fratzen. Ein solches papierenes Taschentuch ist in Japan ein Beweis von hoher Distinction: je vornehmer der Mann, desto bunter ist es bemalt, oft mit goldenen Figuren, und da sie begreiflich nicht gewaschen werden können, so sind sie zugleich ein kostbarer Luxusgegenstand. Als nach Tische Kaffee und feiner Liqueur gereicht wurde, thaten sie tapfer Bescheid, wie vorher bei der Mahlzeit; ja, die meisten leerten ein Gläschen nach dem andern, und zwar in solcher Menge, daß es fast schien, als wäre es das warme Wasser von vorher. Ihre Kleidung ist barok und unschön; Alles hängt und schlottert in weiten Falten unbeholfen an ihnen herum, man begreift kaum, wie sie sich darin bewegen können. Die Stoffe selbst aber sind prächtig, zumeist von starker Seide mit eingewirkten Figuren und Goldstickereien, den bekannten chinesischen Gewändern sehr ähnlich. Dabei tragen sie blaue oder rothe baumwollene Strümpfe, aus denen die große Zehe nackt hervorsteht, um welche sie die Schnüre legen, die an den Sandalen befestigt sind. Nur die beiden eigentlichen Gesandten tragen eine Art Pantoffeln von gelbem Leder, sehr primitiver Arbeit. Der Hut ist vollends unbeschreiblich: ein langes, conisches, hohles Ding, schwarz mit bunten Schnüren umwickelt, beinahe so häßlich, meint der Figaro, wie unsere Herrenhüte, welche die Japanesen nicht genug beschauen und bewundern konnten; sie nahmen sie ihren Gästen aus der Hand, setzten sie auf, betrachteten sich alsdann im Spiegel und schüttelten sich vor Lachen. Die Federhüte der Offiziere ließen sie hingegen durch ihren Dollmetscher für das Schönste erklären, was sie je gesehen. Sie tragen keine Schmuckſachen oder Orden, keine Ringe, Ketten, Nadeln ꝛc. Nur der Griff ihres Yatagans ist reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt; die Gesandten selbst trugen sogar bei der Audienz jeder zwei Edelsteine, die mehr werth gewesen sein sollen, als alle Juwelierläden des Palais Royal zusammen genommen: wahre Kohinoore an Größe und Farbenpracht. Die Klingen ihrer Yatagans sind dabei so scharf wie Rasiermesser; sie ziehen sie auch manchmal aus der Scheide heraus und spielen und kokettiren damit in ganz beunruhigender Weise. Bärte (da wir doch einmal von Allem sprechen und sie vollständig abconterfeien) tragen die Japanesen nicht, — weil sie keine haben; eine Eigenthümlichkeit, die sie mit vielen Völkern der mongolischen Race theilen. Ihr Zopf ist dagegen von außerordentlicher Länge und Dicke, was um so erstaunlicher ist, als derselbe nur im Wirbel wurzelt; denn das übrige Haupthaar wird kahl geschoren. Sie rollen den Zopf sehr geschickt zusammen und bergen ihn alsdann in ihrem Hute; deßhalb kommen ihnen auch unsere Hüte so unbegreiflich vor, weil wir eben keinen Zopf haben (keinen Haarzopf nämlich). Doch wir haben gut lachen über die Japanesen, jetzt da sie hier bei uns zum Besuche sind; wer weiß, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns bei ihnen einstellten, vorzüglich unsere Damen in ihren

Digitized by Google

Crinolinen. Die Gesandten und ihr Gefolge betrachteten selbige nicht allein mit den Zeichen der größten Verwunderung, sondern wollten sie auch auf eine so handgreifliche Weise näher untersuchen, daß der Dollmetscher seine gesammte Sprachkenntniß aufbieten mußte, um ihnen zu erklären, daß eine derartige Untersuchung durchaus unstatthaft und antieuropäisch sei.

Verschiedenes.

Von einem Hausknecht erwartet man eine robuste Gesundheit, und wenn er auch nicht gerade, wie es im Volksmunde spaßweise heißt, Schuhnägel verdauen kann, so wurde doch dem Magen eines solchen dieser Tage ein weit minder harter Gegenstand zu schwer. Bei einem kranken Wirthe wachte dessen Hausknecht, derselbe hatte aber am Abend ein wenig zu viel getrunken und wollte Nachts mit einem auf dem Tische stehenden Glas Wasser seinen außergewöhnlichen Durst löschen. Kaum getrunken, verspürte er schreckliche Schmerzen, windet und dreht sich nach allen Richtungen der Windrose. Was war's? er hatte das Glas mit den Blutegeln erfaßt und die erfüllten innerlich so tapfer ihre Functionen, daß ein Arzt sie durch ein Brechmittel der unberufenen Anwendung entziehen mußte.

In der elften Versammlung des wissenschaftlichen Vereins in Berlin hat der Generalstabsarzt Dr. Launer einen Vortrag über den vorherrschenden Charakter der Krankheiten innerhalb der jetzigen Generationen abgehalten. Der Redner schließt sich dem Ausspruche des alten Hippokrates an und sagt: „Von der Geburt bis zum Tode ist das Individuum eine Krankheit", und diese Krankheit, an der er allmälig stirbt, ist das Leben selbst, fügt Dr. Launer hinzu. Innerhalb dieser allgemeinen Krankheit gibt es nur besondere Formen der Krankheit. Die Krankheitsconstitution der Gegenwart faßt Dr. Launer in der kurzen Antithese zusammen: Unsere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv. Der vorherrschende Krankheitscharakter unserer Zeit ist der nervöse. Die Gründe dafür findet der Redner in der unendlich vermehrten Masse der Genußmittel, wie in der namenlosen Hast, sich ihrer zu bemächtigen, in der überspannten Arbeit, die mit immer schwererem Drucke auf uns laste, je weiter und höher uns die Lebensbahn führt. Statt unser Tagewerk nach der uns zugemessenen Zeit einzurichten, versuchen wir es umgekehrt. Wir handeln wie leichtsinnige Schuldner, borgen vom Schlaf, dem eigentlichen Ernährer der Nerven, fordern unserer Lebenskraft unausgesetzte Vorschüsse ab, um plötzlich mit einem Bankerott zu endigen. Sparsamkeit am unrechten Orte ist die schlimmste Verschwendung. Das gilt auch von dem Geize mit der Zeit, einem charakteristischen Grundzug unserer jetzigen Generation. Mit dem rechten Maße in allen Dingen, namentlich auch in der Oekonomie des Tages, würde sie das sicherste Heilmittel gegen ihre specifischen Leiden gefunden haben, und statt „nervös" zu sein, wieder „nervig" werden, wie ihre Altvordern.

Eine Kammerrede des Professor Häusser von Heidelberg über die Schulreform enthält folgende treffende Stelle: Es ist ein Irrthum, zu glauben, die Jugendzeit sei dazu da, um eine bestimmte Summe von Kenntnissen dem jugendlichen Kopfe einzuprägen, und man klagt oft, daß ein junger Mensch nicht genug gelernt habe; das ist aber der Schaden nicht: die Jugend ist dazu da — und das kann nicht nachgeholt werden — zu lernen, wie man zu lernen hat, Gemüth und Kopf für das künftige Wissen lebendig zu machen. Ich gebe es wohlfeil, wenn in einzelnen Zweigen etwas versäumt wird; wenn nur der höchste Zweck, die geistige Gymnastik erreicht ist, so ist auch der Zweck der Mittelschulen erreicht. Mehr sollen sie nicht erreichen und das werden sie auch, hoffe ich, in Zukunft erreichen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 57:
Pomade, Dame, Mode, Dom, Ode, Ade.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 59. Samstag, den 17. Mai **1862.**

Landwirthschaftliches Fest.

Auf grüner duft'ger Weide
Da geht ein junger Stier —
Im ganzen Landbezirke
Weitaus das schönste Thier.
In seinen Adern strotzet
Lebend'ge Feuergluth,
Aus seinen Augen glotzet
Kühnheit und Heldenmuth.
Es grastet ihm zur Seite
Das Rind nach seiner Wahl,
Jung, schön gebaut und kräftig,
Des Stieres Ideal.
Ihm hat er längst auf ewig
Sein großes Herz geschenkt,
Und Treue ihm geschworen,
So oft man sie getränkt.
Da naht der reiche Bauer
Mit einem Prügelholz,
Erspäht den Stier inmitten
Und blickt ihn an voll Stolz.
„Wir ziehen mit einander,
So sprach er, in die Stadt;
Wir wollen einmal sehen,
Wer's schönste Rindvieh hat.
Da wartet Dein die Ehre,
Da wartet mein der Preis,
Wir kommen stolz mit Fahnen
Zurück von unsrer Reis'!"
Das Rind vernimmt die Worte
Mit thränenfeuchtem Blick —
Der Stier beginnt die Wandrung,
Glotzt tausend Mal zurück. —
Wie schmettern die Trompeten
Mit festlich hellem Ton!
Der Stier trug aus dem Kampfe
Den ersten Preis davon.
Wie mustert stolz sein Auge
Die Reihen rund herum —
Wie schaut ihn mit Entzücken
Das Rindviehpublikum!
Daneben eine Kalbin
Die trug den andern Preis,
Wie ward da unserm Helden
Um seine Brust so heiß.
Er stampft ihr auf die Füße,
Sie nickt ihm freundlich zu,
Und schon nach kurzem Kosen
Da sprachen sie per Du. —
Sein Lieb das ist vergessen
Im häuslich stillen Stall —
Es wandern unterdessen
Heimwärts die Kämpfer all. —
Stolz zieht der Held nach Hause,
Des Sieg's sich froh bewußt,
Er schwelgt in der Erinn'rung
In seiner großen Brust.
Wie hat ihn beim Empfange
Sein Lieb froh angemuht!
Doch er mit finst'rer Miene:
„Ich lieb' ein edler Blut!
Zerrissen sind die Banden,
Ich hab' Dich längst schon satt —
Ich lieb' — nun sel's gestanden —
Ein Thier aus jener Stadt!"
Sie hört's mit banzem Grausen
Und bebt entsetzt zurück:
„Geh' hin, du Ungetreuer,
Fahr' wohl, o süßes Glück!
Noch in den spät'sten Zeiten,
Wenn Dir die Freude winkt,
Im Stall und auf den Weiden
Verfolg' Dich mein Instinkt!!"
Sie hat den Fluch gesprochen,
Sie aß und trank nicht mehr —
Der Bauer drob erbittert
Ruft gleich den Metzger her.

Digitized by Google

An ihrem Blute stillten
Die Hunde ihren Durst,
Ihr Fleisch ward bald zu Beefsteak,
Ihr Herz gehackt zu Wurst.
Beim Gerber auf der Stange
Da hängt die treue Haut —
Da hat sie lange, lange
In's weite Land geschaut;
Und nur zur Geisterstunde
Da hört man dumpf Gestöhn,
Als spräch's mit Geistermunde
Die Worte: Wiedersehn!! —

Deidesheim. — l.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Felippo überlegte einige Zeit. Der ruhige, praktische Mann sah hierin für seine Tochter ein besseres und sichereres Loos, als außerdem je dem armen Schiffermädchen geworden wäre. Nur von Antonio's Vorschlag, selbst mit überzusiedeln nach Capri, wollte er nichts hören. Aber auch Gianetta sollte seiner Meinung nach nicht nach Capri. Die Schiffer von der Margellina kamen da zu häufig hinüber. Sie konnten dort Gianetta sehen und dadurch vielleicht der alte Marchese früher von Antonio's Ehe hören, als dieser es wünschte. Er machte darum den Vorschlag, Antonio solle mehr nach dem Gebirge zu am Vesuv eine Wohnung nehmen. Dorthin kämen die Schiffer nie. Niemand würde so ihren Aufenthalt erfahren. — Aber Gianetta wollte von dem Anblick des Meeres sich nicht trennen, sie weinte, als sie hörte, daß sie fern vom Meere wohnen sollte. Antonio stimmte ihr bei, auch er liebte das Meer, er sah ein, daß Gianetta sich nicht ganz glücklich fühlen, ein schmerzliches Heimweh empfinden würde, wenn sie das Meer nicht mehr sähe. Beide stellten das Felippo vor, und so rauh sonst sein Herz war, ein Kind des Meeres, fühlte auch er, wie schwer, ja fast unmöglich es ihm sein würde, sich davon zu trennen. Er hatte nie darüber nachgedacht; jetzt erst, als Gianetta ihre Begeisterung, ihre Liebe für das Meer zeigte, fühlte er, daß es ihn schmerzen, ja ihn ganz unglücklich machen würde, sollte er des Meeres Anblick entbehren, das von Kindheit an seine Heimath war.

Auch am andern Abend, als Antonio mit Gianetta hinausfuhr ins Meer, sprach er wieder von seinem gestrigen Plane. Immer wieder erzählte er von dem reizenden Häuschen zwischen Rebengeländen und Orangenbäumen drüben auf Capri, von dem Glücke, der Seligkeit, die sie da genießen würden, fern von aller Welt, in stiller, lieblicher Einsamkeit. Gianetta schwamm in Entzücken bei seinen Schilderungen eines so wonnigen Liebeslebens. — Am folgenden Tag kam Antonio nicht. Gianetta durchwachte die Nacht unter Thränen: es war zum ersten Male, seit sie sich kannten, daß er einen Abend versäumte zu kommen. In Thränen überraschte sie der Morgen. Doch bald waren sie da getrocknet — Antonio kam in aller Frühe freudestrahlenden Gesichts. Er umarmte sie. Dann sprach er: „Warum ich gestern nicht kam, Geliebte? Ich war auf Capri drüben; das Häuschen ist mein; der Priester wartet, uns zu vereinigen. Dann eilen wir hinüber in unser liebes, kleines Paradies."

Hierauf setzte er dem alten Felippo Alles auseinander. Dieser fügte sich, wenn auch ungern, in solche Eile. Man ging nach der alten Kapelle, wo der Priester, Antonio's verschwiegener Freund, wartete. Er gab dem Paare seinen Segen. Dann eilten sie ans Ufer und leicht flog der Kahn hinüber nach Capri. Gianetta jauchzte vor Freude beim Anblick des Häuschens und des Gartens mit der Laube, wo sie von nun an wohnen sollte. Den Schiffern drüben am Ufer von Neapel sagte Felippo, Gianetta sei zu einer Verwandten nach Portici, die plötzlich erkrankt, sie zu pflegen.

Die Liebenden auf Capri waren unendlich glücklich. Wochen und Monate verstrichen ihnen in stiller Seligkeit wie ein Tag. Antonio mußte natürlich von Zeit zu Zeit nach Neapel, um einige Tage in seines Vaters Palast zuzubringen, sonst war er ganz unbeschränkt in seiner Zeit. Als er nun wieder einmal bei seinem Vater war, erklärte ihm dieser so kurzweg, als ob es sich um irgend eine Sache handle, die sich von selbst verstehe, er müsse sich bereit halten, sich dem-

Digitized by Google

nächst mit der schönen, jungen, sehr reichen Gräfin Giula di S . . . zu vermählen. Die junge Dame liebe ihn, und zwischen ihm und dem Vater der Gräfin sei bereits Alles geordnet, die Vermählung solle in kürzester Zeit erfolgen. Antonio antwortete ausweichend. Der Vater drängte auf Entscheidung. Da erklärte Antonio, er könne Giula nicht heirathen, weil er schon vermählt sei. Der alte Marchese fuhr bei diesen Worten staunend zurück. Ein ausführliches Geständniß Antonio's folgte. Sein Vater bebte vor Wuth, unter den fürchterlichsten Verwünschungen verfluchte er den „ungerathenen Sohn, den Schänder der Ehre seines alten Hauses". Er verstieß ihn sofort aus dem Hause, aus der Familie, und verbot ihm, sich ferner seinen Sohn zu nennen.

„Es sei," sagte Antonio. Als er über die Schwelle des Palastes trat, fühlte er, daß es zum letzten Male war. Marchese Giovanni di C . . . . war bekannt als ein Mann, der noch nie im Leben ein Wort wieder zurückgenommen habe.

Antonio, der Sohn und einzige Erbe des reichen Marchese, war mit seiner früheren Lage verglichen jetzt ein Bettler. Sein Vater hatte ihn feierlich verflucht und enterbt, er war auf immerdar unwiderruflich aus dem Kreise seiner Familie und aller seiner Verwandten gestoßen. Er hatte sein Vermögen und die Achtung seines Standes seiner Liebe zum Opfer gebracht. Fühlte er sich deßhalb unglücklich? Nein! Er hatte ja ein Herz, das er sein eigen nennen konnte, und das ihm mehr galt als alle Schätze der Welt. Er hatte Muth und Kraft, es erregte eine tiefe Freude in ihm, als er dachte, daß er jetzt durch eigne Anstrengung, durch eigne Thätigkeit für das Loos seiner geliebten Gianetta zu sorgen habe. Der kleine Weinberg, die Obst-, Oliven- und Citronenbäume im Garten gut gepflegt und dann der Ertrag davon in der Stadt verkauft, sicherte ihm und Gianetta wenn auch keine glänzende, doch eine von Noth im eigentlichen Sinne des Wortes freie Existenz. Musik und Gesang, die herrliche Natur rings, allabendlich eine Fahrt ins Meer sollten ihnen ihr Leben verklären, ihrem Liebesglück den reinsten Zauber verleihen. Antonio war glücklicher als je, ein Druck war von seinem Herzen gelöst; die Ungewißheit, die Angst vor seinem Vater, wenn er von seiner heimlichen Ehe erführe, hatte ihm manche Stunde getrübt. Nun war Alles entschieden, er war auf Einmal klar in seinem Innern. Er fühlte sich ordentlich kräftiger, männlicher, seit Gianetta's Zukunft nicht mehr durch seinen Reichthum gesichert, sondern von seiner Thätigkeit, von seinem energischen Handeln abhängig war.

Und Gianetta? Keine Wolke trübte ihre schöne Stirne, kein Schatten flog über ihr Antlitz, als sie von Antonio den Wechsel seines Geschickes erfuhr. Nur war es ihr schmerzlich, daß sie die Ursache war, und durch die hingebendste Liebe und Zärtlichkeit suchte sie ihn, wenn er überhaupt den Verlust irdischer Güter schmerzlich gefühlt hätte, für alles Verlorene zu entschädigen.

(Schluß folgt.)

Pfälzischer Sängerbund.

An die Freunde des Gesangs.

Das musikalische Comite des pfälzischen Sängerbundes hat in seiner Sitzung vom 6. April l. Js. beschlossen, daß bei der Herausgabe der Liedersammlung des Bundes dem

Volksliede

eine besondere Beachtung zugewendet werden solle, da es der Ueberzeugung ist, daß insbesondere die Pflege des Volksliedes den Männergesang dazu befähigt, in Kunst und in Sitte veredelnd zu wirken. Mit dem Volksliede wird am kräftigsten dem nur allzu häufig zu Tage tretenden Gefallen an gehaltlosen, faden und dem textlichen Inhalte nach oft geradezu verwerflichen Liedern begegnet, und Lust und Liebe am Gesange auch da wieder geweckt werden, wo bei überwiegend körperlicher Beschäftigung so leicht geistige Trägheit und Abstumpfung Platz greifen oder das Jagen nach äußern Gütern die Gefahr geistiger Verflachung nahe rückt.

Wir haben uns deßhalb die Aufgabe gestellt, Alles zu sammeln, was aus dem in früherer Zeit so reichhaltigen Schatze von Volksliedern in der Pfalz noch vorhanden ist; nur dadurch werden wir im Stande sein,

Digitized by Google

allgemeiner verbreitete und schon bekanntere Volkslieder textlich und musikalisch in der Form, in welcher sie bei uns sich erhalten haben, in unserer Liedersammlung zu geben und vielleicht manchen werthvollen Beitrag zu schon vorhandenen Volksliedersammlungen zu liefern; wir haben sogar Grund zu der Annahme, daß es uns gelingt, ein oder das andere in weiteren Kreisen noch nicht gekannte Volkslied der Verborgenheit und Vergessenheit zu entreißen und zum Gemeingut Vieler zu machen.

Wir bedürfen bei diesem Unternehmen allseitiger Unterstützung, und wenden uns darum an alle Freunde des deutschen Liedes in der Pfalz und den angrenzenden Ländern, namentlich an die Mitglieder von Musik- und Gesangvereinen, sodann an Solche, welche mit denjenigen Volksklassen in nähere Berührung kommen, in welchen das Volkslied noch lebt, insbesondere also an die Geistlichen und Lehrer mit der Bitte,

„uns die noch gangbaren oder auch nur „den älteren Leuten bekannten Volkslieder „oder Reste derselben, genau nach Wort „und Weise, ein- oder mehrstimmig, aber „ohne alle eigene Zuthat, aufzuzeichnen und „mit Angabe der Quelle einem der Unterzeichneten zukommen zu lassen."

Das erhaltene Material werden wir nach sorgfältiger Prüfung, Vergleichung und Sichtung zu einer zweckentsprechenden Bearbeitung der Volkslieder benützen.

Mögen recht Viele sich veranlaßt fühlen, an dem begonnenen Werke mitzuwirken und dadurch nicht allein den Mitgliedern unseres Bundes, sondern dem ganzen Volke eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Genusses und sittlicher Erhebung zu erschließen!

Im Mai 1862.

Mit freundlichem Gruße

Das musikalische Comite des pfälzischen Sängerbundes:

J. H. Lützel in Zweibrücken,
F. B. Hamma in Neustadt a. d. H.,
L. Heydenreich in Speyer,
Fr. Milster in Billigheim,
P. Müller in Frankenthal.

An den Turn-Verein Lambrecht.

Zur Fahnenweihe.

Nehmt meinen Gruß aus weiter Ferne
An eurem hohen Festtagsglanz.
Euch leuchten freundlich ja drei Sterne,
Sie winden sich zu einem Kranz.
Er möge sich um's Haupt euch schlingen!
Geschmückt mit solcher Farbenpracht,
Könnt ihr den schönsten Schmuck erringen.
Des Vaterlands sei heut' gedacht!

Sind seine Farben denn verblichen?
O nein! sie strahlen hier im Bund!
Zwar sind die Tage längst verstrichen,
Wo man um's Banner wehrhaft stund.
Heut weht's in junger frischer Blüthe
Der muntern Turnerschaar voran;
Sie preist den deutschen Geist im Liede,
Schließt liebend sich dem Banner an.

Laßt flattern stolz die deutschen Farben,
Stählt eure Kraft in eurem Leib;
Kommt Freiheit dann und sammelt Garben,
Dann seid ein Mann und nicht ein Weib.
Ja, euer Bund sei Geistesfreiheit
Und euer Herz das theure Pfand;
Ja eure Losung: deutsche Einheit
Und ein gesammtes Vaterland!

Dann seid ihr erst die wahren Söhne,
Die aus dem alten Zweig entstammt;
Die in dem großen Reich der Töne
Zu deutschem Liede sind entflammt;
Die stets die Farben redlich halten,
Fest steh'n in ihrem heil'gen Sold; —
Gott mög' in eurem Bunde walten —
Hoch Deutschland! Hoch dem Schwarzrothgold! —

Dannstatt, im Mai 1862. H. Raquet.

Dreisilbige Charade.

Der Silben erste läuft am Boden,
Die letzten heben in die Höh';
Das Ganze läuft gleichfalls am Boden
Und hebt sich über Berg und See.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 60. Dienstag, den 20. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

(Schluß.)

Vergessen war längst Antonio's frühere Stellung im Leben. Als einfacher Gärtner fühlte er sich so wohl, so glücklich wie nie sonst; Gianetta, deren Geist und Herz in seiner Nähe sich täglich herrlicher entfalteten, machte ihn durch ihren Besitz so unendlich selig, daß er oft die Frage sich vorlegte, ob er denn nicht zu glücklich sei für einen Sterblichen. Und dann die Abende, die sie unter Gesang und Guitarrespiel verbrachten! Wenn er da sah, wie Gianetta's ganzes Wesen aufging im Gesang, wie ihre Stimme immer umfangreicher, immer melodischer wurde, wie es ihr immer mehr gelang, das innerste Empfinden der Seele in diesen Tönen auszudrücken, da bebte sein Herz in unendlicher Wonne bei dem Gedanken, daß er der Vollender der herrlichen, in ihr ruhenden Anlagen gewesen sei. Dann warf er sich zu ihren Füßen und küßte ihre Hände voll Andacht, er kniete vor ihr — wie Pygmalion vor seinem Gebilde.

Oft, wenn ihr wunderbarer Gesang recht tief sein Inneres ergriffen hatte, sagte er, daß keine Sängerin der Welt ihr an die Seite gesetzt werden könne, alle würden vor ihr sich beugen müssen. Er nannte die berühmtesten Primadonnen aller Theater, die er früher auf seinen Reisen gehört hatte, und von allen sagte er, daß sie weit unter Gianetta stünden und sie vor aller Welt die glänzendsten Triumphe feiern würde. Gianetta's Antlitz erglühte bei solchen Worten immer so eigen. Anfangs schmerzten sie dieselben und ein geheimes Weh erfaßte ihr Herz, ihr war, als ob eine kalte Hand nach ihr griffe und ihr ihr Theuerstes rauben wolle. Allmälig wurde es anders, der Dämon des Ehrgeizes, den Antonio früher einmal in ihr geweckt hatte, regte sich nach und nach wieder, das bange Gefühl bei diesen Aeußerungen ihres Gatten verlor sich und zuletzt hörte sie mit Entzücken und Sehnsucht zu, so oft Antonio ihr erzählte von jenen berühmten Sängerinnen, die sie gleichwohl alle überstrahlen würde. Ihr Gesicht erglühte jetzt auch bei seinen Worten, aber ein stolzes Lächeln bebte dabei um ihre Lippen und ihr Auge funkelte triumphirend.

So vergingen Monate.

Der alte Felippo war krank geworden und hatte Antonio bitten lassen, zu ihm zu kommen. Es war da viel für Antonio zu thun, der den armen Schiffer möglichst gut gepflegt wissen wollte. Nach drei Tagen erst kehrte er nach Capri zurück.

Gianetta erwartete ihn dies Mal nicht wie sonst am Eingang des Thales. Sie wird in der Hütte oder im Garten beschäftigt sein, sie erwartet mich noch nicht, ich wollte ja erst in vier bis fünf Tagen wieder herüber kommen — dachte er. So ging er nach dem Garten; Gianetta war nicht da. Auch in dem Häuschen fand er sie nicht. Er rief ihren Namen; keine Antwort! Doch sie könnte ja zu Besuch bei einer der benachbarten Familien sein — nein, nein, sie kannte ja Niemand in der Nachbarschaft! Sein Herz wurde bang und immer banger. Er suchte den Abend, die Nacht hindurch, er rief tausend Mal ihren Namen — der Morgen kam, aber Gianetta hatte er nicht gefunden.

Vergeblich suchte er eine ganze Woche lang nach ihr in der Umgegend. Der Gedanke, sein Vater könne sie aus Rache haben weg-

Digitized by Google

führen lassen, wurde immer mächtiger in ihm. Er ging nach Neapel, er wollte zu seinem Vater. Der war vor wenigen Tagen gestorben, die Verwandten, die ihn beerbt hatten, stießen Antonio von der Schwelle; sie erfüllten damit nur seines Vaters Willen, dessen letztes Wort beim Sterben ein Fluch auf den ungerathenen Sohn gewesen sei. Das war der Trost, den sie ihm mit auf den Weg gaben.

Der Arme war in seinem innersten Wesen gebrochen und vernichtet. Seine Liebe war ihm das einzige Glück, das einzige Ziel seines Lebens gewesen. Sein Dasein war nun ohne Zweck. Nur Musik und Gesang liebte er noch und die verklärten ihm manche düstere Stunde in heiliger Sehnsucht. Immer noch schweifte er umher, Gianetta zu suchen, aber er selbst hoffte nicht mehr. Das Häuschen in Capri zerfiel, der Garten verwilderte. Die Barke war fast seine einzige Wohnung geworden. Tage lang fuhr er auf dem Meere umher, träumend von einer glücklichen Vergangenheit.

So waren zwei Jahre verstrichen. Antonio war wieder in Neapel, wo er jetzt die Hütte Felippo's bewohnte, der indessen gestorben war. Der Sohn des reichen Marchese di C.... fuhr jetzt neugierige Fremde für ein paar Bajocchi hinaus in die See. Fast keiner der Schiffer kannte ihn mehr. Eines Abends schlenderte er durch die Straßen der Stadt. Es war ein ungewöhnliches Gewoge und Gedränge. Er hörte, eine weltberühmte Sängerin aus Florenz sei angekommen und singe heute Abend die Norma. Seit lange hatte er kein Theater mehr gesehen, die alte Sehnsucht erwachte, es trieb ihn unwiderstehlich hinein. Es waren die letzten paar Bajocchi, die er für einen der schlechtesten Plätze opferte.

Die Oper hatte begonnen. Norma trat heraus.....

Antonio stieß einen unterdrückten Schrei aus und eilte aus dem Theater. Die Sängerin war — Gianetta. Er fragte am andern Tage nach ihrer Wohnung. Er trat hinein. Der reich gallonirte Diener stieß den Bettler, der so frech war, die „Signora" sprechen zu wollen, hart zurück. — —

Nach einer Pause fuhr mein deutscher Freund zu erzählen fort: Antonio fiel in ein lange andauerndes, hitziges Fieber. Er genas endlich — aber sein Geist war verwirrt, er blieb so, wie du ihn heute gesehen — denn Marchese Antonio und der wahnsinnige Improvisatore, den du heute Abend gesehen, sind ein und dieselbe Person. Auch Gianetta hast du heute gesehen: sie sang die „Norma".

Ein Impressario aus Florenz, der von Neapel eine Vergnügungstour nach Capri gemacht, hatte in Antonio's Abwesenheit Gianetta singen hören, als er zufällig durch das kleine Thal wanderte, drinnen Antonio's und Gianetta's Häuschen stand. Er erkannte schnell die wunderbar seltne Stimme. Er trat zu ihr. Er bat sie weiter zu singen. Staunend hörte er ihr zu. Dann erzählte er Gianetta von seinem Theater in Florenz, von dem Ruhm, den sie dort ernten würde. Lange und viel sprach er zu ihr. — Gianetta war befangen im Rausche des Ehrgeizes. Wo war Antonio? Wie ein düsterer Schatten nur schwebte sein Bild noch vor ihrer Seele. — Gianetta floh mit dem Impressario nach Florenz.

Eine Künstlerin kann nicht wahrhaft lieben!

* * *

Mit diesen Worten endete mein Freund die Geschichte Antonio's und Gianetta's. Schweigend erhoben wir uns und gingen nach der Stadt zu. Es war tief in der Nacht..... Wenige Tage darauf hatte ich Neapel verlassen und wanderte wieder dem Norden zu.

2.

München.

Es waren einige Jahre seit meinem Aufenthalt in Neapel vergangen. Ich hatte Italien nicht vergessen. Wie ein schöner, herrlicher Traum schwebte es vor meiner Seele. Aber wie rasch, wie leicht wurde dieser Traum zum schönsten Wachen, wenn ich Schilderungen jenes gelobten Landes meiner Fantasie las, wenn ich nur ein paar Worte jener melodischen Sprache vernahm! Dann war ich plötzlich wieder dahin versetzt und meine Seele erfaßte — Heimweh, als wäre es mein Vaterland. Um so leider that

Digitized by Google

es mir, daß ich verhindert war, die letzte Oper im Hoftheater besuchen zu können. Eine junge italienische Sängerin, deren Schönheit und wunderbar herrliche Stimme meine Freunde mir als etwas nie Dagewesenes schilderten, hatte in „Norma" die Titelrolle gesungen. Da wurde meine Sehnsucht nach Italien recht wach. Ich machte einen Gang durch die Säle der Glyptothek, um meine Seele zu erquicken am Anblick der herrlichen Gebilde südlicher Fantasie — das war für mich eine Art Cultus. Ich verrichtete meine Andacht vor diesen Statuen, die einst unter des schönen Hellas und Italiens Himmel entstanden: ich war dann zu Hause, das Heimweh war gestillt.

Als ich mit einem Freunde, mit dem ich in den Sälen zusammengetroffen, heraustreten wollte ins Freie, kam eben ein wunderbar schönes Weib am Arme eines langen, nichts weniger als einnehmenden Engländers herein. Ich sah sie an und eine seltsame Erinnerung durchzuckte meine Seele. Ueberrascht, erstarrt blieb ich stehen

„Nicht wahr, ich hatte Recht, sie ist wunderbar schön diese italienische Sängerin, die gestern Abend als „Norma" uns Alle entzückte! — Schade, daß sie, wie man sagt, die Geliebte dieses abgelebten Engländers ist, der keinen Vorzug hat als seinen immensen Reichthum," sagte mein Freund zu mir, indem er mich anstieß, verwundert über mein befangenes Wesen.

Ich drückte den Hut tief ins Gesicht und eilte rasch von dannen, nachdem ich mich kurz von meinem Begleiter verabschiedet. War es eine Thräne, die mein Auge plötzlich umflorte? Wieder erklangen in meiner Seele die letzten Worte meines Freundes in der Locanda bei Neapel: „Eine Künstlerin kann nicht wahrhaft lieben!" Die allgemein bewunderte italienische Sängerin, die seit mehreren Abenden ganz München zur höchsten Begeisterung hinriß, die Geliebte des Lord Roch.... war — Gianetta, das Fischermädchen vom Golf bei Neapel.

Besuch der Großfürstin Constantin im Harem des Sultans.

Am Freitag (den 10. Juni 1859) überbrachte Kiamil Bey der Großfürstin für den nächsten Tag die Einladung zum Diner im kaiserlichen Harem. Es war wahrscheinlich die erste Einladung dieser Art seit dem Bestande eines großherrlichen Harems zu Konstantinopel. Seit 1718, wo Sultan Achmed für die geistreiche und von ihm selbst geschätzte Lady Montagu eine Ausnahme machte, ist dieser Harem wohl überhaupt von keinem fremden Fuße betreten worden.

Am Sonnabende, Nachmittags um sechs Uhr, leistete Ihre kaiserliche Hoheit der Einladung Folge, während sich zu gleicher Zeit der Großfürst mit seinem Gefolge zu einem Diner, zu dem auch das diplomatische Corps gezogen war, in die Gemächer des Sultans begab. Der Sultan selbst war dabei der Sitte gemäß durch den auswärtigen Minister Fuad Pascha vertreten.

Die außerordentliche Ehre, welche der Sultan durch diese Einladung der Großfürstin Alexandra erwies, erheischte ihr eigenes Erscheinen in voller Gala. Empfing doch bei dieser Gelegenheit der kaiserliche Harem, für welchen luxuriöser Glanz und Hoheit unzertrennlich scheinen, den ersten Begriff von einer europäischen, von einer kaiserlich russischen Prinzessin. Sie erschien daher in der reichsten Toilette, mit Diamanten, Rubinen und Perlen bedeckt, und noch überdies mit dem großen Bande des St. Katharinenordens geschmückt.

Ein heftiges Gewitter hatte sich eben entladen, als die hohen Gäste des Sultans in einem zierlichen Kasik, einem Geschenke desselben, von Emirghian nach der großherrlichen, mit dem größten Luxus ausgestatteten Residenz Beschiktasch fuhren. Seine türkische Majestät wartete unten an der Treppe des Palastes; die russische Nationalhymne klang den Ankömmlingen entgegen, Fuad Pascha und andere Minister gingen bis zum Kasik. Die genannte Treppe führt zunächst zu einer auf Säulen ruhenden Halle, deren ganze Kuppel mit Rubinglas gedeckt ist. Das Licht, das sie auf die Marmorstufen und auf die glänzendweiße Halle fallen läßt, macht einen

Digitized by Google

magischen Effect. Der große auf's Reichste und Geschmackvollste ausgestattete Audienzsaal, von dessen Decke der vor wenig Jahren zu Paris bewunderte, in zehntausend Lichtern flammende Kronleuchter herabhängt, war bereits vom diplomatischen Corps besetzt. Nach kurzem Verweilen daselbst führte der Sultan die Großfürstin, begleitet von ihrem zehnjährigen Sohne Nikolaus, von der Gräfin Kamarofsky und Frau von Tschitscherin, in den Thronsaal, wo sich die hohen türkischen Frauen um den Thron versammelt hatten. Der Sultan stellte zuerst seine Schwester und Töchter vor, die geborenen Sultaninnen, dann seine eigenen den Titel der Kadinen führenden Frauen und seine vier Söhne. Auf eine Thür zeigend, sagte er hierauf: Voici, Madame, le Harem! und verschwand. Er ging seinerseits zu seinem einsamen Diner, wozu ihn alltäglich die Etikette verurtheilt; selbst keine seiner Frauen hat je sein Mahl getheilt, oder ihn auch nur speisen gesehen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein Soldat der Sklavenarmee unter Oberst Browns Befehl im Lager zu Pensacola, erzählt die Tallahasee-Ztg. (Hauptstadt von Florida), fühlte die Vorboten des Wechselfiebers. Er bat dringend, man möge eine Flasche mit warmem Wasser gefüllt an seine Füße legen. Seine Kameraden suchten umsonst nach einer Flasche umher, als sie nicht weit von ihrem Zelte eine Bombe sahen. Die Bombe hatte keinen Zünder, war aber gefüllt. Die wenig kundigen Soldaten überlegten nicht, daß die Bombe, weil sie unversehrt war, nicht aufgeflogen war und hatten daher den sinnreichen Gedanken, sie auf ein Kohlenfeuer zu legen, wie sie es etwa mit einer einfachen eisernen Platte gethan haben würden. Natürlich platzte die Bombe. Das Zelt wurde in Stücke gerissen und 6 Mann verwundet. Die Andern, unter denselben der Kranke, ergriffen die Flucht. Die bei diesem letzteren hervorgebrachte Bluterschütterung heilte ihn vollständig von dem Fieber. Ob Fieberkranke zu diesem Mittel greifen werden?

Die Fabrication der Crinoline geht in Sheffield so schwunghaft, daß eine einzige Firma allwöchentlich 20 Tonnen (400 Centr.) dieses interessanten Artikels versendet. Mit den in Sheffield fabricirten Stahlreifen könnte man bereits zwei Mal die ganze Erdkugel umspannen.

Im Pflanzengarten zu Paris geht ein Herr, seine Frau am Arm, an einigen Enten vorüber. Die Dame schaut um und bemerkt, daß eine Ente ihrem Herrn Gemahl nachläuft. „Das ist drollig," sagte sie, „sieh einmal um, dir läuft eine Ente nach. Wie kommt das?" „Ich habe eine Zeitung im Sack," erwiederte der Herr, „sie merkt ihre Kameraden."

Der berühmte französische Dichter Lamartine, der stets gehend oder reitend seine Werke verfaßt, liest, da er die Bruchstücke gleich zur Presse sendet, selten eines seiner gedruckten Werke. — Sein auch in's Deutsche übertragenes Gedicht: „der Fall eines Engels," gefiel der Gattin des genannten Dichters so sehr, daß sie ihn bat, er möchte sich doch Zeit abmüßigen, um dieses schöne Product seiner Einbildungskraft im Zusammenhange zu lesen. Er erwiederte derselben mit den Worten: „Madame, Gedichte mache ich, weil es mir Geld einbringt, aber sie lesen, ist sehr langweilig."

Ein Reisender besuchte einst den berühmten Romanschreiber August Lafontaine und erzählte demselben von dem Entzücken, welches ihm seine Schriften in der Jugend verursacht hätten. „Ach!" erwiederte Lafontaine scherzend, aber doch etwas empfindlich: „so sagen Alle. Jung haben sie mich gelesen, alt lassen sie mich liegen."

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 59:

Bachstelze.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 61. Donnerstag, den 22. Mai **1862.**

Die Pächterin.

Man kann sich wohl nicht leicht ein reizenderes Stückchen Erde denken, als den Park zu Trianon im Spätsommer des Jahres 177*. Der klare, blaue Himmel, welcher sich über dieser lieblichen Gegend wölbte, die goldene Sonne, welche ihr Licht auf diese herrlichen Baumgruppen, die smaragdgrünen Rasenplätze und buntfarbigen Blumenbeete ausgoß, erschienen hier glänzender, reiner, ätherischer, als rings umher; die Luft lauer, schmeichelnder — selbst die Wellen des kleinen Baches hinter der niedlichen Meierei von Klein-Trianon murmelten freudiger und vergnügter zwischen ihren blumigten Ufern.

Es war einer jener sonnigen milden Tage des Monats December, an welchem man mit jedem Athemzuge Glück, Lust und Freude einsauzt, wo man Aether, der das Blut noch einmal so schnell kreisen läßt, zu trinken wähnt und man erkennt, daß die Natur uns so mündlich viel zum Glück gegeben, daß der Mensch selbst nur noch wenig hinzuzufügen braucht.

Aber eben dieses Wenige, was der Mensch beimischt, ist Gift, ist bittere Galle — so scharf und bitter, daß der kleinste Tropfen den überschäumenden Freudenbecher vergällen kann.

Doch lassen wir diese traurigen Gedanken und erzählen wir weiter von dem grünen lustigen Park zu Trianon, seiner kleinen Meierei, dem blauen, spiegelhellen See, den duftenden Blumen und den schönen Schäferinnen, die zwischen diesen Blumen und grünen Bäumen fröhlich umherhüpften, den frischen Rasen mit ihren kleinen, niedlichen Atlasschuhen niedertraten und dann mit ihren porzellanenen Milcheimern in die mit Marmorplatten ausgelegten Ställe der Meierei gingen, die bunt gesprenkelten Schweizerkühe melkten und Biscuitbrod in die Milch brockten, um ein ländliches Abendessen davon zu bereiten.

Man wird leicht errathen, wer diese reizenden Schäferinnen in rosafarbigen, seidenen Reifröcken, weißen Atlasschuhen und runden Hüten waren, wenn wir bemerken, daß Trianon mit seinem Garten und seiner Meierei der Lieblingsaufenthalt der Königin von Frankreich, der liebenswürdigen Maria Antoinette, war und daß hier jene idyllische Poesie, welche wir in den Schäfergedichten Florians finden, zur schönen Wirklichkeit geworden war.

Es thut nichts zur Sache, daß jene reizenden Daphnen und Chloen des Parkes von Trianon nicht schlichte Hirtenkinder, sondern Herzoginnen, Prinzessinnen und Marquisinnen waren und die Schäfer, welche hier auf der Flöte des Pan die Nymphen und Schäferinnen lockten, sich mit derselben Leichtigkeit auf dem parquetirten Boden des Hofes zu Versailles, wie auf dem Rasen zu Trianon bewegten.

Es war um die neunte Morgenstunde.

In einem der schattigen Baumgänge dieses Parkes ging ein junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren unruhig auf und ab; sein Anzug war zwar der glänzende und elegante der vornehmen Herren jener Zeit, allein man konnte leicht bemerken, wie sich ein gewisses Streben nach Einfachheit darin geltend machte.

Trotzdem kleidete der silberfarbige Rock, die weiße, goldgestickte Atlasweste und der an der Seite aufgeschlagene Hut den jungen Mann vortrefflich, zumal da unter dem Hut ein interessantes Gesicht mit großen blauen

Digitized by Google

Augen und blonden Locken, die nur unwillig den Puder zu tragen schienen, hervorsah.

Von Zeit zu Zeit blieb der junge Mann stehen und warf einen flüchtigen Blick auf seine Uhr, dann murmelte er vor sich hin:

„Mein Gott! schon neun Uhr und der Abbé läßt sich immer noch nicht blicken und in einer halben Stunde soll die Probe sein — es ist mir unerklärlich.“

Er ging wieder einige Schritte vorwärts, bis an eine Biegung des Weges, wo er durch die geradlaufenden Baumalleen hindurch die von Paris nach Trianon führende Landstraße erblicken konnte, aber kein Wagen ließ sich auf der Chaussee sehen, kein fernes Staubwölkchen verkündete seine Ankunft. Der junge Mann strich sich in seiner Verlegenheit durch das Haar und murmelte endlich zwischen den Zähnen:

„Wohlan! warten wir ab, was da kommen wird; ohne den Abbé gehe ich nicht einen Schritt von hier und möge meinetwegen darüber die ganze Oper zu Wasser werden. Sie mögen sehen, wie sie sich ohne Bräutigam behelfen können — es ist eine pikante Veränderung — und übrigens ist in diesem Frankreich ein Bräutigam oft die unbedeutendste Nebenperson. Dazu kenne ich mein holdes Bräutchen so wenig, daß ihre Reize mich durchaus nicht anziehen können, auch nur einen Abend Hymens Rosenfesseln zu tragen. Ja, wenn es Gabriele wäre — aber so“ — und er seufzte bei diesen Worten.

Er ging noch einige Minuten auf und ab, dann setzte er sich auf eine Moosbank, legte den Kopf in die Hand und sprach, in die dunkle, grüne Waldesnacht hineinschauend:

„Versuchen wir ein wenig zu schlafen — ich habe ohnedies die ganze Nacht wegen des verwünschten Einstudirens kein Auge zugethan — und die Vögel singen so schön, daß man sich keine lieblicheren Schlummerlieder wünschen kann — ja, ich will schlafen und von meiner Dame aus dem Theatre français träumen.“

Er schloß die Augen, wandte sich auf die andere Seite und schon nach wenigen Minuten verriethen die gleichmäßigen Athemzüge, daß er entschlummert war.

Die Jugend schläft immer gut und sanft, mag das Kissen nun ein Daunenbett oder ein Felsenblock oder eine Moosbank sein, nur das Alter, welches schon so viel entbehren muß, hat nicht einmal die Entschädigung, alle diese Entbehrungen im süßen, festen Schlafe zu vergessen und in einem glücklichen Traum sich die heiteren Erinnerungen der Jugend zurückzurufen.

Wenige Minuten später wurden die Zweige der grünen Laubwand vorsichtig zurückgebogen und hinter der Moosbank hervor schlüpften zwei junge Frauen in jenem eben beschriebenen Schäferkostüm. Beide waren jedoch gegen die gewöhnliche Sitte der damaligen Zeit ohne Puder und üppig drängten sich dunkle und blonde Locken unter den kleinen Hütchen hervor.

Sie trugen weißseidene Unterröcke mit aufgestecktem, rosafarbenen Ueberwurf, um die Busen flatterten buntseidene Schleifen und der kleine, feingeformte Fuß war mit niedlichen rothen Atlasschuhen bekleidet.

„Still, Gabriele,“ flüsterte die ältere der beiden jungen Damen, eine reizende Blondine mit den schönsten blauen Augen, einem klaren Spiegel ihrer Seele, dem zartesten Teint, wunderschönen Armen und Händen und jenem graziösen, schwebenden Gang, der das Entzücken Aller war, die sie sahen — „still, meine kleine Freundin! der junge deutsche Bär schläft vielleicht nicht so fest, als wir glauben, und wenn er plötzlich erwachte, würden wir in sehr große Verlegenheit kommen.“

Während die junge Dame so sprach, hatte sich die Andere vorsichtig über die Moosbank gebeugt, um das Gesicht des Schläfers zu betrachten, als sie plötzlich einen lauten Schrei ausstieß und, da der junge Mann in diesem Augenblick die Augen aufschlug, wie vom Sturmwind gejagt, davonlief und bald hinter den Bäumen verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch der Großfürstin Constantin im Harem des Sultans.

(Schluß.)

Auf das Wort des Sultans waren die geheimnißvollen Räume ihres unverletzlichen Siegels entkleidet, die Großfürstin betrat den Harem. Die Oberhofmeisterin, die

Digitized by Google

Vorsteherin des ganzen Heiligthums *), schritt voraus, die Sultanin-Schwester mit der Großfürstin folgte ihr. Zwei Armenierinnen, ebenso gewandt im französischen wie im türkischen Ausdrucke, verdolmetschten alle Gespräche. Mit dem Eintritt in den Harem begann eine Wanderung durch zahllose Zimmer, denen das blaue Glas der Fenster einen mysteriösen Anstrich gab. Die auf zweitausend Köpfe geschätzte Bevölkerung des Harems, zum guten Theile Griechinnen und Armenierinnen, mochte fast vollzählig in diesen ächt orientalischen Gemächern versammelt sein; es konnte nicht fehlen, daß sie den Eindruck einer fabelhaften Feenwelt auf die fremden Gäste machten. Nicht minder merkwürdig und erstaunlich war aber ihre eigene Erscheinung in den Augen dieser von Welt und Leben so streng abgeschlossenen Lieblinge und Sclavinnen des Sultans; ihre Neugierde stritt fortwährend mit ihrem Respecte; der letztere konnte jedoch nicht verhindern, daß sie sich allenthalben um die hohe Frau drängten, die gleicherweise durch ihre Schönheit wie durch ihren fürstlichen Glanz imponiren mußte.

Endlich gelangte man in einen großen prächtigen Saal, wo das Unglaubliche zur Wirklichkeit geworden: es war daselbst die stattlichste Truppe Militärmusik aufgestellt. Ihre Uniform bestand aus rothen, reich mit Gold verbrämten Waffenröcken und weißen Hosen; auf dem Kopfe trugen sie das rothe Fes mit herabhängender goldener Quaste. Der ersten Ueberraschung, inmitten dieses abgeschlossenen Frauenheiligthums ein munteres Soldatencorps zu finden, folgte die zweite, als sich's ergab, daß die schmucken Musikanten kunstgeübte Mägdlein des Harems waren.

An den großen Musiksaal stieß ein anderer kleinerer, in welchem eine elegante Tafel ganz nach europäischer Art gedeckt war. Die Großfürstin nahm zur Rechten der Sultanin-Schwester Platz, der junge Großfürst zu ihrer Linken. Zur Rechten der Großfürstin setzte sich die erste Kadine, eine schöne Circassierin, deren blühende Erscheinung nicht entfernt ein Alter von vierzig Jahren verrieth. Ihre Schönheit machte sich um so bemerklicher, da in der großen Zahl der anwesenden Frauen und Mädchen, außer der einen Tochter des Sultans, keine einzige mit ihr wetteifern konnte; dagegen war vielen der Mai des Lebens mit seinem Blüthenschmelze sichtlich fern geblieben, oder er hatte ihnen bereits abgeblüht. Die zweite Frau des Sultans, die Mutter Murad Effendi's, des ältesten Prinzen, setzte sich neben den Großfürsten Nikolaus. Die Oberhofmeisterin und die vier Töchter des Sultans nahmen gleichfalls an der Tafel Platz, sowie auch die beiden Damen der Großfürstin. Die türkische Toilette hatte den größten Reichthum an Diamanten entfaltet; besonders strahlte am kleinen Finger der Fürstinnen ein immenser Solitär.

Die Oberhofmeisterin bekleidet zwei hohe Aemter in diesem Kreise: sie hat die Aufgabe, den ganzen kleinen Staat zu regieren und eintretende Vacanzen auszugleichen. Die erstere Aufgabe ist trotz des Mangels an Demokraten nicht leicht; Blüthenbäumchen, einander so nah gepflanzt, zerschlagen sich allzugern die Aeste. Die zweite Aufgabe ist mit offenbarer Verantwortlichkeit verknüpft; denn die Frauen, die sie für den Sultan auswählt, hat sie doch auch höchsten Orts zu vertreten. Trotz dieser Verantwortlichkeit sagte sie durch Dolmetschervermittlung keck zur Großfürstin, sie sei sehr unglücklich, daß die Großfürstin schon verheirathet sei; denn andernfalls würde sie dieselbe als die schönste der Frauen, die sie je gesehen, unfehlbar für den Sultan erkoren haben. Die Großfürstin, um die Antwort nicht verlegen, entgegnete ihr, sie sei im Gegentheil sehr glücklich, schon verheirathet zu sein; denn sie besitze einen Gatten, den sie sehr liebe. Das gute Wort fand eine gute Aufnahme. Begreiflicherweise bot die Großfürstin selbst den entzückten Frauen, bei ihrer Sicherheit vor Concurrenz, das schönste und liebste Thema. Ihre Nachbarin, die Circassierin, nannte sie die Perle der Fürstinnen, und pries sich mit den anwesenden Prinzessinnen glücklich, daß der Sultan gerade ihr so außerordentlicher Weise den Besuch seines Harems gestattet habe.

Während der Tafel kamen die vielen Sclavinnen, vorzugsweise so genannt, obschon in ihrem Hofrange sehr verschieden und der höchsten Aufrückung fähig, abwechselnd in den Speisesaal: sie waren alle weiß gekleidet,

*) Das Wort Harem selbst bedeutet heilig.

Digitized by Google

manche unter ihnen, wohl um das Bild des Harems zu vollenden, trugen ganz kleine Kinder auf dem Arme. (Ländlich, sittlich.) Sie begnügten sich aber keineswegs mit der Schau aus respectvoller Entfernung; vielmehr kam eine nach der andern an die Großfürstin heran, mit der Frage, ob sie gestatte, daß man sie nach Belieben ansehe. Weiter ging ihr Muth gegen die begleitenden Damen der Großfürstin; diese gestatteten sie sich, wohl um sich von ihrem Fleisch und Blut zu überzeugen, mit den Fingerspitzen zu berühren.

Die mitspeisenden hohen Damen selbst gewannen während der Tafel ihre volle Heiterkeit. Das Diner war zugleich ein Examen für sie; vierzehn Tage lang hatten sie sich geübt, mit Gabel und Messer zu speisen, was ganz außer ihrer Gewohnheit lag. Mit kindischer Freude zeigten sie daher die neuen funkelnden Waffen der Tafel den Dienerinnen und Zuschauerinnen im Hintergrund. Aber das Examen selbst hatte einen abfälligen Ausgang; die angespießten Köstlichkeiten fielen fast ohne Ausnahme unter den Tisch. Dagegen bedurfte es vieler Bitten seitens der Großfürstin, um die Damen zu bewegen, anstatt der fremdartigen Neuerung ihre eigene Sitte walten zu lassen. Als dies endlich geschah, war ihr Geschick im Gebrauche der einfachen Naturmittel für die russischen Gäste ebenso bewunderungswürdig, als ihr Mißgeschick im Fache der Kunst offenkundig geworden war.

Der gastronomische Charakter des Diners theilte sich zwischen Ost und West; es hatte eine europäische und eine türkische Folge von Gerichten. Auch an den letzteren ließ sich die Schmackhaftigkeit rühmen, mit Ausnahme der mancherlei süßen Gerichte.

Von der mannigfaltigsten Art waren die bei der Tafel den hohen türkischen Damen von ihren Untergebenen geleisteten Dienste. Sie zogen ihnen die Handschuhe aus, befächelten sie mit dem Fächer, wuschen ihnen die Hände; sie waren fortwährend jedes Winkes gewärtig.

Die Tafelmusik fiel zu großer Befriedigung der europäischen Kritik aus; auch Stücke aus der Mozart'schen Oper: Die Entführung aus dem Serail, kamen zur Ausführung. Sie dauerte, ohne eine einzige Pause, so lange die Tafel währte. Doch war sie es nicht allein, die den Blüthenhain klangreich machte; es fehlte ihm auch an den eigenen mehr als zwitschernden Stimmen nicht.

Nachdem schon eine Zeit lang nur noch servirt, nicht auch gegessen worden war und das gegenseitige Schaugericht entschieden die Oberhand gewonnen hatte, fragte die Oberst-hofmeisterin bei der Großfürstin an, ob sie nicht mehr serviren lassen solle. Da diese Frage sehr erwünscht kam, so erhob sich die fürstliche Tischgesellschaft und begab sich in den umfangreicheren Musiksaal. Hier eröffnete ein Chor von weißgekleideten Mädchen vor der Großfürstin, die sich mit den Fürstinnen aus Fenster gesetzt hatte, nationale Tänze. Während dieser Tänze fiel plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag, der Fenster und Herzen erzittern machte. Der Blitz hatte unmittelbar unter den Fenstern in den kleinen ganz von Eisen gebauten russischen Dampfer Pruth geschlagen, auf welchem die Offiziere der Fregatte zum kaiserlichen Diner gekommen waren. Das Ereigniß stimmte zum Außerordentlichen des Tages; zum Glück fiel ihm unter der Mannschaft des Schiffes kein Leben zum Opfer.

Eine halbe Stunde später kam die Botschaft, der Sultan werde bald erscheinen, um seinen hohen Gast abzuholen. Seine Majestät kam wieder in den Thronsaal, wohin die Fürstinnen der Großfürstin mit ihrem Sohne das Geleite gaben. Sie verabschiedete sich und ging am Arme des Sultans in den Audienzsaal zurück, wo die sämmtlichen Gäste des Tages versammelt waren. Der Sultan geleitete das großfürstliche Paar die Treppe hinab, das die Rückfahrt nach dem Bosporus antrat. Der nächtliche Gewitterhimmel hatte sich aufgeklärt; ein silberheller Mond spiegelte sich in den stillen tiefblauen Fluthen und beleuchtete zauberisch die vielbesungenen Ufer des Bosporus. Da die Fahrt stromaufwärts ging, so wurde erst nach anderthalb Stunden gegen Mitternacht das Schloß Emirghian erreicht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 62. Samstag, den 24. Mai **1862.**

An die Frühlingslobhudler un Lobdudler.

Ehr macht so en Schpektakel,
Als wann's e Meerwunner wär'!
's iff nix, als die uralt' Kumödie
Bun anno Duwack her.

Die Nachtigalle schlahen,
Die Bäm' blüh'n alle Johr,
Drum kummt ee'm eu'r Gedurel
Wie ee Katzejammer vor.

Der Schnee un's Eis muß schmelze,
Däss leit in der Natur,
Un dodrum vum e Wunner
Aach weit un breet kee(n)' Schpur.

Die Lerche trillern wirrer,
Die Grasmück schlächt zur Wett' —:
Bun all' dem Lirem, Larem
Werd Keener dick un fett.

Hört mer euch, meent mer wärrlich,
's wär Wunners was bermehr,
Wann's Blumme gibt im Frühjohr
Un Maikäwrich, e Heer.

's gebt aach im Winner Blumme,
Wann aach kee(n)' Blummebuft,
Gesünner iff im Winner
Uff alle Fäll' die Luft.

Däss luschtig Klinge, Singe,
Däss Ames lang kee(n)' Ruh!
Geht ganz mit rechte Dinge,
Geht ganz natürlich zu.

Drum macht mer kee(n)' so Faze,
Wann's Frühjohr kummt in's Land, —
's is for de Herbscht un Winner
Un Summer jo e Schand'.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Noch halb im Schlaf sprang der junge Mann rasch von der Moosbank auf, und der Entflohenen nachblickend murmelte er:

„Mein Gott, was war das? war das nicht die Stimme, das Gesicht Gabrielens, meiner Dame aus dem Theater français?"

Jetzt erst bemerkte er die Begleiterin der Verschwundenen, die in einiger Befangenheit und Verlegenheit über das seltsame Benehmen ihrer Freundin einen Schritt zurückgetreten war.

„O! Sie verzeihen, mein Fräulein!" rief der junge Mann, indem er den Hut zog, „daß ich einen Augenblick Ihre Anwesenheit nicht bemerken konnte — aber ich war so überrascht, so . . . doch lassen wir das und sagen Sie mir um der Heiligen willen, war das nicht eine junge Dame, Gabriele ist ihr Vorname, aus der Faubourg St. Germain?"

Die junge Frau, noch mehr befremdet über diese seltsame verwirrte Anrede, konnte für den ersten Augenblick kein Wort der Erwiederung finden — endlich aber suchte sie eine gefaßte Miene anzunehmen und sprach in gemessenem Tone:

„Fürs Erste, mein Herr, muß ich Sie um eine Erklärung darüber bitten, wie Sie in diesen Park, der, wie Sie wissen werden, Privateigenthum der Königin ist, gekommen sind; ich bin die Pächterin der Meierei — mein Mann ist Wirthschaftsverwalter und hat die Aufsicht über den Park auszuüben. —

Digitized by Google

Sie sehen also, ich habe ein Recht zu dieser Frage."

Ein unbefangener Beobachter hätte recht gut bemerken können, wie die junge Frau kaum das Lachen bei diesen Worten verbergen konnte, allein der junge Mann merkte in seiner Ueberraschung nichts davon.

„Pächterin — Wirthschaftsverwalter," murmelte er betroffen, indem er das elegante Kostüm der jungen, reizenden Frau betrachtete, „bei Gott, Madame, das ist sehr sonderbar, bei uns tragen die Pächterinnen und Frauen der Wirthschaftsverwalter keine seidenen Roben — Sie werden mir also erlauben, mich von meinem Erstaunen zu erholen, bevor ich Ihre Frage beantworte."

Die junge Frau konnte kaum das Lachen unterdrücken, doch suchte sie ihren Ernst zu behaupten und antwortete mit einem leisen Anflug von Spott:

„Lassen wir die Untersuchung hierüber, wie es bei Ihnen ist und ob Ihre Pächterinnen Unterröcke von Seide oder seidene Roben tragen, und antworten Sie auf meine Frage."

„Das ist eine sehr einfache Geschichte," murmelte der junge Mann, während er die junge Frau fortwährend mit lebhaften Blicken betrachtete, „und lange nicht so wunderbar, als daß es in Trianon so reizende Pächterinnen in seidenen Roben und rosafarbenen Atlasschuhen gibt", und bei diesen letzten Worten heftete er einen wirklich schmachtenden Blick auf den kleinen Fuß der jungen Dame, die nun ihrerseits immer mehr verlegen wurde, während der junge Herr allmälig seine Unbefangenheit wieder gewann.

Nach einer kleinen Pause begann der junge Mann wieder:

„Indessen, Sie haben Recht — darum habe ich mich nicht zu kümmern — so leid mir dies auch thut" — die junge Frau pflückte in ihrer Verlegenheit einen Baumzweig ab und drehte ihn zwischen den Fingern — „und da Sie nun einmal als Pächterin und Frau Wirthschaftsverwalterin von Trianon mich fragen, wie ich hieher gekommen, so will ich Ihnen das offenherzig erzählen. Doch setzen wir uns, das Stehen ermüdet Sie und die Erzählung ist nicht ganz so kurz."

Bei diesen Worten bot er als galanter Cavalier der jungen Frau den Arm und führte sie zur Moosbank.

„Glaubte ich doch niemals, daß die Pächterin einer Meierei solche schöne weiße Arme und so eine kleine zarte Hand haben könnte," sprach der junge Mann halblaut vor sich hin, doch noch so deutlich, daß es die junge Frau hören konnte, die schnell dazwischen rief:

„Ihre Erzählung, mein Herr!"

„Zuerst," begann, nachdem sie sich niedergelassen, der junge Mann, „zuerst, Madame, halte ich es für nöthig, Ihnen zu sagen, wer die Ehre und das Vergnügen hat, sich mit Ihnen zu unterhalten. Mein Name ist Franz Karl v. Trautenstein, zukünftiger Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf und zu Trautenstein."

Die junge Frau machte eine scherzhafte Verbeugung und bemerkte lächelnd:

„Aber das erklärt mir immer noch nicht, wie Sie in den Park von Trianon gekommen sind."

„Sie werden es gleich hören," entgegnete der junge Mann, während er, wahrscheinlich aus Zerstreuung, die Hand der jungen Frau an die Lippen führte; aber ein leichter Schlag mit dem Stäbchen, welches sie in der Hand trug, machte ihn aufmerksam, daß er zu kühn gewesen.

„Vor einem halben Jahre," fuhr er, den Schlag geduldig hinnehmend, fort, „kam ich nach Paris, mit Empfehlungen an den Abbé Vermont versehen. Der Abbé, ein Vertrauter der Königin, wie Ihnen, Madame, bekannt sein wird, nahm mich freundlich auf und wurde mir in diesem verführerischen Paris ein väterlicher Rathgeber. Nur Eins konnte ich nicht von ihm erlangen, mich bei Hof vorzustellen, alle meine Bitten über diesen Punkt waren vergeblich und er schloß seine Rede darüber stets mit den Worten: ich wäre noch zu ungeduldig, mich auf dem glatten Boden von Versailles zu bewegen. Da kömmt er plötzlich vor ungefähr acht Tagen in aller Eile zu mir gelaufen und erzählte in voller Verlegenheit, er habe von der Königin den Auftrag erhalten, einen Darsteller für eine Rolle in einer neuen kleinen allerliebsten Oper ausfindig zu machen, der eine leidliche Tenorstimme habe und auch sonst fähig sei, in einem Hofkreis zu er-

Digitized by Google

scheinen. Der gute Abbé hatte mich nur einige Male am Klavier einige alte Lieder aus der Heimath klimpern hören, — und er hatte sich plötzlich erinnert, daß die Deutschen im Allgemeinen eine sehr musikalische Nation wären, daß ich insbesondere keine unangenehme Stimme hätte und daß ich am Ende auch meinen Namen neben denen der Vicomte's und Marquis am Hofe Sr. allerchristlichsten Majestät von Frankreich nennen lassen dürfte — kurz, er machte mir den Vorschlag, die Rolle in der Oper für das Privattheater Ihrer Majestät zu übernehmen. Sie können sich denken, Madame, daß mich der Antrag in einige Verlegenheit setzte, denn obgleich ich recht gut ein lustig' vaterländisch Trinklied singen kann, so wußte ich doch nicht, ob meine deutsche Kehle für die zarten Reime des Verfassers nicht etwa zu rauh und holperig wäre — indessen, der Abbé bat so dringend und ich ließ es auf einen Versuch ankommen .... Der Abbé brachte mir den Text meiner Rolle, ich studirte die Parthieen am Klavier ein, und gestern bestellte mich der Abbé zur Generalprobe nach Trianon, wo auch zugleich meine Vorstellung vor Ihrer Majestät, die ich bis jetzt leider noch nicht gesehen, erfolgen soll. Der Wagen des Abbé brachte mich in aller Frühe nach Trianon, während mir ein von seinem Bedienten überreichtes Billet mittheilte, daß er, der Abbé, durch Geschäfte abgehalten werde, mit mir zusammen nach Trianon zu fahren, er würde mich jedoch in der großen Allee des Parks treffen und ich sollte ihn daselbst erwarten — und so, Madame, bin ich gekommen und warte nun schon seit einer Stunde auf meinen Abbé, der aber durchaus nicht kommen will."

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottlieb Fichte,

geb. 19. Mai 1762.

Wiewohl die Jetztzeit Tag für Tag die Bemerkung eines neueren Schriftstellers bestätigt, daß das kaiserliche Ansehen der Philosophie um so mehr sinke, je mehr in dem Reiche der Wissenschaften die Territorialhoheit zunehme, so gebietet es doch die Pietät, an dem hundertjährigen Geburtstage eines deutschen Philosophen, dessen Verdienste um Wissenschaft und Vaterland gleich sehr unbestritten sind, nicht ohne alle Theilnahme vorüberzugehen. Die Literatur hat dem wiederkehrenden Geburtsjahr Fichte's durch zwei Leistungen Ehre angethan: Im. Herm. Fichte hat das schon vor 30 Jahren vom Publikum günstigst aufgenommene Leben seines Vaters in einer vermehrten und verbesserten Auflage mit einer zeitgemäßen Vorrede neu herausgegeben, und Johann Heinrich Löwe, Professor in Prag, hat der „Philosophie Fichte's nach dem Gesammtergebnisse ihrer Entwicklung und ihrem Verhältnisse zu Kant u. Spinoza" die erste gründliche, tief eindringende Monographie gewidmet, bei der nur das zu vermissen ist, daß sie sich blos auf das System Fichte's und nicht auch auf dessen gesammte Stellung in seiner Zeit und in seinem Volke erstreckt. Das Folgende macht es sich zur Aufgabe, die wechselvollen Schicksale desjenigen unter den deutschen Philosophen, der von allen das bewegteste Leben geführt hat, und die Bedeutung seiner Person und seines Wirkens für Vaterland und Menschheit, so weit es diese Spalten zulassen, darzustellen.

Joh. Gottl. Fichte wurde geboren zu Rammenau in der Oberlausitz den 19. Mai 1762. Er war der älteste Sohn des Bandwebers Christian Fichte, von dem noch jetzt einer seiner Enkel auf dem Hause des Großvaters das Weberhandwerk treibt. Auffallend an dem Knaben war die Gewohnheit, einsam auf dem Felde zu verweilen, den Blick unverwandt auf die Ferne gerichtet, ein Hang, in dem sich bereits das künftige Umspannen der Welt durch den Gedanken ankündigte. Sein erster Lehrer war der eigene Vater, sowie der Pfarrer des Orts, dem sich Gottlieb durch die Treue, mit der er die Predigt des vergangenen Tages wiedergeben konnte, empfahl. Ein Herr von Miltitz, der sich von dieser Fertigkeit des Knaben bei einer zufälligen Veranlassung überzeugt hatte, beschloß, für die Ausbildung des 8—9jährigen Kindes zu sorgen, ließ ihn bei einem Prediger in Niederau bei Meißen erziehen, von wo aus Fichte in die Stadtschule zu Meißen und von da in die Fürstenschule Pforta bei Naumburg kam, in welch' letzterer bei dem dort herrschenden Penalismus der Charakter des willensstarken

Digitized by Google

Jünglings befestigt werden mußte. Auf der Universität Jena wurde er durch die Theologie, für die er bestimmt war, in philosophische Untersuchungen hineingeführt, die ihn Anfangs dem Determinismus oder der Läugnung der Willensfreiheit, ja sogar dem Spinoza, mit dem er auch nachher weit mehr Berührungen behielt, als eine oberflächliche Kenntniß seiner Philosophie erwarten ließe, in die Arme trieben. Nach den Universitätsjahren war Fichte in mehreren Häusern in Sachsen Hauslehrer, fand wegen der Zweifel, die über seine theologische Rechtgläubigkeit obwalteten, die gewünschte Verwendung im geistlichen Stande, die ihm bei seinem Talente zum Redner und Kanzelredner nie hätte vorenthalten werden sollen, nicht, und nahm deßwegen im Jahre 1788 eine ihm angebotene Hofmeisterstelle in Zürich an. Diese Uebersiedelung wurde für die Vollendung seiner gesammten Entwicklung entscheidend. Zwar fehlte es schon damals seinem Charakter nicht an der nöthigen Gravität; er war ein so gestrenger Erzieher, daß er die Eltern seiner Zöglinge über ihr Benehmen gegen ihre Kinder förmlich unter seine Aufsicht stellte; auch war sein Studium Anfangs noch kein planmäßiges; aber nur aus Anschauung der Verhältnisse eines freien Staats kannte Fichte jenen zähen Liberalismus, dem er immer treu blieb, und nur aus dem Leben in einem bewegten Gemeinwesen jenen frischen, praktischen, in gewissem Sinne leichtgewandten, immer gleichmüthigen, von der Gelehrtenstube freien Sinn, der ihn stets so muthig und ehrenvoll wirken und leiden ließ, gewinnen. An geselliger Anregung fehlte es in Zürich, wo ein Lavater an der Spitze der Gesellschaft stand, nicht; er war es auch, der unsern Freund in das Haus des Wagmeister Rahn, eines Schwagers von Klopstock, brachte, eine Bekanntschaft, die für Fichte bald dadurch bedeutungsvoll wurde, daß er sich mit der Tochter des Rahn verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Im Omnibus!) In einem Berliner Omnibus saß vor einigen Tagen ein junger Mann mit langem schwarzen Bart einer jungen Blondine mit frischem Gesicht und schmachtendem Auge gegenüber. Er sah sie an und sah sie wieder an und ließ dann kein Auge von ihr. Ob der Omnibus anhielt, ob Passagiere aus- und einstiegen, er merkte es nicht und rückte nicht von seinem Platze. Das Mädchen war verlegen, sie wußte nicht, wohin sie ihre Augen richten solle, auf ihren Wangen erblühten die schönsten Rosen der Scham, eine gewisse Angst beschlich sie und sie war froh, das Potsdamer Thor, das Ziel ihrer Fahrt, zu erreichen. Sie ging mit raschen Schritten dem Thiergarten zu, gefolgt von dem glühenden Jüngling. Ihr Herz klopfte, ihre Unruhe stieg, ihre Füße wankten und sie fühlte, daß sie einer Ohnmacht nahe sei. Das war der glückliche Moment, wo der junge Mann ihr zu Hilfe eilte, sie beruhigte, ihrem wiedererwachten Bewußtsein seine Liebe gestand und ihr demüthig sein Herz zu Füßen legte. Und auch sie empfand ein menschliches Rühren, denn seine Empfindungen trugen so sehr den Stempel der Aechtheit und Wahrheit, daß sie an eine Täuschung nicht glauben konnte. Nach einer halben Stunde stellte die glückliche Jungfrau ihrem erstaunten Vater, dem Geheimrath S, ihren Omnibusbräutigam vor, der, ein schöner, gebildeter Kaufmann von 30 Jahren, bald auch Gelegenheit fand, den Schwiegervater zu unterrichten, daß er ein Vermögen von mehr als 50,000 Thlr. besitze. — Moral: Ehen werden im Himmel und — im Omnibus geschlossen!

„Aber, Nachbarin, jetzt ist Euer Mann schon über ein Jahr gestorben, und Ihr wollt Euch von mir, Euerer treuen Freundin, noch immer nicht trösten lassen." — „Ach, eine Frau thut's nicht, mich kann blos ein Mann trösten."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 63. Dienstag, den 27. Mai **1862.**

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau hatte der naiven Erzählung mit lächelnder Miene zugehört, und als sie zu Ende, sprach sie in scherzendem Tone: „Wenn die Sache sich so verhält, dann sind Sie pardonnirt, Herr Trautenstein. . . . Indessen möchte ich eine Frage an Sie richten . . . . Sie wissen, wir Frauen sind neugierig und . . . ."

„O, bitte, bitte, Madame!" rief galant der junge Mann, „keine Entschuldigung . . . aus so schönem Munde ist keine Frage unangenehm."

Die junge Frau erröthete leicht über dieses Compliment des jungen Deutschen und sprach dann:

„Sie sind sehr artig, mein junger Freund, aber vergessen wir jetzt diese Schmeicheleien und beantworten Sie mir die Frage: Kennen Sie das junge Mädchen, welches Sie in meiner Begleitung gesehen?"

„Ah! meiner Treue — die schöne Gabriele!" entgegnete lebhaft der junge Herr von Trautenstein, „ich habe sie beinahe vergessen, seitdem ich Madame gesehen."

„Mein Herr!" unterbrach ihn die Pächterin, indem sie in der Verlegenheit mit der Hand die Falten ihrer seidenen Robe glatt strich.

„Gnade, Madame, daß ich mich wieder hinreißen ließ, aber ich weiß es nicht, wie es kömmt, in diesem Frankreich wird man ein ganz anderer Mensch, man bildet sich ein, jedes schöne Gesicht zu lieben, und hält es für eine Pflicht, jeder Dame Artigkeiten zu sagen." —

In diesem Augenblicke erschien am andern Ende der Allee ein Mann in halb weltlichem, halb geistlichem Gewand und blieb beim Anblick der beiden Personen auf der Moosbank erstaunt stehen, indem er murmelte:

„Mein Gott! . . . täuschen mich meine Augen nicht, . . . mein junger deutscher Freund unterhält sich mit . . . ."

In diesem Moment wendete die junge Frau ihr Gesicht zufällig nach der Gegend, wo der Abbé stand, und kaum hatte sie ihn erblickt, so sprang sie auf und eilte ihm, dem jungen Manne ein flüchtiges „Adieu!" zurufend, entgegen.

„Ich bin die Pächterin der Meierei von Trianon," flüsterte sie dem erstaunten und sich tief verbeugenden Abbé zu, „verstehen Sie?" wiederholte sie, als sie die großen verwunderten Augen sah, mit welchen der Abbé sie betrachtete, „ich bin „„noch auf eine Stunde"" die Pächterin der Meierei von Trianon. Adieu! einstweilen, mein Herr Abbé," und mit diesen Worten hüpfte sie davon. —

2.

Eine Stunde später saß der junge Herr von Trautenstein mit dem Abbé Vermont bei einem auserwählten Frühstück in einem kleinen ovalen Kabinet des Landhauses zu Trianon. Die beiden Männer waren in einem lauten Gespräch begriffen, welches sich unstreitig um einen interessanten Gegenstand drehen mußte, denn des jungen Freiherrn Augen funkelten und seine Wangen waren lebhaft geröthet.

„Sie glauben es also nicht, Abbé," rief der junge Mann, „daß es die Dame aus dem Theater français gewesen, die ich heute Morgen, als ich auf der Moosbank schlief, in der Begleitung der liebenswürdigen Pächterin gesehen und die wie ein geschenchtes Reh

Digitized by Google

davon lief, als ich die Augen aufschlug und sie nicht erkannte?"

„Aber mein Gott, Herr Baron," entgegnete der Abbé in etwas gereiztem Tone, „Sie schreien ja, als ob ich taub wäre und überdies, wie kann ich glauben oder nicht glauben, daß die Begleiterin von Madame" — bei diesen Worten hielt er einen Augenblick inne, dann fuhr er, sich schnell verbessernd, fort, „daß die Begleiterin der Pächterin von Trianon Ihre Schöne aus dem Theater français gewesen? Sie haben mir ja noch nicht ein Wörtchen von dieser neuen Eroberung gesagt — obgleich ich Sie in 5 Minuten drei Mal darum gefragt habe."

„Neue Eroberung!" wiederholte in unwilligem Tone der junge Deutsche, indem er von dem Sessel emporsprang und dabei eine volle Flasche umwarf, deren Inhalt sich über die Weste des Abbé ergoß; „was glauben Sie von mir, mein Herr Abbé? halten Sie mich auch für so einen lustigen petit maître, der mit seinen Eroberungen wechselt, wie mit seinen Handschuhen?"

„Mäßigen Sie sich, mein Freund," brummte der Abbé, indem er mit einer Serviette den Wein von seiner Weste und seinen Beinkleidern zu wischen suchte — „mäßigen Sie sich und erzählen Sie in aller Ruhe . . . Sie sehen ja das Unglück, das Ihre Hitze angerichtet."

„Also hören Sie," sprach in ruhigerem Tone der junge Mann, indem er sich wieder auf dem Sessel niederließ . . . „und dann urtheilen Sie, ob es nicht eine wahrhaft deutsch-romantische Begebenheit war, welche mich die Bekanntschaft der schönen Gabriele machen ließ."

„Ich bin ganz Ohr," entgegnete der Abbé, „allein ich möchte Sie bitten, sich etwas kurz zu fassen, denn in einer halben Stunde soll der Anfang der Probe sein und vorher muß noch Ihre Vorstellung bei der Königin erfolgen."

„Ich war," erzählte der junge Freiherr, „vielleicht erst vier Wochen in Paris und noch so unbekannt in der großen Stadt, daß ich mich kaum im Gewirr und Getümmel der Straßen orientiren konnte — als es mir eines Abends, gerade als ich am Theater français vorbeiging, einfiel, das Schauspiel zu besuchen. Man gab ein Schäferstück. Mademoiselle Doligny spielte die Hauptrolle und das Haus war zum Erdrücken voll. Ich war zum ersten Mal in der Comédie française . . . Sie können sich also vorstellen, Abbé, wie das Alles, was ich rings um mich sah, mich in Erstaunen und Aufregung setzte. Die funkelnden Kerzen, die strahlenden Vergoldungen, diese ungeheuere, geputzte und geschmückte Menschenmenge, die schimmernden und prächtigen Toiletten der schönen Damen, die ringsherum in den Logen saßen! Diese Diamanten, Blumen, Federn, diese blitzenden Augen, die reizenden Schäferinnen auf der Bühne, o! fast so schön als die zu Trianon, dazu die berauschenden Klänge der Musik und der Duft von tausend Wohlgerüchen und Parfüms, mit denen die Luft geschwängert war — Alles das betäubte mich so, daß ich beinahe vergaß, wo ich war und einen Traum aus Tausend und einer Nacht zu träumen glaubte, mich in ein Zauberreich versetzt glaubte und Mademoiselle Doligny für die Feenkönigin hielt. — Die Gardine fiel endlich und die Menschenmasse des Parterre drängte sich hinaus in die Foyers und Corridors des Theaters. Noch ganz berauscht von Allem diesem folgte ich willenlos dem Menschenstrom und lasse mich von ihm forttreiben. Nach und nach wird das Gedränge weniger dicht und die Menschen verlieren sich, ich aber gehe noch immer von den gesehenen Herrlichkeiten träumend vorwärts. Plötzlich stoße ich mit der Stirne heftig gegen eine Thürpfoste — ich fahre aus meinen Träumen empor und bemerkte nun erst, daß ich mich in vollständiger Dunkelheit auf einem schmalen Gang befinde, der über einen kleinen Hof führte und das Hauptgebäude des Theaters mit einem alten, kleinen Hause verband, welches zur Aufbewahrung von Dekorationen, Garderobegegenständen ꝛc. diente. Ich habe dies zwar erst später erfahren, aber es ist nöthig, es hier zu erwähnen. Suchend tappte ich umher, um den Rückweg zu finden, aber anstatt in das Haus zurück zu kommen, verirre ich mich in dem Labyrinth von Gängen immer mehr und stehe plötzlich vor einem Kabinet, durch dessen schlecht geschlossene Thüre schwache Lichtstrahlen auf den Gang fielen und aus welcher ich lautes Lachen und Männerstimmen hörte. Ohne mich zu be-

Digitized by Google

sinnen, drückte ich an dem Schloß und die Thüre springt auf; das Erste, das ich sah, als ich in das Zimmer trat, waren zwei reich gekleidete Männer, deren ganzes Aeußere verrieth, daß sie zum Hofe gehörten, beide mit schwarzen Halbmasken von Sammt vor dem Gesicht — und zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, die sich furchtsam, zitternd und weinend in eine Ecke geflüchtet hatten. Anfänglich hielt ich das Ganze für eine Fortsetzung der Komödie, die ich soeben gesehen — für eine Art Intermezzo, und es bedurfte erst einer Anrede von Seiten der Herren, mich aus meinem Irrthum zu reißen.

„Zum Teufel," rief der eine von ihnen, indem er mich durch die Maske mit blitzenden Augen betrachtete, „welcher Höllengeist führt Sie hierher — und was wollen Sie hier, wer sind Sie?"

Mit diesen Worten trat er, die Hand auf sein Degengefäß gestützt, auf mich zu und erwartete in herausfordernder Stellung meine Antwort. Sie müssen nun wissen, Abbé, und Ihr Nationalstolz wird es nicht übel nehmen, daß ich vor Niemand weniger Respekt habe, als vor so einem französischen Poltron, der bei jeder sauren Miene, die Einer schneidet, vom Leder zieht. Ich erwiederte daher mit vollkommener Gemüthsruhe: „Wahrscheinlich derselbe Diener Luzifer's, der Ihnen den Weg gezeigt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottlieb Fichte,

geb. 19. Mai 1762.

(Fortsetzung.)

Vorübergehend dachte Fichte in Zürich an die Errichtung einer Rednerschule, wozu ihn scheint's der Beifall, den er in einigen Predigten fand, ermuthigte. Jedenfalls hatte sich an Ostern 1790 sein Verhältniß mit seinem Hause aufgelöst, und wir finden ihn nach seiner Correspondenz in diesem Jahr auf länger in Deutschland, besonders in Leipzig, den halben Republikaner ganz im Geist der Widersprüche des 18. Jahrhunderts mit dem Plane einer Erziehung eines Großen oder Führung eines jungen Herrn von Stande auf Akademieen und Reisen beschäftigt, nebenher von Projekten zu einem Journal in Leipzig oder in Zürich und von dem Gedanken einer endlichen Verwendung im geistlichen Stande in Anspruch genommen, und doch gerade während dieser persönlichen Unruhen mit dem Geiste erstmals in die Tiefen der Kantischen Philosophie versenkt und bereits „voll der Ueberzeugung, daß der menschliche Wille frei und Glückseligkeit nicht der Zweck unseres Daseins sei, sondern Glückwürdigkeit." Nachdem sich Fichte 10 Monate lang in Leipzig geistig von Kant, körperlich von Unterrichtgeben ernährt hatte, begab er sich 1791 nach Warschau, wo er bei einer persönlichen Vorstellung für eine Erzieherstelle in einem gräflichen Hause nicht gefiel, daher sofort den raschen Entschluß faßte, nach Königsberg zu gehen, um Kant zu sehen und möglicherweise durch ihn ein Unterkommen zu finden. Diesem Anlasse verdankt die Welt jene erste Schrift Fichte's, „eine Kritik aller Offenbarung", womit er sich seinem Meister zu empfehlen suchte; eine Schrift, die, anonym erschienen, allgemein Kant selbst zugeschrieben wurde, und bei Enthüllung des wahren Autors diesem seine erste Celebrität verschafft hat. Zunächst gerieth derselbe nach und nach in Königsberg in große Geldnoth, die auch durch den bekanntlich sehr kaufmännisch denkenden Kant nicht gestillt wurde, als eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Danzig, die gegen zwei Jahre dauerte und des Angenehmen viel hatte, eine Versorgung bot. Ein vollständiges Einlaufen in den Hafen der Ruhe für das vielgeprüfte Brautpaar war möglich geworden, nachdem das Vermögen der Braut aus einem drohenden Bankerotte gerettet worden war und die literarischen Verhältnisse des Bräutigams sich bereits hinlänglich befestigt hatten. Die Hochzeit wurde den 22. October 1793 in Zürich gefeiert; Lavater schickte dazu den Denkspruch:

An Fichte-Rahn und an Rahn-Fichte.
Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder:
Freue der Wahrheit dich, so oft dies Blättchen du anblickst.

Die Hochzeitreise wurde nach Bern und in die französische Schweiz angetreten, unter-

Digitized by Google

wegs die Bekanntschaft mit Baggesen, dem Dichter des später von Fichte übelgenommenen Trinkliedes über das Ich und Nichtich, gemacht, und die mit Pestalozzi, dessen Herold und Interpret unser Philosoph in den Reden an die deutsche Nation werden sollte, befestigt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Das französische Kriegsministerium hat eine Maschine bauen lassen, die so vervollkommnet ist und das Heu so dicht zusammenpreßt, daß es dem Holze gleicht. Sein ursprüngliches Volumen wird dadurch so verringert, daß 400 Kilogramm Heu im comprimirten Zustande nur einen Kubikmeter Raum einnehmen. Es ist somit eine Waare geworden, welche die Kosten des Eisenbahntransportes selbst auf große Entfernungen hin gut vertragen kann. Die Kosten des Pressens, die Interessen für das Ankaufscapital und die Abnutzung der Maschine betragen nicht mehr als einen Franken auf 100 Kilogramm gepreßten Heues. Außer seiner erhöhten Transportfähigkeit hat das comprimirte Heu noch einige Vorzüge, die wohl zu beachten sind. Es kann nicht durch Staub verunreinigt und nur auf der Oberfläche feucht werden, es ist schwer verbrennlich, enthält allen Samen und nimmt nie einen schlechten Geschmack an.

Verschiedenes.

(Ein goldenes Jahr.) Unter diesem Titel schreibt die fränkische Chronik: Das 1185ste Jahr ist besonders merkwürdig, indem der Winter desselben sehr gelind gewesen ist, so daß im Januario die Bäume zu blühen anfingen; die Vögel heckten im Februario; im Mai schnitt man das Getreide, und im August machte man allenthalben einen reichen und guten Herbst. Allein in dem darauffolgenden 1186sten Jahr war der Winter so hart, daß es noch auf den ersten Pfingsttag einen starken Schnee geworfen und alle Früchte verfroren.

Pfarrer: Was hast denn Du heute in der Frühe angestellt? Du hast ja zum Morgengebete mit allen fünf Glocken geläutet. Meßner: Das hat's aber auch braucht; denn gestern am Kirchweihsonntag haben sich alle Pfarrkinder ein Biß'l z' viel zu Gute gethan, und namentlich sind sie weit über Mitternacht beim Wirth blieben, nachher woaß man's schon, wie's zugeht. Damit nun g'wiß Alle 's Läuten in der Früh g'hört haben, hab' ich lieber gleich alle fünf Glocken g'nommen, denn wer's Morgengebet versäumt, dem geht, wie's ganz richtig hoaßt, den Tag über nichts recht z'sammen, und das wär' weit g'fehlt, wenn's heut' net auch so tüchtig herging, wie gestern.

Dem Capellmeister des k. k. Linien-Infanterie-Regiments Nro. 30 zu Josephstadt in Böhmen, Johann Hopf, wurde ein k. k. Privilegium verliehen auf die Erfindung eines das Violoncello ersetzenden Streich-Instrumentes, „Tenorgeige" genannt.

Vor einigen Tagen starb in London ein reicher Mann Namens Budd, der im Testament die Bestimmung getroffen hatte, daß seine beiden Söhne ihr Erbtheil verlieren sollen, falls sie sich je einen Schnurrbart wachsen ließen!

(Stoßseufzer eines Berliners vor der Reiterstatue des alten Fritz:)

O guter alter Fritz, was sind das schlimme Zeiten,
Steig' 'runter und regier', und laß den Wilhelm reiten!

Palindrom.

Vorwärts wie rückwärts beständig verfehlt es die Mitte der Sache;
Nimmer erreichst Du das Ziel, bleibst Du dem Worte vereint.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 64. Donnerstag, den 29. Mai **1862.**

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Antwort wurde keine Silbe mehr zwischen uns gewechselt — der Fremde und sein bis dahin stumm gewesener Begleiter zogen die Degen und drangen auf mich ein. „Ist's so gemeint, Messieurs," rief ich, „so stehe ich zu Diensten" — und legte mich, meinen Degen ziehend, gleichfalls auf. Die Parthie, Abbé, war ungleich; Zwei gegen Einen, das schien mir etwas unhöflich für Kavaliere der großen Nation. Ich besann mich daher auch nicht lange, und ohne mich bei all' den Spitzfindigkeiten und Finten, in denen die Herren Meister sind, aufzuhalten, schlug ich dem Einen, der mich zuerst angeredet, die Parade durch und verwundete ihn stark in der Schulter. — Er sank zu Boden, der Andere warf den Degen weg und ich hielt es unter solchen Umständen für's Beste, den meinigen auch einzustecken. Was soll ich Ihnen nun weiter sagen, Abbé? Sie werden das Ende schon errathen haben. Die Damen waren während des kurzen Gefechts ohnmächtig geworden und mit Mühe und Noth brachte ich die ältere derselben zum Bewußtsein. Mit ihrem Beistand gelang es mir nun auch, die junge Dame — ein Mädchen von höchstens 18 Jahren, aber von seltener Schönheit — in's Leben zurückzurufen und glücklich brachte ich Beide in's Freie. „Auf Wiedersehen," rief mir einer der Fremden nach — ich antwortete aber nicht, sondern beschäftigte mich blos mit der jungen schönen Dame, die schwach und angegriffen, nur durch meinen Arm aufrecht erhalten werden konnte. Dabei erfuhr ich den Zusammenhang des ganzen Vorfalls — aber Sie werden mir die Details desselben erlassen, denn erstens ist die Zeit schon zu weit vorgerückt und zweitens habe ich manche Einzelheit wieder vergessen. Nur noch soviel will ich bemerken, daß es eine Entführungsgeschichte war, wie sie mitunter von Ihren Hofherren beliebt wird, daß die junge Dame Gabriele von Polastron heißt, bei einer alten Tante, einer Marquise, in einem Hotel der Faubourg St. Germain wohnte — sehr schön war und ich mich sterblich in sie verliebte."

„Das war zu erwarten," bemerkte trocken der Abbé, indem er den Schenkel eines Fasans zerlegte, „indessen scheint die junge Pächterin auch einigen Eindruck auf Sie gemacht zu haben."

„Flüchtige Aufwallung des Augenblicks," entschuldigte sich der junge Mann.

„Nicht übel," brummte ironisch der Abbé, „doch sagen Sie mir, haben Sie Ihre Schöne aus dem Theater français wieder gesehen?"

„Ein einziges Mal, wenige Wochen darauf, als ich an einem sonnigen Frühlingsmorgen durch die Arkaden des Palais Royal ging — sie war in Begleitung mehrerer vornehmen Damen und es war mir nicht möglich, ein Wort mit ihr zu wechseln, aber ihr Blick und ihr Erröthen sagten mir, daß sie mich erkannt."

„Und Ihre beiden Duellanten," fragte der Abbé weiter, „sind sie Ihnen vielleicht auch bekannt geworden?"

„Die Namen nicht," antwortete der Herr von Trautenstein, „selbst ihre Gesichter, die durch die Masken halb verdeckt waren, konnte ich nicht genau unterscheiden, aber die Gestalt des Einen, der mich anredete, und seine Stimme würde ich unter Tausenden wieder erkennen."

Digitized by Google

„Und Sie glauben," sprach der Abbé, indem er aufstand und mit der Serviette sich den Mund wischte, „in der Begleiterin der Pächterin von Trianon Ihre Schöne aus dem Theater français wieder gefunden zu haben?"

„Ich möchte einen Eid darauf leisten."

Der Abbé zuckte wie im Zweifel mit den Achseln, dann ging er stillschweigend und wie nachdenkend einige Mal im Zimmer auf und ab; endlich blieb er stehen, warf einen Blick auf die Uhr und rief:

„Nehmen Sie Ihren Hut, Herr Baron, es ist hohe Zeit, daß wir der Königin unsere Aufwartung machen."

Der Abbé stieg mit seinem jungen Freund die Treppe hinab und schritt dann auf einen kleinen Pavillon, welcher mit dem Landhause durch einen bedeckten Säulengang verbunden war, zu.

3.

In einem kleinen, mit einfacher Eleganz ausgestatteten Pavillon, an dessen Wände Boucher's glücklicher Pinsel arkadische Schäferscenen und mythologische Schildereien aus Hellas Götterwelt hingezaubert, saß Marie Antoinette, Frankreichs liebenswürdige junge Königin, und blätterte in einem Buche.

Sie war in ein reizendes, weißes Morgennegligee gekleidet, denn hier in Trianon hatte man mit der steifen Etiquette von Versailles auch jene steifen, ceremoniösen Reifröcke abgelegt. Hier war Marie Antoinette nicht Königin von Frankreich, sondern eine junge, liebenswürdige Frau, die sich einmal in ländlicher Zurückgezogenheit von den rauschenden und ermüdenden Vergnügungen des Hoflebens erholen wollte und sich nach Blumen, grünen Bäumen und blauem Himmel sehnte; hier war sie nicht die Gemahlin Ludwigs XVI. von Frankreich, sondern die Frau Ludwig Capet's und oft konnte man das königliche Paar Arm in Arm, die Königin in der Tracht einer holländischen Müllerin, den König in der eines Müllers, die kleine holländische Windmühle besuchen sehen, die Marie Antoinette in Trianon hatte anlegen lassen.

Wir erwähnen dies, um zu zeigen, wie man aus Trianon die strenge Hofsitte verbannt und wie kein Ceremonienmeister hier herrschte, als das Vergnügen und der „Esprit", wie man in Frankreich spricht. — Marie Antoinette war nicht allein; auf einem kleinen Sessel neben ihr saß eine junge Dame, die wirklich so reizend war, daß wir einige Augenblicke bei ihr verweilen müssen, um sie zu betrachten.

Eine liebenswürdigere, anmuthigere Erscheinung als die des Fräuleins Gabriele Jolante Martini von Polastron konnte man auch wohl kaum wiederfinden. — Denken Sie sich eine schlanke, zarte Gestalt, mit den weichsten Conturen, dazu ein Gesicht vom lieblichsten Oval, Augen so sanft und schön wie leuchtende Sterne, braune, glänzende Locken, welche um eine alabasterweiße Stirne fallen — eine melodische, süß in's Herz dringende Stimme, verbunden mit reichen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, und Sie haben das Portrait des Fräuleins von Polastron.

Diese beiden jungen und so reizenden Frauen waren es also, denen der Abbé Vermont seinen Schützling vorstellen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottlieb Fichte,

geb. 19. Mai 1762.

(Fortsetzung.)

Es war nicht zufällig, daß in das Vermählungsjahr, welches deutsches und schweizerisches Wesen an einander kettete, die ersten politischen Schriften unseres F. fallen. Es sind dieses: die Zurückforderung der Denkfreiheit Europas von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten; Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß, und die Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution. Die erstere Schrift, in Redeform, ist nächst der späteren über „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen" die ansprechendste populäre Schrift unseres Denkers, durch die ewigen, in ihr enthaltenen Wahrheiten und durch ihre nach bald 70 Jahren immer noch nöthige Satire über gewisse ererbte Vorurtheile in höheren Regionen bleibend zeitgemäß; mit besonderer Feinheit ist in ihr

Digitized by Google

der Grundsatz durchgeführt, daß man nicht im Sinne des Patrimonialstaats von dem Fürsten eine Fürsorge für die Glückseligkeit der Unterthanen, in deren Namen oft die Presse beschränkt werde, sondern die Beschützung ihrer Rechte erwarte. Die zweite Schrift hält nicht so viel, als sie auf den ersten Anblick verspricht. Obwohl sie auf's Kräftigste sich dagegen wehrt, daß der Mensch auf den Standpunkt des Bibers und der Biene, die seit Jahrtausenden ihre Wohnungen gleich bauen, heruntergedrückt werde, Frankreich und der Menschheit das Recht auf Veränderung der Staatsverfassung wahrend, obwohl Fichte als ein Mann der Prinzipien bezüglich der Revolution die erste Liebe länger nicht verließ, als Tausende seiner Zeitgenossen, und in einer berühmt gewordenen Charakterschilderung Napoleons in seiner Staatslehre ihm am meisten verübelt, statt sein Volk durch eine Nationalerziehung für die Freiheit heranzubilden, es lauernd und listig darum betrogen zu haben, so kommt er in diesen Beiträgen doch über die Erörterung allgemeiner staatsrechtlicher Fragen, die er vom Gesichtspunkte der bloßen Nothinstitution und Zwangsanstalt des Staates beantwortet, nicht hinaus und gibt nirgends ein eingehendes Urtheil über den vorliegenden Fall ab, überhaupt viel zu wenig an die Geschichte anknüpfend. Daß übrigens diese beiden für Deutschland ziemlich revolutionären Schriften die Weimarische Regierung nicht abhielten, ihren Verfasser, der sich eben durch sein epochemachendes Werk: die Wissenschaftslehre, ausgezeichnet hatte, auf die Universität Jena zu berufen, ist für Karl August, den Freund Göthes, ebenso ehrend, als die Vermuthung Fichtes gerechtfertigt war, daß man im späteren Atheistenstreit von Dresden aus nicht den Ketzer, sondern den Demokraten Fichte verfolgen wollte. Es war der erste Katheder der Philosophie in Deutschland, auf den F. berufen wurde, da bis dahin in Jena sein Vorgänger Reinhold, der Kantianer, der für klarer als Kant galt, einen ungeheuren Zulauf gehabt hatte und denselben nun in Kiel wieder zu treffen hoffte. Als F. in Jena um Ostern 1794 eingetroffen war, zeigte es sich bald, daß die Erwartungen, die er und Andere hegten, noch weit nicht an die Wirklichkeit heranreichten. Alt und Jung, Einheimische und Fremde drängten sich in seine Vorlesungen. Einen solchen Zudrang hatte die Philosophie seither noch nie und hat sie seitdem nimmer in Deutschland gefunden; einen solchen Lehrer derselben, der gleich sein neues System mit dieser Schärfe, Klarheit, Beredtsamkeit völlig frei vortrug, hat sie nie sonst bekommen. Natürlich konnte der langjährige Erzieher, der halbe Schweizerbürger und Freund Pestalozzis es nicht lassen, neben seiner amtlichen Thätigkeit auch außerordentlich auf Bildung und Veredlung seiner Schüler einzuwirken. Nicht nur, daß er es sich angelegen sein ließ, durch Conversatorien und Disputirübungen seine Vorlesungen zu beleben; er hielt auch eigens moralische Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, deren Verlegung auf den Sonntag Vormittag ihn in einen ärgerlichen Conflict mit der Oberkirchenbehörde verwickelte. Er bemühte sich, durch Aufhebung der Landsmannschaften einen besseren Geist unter den Studirenden zu pflanzen, eine Lebensaufgabe, die er auch in Berlin, gemäß der vortrefflichen Rede zum Eintritt seines Rektorats: „über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" verfolgte und wenigstens theilweise und indirekt durch die Begründung der deutschen Burschenschaft, die vor Allem auf seine Anregungen zurückzuführen ist, gelöst hat. In Jena hatte der von der frischen Gunst getragene Mann, der in allen Dingen als der ältere Freund der Jugend sich benahm, es bereits bei den Studirenden dahin gebracht, daß eine Auslieferung der Statuten und Namensverzeichnisse der einzelnen Orden von ihnen zugesagt wurde, als plötzlich bei dem Haag der Jugend nach Ungebundenheit und bei den selbstischen Interessen der Regierung der Wind wieder umschlug. Ernster, als diese Unannehmlichkeit, die F. auf einen Sommer nach Osmannstädt hinaustrieb, wurde für ihn der Anstoß, den er der Regierung in Dresden, die sich deßhalb über ihn in Weimar beschwerte, mit einem Aufsatz gab, in dem er an die Stelle Gottes seine moralische Weltordnung zu setzen schien. Fichte, aufgehetzt durch seinen Collegen Paulus, erklärte in einem Privatschreiben der Oberbehörde

Digitized by Google

in Weimar, er würde im Fall eines Verweises sogleich seine Entlassung nehmen, worauf die Regierung auf Andringen des im Gegensatz gegen Schiller sonst mit ihm nicht unbefreundeten Göthes, der da meinte, eine Regierung dürfe sich nicht drohen lassen, ihm die Entlassung ohne Weiteres ertheilte. Daß er, wiederum von Paulus, sich bestimmen ließ, in einem zweiten Briefe den ersten zu mildern und dadurch die Demission rückgängig zu machen suchte, natürlich ohne Erfolg, jedoch nicht sehr lange nachher es aussprach, das Ministerium in Weimar habe im Grunde nicht anders handeln können, mag für eine in seinem sonst starren Charakter gelegene Weichheit im besseren, wie im schlimmeren Sinne sprechen. Schritte, welche die Studirenden zur Erhaltung ihres hochverehrten Lehrers thaten, waren vergeblich; ein Gesuch um Aufenthalt in dem Lande des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt wurde abschlägig beantwortet; ein Wink von einflußreicher Seite von Berlin aus ihm zugekommen und ein liberaler Bescheid des Königs Friedrich Wilhelm III. bestimmten ihn, nach Berlin überzusiedeln. Es geschah dieses im Juli 1799, von wo an die Geschicke unseres Philosophen mit denen des preußischen Staates verflochten bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Für Bräute.

Zwei Briefe schrieb der Schwiegervater schon,
Sogar die Schwiegermutter einen
An mich, seit in der Residenz ich wohn',
Doch meine Braut Sophie noch keinen.
Sie hat nur ein Mal an des Briefes Schluß
Hinzugefügt die eine Zeile:
„Vier Häute, liber Adolf, Gruß und Kuß,
„Gärn schribe ich dürr Mähr, ich Eule."

Verschiedenes.

Ein Offizier wurde bei Friedrich dem Großen wegen Jagdbeeinträchtigungen angeklagt. Er versprach, dafür zu sorgen, daß derselbe zurechtgewiesen würde, und dies geschah, da eben eine Specialrevue einfiel, welche er über das Regiment hielt, wobei der angeklagte Offizier stand. Als der Zug vor dem König vorbeimarschirte, den der gedachte Offizier anführte, ritt der König auf denselben zu und sagte zu ihm: „Mein Gott! marschire Er doch ordentlich; es ist gerade eben so, als wenn Er hinter einem Hasen herliefe. Er verlernt ja den Dienst auf der Jagd ganz und gar." Diese Züchtigung fruchtete mehr als gesetzliche Strafe.

Sophie Schröder, die große deutsche Tragödin, besuchte vor einigen Monaten Wien und setzte durch ihre körperliche und geistige Rüstigkeit Alles in Staunen. Eines Tages war sie beim Hofschauspieler Herzfeld Mittagsgast. Nach der Tafel spielte eine Tochter des Hauses einen Walzer auf dem Clavier, und siehe — die zweiundachtzigjährige Künstlerin drehte sich am Arm einer andern Tochter rührig im Kreise. Bald darauf sprach sie Stellen der Isabella aus der „Braut von Messina" mit einer Kraft und Wahrheit des Ausdruckes, daß den Hörern die Thränen über die Wangen rollten. Die wahre Kunst hat eine unvergängliche Jugend.

(Lakonismus.) Ein Engländer ging in ein Kaffeehaus und traf da einen bekannten Schiffscapitän, eben im Begriff, nach New-York zu segeln. Der Capitän sagt aus Scherz zu ihm: „Begleiten Sie mich dahin." — „Ei warum nicht, ich muß es nur meiner Frau anzeigen." Darauf schreibt der Gentleman:

„Geliebte Sara!
Ich reise nach Amerika.
Dein Jonas."

Sie antwortet aber eben so schnell als er:

„Geliebter Jonas!
Glückliche Reise!
Deine Sara."

Auflösung des Palindroms in Nro. 68:

Neben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 65. Samstag, den 31. Mai **1862.**

Sage vom Spangenberg.

An des Speyerbaches Strand,
Hoch auf steiler Felsenwand,
Sieht man jetzt noch die Ruin'.
Wie der Geist durch's Reich der Träume,
Streicht die Windsbraut durch die Räume,
Wolken ziehn darüber hin.

Wo einst stand der Liebe Herd,
Sporen klirrten, Schild und Schwert,
Wo man Festgelage gab;
Wuchert Epheu, nisten Geier
An und in dem Urgemäuer,
Und Gesträuch winkt stumm herab.

Kaspar, wild, doch tapfer, ließ
Bau'n die steile Burg und hieß
Spangenberg sie; als sie stand,
Hat er die Erbauer alle
An des Baches Rand im Thale
Herzlos, jämmerlich verbrannt.

Dann entführte, gleich dem Wind,
Er von Worms des Kaisers Kind,
Und sein Glücksstern lachte ihm,
Denn das adlig Blümchen blühte
Liebreich ihm voll seltner Güte;
Doch das Glück schwand bald dahin:

Auf der Jagd, verirrt, allein
In dem tausendjähr'gen Hain,
Kam der Kaiser, kummergrau,
Müde in die Burg des Leuen
Und erkennt sein Kind, das scheuen
Blicks kredenzt den Wein als Frau.

Rach' und Wonne rang in ihm.
Heimgekehrt nach Worms erschien
Er beim ersten Morgenroth
Vor dem kühnen Räubernefte,
Stürmte lang die trotz'ge Feste;
Furchtbar erntete der Tod.

Kaspar, als die Burg bemannt,
Sprang von steiler Felsenwand
Mit der Liebsten; wie im Flug
Trug der Burgfrau falt'ges Mieder
Schadlos sie zum Abgrund nieder,
Wo man ihn in Fesseln schlug.

In die Kaiserstadt am Rhein
Zog man bald mit ihnen ein.
Der Prinzessin wurde Gnad',
Aber Kaspar, ohne Bitte,
Zahlte auf des Marktes Mitte
Mit dem Kopfe seine That.

Frankeneck. Ir.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Wenige Augenblicke zuvor hatte zwischen den beiden Frauen folgendes kurzes Gespräch stattgefunden:

„Du liebst ihn also, meine kleine Freundin?" sprach die Königin, indem sie das Buch, in dem sie gelesen, bei Seite legte und das junge Mädchen mit ihren großen, von Seelengüte und Liebe strahlenden Augen betrachtete, „Du liebst ihn, wie es auch nicht anders kommen konnte, denn er ist Dein Ritter geworden; wünschest Du nicht auch, daß Dich der junge Herr als Burgfrau in das Schloß seiner Väter an der schönen Donau heimführe?"

„O, meine königliche Freundin!" lispelte erröthend und sich auf die Stickerei herabneigend, das junge Mädchen.

Digitized by Google

„Meine königliche Freundin?“ wiederholte in verweisendem Tone die Königin, „Du vergißt die Gesetze von Trianon, Gabriele!“

Es wird wohl den meisten unserer Leser bekannt sein, daß in Trianon und in dem engern geselligen Zirkel der Königin zwischen ihr und den vertrauten Freundinnen immer das „Du“ gebraucht wurde.

„O, Verzeihung! Verzeihung! meine Marie,“ rief das junge Mädchen, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte und sich in die Arme ihrer edlen Freundin warf, „aber Deine Frage hatte mich so verwirrt, daß ich wohl einen Augenblick vergessen konnte, daß es meine theure Marie Antoinette war, die mit mir sprach.“

Marie Antoinette hauchte einen Kuß auf die reine, weiße Stirn des jungen Mädchens und flüsterte:

„Aber nicht wahr, Du liebst ihn?“

„Marie!“ bat Gabriele, indem sie ihr Gesicht in dem Busen der Freundin verbarg.

In diesem Augenblicke meldete ein Kammerdiener den Abbé Vermont und den Herrn von Trautenstein.

Die Königin befahl, sie eintreten zu lassen.

„Mein Gott, er kommt,“ murmelte Gabriele und richtete, die Locken zurückstreichend, sich empor, während die Königin einen lächelnden Blick auf ihre junge Freundin warf.

Der Abbé trat ein, gefolgt von dem jungen Manne, welcher die Blicke auf seinen Hut, den er in den Händen trug, geheftet hatte und in sichtbarer Verlegenheit war.

Zwei Schritte von der Königin entfernt blieb er stehen und schlug das Auge zu ihr auf.

Sein Blick traf Marie Antoinetten und Gabriele zugleich — aber als hätte eine mächtige Fee ihn bezaubert, so stumm und starr stand er vor den beiden Frauen, während sein Gesicht bald bleich, bald roth wurde.

Er hatte in Marie Antoinette die Pächterin von Trianon erkannt.

Die Königin weidete sich einen Augenblick an der Verlegenheit des jungen Mannes, während Gabriele die Blicke niedergeschlagen hatte.

Endlich kam wieder Leben in den jungen Mann, er sank auf ein Knie und murmelte mit zitternder Stimme:

„Madame, ich erwarte mein Urtheil.“

„Ihr Urtheil, Herr Baron? — Wissen Sie denn, ob sich die Pächterin von Trianon bei der Königin von Frankreich über die Artigkeiten des jungen deutschen Herrn schon beklagt hat? Ich habe keine Klage vernommen, stehen Sie also auf, Herr Baron.“

Diese mit dem den Frauen eigenen Takt gesprochenen Worte gaben dem jungen Mann seine Ruhe wieder, er erhob sich und sprach mit bewegter Stimme:

„Mein Leben gehört von diesem Augenblicke an Maria Theresias großmüthiger Tochter.“

„Wirklich, Herr von Trautenstein?“ sprach Marie Antoinette mit ungläubigem Lächeln, „sollte Jemand anders keinen größern Anspruch darauf haben?“

Gabrielens und des jungen Mannes Wangen glühten in diesem Augenblick wie dunkelrothe Rosen.

„Doch, apropos, Abbé!“ sprach sie plötzlich, sich zu Vermont wendend, „ich habe noch über einige Vorbereitungen zu unserer Oper mit Ihnen zu sprechen — wir müssen etwas durchaus Gelungenes zeigen und man soll in Paris nicht sagen, daß das Theater der Königin von dem der Frau Montesson oder dem der Demoiselle Guimard überflügelt worden wäre.“

Das Privattheater der Frau von Montesson im Palais Royal und das der Demoiselle Guimard waren damals die berühmtesten Liebhaber-Theater in Paris und man darf sich nicht darüber wundern, daß eine Königin von Frankreich mit diesen zwei Damen rivalisiren wollte, wenn man bedenkt, daß es damals eine Zeit war, in welcher, wie Fleury in seinen Memoiren sagt, „Das als ein Geschäft von hoher Wichtigkeit galt, was man jetzt als etwas Läppisches ansehen würde.“

Zu den beiden jungen Leuten sich aber wendend, sprach die Königin mit dem zauberischen Lächeln, welches ihr im Anfange ihrer Regierung so viele französische Herzen eroberte: „Auf Wiedersehen, Herr von Trautenstein; besprechen Sie sich unterdessen mit dem Fräulein von Polastron über Ihre Rollen — Sie wird für morgen Abend Ihre Braut sein — Herr Bräutigam.“

Hierauf ging sie mit dem Abbé in ein

Digitized by Google

Nebenkabinet. In höchster Verlegenheit standen sich die beiden jungen Leute allein gegenüber. Gabriele spielte, während sie die Augen fortwährend an den Boden geheftet hatte, mit den seidenen Schleifen ihrer Robe, der junge Herr drehte verlegen seinen Hut zwischen den Fingern — keines hatte den Muth, die Unterhaltung zu beginnen. Zum guten Glück erinnerte sich endlich der junge Herr von Trautenstein, daß es nicht der jungen Dame, sondern ihm, dem Kavalier zukomme, das Gespräch anzuknüpfen und er sprach:

„Mein Fräulein!"

„Mein Herr," antwortete das junge Mädchen, noch immer ohne aufzublicken. Neue Pause — neue Verlegenheit. Nach einigen Minuten begann der junge Mann endlich wieder:

„Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen, indessen wage ich kaum zu hoffen, daß Sie sich meiner noch erinnern."

„Das würde sehr unrecht — sehr undankbar von mir gewesen sein," flüsterte Gabriele; „man vergißt nicht so leicht," setzte sie noch leiser hinzu, „die, für welche man betet."

Diese so einfache und fromme Enthüllung der innersten Gedanken Gabrielens verscheuchte mit einem Mal die Befangenheit und ängstliche Zurückhaltung des jungen Mannes und er rief in leidenschaftlichem Tone: „Ist es wahr, Gabriele? Sie haben für mich gebetet?"

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottlieb Fichte,

geb. 19. Mai 1762.

(Fortsetzung.)

Fichte war 1799 nach Berlin übergesiedelt. Es wird häufig auch mit dieser äußeren Veränderung seiner Lebenslage eine innere Veränderung seiner Philosophie und Denkweise in Verbindung gebracht; er habe eine gläubigere, religiösere Richtung eingeschlagen, sein System wesentlich modifizirt, habe sich mehr dem populären Publikum zugewendet. Das Wahre ist, daß er seine ursprüngliche Grundanschauung immer beibehielt, aber bei seinem rastlos thätigen Geiste in immer neuen und vertiefteren Darstellungen seines Systems sich umtrieb, daß er auf eine lautere praktische Religiosität gegenüber einer unlauteren vorher ebenso kräftig wie nachher drang, daß sich sein vermeintlicher Atheismus mit der Zeit nur deutlicher als ein theoretischer Pantheismus herausstellte, daß sich nur in einzelnen seiner Schriften von da an etwas mehr Popularität zeigt, theils weil er in Berlin kein Studentenpublikum, sondern nur ein Publikum von Volontären in seinen freien Vorträgen hatte, theils weil die Zeit ihn immer tiefer in die Politik, Geschichte, Philosophie der Geschichte, kurz in allgemeiner zugängliche Fächer hineinführte. Ueberhaupt war das Leben Fichte's in Berlin, so lange das Unglück noch nicht über Preußen hereinbrach, durch den regen, geselligen, gelehrten und ästhetischen Verkehr in der großen Stadt, deren Vortheile F. immer zu schätzen wußte, ein sehr angenehmes. F. verstand es, zu leben, war nichts weniger als ein einseitiger Philosoph, und wenn er auch die Naturphilosophie verderblich und Kunststudien unzeitgemäß fand, ein Mann von durchaus allgemeiner Bildung und höchst lebendigem Interesse für Poesie; mit der damals in Berlin herrschenden romantischen Richtung befand er sich auf gutem Fuße; die Aufklärung war es ja, über die er auch seine vernichtende Kritik übte; das Gericht an der Romantik selber vollzog erst Hegel. Es konnte nicht fehlen, daß ihm verschiedene Anerbietungen, in auswärtige Dienste zu treten, gemacht wurden. Es kam nichts zu Stande, theilweise, weil Preußen selbst in der Lage war, ihm etwas zu bieten. Dieses war eine Professur in Erlangen, mit der Bestimmung, nur im Sommer dort zu lesen, im Winter aber in Berlin bleiben zu können, eine Stelle, die im Mai 1805 angetreten, die Aussicht auf ein sehr befriedigendes Wirken und ein kollegialisches Zusammenleben, sowie auf Verwirklichung der nachher bei der Neugründung der Berliner Universität wieder aufgenommenen Plane auf eine Reorganisation der hohen Schulen zu Kunstschulen des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs gewährte, leider aber mit dem Ausbruch des französischen Krieges wegen der Bedrohtheit der fränkischen Landestheile von selber aufhörte. Wir verdanken wenigstens dieser Episode in dem

Digitized by Google

Leben unseres Denkers die höchst schätzbaren zehn Vorlesungen „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit". Der Krieg weckte bei Fichte den Trieb nach praktischer Thätigkeit neu auf. Er ging schon damals mit Reden an die Deutschen um und suchte, wie später 1813, eine Stellung im Hauptquartier nach, was aber, bezeichnend für die damalige Selbstüberhebung, mit der Instanz abgelehnt wurde, seine Beredtsamkeit könne erst nachher die Vortheile des Sieges vermehren. Zunächst galt es freilich nach der Schlacht von Jena ein Anderes, nämlich zu fliehen. Auch F. flüchtete unter Zurücklassung von Frau und Kind mit Anderen nach dem Norden, bis er in Königsberg einen festen Wohnsitz gewinnen konnte, wo er, ohne der dortigen Universität förmlich einverleibt zu werden, Vorlesungen hielt, ein Aufenthalt, der auf einige Zeit mit dem in Kopenhagen vertauscht wurde, bis er von da nach der Räumung Berlins durch die Franzosen im August 1807 hieher zurückkehren konnte, um den ihm bestimmten Antheil an der Reform der preußischen Verhältnisse zu übernehmen. Es gab nun für ihn vollauf zu thun: es handelte sich um die Stiftung der Universität, die dem Staat durch geistige Kräfte das ersetzen helfen sollte, was er an physischen verloren hatte, und F. säumte nicht, seinen Rath, der sich besonders auf das Verhältniß der Zöglinge zu ihren Lehrern, auf Weckung des Denkens und der freien Selbstthätigkeit bei den Studirenden bezog, abzugeben. Es galt aber für ihn, im Allgemeinen und unter allen Ständen einen neuen Boden zu legen, „nachdem das Reich der Selbstsucht im Kriege seinen Untergang gefunden hatte", es galt, durch eine vernünftige „Nationalerziehung" ein ganz neues sittlich und physisch kräftiges Geschlecht heranzuziehen. Dies war die Veranlassung zu den berühmten „Reden an die deutsche Nation", die von Fichte im Winter 1807—8 im Akademiegebäude, oft unter dem Lärm der französischen Trommeln, gehalten wurden, Vorträge, die dem Feinde damals wohl noch unter die Kategorie der ungefährlichen deutschen Ideologie fallen mochten, weil sie Vaterlandsliebe und Heldensinn erst in der Wurzel, erst im Grunde anregen sollten, wogegen es dem deutschen Volke je länger, je weniger verborgen bleiben konnte, daß in F.'s bewußtem und vernünftigem Wollen „der Willkür, die durchaus nicht weiß, was sie will, außer daß sie eben unbegrenzt und eifern will", und in der Entgegensetzung „der wahren, sittlichen Freiheit gegen den Mann, der mit Klarheit und Festigkeit seine Grille ergriffen hatte", Napoleon, ein ebenbürtiger Gegner, erstanden war. Wenigstens auf Alles, was in Deutschland jugendlich fühlte, vor Allem auf die gebildete Jugend mag F., insbesondere auch durch seine positive politische Richtung, unter den damaligen Weckern des deutschen Sinnes am an- und aufregendsten eingewirkt haben. Es war bei ihm keine Deutschthümelei, wie bei Arndt und Jahn, keine Abwendung von der ganzen Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts, wie bei Arndt und Görres, kein Haß gegen die französische Revolution und das Vernunftrecht in der Gestaltung der Staatsverfassungen, wie bei Stein, kein Zurückstreben zum Mittelalter, wie bei allen Genannten; er verläßt die erste Liebe, wie seine Träumereien über „die Republik der Deutschen zu Anfang des 22. Jahrhunderts" bezeugen, nicht, er verbindet die Ideen und Rechtsforderungen der Neuzeit mit dem Haß gegen alle Universalmonarchie und der Liebe zu einer bündischen Verfassung, er, in dem man nicht undeutlich das erste Erwachen des historischen Sinnes in Deutschland wahrnimmt, weiß an die Bedürfnisse der Neuzeit die Erinnerung an die Hauptepochen der großen Vergangenheit Deutschlands anzuknüpfen, er vermag mit seiner Demokratie das preußische Fürstenthum über den Fürsten, nicht zu Borussifizirung, sondern zu Germanisirung Deutschlands, wohl zu vereinigen.

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Behütest du den Bösen und hast mit ihm Geduld,
So förderst du den Frevel und trägst auch seine Schuld.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 66. Dienstag, den 3. Juni **1862.**

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen schien einen Augenblick von der Heftigkeit des Jünglings etwas erschreckt, allein diese Bewegung ging schnell vorüber und sie flüsterte, indem sie das schöne blaue Auge zu ihm aufhob:

„Soll man nicht für die beten, denen man mehr als das Leben verdankt?"

„Und ich, Gabriele," rief hingerissen von der Macht der so lange unterdrückten Leidenschaft der junge Mann, indem er dem jungen Mädchen zu Füßen stürzte, „ich betete nicht für Sie, aber ich betete Dich an!"

„Mein Gott! mein Gott!" rief tief erröthend das junge Mädchen, indem sie vergebens ihre Hand dem Leidenschaftlichen zu entziehen suchte, „welche Worte sprechen Sie da zu mir! — um aller Heiligen willen stehen Sie auf! Gott, wenn die Königin —"

„Und wenn alle Könige und Königinnen der Christenheit hereinträten und mich zu Ihren Füßen sähen — ich würde nicht von der Stelle weichen — oder ist es ein Verbrechen, einen Engel anzubeten, den man verehrt wie eine Madonna?"

„Mein Gott! mein Gott! welche sündhafte Worte Sie sprechen!" flüsterte unter Thränen das junge Mädchen und strich die Locken des jungen Mannes, die ihm über die Stirne gefallen, zurück — „aber ich kann ihm nicht zürnen," setzte sie heimlich in Gedanken hinzu.

Der junge Mann erkannte, was im Herzen Gabrielens vorging, — er breitete die Arme aus und flüsterte in jenem zärtlichen, schmachtenden Tone, der die Melodie der Liebe ist, das einzige Wort: „Gabriele!"

Und „halb zog sie ihn — halb sank er hin," singt der große Dichter.

Ihre Lippen vereinten sich zum heißen Kuß. In demselben Augenblick öffnete sich geräuschlos eine Tapetenthüre und Marie Antoinette erschien auf der Schwelle unbemerkt von dem liebenden Paar, welches nur sich sah. Leise schwebte sie heran, und als sie dicht an die Liebenden gekommen, sprach sie in schelmischem Tone:

„Ah! Sie haben den zärtlichen Charakter Ihrer Rollen vortrefflich begriffen, meine Freunde; diese Oper wird eine prächtige Vorstellung werden." —

Die Ueberraschten stürzten der Königin zu Füßen. Marie Antoinette aber, huldvoll und liebreich wie immer, sprach:

„Stehet auf, meine Kinder — Ihr sollt glücklich werden," und als Gabriele, schluchzend vor Freude und Rührung, an die Brust der Königin flog und der junge Mann tief ergriffen seinen Dank stammelte, sprach sie, ihm die Hand zum Kusse reichend:

„Die Pächterin von Trianon war strenger als die Königin von Frankreich, nicht wahr, Herr von Trautenstein?"

Der junge Mann erröthete, indem er sich der Scene erinnerte, wo er in seiner Extase die Hand der vermeintlichen Pächterin küssen wollte und den verdienten Schlag dafür empfing; er schwur heimlich, sich niemals wieder nur die geringste Untreue gegen Gabrielen zu Schulden kommen zu lassen.

4.

Die Aufführung der Oper war eine glänzende, trefflich gelungene. Die Königin, welche selbst eine Partie übernommen, Gabriele und Herr von Trautenstein waren einzig.

Digitized by Google

Der kleine ausgewählte Kreis von Zuhörern — man wußte, er durfte die Zahl von 40 Personen nicht übersteigen — war hingerissen und der König selbst, den man mit dieser Darstellung überraschen wollte, entzückt.

Nur Einer der Zuschauer im Privattheater der Königin hatte während des Spiels stumm, verschlossen, mit finsterem Auge da gesessen. — Kein Zeichen des Beifalls war über seine Lippen gegangen, kein Beifallsklatschen hatte seine Hände bewegt — nur von Zeit zu Zeit, wenn der junge Herr von Trautenstein und Gabriele von Polastron durch ihr anmuthiges, bezauberndes und naturgetreues Spiel Alles begeisterten — schoß ein Blitz aus seinen Augen, aber es war nicht ein Blitz der Freude, sondern des Hasses und der Wuth.

Die Gardine war gefallen, das Stück beendigt. Alles drängte sich aus dem kleinen Theatersaal hinaus in's Freie, in den Park, auf dessen See noch ein Wasserfeuerwerk abgebrannt werden sollte.

Trautenstein ging neben Gabriele und sie plauderten von ihrer Liebe, von der Zukunft und den Freuden des Lebens. Trautenstein malte mit den glühenden Farben einer frischen jugendlichen Phantasie glänzende Bilder vor Gabrielens Auge und Gabriele, hingerissen von des Herzens Gewalten, lauschte mit athemlosem Entzücken.

Träumend standen sie unter den hohen Kastanienbäumen, an welchen sie sich am Morgen zuerst gefunden, über ihnen spannte sich der weite Himmel mit seinen goldenen Sternen, den ewigen Leuchten der Nacht und rings um sie herum tönte leises Liebegeflüster unter den Gruppen der übrigen Gäste von Trianon — die ebenso, wie sie, nicht auf die farbigen Blumenbouquets und den farbigen Sonnenregen des Feuerwerks achteten, sondern das Schauspiel nur als einen passenden Vorwand nahmen, sich ungestört von ihrer Liebe zu unterhalten — von der Liebe, die, damals wie jetzt, der Mittelpunkt ist, um welchen sich alles Andere bewegt, die Sonne der Gefühle, der die andern wie Trabanten folgen.

Endlich gab die Königin — der König war schon wieder nach Versailles gefahren — das Zeichen zum Aufbruch, Gabriele eilte an ihre Seite und Trautenstein, in dessen Brust tausend Gefühle wogten, blieb allein zurück, die heiße Stirn in der kühlen Nachtluft zu baden. Auf derselben Moosbank, auf welcher ihn am Morgen die Pächterin von Trianon und Gabriele überrascht, setzte er sich nieder und, die Augen schließend, ließ er die bunten Bilder des Tages an seiner Seele vorüberziehen.

Eine harte Stimme, die er augenblicklich erkannte, schreckte ihn aus seinen Träumereien empor.

„Treff ich endlich den schmachtenden Selados, um ein paar vertrauliche Worte mit ihm sprechen zu können!“ rief der Fremde und schlug den jungen Mann heftig auf die Schulter.

Dieser war aber gleich beim ersten Laut, den er vernommen, aufgesprungen und rief, die Hand an seinen Degen legend:

„Spart Eure Worte, Herr! Ich weiß, was Ihr von mir wollt — Revanche für den Degenstoß im Theater français!“

„Ihr habt es errathen — aber gleich auf der Stelle.“

„Mit Vergnügen — der Mond wird dazu leuchten.“

Die Klingen kreuzten sich; der Fremde focht gut und kaltblütig, — der junge Mann noch besser, aber hitzig und leidenschaftlich.

Da streifte ein Stoß seine Brust und die Nacht war hell genug, um einen Blick heimtückischer Freude zu sehen, der aus den Augen des Fremden schoß.

In demselben Augenblick rief eine Stimme den Namen Trautenstein, es war die des Abbé Vermont, der seinen jungen Freund suchte. Das gehörte Waffengeräusch führte ihn in den Baumgang. —

„Um Gott, mein Herr!“ rief er heraneilend, „halten Sie ein — Sie verletzen des Königs Burgfrieden!“

Erbittert über diese plötzliche Störung rief der Fremde:

„Das muß ein Ende nehmen; vorgesehen, mein Freund!“ und damit führte er zwei gewaltige Stöße nach der Brust seines Gegners — dieser aber parirte, führte eine blitzesschnelle Legate aus, und ehe man eine Secunde zählen konnte, lag der Fremde mit durchbohrter Schulter am Boden.

Digitized by Google

Athemlos keuchend kam auch jetzt der Abbé heran.

„Mein Gott! was haben Sie gethan?“ rief dieser, sich über den Verwundeten beugend — aber wie von einer Natter gebissen fuhr er, als er das Gesicht des Verwundeten erblickte, zurück und rief: „Seid Ihr es wirklich, Herr von Polignac?“

„Gewiß!“ antwortete zähneknirschend der Verwundete, indem er sich mühsam emporrichtete, „und sagen Sie Ihrem jungen Freund, daß er sich retten soll — ich glaube, mit mir wird es nicht lange währen — und Sie kennen die Strenge unsers Duellmandats. Der König ist darin unerbittlich.“

(Schluß folgt.)

Johann Gottlieb Fichte,

geb. 19. Mai 1762.

(Schluß.)

Nicht so williges Gehör, wie in der großen politischen Sphäre, vermochte F. sich in der engeren akademischen zu verschaffen. Er mußte sein Rektorat an der Hochschule, die am 3. August 1810 eröffnet worden war, wieder niederlegen, weil er gegen seinen alten Plan, die Landsmannschaften auszurotten und dafür allgemeine Studentenvereine einzuführen, auf Widerstand, weit weniger bei den Studirenden, als bei seinen Kollegen stieß; seinen Plan über Einrichtung der Universität und des akademischen Studiums mußte er ohnedem bei Seite gelegt sehen. Wie tröstlich für ihn die Heranreifung des deutschen Geistes, wie belebend für ihn die Erhebung Preußens gegen Napoleon gewesen sein mag, läßt sich denken, und wie wichtig er den „heiligen Krieg“ genommen habe, ist aus dem oben berührten Plane, als sittlich-religiöser Volksredner zur Armee abzugehen, aus seinen Vorlesungen über den „wahren Krieg“, aus der herrlichen Rede an seine Zuhörer am 19. Febr. 1813 bei Abbrechung der Vorlesungen, aus seiner Theilnahme an den Uebungen des Landsturms ersichtlich. Nach allen Seiten gehoben, hatte er seine Zuhörer, die aus dem Kriege sich wieder gesammelt hatten, am 3. Jan. 1814 erstmals wieder um sich vereinigt, als er, angesteckt durch seine Frau, die das Nervenfieber bei ihren Krankenbesuchen in den Soldatenlazarethen geholt hatte, auf's Kranken- und Sterbelager geworfen wurde, auf dem er, noch nicht 52 Jahre alt, am 27. Januar verschied; ein schöner Tod, der von der begeisterten Jugend als Märtyrertod aufgenommen wurde, jedenfalls des Wortes, das er 9 Jahre vorher ausgesprochen hatte, nicht unwürdig war: „Man muß sein Leben an die Ideen setzen, da die Ideen auf die Gattung als solche und auf ihr Leben gehen. Man muß sich selbst in den Ideen vergessen, keinen Genuß suchen, noch kennen, als den in ihnen und in der Aufopferung alles anderen Lebensgenusses für sie.“ — F. ist als Persönlichkeit die bedeutendste Erscheinung unter den deutschen Philosophen, ja eine der bedeutendsten unter den Deutschen überhaupt. Er ist es durch seine hohe sittliche Energie, seinen unbeugsamen Willen, seine freimüthige Geradheit, seine antike Uebereinstimmung mit sich selbst in Leben und Lehre. Es fehlt ihm aber auch gar nicht an sehr ansprechenden Zügen. Wiewohl der Mann unter der mittleren Körpergröße, mit dem stolzen, aufrechten Haupte, mit dem dichten Haarwuchse, mit dem trotzigen Gang, mit dem starken Auftreten, mit dem strafenden Auge, mit dem immer sprudelnden Pathos, mit dem allzu sichtbaren Selbstgefühl nicht Jedermanns und nicht für jede Laune Geschmack gewesen sein mag, die allseitige Ausbildung der schönen Seiten der Menschennatur in ihm, seine Freiheit von aller Pedanterie neben seinem streng sittlichen Ernste, seine gemüthliche Hingebung, sein ganzes saft- und kraftstrotzendes Wesen, dem auch Witz und Humor nicht fremd war, seine Derbheit, die stark, aber von jeder Hinterhältigkeit fern blieb, seine Erscheinung, in der Alles Substanz war, haben und werden ihm fort und fort nicht blos allgemeine Achtung, sondern auch die Liebe Vieler zuführen. Die Werke des Mannes, in den 40er Jahren von seinem Sohne in 8 Bänden aufs Zweckmäßigste herausgegeben, werden wenig mehr gelesen. Das große Publikum hat mit Kant von der Philosophie Abschied genommen, und nächstens kann man diejenigen zählen, die überhaupt noch philosophische Werke lesen. Verdienstlich aber wäre es, da einmal F. als Patriot

Digitized by Google

unter dem Volke fortlebt, eine Volksausgabe seiner Schriften zu veranstalten. Sogar auf den Universitäten wird F.'s System selten mehr in den Quellen studirt, woher auch die verkehrten Urtheile über seinen Gesinnungswechsel stammen. Es ist richtig: man kann sich über die philosophischen Probleme bei ihm nicht gut unterrichten; zum Schulgebrauch passen seine Bücher nicht, wie es die Kantischen immer thun werden wegen ihrer größeren Deutlichkeit für den gewöhnlichen Verstand und wegen ihrer bahnbrechenden Bedeutsamkeit. Es ist unleugbar: F. gehört nicht zu den größten deutschen Philosophen: Kant und Hegel sind größer als er, sowie auch Leibnitz neben den Genannten ihn an vielseitigerer Bildung übertrifft. Er ist der Philosoph einer raschen Uebergangsperiode; so sehr er in seiner ganzen Erscheinung, die schon völlig modern ist, von dem altväterischen Kant absticht, so schnell eilt von ihm die Entwicklung auf Schelling und Hegel über; so viel Zeit die Kantische Rücksichtnahme sich läßt, so rasch ist der Schwung, das Fertigsein mit seinem System, die Abwickelung des Berufs- und Lebensfadens bei dem jugendlichen Mann Fichte. Wenn aber auch die deutsche Philosophie durch F. nicht so viel gewonnen hat, wie durch Andere: das Philosophiren, das Denken, das nach der von F. ausgebildeten Seite hin Eins ist mit dem Handeln für das Allgemeine, hat Keinem mehr zu verdanken als ihm. Den Sinn für Philosophie in der Jugend, die ihn hörte, zu wecken, hat Keiner mehr verstanden als er; er wußte ein geistiges, rein dem Göttlichen zugewendetes, in der Wissenschaft wohnendes und in Folge dessen ein sittliches Leben, Opfersinn und Patriotismus zu erzeugen. Wenn so an F. nicht der Philosoph, sondern der Lehrer und der Erzieher die Hauptsache ist, allerdings diese beiden leibend und lebend in dem reinen Aether der Gedankenwelt, so ist seine Bedeutung auch in der Geschichte der Philosophie selber gerade diese propädeutische. Er hat nicht reife und vollkommene Handbücher hinterlassen, wie Kant und Hegel oder in einem eingeschränkteren Wissensgebiete Schleiermacher; er war nicht bahnbrechend wie Kant, ebenso wenig abschließend wie Hegel; die Unhaltbarkeit seines Systems leuchtet jedem Kinde ein; aber er ist in spezifischem Sinn anregend gewesen. Er hat mit seiner Wissenschaftslehre erstmals das Großartigste, das in der Geschichte des Denkens vorkommt: den Gedanken, die ganze Welt umschließen, die Wirklichkeit zum Produkt des Denkens werden zu lassen, unternommen; er scheiterte bei diesem Unternehmen, weil die Welt und die Wirklichkeit ihr eigenes Gesetz, ihre selbstständige Entwickelung, den ihnen selbst immanenten Gedanken haben und für sich behaupten, aber er hat Hegel dazu angeregt, nicht mit dem vollen, so doch mit besserem Erfolg den ähnlichen Versuch zu machen und eine Probe deutscher Universalität abzulegen. Es war F. nicht beschieden, eine Schule zu gründen und die Zeitgenossen an seinen Resultaten ausruhen zu lassen, aber er hat auf immer die philosophische Methode, der zwar Schelling nicht gewachsen war, die aber Hegel fertig vorfand, geschaffen. Wie der Volkserzieher und Patriot auf allseitige Gymnastik drang, so hat auch der Philosoph Alles auf die Regel und die ebenso selbstthätige als begriffsgemäße Uebung der Regel, auf strengste Methodik gehalten. Wenn es irgend auf Jemand anzuwenden ist: sie haben geerntet, wo ich gesäet habe, so ist solches auf F. anzuwenden. Nicht nur Hegel kann die Vorarbeit F.'s nicht leugnen; auch Schleiermacher wäre ohne seine handgreiflichen Anregungen nie auf seine geistvolle Anschauung des frommen und religiösen Lebens gekommen. Möchten auch wir dem Manne, der im Leben und in der Wissenschaft so ganz zum Gesammtgut der Nation geworden ist, unsern Tribut der Anerkennung damit darbringen, daß wir uns von seinem Geiste nähren, von seinem Sinne beleben lassen!

Denkspruch.

Kaufst du dir Diener ein, und heißt dich's dein Gebrauch,
So halte sie für Knecht', jedoch für Menschen auch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 67. Donnerstag, den 5. Juni 1862.

Die Pächterin.

(Schluß.)

Zwei Stunden später sprengte ein Reiter auf der Landstraße hin, die von Versailles nach Lothringen führt — es war der Herr von Trautenstein, der nach einem kurzen herzzerreißenden Abschied von Gabriele Trianon verlassen hatte, um sich der Strenge des Gesetzes zu entziehen. Die Königin, der der Abbé den Vorfall vertraut, hatte ihm selbst dazu gerathen; sie kannte ihren Gemahl zu gut.

So mild Ludwig XVI. sonst auch war, in diesem Punkt war er unerbittlich — und er mußte es sein, wenn er dem Unwesen der Duellwuth, welches zu jener Zeit so furchtbar um sich gegriffen hatte, daß man sich wegen einer Nichtigkeit, der Farbe von der Busenschleife einer Schauspielerin, oder um den Schuh einer Tänzerin, schlug, ein Ende machen wollte.

Allein der Herzog von Polignac starb nicht und man wird wissen, daß diejenige, welche er einst entführt hatte, die ihm aber von Trautenstein wieder entrissen worden war, Herzogin Jules von Polignac wurde.

Weder die Verwendung der Königin, noch die Verzweiflung Gabrielens konnten den starren Sinn des alten Herrn von Polastron beugen — mit blutendem Herzen folgte Gabriele dem Bräutigam zum Altar und nur Marie Antoinettens Freundschaft allein konnte die Verzweifelnde aufrecht erhalten.

* * *

Es war 13 Jahre später. — Die Revolution brauste über Frankreich dahin; sein alter Königsthron war erschüttert, das Lilienbanner hatte der Tricolore Platz machen müssen. — Oesterreichs Heere standen gegen Frankreichs Waffen im Felde, um seine Tochter, um Marie Antoinetten aus den Händen des Pöbels von Paris zu retten.

Zu Hunderten flüchteten die Aristokraten, leer standen die Hofsäle und Zimmer des Königsschlosses zu Versailles — nur wenige bleiche, zitternde Frauen umgaben Frankreichs Königin.

Unter ihnen bemerkte man eine junge schöne Wittwe von vielleicht 29—30 Jahren, noch in Trauerkleider gehüllt. Sie stand mit der Königin an einem Fenster des Schlosses zu Versailles und blickte wehmüthig in den Garten hinab, in welchem ein rauher Novembersturm die gelben Blätter durch den Park jagte.

„Fliehe, meine Gabriele — ich beschwöre Dich bei unserer Freundschaft, bei unserer Liebe," flüsterte die Königin, indem sie mit Gabrielens braunen Locken spielte. „Du bist es Dir — Du bist es Deinem eigenen Kinde, Deinem Charles schuldig!"

„Aber wohin?" lispelte unter Thränen die junge Frau, „wohin ich — allein, ein schwaches hilfloses Weib?"

„Hast Du die Tage von Trianon vergessen? Oder wird Dich Niemand in Deutschland gastfreundlich aufnehmen, wenn Du sprichst — ich komme mit Empfehlungen von der Pächterin von Trianon?"

Ein schmerzliches Lächeln glitt über die Lippen der jungen Frau und sie lispelte:

„Wohlan, ich will es thun, — aber Marie, meine theure Marie, vergib, vergib mir, daß ich Dich verlassen konnte."

Ein Kuß auf die Stirn war der Königin Antwort. Dann aber, als sie sich zum Gehen wendete, sprach sie mit einer Thräne im Auge und mit traurigem Lächeln:

Digitized by Google

„Und nicht wahr, wenn Ihr glücklich seid, so gedenkt Ihr mitunter in einem frohen Augenblicke der Pächterin von Trianon?"

* * *

Den Tag darauf reiste Frau von Polignac in Begleitung ihres Sohnes und einer vertrauten Kammerfrau nach dem Rhein. Glücklich erreichten sie die französische Grenze.

Unweit von Mühlhausen stießen sie auf österreichische Vorposten.

„Halt! Werda?" riefen die Vedetten.

„Französische Emigrés", lautete die Antwort zurück.

„Man führe sie zum Commandanten!" befahl der die Vorposten commandirende Lieutnant.

Eine junge verschleierte Dame, einen Knaben von sechs Jahren an der Hand, wurde in das niedrige Zimmer eines Bauernhauses geführt, in welchem der Commandant der Avantgarde mit seinen Adjutanten arbeitete.

„Woher kommen Sie? wie heißen Sie?" fragte er in ruhigem Tone, ohne aufzublicken.

„Ich komme mit einem Gruß von der Pächterin von Trianon," sprach die Dame mit zitternder Stimme, indem sie den Schleier zurückschlug.

„Gott! Gabriele — Charles!" Der General und die junge Frau lagen einander in den Armen.

Am Abend war eine militärische Trauung, der Feldprediger copulirte den General von Trautenstein und die verwittwete Frau Herzogin Jules von Polignac.

Leider dauerte ihr Glück nur wenige Jahre; am 16. October 1793 küßte Trautenstein zum letzten Mal den bleichen Mund seiner sterbenden Gattin. Sie hatte das Unglück ihrer königlichen Freundin nicht ertragen können.

Trautenstein fiel bei Marengo.

Die große Weltausstellung.

Die englischen Blätter, welche seit Wochen Tag für Tag Ausstellungsberichte bringen, haben bisher ihre Aufmerksamkeit fast nur dem Allgemeinen zugewandt, oder sie besprachen vorzüglich ihre heimische Abtheilung. Man kann nicht sagen, daß ihre Berichte übermäßig sorgfältig oder belehrend gehalten waren (wir sprechen hier nicht von den Fachblättern); sie gingen etwas gar zu geschäftlich an ihre Aufgabe, und um keinem Aussteller zu nahe zu treten, gaben sie oft eine ganze Reihe von Namen sammt Aufzählung der von den einzelnen größeren Firmen ausgestellten Artikel ohne eingehende Kritik und Detailschilderung. Jetzt besprechen sie einzelne Parthien der fremden Abtheilungen, und zwar thun sie das vorerst, um das Bedeutendste hervorzuheben, oder den Gesammteindruck einzelner Abtheilungen zu schildern. In's Detail werden sie sich schwerlich einlassen, und wo es ausnahmsweise geschieht, befleißigen sie sich allesammt einer wohlwollenden Kritik, dem Auslande gegenüber vermeiden sie bei allem Selbstbewußtsein jenes vornehme Nasenrümpfen, welches nichts fördert, als gegenseitige Erbitterung, und halten es offenbar für ihre Pflicht, die höflichen Gastfreunde zu spielen. Ihre Berichte zu übersetzen, wird keinem deutschen Blatte in den Sinn kommen, denn Jeder thut am besten, mit eigenen Augen zu sehen, doch wird es nicht ohne Interesse sein, hier und da die Ansichten der bedeutendsten englischen Blätter zu lesen, und deßhalb lassen wir hier abgerissene Bemerkungen der Times über den Zollverein und Oesterreich folgen:

„In der Anordnung der Zollvereinsabtheilung ist in der letzten Woche manche sehr vortheilhafte Aenderung vorgenommen worden. Die ihr angewiesene Hälfte der westlichen Kuppelplattform ist gegenwärtig nur solchen Gegenständen eingeräumt, die vermöge ihrer Vortrefflichkeit oder Neuheit der allgemeinen Beachtung, die ihnen immer mehr zu Theil wird, würdig sind. Was Wohlfeilheit der Production betrifft, so stehen die Aussteller des Zollvereins beinahe ohne Rivalen da, es müßten denn die österreichischen Nachbarn mit ihnen in die Schranken treten. So hat Württemberg z. B. hübsche eingelegte Tischchen geschickt, von denen das Stück für 9 Sh. 8 P. verkauft wird, und von denen schon zwölf Dutzend abgesetzt sind. In derselben Abtheilung finden sich hölzerne, zusammenlegbare Tischdecken von ausgezeichneter und zierlicher Arbeit, die für 8 Sh. per Dutzend verkauft werden. Wahre Wunder an Wohlfeilheit aber bleiben die Münchener Oeldruckbilder. Es sind bewunderungswürdige

Digitized by Google

Kunstgegenstände, die, was ornamentale Wirkung betrifft, beinahe den Originalen gleichkommen, und von denen ziemlich große Exemplare blos auf 18 Sh. zu stehen kommen.

„Die bayerische Abtheilung ist voll der schönsten Kunsterzeugnisse. Steigerwald's geschliffenes Krystall- und farbiges Glas tritt sehr vortheilhaft hervor, und unter dieser Sammlung befindet sich ein vergoldetes Glasservice, das keinem ähnlichen Fabrikate Böhmens nachsteht. Von den Porcellanmalereien kann man des Rühmenswerthen unmöglich zu viel sagen, und dies ist auch der Fleck, auf dem sich einige der schönsten Photographien der gesammten Ausstellung befinden. Die photographischen Portraits in Lebensgröße sind von den größten Sachkennern auf's Wärmste gelobt worden, mehr jedoch als alles Andere dürften in dieser Sphäre die Goethe'schen Frauenbilder von Kaulbach anziehen. Hat Einer diese bezaubernden Zeichnungen, welche hier durch die Photographie mit wundersamer Wirkung und zu sehr niedrigen Preisen wiedergegeben sind, besichtigt, dann gehe er hinüber in die österreichische Abtheilung, um im Schaukasten der Wiener Firma Breul und Rosenberg das prachtvolle Portefeuille zu bewundern, welches für diese Blätter bestimmt ist. Die von dieser bekannten Wiener Firma ausgestellte Sammlung gehört mit zu den hervorragendsten der österreichischen Abtheilung, und mit den von ihnen ausgestellten Lederartikeln (Luxuswaaren) kann sich im ganzen Umfange der Ausstellung schlechterdings nichts vergleichen (ein großes Compliment von Seiten der Engländer, die gerade in diesem Fabrikationszweige so sehr geschätzt werden). Ihre Garnituren für den Schreibtisch und für Toilette, sowie ihre anderen Luxusartikel sind prachtvoll ausgestattet, und voll von jenen sinnreichen Vorrichtungen zum luxuriösen Tagesgebrauch, die außerhalb Englands so sehr beliebt sind. Das Meisterstück der ganzen Sammlung aber bleibt ein Bibeleinband, auf den die genannte Firma das gesammte Talent ihres Ateliers verwendet zu haben scheint. Es ist schwer zu sagen, was an diesem bewunderungswürdigen Kunstwerk am meisten angestaunt zu werden verdient: die außerordentliche Schönheit der Verzierung oder die Vollendung und Solidität der Buchbinderarbeit. Cardinal Wiseman in der römischen Abtheilung ausgestelltes Brevier tritt dagegen gänzlich in den Hintergrund. Hart daneben steht in einem besonderen Glaskasten das Album des Herrn Rollinger (aus Wien), welches er eben der Cityorporation verehrt hat.

„Nun, da der Thron aus dem westlichen Dome entfernt ist, tritt die daselbst aufgestellte, aus Belgien eingesandte (mit reichen Holzschnitzereien ausgestattete) Kanzel als eine der schönsten Zierden dieses Gebäudetheiles hervor. Wenden wir uns von diesem Punkte rechts nach Oesterreich, so müssen wir, nachdem wir oben von der Wohlfeilheit deutscher Erzeugnisse gesprochen haben, vor Allem die österreichischen Wanduhren hervorheben. Da gibt es Uhren in hübschen Holzgehäusen, die acht Tage gehen und nur 1 Pfd. Sterl. 8 Sh. kosten, andere mit einem Gangwerke von einem Monat zu 4 bis 5 Pfd. Sterl., und wieder andere, die 3 und 12 Monate lang nicht aufgezogen zu werden brauchen, zu verhältnißmäßigen Spottpreisen. In derselben Abtheilung stehen einige außerordentliche Möbel, Tische und Stühle, so gebaut, daß sie sich allesammt in einer mäßiggroßen Spinte verpacken lassen. Für einzelne Herren, die unmöblirte Zimmer miethen, ist dies das allerzweckmäßigste Mobiliar, da eine ganze Stubeneinrichtung sich auf einem kleinen Karren fortschaffen läßt. Taufpathen, die sich den Kopf zerbrechen, was sie ihren Pathenkindern schenken sollen, empfehlen wir das hier ausgestellte „wachsende Kinderbett", dessen Mechanismus so angeordnet ist, daß es sich strecken läßt und dem Kinde für sein Lebenlang als Bettstelle dienen kann, selbst nachdem besagtes Kind sich zur Größe eines Grenadiers entwickelt hat. Ein anderes sinnreiches Möbel ist ein Tisch, der sich in ein Buffet mit sechs oder sieben Gestellreihen verwandeln läßt. Doch gibt es in der canadischen Abtheilung ein Kunstmöbel, dessen Mechanismus noch kunstreicher und auf alle Fälle practischer ist: eine Bettstelle für Kranke, in welcher der Darinliegende vermittelst in einander greifender Hebel und Räder sich ohne viel Mühe jede beliebige Körperlage verschaffen kann. Es ist diese Vorrichtung überdies so einfach, daß sie sich für ein paar Pfd. Sterl. an jedem gewöhnlichen Bett anbringen läßt."

Digitized by Google

Denksprüche.

Nicht zu weit auf hohe See, nicht zu nah' auch am Gestade!
Dort kömmt oft von freiem Sturm, hier von blinder Klipp' ein Schade.

Wann etwa Kummer dich drückt, so theile ihn mit den Bekannten;
Ist doch der trauteste Freund stets dir der trefflichste Arzt.

Verschiedenes.

(Mißverstandene Einladung.) „Ich möchte die Frau Inspectorin von Schnatterbach so gerne zur heutigen Abendgesellschaft einladen lassen, allein ihre außerordentliche Plauderhaftigkeit ist fürwahr den Damen insgesammt geradezu unerträglich. Doch ich will ihr heute das Mäulchen schon schließen. Gehe nur sogleich zu ihr und sage, sie solle mir heute Abends die Ehre schenken auf einige Tassen Thee, er wird ganz stark nach ihrem Wunsche gekocht; sie soll aber bestimmt kommen." — Also sprach die Frau Räthin von Ziferl zu Margarethe, einem fünfzehnjährigen, backfischigen Mädchen, welches erst vor einigen Tagen vom Lande her in ihren Dienst getreten war. — Margarethe beflügelte ihre Schritte, und als sie vor Frau von Schnatterbach stand, brachte sie die Einladung folgendermaßen an: „Sie sollen heut Abends bestimmt zu meiner Frau, dem Ziferl, kommen; sie wird Ihnen dann mit Ihren Tatzen einigen Theer einschenken, welcher ganz stark wie Punsch gekocht ist." — Frau von Schnatterbach stutzte wie vom Blitze getroffen, und als sie dem sinnigen Dienstmädchen ihr Befremden über diese odiose Einladung im Allgemeinen ausgedrückt und jenem insbesonders bedeutet hatte, daß ihre so geschätzte Freundin Frau von Ziferl nie und nimmermehr eines Theeres Erwähnung gethan haben könnte, erwiderte Margarethe in ihrer holden Unbefangenheit: „Ganz gewiß hat meine Frau vom Theer gesprochen, und sie hat noch deutlich hinzugefügt, daß sie Ihnen das Maul damit zuschließen wird, weil Sie sonst so viel plaudern würden."

Auf einer Wiese zwischen Nußdorf und Heiligenstadt bei Wien, an einem klaren Bache, stehen drei Lindenbäume. Unter einem derselben befindet sich ein reizendes Erholungsplätzchen, wo Beethoven, fern vom Gedränge der Welt, seine herrlichen Melodien zu schaffen pflegte, so daß der größte Theil seiner Liedercompositionen diesem Plätzchen seine Entstehung verdankt. In den fünfziger Jahren gelang es auf eine wirklich komisch-naive Weise, den Baum aufzufinden, unter dessen Schatten Beethoven auszuruhen und zu componiren pflegte; denn obgleich man wußte, daß er während seines Landaufenthaltes dorthin seine Spaziergänge nahm, vermochte man bisher nicht den Platz zu bestimmen. Den Aufschluß gab ein alter siebenzigjähriger Bauer, der Besitzer jener Wiese, der auf die Frage, ob er einen Herrn Beethoven gekannt habe, antwortete: „Manens den krauseten (haarzerzausten) Musikanten? Ja, der is immer dort unter dem Baum g'legen," und dabei wies er auf die betreffende Stelle. Im Jahr 1860 verband sich der k. k. Hofkapellmeister Benedict Randhartiger mit mehreren Männern der Kunst, um dem Tonmeister an jener Stelle ein Monument zu errichten; Bildhauer Ferukorn erbot sich, das Modell und den Guß unentgeltlich zu liefern, und es findet jetzt in Wien ein Concert statt, dessen Ertrag zur Erwerbung des Platzes bestimmt ist, auf dem das Monument stehen soll.

Palindrom.

Ich bin das Theuerste der Welt,
Mehr werth als Güter und als Geld.
Verlierst du mich, dann klagst nicht du,
Die Freunde klagen nur dazu.

Retour bin ich ein feucht Gewebe,
Dem feinsten Schleier gleich, und schwebe,
Zerreißet mich Frau Phöbus nicht,
Als Wolke vor ihr Angesicht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 68. Samstag, den 7. Juni **1862.**

Der Deutsche an der Himmelsthür.

Von Hermann Marggraf.*)

Sanct Peter stand am Himmelsthor
Mit dem klappernden Schlüsselbunde.
Da stieg ein Abgeschiedner empor
Vom dunstigen Erdenrunde.
„Wer bist du?“ — „Ein Mann aus dem Franken-
reich!“ —
„Alle Achtung!“ rief Sanct Peter sogleich,
„Tritt nur hinein in die Pforte!
Ein Franzos braucht keine Escorte!“

Und wieder kam eine Seel' heran
Mit stolzem mächtigen Schritte.
„Euch sieht man's an den Augen an,“
Sprach Sanct Peter, „Ihr seid ein Britte!
Nur herein, Freund Britte! Denn sicherlich,
Wehrt' einem Britten den Eingang ich,
So kämen alle Theerjacken,
Um mich an den Hüften zu packen.“

Drauf kam mit einem mächtigen Satz
Zur Thür ein stolzer Hispanier.
„Zu oberst im Himmel gebührt der Platz,“
Rief er, „einem Castilianer!“ —
„Nicht übel!“ stottert Sanct Peter hervor;
„Trägt drinnen selbst Eure Sache vor;
Ich menge mich nicht in dergleichen —
Doch dem Spanier muß Alles weichen!“

Gesagt, geschehen! Da kamen herbei,
Als wie mit einem Schusse,
Der abgeschiednen Seelen zwei,
Ein Yankee und ein Russe.

„Wir sind die künftigen Herrn der Welt —
Drum aufgemacht das Himmelszelt!“ —
„Gemach!“ brummt Sanct Peter, „nur ruhig!
Was ich thun kann, nun das thu' ich.“

Sie waren drin. Nun kam allein
Mit Wanderbuch und mit Passe,
Mit Tauf-, Trau-, Verhaltungs- und Impfungsschein
Eine Seele besonderer Race,
Sanct Peter rümpft die Nase und spricht:
„Was kommt denn da für ein närrischer Wicht
Mit gar so vielen Papieren —
Und keins davon zu verlieren!“

Die Seele fragt: „Ist nicht für mich
Ein Platz noch im Paradiese?
Wenn auch ganz hinten, bescheidentlich,
Für mich und meine Luise,
Die, wenn mein Geist sich nicht gänzlich irrt,
Aus Sehnsucht mir baldigst folgen wird;
Denn ich liebte sie wie Werther
Die Lotte, und sie war nicht härter.“ —

„Woher des Lands?“ — „Das weiß ich nicht,
Das steht ja im Wanderbuche;
Auch trag' ich, seid Ihr darauf erpicht,
Noch mehr Papiere im Tuche.“ —
„Das kommt mir sehr verdächtig vor!“
Ruft Sanct Peter, der die Geduld verlor.
„Eure Sache scheint mir nicht richtig
Und Euer Ich fast als Nicht-Ich.“

Nun prüfte Sanct Peter das viele Papier,
Documente, wohl an die hundert,
Eine ganze Sammlung von Acten schier,
Daß Petrus darob sich verwundert.
„In Borna geboren, geimpft, gelernt,
Darauf sich heimlich von dort entfernt,
Gekommen alsdann nach Risa —
Gott sei Dank! Hier fehlt nicht das Visa.

*) Aus dessen Balladenchronik. Glücklicher Weise sind die Zeiten so ziemlich vorbei, welche sich in dieser Satire bespiegeln.

Digitized by Google

Dann Leipzig, Gotthus und Schieveldein,
Dann Zeiz, Schleiz, Greiz und auch Spremberg,
Dann Gera, Halle, Giebichenstein,
Dann Grünberg, Bamberg und Lemberg,
Wien, München, Stuttgart, Kassel und Köln,
Hannover, Braunschweig, Hamburg und Wölln,
Dann Querfurt, Ochsenfurt, Steinfurt,
Zwei Frankfurts, endlich nach Schweinfurt. —"

Nachdem er das Alles herausbuchstabirt,
Spricht Sanct Peter: „Ah, nun begreif' ich!
Ihr seid aus Deutschland! Sagt's ungenirt!
Auf der Landkarte sah ich häufig
Die Namen der Städte wie verhext
In schwarzen Lettern angeklecksi.
Doch, wo seid Ihr angesessen?
Den Todtenschein nicht zu vergessen!" —

„Ach, lieber Herr! Wie Ihr doch schnaubt!
Ich bin nur hindurch gesegelt,
Und wenn ich wo festzusitzen geglaubt,
Hat man mich hinausgemaßregelt,
Und mittels des Schubs! So bin ich meist
Durch Stadt und Land recht wohlfeil gereist.
Ich muß es dankbar erkennen —
Es war ein Kirchthurmrennen.

Die Feldjägerschaft und die Gendarmerie —
Man trifft sie auf allen Wegen —
Sind in solchen verwickelten Fällen nie
Um ein Wie und Warum verlegen.
Sie sorgen dafür, daß Jedermann
Genügend sich unterrichten kann
Ueber Deutschlands verworrne Statistik
Und Populationistik.

Daß mir ein Todtenschein gebricht,
Das liegt ja auf den Händen,
Man pflegt doch ein Todtenzeugniß nicht
Den Todten selbst zu spenden.
Man denkt in Deutschland: Sind wir ihn los,
Mag er selber seh'n, wie in Himmelsschoos
Und unter die Heil'gen, Frommen
Er ohne Schein mag kommen."

Kopfschüttelnd sprach Sanct Peter nun:
„Ihr dauert mich, armer Geselle!
Doch muß ich, um meine Pflicht zu thun,
Anfragen an höchster Stelle.
Eure Sache, Freund, steht zwar nicht gut,
Verliert indeß darob nicht den Muth!" —
„Ach," sprach die Seele, „verzeihen
Muß man solche Scherereien!"

In den Himmel eilte Sanct Peter alsbald
Mit dem ganzen Stoß von Papieren.
Da mußt' er, gerad' in der Thüre Spalt,
Ein Stück davon verlieren.
Gewandt und pfiffig sprang im Nu,
Das Papier ihm reichend, die Seele hinzu,
Um so mit flüchtigem Hüpfen
In den Himmel hineinzuschlüpfen.

„Bleibt draußen," sagt Sanct Peter im Gehn,
„Bis Eure Sache im Reinen!"
Die Seele spricht: „Ich muß doch sehn,
Wohin Ihr wollt mit den Scheinen!"
Und wie sie so zanken an der Thür,
Tönt mächtig eine Stimme herfür
Durch die ganze Himmelshalle
Mit klarem Posaunenschalle:

„Laß, lieber Petrus, mir nur herein
Den Mann, den so viel gehetzten!
Die Letzten sollen die Ersten sein,
Die Ersten aber die Letzten.
Was ist des Deutschen Vaterland?
Auf Erden hat er es nicht gekannt;
Doch Platz ist im Paradiese
Für ihn und seine Luise!"

Ludwig Napoleon's Civilliste.

Chez tous les libraires. Der Kaiser hat ein Paar Leib-Republikaner, die er sich durchaus nicht vom Leibe schaffen kann, obgleich sie weit genug vom Ziele stehen, um sicher vor dem Schusse zu sein. Keine Amnestie der Welt bringt diese Leibrepublikaner je wieder in das Land zurück, wo die Milliarden blühen; sie essen lieber fremdes Salz, um von Zeit zu Zeit die blanke und scharfe Wahrheit über die französische Wirthschaft sagen zu können. Ein solcher Leibrepublikaner veröffentlicht soeben zu Brüssel „bei allen Buchhändlern" ein gar kurioses „Factum", wie die Franzosen sagen: „Die Civilliste Napoleons III., verglichen mit der Ludwig Philipp's und mit Einkommen und Ausgabe des Volkes. Petition der Köhler und Holzflößer des Morvand an den — Senat." Motto: „Der Bauer säet, der Kaiser erntet, die Höflinge essen." Der Verfasser hat offenbar eine Ader des großen Paul Louis Courier, mit dem unser Börne die größte Verwandt-

Digitized by Google

schaft hatte; leider wiederholt er sich etwas oft, schlägt gewisse finanzielle Curiosa gar zu platt, ist im Styl nicht immer markirt; aber die Köhler und Holzflößer des Morvand sind eben keine Academiker. Herr v. Cormenin, der sich zum Paul Louis der Orleans aufwarf, die Regierung und das Budget des Bürgerkönigs mit satyrischem Griffel berechnete, freilich nur um unter Ludwig Napoleon 20,000 Fr. als Staatsrath zu beziehen, der Vicomte de Cormenin brachte durch spezifizirte Rechnung heraus, daß die Civilliste von 12 Mill. Franken sich in Wahrheit auf 26,533,500 Fr. belief. Unser Leibrepublikaner, der Hrn. v. Cormenin ersucht, gefälligst die jetzige Rechnung zu revidiren, weist nach, daß die 25 Millionen der kaiserl. Civilliste in Wahrheit 53,067,000 Fr. bedeuten. „Ja", setzt er hinzu, „bei dem Artikel „„Reisekosten"" kann man getrost noch 7 Millionen hinzu addiren, so daß der Kaiser der Franzosen jährlich 60 Millionen verzehrt. Sechszig Millionen! sagen die verblüfften Köhler und Holzflößer des Morvand, 60 Millionen! Aber das macht 5 Millionen monatlich, $1^1/_4$ Million per Woche, 164,383 Fr. täglich, 6849 Fr. per Stunde, 114 Fr. in jeder Minute. Und obendrein erfahren wir, daß die Civilliste dieses glückseligen Frankreich mit 114 Fr. per Minute gar nicht ausreicht, soudern noch 83 Millionen Franken Schulden gemacht hat, daß sie bei den Generalempfängern fortwährend „Pump anlegt!" In zehn Jahren 83 Millionen Schulden, das macht jährlich 8,300,000 Fr. Also mit den 60 Millionen Jahresgehalt nahe an 70 Mill. Fr. Ausgabe! Aber, fahren die verblüfften Köhler und Holzflößer fort, dafür kann man jährlich 12,000 Zugochsen, 240,000 Kühe, 150,000 Gebirgspferde, 600,000 Esel, 750,000 Kälber, 2 Mill. Hämmel, 1,200,000 Spanferkel, 12 Mill. Truthühner, 24 Mill. Gänse, 48 Mill. Hühner kaufen! Und angenommen, der Kaiser speist täglich zwei Mal, so verzehrt er bei jeder Mahlzeit 166 Ochsen, 333 Kühe und so weiter mit Grazie in majus, 66,666 Hühner! Welcher Appetit, welcher Magen! „Also war Gargantua, erlauchten Andenkens, der Sohn des Grand Gousier und der Gargamella, der bei jeder Mahlzeit, während ihm zwei Männer Schaufeln voll Mostard ins Maul warfen, so viel Ochsen, Hämmel, Schweine, Gänse und Schinken fraß, eine wirkliche Person, das Bild eines Königs oder Kaisers!" Welche Mühe hat nicht der Bauer, ein Kalb oder ein Schwein aufzubringen, mit dem er nach drei Monaten seine Schulden, die Steuer, das monatliche Schulgeld zahlt und die Lumpen der Kinder und des Vaters zu ersetzen sucht. Und die Mutter gibt von ihrer Suppe noch dem jungen Thiere, damit es zunehme und damit jährlich die 2 Milliarden herausgeschwitzt werden, worunter 60 Millionen für den Kaiser. Aber mit den 60 Millionen ließen sich 25,000 Arbeiterviertel, 4000 Schulhäuser, 8000 Bauernhäuser, 12,000 Wasch-Anstalten, eine Pumpe in 13,333 Gemeinden, 240 Kilometer Eisenbahn bauen, 40,000 Lehrer zu 1500 Fr., 50,000 zu 1200, 66,000 zu 900, 100,000 zu 600 Fr. besolden! Der Kaiser sammt den gesetzgebenden Körpern (ohne die Schulden) kostet jährlich 71,275,000 Franken. Die Regierung und Gesetzgebung der Republik kosteten, Alles in Allem, 7,750,000 Franken. Unterschied 63,525,000 Franken! In 10 Jahren ergibt das einen Unterschied von 630 Millionen. Das wäre Etwas für Herrn Fould, um das Defizit aus der Welt zu schaffen; das ist etwas Anderes, als die spärlichen 200 Millionen der Umwandlung! Die Köhler und Holzflößer können sich noch immer nicht beruhigen: Eine Haushaltung von drei Personen, Vater, Mutter und Kind, 60 Mill., per Kopf täglich 68,499 Fr. 30 Cent.! Das Souper, welches Mac-Mahon dem König von Preußen gab und dessen Speisekarte sorgfältig beigelegt ist, kostete auch 120,000 Fr. Der Ertrag Frankreichs ist jährlich 12 Milliarden Franken; davon müssen 37 Mill. Menschen leben, jeder hat also täglich 88 Cent. auszugeben: der Kaiser nimmt 60 Millionen vorweg und verspeist bei jedem Mahle die Ration von 4666 Arbeiterinnen, im Jahre die von 2 Millionen Arbeiterinnen! Und das Empire nennt sich „demokratisch"! Was sagen Sie, meine Herren Senatoren, zu einem Demokraten, der 60 Millionen jährlich ausgibt — und nicht auskommt?

Digitized by Google

Denksprüche.

Mißgunst sei sonst wie sie will, dennoch ist ihr Eigenthum,
Daß sie immer mehr verklärt als verdunkelt unsern Ruhm.

Nicht Jeder, der mit scharfem Pfeil vermag ein Haar zu spalten,
Vermag auch bei dem Ueberfall der Feinde Stand zu halten.

Verschiedenes.

In Paris starb kürzlich die Schauspielerin Esther (de Bongars) im tiefsten Elend. Zur Zeit, als sie in Petersburg spielte, gab sie dort einen großen Ball, bei dem sie den Speisesaal mit Kirschzweigen, an denen die saftigsten Kirschen hingen, hatte austapeziren lassen. Diese Frucht war damals gerade sehr theuer — man bezahlte das Stück mit einem Silberrubel. Am Morgen nach dem Balle kehrten die Diener für 10,000 Fr. Kirschkerne zusammen. Diese maßlose Verschwendung rächte sich später an der Uebermüthigen durch die drückendste Armuth und den Tod im Spital.

Von dem berühmten Augen-Operateur Professor Arlt, welcher an dem Pianisten Treiber eine bedeutende Augen-Operation mit dem glücklichsten Erfolge vornahm, wird in Wiener Blättern folgender zarter Zug erzählt: Als neulich Herr Treiber nach glücklicher Operation seinen Verpflichtungen dem Professor gegenüber nachkommen wollte, entgegnete dieser lächelnd: „Bedenken Sie mich gefälligst mit einem Billet zu Ihrem nächsten Concerte, so werden Sie meine Kunst durch die Ihrige reichlich entschädigen."

In Paris lassen gegenwärtig die Unternehmer der Bäder und Spielbanken an allen Straßenecken die große Trommel pauken, um das hohe und verehrte Publikum heranzuziehen. Zunächst wird Deutschland über Alles gerühmt. Das liberale und gastfreie, gutmüthige und vertrauensvolle Deutschland, heißt es, verlangt keine Pässe mehr, die noch in Straßburg von Allen gefordert werden, die nicht die Ehre haben, Engländer zu sein. Auf den deutschen Bahnen, fährt die Trommel fort, sieht man keinen melancholischen Gendarmen mehr, welcher die Züge überwacht. Alles ist reizend, heiter, freundlich, höflich, voll deutscher Gemüthlichkeit. Die große Trommel in Paris wird fast ironisch, wenn sie hinzufügt: so gutmüthig ist dieses Deutschland, daß es Schade wäre und man sich ein Gewissen darans machen sollte, ihm üble Streiche zu spielen, es zu prellen. Auch Rußland wird empfohlen. Die Eisenbahn führt in drei Tagen von Paris über Berlin nach Petersburg, wo man französisch spricht wie in Paris und sich einer phänomenalen Höflichkeit befleißigt. Die Waggons sind so prächtig eingerichtet, wie man sie nirgends wieder findet. Doch kehrt die große Trommel nochmals zu Deutschland zurück: entzückende Städte, reiche Gegenden, monumentale Kirchen, träumerische Ruinen, majestätische Flüsse, classische Weine, Frauen von hinreißender Schönheit, voll legendenhafter Naivetät .... wichtige Militäretablissements, unvergleichliche Bäder, ein liebenswürdiges Volk, eine elegante und gelehrte Gesellschaft!! — Es wird einem bange um den Rhein, wenn die Franzosen Deutschland so überschwenglich Reclamen machen, die doch nur ihm allein gelten. Alte Liebe rostet nicht.

Der Schreck tödtet. Man schreibt aus Jülich vom 17. Mai: Vorgestern Morgen ereignete sich in einer der hiesigen Elementarschulen der Unfall, daß ein sieben Jahre alter Schüler, während er von dem Lehrer wegen Vernachlässigung seiner schriftlichen Aufgabe zur Rede gestellt und dabei am Arme gefaßt wurde, plötzlich starb. Nach dem ärztlichen Gutachten soll der Tod des Schülers durch einen vermuthlich aus Schreck entstandenen Nervenschlag herbeigeführt worden sein.

Auflösung des Palindroms in Nro. 67:
Leben, Nebel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in. Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 69. Dienstag, den 10. Juni **1862.**

Spätes Glück.

Wer nur einmal im Bade G. gewesen, so begann ein alter Bekannter seinen Reisebericht, kennt nebst der wundervollen Gegend, der Freude und das Entzücken aller Kranken und Gesunden, welche hier ihren Sommeraufenthalt nehmen, auch den großen Quartiermangel, welcher dort herrscht. Das enge Thal setzt dem etwaigen baulustigen Unternehmungsgeiste ein spöttisches „Bis hieher und nicht weiter“ entgegen.

Nebst dem Kurhause sind fast alle Wohnungen zur Beherbergung von Fremden eingerichtet, da aber der Raum beschränkt ist, so findet sich nur verhältnißmäßig Unterkunft für dieselben. So kommt es, daß Badegäste, welche in großen Bädern eine ganze Enfilade von Zimmern beanspruchen, sich hier mit wenigen begnügen müssen.

Durch Familienereignisse gezwungen, meine Badereise einige Tage früher anzutreten, kam ich in der festen Ueberzeugung nach G., dort, wenn auch nicht das bestellte Quartier, doch jedenfalls ein passendes Zimmer zu finden. Wie ward ich aber enttäuscht, als der Badeinspektor mich versicherte, sein Kurhaus und sonstige Lokalitäten seien so überfüllt, daß jeden Tag neue Ankömmlinge abgewiesen würden.

Meine unangenehme Lage wird Jeder begreifen, wenn ich beifüge, daß mein Wohnsitz mehrere Tagereisen von Bad G. entfernt und das von mir bestellte Quartier in ungefähr einer Woche frei geworden wäre, es handelte sich also nur um eine Unterkunft von wenigen Tagen, und da ich fest entschlossen war, nicht wieder abzureisen, so bat ich, mich nur in die einfachste Bauernhütte zu führen, wo ich für Geld und gute Worte doch wohl aufgenommen würde.

Der Badeinspektor lächelte. „Sie sprechen wie ein Städter, der unsere ärmeren Bauernhäuser noch gar nicht kennt,“ entgegnete er, „diese haben gewöhnlich nur eine Stube, und es wäre ein schweres Stück Arbeit, darin mit der oft zahlreichen Familie und den vierfüßigen Hausfreunden auszuhalten; doch mir fällt eben noch eine Aushilfe bei, drüben jenseits des Gebirgsthales liegt das Schlößchen des Herrn Botz, ich kenne denselben zwar nicht, denn er lebt mit seiner Frau ziemlich abgeschlossen von der Welt, ich kann Ihnen also keine Empfehlung geben, allein seine Dienstleute rühmen, daß er ein braver und gütiger Herr sei und keinen wahrhaft Bedürftigen von seiner Schwelle weise. Gehen Sie zu ihm, der Sohn des Badewärters soll Sie führen und Ihr Handgepäck tragen; werden Sie aufgenommen, woran ich nicht zweifle, so sende ich Ihnen Morgen Ihren Koffer nach.“

Da kein anderer Ausweg vorhanden, so willigte ich ein. Der kleine Führer wurde herbeigeholt, erhielt seine Instruktionen und bald schritten wir rüstig durch den Wald, dessen Tannen ihr heilendes Arom ausströmten, während die darunter befindlichen Buchen die Atmosphäre kühlten und dem Wanderer Schatten boten.

Hie und da zog ein sonniger Lichtstreif durch die Bäume und spielte in den Zweigen, Singvögel hörte ich zwar keine, aber es war auch Musik in dem Zuruf der Raubvögel, wie überhaupt in den Naturlauten der Waldesstimmen, meine Seele fühlte sich frischer und freier und mit rascheren Schritten, als ob die Kur schon vollendet, ging es vorwärts

Digitized by Google

auf dem elastischen Boden. Mein Führer, wortlos nach der gewöhnlichen Art dieser Leute, trabte vor mir her, endlich brach ich das Schweigen durch die Frage, ob derselbe schon in dem sogenannten Schlößchen gewesen sei und den Besitzer kenne? Er blickte mich erstaunt an und entgegnete einfach, man sieht den Herrn sehr wenig, geht er spazieren, so geschieht dies in seinem Park, welcher einen ziemlich großen Umfang hat. Obgleich die Einfriedigung nicht sehr hoch ist, so würde doch Niemand so kühn sein, denselben zu betreten, denn man sagt, Herr Botz hege wilde Thiere darin. Mein ungläubiges Lächeln mußte den Knaben reizen, denn er wiederholte seine Aussage mehrmals.

„Und wer hat dieselben gesehen, wenn Niemand in den Garten darf?" fragte ich dagegen.

„Gesehen mag sie wohl Niemand haben, aber man hört sie des Nachts schreien und heulen und Franz, der Diener, hat es mir oft bestätigt," war die Gegenrede. Ich schwieg, um den Nimbus der Unnahbarkeit, welcher meinen zu hoffenden künftigen Gastfreund umgab, nicht zu zerstören und fragte nur noch, ob derselbe verheirathet sei und Kinder habe.

Letztere nicht, sagte „Johannisle", wie mein Führer genannt wurde, aber seine Frau könne man öfters sehen, sie sei sehr jung, schön und fröhlich. Bei der Einweihung des neuen Schulhauses, wozu Herr Botz auch eingeladen worden sei, sich aber durch Unwohlsein entschuldigt habe, sei sie erschienen, gefolgt von dem Diener, der einen Handkarren geschoben, worauf nichts wie Früchte, Backwerk und süßer Wein und Semmel gewesen sei. Dieses habe die Frau nach genommener Rücksprache mit dem Herrn Pfarrer und Lehrer selbst unter die Kinder ausgetheilt, dabei im neuen Schulsaale mit denselben gespielt und gescherzt, als sei sie selbst noch ein Kind. Dann habe sie beim Fortgehen einen sehr schönen Diskurs, wie mein kleiner Führer sich ausdrückte, an den Herrn Pfarrer und Lehrer gehalten, diese gebeten, die Kinder gut zu unterrichten, sie würde jährlich um diese Zeit das Fest erneuern und sich bei Beiden erkundigen, welches die fleißigsten Kinder gewesen und diese mit einem Geschenke bedenken. Dies sei der Wunsch ihres Mannes, welcher von seinen naturhistorischen Studien so in Anspruch genommen sei, daß er wenig Umgang und Gesellschaft genießen könne.

Natürlich war die Erzählung des Jungen etwas weniger fließend, als ich es jetzt erzähle, und Vieles mußte ich aus später Gehörtem darin ergänzen. Während dieses Berichtes waren wir am Ausgange des Waldes angekommen, und sahen vor uns auf einem mäßig hohen Bergabhang ein zierliches Schlößchen stehen, dessen Mittelbau von zwei granelirten Thürmen rechts und links umgeben, die Miniaturausgabe einer Ritterburg genannt werden konnte. Ein breiter gut erhaltener Weg mit hochstämmigen Rosenbäumen besetzt, führte aufwärts, dann und wann durch dichtes Bosket unterbrochen, wo einladende Ruheplätze angebracht waren. Bald waren wir oben und während mein Führer an der Pforte läutete, bewunderte ich nochmals die Zierlichkeit des Gebäudes, an dessen Wänden sich buschigte Kletterrosen hinaufrankten. Der eine Thurm erschien mir als muthmaßliche Wohnung der Burgfrau, denn an einem der Fenster, von seltenen Blumen umgeben, wiegte sich ungefesselt ein blendend weißer Kakadu, den prächtigen rosenrothen Federbusch stolz ausbreitend und ein freilich ziemlich ungastliches „Niemand zu Hause" uns zurufend. Mittlerweile wurde die Thüre geöffnet, der Diener, welchen mein kleiner Führer mit Herr Franz anredete, hatte mich neugierig gemustert, während Johannisle die vom Inspektor eingelernte kleine Anrede hielt. An der abweisenden Miene des Mannes ersah ich, daß es Zeit für mich wäre, selbstredend einzuschreiten, ich trat also vor und bat ihn, dem Herrn des Hauses den Fall selbst vortragen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bettelei in London.

Ein noch lebender Erzbischof der englischen Hochkirche, irren wir nicht, der von Canterbury, sagte einst, er habe manche Begehungs- und Unterlassungssünde auf dem Gewissen, aber der Sünde, einem Bettler je einen Six-

Digitized by Google

peine gegeben zu haben, habe er sich seines Wissens nie schuldig gemacht. Dieses Bekenntniß, das im Munde eines christlichen Prälaten ziemlich auffallend klingt, erscheint weniger hart, wenn man es mit den thatsächlichen Verhältnissen, unter denen die Bettelei in England betrieben wird, in Verbindung bringt. Die Gesetze der englischen Armenpflege sind unstreitig mancher Verbesserung fähig, und der oft gehörte ruhmredige Ausspruch des englischen Nationalstolzes, daß in Großbritannien Niemand Hunger zu leiden brauche, ist eine Phrase, denn noch in den letzten Wochen wurden aus London mehrere Fälle nicht blos von Hungerleiden, sondern von Hungersterben erzählt. Aber so viel ist doch sicher, neben den communalen Armenanstalten, deren Erhaltung sehr schwer auf der Steuerkraft der Gemeindeangehörigen lastet, macht die Privatwohlthätigkeit in wenig Ländern größere Anstrengungen als in London. Die Zahl der wohlthätigen Vereine und Anstalten, die durch Privatbeiträge erhalten werden, ist enorm. Der Wohlthätigkeitssinn ist zur tyrannischen Mode geworden, deren Herrschaft sich Niemand, ohne an Respectabilität zu verlieren, zu entziehen vermag. Jeder Familienvater hat daher bei seinem Ausgabebudget eine bestimmte Summe für derartige Subscriptionen auszusetzen, und dabei nicht zu vergessen, daß seine gesellschaftliche Stellung, sein Credit und Einfluß zum nicht geringen Theile von dem Betrage abhängt, mit dem sein Name in den bezüglichen Subscriptionslisten figurirt. Daß diese organisirte Menschenfreundlichkeit nichts Anderes sei als der organisirte Humbug, dürfte eine Annahme sein, die offenbar zu weit geht; denn trotz der eigennützigen, heuchlerischen, hysterischen und lächerlichen Motive, welche bei der Entfaltung dieser fashionabeln Menschenfreundlichkeit mitzuwirken pflegen, läßt es sich nicht bestreiten, daß ein Theil der beigesteuerten Fonds wirklich der Armuth zu Gute kommt. Die Flanelljacken, welche in den Salons von Belgravia von zarten Händen genäht werden, verlieren dadurch nichts an ihrer wärmenden Kraft, daß der eingewickelte Tractat „wider die Antibaptisten und Socinianer“ dem armen Empfänger unverständlich bleibt, und eine Anweisung auf die „christliche Suppenanstalt“ trägt um deßwillen nicht weniger zur Sättigung des Hungrigen bei, weil sie diesem die Pflicht auferlegt, sich von Miß X und Lady Z bekehren zu lassen.

Man sollte hiernach glauben, die Bettelei in London sei weniger ein nothwendiges Erzeugniß der gesellschaftlichen Zustände, des Hungers und Elends, und sie erscheint auch in der That dort mehr in dem Raffinement eines Luxusgeschäfts und wird mit einer Genialität der Empfindung, mit einer Großartigkeit der Anlage, mit einer Kühnheit der Speculation und mit einer Sicherheit des Erfolges betrieben, wie sie glücklicherweise in weniger civilisirten Ländern, deren Armenpflege auf dem primitiven Almosenfordern und Geben beruht, nicht vorkommt. Die Londoner Bettelei gründet sich auf das Princip der Arbeitstheilung; dieses hat seinerseits wieder verschiedene Kasten geschaffen, die mit allen Vorurtheilen des socialen Kastenwesens behaftet und durch unübersteigliche Schranken von einander getrennt sind. Der aristokratische Bettelbriefschreiber blickt auf den Paria seines Handwerks, der die Contributionen für ein wirkliches oder erheucheltes Körpergebrechen in Halfpence an der Straßenecke in Empfang nimmt, mit derselben Verachtung, womit ein Herzog mit 80,000 Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte einen einfachen Baronet mit kaum 10,000 Pfd. Sterl. betrachten mag.

Unter dem Titel: „London labour and the London poor“ gibt Mr. Henry Mayhew eine Reihe von Bänden heraus, deren Zweck es ist, ein möglichst erschöpfendes Bild der gesellschaftlichen Zustände Londons zu entwerfen. Zu diesem Zwecke hat er sich mit einer Anzahl von Männern vereinigt, die sich, wie er, die Lage der niedern Volksklassen zum Studium gewählt haben. Jeder studirt und bearbeitet einen besondern Zweig, so daß dieses Sammelwerk eines der interessantesten Bücher zu werden verspricht, die je über das in immer neuen und neuen Formen erscheinende Leben der Riesenstadt veröffentlicht worden sind. Kürzlich ist ein neuer Band unter dem Separat-Titel: „Those that will not work“ erschienen. Der Verfasser Mr. Halliday entwirft eine Schilderung der nicht-

Digitized by Google

arbeitenden und lasterhaften Klassen der Hauptstadt, Prostitutes, Diebe, Schwindler und Bettler. Wir wollen uns hier auf die letztern beschränken, die für sich allein zahlreich und interessant genug sind, um einen besondern Gegenstand des Studiums zu bilden. Jedermann weiß, daß es in London eine große Menge abgefeimter Bettler gibt, welche ihr Geschäft mit erfolgreichem Geschick betreiben, und daß kaum eine Form des menschlichen Elends existirt, die nicht von denen, welche auf die Rührung des menschlichen Herzens speculiren, angenommen und verwerthet wird. Aber trotzdem überraschen uns die Einzelheiten, die von Mr. Halliday in systematischer Uebersichtlichkeit zusammengestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Keine saure geronnene Milch mehr! Sollte eine unserer Leserinnen die Meldung bekommen, das die Sahne für die Kaffee-Gesellschaft sauer geworden sei, so braucht sie deßhalb kein saures Gesicht zu machen, sondern sie läßt aus der nächsten Apotheke sich ein halbes Loth Natronlauge holen. Man tröpfelt vorsichtig in die saure Sahne von der Natronlösung so lange ein, bis der Geschmack süß geworden ist. Kein Feinschmecker ahnt es, daß vor wenig Minuten die Sahne verdorben war.

Denkspruch.

Wie selten leben wir das eigne Leben!
Halb wollen wir der Vorwelt Spuren folgen,
Halb wollen wir der Nachwelt Bahnen brechen.
Wir selber würden nie des Lebens Dattel
Genießen, hätten And're nicht schon, denkend
So wie wir jetzt, den Baum für uns gepflanzt.

Verschiedenes.

(Von Gottes Gnaden.) Die alte Formel „König von Gottes Gnaden" entstand auf dem Reichstage, der im Jahr 829 unter Ludwig dem Frommen abgehalten wurde. In der Urkunde las man: „König von Gottes Gnaden heißt man blos darum, daß man gerecht regiere. Jeder König soll dabei eingedenk sein, daß er sein Reich von Gott erhalte, nicht aber von seinen Vorfahren ererbe."

Der „Hlgyf." erzählt folgendes Histörchen, das sich kürzlich in Pesth zugetragen haben soll. Ein Kaufmann, der einen Geldbrief auf die Post geben wollte, verlor unterwegs seine Brieftasche mit 2500 fl. Zum Glücke hatte es ein hinter ihm gehender junger Mann bemerkt und eilte ihm nach, um das Portefeuille ihm einzuhändigen. Ohne einen Dank abzuwarten, wollte der junge Mann weiter gehen, der Kaufmann jedoch bat ihn dringend, er möchte ihm das Vergnügen zu Mittag schenken. Die Einladung wurde angenommen, man war sehr vergnügt im gemüthlichen Familienkreise und zuletzt erhob sich der Hausherr und brachte einen Toast aus auf seinen künftigen Kompagnon. Dieser protestirte, da er kein Kapital einzulegen hätte. „Ja doch," ruft der Kaufmann, „Sie besitzen gerade die Einlage, die ich brauche — Ehrlichkeit!" Noch mehr, wie der „Hlgyf." wissen will, hat der junge Mann auf die anmuthige Tochter des Hauses einen so tiefen Eindruck gemacht, daß aus dem Kompagnon auch bald ein Schwiegersohn werden dürfte.

In St. Omer ist ein emeritirter Rancher gestorben, der außer einem ganzen Assortiment von Cigarrenetuis, Tabaksdosen, Tabaksbeuteln und sonstigen Rauchutensilien nicht weniger als 682 Pfeifen hinterläßt.

Charade.

Die Erste hat so Mancher schon
Im Kampf und Streit erhalten;
Die Zweite siehst du häufig wohl
In vielerlei Gestalten.
Wer sich als Tölpel nicht verräth
In Worten oder Mienen,
Wird, wie ich glaube, wohl nicht leicht
Zum Ganzen Andern dienen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 70. Donnerstag, den 12. Juni **1862.**

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Ich sei kränklich, mit Geschäften überhäuft, nur auf die kurze Urlaubszeit angewiesen, hätte ich nicht geglaubt, um einige Tage meinen Reiseplan ändern zu müssen, sei also früher hieher gekommen, habe aber im Bade nicht die kleinste Unterkunft gefunden und müsse, wenn sein Herr mir nicht Gastfreundschaft gewähre, eine beschwerliche Rückreise antreten, um in einigen Tagen, wenn mein Zimmer im Bade frei sei, denselben Weg nochmals zu machen.

Daß dies sehr unangenehm sein würde, gab der Mann mir durch seine theilnehmende Miene zu, allein Hoffnung konnte er mir ebensowenig geben, er wolle indessen schnell den Herrn aufsuchen, welcher im Parke sitze und lese.

Derselbe habe zwar noch nie einen Badegast bei sich aufgenommen, vielleicht daß dieser Fall eine Ausnahme gestatte. Mit einer einladenden Bewegung auf die Steinbank an der Hausthüre deutend, verschwand der Diener und zog das Thor wieder hinter sich zu, während der Papagei fortwährend seine spöttische Abweisung, von tollem Gelächter begleitet, hören ließ.

Meine Hoffnungen standen auf Null und ich betrachtete mit sehr gemischten Gefühlen diese Thüre, über welcher das bekannte Göthe'sche „Salve“ nicht zu lesen war.

Mein Führer schlich sich, offenbar von der Umgebung imponirt, zu mir heran und deutete mit dem Finger auf die linke Seite des mit eisernen Gittern begrenzten Hofes, wo das seltenste, aus- und inländische Geflügel durch einander wogte und lärmte, während auf der rechten Seite zwei zahme Rehe ihre feuchten Schnauzen an die eisernen Stäbe drückten und mit den großen Augen mich fremden Eindringling befremdlich anstarrten. Wahrlich ein verwünschtes Schloß, sagte ich zu mir selbst, nichts wie Thiere, nun fehlt nur noch das schlafende Dornröschen! Und wie ich das dachte, erschien ein wachendes.

Ein wunderschöner Frauenkopf zeigte sich oben am Fenster und lockte den unbändigen Schreier herein auf den Finger, was derselbe sich auch nicht zwei Mal sagen ließ. Hier bekam er eine tüchtige Strafpredigt wegen seines ungastlichen Rufes, während das Johannisle mir zuflüsterte, dies sei die Frau, die gnädige Frau, wie er sich verbesserte.

Ich grüßte die Dame mit freundlichem Lächeln, mein Gruß ward erwiedert, dann verschwand die holde Erscheinung vom Fenster; in einigen Minuten jedoch wurde das Thor wieder geöffnet, der Bediente erschien auf's Neue, um mich zu bitten, ihm zu dem Herrn des Hauses zu folgen.

Wir schritten durch die gewölbte Halle, in deren Nischen mit Geschmack ausgewählte marmorne Statuen standen. Auf der in den Garten führenden Veranda saß der Herr des Hauses, ein großer, starkgebauter Mann, dessen wohlwollendes, intelligentes Gesicht beinahe jugendlich aussah und mir bekannt schien, während sein stark mit Grau vermischtes Haar ihm den Anschein des Alters gab. Neben ihm stand seine Gattin, eine Nimphengestalt, biegsam und schlank, wie ein Rohr, das edle Oval des Köpfchens von dichten, blonden Flechten umsäumt; stand sie da, eine Hand auf den Hals eines mächtigen Fanghundes gelegt, welcher mich ankurrte,

Digitized by Google

als ein vollendetes Bild weiblicher, Alles bezwingender Anmuth.

Als mein Auge mit Blitzesschnelle diese Wahrnehmung gemacht hatte und dann eben so rasch wieder auf den Hausherrn zurückfiel, frappirte mich der freudig forschende Ausdruck in seinen Zügen, als er mich betrachtete, und da ich nun begann, meine auf dem Wege einstudirte Bitte um einige Tage Gastfreundschaft vorzubringen, faßte er nach den ersten Worten rasch meine Hand.

„Ist es möglich, Herr v. Frohberg, daß Sie mich nicht mehr kennen?“ begann er mit bewegter Stimme. „Freilich,“ fügte er ernst hinzu, „bin ich ein alter Mann geworden, während Ihre Locken noch so kraus und dicht stehen, als wie Sie Referendarius waren und im Hause meiner Eltern wohnten.“

„Fritz Botzfeld!“ rief ich erfreut, denn mit einem Male war ich wieder in der Vergangenheit und mit diesem Manne heimisch und vertraut.

In dem Hause seiner Eltern hatte ich gewohnt, hatte Fritz als Schreinerlehrling gekannt und ihm manches Liebesbriefchen zur Besorgung übergeben, später war er als geschickter Arbeiter in das größte Möbelmagazin der Residenz gekommen, ich hatte ihn mehr und mehr aus den Augen verloren, da das entlegene Quartier seiner Eltern ihm den Scheingrund gab, eine andere Wohnung zu suchen, eigentlich waren es aber die häufigen häuslichen Zerwürfnisse der Beiden, welche ihn zu diesem Entschlusse brachten. Sein Vater, ein Lohnkutscher, und bis jetzt ein braver, betriebsamer Mann, hatte in späteren Jahren, als sein Sohn schon ganz erwachsen, eine junge und äußerst hübsche Frau geheirathet, welche etwas putzliebend und vergnügungssüchtig dem älteren Manne viel Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Daß sie ihm ernstlichen, oder vielmehr wahren Grund zur Eifersucht gegeben, will ich dahingestellt sein lassen, ich glaube es nicht, denn ihr Benehmen gegen mich z. B., der ich ein lustiger unternehmender Bursche und absonderlicher Freund hübscher Frauen war, zeigte zwar etwas Koketterie, doch alle ernstlichen Versuche, mich bei ihr in Gunst zu setzen, wies sie entschieden und beinahe barsch zurück.

Da ich auch von keinem Andern hörte, welcher glücklicher als ich gewesen sein sollte, so verwies ich dem Manne seine beständigen hypochondrischen Klagen über das Benehmen seines Weibes auf das Gründlichste, allein es wollte nichts helfen. Wer die krankhaften Aeußerungen dieser Leidenschaft aus Erfahrung kennt, weiß, daß es dafür kein Mittel gibt, und daß diese Art von Selbstquälerei peinlich für den Gegenstand derselben und entsetzensvoll für den Unglücklichen ist, welcher sie fühlt.

Der Mann dauerte mich im Grunde der Seele; wer seine düsteren, unheimlichen Blicke sah, den überschlich es wie ein leises Grauen, was Wunder also, daß seine Frau sich denselben so viel als möglich entzog. Ihr leichter, lebensfroher Sinn konnte die Tyrannei einer solchen Liebe nicht ertragen, sie sprach schon davon, sich ihrer zu entziehen, auf Scheidung zu klagen und zu ihren Eltern zurückzukehren.

Fritz, welcher es hörte, hatte nicht den Muth, mit seinem Vater davon zu sprechen, weil dieser in seinem krankhaften Irrwahne ihn schon einmal beschuldigt hatte, sich für die Stiefmutter lebhafter zu interessiren, als es mit den Pflichten des Sohnes verträglich sei.

Fritz beschwor mich also, mit seinem Vater, welcher viel auf mich halte, vernünftig zu sprechen. Das Geschäft käme in's Stocken, weil der eifersüchtige Mann sich um nichts mehr kümmere, er nähme lauter alte und faule Kutscher in Dienst, aus Furcht, junge Männer in's Haus zu bekommen und vielleicht in ein näheres Verhältniß mit seinem Weibe zu bringen. Auch der Sohn hielt seine Stiefmutter für gänzlich unschuldig an dem verkehrten Benehmen seines Vaters und sprach mit Anerkennung von ihrer Gutmüthigkeit, welche sie auf mein Zureden wohl bewegen werde, den Scandal zu vermeiden und bei seinem Vater zu bleiben.

Auf dieses Gespräch ersuchte ich den Hausherrn noch denselben Abend, wegen einer nothwendigen Reparatur meines Zimmers in dasselbe zu kommen, und als wir unser Geschäft besprochen hatten, wies ich auf eine auf dem Tische stehende Flasche Wein und bat ihn, ein Glas mit mir zu leeren. Er

Digitized by Google

that's, wie er Alles that, was sich nicht direct auf seinen unglücklichen Gemüthszustand bezog, apathisch und zerstreut, doch nach dem ersten Glase begann ich meine Predigt, zu welcher ich als Ohrenzeuge mancher Scene vollkommen berechtigt war, stellte dem Manne das Widersinnige seiner Handlungsweise vor, mit welcher er sich die Zuneigung seiner Frau immer mehr entfremde, und bat ihn, vernünftig zu werden und seine Gattin ferner besser zu behandeln. Er widersprach mit keinem Worte, saß mit herabgebeugtem Kopfe still da, allein die mißtrauischen Blicke, welche er zuweilen auf mich warf, zeigten mir deutlich, daß ich in den Wind gesprochen und der Seelenzustand des Armen unrettbar sei. Er verließ mich nach einiger Zeit, sein Abschied war nicht unfreundlich, aber trocken und kurz, indessen hoffte ich, wie es bei den Bädern zu geschehen pflegt, auf Nachwirkung und vertröstete damit auch den Sohn, welcher mir am Abende auf dem Gang nach der Ressource aufgelauert hatte, um die Wirkung meiner Rede auf seinen Vater zu erfahren.

Am nächsten Morgen hatte ich eine langwierige Untersuchungssache auf dem Stadtgericht. Es waren Nachforschungen in ältern Acten zu machen, welche mich bis zur Mittagszeit dort hielten, so daß ich direct von da in mein Speisehotel ging und erst nach Tische wieder nach Hause kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bettelei in London.

(Fortsetzung.)

An der Spitze der Bettelcivilisation marschirt der „Bettelbriefschreiber". Er ist der größte seines Gewerbes und das Feld seiner Thätigkeit, wenn es mit Genialität und Ausdauer bearbeitet wird, scheint unbegrenzt zu sein. Mr. Halliday stellt eine große Anzahl von Anekdoten zusammen, durch welche die Hilfsquellen dieser Bettelaristokratie charakteristisch beleuchtet werden. Die glänzendsten Erfolge werden da erzielt, wo die Arbeitskraft durch Association concentrirt und durch Betriebskapital entwickelt werden kann. Sehr unterhaltend und lehrreich ist in dieser Beziehung die Geschichte der Familie Kaggs, die der Verfasser aus den Acten der Polizeigerichtshöfe zusammenstellt. Alle Mitglieder dieser Familie waren wirksame Factoren in einem Betrugssysteme, das viele Jahre lang mit dem erstaunlichsten Erfolge betrieben worden zu sein scheint — doch Jeder an seinem Platze. Mr. Kaggs begann seine Laufbahn im Dienste eines Lords und erhob sich so schnell auf den Stufen der Domestikenhierarchie, daß er sehr bald auf der höchsten Stufe anlangte und noch jung die Stellung als butler (Chef des Haushalts) in der Familie eines Gentleman einnahm. Eine der Töchter des Hauses vermochte den Reizen des jungen Domestiken nicht zu widerstehen und ging mit ihm durch, — eine Leidenschaft, die in London sehr in der Mode ist. Sie heiratheten sich. Da sie jedoch von ihrem Vater verstoßen wurde und er keinen anderen Dienst bekommen konnte, so hatten sie ausschließlich von ihrem Witz zu leben. Kaggs war den Schwierigkeiten seiner Lage gewachsen. Er beschloß, mit seinem eigenen höchst „respectablen" Aeußern und mit der Kenntniß, die sein Weib von der höheren Gesellschaft hatte, Geschäfte zu machen. Daher wurde er ein junger Engländer von guter Familie, welcher Offizier in der spanischen Armee gewesen war, und unter Sir de Lacy Evans gedient hatte. Im Laufe der Zeit wurden sie nicht nur mit Kindern, sondern auch mit erwachsenen Kindern, namentlich mit zwei Töchtern gesegnet. Die ältere, Kitty, schlug fehl und war so unbrauchbar zu den höheren Leistungen der Profession, daß sie ausgeschickt wurde, um Blumen auf der Straße zu verkaufen. Die jüngere dagegen, Bessie, erwies sich als ein wahrer Schatz, — schlank, elegant, interessant, mit zarten Händen und sanfter Stimme. Sie und ihr Vater spielten die ersten Rollen in dem rührenden und erfolgreichen Familiendrama, zu welchem die Anderen nur als decorative Statisten verwandt wurden. Sie pflegte sich sehr sorgfältig zu kleiden, — ein wenig schäbig, aber nicht zu schäbig — um sich in dem Hause einer bekannten Dame von menschenfreundlichen Regungen vorzustellen. War die Lady nicht zu Hause, so ließ sie ein Billet zurück, um anzukündigen, daß Miß Thirlbrook bei der

Digitized by Google

Hausherrin versprochen wollte, um die Umstände ihres armen Vaters, Lieutnants Thirlbrook von dem und dem Regiment, vorzustellen. Der angekündigte Besuch wurde abgestattet und die große Dame eingeladen, zu kommen, um den armen alten Offizier, der bei Barossa verwundet worden war, selbst zu sehen. Diese Einladung war stereotyp, aber die Geschichten, welche erzählt wurden, um das Herz der hohen Dame zu einem solchen Schritt zu rühren, waren so graphisch und mannigfaltig, daß sie der Phantasie der Erzählerin aus „Tausend und eine Nacht" Ehre gemacht haben würden. Die Annahme der Einladung hatte große Vorbereitungen in der Familie zur Folge. Sie zog sich in ein Dachstübchen zurück und dieses Dachstübchen wurde möglichst rein und äumlich gemacht. Mr. Kaggs wurde zu Bette gelegt, ein feines weißes Taschentuch, mit dem Familienwappen gezeichnet, hing sorglos über der Bettstelle, einige Arzneiflaschen, eine alte Nummer der United Service Gazette und eine dicke Bibel lagen auf einem zerbrochenen Tisch zu seiner Seite. Bei so sorgsamen und wohlberechneten Vorbereitungen konnte es nicht fehlen, daß die modische Samariterin gerührt wurde und gewöhnlich nicht nur Geld, sondern auch solche kleine Leckerbissen, wie sie im Krankenzimmer angenehm zu sein pflegen, bot. Im letzteren Falle pflegte Bessie zu zeigen, daß sie sich der hohen Stufe, die sie in der Bettlerwelt einnahm, wohl bewußt war; denn wenn die Geschenke ankamen, setzte sie sich in der liebenswürdigsten Weise nieder, um mit ihren Eltern Geflügel, Braten und Alles, was noch nicht angeschnitten war, zu theilen; aber das, was bereits angeschnitten oder berührt war, und aus zweiter Hand kam, händigte sie mit Verachtung ihrer Schwester Kitty ein, damit sie es sofort unter „arme Bettler" vertheile.

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Fest wie der Eichbaum wurzle dem Sturm unerschüttert, ein Grundsatz,
Der dir im Unglück selbst ruhige Würde bewahrt;
Nimmungen schwanken vom Weste bewegt, wie die Rehe des Frühlings,
Bis ihr zartes Gefühl sich mit der Sicht vermählt.

Verschiedenes.

Hohes Alter. In Turnau wurde kürzlich Johann Laßkovits, einstens Leibhusar beim Cardinal und Reichsprimas Batthyani nach vollendetem 105. Lebensjahr begraben. Er hatte sich in seinem 82. Lebensjahre nochmals verheirathet und eine 18jährige Tochter aus dieser Ehe folgte dem Sarge nach.

Justinus Kerner besaß neben vielen andern Eigenthümlichkeiten die Passion, sich stundenlang mit einer Art Zukunftsmalerei zu beschäftigen, indem er eine Anzahl Tintenklexe aufs Papier machte, und dieses dann zusammenfaltete, wodurch die verschiedensten Figuren zu Stande kamen. Kerner besaß ganze Hefte solcher „Malereien". Als einst die Schauspielerin Fräulein Fanny Janauschek den Dichter um eine solche Zeichnung bat, legte er ihr sofort eine Probe seiner Kunst ab. Das Ergebniß der betreffenden Hantirung hatte die größte Aehnlichkeit mit einem Schmetterling, unter welchen der Dichter die Worte schrieb:

Aus Dintenflecken ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling.
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Eine etwa fünfzig Jahre alte, geistvolle Hofdame in Berlin äußerte kürzlich in einer Gesellschaft, in welcher sich mehrere hohe Staatsbeamte befanden und die Politik des Tages besprochen wurde: „Ach, wie beneide ich Kurhessen!" — und fügte, als dieser Seufzer begreiflich allgemeines Erstaunen hervorrief, hinzu: „Ich wünschte auch die Herstellung meiner Verfassung von 1831."

Auflösung der Charade in Nro. 894:

Stichblatt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 71. Samstag, den 14. Juni **1862.**

Vergeßt die deutsche Sprache nicht!

von Theodor Müller. *)

Euch, die der deutschen Heimathserde
Für immerdar Ade gesagt,
Und hier am neuerbauten Heerde
Im Herzen stille Sehnsucht tragt,
Euch ruf' ich zu im frommen Glauben,
Euch bitte ich voll Zuversicht:
„Laßt Euch nicht Euer Deutschland rauben,
Vergeßt die deutsche Sprache nicht!"

Wie Deutschlands Helden einst gefochten,
Was deutscher kühner Geist vollbracht,
Was Freiheit, Einigkeit vermochten,
Sink' nie in des Vergessens Nacht;
Das mag der Enkel staunend lesen
In deutscher Sprache, treu und schlicht,
Und wieder wird, was einst gewesen,
Vergeßt Ihr Deutschland's Sprache nicht!

Drum, Vater! den nach Tages Mühen
Des wackren Knaben Hand umschlingt —
Vergiß nicht, deutsch ihn aufzuziehen,
Wach', daß er deutsche Lieder singt;
Lehr' ihn in Deutsch die zehn Gebote,
Und sag' ihm, daß ein edles spricht:
Bleib' Deutschland treu, treu bis zum Tode,
Vergiß der Eltern Sprache nicht!

Und Ihr, Ihr wackern deutschen Frauen,
Die Ihr den Säugling liebend nährt,
O, leitet schon im Morgengrauen
Sein Herz, daß er sich deutsch bewährt;
In Eure Hände ist gegeben,
Ob Ihr die Pflanze neigt zum Licht,
Vertrauend lenkt das junge Leben
Zum Stamm, der deutsche Sprache spricht!

Gedenkt der letzten Segensworte,
Der Mahnung, die im Herzen klingt,
Womit Ihr durch die Scheidepforte
Einst weinend aus der Heimath ginget;
Da riefen nach Euch deutsche Herzen:
„Auf Wiedersehn! — vergeßt uns nicht!"
O, denkt daran in Lust und Schmerzen,
Vergeßt der Heimath Sprache nicht!

Und Ihr, die Ihr mit kräft'gen Händen
Des Geistes helle Fackel schwingt,
Laßt Euch nicht von dem Irrlicht blenden,
Das gaukelnd, hüpfend Euch umspringt.
Bleibt deutsch! — das sei des Herzens Mahnen,
Euch machte Gott es selbst zur Pflicht:
Seid treu der Heimath und den Ahnen,
Vergeßt die deutsche Sprache nicht!

Doch wer, der eignen Sprache müde,
Sich stolzer fühlt beim fremden Wort,
Verläugner wird an dem Gebäute —
Den weist mit Schimpf und Schande fort!
Das Deutschthum hegt nicht eitle Gecken,
Es fordert Herzen von Gewicht,
Und wer sich opfert feilen Zwecken,
Den grüß' die deutsche Sprache nicht!

Die deutsche Sprache soll erklingen
Wo deutsche Hand den Heerd erbaut;
Frei aus dem Herzen soll sich ringen
Das Lied im heimathlichen Laut!
Das Schöne, Edle, Ernste, Große,
Und Treue, Wahrheit, Tugend, Licht,
Bleibt eigen unsers Herzens Sprosse,
Vergißt es deutsche Sprache nicht!

Wenn dann in nicht zu fernen Tagen
Das mächt'ge Deutschland sich erhebt.

*) Aus der in Melbourne, Australien, erscheinenden deutschen Zeitung „Germania".

Digitized by Google

Wenn wir die Tricolore tragen,
So weit sich Gottes Himmel webt,
Dann wird des Enkels Herz erglühen
Im heißen Dank, der segnend spricht:
„Heil, Eltern, Euch! durch Euer Mühen
Vergaß die deutsche Sprach' ich nicht!"

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Schon von Weitem sah ich ein Gedränge von Menschen an der Hausthüre, sah die Polizei, welche davor stand und Niemand einließ und blitzesschnell ging mir der Gedanke durch den Kopf, daß der Alte wieder einmal Scandal gemacht, und die Frau die Polizei zu Hilfe gerufen habe.

Der Wachtmeister, welcher unter der Thüre stand und den ich beim Eintreten befragte, sagte mit einer Erschütterung, die ich dem alten Soldaten gar nicht zugetraut hatte, „gehen Sie nur hinein, Herr Referendarius. Da hat einmal der liebe Gott wieder selbst zu Gericht gesessen, schneller als die weltliche Justiz es konnte."

Ich trat rasch hinein in die untere Stube, und welcher Anblick bot sich meinen Blicken dar! Auf dem Bette lag ausgestreckt mit dunkelblauen Lippen und vom Schmerz verzogenen Zügen der alte Botzfeld, der Physikus und ein Assistenzarzt suchten ihm Arznei einzuflößen, jedoch vergeblich, den er hatte die Zähne fest geschlossen.

Vor dem Bette kniete weinend der Sohn, welchen man herbeigeholt hatte; er versuchte des Vaters kalte steife Hände in den seinigen zu erwärmen. Abseits in der entferntesten Ecke saß die Frau, kreideweiß mit verstörten Blicken. Sie gab auf meine Fragen, was geschehen sei, keine Antwort. Der Arzt war mittlerweile an den Schreibtisch gegangen, um seinen Bericht an das Amt zu machen; ich wandte mich also an den Assistenten mit der Frage, was vorgefallen sei? Er wußte nur von einer Vergiftung.

Mein entsetzter Blick flog auf die todtenbleiche Frau, doch sah ich im ersten Moment, daß sie nicht die Schuldige sei, denn sie hatte die Hände gefaltet und murmelte ein Gebet, während große Thränen über ihre Wangen rollten. Die Frau sah wohl furchtbar geängstigt, aber nicht schuldig aus. In diesem Augenblick trat der Polizeiamtmann ein, die Sache zu Protocoll zu nehmen, und aus eben diesem Verhör will ich in Kürze das Geschehene berichten.

Die Frau, welche sich auf unser Zureden endlich gefaßt hatte, erzählte, daß ihr Mann den ganzen Morgen auffallend ruhig und freundlich gewesen sei, er wäre ausgegangen, wieder nach Hause gekommen und hatte sie sehr beschäftigt in der Küche gefunden.

Vor einigen Tagen nun habe ein Verwandter aus Holland ein kleines Fäßchen mit Häringen geschickt und ihr Mann gesagt, sie wollten von denselben heute zu den Kartoffeln essen, sie solle das Fäßchen öffnen und einige herausnehmen. Dies hatte sie vergessen und als sie die zwei Teller Suppe für sich und ihren Mann hereingetragen, (denn das Ehepaar aß der häufig vorkommenden Scenen wegen schon längere Zeit abgesondert von den Kutschern und Dienstboten) hatte sie beide Teller an ihre Plätze gestellt und war nochmals in die Küche gegangen, um die Kartoffeln und das Fleisch anzurichten und gerade als sie den Löffel ergreifen wollte, fiel ihr das Geschenk des Vetters ein.

„Ach, die Häringe habe ich vergessen," rief sie, und wollte vom Stuhle aufspringen, jedoch ihr Mann, welcher abgewendet am Fenster gestanden, kam ihr mit einem „laß nur, ich hole sie," zuvor. Er ging in die Küche an den Speiseschrank, sie hörte durch die geöffnete Thüre, wie er das Fäßchen aufbrach, und ergriff nun wieder den Löffel, um ihre Suppe zu essen, da fiel ihr Blick auf eine Fliege, welche zappelnd darin herum schwamm. Da sie seit ihrer Kindheit einen grenzenlosen Widerwillen gegen dieses Thier hatte, so schleuderte sie es fort, konnte sich aber nicht entschließen, von der Suppe zu essen.

Mit dem Gedanken „was man nicht weiß, macht uns nicht heiß," vertauschte sie ihren Suppenteller mit dem ihres Mannes, welcher nun im nächsten Augenblicke mit den Häringen hereintrat, sich gleichfalls an den Tisch setzte und seine Suppe aß.

Er sah seine Frau dabei nicht an, sondern aß ununterbrochen, wie in tiefen Gedanken

Digitized by Google

den Teller leer, sie rückte die Kartoffeln näher, zeigte mit dem Finger auf eine schön aufgesprungene, um sie ihrem Manne zu reichen, als dieser mit einem Schreckensschrei vom Tische aufsprang und wie unsinnig im Zimmer auf und nieder lief.

Die Frau sah ihn einige Momente erstaunt an und glaubte, daß ein gewöhnliches Uebelbefinden ihn ergriffen habe, als sie aber sein blaulichtes verstörtes Gesicht, seine zitternden Glieder und Lippen sah, wurde ihr Angst, sie stand auf und näherte sich ihrem Manne, der ihr entsetzt zurief, was in der Suppe gewesen sei?

Nichts in der Welt als Brod, Fleischbrühe und Eier, entgegnete sie, er aber war schon an seinen leeren Teller gestürzt und starrte mit verglasten Augen einige Reste seinen grauen Staubes an, welche noch darin lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bettelei in London.

(Schluß.)

Natürlich werden die genialsten Bettler zuweilen entdeckt, sonst ließe sich nichts von ihnen berichten; denn nur im Falle der Entdeckung pflegen sie ihre Geschichte zu enthüllen. Und so wurde auch der große Laggs und seine Bessie, nachdem sie fünfundzwanzig Jahre lang auf Kosten der gerührten Leichtgläubigkeit ein sehr comfortables Leben geführt, schließlich aufgefunden und exponirt, so daß sie sich genöthigt sahen, dem undankbaren Vaterlande den Rücken zu wenden und nach Australien zu gehen, um ihr rührendes Melodrama vor einem dankbarern Publikum weiter zu spielen.

Wir bedauern, daß das Buch keine statistischen Angaben über die Zahl der Familien, die in London von diesem Geschäfte der höheren Bettelei leben, enthält; aber ihre Anzahl ist allem Anscheine nach beträchtlich. Zum Beweise, daß der practische John Bull keineswegs so unzugänglich für die „Idee", für die Romantik der „Gloire" ist, wie er sich selbst einzureden pflegt, führt Mr. Halliday an, daß in den erfolgreichsten Fällen des briefstellerischen Bettlergewerbes fast immer die Sympathien für das Heldenthum ausgebeutet werden. Verwundete Krieger, Matrosen, polnische und namentlich ungarische Patrioten und Helden sind die wirklichen oder angenommenen Charaktere, welche das meiste Geld einbringen. Die ungarische Emigration mit ihren Generals- und Obristentiteln hat auf diese Weise ihren Patriotismus in klingende Münze umzusetzen gewußt, und durch ihre Concurrenz wesentlich dazu beigetragen, um den Marktpreis ordinärer, unromantischer Bettelbriefe herabzudrücken. Das Gewerbe wird oft mit großer Gewissenhaftigkeit und mit einer geschäftlichen Accuratesse betrieben, die Anerkennung verdient. Bei einem notorischen Bettler wurde ein Journal entdeckt, in das er den Empfang, der ihm in den verschiedenen Häusern zu Theil wurde, den Charakter, unter dem er sich vorgestellt, und den Erfolg, welchen er gehabt hatte, gewissenhaft einzutragen pflegte. Dieses interessante Tagebuch theilt der Verfasser mit. Die Größe der Summen, welche der erfahrene Bettler aus seinen Täuschungen herausschlug, erfüllt uns mit Staunen. Die 5- und 10-Pfund-Noten scheinen ihm zugeflogen zu sein, sobald er nur seinen Mund öffnete. Um die Wittwe eines Flottencapitäns nutzbar zu machen, erfand er einen Sohn, der auf dem Schiffe des verstorbenen Capitäns Zahlmeister gewesen war, und rührte so das Herz dieser Dame zu einer Schenkung von vier Pfd. Sterl. In Lincoln traf er einen Herrn, den er als „großen Abolitionisten im Sclavenhandel" in sein Register eintrug. Er stattete diesem Enthusiasten einen Besuch ab, und zwar in dem Charakter „eines Geschäftsmannes, der seine Kundschaft verloren hatte, weil er bei der Flucht einer Sclavin behilflich gewesen war". Die Geschichte, welche er von der romantischen Naomi Brown und seiner eigenen Aufopferung zu erzählen wußte, machte einen solchen Eindruck auf das gefühlvolle Herz des Abolitionisten, daß ihm dieser für seine Bemühungen fünf Pfd. Sterl. einhändigte. Der Bettler war mit seinem Erfolge so wohl zufrieden, daß er in sein Journal das specielle Memorandum eintrug: „NB.! Von Neuem zu bearbeiten, denn er ist gut." In Gratham hatte er es mit einem literarischen Gentleman, der Dramen und Novellen schrieb, zu thun. Die Notiz, welche

Digitized by Google

über diese Transaction im Tagebuch steht, lautet folgendermaßen: „Gab mir einige seiner Bücher zu lesen — solch ein Schund — in dem einen kommt ein Diebshäscher vor — so viel Aehnlichkeit mit einem Häscher, wie ich mit Robert Peel — ging abermals zu ihm am 5. — sagte ihm, sie erschienen mir wundervoll, das Beste, das seit dem „Vicar of Wakefield" geschrieben sei — gab mir ein Pfd. Sterl. — sehr guter Mann — muß für die Zukunft nicht aus dem Auge verloren werden." Ein viel größerer und schnellerer Erfolg, der leider wegen eines unvorhergesehenen Ereignisses nicht weiter verfolgt werden konnte, ist in folgender Notiz mitgetheilt: „Wittwe Seddic — Baptistin — stellte mich ihr als Glaubensgenosse vor, verfolgt von weltlich gesinnten Verwandten — zehn Pfd. Sterl. — gab mir ihre Adresse in London — gut für fünf Pfd. Sterl. jedes Jahr — vom Polizeiinspector erkannt — reise in diesem Augenblicke ab."

Die Zahl der gewöhnlichen Straßenbettler, die sich für ausgediente Matrosen und Soldaten ausgeben und durch die haarsträubende Schilderung ihrer Abenteuer Haufen von Gaffern um sich schaaren, ist sehr groß. Auf dem Trottoir einer Straße sitzt ein Tabak kauender Kerl in Matrosenkleidern, der vor Sebastopol mit seinem Schiff in die Luft geflogen zu sein behauptet, und die Affaire durch ein grauenhaftes Gemälde auf einem Stück Leinwand veranschaulicht, — eine rohe Feuermasse und ein Kerl hoch in der Luft. „Das bin ich!" — sagt der Vaterlandskämpfer, indem er mit einem Stocke auf den fliegenden Kerl zeigt.

Der Verfasser theilt die zahllosen Straßenbettler niederer Art in verschiedene Klassen ein, und seine Classification wird so complicirt, daß wir sein Buch nicht lesen können, ohne in jedem Bettler, der uns auf der Straße anspricht, einen Betrüger zu sehen. Die gewöhnlichen Klassen, wie schiffbrüchige Seelente, in die Luft gesprengte Bergleute, abgebrannte Feldarbeiter, überlebende Mitglieder ausgestorbener Familien ꝛc. sind das profanum vulgus, das keine besondere Beachtung verdient. — Die „verhungerten Bettler" scheinen ein besonders blühendes Geschäft zu treiben; aber ihr Erfolg hängt von den natürlichen Vortheilen eines abgemagerten, leichenartigen Körpers ab und verlangt die Fähigkeit, Kälte und Regen in Lumpen zu ertragen. Diejenigen, welche mit diesen Requisiten begabt sind, haben ihre Kunst zum Theil zu hoher Vollendung ausgebildet. Eins der erfolgreichsten Stratagemen ist der „Erstickungs-Trick". Der verhungerte Bettler ergreift eine Brodkruste und verschlingt sie gierig; aber er ist so lange ohne Nahrung gewesen, daß er sich vergeblich abmüht, die Kruste zu verschlingen, welche ihm in der Gurgel stecken bleibt. Hilferufe, Convulsionen, Rührung und Almosen begleiten diese Scene fast immer, wenn der Darsteller seiner Aufgabe gewachsen ist.

Es fehlt uns an Raum, den Verfasser auf seiner Entdeckungsreise in das Gebiet des Bettlergewerbes weiter zu begleiten. Keiner kann sein Buch lesen, ohne zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Londoner Bettelei im großen Ganzen ein Gewerbe sei, das nach den bewährtesten Regeln der modernen Nationalökonomie betrieben wird, und sich unter dem Einflusse der Concurrenz und nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage täglich zu größerer Vollkommenheit entwickelt. „Glaubt Ihr nicht — fragte Mr. Halliday einst einen Bettler — Ihr würdet besser gethan haben, ein arbeitsameres und ehrlicheres Geschäft zu wählen?" — „Vielleicht — war die Antwort — vielleicht auch nicht; aber es ist abscheulich langweilig, auf einem geraden Wege fortzugehen."

Räthsel.

Auf einmal bin ich nirgends da,
Doch sind sich meine Glieder nah.
Und sehr verschieden sind die Glieder.
Mit Hohn sieht Mancher auf mich nieder,
Und Mancher preis't und suchet mich.
Abhängiger ist nichts, als ich,
Der kleinste Laut gibt Dasein mir;
Durch einen Laut bin ich auch hier.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 72. Dienstag, den 17. Juni **1862.**

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Die arme Frau begriff noch immer nicht, was vorgefallen, und als er bebend fragte: „Was war in dem Teller?“ sagte sie weinend: „Nur eine Fliege war hineingefallen und da mich diese angeekelt hatte, vertauschte ich die Suppe und nahm die Deine!“

Der Mann schrie laut auf. „Dann bin ich vergiftet,“ rief er aus, „und Du kamst den Pfarrer holen; was ich Dir thun wollte, ist mir geschehen!“

Darauf wurde er bei den stets mehrenden Schmerzen beinahe besinnungslos, die Frau schleppte den von innern Krämpfen Geschüttelten auf das nahe Bett und holte, da sie oft gehört, daß dies gegen Vergiftung gut sei, einige Tropfen Milch herbei, von welcher sie ihm einzuflößen versucht.

Auf ihr beständiges Rufen erschienen die Leute, man holte den Sohn, den Arzt, die Polizei, Alles lief wirr durch einander, bis der Arzt kam, welcher zuerst den Bodensatz des Tellers untersuchte und dem Kranken denn gleich ein heftiges Brechmittel verschrieb. Doch äußerte er gleich die Befürchtung, daß hier menschliche Hilfe zu spät käme, das Gift war in zu starker Dosis zugemessen gewesen.

Endlich erschien Fritz, stumm und starr vor Entsetzen warf er sich vor dem Bette seines Vaters auf die Kniee, dessen schmerzliches Aufschreien ihn jedes Mal im Fieberfroste erzittern machte.

In diesem Moment trat ich ein, bald folgte der Geistliche, welcher dem Kranken die letzte Wegzehrung reichte und die entsetzte Frau dazu brachte, an des Sterbenden Bette zu treten und ihm die Hand zur Verzeihung zu reichen.

Der starre Bau war gebrochen, und ihre Thränen flossen reichlich, als sie nach ihres Gatten vergeblichen Versuchen, zu sprechen, ihren Mund an sein Ohr hielt und das geflüsterte Wort „Verzih,“ von ihm vernahm. Wie so oft auch den oberflächlichsten Menschen innere Seelenerleichterung überkommt, so kam auch ihr mit einem Male der Gedanke, ihre Pflicht zwar nicht verletzt, aber auch nicht in gehörigem Maße durch Fügsamkeit und guten Willen erfüllt zu haben, sie schlang ihre Arme um den Sterbenden, legte seine eisigen Hände in die seines Sohnes und so athmete der Unglückliche den letzten Seufzer aus.

Bald nach seinem Tode zog ich aus dem Hause, welches verkauft werden sollte, und sah Fritz, dessen träumerisches Wesen durch die letzten traurigen Ereignisse zugenommen hatte, nur noch selten.

Von der Frau hörte ich, daß sie still und einsam bei ihren Eltern lebe. Die grausige Tragödie, in welcher sie, ohne zu wollen, eine so bedeutende Rolle gespielt, hatte zwar ihren frischen Jugendmuth gebeugt, sie jedoch zu innerer Einkehr veranlaßt.

Später, als ich zu einer andern Stadt versetzt wurde, traten die erlebten Scenen und Personen in den Hintergrund meines Gedächtnisses und nun fand ich auf einmal den armen Tischlergesellen als wohlhabenden Gutsbesitzer wieder.

Also Fritz Botzfeld und der Schloßeigenthümer sind eine Person? sagte ich freudig erstaunt, als die erste Rührung des Wiedersehens vorüber war, und welcher stattliche Mann Sie geworden sind, lieber Fritz, denn

Digitized by Google

so muß ich Sie nennen, bis Sie mir sagen, welcher von beiden Namen, die Sie führen, der rechte ist.

Nennen Sie mich immerhin Fritz, lieber Herr v. Frohberg, entgegnete er herzlich, ich will nicht die erste Freude des Wiedersehens durch die Erzählung einer Vergangenheit trüben, welche nichts weniger als heiter war. Desto schöner aber ist die Gegenwart, ich lebe nach so vielen Stürmen unendlich glücklich mit meiner theueren Marie und was Sie auch von dem Einsiedlerleben, das ich führe, gehört haben mögen, so kann ich Sie nur versichern, daß dasselbe nicht aus Kummer, sondern weil ich mein stilles Glück nicht durch die Berührung mit der Außenwelt trüben möchte, geschieht. Wenn Sie erfahren haben werden, welche Gefühlsstürme mir das Leben noch gebracht hat, bis zu der Zeit, wo ich meine theuere Marie und dies friedliche Asyl fand, werden Sie mir Recht geben. Den Namen Botzfeld habe ich übrigens gleich nach des Vaters Tode in Botz vereinfacht, der Sohn des Verbrechers wußte kein anderes Mittel, um die Erinnerung an die unselige That nicht in dem Andenken der Menschen zu erneuern!

Ein ander Mal in ruhiger Stunde werde ich Ihnen meine Vergangenheit erzählen, denn nicht wahr, Herr v. Frohberg, Sie bleiben für die ganze Dauer Ihrer Kurzeit mein Gast? Mein Wagen kann Sie jeden Morgen rasch zum Brunnen bringen, Sie brauchen Ihre Kur, sprechen mit dem Arzte und in einigen Stunden sind Sie wieder bei uns.

Der herzliche gemüthliche Ton ließ keine Widerrede zu und mein Einwand, daß ich in einigen Tagen mein gemiethetes Quartier beziehen müsse, wurde durch den Ausspruch entkräftet, daß zwanzig Personen schon darauf harren und sich um dasselbe reißen würden.

So blieb also nichts übrig, als dem freundlichen Drängen meines alten Bekannten, welchem sich seine Frau auf das Anmuthigste und Bescheidenste anschloß, nachzugeben und zu bleiben.

Ich beorderte meinen kleinen Führer, welcher sehr erstaunt war, mich so im Einverständnisse mit dem Schloßherrn zu sehen, mit dem Auftrage, dem Wirthe zu sagen, daß ich am nächsten Morgen meinen Koffer bei ihm abholen würde, dann wurde ich von dem Herrn des Hauses in ein allerliebstes Zimmer geführt, wo ich es mir bequem machte und meine etwas derangirte Reisetoilette ordnete.

Als ich nach einiger Zeit hinunter kam, saßen meine Gastfreunde, mich erwartend, auf der Veranda, wo später auch das Nachtessen aufgetragen wurde. Nach vergnügten Plaudereien über meine Vergangenheit, von welcher ich den beiden Bruchstücke zum Besten gab, verging der Abend, inzwischen war ich in wenigen Stunden vollkommen eingewöhnt und heimisch in dem Hause geworden und das Ehepaar hatte bald mein ganzes Herz gewonnen.

Ihr inniges Zusammenleben, denn man konnte wirklich von ihnen sagen, daß sie ein Herz und eine Seele waren, die wahrhaft anbetende Liebe, welche die kindliche junge Frau dem so viel älteren Manne bewies, boten eine unendlich rührende Einsicht in dies Familienleben.

Drei Tage verflossen so anregend und doch wieder so linde beruhigend für meinen vom Ueberarbeiten gereizten Nervenzustand, daß ich auf einmal zu meinem Schrecken bemerkte, wie schon zehn Tage an meinem dreiwöchentlichen Urlaub verstrichen waren.

Die Umschau in der paradiesisch schönen Gegend hatte mich jeden Mittag und Abend in Anspruch genommen, die Vormittage waren meiner Badekur gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Urbanstag.

St. Urbanstag gilt wohl noch immer bei den Winzern und Weinbauern als ein beachtenswerther Loostag für das Gedeihen des Weinstocks und der Traube. Nach altem Glauben ist von seiner Witterung die Weinernte des Jahres abhängig und warmer Sonnenschein an diesem Tage verbürgt ein gutes Weinjahr.

„Hat Urbanstag schön Sonnenschein,
Verspricht er viel und guten Wein."

So lautet die bekannte Kalenderregel. Wir wissen nicht zu sagen, wie weit St. Urban

Digitized by Google

sein Prophetenthum in dieser Beziehung bewährt und ob auf ihn und seine Verheißungen mit Sicherheit zu rechnen und zu bauen ist. Sollte dies der Fall sein und der alte Kalenderreim mit Recht Beachtung verdienen, so wäre für dieses Jahr wohl kein schlechter Herbst in Aussicht. Und er würde gewiß wie immer willkommen sein, denn dieser guten Gottesgabe kann nie zu viel wachsen. Doch wir wollen fein in Geduld St. Urbans Segen erwarten und für die Zukunft jetzt weder Zusicherungen noch Bürgschaft übernehmen.

Unsere Vorfahren haben aber auf St. Urbanstag wohl Acht gehabt und dem guten Weinheiligen, namentlich in dem gesegneten Frankenlande, schon im Voraus Dank und Ehre für ein gutes Prognostikon erwiesen, freilich auch ihren Unwillen nicht zurückgehalten, wenn es dem Heiligen beliebte, mit Regenwetter ihre Weinhoffnungen herabzustimmen oder gänzlich zu vernichten, und ihren Aerger ihn darob merklich fühlen lassen. „Man findet fast im ganzen Jahr keinen Tag, an dem die Alten des Weins halber so viel ersehen, als an eben diesem, da sie St. Urban für den rechten Weinheiligen gehalten, deßwegen auch sein Bildniß an etlichen Orten herumgetragen wird. Bei heiterm Wetter sind sie mit großem Frohlocken ins Wirthshaus gezogen und haben sich allda mit dem Trunke sehr erfreut, weil sie es für ein gutes Vorzeichen gehalten, daß es ein reiches Weinjahr geben werde. Ist aber Regenwetter eingefallen, so haben sie ihren Weinheiligen in den Brunnen geworfen, zum Zeichen, daß die Weinernte mißrathen und man dafür Wasser trinken müsse."

Derselben Umführung von St. Urban's Bildniß in einer Procession gedenkt auch ein altes Büchlein, „von verbottenen Segen, Arzneien, Künsten ꝛc." im Jahr 1593 erschienen, worin es heißt: „Am St. Urbanstage sein Bildniß mit Gesang herumbtragen und deshalb da es regnet in Brunnen werfen, ist ein Gottesläsflicher Aberglaub." Und das Landgebot, welches im Jahre 1611 Herzog Maximilian von Bayern gegen den Aberglauben, gegen Zauberei, Hexerei und andere sträfliche Teufelskünste erließ, bezeichnet es als „eine alte böse Stuperstition, daß an etlichen Orten der Heiligen Bildtnussen zu gewissen Zeiten im Jahr, bevorab an ihrem Festtag auff der Gassen mit Trumbl und Pfeiffen herumbgetragen, als mit St. Urban durch die Schäffler, und mit St. Loy durch die Schmidt, auch mit anderer Heiligen Bildnussen von andern Handwerchern beschieht, und da es nit schön Wetter, in das Wasser geworfen, also die lieben Heiligen Gottes hiedurch höchlich gemehret werden, auch noch mehr schimpflicher Prozeß darmit fürgeht, daß ein oder zween aus dem Hauffen für die Heilige, darmit sie nit in das Wasser geworffen, Borg werden, samb werden sie gewiß schön Wetter hernach bringen, mit dem Wohn und Glauben, es muß nothwendig schön Wetter darauff erfolgen."

Nach diesen Zeugnissen wurde also vormals am Urbanstage ein Umzug mit dem Bilde des Heiligen gehalten, um damit den Schutz und Segen für das Gedeihen des Rebstocks und der Traube zu gewinnen. Ob das Landgebot des Herzogs Maximilian die „alte böse Superstition" und den „gottesläsflerlichen Brauch" nur deßhalb abgestellt wissen will, weil des Heiligen Bildniß bei unfreundlichem Wetter in das Wasser geworfen wurde, und dadurch „die lieben Heiligen Gottes höchlich gemehret werden," oder weil man in dieser Volks- und Winzersitte auch den Ueberrest eines alten mit heidnischen Formen und Bräuchen ausgestatteten Frühlingsfestes erkannte: auf diese Frage wollen wir hier nicht eingehen, doch es ist unzweifelhaft, daß auf heidnischer Grundlage und Anschauung jener fränkische Urbanscult beruht. Dafür spricht deutlich das Umtragen des Heiligenbildes und die bei schlechtem Wetter ihm zugefügte Wassertaufe.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Stähle den Geist an der Gluth des Gefühls und genieß' im Entbehren!

Angstlos harret du dann immer des fernen Geschickes.

Unglück mag es dir senden: du wirst wie ein Mann es bestehen;

Oder auch Freuden: du wirst fromm wie ein Kind sie empfahn.

Digitized by Google

Hart ist's, leben ohne Liebe,
Härter, stets in Liebe schmachten,
Doch für's Härt'ste ist zu achten
Lieben ohne Gegenliebe.

Verschiedenes.

Bei der Nachricht von den Rissen, welche am Heidelberger Schloß sich gezeigt haben sollen, erinnern die Blätter an eine Anekdote aus dem Jahre 1815, als Kaiser Franz von Oesterreich in Heidelberg sein Hauptquartier hatte. Es ist bekannt, daß der Kaiser stets im österreichischen Dialekt sprach. Als er die Ruinen des Schlosses gesehen und über den Bau sein Wohlgefallen äußerte, bemerkte er: „Das ist ein schönes, ehrwürdiges Schloß, ich werd' es abreißen lassen und nach Wien senden." Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun in dem guten Heidelberg die Nachricht, „der Kaiser wolle das Schloß abreißen lassen". Der Gemeinderath versammelte sich, verfügte sich zu Sr. Majestät und frug an, ob das Gerücht wahr sei, daß Allerhöchstdieselben die ehrwürdige Ruine abreißen lassen wollten? worauf der Kaiser erwiderte: „Ja, sie hätte ihm so ausnehmend gut gefallen, daß er sie wirklich abreißen lassen wolle." Man stellte dem Kaiser nun Himmel und Hölle vor und bat um Schonung des ehrwürdigen Fürstenhaus, bis Franz endlich erwiderte: „Verstehens denn nicht, bei uns nennt man abzeichnen abreißen!" worauf Kaiser und Deputation in ungemeine Heiterkeit ausbrachen.

Die Wiener Zeitung erzählt: „Im Laufe dieses Winters hat eine im Sperlhofe zu Wien aufgestellte Schneejungfrau, das Werk eines Schneidergesellen aus Böhmen, einige Tage lang von sich reden gemacht. Man rühmte die hübschen Formen der aus dem so vergänglichen und schwer zu behandelnden Material gebildeten Figur, und Alle, die sie besichtigten, schrieben einstimmig dem Dilettanten ein ausgesprochenes Talent für die Bildhauerkunst zu. Einige vornehme Herren brachten unsern ehrsamen Gesellen in das Atelier eines bekannten Meisters; dort legte er einige höchst glückliche Proben seines unverkennbaren Talents ab. Man ist darüber einig, ihn dem künstlerischen Berufe zuzuführen. Es handelt sich nun darum, ihm die Mittel für die Lehrjahre zu verschaffen. Eine Art von Subscription wird in hohen Kreisen eröffnet — die Existenz des künftigen Phidias ist auf drei Jahre gesichert. In diesem entscheidenden Augenblick gibt er die höchst unromantische Erklärung ab, daß er doch lieber Schneider bleiben wolle und keine neue Lehrzeit durchmachen möge! So geschehen in Wien im Februar 1862."

Der Romanschreiber Lafontaine wurde einst von seiner Gattin weinend am Schreibtische gefunden. Als sie ihn mitleidig nach der Ursache fragt, schildert er ihr die rührende Lage, in die er so eben seinen liebenden Helden versetzt hatte. Die Gattin wird ebenfalls erweicht, bricht in Thränen aus und sieht ihn an: „Gib sie ihm doch!" — „Ach!" antwortet Lafontaine schluchzend, „das geht nicht an, ich bin ja noch beim ersten Theil!"

Der berühmte Astronom Lalande rettete während der Revolutionstage 1789 mehreren Geistlichen dadurch das Leben, daß er sie in seinem Observatorium verbarg, und sie für Astronomen ausgab. Da solche aber nicht zugeben wollten, daß er lüge, um ihnen das Leben zu retten, beruhigte er sie mit den Worten: „Ja, meine Herren, Sie sind Astronomen, denn wer verdiente den Namen besser, als die, welche nur für den Himmel leben."

Im Dresdener Journal veröffentlicht Major Serre den Rechnungsabschluß über die Nationallotterie. Der Reinertrag beträgt 450,000 Thaler. Zwei Drittel davon erhält die Schillerstiftung und ein Drittel die Tiedgestiftung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 71:
Der Reim.

Redaction, Druck und Verlag von T. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustädter Zeitung.

No. 73 Donnerstag, den 19. Juni **1862.**

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als ich des herrlichen Wetters wegen den Wagen fortgeschickt hatte und den Heimweg zu Fuße antrat, traf ich gerade an dem Abhange des Berges mit meinem Gastfreunde zusammen, welcher von einem Förster begleitet daherkam.

„Ich wählte absichtlich diesen Weg, weil ich hoffte, Sie noch zu begegnen, Herr v. Frohberg," sagte er, „und Ihnen meine Entschuldigung zu machen, daß ich diesen Mittag den Pflichten des Hausherrn nicht genügen kann, allein einige dreißig bis vierzig Morgen Wald, welche mir zufielen, müssen in Augenschein genommen werden. Ich habe mit diesem sachverständigen Herrn früher zu Mittag gegessen, und werde erst gegen Abend wiederkommen; meiner Frau liegt es heute ob, den lieben Gast zu unterhalten; hoffentlich muß ich dieselbe heute Abend nicht zanken, daß sie ihrer Pflicht nicht genügte, es wäre der erste Streit in unserer Ehe."

Ich versicherte scherzend, daß mir vor einem solchen Zusammensein nicht im Mindesten bange und fügte bezüglich bei, daß ich die Unterhaltungsgabe seiner Frau schon in Anspruch zu nehmen gedenke.

Sein freundliches Lächeln wurde wehmüthig, als er meine Anspielung verstanden hatte.

„Ach ja," sagte er, „es ist besser, wenn meine Frau es Ihnen erzählt, mich ergreift die Erinnerung an die Vergangenheit stets auf's Neue. Jedoch glauben Sie ihr nicht Alles auf's Wort," fügte er hinzu und erröthete dabei wie ein junges Mädchen, „meine gute Marie wird in ihrer Schwärmerei für mich ganz gehörig übertreiben."

Wir drückten uns die Hände und ich dachte auf dem Rückwege, welche zartfühlende Seele diesen rüstigen Körper bewohne und wie dieser Mann sich einer Herzensbildung rühmen könne, um welche ihn manche Höhergeborne beneiden dürften.

Die freundliche Hausfrau empfing mich schon an der Thüre, um, wie sie sagte, mich auf die Schreckenskunde vorzubereiten, einen Nachmittag mit ihr allein verbringen zu müssen. „Aber ich habe mir schon einen wundervollen Spaziergang ausgedacht," tröstete sie, wie um mich schadlos zu halten, „welchen Sie noch nicht kennen und der Ihnen gewiß gefällt."

„Den Spaziergang in Ehren," entgegnete ich, „er läuft uns nicht davon; heute möchte ich aber einen Ruhetag halten. Auch ich habe meinen Plan. Diesen Nachmittag bleiben wir hübsch auf der Veranda sitzen, Sie mit Ihrer Arbeit, ich mit der einen Cigarre beschäftigt, welche mir der Arzt erlaubt hatte, und dabei erzählen Sie mir die Vergangenheit Ihres Mannes. Er hat Sie eben dazu autorisirt, und ich bin überzeugt, daß uns bei so anregendem Gespräche die Stunden wie Minuten verfliegen."

Frau Marie ergriff die Idee mit Freuden. „Es ist auch viel besser, wenn ich es erzähle," sagte sie naiv, „ich wollte nur meinem Manne nicht vorgreifen, darum drang ich noch nicht darauf, allein ich kenne ihn viel zu gut, um nicht zu wissen, daß er Vieles verschweigen würde, nicht aus Mangel an Vertrauen, sondern weil es ihm schwer fällt, seine edlen Handlungen selbst zu erzählen."

Am Nachmittage also, als wir nach der Siesta gemüthlich beisammen saßen, begann Frau Marie ihre Erzählung, welche ich getreulich und ungeschminkt wiedergebe.

Digitized by Google

„Sie kennen schon eine der traurigsten Lebensepisoden meines guten Mannes, Herr v. Frohberg," begann die liebliche Scheherezade, „und werden begreifen, daß er lange Zeit brauchte, um sich von diesem Schlage zu erholen. Seines Vaters schreckliches Ende war ihm stets im Gedächtnisse, die Straße, wo sein väterliches Haus stand, vermochte er gar nicht mehr zu betreten und die Furcht, alle Menschen könnten in ihm den Sohn eines Verbrechers sehen, bildete sich bei ihm zur krankhaften Idee aus. Auf den Rath seines Meisters, der den tüchtigen Arbeiter zwar ungern vermißte, denselben aber doch nicht so geistig darniedergedrückt wissen wollte, verließ er endlich die Residenz, um in eine nördliche Stadt des Landes, in K., wo der Bruder seines Lehrherrn ein ähnliches fabrikartiges Geschäft betrieb, überzusiedeln.

Dort, wo Niemand ihn und seiner Eltern Vergangenheit kannte, athmete er freier auf und wurde nach und nach heiterer und lebensfroher. Er war dabei ein so tüchtiger und gewissenhafter Arbeiter, daß sein neuer Meister, seinen Werth erkennend, ihm einen Theil der Aufsicht übertrug und ihm unter anderen pekuniären Vortheilen auch Kost und Wohnung in seinem Hause anbot.

So kam es, daß er plötzlich aus der verlassenen und einsamen Lage, in welcher er sich befunden, eine Familie fand und bald wie ein Mitglied derselben betrachtet wurde.

Der Meister war Wittwer und hatte nebst seinen drei eigenen, noch unerwachsenen Kindern, eine erwachsene Schwesterstochter, ein heiteres lebhaftes Mädchen im Hause, welches stets zu Scherz und Heiterkeit aufgelegt, die etwa noch trüben Gedanken des neuen Ankömmlings durch seine gute Laune bald verscheuchte. Was Wunder, daß auf dieses kranke, verletzte Gemüth die frische liebenswürdige Art des Mädchens anziehend wirkte.

Nach einigen Monaten steten Zusammenlebens war Fritz bis über die Ohren in die hübsche Marie verliebt. Zu seinem Leidwesen mußte er aber sehen, daß diese, obgleich immer gut und freundlich, doch seine Gefühle nicht in gleichem Maße theilte, ja es wollte ihm oftmals bedünken, als ob er Blicke des Einverständnisses zwischen seiner Angebeteten und dem ersten Arbeiter wahrgenommen hätte.

Dieser, Georg Brand mit Namen, war ein hübscher, aber etwas leichtsinniger junger Mann, der von dem Meister eigentlich nur geduldet wurde, weil er der Sohn eines Mannes war, welchem er von früheren Zeiten her großen Dank schuldete. Auch war er weder ungeschickt noch faulfellig, wenn er einmal an der Arbeit saß, allein nach einigen mit angestrengtem Fleiße zugebrachten Tagen wollte er sich wieder von den Strapatzen, wie er es nannte, ausruhen. Dieses Ausruhen bestand aber in einer Kette von Vergnügungen, welche seine Gesundheit und seinen Geldbeutel gleich stark in Anspruch nahmen.

Herr Dorheim, sein Meister, warnte und warnte, Marie redete ihm freundlich zu, vernünftig zu werden, er versprach es, um in einigen Wochen wieder in den alten Fehler zu verfallen.

Gegen Fritz hatte er, sobald dieser die Schwelle des Hauses betreten, einen stillen, aber heftigen Widerwillen gefaßt, gleich als ahne ihm, daß aus dieser stillen und anspruchlosen Persönlichkeit ein Nebenbuhler ihm erwachsen könne.

Mariens Benehmen zwar ließ bald keinen Zweifel über ihre Gefühle aufkommen, denn, wenn sie auch freundlich gegen Fritz war und bei allen Gelegenheiten zeigte, wie hoch derselbe in Achtung stand, so war doch ihre Art, mit Brand zu reden, ihn anzublicken, oder ihn anzuhören, eine so ganz verschiedene, daß Fritz, welcher nicht im Geringsten eitel war, gar bald die wahre Sachlage errieth. Auch dem Onkel mochte sie nicht länger verborgen geblieben sein, das bewiesen die finsteren Blicke, mit welchen er bei Tische das verliebte Paar betrachtete, während seine Augen und Stimme unwillkürlich freundlich wurden, wenn er Fritz anredete, oder sich von ihm über irgend ein im Geschäft vorkommendes Ereigniß Auskunft erbat.

Georg kümmerte sich wenig um des Brodherrn Unzufriedenheit, er liebte Marien mit Leidenschaft und wußte, daß sie ihn wieder liebte, aber die Freundlichkeit, mit welcher sie seinen Nebenbuhler behandelte, ärgerte ihn. Er legte die achtungsvolle Güte Mariens

Digitized by Google

als weibliche Koketterie aus, welche, obwohl schon ihre Wahl getroffen, sich doch diesen Verehrer nicht entgehen lassen wollte; er gab sich daher nur wenig Mühe, seine Abneigung gegen Fritz zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Urbanstag.

(Fortsetzung.)

Schon das alte Verzeichniß heidnischer Gebräuche, abgefaßt in der Mitte des achten Jahrhunderts unter Franken, die zwar zum Christenthum bekehrt waren, nebenbei aber noch althergebrachten Gewohnheiten anhingen und heidnischen Cultus übten, schon dieser indiculus paganiarum erwähnt Götterbilder, die man durch die Felder trug. Und diese Umzüge mit einem Bilde oder Symbole der Gottheit, um ihr so den ganzen Umkreis des Landes gleichsam zu vergegenwärtigen, dauern auch nach der Bekehrung noch immer fort, ja sie haben sich bis in die Gegenwart erhalten, nur daß mit der Zeit ein Marienbild, oder das Bildniß eines Heiligen oder auch das Kreuz statt der heidnischen Gottheit durch die Flur getragen und geführt wurde. Der Kampf, welchen die Kirche zunächst offen, doch ohne den rechten Erfolg gegen das zähe Heidenthum unternahm, ging nach und nach über in milde Nachsicht und Schonung; die neue Lehre gestattete dem alten Glauben noch einen Theil seiner väterlichen Habe, von dem er nicht lassen mochte, zu flüchten und mitten im friedlichen Lager unter christlicher Hülle zu bergen und zu sichern. Dafür finden wir in den Sammlungen alter volksthümlicher Sitten und Gebräuche, welche fast aus allen Gegenden Deutschlands jetzt vorliegen, allerlei Beispiele und Belege. So erzählen die Sagen aus Schleswig-Holstein und Lauenburg Folgendes von einem christlich umgetauften Götzenbilde: „Als das Christenthum eingeführt ward, taufte man ein altes kleines Götzenbild zum heiligen Tynthias oder Tyntens um, weil es immer der Fischerei günstig gewesen war. Eines Jahres aber, da die Häringe lange ausblieben, beschloß man das Bild drei Mal um die Insel zu tragen. Bei dieser Gelegenheit unterstanden sich einige Muthwillige, es zu prügeln; seit der Zeit ist niemals wieder ein Häring nach der Insel gekommen. Andere erzählen so: Man habe immer ein gewisses Crucifix, wenn man auf den Fang auswollte, um die Insel herumgetragen, und wenn solches geschehen, hätten die Häringe in unzähliger Menge oben auf dem Wasser sich sehen lassen.“ Dazu lesen wir aus einem alten Manuscripte vom Jahr 1699 folgenden Zusatz: „St. Giets auf Helgoland ist ein kleiner Gott, welcher die Fischerei hat gesegnen müssen, wovon sein Bildniß bis auf den heutigen Tag noch zu sehen. Welcher Gestalt die Anbetung geschehen, davon ist gegenwärtig nichts vorhanden, als daß sie dies Ebenbild gegen den Frühling mit Procession auf dem Lande herumgetragen und nachgehends auf seine heilige Stete auf einen Berg geführet, allwo die Verehrung beschlossen im Bedrohen, falls sie seinen Segen nicht verspüren würden, er von ihnen bestraft werden sollte. Der Berg ist noch bis auf diese Stunde und hat seinen Namen St. Gietsberg behalten.“ Und in Wolf's niederländischen Sagen lesen wir von einem Marienbilde: „In dem Dorfe Hackendover bei Tirlemont ist ein wunderthätiges Muttergottesbild. Dieses wird jährlich in feierlicher Procession herumgeführt, gefolgt von den Landleuten zu Pferde, die bei jedem Anhalten des Zugs ihre Büchsen abfeuern. An der Kirche angekommen, machen sie auf den Pferden in großem Zirkel und im schnellsten Trabe drei Mal die Runde um dieselbe und schonen dabei weder Saat noch Ernte. Dies thut jedoch den Aeckern keinen Schaden, im Gegentheil, je mehr sie mit der darauf stehenden Frucht zertreten sind, desto reichlicher fällt die Ernte aus. Ein Bauer, welcher sich eines Tages widersetzte und das Herumtraben auf seinem Felde nicht zugeben wollte, fand sogar alle Aehren leer und kein Korn darin. Einmal aber geschah es, daß sehr schlechtes Wetter an dem Tage war, wo die Procession umziehen sollte, und darum unterließ man dieselbe. Da ist aber die heilige Mutter von ihrem Altare heruntergestiegen und allein die Procession gegangen, so daß man sie am andern Morgen bis an die

Digitized by Google

Knie mit Koth beschmutzt auf ihrer gewöhnlichen Stelle wieder fand."

In dieser Weise haben wir auch den Umzug der Winzer am Urbanstage mit dem Bilde des Heiligen aufzufassen. St. Urbans Bild mag ebenfalls an die Stelle eines alten Götterbildes oder eines Symbols der Gottheit getreten sein. In der Zeit des Heidenthums aber waren solche Flurzüge Nachahmungen und symbolische Darstellungen jener Umzüge, welche die Götter selbst in bestimmten Zeiten des Jahres hielten und damit den Menschen Glück und Segen, insbesondere ihren Saaten Wachsthum und Gedeihen hinterließen. Die ganze Natur verspürte die Weihe dieser Gottesnähe. Unter den Fußspuren der das Land durchziehenden Götter oder unter den Radspuren ihrer Wagen und den Huftritten ihrer Rosse schoß das Korn höher auf und herrlicher ergrünten die Wiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ueber die Zubereitung des Kaffee's im Orient und seine Servirung laufen so viel irrige und meist lächerliche Behauptungen umher, daß wir unseren Leserinnen, die sich dafür gewiß interessiren, einen Gefallen zu erweisen glauben, wenn wir eine Mittheilung, die aus eigener Anschauung geschöpft ist, hier wiedergeben. — Der rohe Kaffee wird gebrannt, sodann in einer besonders construirten Mühle zum feinsten Staub zerrieben; dann wird in einem blechenen oder kupfernen Gefäß, welches an einem Handgriff über das Feuer gehalten wird, Wasser zum Sieden gebracht, hierauf der geriebene Kaffee hineingeschüttet, mehrmals von den Flammen weggenommen und wieder aufgesetzt, endlich in die Schalen gegossen. Der feine Satz setzt sich an den Boden des Gefäßes und der Kaffee wird oben weggetrunken, nicht aber auch die Neige, wie man so oft behauptet. Der Kaffee wird nicht gezuckert, doch bekommt man jetzt fast überall Zucker dazu. Der Orientale trinkt eigentlich nur schwarzen Kaffee; doch sah ich selbst eine Türkin, welche mit sichtlichem Wohlbehagen ein Glas europäischer Melange zu sich nahm. Da es in der Türkei nur wenig Kühe gibt (in neuester Zeit haben Private versucht, solche aus der Schweiz einzuführen) und diese keine gute Milch geben, so bedienen sich die Fremden der wirklich ausgezeichneten Büffelmilch zum Meliren des Kaffee's. Nebstdem haben sie einen andern, nachahmungswerthen Gebrauch. Man bringt bei ihrem Frühstück gewöhnlich auf einer Tasse eine sehr dicke Sahne, von der man sich ein Stück herabschneidet und in die Melange gibt, was eine in der That sehr schmackhafte Zugabe ist. Um den schwarzen Kaffee zu präsentiren, hat man ein ganz kleines Schälchen, ein tiefes Schüsselchen, das wie ein Kinderspielzeug aussieht; dieses wird in ein Gestell von Silber oder Gold, was oft sehr fein und geschmackvoll gearbeitet ist und sehr einem Eierhälter gleicht, hineingesetzt. Die Schalen in den Kaffeehäusern sind etwas größer und kostet hier eine Schale Kaffee sammt Tschibuk ungefähr zehn Para (beiläufig zwei Kreuzer).

So groß auch immer die Römer waren, so viel Lärm, als wir, konnten sie doch nicht machen. Ihr Triumph, das herrlichste, was die alte Welt kannte, mußte ziemlich geräuschlos gegen unsere Prachtaufzüge ausfallen. Sie hatten ja gar keine Kanonen, Glocken und türkische Trommeln, — und für die weitere Ferne nicht einmal Zeitungsposaunen!

Logogryph.

Glänzend strahl' ich durch die Welt,
Bring' aus fernen Zeiten Kunde,
Preise, Weiser, dich und Held!
Doch nicht stets mit wahrem Munde.
Aber brichst du mir den Fuß,
Schenk' ich still dir und bescheiden
Deines Selbstes Vollgenuß,
Ja, der sel'gen Götter Freuden.
Nimmst du mir ein andres Glied,
Das der Gallier komisch flehte,
Bin ich dir zum Trank verwandelt,
Recht vom Britten nur erhandelt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 74. Samstag, den 21. Juni **1862.**

Sagen vom Erpfenstein und Spangenberg. *)

I.

Seht ihr die Burgen die mosigen, grauen,
Dort, wie Gespenster entgegen sich schauen
Ueber das tiefe smaragdgrüne Thal,
Wo Flötenklang gleich tönt Vögelchoral.

Beide Besitzer der Raubschlösser waren
Freunde, und um sich bequemer zu paaren,
Ließen von Burg sie zu Burg, welches Grau'n!
Kühn eine lederne Brücke erbau'n.

Lange nicht sollte die Herrlichkeit dauern:
Bei einem Feste in Spangenbergs Mauern
Wurden zu fleißig die Humpen geleert,
Und ihre Köpfe zum Schmollen bethört.

Bald zog man Schwerter zum ungleichen Streite.
Ritter von Erpfenstein suchte das Weite;
Wenige Knechte nur waren bei ihm,
Ueber die Brücke wollt' er darum flieh'n.

Ritter vom Spangenberg aber, voll Tücke,
Schnitt unter gräßlichem Lachen die Brücke
Schnell' mit dem Schwerte in dem Moment' ab, —
Und alle fanden im Thale ihr Grab.

II.

Einsam im grünen Buchenhain
Saß hold die Maid vom Erpfenstein,
Und wand sich einen Blumenkranz
Beim goldnen Morgensonnenglanz.

Fernher ertönte Hörnerklang;
Ein Eber, bald nachher, durchdrang
Den Forst; ihm nach mit scharfem Speer
Vom Spangenberg der junge Herr.

Die Jungfrau blickte himmelwärts, —
Da drang dem Wild der Speer ins Herz.
Wie Lava floß sein Leben hin
Ins weiche Moos, ins frische Grün.

Stumm grüßte sich das junge Paar.
In ihrem Auge, blau und klar,
Las er den Dank für seine That
Und schnell gedieh der Liebe Saat. —

Ein heißer Kuß schloß bald den Bund.
Von nun an, wenn nicht mit dem Mund',
Begrüßten sie sich übers Thal
Mit weißem Tuche ohne Zahl.

Des Junkers Vater aber, der
Dem Nachbar grollte lange her,*)
Verbot mit grausem Fluch dem Sohn'
Das Minnen und er lief davon.

Auf naher Sattelmühle nahm
Er Dienste. Abends jedoch kam
Incognito an sichrem Ort
Das Paar zusammen auf ein Wort.

Doch Allem kommt man auf die Spur:
Sein Vater, der auch das erfuhr,
Ließ fesseln seinen Sohn und stieß
Ihn herzlos in das Burgverließ.

Frankeneck. — Ir. —

*) Nach Kaspar.

*) Es sollen die Enkel der Erbauer der ledernen Brücke gewesen sein.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Da Marie einmal unbesonnen genug war, ihrem Bräutigam, als sie ihm sein Benehmen

Digitized by Google

gegen Botzfeld vorwarf, dabei zu sagen, gegen Unglückliche müsse man doppelt schonend sein und Fritz sei unglücklich, hatte Georg keine Ruhe, bis er die ganze Geschichte herausgebracht hatte, und als er dann nach einigen locker verlebten Tagen wieder bei Tisch erschien und der Meister ihm eine ernste Zurechtweisung über seinen Lebenswandel gab, ging Georg im Zorne so weit, heftig zu entgegnen, er wolle das Leben genießen und brauche sich dergleichen Vorwürfe nicht gefallen zu lassen, da er aus keiner Verbrecherfamilie stamme, welche mit Gift und Mord umgegangen sei und deßhalb die Augen niederschlagen müsse. Was er thue, das könne er auch verantworten.

Botzfeld, welcher die mannigfachen Kränkungen seines Feindes geduldet hatte, schnellte bei dieser Beleidigung wie ein Pfeil in die Höhe und war im Begriffe, mit bebenden Lippen und rollenden Augen auf Georg los zu stürzen, als des Meisters herkulischer Arm sich fest auf des jungen Mannes Schulter legte.

Ruhig sitzen geblieben, befahl er mit harter Stimme und seine Hand ließ den Arm des Widerstrebenden noch immer nicht los, hier bin ich Herr und werde mein Hausrecht üben. Georg Brand, fuhr er fort, und die grauen Augen blitzten unter den buschigen Brauen und der Ton seiner Stimme klang rauh und hart: Wir sind jetzt quitt, die Dankbarkeit, welche ich Ihrem Vater schuldete, habe ich dadurch abgetragen, daß ich Sie so lange in meinem Hause duldete. Die Beleidigungen gegen ein Mitglied desselben nehme ich als mich betreffend, wir sind geschiedene Leute und das von Morgen an.

Marie schrie laut weinend auf und warf sich in Georgs Arme, welchen sie bat und beschwor, den Onkel um Verzeihung zu bitten.

„Und wenn er drei Tage lang vor mir auf den Knieen läge," rief der alte Mann, durch den Anblick ganz wüthend gemacht, aus, „es würde ihm doch nichts helfen, Du aber laß ab von dem Menschen, der Dich nur unglücklich machen kann."

Georg stand noch zweifelnd da, ob er das Zimmer verlassen solle.

Marie warf sich jammernd zu des Onkels Füßen und beschwor ihn, seinen Ausspruch zurückzunehmen, da sie jetzt fühle, wie sie ohne Georg nicht leben könne, als Fritz vortrat und bat, ihn aus dem Dienste zu entlassen und Brand zu behalten. Es ist keine falsche Großmuth, die ich ausübe, sagte er ehrlich, denn ich hasse Georg nach dieser Beleidigung wohl eben so sehr, als er mich, aber es ist die innigste Theilnahme für Ihre Nichte, welche ich nicht unglücklich wissen kann, weil ich sie liebe, hoffnungslos liebe, wie ich jetzt erkenne, deren Thränen zu sehen ich aber nicht im Stande bin.

Für einige Zeit werden wir uns schon an den Anblick gewöhnen müssen, sagte der Meister erbittert, denn bei meinem Entschlusse bleibt es, Georg verläßt morgen früh mein Haus.

Noch diesen Abend! rief dieser heftig und verließ das Zimmer, Marie wollte ihm nacheilen, doch des Onkels barsches „Du bleibst," hielt sie auf der Schwelle zurück.

Bald darauf hörte man Georg in seinem Zimmer rumoren, dann das Haus verlassen.

Marie schloß sich in ihre Kammer ein und Fritz blieb in der peinlichsten Stimmung bei dem Alten zurück, doch dieser hatte sich mittlerweile gefaßt an den Schreibtisch gesetzt und einige Zeilen geschrieben, darauf trug er, als ob nichts vorgefallen, Botzfeld auf, den bald abgehenden Bahnzug zu benutzen und den Brief, welcher inzwischen vollendet, in der benachbarten Stadt an die Adresse abzugeben und auf die Antwort zu warten. Da die Sache die größte Eile hatte, denn der Zug ging in einer halben Stunde ab, so blieb Fritz nichts übrig, als sich so schnell wie möglich anzukleiden und an den Bahnhof zu eilen. Im Vorübergehen klopfte er an Mariens Thüre, einige Worte des Trostes ihr zurufend, doch er erhielt keine Antwort, nur ein leises Schluchzen verrieth, daß sie im Zimmer war.

Es wurde beinahe Abend, als Fritz in der Nachbarstadt ankam, er mußte den Mann, an welchen der Brief adressirt war, erst an mehreren Orten aufsuchen, bis er ihn fand, und sah nun seine Ahnung bestätigt, daß dieser bestimmt sei, Brand's Nachfolger zu werden. Doch mußte derselbe wegen seines baldigen Eintritts noch Rücksprache mit seinem

Digitized by Google

jetzigen Prinzipal nehmen, und bat also Fritz, bei ihm zu übernachten und des andern Morgens mit dem Frühzuge seine Antwort zu überbringen.

Daß sein Meister mit dieser Fahrt nichts Anderes bezwecken wollte, als ihn für diesen Tag zu entfernen, sah Fritz nun wohl ein und erkannte zwar dankbar dessen Anhänglichkeit, aber düster blieb es ihm im Kopf und Herzen, als er sich an diesem Abende zur Ruhe begab, die er nicht fand, düster war es in ihm, als er am andern Morgen mit der zustimmenden Antwort des Neugeworbenen, welcher in einigen Tagen nachzukommen versprach, zurückkehrte.

Georg war schon fort, er hatte noch am gestrigen Abend Marien Lebewohl gesagt und war mit dem Frühesten abgereist.

Das Mädchen erschien mit verweinten Augen und dies währte so viele Tage und Wochen, bis dem armen Fritz beinahe das Herz brach und er eines Tages, nach längerer Unterredung mit Marien, deren Onkel beschwor, wenn ihm das Glück und Leben seiner Nichte werth sei, Georg zurückzurufen und ihm dieselbe zur Frau zu geben.

Seinem Flehen gelang es endlich, den Onkel umzustimmen, es wurde an Georg geschrieben, welcher alsobald zurückkam, sich auch auf Mariens Bitten herabließ, Fritz eine Art Entschuldigung für sein eigenes und Dank für dessen edelmüthiges Betragen herzustammeln.

Marie aber wandelte wie auf Wolken, sie sah nur Licht, nur Sonnenschein und mit dem Egoismus der Liebe dachte sie mehr an ihr eigenes Glück, als an fremdes Leid, und war, wenn auch unendlich dankbar gegen Fritz, doch blind für dessen bewölkte Stirne und traurige Stimmung. Singend und heiter arbeitete sie rasch an ihrer Ausstattung, denn sie wollten bald heirathen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Urbanstag.

(Fortsetzung.)

Diese Anschauung ist im Glauben des Volks und seinen Sagen noch nicht ganz verwischt. So sieht es in der Richtung, in welcher der Rodensteiner hinüber zum Schnellerts fährt, auf dem Boden wie ein Weg aus, und wo es durch Felder geht, läuft mitten durch das Korn ein Strich. Da wächst das Korn viel höher und gedeiht besser als anderswo auf dem Acker. Alle Stellen, über welche der Wagen der Sibylle von Teck in Schwaben und die Füße der Thiere hinweggegangen sind, bleiben vierzehn Tage länger grün und haben bei der Reife ein anderes Gelb und sind mehr braun. Die Frucht von diesen Stellen ist aber ganz vortrefflich. Diese Wagenspur heißt dort überall Sibyllenfahrt. Wenn auf den Mulden in Burgeis fettes Gras streifenweise wächst, so sagt das Volk: der Almgeist mit den schmalzigen Füßen ist darüber gegangen und hat den Weg gedüngt. Und wo in Tyrol der fromme Graf Leonhard von Görz durch die Felder gegangen oder geritten ist, kann der Hagel die Felder nicht treffen. Daher dort das Volkswort: Jedermann thut das Gatter auf, damit ihm Graf Leonhard durchreite. Selbst in einem protestantischen Kirchenliede von Nikolaus Hermann: „Um gut Gewitter und Regen" könnte in der Strophe:

„Durch Christ, deinen Sohn, hör' unsere Bitt,
Theil' uns einen gnädigen Regen mit;
Umkrön' das Jahr mit deiner Hand,
Mit deinen Fußstapfen düng' das Land"

ein solcher Anklang gefunden werden, wenn dem Bilde nicht vielmehr Psalm 65, 12 vorschwebt: „Du krönest das Jahr mit deinem Gut und deine Fußstapfen triefen von Fett." Ob in der Sage vom Schellenmännlein zu Ettendorf im Elsaß wohl derselbe Gedanke in Beziehung zu den Rebgeländen ausgesprochen, gleichsam verkörpert ist und darin gefunden werden darf? „Zur Zeit der Rebenblüthe," erzählt Stöber, „hört man oft in der warmen Sommernacht auf den Ettendorfer Hügeln ein Klingen, bald leiser bald lauter. Es rührt vom Schellenmännlein her, das mit hellen Silberglöcklein durch die Rebgelände wandelt und guten Wein verheißt. Man hat es auch wohl schon gesehen, wie es an eine Weinlaube gelehnt, eine Traube in der Hand hielt und sie in eine Schale preßte. Geräth der Wein nicht, so hört man nur ein seltenes leises Klingen und das

Digitized by Google

Schellenmännlein sitzt mit leerer Hand und trauriger Miene auf dem Raine und blickt die Vorübergehenden schüchtern an."

Offenbar war aber der Nürnberger Urbansritt, welcher am Namenstage des Heiligen alljährlich bis zum Jahre 1625 abgehalten wurde, ein Festzug, welcher den in das Land einziehenden und den Weinbau segnenden Jahresgott sichtbar darstellen sollte. Solche Aufzüge, bei denen das Volk selbst die Gottheiten vorstellt, und zugleich die Rolle und das Amt der Priester übernimmt, kamen bis in die Neuzeit noch überall vor bei verschiedenen alten Volksfesten, namentlich in der Frühlings-, Sommer- und Weihnachtszeit. Hat sich auch die heidnische Idee und die gottesdienstliche Bedeutung, worauf sie ursprünglich beruhten, nach und nach ganz verflüchtigt und dem Bewußtsein entzogen, die Sitte hatte sich in einzelnen Festgewohnheiten und Volksgebräuchen erhalten und selbst die frühere Frohnleichnamsprocessionen in Costüm und die Vermummungen, welche dem Carneval zugefallen und verblieben sind, haben in solchen Aufzügen ihren Ursprung und Anfang zu suchen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Das Lachen ist ein lindernder Balsam der Schmerzen; die Erschütterungen, die es verursacht, verjagen Grillen, Sorgen und Leiden aller Art. Es wurzelt keine traurige Stimmung ein, wo oft gelacht wird, und das Leben fließt froh und heiter dahin. — Das Lachen entsteht, wenn eine Erwartung, welche unsere Aufmerksamkeit spannt, plötzlich in Nichts verwandelt wird; nur darf diese Täuschung keinen wichtigen, sondern entweder einen gleichgültigen oder unwichtigen Gegenstand betreffen; sie darf uns nicht kränken, sondern wir müssen dabei unverwundet bleiben. — Wer die Menschen zum Lachen bringt, der erwirbt sich ein großes Verdienst um sie, weil er sie gesund erhält und aufgelegt macht, daß sie ihre Geschäfte mit Eifer und Anstrengung betreiben.

(Ausgeben heißt nicht haben.) Die „Berliner Gerichtszeitung" erzählt Folgendes: Die Reclamationen gegen den bisherigen Ansatz der Einkommensteuer in Berlin sind in solchem Maße eingegangen, daß die zur Einschätzungs-Commission gehörigen Bürger schon seit vielen Wochen nichts weiter zu thun haben, als sich mit ihren angeblich überschätzten Mitbürgern herumzustreiten. Glücklicherweise kommen dabei aber auch hin und wieder Verhandlungen vor, welche die gute Laune wieder herstellen. Da fand vor Kurzem zwischen einem Mitgliede der Einschätzungs-Commission und einem hiesigen Einwohner, der sich für überschätzt hielt, folgendes Gespräch statt. „Mein Herr, ich bin auf ein Einkommen von 4000 Thlr. abgeschätzt, ich nehme jedoch nur 1000 Thlr. ein, habe also keine Verpflichtung, Einkommensteuer zu bezahlen." — Aber, so entgegnete das Mitglied, Sie bewohnen doch in der Friedrichsstraße eine Wohnung, die 400 Thaler Miethe kostet? — Ja wohl, mein Herr, ist die Antwort. — Ferner, so fährt das Mitglied fort, halten Sie sich zwei Dienstmädchen. — Sehr richtig, ist die Antwort, ich halte sogar außerdem noch einen Mann, der mein Pferd zu besorgen hat. — Sie geben also, geht das Gespräch weiter, noch mehr zu, als ich bisher gewußt hatte, Sie halten sich also auch ein Pferd? — Gewiß, mein Herr, sagt der Reclamirende. — Außerdem machen Sie, wie wir genau wissen, alljährlich mit Ihrer starken Familie eine Badereise und Sie wollen behaupten, daß Sie alle diese Ausgaben mit einem Einkommen von 1000 Thaler bestreiten können? — Wer hat denn so etwas behauptet, entgegnet jetzt ziemlich ärgerlich der Reclamirende. — Nun, dann haben Sie doch mehr Einkommen als 1000 Thaler? — Nein, das habe ich nicht, denn was ich mehr gebrauche, das borge ich mir, war der Schluß des Gespräches.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 73:
Ruhm, Ruh, Rum.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 75. Dienstag, den 24. Juni **1862.**

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Georg, welcher einige tausend Gulden Vermögen besaß, wollte sich selbstständig etabliren, und da er ein geschickter Tischler war, so zweifelte er nicht, es bald zu einem glänzenden Geschäft zu bringen.

Fritz, welchen der Meister nun gar nicht lassen wollte, da er sich, nachdem Marie aus dem Hause geschieden, einsam fühlte, bat, als die Hochzeit heranrückte, um einige Tage Urlaub, die ihm Herr Dorheim, welcher seine Beweggründe errieth, auch willig gab. Als er aber nun wiederkehrte, schien ihm das Haus verwaist und öde und er vermochte nur mit unsäglicher Ueberwindung darin auszuharren. Die freundliche Theilnahme des Meisters, welcher ihn als Sohn behandelte, heilte nach und nach sein wundes Gemüth. Marien bekam er fast gar nicht zu sehen, der Onkel hatte zwar die Hochzeit ausgerüstet und der Tochter seiner Schwester ein kleines Heirathsgut gegeben, dann aber, da Brand ihm offen zuwider, jeden Verkehr mit den jungen Leuten abgebrochen und sich auch dann nicht erweichen lassen, als Marie ein Kind geboren und ihn bat, die Kleine über die Taufe zu heben.

Georg war beleidigt und that keinen weiteren Schritt zur Aussöhnung bei dem Onkel seiner Frau, so wie er auch derselben verbot, dessen Haus zu besuchen.

Eines Tages aber mußte sie doch kommen, Fritz hatte zu ihr gesandt, der Onkel ward in der Nacht plötzlich vom Schlage getroffen und gestorben, und als sie Beide weinend an der Leiche standen und Marie den Todten ihres Ungehorsams wegen um Verzeihung bat, da hörte er auch, wie sie, sich über den Entschlafenen beugend, leise flüsterte: Du hattest Recht, Du guter, lieber Mann, der es so herzlich mit mir gemeint, verzeihe mir, da ich nicht glücklich bin.

Ihr abgehärmtes Gesicht und die Wehmuth, welche sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, bestätigte ihre Worte.

Nachdem der alte Herr begraben, welchen Fritz gleich einem Vater betrauerte, wurde eine Vormundschaft für die minorennen Kinder ernannt, welche Botzfeld ersuchte, das Geschäft in deren Namen fortzuführen, bis der älteste Sohn, welcher schon ziemlich groß war, in dasselbe eintreten könne.

Fritz, der dies als einen Act der Pietät ansah, blieb; eine alte Verwandte, welche schon nach Mariens Entfernung in's Haus gekommen, führte die Wirthschaft fort und erzog die Kinder.

Alles ging bald wieder seinen früheren Gang, nur Fritz vermißte schmerzlich den freundlichen Meister, welcher ihn stets liebevoll behandelt hatte, und suchte durch treue Sorgfalt an den Kindern diese Liebe zu vergelten.

Marien sah er nur selten, sie war dann stets traurig und ernst, von den Leuten hörte er, daß sie auch Ursache dazu habe, ihr Mann sei leichtsinnig geworden, wozu er immer Anlage gehabt, und ihr wie sein Vermögen wäre durchgebracht; Marie nähe für die Leute und aus Rücksicht für die brave Frau habe der Mann noch hin und wieder Bestellungen.

Eines Tages, als Fritz irgend eines Geschäftes wegen frühzeitig ausging, sah er Marien hastig in ein Haus treten, in welchem, wie er wußte, ein Lotteriecollecteur wohnte,

Digitized by Google

rasch ging er ihr nach und trat ungesehen von ihr in die Stube und hörte nun, wie Marie flehentlich bat, ihr die fünf Thaler, welche sie für ein Viertelsloos ausgelegt hatte, wiederzugeben und das Loos an Jemand Anders zu verkaufen.

Der Collecteur stellte ihr vor, daß dies nicht anginge, und wies sie zuletzt, als sie ihn stets auf's Neue bat, mit ziemlich barschen Worten zurecht.

Das arme Weib ging kummervoll zur Thüre hinaus, da faßte Fritz ihre Hand: „Marie, ist es so weit mit Ihnen gekommen?" frug er heftig, sie aber brach im Uebermaß ihres Schmerzes in lautes Weinen aus und ihr Freund hatte Mühe, sie so weit zu beruhigen, um die traurige Erzählung von ihr vernehmen zu können. Ihr Mann, der, wie schon erzählt, in seinen Geschäften schon heruntergekommen war, hatte fünf Thaler Vorschuß von einem Frauenverein erhalten, um Holz ankaufen zu können. Ohne seiner Frau, die gerade nicht gegenwärtig war, etwas davon zu sagen, hatte er das Geld in die Commode gethan; Marie, welche es fand und glaubte, dies sei der Ertrag irgend einer Arbeit, that es in die fast leere Kasse, gerade als eine Nachbarin mit einem Viertelsloos der Klassenlotterie eintrat und ihr zuredete, ja dasselbe zu nehmen, da in vierzehn Tagen Ziehung sei und sie gewiß Glück haben werde.

Zuerst wies die junge Frau den Antrag entschieden zurück, nach und nach wurde sie auf das eindringliche Zureden der Nachbarin nachgiebiger, denn sonderbarerweise hatte ihr, der etwas Abergläubischen, welche bald wieder ein Kind zu hoffen hatte, (das Erste war gleich nach der Geburt gestorben) die vorhergehende Nacht geträumt, sie habe ein Kind geboren und mit demselben sei auch großer Reichthum in ihr Haus gekommen; im Traume sah sie das Kind in reicher Kleidung auf prächtigen Decken liegen und mit goldenen Spielsachen spielen. Ihre aufgeregte Phantasie ließ sie einige Minuten lang diesen Traum und das zufällige Anerbieten der Nachbarin als einen Wink des Geschicks ansehen, und beinahe willenlos gab sie die Thalerscheine hin und nahm das Loos in Empfang; doch als sie wieder allein bei ihrer Arbeit saß, kam die Reue, diese wurde zur Verzweiflung, als ihr Mann nach Hause kam, das Geld suchte, und sie nun erfuhr, zu welchem Zweck er es erhalten hatte. Ihre einzige Hoffnung beruhte auf der Nachbarin, doch diese hatte selbst kein Geld und konnte das Loos nicht zurücknehmen, sie lief damit zum Collecteur, welcher es auch verweigerte, und da war es, wo Fritz sie traf und das eben Erzählte von ihr vernahm. Als sie geendet, reichte er ihr fünf Thaler aus seiner Brieftasche und bat sie dringend, dieselben von ihm anzunehmen.

Marie that es nur unter der Bedingung, daß er das Loos dagegen nähme, am Ende mußte er sich dazu entschließen, aber er verließ Marien erst, nachdem die junge Frau ihm versprochen hatte, sich in allen vorkommenden Fällen, wo sie Hilfe bedürfe, an ihn zu wenden.

Auf dem Heimwege überlegte die junge Frau, wie wenig rathsam es sei, ihrem Manne zu erzählen, daß Fritz es gewesen, der ihr geholfen habe, sie nahm also zu einer Lüge ihre Zuflucht und gab Brand das Geld als Ertrag einer Arbeit, welche sie eben abgeliefert.

Ihr Mann, beruhigt, das Anvertraute wieder zu haben und Holz für die bestellte Schreinerarbeit kaufen zu können, fragte nicht weiter, sondern ging an sein Geschäft.

Wenige Tage darauf genas Marie eines gesunden Mädchens und lag noch, es war der sechste Tag nach der Kleinen Geburt, zu Bette, als ihr Mann jubelnd hereinstürzte, er wäre soeben der Nachbarin begegnet, welche ihm schon von Weitem freudig entgegengewinkt und ihm nun zurief, sein Loos habe hunderttausend Gulden gewonnen. Der freudetrunkene Mann sah nicht, daß Marie in Ohnmacht lag, er sprang und tanzte im Zimmer umher und war in einem solchen Delirium von Glück, daß ihm erst nach einiger Zeit beifiel, wie stumm seine Frau in ihrer Freude sei. Als er an das Bett trat, lag sie weiß und starr, einer Todten gleich; erschrocken wandte er alle Hilfsmittel an, sie in's Leben zurück zu bringen, doch als es ihm gelungen und die Arme die Augen aufschlug, war es nur, um in verzweifelte Klagen auszubrechen.

Mein Kind, mein armes Kind! jammerte

Digitized by Google

sie, ja es hat mir Gold gebracht, gerade wie ich es geträumt, aber ich stieß sein Glück von mir, ich war eine schlechte Mutter, und nun erzählte sie mit bebenden Lippen ihrem Manne den ganzen Verlauf der Begebenheit. Ihre immer heißer werdenden Hände, mit welchen sie die seinigen umklammert hielt, ihre Augen, welche immer fieberhafter und glänzender leuchteten, hätten ihrem Manne, wenn er noch zurechnungsfähig gewesen wäre, zeigen müssen, wie dringend nöthig hier ärztliche Hilfe sei. Aber der jähe Sturz von der höchsten Freude zur tiefsten Verzweiflung hatte die Gehirnnerven des ohnehin schon angegriffenen Mannes in ihren tiefsten Fasern erschüttert, und als Marie ihren Bericht geendet, sah sie mit Entsetzen an den erloschenen Blicken, an dem nichtssagenden unheimlichen Lächeln ihres Gatten, wie zermalmend dieser Schlag für seinen armen Kopf gewesen war. Er wurde nicht einmal aus seinem Zustande gerissen, als Fritz eintrat und mit vor Bewegung zitternder Stimme sagte: „Hier ist Euer Loos, Ihr habt das Geld gewonnen, nicht einen Kreuzer könnte ich mit gutem Gewissen davon behalten!“

Da endlich machte sich das Gefühl der in starrem Entsetzen gefesselten Frau Luft, sie brach bei den sanften ehrlichen Worten des Freundes in Thränen aus und deutete auf ihren Mann, welcher mit stupidem Lächeln den gütigen Feind anstarrte und stets das Wort „hunderttausend“ vor sich hinmurmelte. Zu welchem Zwecke nun die traurigen Scenen wiedergeben, die jetzt erfolgten und welche meine liebliche Erzählerin mir unter strömenden Thränen mittheilte?

(Fortsetzung folgt.)

Der Urbanstag.

(Schluß.)

Das Urbanreiten wurde so gehalten. Ein Stadtknecht in schwarzem Unterkleide und einem roth und weißen Ueberwurfe eröffnete den Zug. Ihm folgten einige Musikanten mit Sackpfeifen und Schalmeien, diesen ein Mann mit rothem Rock, der ein kleines Fichtenbäumchen, mit Spiegeln und Gläschen behangen, in seiner Hand trug; nach diesem ritt auf einem magern Schimmel der von einem Weinausrufer dargestellte Urban. Er war angethan mit einem rothen bunt bemalten Kleide und einer rothen Kappe, mit Federn mancherlei Farbe bestreut. In der rechten Hand hielt er ein Glas mit einem Blumenstrauß und ahmte unter Juchheirufen die Bewegungen eines Betrunkenen nach. Auf der einen Seite ging ein Mann mit einem silbernen Becher, woraus der Urban zuweilen trank oder auch seinen Bekannten, die ihm auf dem Zuge begegneten, zu trinken gab; auf der andern Seite ging eine Magd mit einem Tragkorbe voll kleiner Spiegel und Gläschen, die er entweder an Erwachsene verkaufte oder an die nachlaufenden Kinder verschenkte. Der Eigenthümer des Schimmels ging mit einem Bündel Heu neben her und ließ ihn zuweilen davon fressen. Hinter dem Urban folgten noch zwei Männer in rothen Schenkröcken und rothen Hüten auf dem Kopfe und schlossen den Zug. Jeder trug einen Stock auf der Achsel, an welchem eine große Flasche hing, in welche sie den von den Wirthen geschenkten Wein gossen. Vor jeder Weinschenke hielt nämlich der Zug still und der Besitzer beschenkte den Urban und seine Begleiter mit Wein und Geld. So bewegte sich der Zug unter zahlreicher Begleitung des Volks durch die Straßen der Stadt; von Zeit zu Zeit hörte man, wahrscheinlich bei ungünstigem Wetter, aus dem Volke den Ruf: „Urban, du mußt in Trog! Urban, du mußt in Trog!“ Dieser Zuruf beruhte auf dem schon erwähnten Aberglauben, daß Regen am Urbanstage ein ungünstiges Weinjahr bedeute, daher wurde Abends nach beendigtem Umzuge der gute Urban in einen Wassertrog geworfen. Dieser Trog befand sich der Lorenzkirche gegenüber neben dem jetzt mit C. Nr. 366 bezeichneten Hause. Bei guter Witterung aber unterblieb diese Wassertaufe, denn man sah einem guten Herbste entgegen. Ein fröhlicher Schmaus, wobei der Urban mit seinen Begleitern sich gütlich that, machte den Beschluß dieser Volkslustbarkeit.

Das germanische Museum in Nürnberg besitzt eine Illustration zu dieser Schilderung, eine colorirte Handschrift aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, welche den Urbans-

Digitized by Google

ritt, ohne Zweifel nach unmittelbarer Anschauung, in der beschriebenen Weise darstellt. Auf der Rückseite des Blattes ist von späterer Hand bemerkt: Urbanifest zu Nürnberg Ao. 1625 abgeschafft.

Dem Urbanreiten in Nürnberg läßt sich ein Paulsritt, welcher in Gammeroge bei Geerärdsbergen in Belgien bis zum Jahre 1794 gehalten wurde, passend vergleichen. Dort soll nämlich einmal eine große Seuche unter Menschen und Vieh ausgebrochen sein. Am Tage der Bekehrung des heiligen Pauls erschien ein Mann in weißem Obergewand zu Roß in Gammeroge und ritt kleine weiße Küchelchen vertheilend in der ganzen Umgegend herum, indem er die Leute aufforderte, dieselben dem Viehe zu geben. Sie thaten es und die Seuche verschwand. Ein alter frommer Hirt trat auf und belehrte die Einwohner, der Unbekannte sei der Patron der Gegend, St. Paulus, gewesen, der habe ihn gelehrt, Küchelchen zu machen, und jedes Jahr müsse zum Andenken an seine Erscheinung ein Mann gleich dem Heiligen weiß gekleidet herumreiten und diese Küchelchen, die er ihm überantworten wolle, vertheilen. Dies geschah. Der Mann warf sie dem Volke mit den Worten zu: „Salz, ich werfe dich mit der Hand, die Gott mir gegeben hat.“ Die Landleute sammelten diese Küchelchen sorgfältig und gaben sie dem Viehe. Einige Tage vor dem Feste wurde in Gegenwart des Pfarrers vom ganzen Dorfe das Recht neu befestigt, den heiligen Paul vorstellen zu dürfen. Derjenige, welchem dieser Umritt zufiel, hatte nie Viehkrankheiten zu fürchten.

Noch einer anderen fränkischen Sitte am Urbanstage gedenkt Johann Bormus aus Aub in Franken, welcher in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte. Er erzählt, daß die Winzer die Statue des Heiligen auf offenem Markte oder an einem anderen öffentlichen Platze auf einen Tisch stellten, der mit einem weißen Tuche bedeckt und mit Laub und duftenden Blumen bestreut war. War der Tag schön und klar, so wurde das bekränzte Bild reichlich mit Wein übergossen; war das Wetter aber rauh und regnerisch, so bewarf man es mit Koth und Schmutz und begoß es mit unreinem Wasser.

Auch dieser Verehrung oder Verunehrung des Heiligen vergleicht sich ein Volksbrauch in Utrecht, und zwar wiederum am Tage von Pauli Bekehrung, dessen Witterung für das Glück des ganzen Jahres so überaus bedeutsam ist. Man pflegte eine Strohpuppe, den Paulus, in einem Winkel beim Heerde, auf dem man Kuchen buck, aufzustellen und mit Butterkuchen gleichsam zu ohrfeigen (quasi colaphizant sagt der Berichterstatter), wenn nämlich der Tag heiter und regenlos war; war aber der Tag trüb, rauh und regnerisch, so nahm man die Puppe von ihrem Platze am Heerde, trug sie an ein Wasser und warf sie hinein.

Landwirthschaftliches.

Die so anhaltend ungünstige Witterung veranlaßt uns, die Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, daß feuchtes, schlecht gedörrtes Heu und Ohmet vor dem Verderben gesichert wird, wenn man während des Aufspeicherns Salz — je nach Umständen 5 bis 10 Pfd. auf den Wagen voll — dazwischen wirft. Das Heu wird dadurch nicht nur vor der Gefahr der Selbstentzündung vollkommen bewahrt, sondern auch in der Qualität bedeutend verbessert.

Zweifilbige Charade.

Zwei Silben nenn' ich dir,
Der Stärke Sinnbild beide;
Die Erst' in dunkler Haide
Der Bäume Kron' und Zier.

Dich soll der Zweiten Laut
Zur Jagd, zum Siege wecken;
Doch — krönt es oft den Gecken,
Der Weiberschwüren traut.

Zwei Silben nenn' ich dir,
Sieh! auf der Ersten Spitze
Im hohen Wolkensitze —
Ein flügelschnelles Thier! —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 76. Donnerstag, den 26. Juni **1862.**

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Fritz sah bald, wie Alles stand. Rasch sandte er nach dem besten Arzte der Stadt; als dieser kam, fand er den Mann noch in demselben Zustande geistiger Erschlaffung und Betäubung und ordnete dessen schnelle Wegbringung in das Krankenhaus an, die Frau aber befand sich in so heftigem Kindbetterinnenfieber, daß der erfahrene Praktikus den Kopf schüttelte, eine Wärterin beorderte und zugleich auch eine Amme für das Kind holen ließ, dessen Mutter nun unfähig war, es zu nähren. Das kleine Wesen, an dessen Dasein man erst dachte, als es aufgewacht und vom Hunger gequält, heftig geschrieen hatte, lag indessen, all' des namenlosen Jammers unbewußt, in seiner Wiege, auf deren Decke ein weißes Papier gefaltet lag, das Loos, welches Fritz in dem Schrecken der letzten Stunden ganz vergessen hatte.

Er steckte es zu sich, und indem er seine Hand auf das Köpfchen der Kleinen legte, schwor er bei sich einen heiligen Eid, daß das arme Wesen nicht schutzlos bleiben solle und er sich nur als den Verwalter ihres Eigenthums betrachte.

Nach drei Tagen stand er am Grabe der geliebten Frau, welche gleichsam vom Blitzstrahl des Glückes zu Tode getroffen war. Sie kam nicht mehr zur Besinnung und erkannte auch Fritz, welcher keine Stunde von ihr gewichen war, nicht mehr, aber nach ihrem Kinde rief sie unaufhörlich und bat so flehentlich, daſſelbe nicht zu berauben, sondern dem armen Würmchen sein Geld zu lassen, daß es der Umgebung das Herz zerriß.

Nachdem das arme Weib begraben, dachte Fritz erst daran, seinen Gewinn einzuziehen, das Kind nahm er nebst der Amme zu sich, während das Gericht die Wohnung der Gestorbenen versiegelte, um ihrem Gatten dessen Habseligkeiten zu bewahren, falls er wieder genese. Doch auch diese Hoffnung war umsonst.

Als Fritz mit den Aerzten über die Ueberfiedelung des Kranken in die Irrenanstalt des Landes sprach, sagten diese, daß dazu das Leben kaum ausreichen würde, der arme Georg nähere sich mit raschen Schritten seiner Auflösung. Der Schlag, welcher seine Seele durch die unheilvolle Nachricht getroffen, hatte auch seinen Körper zerstört.

Das Einzige, was für ihn geschehen konnte, wurde gethan, er bekam zwei schöne, freie Zimmer in dem Krankenhause und einen eigenen Wärter, welcher den armen Blödsinnigen sanft und gut behandelte.

Da Fritz es sich zur Aufgabe gestellt hatte, ihn täglich zu besuchen, so konnte er auch die Pflege des Kranken überwachen, was indessen in der vortrefflichen Anstalt kaum nöthig war.

Vier Monate nach Mariens Tode ward auch Georg zu Grabe getragen, und Fritz hatte nun ein vom Gericht ihm zugesprochenes unbestrittenes Recht auf das kleine Wesen, zu dessen Vater und Vormund er sich verpflichtet fühlte.

Bald darauf verließ er die Stadt, und um seinen inneren Drang nach Wissen und Unterricht zu befriedigen, zog er in eine Universitätsstadt, um dort zu seiner Ausbildung Collegien zu hören; das Kind und eine Verwandte, welche er zu dessen Pflege zu sich genommen, begleiteten ihn. Dort hörte er Alles, was seinem wißbegierigen Sinn zusagte, und traf

Digitized by Google

endlich die Wahl, die Naturwissenschaften zu seinem besonderen Studium zu machen.

Wir übergehen die nächsten vierzehn Jahre, wo Fritz mit seiner kleinen Familie meist in größeren Städten nur den Studien und der Erziehung der Kleinen lebte.

Da starb plötzlich die Verwandte, welche er bei sich hatte, und eigene Ueberlegung sowohl, als der Rath einer erfahrenen Dame, bei welcher er Wohnung genommen, bewogen ihn, sich von seinem Kinde zu trennen und dasselbe einem bekannten und mit Recht berühmten Institute anzuvertrauen. Er selbst schloß sich einer Gesellschaft Naturforscher an, welche eine Weltfahrt unternommen hatten, nachdem er vorher beim Gerichte sein Vermögen deponirt und seine letzten Verfügungen getroffen hatte.

Zum Glück waren dieselben nicht nöthig, und als er nach zwei Jahren gesund an Leib und Seele zurückkehrte, fand er sein Töchterchen, welches er fast noch als Kind verlassen hatte, zur Jungfrau gereift und dem geliebten Pflegevater mit allen Kräften ihrer Seele zugethan.

Gerade so weit war meine liebenswürdige Erzählerin gekommen, als rasche Tritte sich näherten und der Hausherr etwas erhitzt von dem weiten Gange in den heißen Nachmittagsstunden auf die Veranda trat.

Seine Frau flog ihm gleichsam entgegen, sie hatte in den letzten Stunden, indem sie sein vergangenes Leben vor meinen Blicken entrollte, wieder auf's Neue die Ueberzeugung von ihres Gatten vortrefflichen Eigenschaften erhalten. Ihre feuchten Augen und die Bewegung, mit welcher ich ihm die Hand reichte, zeigten ihm, wovon wir gesprochen; er schüttelte lächelnd den Kopf. Die seltene Harmonie seiner ausdrucksvollen Züge, in welchen sich hohe Intelligenz mit der reinsten Gutmüthigkeit verbanden, fiel mir in diesem Moment wunderbar auf.

Nun, es mag schön über mich hergegangen sein, sagte er scherzend zu uns Beiden, als wir ihm die Hände drückten. Etwas zu frühe sind Sie jedenfalls gekommen, mein lieber Freund, sagte ich, Ihre Frau ist mit ihrer Erzählung nicht zu Ende, ich aber muß Alles wissen.

Ich war gerade daran zu erzählen, wie Du von Deiner Reise zurückkehrtest, flüsterte die junge Frau, sich erröthend an ihn schmiegend.

Nun da müßte ich ja ohnedies fortfahren, entgegnete ihr Gatte schalkhaft, Du würdest doch nie getreulich schildern, wie ich Dich gefunden und wie ich vom ernsten Pflegevater in den glühendsten Liebhaber verwandelt wurde. Doch heute, meinte er ernsthaft, ist nun gerade genug erzählt, den Rest werde ich morgen zu Ende bringen. Die Abendbeleuchtung muß heute vom Moosberge aus sehr schön werden, ich beeilte meine Geschäfte, um diesen Spaziergang noch mitmachen zu können, wenn anders Herr von Frohberg einwilligt und nicht zu müde ist.

Fröhlich stimmte ich zu, und wir genossen noch einen jener wunderbar schönen Abende, wo der tiefblaue Himmel, das röthliche Gelb der untergehenden Sonne und der violette Duft der Berge uns an eine italienische Landschaft erinnern.

Am andern Morgen, nachdem ich als redlicher Kurgast meiner Pflicht genügt, gebadet und getrunken hatte und mich gerade auf den Heimweg begeben wollte, begegnete ich im Walde meinem Gastfreund, welcher mir entgegen gegangen war und nun, während wir langsam vorwärtsschritten, den Rest der Begebenheiten erzählte.

(Schluß folgt.)

Die Gefahren des Kirschkern-Verschluckens.

(Von Dr. Ripps.)

Man hört so oft von Eltern und so häufig von gebildeten Eltern sagen: „Was kann es einem Kinde schaden, wenn es die Kirschen mit den Kernen hinunter ißt; wir Alle haben dies in unserer Jugend ebenfalls gethan, haben nie einen Schaden davon gelitten und auch nie gehört, daß Andere irgend welchen Nachtheil davon gehabt hätten; die Kerne gehen wieder ab und reinigen noch obendrein den Magen!“

Diese etwas eigenthümliche Erklärungsweise klingt zwar recht harmlos und beruhigend, aber leider ist schon gar mancher Fall vorgekommen, der zwar nicht zu den Ohren des größeren Publikums gelangte, sondern zumeist

Digitized by Google

nur in ärztlichen Kreisen bekannt wurde, wo ein einziger Kirschkern den Tod unabwendbar nach sich zog, und da auch beinahe kein Jahr vergeht, in welchem die Kirschenzeit nicht ein Opfer fordert, und dies erst in diesen Tagen wieder geschehen ist, so ist es vielleicht den Lesern d. Bl. nicht ganz uninteressant, wenn sie über die Gefährlichkeit des Kirschkern-Verschluckens einige Aufklärung erhalten.

Gewiß wäre es absurd, zu behaupten, daß jeder Mensch, welcher Kirschen mit den Kernen genießt, unrettbar dem Tode verfallen sei, nachdem obendrein Jedermann schon oft Gelegenheit fand, sich zu überzeugen, welche kolossalen Massen schadlos verschluckt werden können; allein es steht fest und darüber sind alle Aerzte einig, daß ein solcher Mensch sich der Möglichkeit preisgibt, einer völlig unheilbaren, den Tod rettungslos herbeiführenden Krankheit zu verfallen.

Vor Allem ist es eine gänzlich irrige und mit den Verhältnissen der Verdauung völlig unverträgliche Ansicht, wenn man glaubt, die Kirschkerne reinigten und putzten den Magen; sie thun dies durchaus nicht, im Gegentheil, sie bewirken bei Vielen recht lebhafte Unannehmlichkeiten, und es gibt keinen beschäftigten Arzt, der nicht schon oft genug zu kolikähnlichen Leibschmerzen sowohl der Kinder als der Erwachsenen gerufen wurde, welche durch das Vorhandensein von Kirschkernen im Magen und Darmkanal bedingt waren.

Aber diese Koliken bewirken doch im Allgemeinen keine absolute Lebensgefahr, weil es immer noch in der Möglichkeit liegt, das veranlassende Object mittelst abführender Mittel zu entfernen; es ist etwas ganz Anderes, was das Verschlucken der Kirschkerne so gefährlich macht.

Bei dem menschlichen wie thierischen Darmkanal ragt nämlich aus dem sog. Blinddarm, welcher etwa in der Gegend des rechten Hüftbeins seine Lage hat, ein enger cylindrischer, blind endender Fortsatz von 2 bis 6 Zoll Länge und 2 bis 3 Linien Durchmesser, der Wurmfortsatz, hervor, welcher ganz dieselben Gewebselemente, wie der Darm besitzt, seiner engen Beschaffenheit wegen aber nicht im Stande ist, einmal in ihn gedrungene und dort fest gekeilte Körper, wie etwa Steinobstkerne, wieder heraus zu schaffen.

Diese Kerne bleiben oft längere Zeit, ohne eine Wirkung zu äußern, stecken — so ist mir ein Fall bei einem Chirurgengehülfen, der sich vor mehreren Jahren ereignete, bekannt, wo erst nach Monaten die todbringende Krankheit sich einstellte —, öfter aber und in der Regel bewirken sie schon nach einigen Tagen, namentlich bei Kindern, eine Entzündung des Wurmfortsatzes, die auf den Darm und das benachbarte Bauchfell übergeht. Da das ursächliche Moment der Entzündung — hier also der Kirschkern — nicht entfernt werden kann, so wird sie derart gesteigert, daß Brand daraus entsteht.

Die Stelle, wo der Kirschkern steckt, bricht durch, der Darm entleert seinen Inhalt in die freie Bauchhöhle, und jetzt ist der Tod unvermeidlich. Der Patient geht an Durchlöcherung des Darmes und deren Folgen zu Grunde.

Allerdings bedingen nicht alle Durchbohrungen des Darmes den Tod, namentlich diejenigen seltener, wo in Folge eines glücklichen Zufalls der Durchbruch nicht in den offenen Bauchfellsack, sondern durch Verwachsen des Wurmfortsatzes mit einer benachbarten Darmschlinge in diese erfolgt, so daß der Kirschkern wieder in den Darm geschafft wird und dann durch diesen entleert werden kann.

Bedenkt man aber, wie wenig häufig diese günstigen Verwachsungen vorkommen, und wie sie stets als ein großes Glück betrachtet werden müssen, so ist es eine fest begründete Thatsache, daß wir es hier mit einer der lebensgefährlichsten Krankheiten des menschlichen Körpers zu thun haben.

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, wozu denn eigentlich der Wurmfortsatz vorhanden sei, und ob er einen äquivalenten Nutzen zu dem Verhältniß der Gefährlichkeit seiner etwaigen Erkrankung gewähre.

Sicherlich ist die Beantwortung dieser Frage keine leichte, besonders weil die Function des Wurmfortsatzes noch lange nicht so festgestellt ist, daß darüber ein endgültiges Urtheil abgegeben werden kann; so viel darf jedoch mit einiger Bestimmtheit angenommen werden, daß dem Wurmfortsatz bei dem

Digitized by Google

wichtigen Act der Verdauung im Blinddarm und Grimmdarm auch sein Theil zukommen muß, nachdem das Aussehn und die Mischung seines Inhaltes so sehr variirend zu verschiedenen Zeiten der Verdauung gefunden wurde, er demnach auch seine Rolle bei dieser physiologischen Verrichtung spielt.

Im Uebrigen ist es für Eltern und Erzieher rathsam, die Jugend auf die großen Gefahren des Kernverschluckens aufmerksam zu machen, denn was hier von Kirschkernen gesagt ist, gilt zugleich von allen übrigen Steinobstkernen; kleineren Kindern aber sollte man das Obst nie anders als entkernt überlassen.

Denkspruch.

Böse Nachred', Hohn und Spott sind ein bloses Spiel der Zungen,
Doch wird Mancher nur dadurch von den Lastern abgedrungen.
Lob ist eine leichte Münze, dennoch muß sie insgemein
Tapfern Leuten die Bezahlung für Gefahr und Arbeit sein.

Verschiedenes.

Die Innsbrucker Schützenzeitung erzählt folgende Schnurre: In Tyrol auf einer hügeligen Anhöhe liegt ein stilles Dörflein, und am Eingang in selbes winkt ein stattliches Wirthshaus. Von diesem weg sieht man einen Felsenschopf, der in geringer Entfernung sich erhebt, auf dem Kamm mit Gebüsch bewachsen, die Abhänge steil und schroff, und es hat den Anschein, es wäre nicht menschenmöglich, da hinauf zu klimmen. Besagtes Dörflein lockt zur Sommerszeit durch seine liebenswürdige Lage und weitreichende Fernsicht viele fremde Zugvögel hinauf aus der nahen Stadt. Unter denselben sind gar oft Söhne aus der sandigen Mark Brandenburg, und diese richteten an den Wirth gewöhnlich die Frage: „Sagen Sie uns einmal, juter Alter, springen auf dieser Höhe da wohl recht viele wilde Jämsen herum?“ Der Wirth nimmt sodann sein Käpplein vom Kopf und entgegnet: „Ja, etliche sein schon da. Aber ich weiß halt auch nitt, ob sich gerad' hent' eine sehen läßt.“ Darauf geht er mit seinem norddeutschen Gast hinaus vor die Hausthüre, hält sich die rechte Hand über die Augen, auf daß ihn die Sonne nicht blende, und späht sorgsam nach allen Richtungen umher. Endlich nimmt er voll Freude den Fremden bei der Hand, deutet nach dem Felsengipfel und sagt: „Schaut, schaut! dort oben guckt just eine herfür aus dem Gestäud!“ Und wirklich streckt oben eine Gemse ihren Kopf aus dem Gebüsch, und der Reisende staunt sie lange Zeit an und ist voll Vergnügen. Sobald diese „Jämse“ sich zurückzieht, schreibt er in sein Tagebuch: „Ach, meine süße Minna! Vor mir auf einer Felsenzacke steht jetzt eine Jämse. Die hat so schöne Aeuglein und ist so zahm wie du, und läßt sich anschauen, so wie mir's gefällt. Ist dies Tyrol ein romantisches Land! In jedem Busch ein Bär und auf jedem Stein eine Jämse!“ Allerdings! aber blos für solche Fremde, die auf jedem Stein eine Gemse erschauen wollen. Unser Wirth hat sich die seinige von einem Bilderschnitzer machen lassen, und so oft Reisende über den Berg heraufsteigen, sagt er zu seinem Buben: „Du, Hansel, kraxl schnell auf den Felsen und stell's Gambs herfür, Preußen kommen!“ Böse Zungen behaupten auch, der schalkhafte Wirth lasse bei der Rechnung allemal „ein Zwanzgerl fürs Gambs“ hineinschlüpfen.

In den elektrischen Telegraphen hat man neue Feinde der Vogelwelt entdeckt. Nicht als ob der elektrische Strom Vögel, welche auf dem Draht sitzen, tödte, sondern weil die Vögel an den Drähten sich die Köpfe einstoßen und todt zur Erde fallen. Am meisten soll dies den Rebhühnern passiren.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 75:

Eichhorn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 77. Samstag, den 28. Juni **1862.**

Warum nicht?

Warum nicht — trinken von der goldnen Quelle,
Die lieblich unserm Haardtgebirg entspringt?
O trinke nur! Das Auge wird dir helle,
Der Geist verklärt, und Alles singt und klingt!

Warum nicht — spielen mit dem Würfelbecher,
Worin der Zweifel mit der Hoffnung minnt?
O spiele nur! Es wird so wohl dem Zecher,
Der um die Zeche würfelt und gewinnt!

Warum nicht — rauchen eine Cigarette,
Die duft'ge Wolken kräuselt um das Haupt?
O rauche nur! Der Freuden schöne Kette
Wird eines schönen Gliedes sonst beraubt!

Warum nicht — küssen heiße Liebesküsse
Dem herz'gen Mädchen auf den Engelsmund?
O küsse nur! Der höchste der Genüsse,
Das Küssen, macht die Seele dir gesund!

Warum nicht — tanzen alle jene Tänze,
Wo man sich selig Brust an Busen schmiegt?
O tanze nur! Verachte nicht die Kränze,
Die man im bunten Cotillon erfiegt!

So tanze, küsse, rauche, spiele, trinke
Und mache dir das Leben lebenswerth!
Und drückt der Tod an deiner Thüre Klinke,
So sprich getrost: Ich hab' das Maß geleert!

Spätes Glück.

(Schluß.)

Als ich mein Pflegetöchterchen aus dem Institut abholte, begann er seinen Bericht, ergriff mich bei ihrem Anblick die große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter auf's Erschütterndste. Einen Moment konnte ich träumen, die letzten sechzehn Jahre nicht durchlebt zu haben und ich wäre wieder der schüchterne junge Mensch von damals, sie die freundliche Jungfrau mit dem lebensvollen Blicke; nur die kleine Stirnfalte, welche meine Marie oft so allerliebst runzelt, erinnerte an den Vater und dessen cholerisches Temperament.

Das junge Mädchen, mit dem vollen Vertrauen ihrer Kinderjahre, warf sich in meine Arme und war selig über meine Wiederkehr, während ich noch nach passenden Worten rang and der Name „Tochter" nicht über meine Lippen wollte. Endlich hatte ich mich so weit gefaßt, um meine Bewegung verbergen zu können.

Marie nahm Abschied von den Lehrerinnen und Freundinnen und folgte mir mit so heiterem Blicke und süßer Fröhlichkeit, daß auch ich unwillkürlich meine pedantische Hofmeistersmiene ablegte, mit dem lieben Kinde wieder jung wurde und die Reise auf die heiterste Art zurücklegte.

Zu Hause angekommen, wo uns eine ältere Dame, welche meinem Haushalt vorstand, erwartete, mußte ich freilich zu Mariens großem Erstaunen die abgelegte Würde wieder vornehmen und ging ernsthaft mit mir zu Rathe, wie ich in der Folge mein Benehmen gegen mein Pflegekind einzurichten habe.

Bis jetzt hatte ich noch keinen Moment an die Conflicte gedacht, welche das Zusammenleben mit einem so jungen Wesen mir, dem Vierzigjährigen, bringen könne, nun aber wurde plötzlich der Schleier vor meinen Augen weggezogen, ich fühlte, daß ich noch nicht so alt sei, als ein früh trauriges Leben und abstracte Studien mich glauben gemacht hatten.

Mit dem jungen Geschöpfe zog ein frischer,

Digitized by Google

lebensvoller Geist in mein Haus; war es ein Wunder, wenn ein Theil dieses Geistes auch mich zu beleben begann? Ich bin, besonders wenn von mir die Rede, ein schlechter Erzähler, Herr v. Frohberg, wie kann ich Ihnen also die inneren Kämpfe von Tagen, Wochen und Monaten schildern, welche ich auf diese Art verlebte!

Marie, in ihrer ahnungslosen Unschuld, wurde wohl nichts davon inne, allein mein ungleiches Betragen, was heute väterlich frostig, morgen glühend wie das eines Liebhabers war, machte sie zuerst erstaunt, dann traurig.

Endlich sah ich ein, daß dieses Leben nicht mehr zu ertragen war. Dieses beständige Schweben zwischen Himmel und Hölle, zwischen Seligkeit und Verzweiflung war gemacht, auch die stärksten Nerven zu unterminiren, und so beschloß ich eines Morgens, die Sache rasch zu Ende zu bringen und, um mir jeden Rückschritt unmöglich zu machen, gleich Cortez, meine Schiffe hinter mir zu verbrennen.

Zuerst sprach ich mit Frau Fehrwald, welche meinen Hausstand beaufsichtigte und an Marien Mutterstelle vertrat, und schloß ihr mein ganzes Herz auf. Die gute Frau, welche bis jetzt keine Ahnung meiner Empfindungen gehabt hatte und mich nur mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt glaubte, war unendlich bestürzt, als sie mein Geständniß und meinen Entschluß vernahm, ihr Marien zu übergeben, ihr die Sorge für deren ferneres Wohl an's Herz zu legen. Die ruhige practische Frau ließ mich nicht ausreden. „Warum heirathen Sie Marien denn nicht, wenn Sie das Mädchen so lieben?“ frug sie mich halb mitleidig, halb lachend.

Es klingt kindisch genug, Herr v. Frohberg, unterbrach sich der Erzähler, aber ich sage Ihnen keine Unwahrheit, wenn ich Sie versichere, daß die Möglichkeit, Marien zu besitzen, mir noch niemals vor die Seele getreten war. Niemals noch hatte ich gewagt, auf deren Gegenliebe zu hoffen, welche mich, nach meiner Meinung, nur als Vater kannte und liebte. Vom Glücke war ich nie verwöhnt worden, was Wunder also, wenn ich die gute Frau Fehrwald mit ungläubischem Gesichte anstarrte? Doch sie ließ sich nicht irre machen. Wir wollen die Sache bald in's Reine bringen, sagte sie eifrig, und zwar schon in der nächsten Stunde. Das Essen wird bald aufgetragen, versprechen Sie mir, bis dahin kein bezügliches Wort zu Marie zu reden.

Ich versprach es und um Herr meiner selbst zu werden, schloß ich mich in mein Zimmer ein und trat erst vor beide Frauen, als ich gerufen wurde; doch ich bin stets ein ungeschickter Schauspieler gewesen, und mein verstörtes Wesen mußte Marie wohl auffallen, denn sie sah mich einige Male prüfend und erstaunt an, allein da ich von gleichgiltigen Dingen sprach, sagte sie nichts.

Das Mittagessen war bald vorüber. Gott allein weiß, welche Folter ich ausstand, als Frau Fehrwald ihren Operationsplan begann.

Heute Morgen besuchte mich Herr Fielding, sagte sie ganz ruhig, er fragte mich, wann er Sie sprechen könne, ich vermuthe, daß er in Angelegenheiten seines Sohnes kommt und um Mariens Hand werben will.

Ich sah rasch Marien an, welche erschrocken vom Tische aufsprang, gleichsam schon jetzt der Werbung entfliehend, und eine unendliche Wonne verbreitete sich über mein Herz, denn Henry Fielding, ein junger, sehr intelligenter Mann, Engländer von Geburt und Deutscher von Erziehung, war eine in jeder Hinsicht vorzügliche Parthie, und daß er Marien auszeichnete, schon lange kein Geheimniß mehr.

Du brauchst nicht zu erschrecken, liebes Kind, fuhr die kluge Dame ruhig fort, an dem jungen Manne ist wahrlich nichts auszusetzen und Du besäßest dann eine Heimath, da Dein Pflegevater ja doch in Kurzem eine große wissenschaftliche Reise unternimmt und vielleicht mehrere Jahre ausbleibt.

Ich war wie aus den Wolken gefallen, so urplötzlich auf Reisen gesandt zu werden, was mir noch nicht in den Sinn gekommen, Marie aber, welche vorher purpurroth gewesen, wurde jetzt leichenblaß, und die erlöschenden Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet, stammelte sie: „Du willst mich verlassen, Vater?“ und brach ohnmächtig zusammen.

Freude und Schrecken kämpften in diesem Augenblicke in meiner Seele, doch erstere

Digitized by Google

siegte, als Marie nach unseren Bemühungen um sie wieder aus der Ohnmacht erwachte, die Augen aufschlug und, mich erblickend, in einen Thränenstrom ausbrach.

Ich war unvermögend, diesem stummen Vorwurf zu widerstehen, kniete vor ihr nieder (Frau Fehrwald hatte eben das Zimmer verlassen, um, wie sie sagte, frisches Wasser zu holen) und frug Marien zärtlich, warum sie weine?

Als sie nun entgegnete, weil ich fortgehen und sie verlassen wolle, da flüsterte ich ihr in's Ohr, daß ich nur ginge, weil ich sie liebe und das Leben, wie ich es bisher geführt, nicht mehr ertragen könne. Ich kann nur bleiben, wenn ich Dein Mann werde, Marie, setzte ich hinzu, liebst Du mich aber auch genug, um dies zu wollen?

Ich liebe Dich über Alles, war ihre Antwort, und der Bund war geschlossen und ich namenlos selig.

Ach, Herr v. Frohberg, fügte der wackere Mann tief ergriffen hinzu, indem er meine Hand erfaßte, ich war noch nie glücklich gewesen, begreifen Sie also, wie namenlos selig ich jetzt war?

Einige Wochen, bis alles Geschäftliche geordnet, mußte ich zwar noch verreisen. Ich kam auch hieher, sah dieses Schlößchen, was eben zum Verkaufe stand, ich kaufte es, brachte meine junge Frau hieher und verlebte, wir sind nun beinahe ein Jahr verheirathet, einen Zeitraum von ununterbrochener Glückseligkeit; ich frage mich oft, ob ich ein so hohes reines Glück auch verdiene? Ich halte Niemanden dessen würdiger, war meine Antwort und sie war aufrichtig. Meine Meinung war während dem Rest meines Aufenthaltes täglich bestätigt, die junge Frau erkannte vollkommen den Werth ihres Gatten und erwiederte seine glühende Neigung mit solch anbetender Liebe, daß mir einmal im Leben der Anblick zweier vollkommen glücklicher Menschen zu Theil wurde.

Als meine Zeit nun abgelaufen und ich das kleine Eden verlassen mußte, war ich der Freund dieses seltenen Paares geworden, das, ferne von dem rauschenden Getriebe der Welt, ein für sich und Andere so nützliches und segenreiches Leben führt, die Menschen zwar nicht flieht, sich selbst aber gegenseitig so genügt, daß es dieselben nicht braucht.

Ich hoffte und erwartete, daß mein Arzt mich auch dieses Jahr wieder in jenes Bad senden würde, aber noch ehe sein Ausspruch erfolgte, kam eine Einladung von Fritz Boß, bei dem Kinde, was ihm seine Frau geboren hatte, Gevatter zu stehen und meine Gerichtsferien dort zuzubringen.

Freilich soll mein Name, ich heiße Hubert, nicht auf die Kleine übergehen, welche, damit die Marien in der Familie nicht aussterben, gleich der Mutter und Großmutter so genannt werden soll, aber mein Pathchen wird es doch werden und ich freue mich herzlich, dadurch mit Menschen, welche ich so innig achte und verehre, wie Fritz Boß und seine kleine reizende Frau, in geistige Verwandtschaft zu kommen, und wenn der Kleinen Mutter auch nicht wie die ihre geträumt, daß das Kind einst große Reichthümer besitzen würde, so ist doch für sie gesorgt, auch wenn sie noch ein Dutzend Geschwister erhält, denn, wie könnte ein alter Hagestolz, wie ich, sein bischen Erspartes anwenden, als indem er sein Pathchen zur Erbin einsetzt und somit in der dankbaren Erinnerung dieser Familie fortlebt?

Zwar den größten Schatz, welchen Frau Marie besitzt, das treue edle Herz eines Mannes, wie ihr Gatte ist, kann ihr all mein Geld nicht erkaufen, da muß der liebe Gott, wie überall, das Beste dazu thun, aber die Augen wird der alte Frohberg einstmals weit offen halten, wenn es gilt, für sein Pathchen, welches er jetzt schon wie eine Tochter liebt, eine Wahl zu treffen.

Möge ihr Glück nicht so spät eintreffen, wie das ihres Vaters, sonst aber demselben gleichen und auch so wohl verdient sein, dies ist mein inniger Wunsch, und nun meine Herrschaften, so schloß der Landgerichtsrath von Frohberg seine Erzählung, sind die Begebenheiten meiner Baderelse zu Ende.

Denksprüche.

Alles ergrübeln und tief in das Meer der Erkenntnisse tauchen
Heißt euch ein thätiger Geist, ach! und ein müßiges Herz.

Digitized by Google

Nur wem dieses die Liebe beseelt, dem spiegelt das Weltall
Sich in dem ruhigen Quell eines erhabnen Gefühls.

Menschengesetze, wie seid ihr so schwacher Schutz dem Gedrückten!
Gottesgesetz, du bist tief, wie der Dinge Natur.

Verschiedenes.

Der Festplatz zu Frankfurt enthält die Schießhalle, die Festhalle mit den dazu gehörigen Küchen- und Kellereinrichtungen und den Gabentempel. Ein Bazar mit Verkaufsgegenständen, die sich direct auf das Schießen oder den Schützen beziehen, ist noch projectirt. Die auf 100 Stände berechnete Schießhalle zieht sich entlang der Nordseite des Platzes, nach der Friedberger Warte und der Grüneburg zu und ist bereits ganz fertig. Sie ist 1170′ lang (das Londoner Ausstellungsgebäude mißt nur 1150′ Länge) und 700′ breit. Vor der Mitte der Schießhalle befindet sich ein einstöckiges Bretterhaus mit vielen Zimmern, in das die verschiedenen Festbureaux, sowie das Post- und Telegraphenbureau, zu liegen kommen. Im Winkel an die Schießhalle schließt sich die noch im Bau begriffene Festhalle an, von deren offener Fronte man den ganzen Festplatz bequem übersehen kann. Die 400′ lange und 100′ breite Festhalle ist ein großartiger Bau, sie besteht aus einer sehr hohen Haupthalle, an deren Seiten rechts und links zwei etwas kleinere Seitenhallen hinlaufen, und wird wie ein Garten mit Grün, Fontainen u. s. w. angelegt und mit Gemälden vom Historienmaler Lindenschmitt geziert, welche vier Hauptschlachten darstellen, in welchen die Deutschen den äußeren Feind zurückschlugen: die Schlacht im Teutoburger Walde gegen die Römer, die Schlacht im Lechfeld gegen die Ungarn, die Schlacht bei Wien gegen die Türken und die Schlacht an der Katzbach gegen die Franzosen. Vier Figuren: Karl der Große, Kaiser Otto, Blücher und Hardenberg-Scharnhorst, sollen außerdem die Hauptrepräsentanten der Freiheitskämpfe der Deutschen darstellen. In der Halle sollen 4000 Personen zu gleicher Zeit gespeist werden. Hinter derselben liegt die bereits aufgeschlagene 200′ lange Küche. Sie wird mit einer Dampfmaschine und laufendem Wasser versehen. Zu ihren Seiten befinden sich die Localitäten für Speisekammern, Büffets, Conditoreien, Eisanstalten, Wein- und Bierbureaux ꝛc. In der Mitte des Festplatzes erhebt sich der noch im Bau begriffene 64′ hohe Gabentempel, auf dem hoch oben die Germania thronen wird. Der jetzt noch als zum Theil erst abgemähtes Feld daliegende Platz wird bis zum Feste in einen Wald verwandelt sein. 600 Tannen, 300 Fichten und 100 Birken wandern aus dem Frankfurter Stadtwalde nach dem Festplatze. Derselbe wird mit einer Gaseinrichtung und Wasserleitung versehen und soll auch eine Badeanstalt enthalten.

(Ein Wittwer nach sechs Frauen.) Man schreibt aus Constantinopel: Letzter Tage wurde hier eine seltsame Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam war Wittwer nach 6 Frauen, die Braut Wittwe nach 5 Männern. Der Mann bringt der Frau 19, die Frau ihm 12 Kinder. Beide, Mann und Frau, sind zusammen 58 Jahre alt und stehen nun an der Spitze von 31 Kindern.

Die decorative Ausschmückung des Inneren des bayerischen Nationalmuseums in München wurde dem Decorationsmaler Schwarzmann daselbst um den Preis von 80,000 fl. übertragen.

Räthsel.

Es stellt ein kleines Silberpaar
Hier, lieber Leser, dir sich dar,
Und denke nur, wie sonderbar,
Es gleichet jede auf ein Haar
Der andern, und es nennt sogar
Ein gleich benanntes Städtepaar
Und dies in einem Reiche zwar,
Wo längst das Ganze Herrscher war.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 78. Dienstag, den 1. Juli **1862.**

Nur keine Ueberraschung.

Eugenie eilte vor den Spiegel, setzte den Hut auf, drehte schnell das Köpfchen einmal rechts und einmal links, ergriff den Sonnenschirm und trat in's Wohnzimmer, wo ihr Albert auf sie wartete. Er war noch nicht ganz ihr Albert, denn sie waren erst seit einigen Monaten verlobt, und deßhalb nahm er noch nicht das Recht in Anspruch, über die Verzögerungen kurz vor einem gemeinschaftlichen Ausgange verdrießlich und übellaunig zu werden. Aber wie er so da stand, Hut und Stock in der Hand, bald auf die Uhr, bald nach der Thür blickend, sagte er für sich: auch das muß anders —

Doch die weitern Vorsätze sprach er nicht aus. Seine Braut stand endlich vor ihm und ihr Anblick ließ ihn die Pein des Wartens vergessen, die sie ihm bereitet hatte.

Sie hing sich an seinen Arm und das schöne Paar durchschritt mehrere Straßen, bis es vor dem Hause des Gouverneurs von Ankern stille stand. Der Gouverneur war todt und eben dies gab die Veranlassung, warum Albert und Eugenie und noch viele Andere sich nach seiner Wohnung begaben; denn am folgenden Tage sollte die Versteigerung seines Nachlasses ihren Anfang nehmen. Und welch' ein Nachlaß! Der alte Herr hatte nicht blos die vielen unentbehrlichen Dinge auf der Erde zurückgelassen, mit denen jeder Sterbliche sich nach Möglichkeit umgibt; er hatte sich auch von den Gegenständen des Luxus, von Werken der Kunst trennen müssen, deren Erwerb nur Wenigen vergönnt ist. Der Gouverneur war unverheirathet gewesen und seine Erben lebten zerstreut nach allen Richtungen. Die ganze Erbschaft kam daher unter den Hammer.

Aus Neugierde war Albert mit seiner Braut in die Ausstellung der Gegenstände gegangen. Aber es reute ihn fast. Denn es war des Schönen und Prächtigen so viel zu sehen, daß Eugenie nur zu oft einen Ausruf des Entzückens unterdrückte, nur zu lange vor einzelnen Herrlichkeiten stehen blieb. Immer mehr befestigte sich bei ihr die Ansicht, daß man wenigstens Etwas von diesen Schätzen haben müsse; immer ängstlicher wurde ihrem Bräutigame zu Muthe, der endlich einsah, daß er Etwas erwerben müsse, um seine Liebe zu beweisen.

Er gestand sich, daß er im Grunde Eugenien noch wenig Kostbares geschenkt habe. Der Brautstand sollte bald zu Ende gehen. Es gab daher weder Zeit noch Veranlassung zu so häufigen theueren Andenken, wie sie ein langjähriges Verlobtsein wohl mit sich bringt.

„Ein für alle Mal," dachte er; „ich schenke ihr jetzt was recht Ansehnliches und damit Punctum!"

So kam es, daß Albert, der bisher sehr kühl bei dem Anblick aller Kostbarkeiten gewesen war, nun plötzlich sich ganz bezaubert zeigte, als er mit seiner Braut vor einer herrlichen Landschaft in reichem Goldrahmen stand. Eugenie konnte nicht anders glauben, als daß ihrem Geliebten dieses Kunstwerk am Besten gefalle. Sie lobte es außerordentlich und brachte Albert auf die Vermuthung, es sei nichts im ganzen Hause, was ihr größere Freude machen könne, als der Besitz dieser Landschaft.

Als nun die beiden Liebenden wieder zu Hause angekommen waren, entfernte sich Albert

Digitized by Google

sehr bald; denn es trieb ihn, seinen Gedanken zu verwirklichen. Er ging zum Juden Landauer, der ihm schon mancherlei Dienste geleistet hatte, und gab ihm den Auftrag, bei der am folgenden Morgen stattfindenden Versteigerung das Bild, dessen Nummer er demselben aufschrieb, an sich zu bringen. „Ich muß es durchaus haben," sagte er. „Auf ein Paar Louisd'or kommt mir's dies Mal nicht an."

„Das ist sonst Ihre Art nicht," entgegnete Landauer pfiffig. „Indessen will ich thun, wie Sie befehlen."

„Eben darum," sagte Albert, „weil ich außerdem wenig auf Luxus verwende, bin ich im Stande, in diesem ungewöhnlichen Falle etwas zu thun, was ich mir sonst nicht erlauben würde. Steigern Sie das Bild auf jeden Fall."

„Auf jeden Fall," wiederholte Landauer und damit war die Unterredung zu Ende.

Albert ging am andern Morgen frühzeitig auf die Jagd. Landauer begab sich zur Auction. Er wartete geduldig ab, bis die Nummer an die Reihe kam, auf welche Albert reflectirte. Dann aber drängte er sich vor und als sein erstes kühnes Gebot die Umstehenden in Verwunderung setzte, warf er mit der selbstgefälligen Bemerkung um sich: „Ich habe Auftrag."

„Hundert Gulden!" rief unterdessen ein Anderer, der aber Landauer so wenig einzuschüchtern im Stande war, daß dieser ganz kaltblütig entgegnete: „Und zwanzig."

„Daß Dich!" rief der Andere. „Fünf und zwanzig."

„Hundert und fünfzig," sagte Landauer.

„Halt!" rief jetzt ein dürrer, alter Herr und rückte an seiner Brille. „Geben Sie doch einmal das Bild herunter. Halten Sie ein — nur einen Augenblick!"

„Meine Herren, betrachten Sie das Gemälde!" schrie der Ausrufer. „Hundertfünfzig Gulden sind geboten. Betrachten Sie's und Sie bieten das Doppelte!"

„Zweihundert," sagte der dürre Herr mit leiser vornehmer Stimme.

„Und zwanzig," setzte Landauer hinzu.

Vor solchem Gebote verstummten die Concurrenten, die bis hierher das Kunstwerk dem Landauer streitig gemacht hatten. Er glaubte schon zu triumphiren; doch da erhob sich ein Nebenbuhler, den er nicht erwartet hatte. Der Tapezierer Riethlich machte einen langen Hals, sah scharf nach der Nummer, die unten an's Bild geklebt war und rief hastig: „Zweihundertfünfzig Gulden!"

„Dreihundert," sagte Landauer kalt.

„Dreihundert und fünf!" rief der Tapezierer, indem er nochmals einen prüfenden Blick auf die Nummer warf.

„Und zwanzig," ergänzte Landauer.

Und in der versammelten Menge sah man bald einige Gesichter voll Erstaunen und Ueberraschung. Darauf folgte das verstohlene Lachen der Schadenfreude. Endlich entstand eine allgemeine Heiterkeit, als Landauer und der Tapezierer sich trieben bis zu achthundert Gulden, welche Summe der Letztere bot.

Landauer wandte sich nun um und ging zu der unparteiischen Partei der Lachenden über. „Er hat gesagt, auf jeden Fall," mauschelte er vor sich hin; „aber ich kenne seine schwache Seite. Ginge ich weiter hinauf, so könnt's ein Unglück geben."

Und hiermit verließ er den Saal. Riethlich hob das Gemälde auf die Schulter und trug es hinaus mit der Miene eines Mannes, der das süße Bewußtsein hat, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Er lenkte seine Schritte der Wohnung Eugeniens zu, wo er sich seiner Bürde entlud.

Eugenie sprang in ihrer Freude um das Kleinod herum, das sie errungen hatte. Aber ihre Mutter machte ein langes, erschrockenes Gesicht, als sie den Preis erfuhr, um welchen das Bild erworben worden war. Allein was war zu machen? Sie hatte ihrer Tochter Absicht vorher gewußt und war damit einverstanden. Wer konnte vermuthen, daß das Kunstwerk einen so hohen Werth hatte?

Derartige unangenehme Gefühle belästigten jedoch Eugenien nicht.

„Nehmen Sie das Bild," sagte sie zum Tapezierer, „und tragen Sie's zu meinem Bräutigam. Er ist in diesem Augenblicke auf der Jagd und wird erst gegen Abend wieder zurückkommen. Sie lassen sich von der Hauswirthin den Schlüssel geben und hängen das Bild an eine passende Stelle. Gott, welche Ueberraschung, welche Freude wird das sein, wenn er nach Hause kommt und beim Eintritt in's Zimmer das Ge-

Digitized by Google

mälde sieht, das er sich so sehr gewünscht hat. Könnte ich nur unbemerkt aus irgend einer Ecke sein Gesicht beobachten, wenn er den Gegenstand wieder erkennt, der ihn gestern entzückte!"

Niethlich that, wie ihm befohlen war. Er ließ sich Alberts Zimmer aufschließen und sah sich nach einer Stelle um, welche das Kunstwerk am meisten zieren möchte. Es war eigentlich keine zu finden. Jeder Platz hatte seine Bestimmung, und des überbrachten Geschenkes wegen die Zimmereinrichtung total umzugestalten, dafür hielt sich der Tapezierer doch nicht für befugt.

„Da nimmt sich's ja vorläufig recht hübsch aus," sagte er für sich, indem er das Bild an die Rücklehne des Sopha's stellte. Dann betrachtete er's noch ein Mal aus einiger Entfernung und ging, die Thüre hinter sich verschließend, hinaus.

(Schluß folgt.)

Ein lebendig Begrabener.

In Schottland ist vor einiger Zeit wieder der Fall vorgekommen, daß ein Mensch lebendig begraben oder vielmehr, daß ein lebendig Begrabener durch einen glücklichen Zufall wieder dem Leben zurückgegeben wurde. Die schottischen Zeitungen berichten ausführlich über das Ereigniß und geben zu ihrer Erzählung den Bericht, den der junge Mann selbst über seine Erlebnisse im Sarge abgestattet. Dieser Bericht ist um so interessanter, aber auch um so grauenhafter, da der lebendig Begrabene keinen Augenblick die Besinnung verlor, vielmehr von Allem, was mit ihm und um ihn geschah, das klarste Bewußtsein hatte. Er erzählt seine Geschichte wie folgt:

In Folge lang fortgesetzter Anstrengungen verfiel ich in ein heftiges Nervenfieber, das bald den Rest meiner Kräfte vollständig aufzehrte. Dabei aber war etwas merkwürdig. Mir schien es nämlich, als ob bei dem herannahenden Tode meines Körpers mein Geist erst recht zu leben anfange. Während meine physischen Kräfte im höchsten Grade abgespannt waren, besaß ich noch eine Kraft und Klarheit des Geistes, wie ich sie kaum je gehabt hatte.

Endlich kam die entscheidende Krisis. Mir schwirrte es vor den Augen, als ob tausend und abertausend Feuerfunken auf- und niederführen, und mitten in den Feuerregen wurde ich gerissen, umtanzt von phantastischen Gestalten, die sich ewig änderten und ewig andere Stellungen annahmen. Kalter Angstschweiß bedeckte meinen Körper. In meinen Ohren sauste und brauste es, als ob der wüthendste Orkan daherstürme und sich in wilden Felsenschluchten verfange. Mit aller meiner Kraft klammerte ich mich an das Leben, das mir, wie ich in meiner Todesangst wohl fühlte, entfliehen wollte. Immer undeutlicher wurden die äußern Eindrücke, immer verwirrter und toller der Fieberspuk. Da brach endlich eine unwiderstehliche Schwäche über mich herein. Ich überließ mich willenlos meinem Zustande, und es war nicht ganz ohne ein angenehmes Gefühl, dieses unbestimmte Träumen, dieses zauberhafte Hinüberdämmern in unbekannte Regionen; zuletzt schwand mir vollständig das Bewußtsein.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen hatte. Plötzlich erwachte ich wieder. Ich fühlte mich außerordentlich wohl. Es war Ruhe eingetreten nach dem Sturme und diese Ruhe war von den angenehmensten, fast möchte ich sagen, von wohllüstigen Empfindungen begleitet. Ich war wieder vollständig meiner Sinne und meines Geistes Herr.

In diesem Augenblick trat der Arzt an mein Bett. Er untersuchte meinen Puls, befühlte meine Brust. „Es ist vorbei," sagte er und bedeckte mein Gesicht mit einem Tuche. Die Meinigen stürzten in das Zimmer, sanken an meinem Lager nieder und brachen in heftige Klagen aus.

Ich begriff nicht, was das zu bedeuten habe. Ich wollte sprechen, eine Bewegung machen, ein Zeichen geben, aber kein Glied gehorchte meinem Willen, regungslos und starr lag meine Zunge im Munde, mit tausend unzerreißbaren Fesseln waren meine Gliedmassen gebunden. Eine Ahnung meines furchtbaren Zustandes kam über mich und erfüllte mich mit namenloser Angst. Fortwährend machte ich verzweifelte Versuche zu sprechen oder mich zu bewegen, aber sie waren vergebens. In dieser gräßlichen Lage brachte ich den Tag und die Nacht zu.

Digitized by Google

Den andern Tag kleidete man mich in das Leichenhemd. Drei Tage blieb ich ausgestellt. Während dieser Zeit kamen die Freunde meiner Familie, machten ihre Condolenzvisiten und ließen ihrer mehr oder minder tief gefühlten Trauer an meinem Leichenbette freien Lauf. Ich hörte, ich begriff Alles, was um mich her vorging, und von Minute zu Minute hoffte ich, aber immer vergebens, daß der Zauber brechen werde, der mich gefesselt hielt.

Am Morgen des vierten Tages wurde der Sarg gebracht. Meine Familie hatte sich zurückgezogen, ich war den Leichenmännern überantwortet. Ein furchtbarer Schreck durchrieselte mich, als sie mich ergriffen, um mich auf das letzte Lager zu legen. Jedes Wort hörte ich, das sie dabei sprachen. Sie unterhielten sich über ganz gleichgiltige Dinge und machten rohe Scherze. Dabei behandelten sie mich mit der größten Brutalität. Es war eben bei ihnen Handwerkssache und sie suchten so schnell wie möglich davon los zu kommen. Der Sarg war etwas enge ausgefallen, ich fand nicht recht Platz darin. Die beiden Leichenmänner suchten mich mit Gewalt hinabzudrücken und, da das nicht recht gehen wollte, setzte der Eine sein Knie auf meine Brust und preßte mich auf diese Weise in den engen Sarg. Die Qual, die ich dabei empfand, war ungeheuer. Ja, ich hoffte, ihre Heftigkeit werde mir die Kraft geben, ihr Ausdruck zu verleihen. Aber ich hoffte vergebens.

Der Deckel des Sarges wurde geschlossen, und bald hörte ich, wie die Nägel in das Holz getrieben wurden. Den Schrecken, die Verzweiflung, die mich dabei ergriffen, kann ich nicht schildern. Hier fehlen der Sprache die Worte. Es ist das Grauenhafteste, das sich ein Mensch denken kann, oder besser, es ist grauenhafter, viel grauenhafter, als es ein menschliches Herz nachzuempfinden vermag. Jeder Schlag durchschauerte meinen ganzen Körper, mit jedem Schlage stand es klarer vor meiner schreckenerfüllten Seele, das Schicksal, das meiner wartete.

Wenn ich noch hätte schreien können, wenn ich, selbst ohne die Hoffnung gehört zu werden, nur einen leisen Seufzer hätte aushauchen können. Aber nein, stumm mußte ich es ertragen, keine Klage wollte über meine Lippen kommen. Meine Schultern und meine Brust waren in dem engen Raume zusammengequetscht, meine Glieder hielt der furchtbare Bann gefesselt, klar stand es vor meiner Seele, daß man mich lebendig begraben werde, und ich mußte regungslos liegen, mußte Alles erdulden und konnte durch keinen Laut, durch keine Bewegung es anzeigen, daß ich lebe, daß man einen Lebendigen im Grabe verscharren wolle.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der Erfinder der Nähmaschine, Howe, erhielt 1846 in Amerika das Patent für seine Erfindung, wozu er das Geld mit Mühe aufbrachte. Dann ging er nach England, um es zu verwerthen, wo er so wenig Anklang fand, daß er, aller Mittel entblößt, als Koch auf ein Schiff sich verdingen mußte, um nur nach Amerika zurückzukommen. Dort hatten inzwischen Andere seine Erfindung ausgebeutet, und er mußte nun processiren. Um aber die Mittel dazu aufzubringen, war er genöthigt, bei einem Mechaniker als Geselle zu arbeiten. Endlich gelang es ihm, und unterstützt von einigen Bekannten, begann er den Proceß, der von ihm gewonnen wurde und ihm eine bedeutende Entschädigungssumme eintrug. Von da an war sein Glück gemacht. Er bekam nun für jede Maschine, die in Amerika gemacht wurde, 14 Dollars, und da mehrere Tausend bis zum Ablauf seines Patents fabricirt wurden, so gewann er 485,000 Dollars. Später bekam er nur noch drei Dollars, allein das Patentamt erachtete dies für eine zu geringe Belohnung und verlängerte daher sein Patent, so daß abermals eine halbe Million für ihn gewonnen wurde.

Auflösung des Räthsels in Nro. 77:

Barbar.

Redaction, Druck und Verlag von T. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 79. Donnerstag, den 3. Juli 1862.

Nur keine Ueberraschung.

(Schluß.)

Nach einigen Stunden kam Albert. Er war sehr müde. Eilig legte er Büchse und Jagdtasche ab und nach dem Sopha gewendet, wo er sich der wohlverdienten Ruhe hingeben wollte, sah er, daß etwas Anderes daselbst Platz genommen hatte.

„Ach!“ rief er aus; „hat Landauer seinen Auftrag erfüllt? Nun freilich, warum sollte er nicht! Aber es ist wirklich ein hübsches Bild. Sie hat einen guten Geschmack. Ich freue mich jetzt doppelt, daß ich's an mich brachte; bezahlen will ich's ja gern. Unter so vielen Sachen hätte ich diesen reizenden Gegenstand nicht herausgefunden. Wenn ich nur gleich wüßte, wie viel es gekostet hat. Vielleicht hat es Landauer irgendwo angeschrieben.“

Bei diesen Worten wendete er das Bild nach allen Seiten um; allein er fand nichts, als die Nummer des Katalogs, die noch daran hing.

„Nun, ich werde es noch frühe genug erfahren,“ sagte er dann, zündete eine Cigarre an, öffnete ein Fenster und schaute behaglich auf die Straße. Es war Abend. Unzählige Menschen hatten ihr Tagewerk beschlossen und gingen heimwärts. Andere strebten hinaus, um die langentbehrte frische Luft zu genießen. Es war die Stunde, in welcher das bewegteste Leben in den Straßen herrscht.

Da bemerkte Albert den Juden Landauer, wie er in eifrigem Gespräch mit einem Glaubens- und Fachgenossen daherkam. Er konnte sich nicht enthalten, ihn anzurufen.

„Nun, Landauer?“ sagte er mit einer bedeutsamen Geberde, die aber der Jude nicht enträthseln konnte.

„Nun?“ entgegnete dieser in demselben Tone. „Sind Sie mit mir zufrieden?“

„Sehr wohlzufrieden!“ rief Albert mit dem Kopfe nickend.

„Ich konnte mir's denken,“ fuhr Landauer mit selbstgefälligem Lächeln fort. „Ich weiß, was ich zu thun habe, ich kenne meine Leute!“

„Können Sie nicht einen Augenblick heraufkommen?“

„Heute Abend unmöglich! Morgen früh, wenn Sie es wünschen.“

„Gut, gut! Aber — wie hoch kam's denn?“

Landauer schnitt eine Fratze, sah sich listig um und rief in halb spöttischem Tone: „Achthundert!“ Dann zuckte er mit den Achseln, lachte und eilte weiter.

Dem gegenwärtigen Besitzer des theuern Kunstwerkes war's aber nicht zum Lachen. In einiger Bestürzung schloß er das Fenster und trat in's Zimmer zurück.

„Achthundert Gulden!“ rief er aus. „Ist denn Landauer toll? — Oder waren's die Andern, die ihn so hoch hinaufstrieben? Das ist entsetzlich! Nein, achthundert Gulden! Ein Mann in meinen Verhältnissen kann ein Geschenk von solchem Werthe nicht machen. — Aber warum denn nicht? Es kommt ja doch wieder in mein Haus! Und jedenfalls ist das Werk des Preises würdig. Ich bin kein Kenner, aber wer das vorletzte Gebot hatte, der wußte doch wohl, was er that. War das Bild nach seiner Ansicht siebenhundert und achtzig oder neunzig werth, so soll mir's auf die zehn bis zwanzig Gulden nicht ankommen.“

Mit diesem Troste setzte sich Albert dem Bilde gegenüber und weidete seine Blicke daran. Nachdem er den Preis wußte, fand

Digitized by Google

er selbst, daß er ein vorzügliches Kunstwerk erstanden habe und wunderte sich nur, wie er vorher dasselbe für geringer halten konnte. „Ha, dieses Colorit!“ rief er aus. —

Doch jetzt wurde an seiner Thüre angeklopft.

„Herein!“ rief Albert und in's Zimmer trat mit raschen Bewegungen ein junger Mann mit feurigem Aussehen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte der Fremde, „wenn ich mir die Freiheit nehme, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist von Ankern.“

Albert verbeugte sich.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich an der Erbschaft des Gouverneurs Theil habe. Die Verhältnisse machten es nöthig, die ganze Masse zu versteigern, und so wurde der Kauflust des Publikums Alles preisgegeben — Alles, ohne Rücksicht auf die Wünsche einzelner Betheiligten. Ich muß ein Andenken an meinen theuern, unvergeßlichen Onkel haben! Ich eilte hierher und kam zu spät.“

„Doch nicht,“ entgegnete Albert. „Die Versteigerung dauert noch drei Tage.“

„Ich weiß es,“ sagte der Fremde abwehrend. „Ich hätte noch Zeit, auf das halbe Mobiliarvermögen zu bieten; aber mein Verlangen hängt an einem Gegenstande. Es ist ein Gemälde, an dem so theure Erinnerungen haften, daß ich es nicht in andere Hände gelangen lassen kann. Ich sah, daß es in Ihre Wohnung gebracht wurde. Schon drei Mal fragte ich bei den Hausleuten nach Ihnen. Sie waren auf der Jagd. Nun endlich treffe ich Sie und kann die Bitte an Sie stellen, mir das Bild abzulassen.“

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte Albert, indem er nach dem Sopha zeigte, „so ist dieses Gemälde der Gegenstand Ihrer Wünsche. Ich bedauere sehr, Ihnen nicht dienen zu können. Es ist zum Geschenk für meine Braut bestimmt, die von diesem Kunstwerk ganz besonders angezogen wurde.“

„Ich bitte Sie,“ sagte der Andere dringend. „Es gibt ja noch viele schöne Sachen. Weiß denn die Dame, daß Sie die Absicht haben, ihr gerade dieses Geschenk zu machen?“

„Das nicht,“ entgegnete Albert; „aber es befand sich nichts unter der ganzen Masse von Kostbarkeiten, was einen solchen Eindruck auf sie machte, wie dieses Bild.“

Während Albert so sprach, rieb er sich vergnügt die Hände; denn im Innern dachte er ganz was Anderes. Er wollte nur nicht beim ersten Sturmlaufen das Kleinod hergeben, sondern vielmehr den Käufer durch einigen Widerstand reizen. „Achthundert Gulden ist sehr viel Geld,“ dachte er; „Eugenie weiß ja nicht, daß ich im Begriffe war, ihr ein so kostspieliges Geschenk zu machen. Landauer hat ganz unvernünftig darauf geboten. Ich bin froh, daß ich das fatale Ding wieder los werde.“

„Nun, mein Herr,“ sagte er endlich mit wohlberechneter Nachgiebigkeit, „ich sehe ein, daß Ihr Schmerz über den Verlust des Bildes schwerer in die Waagschale fällt, als die Freude meiner Braut.“

„Wie, Sie wollten?“ rief v. Ankern lebhaft.

„Ich will Ihren Wünschen nicht länger entgegenstehen.“

„Wie viel verlangen Sie?“

„Was es mich kostet, werden Sie mir erstatten. Es versteht sich von selbst, daß ich keinen Pfennig mehr von Ihnen verlange. Ich erwarb es für achthundert Gulden.“

„Augenblicklich schreibe ich Ihnen eine Anweisung auf die Summe,“ sagte von Ankern und beendigte durch eine Schuldverschreibung das Geschäft, dessen Gelingen ihn so glücklich machte. Unter vielen Worten des Dankes entfernte er sich von Albert, der kaum erwarten konnte, bis sich die Thüre hinter dem Fremden geschlossen hatte. Dann warf er sich auf's Sopha und brach in herzliches Gelächter aus.

Am andern Morgen besuchte er, wie gewöhnlich, seine Braut. Sie kam ihm in reizender Verwirrung entgegen. Als sie aber in seinen täglichen Mienen nichts Besonderes entdecken konnte, gerieth sie in eine Verlegenheit ganz anderer Art. Zwar gab sie sich Mühe, ruhig zu scheinen; aber Albert sah wohl die große Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn.

„Eugenie, was ist Dir?“ begann er endlich.

„Welche sonderbare Frage,“ entgegnete sie, indem sie mit forschenden Blicken in seinem Gesicht zu lesen versuchte. „Du hast einen Scherz mit mir vor.“

Digitized by Google

„Ich? Einen Scherz?"

„Du übst Dich in der Verstellung und hast Dir wahrlich die Gelegenheit so gut gewählt, daß die Uebung eine recht schwierige ist. Für mich wenigstens wäre sie's, wenn ich mich in Deiner Lage befände."

„Ich? In welcher Lage bin ich denn?"

„Albert, ich bitte Dich. Welches Vergnügen hast Du dabei, mich zu dem Commentar einer Handlung zu zwingen, die ich mit Worten nicht begleiten wollte?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Zu welcher Stunde kamst Du gestern von der Jagd?"

„Um fünf Uhr."

„Welche Veränderung fandest Du in Deinem Zimmer?"

Albert schwieg. Starr vor Schrecken stand er da und fuhr mit beiden Händen in die Haare. „Gott, welche Ahnung!"

„Was ist Dir, Albert?" fragte Eugenie.

„Ach nichts," sagte er. „Laß mich." Und hiermit griff er nach seinem Hute.

Aber die Braut ließ ihn nicht. Sie forschte nur um so dringender nach der Ursache seiner plötzlichen Bewegung und wurde hierin von ihrer Mutter, die hinzukam, unterstützt.

Nach kurzem, aber verzweiflungsvollem Seelenkampfe entschloß er sich, Alles zu berichten. Eugenie brach in Thränen aus, aber ihre Mutter lächelte. Sie war einer Sorge überhoben, die sie der Tochter verheimlicht hatte, um deren Freude nicht zu trüben. Jetzt aber suchte sie die beiden Liebenden zu trösten mit den Worten: Freut Euch, daß die Sache ein solches Ende nahm. Nicht durch den Werth, sondern durch Eure Thorheit kam das Bild zu so hohem Preise, der Euch überdies zum Gegenstande des Spottes machte. Nehmt eine gute Lehre aus der Geschichte und in Zukunft wählt zu Eurer Devise: Nur keine Ueberraschung!

* * *

Nachschrift. Diese Warnung ward nicht wenig durch den Umstand verschärft, daß Albert nach einigen Tagen erfuhr: er habe einen ächten Claud Lorrain, wenigstens 10,000 Gulden werth, für 800 fortgegeben.

Ein lebendig Begrabener.

(Schluß.)

Bald wurde der Sarg aufgehoben. Man trug ihn aus dem Hause und schob ihn in den Leichenwagen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Meine Angst stieg auf das Höchste. Seither hatte ich immer noch gehofft. Jetzt sollte sich erfüllen, was ich zu fürchten kaum gewagt hatte. Das Entsetzliche war in gräßlicher Nähe. Man kam auf dem Kirchhof an. Als der Wagen hielt, war es mir, als müßte jetzt meine rasende Angst die Fesseln brechen. Ich machte einen gewaltsamen Versuch, zu schreien. Er war vergeblich. Man hob den Sarg von dem Wagen und trug ihn zu dem Grabe. Deutlich fühlte ich, wie er einen Augenblick über der Grube schwankte, die ihn umschließen sollte. Langsam ließ man ihn hinab. Das Knirschen der Stricke, das Reiben des Holzes an den Wänden des Grabes, das waren die gräßlichsten Töne, die ich in meinem Leben je gehört habe, und so Gott will, hören werde.

Als der Sarg auf dem Grunde stand, hörte ich die ernste, feierliche Stimme eines Freundes, der ein letztes Lebewohl! an den dahingeschiedenen Freund richtete. Ich konnte es hören. Es klang mir, wie der letzte Gruß der Erde, der letzte Abschiedsruf des Lebens. Als er geendet hatte, kollerten mit furchtbarem Lärme die Schollen auf den Sargdeckel, aber immer schwächer wurde das Geräusch, wie ein fernhin rollender Donner; endlich verstummte es ganz. Mein Grab war zugescharrt.

Alles war zu Ende. Ich war für immer von den Lebenden getrennt, war lebendig begraben.

Ich weiß nicht, wie lange ich so lag. Als sich das Grab geschlossen hatte, hoffte ich, nun würden meine Leiden wohl bald ihr Ende erreichen, ein schneller Erstickungstod werde mein elendes Dasein vernichten. Aber ich hatte mich getäuscht. Ich konnte kein Glied rühren. Aber mein Geist hatte nichts von seiner Kraft verloren, mein Gedächtniß war frisch, mein Gedankengang klar.

Plötzlich wurde mein verzweiflungsvolles Nachdenken durch ein entferntes Geräusch

Digitized by Google

unterbrochen, das mir einen furchtbaren Schreck verursachte. Wovor ich eigentlich erschrack, was ich in meiner Lage noch Schlimmeres fürchtete, darüber konnte ich mir keine Rechenschaft geben. Der Lärm kam immer näher und ich merkte bald, daß man von meinem Sarge die Erdschollen wegschaufelte. Man öffnete ihn. Eine durchschauernde Kälte strömte mir entgegen. Doch war mir wohl, denn ein Strahl der Hoffnung durchdrang das Dunkel, das mich umgab.

Man nahm mich aus dem Sarg und trug mich vorsichtig fort. Lang war der Weg und ich konnte nicht ahnen, wohin man mich schleppte. Endlich hörte ich Thüren auf- und zugehen, man ließ mich auf einen kalten Marmor nieder. Eine Menge Stimmen vernahm ich, die sich leise flüsternd unterhielten. Nachdem ich eine Weile gelegen hatte, fühlte ich mich an allen Theilen meines Körpers belastet. Dabei wurde durch Zufall eines meiner Augenlider aufgestoßen. Ich sah mich in einem Anatomiesaal. Junge Leute umstanden mich, unter denen ich auch einige meiner früheren Bekannten zu erkennen glaubte. Ich weiß kaum zu sagen, ob in diesem Augenblick der Schreck oder die Freude bei mir größere Macht hatte.

Auf jeden Fall hatte sich meine Lage gebessert. Möglicherweise konnten die Versuche, die man offenbar mit mir anstellen wollte, mir das Leben wieder geben, oder geschah dies nicht, so machte vielleicht ein schneller Tod meinem Elende ein Ende.

Man schlug vor, zuerst Versuche mit der Electrisirmaschine anzustellen. Der Vorschlag fand Anklang und die Vorbereitungen dazu wurden mit aller Ruhe und Umsicht, die bei solchen wissenschaftlichen Beobachtungen nöthig sind, getroffen. Eine furchtbare Bewegung durchzuckte bei dem ersten Schlage meinen Körper, mir war, als ob die gefesselte Lebenskraft sich mit Gewalt Bahn brechen wollte. Tausend Funken sprühten vor meinen Augen, wunderbare Töne erfüllten meine Ohren. Der zweite Schlag war stärker und wirkte auch noch viel mächtiger. Alle meine Nerven vibrirten wie die Saiten einer Harfe, meine Muskeln zogen sich zusammen. Mein Körper schnellte in die Höhe. Meine Augen blieben starr auf einen Punkt gerichtet.

Jetzt traten zwei meiner Freunde herzu. Sie waren in der größten Aufregung, ein tiefer Schmerz — auch das bemerkte ich — sprach sich in ihren Zügen aus. Sie baten dringend, man möchte doch den abscheulichen Experimenten ein Ende machen. Man legte mich auf diese Interpellation wieder auf einen der Marmortische. Der Professor näherte sich mir, das Messer in der Hand, und machte in meine Brust einen leichten Einschnitt.

In diesem Augenblick bebte mein ganzer Organismus gewaltig zusammen. Es war eine letzte, entscheidende Revolution, die sich in meinem Körper vollzog. Ich schrie heftig auf. Die Umstehenden fuhren entsetzt zurück. Die Banden des Todes waren gebrochen. Ich war dem Leben wiedergegeben.

Gemeinnütziges.

Oelfarbeflecken an Fensterscheiben werden entfernt, wenn man dieselben mit schwarzer Seife bestreicht, die man mehrere Stunden darauf stehen läßt.

Verschiedenes.

(**Eine gute Antwort.**) Der bekannte französische Quellenauffinder, Abbé Richard, war dieser Tage in Austerlitz, um daselbst im Auftrage des Grafen Kaunitz nach Quellen zu suchen. Die Erinnerungen an Kaiser Napoleon im dortigen Schlosse schienen ihn außerordentlich zu interessiren. Als er nun in der Gemäldegallerie sich erkundigte, ob keine Darstellung der Schlacht von Austerlitz da sei, soll ihm ein alter Diener des Schlosses erwidert haben: „Ein Gemälde der Schlacht von Austerlitz brauchen wir nicht. Sehen Sie, ich bin viel mit meinem alten Herrn in Frankreich gereist, habe aber in keiner Gallerie ein Gemälde der Schlacht von Leipzig gefunden."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 80. Samstag, den 5. Juli **1862.**

Fest-Gedicht,

Seiner Majestät dem vielgeliebten Könige

LUDWIG

bei Allerhöchstdesselben Ankunft in Edenkoben am 4. Juli 1862
in allertiefster Ehrgefurcht dargebracht
von den

Jungfrauen der Stadt Edenkoben.

Wie schön bist du, o Pfalz, am Rhein gelegen,
Mit Recht die Perl' in Bayerns Kron' genannt!
Durch deine Fluren strömt der reichste Segen,
Auf dir ruht sichtbar Gottes milde Hand.
Die Eb'ne ist geschmückt mit goldnen Aehren,
Dazwischen glänzt der bunten Wiesen Pracht,
Im Thal die Bäum' den Sonnenstrahlen wehren,
Vom Hügel her die süße Traube lacht.

Ob dieser Pracht und der Bewohner Treue
Weilt König Ludwig oft und gern am Rhein;
Heut' wirst du, Pfälzer, hochbeglückt auf's Neue,
Dein Pfalzgraf ziehet wieder bei dir ein:
Drum hört man auch so laut den Jubel schallen,
Es prangt im Festgewande Stadt und Land,
Von allen Seiten froh die Bürger wallen,
Zu bringen Ihm der Lieb' und Treue Pfand.

Dem König, der gerecht, beharrlich, milde
Sein Volk regiert' auf Bayerns Fürstenthron,
Die Wissenschaften schützt mit Seinem Schilde,
Dem Hort der Kunst, dem Schirm der Religion,
Dem stets des Volkes Wohl am Herz gelegen,
Von dem beschützt Verkehr und Handel blüht,
Durch den des Landmanns Fleiß fand reichen Segen,
Und Freud' und Wohlstand durch die Gauen zieht.

Von Deinem frommen Sinn und Gottvertrauen
Gabst Du im Pfälzerland auf's Neu' Beweis,
In Ludwigshafen ließest Du erbauen
Zwei Tempel zu des Schöpfers Lob und Preis;
Auch wird die Glocke bald in Neustadt rufen
Das Volk in's neuerbaute Gotteshaus,
Und dankbar wird's an des Altares Stufen
Vom Himmel Heil erfleh'n für's Königshaus.

Auch unsre Stadt hat Deine Huld erfahren,
Den Armen willst Du Schutz und Vater sein,
Das Ludwigsstift wird in den fernsten Jahren
Ein bleibend Denkmal Deiner Wohlthat sein.
Drum fleh'n wir Alle laut zum Herrn der Welten
Und bitten ihn auf seinem Wolkenthron:
Er mög' Dein Wohlthun hier schon reich vergelten
Und jenseits reichen Dir die Himmelskron'.

Joh. Bapt. Friebis.

Digitized by Google

Energie der Liebe.

Der Held unserer kurzen Geschichte ist ein französischer Edelmann aus der Normandie. Er war Garde-du-Corps unter Carl X. gewesen, hatte mit Auszeichnung gedient und, treu seinem Herrn, den gestürzten König nach Cherbourg begleitet. Als die Hoffnungen auf eine Restauration sich alsbald zerschlugen, verließ er den Dienst und zog sich auf sein Schloß in der Normandie zurück. Dort lebte er der Jagd und vergaß sein früheres Leben am Hofe, vergaß das Treiben der Hauptstadt, ihre Genüsse und ihren Katzenjammer. Nur ein Mal des Jahres zog es ihn unwiderstehlich nach Paris. Zur Zeit des Carnevals betrat er wieder den Schauplatz seiner früheren Thaten und schwelate und genoß, was zu genießen war, daß er sich bald wieder nach seinen Wäldern sehnte und dort Ruhe und Erholung suchte und fand.

In Paris hatte er eine Geliebte. Sie liebte ihn glühend. War er doch ein schöner kräftiger Mann, der ihr auf jede Weise imponiren konnte.

Der Carneval war wieder erschienen und mit ihm unser Edelmann.

„Ich gehe heute Abend auf den Ball in der Oper", sagte er.

„Ohne mich?" fragte sie scherzend.

„Ohne Dich", erwiderte er ernsthaft.

„Das dulde ich nicht", rief sie und lehnte sich schmollend auf dem Sopha zurück.

Der Garde-du-Corps gab keine Antwort, aber er sah sie mit dem kalten drohenden Blick an, der schon manchen tapferen Soldaten geschreckt hatte und jede weitere Einwendung als unnöthig bezeichnen sollte.

„Wenn Du um drei Uhr nicht wieder kommst", fuhr sie fort, „tödte ich mich."

„Wie Du willst."

Unser Edelmann aus der Normandie war Soldat gewesen und also an Kriegslisten gewöhnt. Für eine Kriegslist aber hielt er die Drohung der Dame.

Er ging sich einen Anzug zu leihen. Seine Wahl fiel auf einen weißen Pierrot mit rothen Bändern.

Sie blieb und wartete auf seine Rückkunft. Als es drei Uhr schlug, ging sie ruhig und gefaßt an das Fenster und öffnete es. Sie beugte sich hinaus, plötzlich aber fuhr sie hastig zurück, nicht aus Furcht, ein anderer Gedanke war in ihr aufgestiegen.

„Wenn ich mich hinunterstürze", sprach sie überlegend vor sich hin, „glaubt das elende Volk, ich hätte es aus Noth gethan; denn einen andern Grund zum Selbstmord kennen sie ja nicht. Dann spötteln sie über mich und sagen, sie hat sich nicht zu erhalten gewußt. Nein, das sollen sie nicht."

Sie ging an ihren Pult, nahm einige Bankbillets und legte sie zerstreut auf den Tisch.

Dann trat sie wieder an das Fenster und sah eine Zeit lang schweigend auf die Straße hinab. Nach einer Weile lachte sie bitter vor sich hin. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie rückte einen Stuhl an's Fenster, stieg hinauf und stürzte sich aus dem Fenster.

Bald hatten sich einige Vorübergehende um sie gesammelt. Man hob sie auf. Sie war nicht todt, hatte sich aber, wie es schien, bedeutend verletzt.

„Man muß sie in das Hospital schaffen," rieth einer der Umstehenden.

„Nein, nein! In meine Wohnung," stöhnte sie mit gebrochener Stimme.

„In Ihre Wohnung?"

„Ja, im vierten Stocke in diesem Hause. Ich erwarte Jemanden, den ich noch vor meinem Tode sehen möchte."

Man gehorchte ihr. Gerade als man sie auf das Bett legte, erschien unser Edelmann. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir gestehen, daß er es zwar nicht über sich gewinnen konnte, vor 3 Uhr zu kommen, daß er aber mit dem Schlage den Ball verlassen und sich nach der Wohnung seiner Geliebten aufgemacht hatte.

Als er sie jetzt mit zerschmetterten Gliedern da liegen sah, sank er schluchzend an dem Bette nieder. Aber er war nicht der Mann, der seine Befriedigung in fruchtlosen Klagen gefunden hätte.

„Stirb mir nicht, Kind", rief er plötzlich, „ich werde Dich retten!"

Und rasch sprang er auf und verließ das Zimmer.

Er flog die Treppe hinab, vier Stufen auf ein Mal.

Sein Wagen stand vor der Thüre. Er

Digitized by Google

ergriff die Zügel und im Galopp ging's davon nach dem Hause des Doctor Dupuytren, von dessen Geschicklichkeit er sehr viel gehört hatte.

Vor dem Hause des Doctors angekommen, springt unser Mann aus dem Wagen. Er klingelt. Niemand antwortet. Er reißt die Schelle, daß sie wohl einen Gestorbenen aus dem ewigen Schlaf hätte wecken können.

Ein schlaftrunkener Diener öffnet und fragt gähnend, was der späte Besuch wünsche.

„Herr Doctor Dupuytren wohnt hier?"

„Nicht zu Hause!"

„Hier ist Gold, Silber, Bankscheine, meine Uhr, was Du willst, nur führe mich zu Deinem Herrn."

„Das ist ganz unmöglich."

„Nichts ist unmöglich, wenn man will."

„Mein Herr würde mir augenblicklich den Abschied geben."

„So werde ich ohne Dich Deinen Herrn zu finden wissen."

„Das wollen wir doch sehen", rief der Diener, aufgebracht über die Hartnäckigkeit des späten Besuches, und suchte diesem den Weg zur Treppe streitig zu machen.

Der frühere Garde-du-Corps umfaßte den Cerberus des äskulapischen Reiches, wie ein Soldat sein Gewehr umfaßt, hob ihn leicht vom Boden und warf ihn nicht allzu sanft auf die Treppe.

(Schluß folgt.)

Das Märchen vom Glückskind.

Erzählt von Gottfried Flohr.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hieß Glückskind und hatte nicht Vater noch Mutter mehr, und war so arm, ach, gar zu arm. Da verdangen sie ihn im Dorfe zu dem Hirten und er mußte die Gänse hüten.

Eines Tags war er auch wieder in den Wald gefahren und weidete seine Heerde bei einem großen Berge am Bache auf grünen Wiesen und war ganz allein.

Da rauschte es in dem Walde und kam näher und näher. Auf Einmal sprang ein Fuchs aus dem Gebüsche hervor, fing eine Gans und lief damit nach dem Berge hin. Der Junge aber hob seinen Stecken auf und machte sich hurtig hinter ihm drein und schrie, daß er die Gans fahren lasse.

Wie sie nun an den Berg kamen, konnte das Raubthier nicht weiter und Glückskind wollte ihm eben mit seinem Stecken auf den Kopf schlagen. Da duckte sich der Fuchs in einen Busch und war fort.

Hinter dem Busche war eine Höhle im Berge, da hatte sich das Thier verkrochen.

Der Junge war schon oft an der Stelle gewesen, aber die Höhle hatte er noch nicht gesehen. Sie war so weit, daß er hinein schlüpfen konnte. Also schlüpfte er hinein und kroch immer weiter und weiter.

Da wurde die Höhle ganz breit und hoch, daß er aufrecht darin stehen und gehen konnte. Und so lief er fort und fort und es wurde immer dunkler und dunkler in der Höhle. Da schrie der Knabe und jammerte: „Ach, ich armer Glückskind, was soll nun aus mir werden in dieser Höhle! Ach, ich armer Glückskind, ich muß in dem Berge umkommen!"

Er wollte wieder zurück, aber weil es so stockfinster war, wußte er keinen Bescheid mehr, und vor lauter Angst lief er auf's Gerathewohl zu und gerieth immer tiefer in den Berg. Und so lief er denn fort und fort und ruhte wieder ein bischen, und lief wieder ein Stück und wollte gar kein Ende nehmen.

Auf Einmal aber sah Glückskind weit vor sich ein Licht. Er ging darauf zu, und siehe, es war ein Loch, das führte aus dem Berge. Da kam er denn endlich wieder unter den freien Himmel und war herzensfroh darüber und sah sich um, weil er glaubte, er sei wieder am Waldbache bei seinen Gänsen. Aber da war kein Bach und keine Wiese und keine Heerde; und war auch nicht mehr Abend.

Eine ganz wildfremde Gegend war es, die er vor sich sah, und eine große große Stadt, und gleich davor ein Garten mit einem Schlosse darin und vielen Springbrunnen und Gartenhäuschen. Das gehörte dem Könige. Und als sich Glückskind nach der Sonne umsah, wo sie stehe, da war sie verschwunden, und gegen Morgen graute eben der Tag und die Vögel sangen und pfiffen von den Bäumen.

Digitized by Google

Da ging Glückskind vom Berge herunter auf die Straße und kam an den Garten des Königs, und weil das Stadtthor noch zu war, so stieg er über die Mauer des Gartens und legte sich in ein Gartenhäuschen schlafen, denn er war die ganze Nacht marschirt und gar so müde.

Wie es nun heller Tag war, kam der Gärtner und sah da den Jungen liegen und weckte ihn mit dem Rechenstiele.

„Wer bist du und wie heißest du?“ frug er.

„Ach, Herr,“ antwortete der Junge, „ich bin der Gänsehirt und heiße Glückskind.“

„Und wo bist du her?“

„Da und daher.“

Da sprach der Gärtner: „Ei! ei! Das ist doch curios. Das Dorf kenne ich gar nicht, und bin doch weit in der Welt herumgekommen. Das muß gute hundert Stunden Wegs sein, sonst kennt' ich's.“

Glückskind aber weinte und sagte: „Ach, wie soll ich da wieder heimkommen? und im Berge ist's so dunkel, da verirr' ich mich!“

Und nun erzählte der Junge dem Gärtner, wie er hergekommen sei. Da sprach der Gärtner: „So bleib' hier und hilf mir bei der Gärtnerei. Du sollst es gut haben deine Lebtage.“

Also wurde Glückskind ein Gärtnerbursche und lernte fleißig, daß er es bald so gut konnte, wie sein Meister.

In dem Schlosse aber war eine junge Prinzessin, die hieß Marie und kam alle Tage in den Garten und spielte darin; und Glückskind mußte mit ihr spielen. Sie sangen und sprangen, und wanden sich Kränze und banden sich Sträuße, und tummelten sich auf dem Rasen und waren immer fröhlich beisammen.

Als sie schon groß geworden waren, hatten sie sich noch viel lieber und wollten nicht mehr von einander lassen.

Da ging Glückskind zu dem König und sprach: „Herr, gebt mir die Prinzessin Marie, Eure Tochter. Wir haben einander so lieb, und wollen nicht mehr von einander lassen.“

Aber der König lachte sehr und strich seinen königlichen Bart und sprach: Narrenspossen und kein Ende! Bist du nicht ein armer Hirtenjunge, und meine Tochter ist eine königliche Prinzessin? Wie willst du also um sie werben und bist doch nichts und hast doch nichts? Geh' mir aus den Augen, du Galgenschwengel!“

Also ging Glückskind dem Könige aus den Augen, und sann Tag und Nacht, wie er es zu Etwas brächte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Ausgewachsener Salat, ein delikates Gemüse. Ein Herr Wagus berichtet in den „Frauendorfer Blättern“ Folgendes: „Wenn der Kopfsalat geschossen ist und seine Samenstengel zu treiben beginnen, so schneide man diese letzteren in 3—4 Zoll lange Stücke, löse ihnen die grüne Haut ab und behandle sie in der Zubereitung wie den Spargel. Der Geschmack dieses so zubereiteten Salats unterscheidet sich kaum von dem des Spargels und muß als vortrefflich bezeichnet werden. Da der Uebelstand des Schießens beim Kopfsalat besonders in heißen Jahrgängen häufig vorkommt, so möchte diese Art des Gebrauchs desselben mancher Hausfrau willkommen sein.

Verschiedenes.

Ein „gebildeter“ Schustersjunge. Das „Friedberger Intelligenzblatt“ vom 14. Juni d. J. enthält unter Nr. 1089 folgende von humaner Gesinnung inspirirte, die Würde des Schusterjungenstandes wahrende Annonce: „Ein gebildeter junger Mann, mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, kann in die Lehre treten bei Georg Rausch, Schuhmachermeister.“

Räthsel.

Wer kennt den Rang im Militär,
Der immerdar sich gleicht,
Und auch gelesen hin und her,
Nicht sinket und nicht steigt? —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 81. Dienstag, den 8. Juli **1862.**

Energie der Liebe.

(Schluß.)

Ohne sich um das Geschrei seines Opfers zu kümmern, eilte unser Held hastig in den ersten Stock hinauf. Eine Thür stand offen. Er trat ein, ging tastend von Zimmer zu Zimmer, bis er endlich vor dem Bett des Arztes stand.

„Aufgewacht!" rief er mit lauter Stimme.

Der Doctor fuhr erschrocken empor.

„Wer ist da?" stammelte er noch halb im Schlafe.

„Ein Mann, der Ihrer Hilfe bedarf."

Jetzt erst kam der Doctor völlig zu sich. Er erkannte mit Schrecken, daß ein Fremder in sein Schlafgemach gedrungen war. Wahrscheinlich glaubte er, einen Dieb oder gar einen Mörder vor sich zu haben; denn er rief in wahrer Todesangst nach seinem Diener.

„Ihr Diener liegt unten an der Treppe. Ich habe ihn hinunter geworfen."

„Um des Himmels Willen!"

„Hören Sie, mein Herr! Ich bin wahnsinnig vor Schmerz. Reizen Sie mich also nicht. Eine Frau, die ich liebe, hat sich getödtet, oder sich wenigstens auf den Tod verwundet. Sie hat sich aus dem vierten Stockwerk herabgestürzt. Sie allein können ihr helfen. Sie werden also mit mir gehen. Ich werde die Stelle Ihres Dieners vertreten, werde Sie ankleiden. Das schnellste Pferd, das Sie in Paris finden, steht uns zur Verfügung. In 10 Minuten sind wir bei der Verwundeten."

„Nein, mein Herr," erwiderte der Arzt, „ich werde nicht mit Ihnen gehen. Ich bin sehr warm. Wollte ich jetzt aufstehen, könnte ich mir ja wahrhaftig eine Lungenentzündung holen. Meine Brust ist ohnehin nicht die beste. Muß Jemand sterben, so ziehe ich es doch vor, daß Ihre Geliebte dem Tode als Opfer falle."

„So, Sie weigern sich? Sie fürchten eine Erkältung? O, da kann ich helfen."

Und ehe noch der Doctor ahnen konnte, was seiner warte, eilte unser Mann zum Fenster und sperrte es weit auf.

„Ich springe hinaus," rief er dem zitternden Doctor zu. „Ohne meine Kleine mag ich nicht leben. Sie erkälten sich und meine Geliebte stirbt ohne Ihre Hilfe. Auf diese Weise fallen drei Opfer, während Sie leicht den Tod um jede Beute betrügen könnten."

„Gut, ich folge Ihnen," stöhnte der Doctor, „was soll ich machen? Sie zwingen mich ja. Aber schließen Sie das Fenster und helfen Sie mir, mich rasch ankleiden."

Zehn Minuten später stand Dupuytren wirklich am Bette der Verwundeten. Jetzt war seine Furcht vor der Erkältung verschwunden. Er war Arzt, sein Interesse an dem merkwürdigen Falle erregt und getreulich versuchte er alle Mittel seiner Kunst, die Unglückliche dem Tode zu entreißen.

Zwei Monate nach dieser denkwürdigen Nacht war sie hergestellt und konnte am Arm des Geliebten den ersten Spaziergang wagen.

„Jetzt ist es doch auch an der Zeit, den Doctor zu bezahlen," dachte der Edelmann und ging zu Dupuytren.

„Lieber Doctor," begann er das Gespräch, „Sie haben mir doch mein Benehmen in jener Nacht verziehen? Ich war wahnsinnig, war verliebt, also doppelt unzurechnungsfähig."

„Das ist ja längst vergessen."

„Sie haben meine Geliebte gerettet. Da-

Digitized by Google

für bin ich Ihnen Dank schuldig. Ich bin reich. Sagen Sie mir, wie ich Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen kann."

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Ich habe die Dame gerettet. Das ist mir genug. Die Freude, das Interesse, das ich an der Heilung fand, hat mich für die Mühe hinreichend belohnt. Ich bedarf Ihres Geldes nicht."

„Aber ich muß Ihnen meinen Dank durch die That beweisen. Haben Sie einen Freund? Ich will ihn unterstützen. Haben Sie einen Feind? Ich will ihn tödten, um Ihnen gefällig zu sein. Ich muß irgend Etwas für Sie thun."

„Nun gut! Sei es!" sagte der Arzt nach einer kurzen Pause. „Ich hätte in der That einen Wunsch."

„Nennen Sie ihn. Er ist gewährt, ehe Sie ihn aussprechen!"

„Sie werden mir also versprechen —"

„Was Sie wollen!"

„So geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nie mehr zu mir zu kommen, und wenn auch alle Ihre künftigen Geliebten zum Fenster hinaus stürzen, wenigstens des Nachts nicht."

Als Epilog zu unserer kurzen Geschichte mag eine noch kürzere folgen, die ihr gleicht und neuerdings von französischen Blättern erzählt wird.

Ein junger Mann will mit seiner Geliebten brechen. Er erklärt ihr seine Liebelosigkeit und schwört hoch und theuer, keinen Fuß mehr in ihr Zimmer zu setzen.

„So werde ich zu Dir kommen," ruft sie.

„Zu mir? Das versuche. Du wirst mich schwerlich zu Hause finden," und entfernte sich.

Sie steckt eine Karte des Ungetreuen zu sich und eilt an die Seine. Sie geht dem Ufer entlang, bis sie ein Boot mit vier kräftigen Ruderern erblickt. Jetzt nähert sie sich dem Flusse und stürzt sich mit kühnem Entschluß in das Wasser, nicht zwar, um ihrem liebeleeren Dasein ein Ende zu machen; denn sie schwamm vortrefflich und verschmähte es nicht, diese Kunst jetzt anzuwenden.

Das Boot rudert schnell herbei. Man fischt sie auf. Sie ist ohnmächtig. Man durchsucht sie, um zu erfahren, wer sie ist, und findet die Karte. Natürlich bringt man sie in die Wohnung, die darauf angegeben ist, in die Wohnung des Geliebten.

Als die vier Ruderer ihren Dank für die Rettung der Unglücklichen empfangen und sich entfernt hatten, öffnet die noch immer Regungslose plötzlich die Augen und sieht matt lächelnd um sich.

„Sagte ich Dir nicht, ich würde wieder kommen?" sagt sie halb laut und blickt fragend ihren Geliebten an, welchen Eindruck eine solche Energie in der Liebe auf ihn mache.

„Nun, da Du einmal hier bist," meinte dieser, „so bleibe. Oder noch besser, kleide Dich um und laß uns dann soupiren gehen. Nach Deinem Bade wird Dir das gut thun."

Das Märchen vom Glückskind.

Erzählt von Gottfried Flohr.

(Fortsetzung.)

Da begab es sich, daß die Prinzessin Marie wieder ihren Geburtstag feierte, und alle Herren und Frauen am Hofe, und alle Prinzen in der Nachbarschaft beschenkten sie, weil sie so schön und gut war. Und die Leute in der Stadt zogen umher mit Fahnen, Trompeten und Pauken, lösten die Kanonen und läuteten mit den Glocken — Alles wegen der Prinzessin Marie.

Glückskind aber saß traurig unter einem Baume im Garten, denn sie hatten ihn nicht ins Schloß gelassen mit seinem Strauße, den er gebunden hatte für die Marie. Auf Einmal, wie er in die Höhe sah, stand sie vor ihm und hatte einen Stock mit drei Rosen, die waren unvergleichlich schön und rochen so süß.

„Glückskind," sagte die Prinzessin, „da haben sie mir den Stock geschenkt mit drei wunderschönen Rosen; und wenn du ihn recht pflegst und bewahrst, daß nichts dran passirt, dann kriegen wir uns. Kommen sie aber um, dann ist's nicht gut."

Glückskind nahm den Rosenstock aus ihren Händen und hütete ihn Tag und Nacht. Bei Tage stellte er ihn ins Freie; bei Nacht in ein Häuschen an der Mauer und legte sich davor.

Als er eines Morgens wieder einmal aufwachte und sich die Augen rieb, da war eine von den Rosen abgebrochen.

Digitized by Google

„Ach, du lieber Gott," rief Glückskind, „da haben wir's! Was wird die Prinzessin Marie sprechen?"

Die war auch gleich da und weinte über die Rose und Glückskind weinte mit ihr.

Als sie fertig waren mit Weinen, so sagte die Prinzessin: „Aber nun paff' mir ordentlich auf, Glückskind, sonst ist's gefehlt!"

Wie nun die Nacht kam, paßte Glückskind ordentlich auf und schloß das Fenster des Häuschens und den Laden davor zu und die Thüre verriegelte er. Aber wie die Glocke zwölf schlug auf dem Schloßthurme, da übermannte ihn der Schlaf und die Augen fielen ihm zu und er schlief ein.

Am anderen Morgen war die zweite Rose auch fort; nur die dritte und letzte hing noch am Stocke. Nun weinte die Prinzessin noch viel mehr, als sie kam und das sah, und sagte: „Glückskind, Glückskind, nun paff' mir ja, ja auf, sonst ist mir's Schaden und dir auch."

Aber Glückskind wußte gar nicht, wie es zugegangen war, daß die Rose fehlte. Thüre und Fenster waren doch zu gewesen über Nacht und auch noch am Morgen, als er erwacht war.

„Wenn ich's doch nur wüßte! wenn ich's doch nur wüßte," sagte er und schaute sich im Häuschen um, ob er nicht fände, woher der Dieb gekommen sei.

Wie er sich so umsah, da lag am Fenster ein einziges Rosenblättchen. Das Fenster aber ging auf die Gartenmauer, an der das Häuschen stand.

„Ha, ha!" rief Glückskind, „jetzt hab' ich's! Der Dieb ist über die Mauer zum Fenster herein."

Als es nun Abend wurde und Nacht, und Mond und Sterne am Himmel leuchteten, da schloß Glückskind das Häuschen fest zu, ging leise hinaus vor den Garten und versteckte sich unten an der Mauer in ein Loch und lauerte auf den Dieb. Es schlug Zehn und kam nichts, es schlug Elf und kam nichts; nur die Frösche quakten im Sumpfe und die Käuzlein schrieen im Dickicht. Als es nun gegen zwölf Uhr um Mitternacht ging, wurde Glückskind wieder ganz schläfrig und müde, als hätte es ihm Jemand angethan. Aber er hielt sich wach und schlief nicht ein.

Da kam auf Einmal, grade wie die Glocke Zwölfe schlug, quer über's Feld ein buckliG Männchen her mit einer langen Nase und einem spitzen gelben Hütchen auf. Das wollte eben die Mauer hinaufklettern. Da sprang Glückskind hervor und rief: „Wart, ich helf' dir, du Rosendieb!" und packte das Männchen, warf's zur Erde und würgte es.

Das Männchen schrie und bat um sein Leben. „Laß' mich gehen!" rief es, „ich bin ein Kobold und kann hexen."

„Ei was," sagte Glückskind, „die Rosen sollst du herausgeben, die du gestohlen hast, oder ich bringe dich um!"

„Laß' mich gehen!" schrie das Männchen wieder, „laß' mich gehen! ich hab' sie gestohlen und sie sind verdorrt. Was willst du noch damit? Aber hexen will ich dich lehren, da wirst du reich und groß und der König muß dir seine Tochter geben."

Da ließ ihn Glückskind gehen und sagte: „Ja, wenn du das kannst."

Der Kobold aber sprang auf seine Füße und rüttelte sich und setzte sein Hütchen auf, das war ihm herunter gefallen und rieb sich seine große Nase.

Wie er damit fertig war, so frug ihn Glückskind: „Was muß ich denn thun, wenn ich will hexen lernen?"

Da antwortete der Kobold: „Du mußt thun, was ich dir sage, und gib mir genau Acht, daß du nichts vergissest, sonst hilft es dir nichts. Du darfst dich drei Wochen lang nicht waschen und nicht kämmen, und wenn dich Jemand fragt und zu dir spricht, so mußt du sagen: Vier Schoppen ein Maas! und ja nicht mehr. Und wenn die drei Wochen herum sind, so mußt du zu mir kommen; ich wohne da und da."

Das war aber am Ende der Stadt und Glückskind wußte es schon. Also bedankte er sich bei dem Kobold und legte sich wieder schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Eine neuere Methode, Weine wieder gesund zu machen, die Faden ziehen (lang werden), gibt das französische Blatt „Culture"

Digitized by Google

folgendermaßen: „Die Weine, welche des Tanins (Gerbestoffes) ermangeln, wie es bei den weißen Weinen der Fall ist, können in krankhafte Gährung gerathen, was man mit Gerbestoff (Tanin) abwenden kann. Ein Loth Tanin reicht hin, um 203 Maß Wein zu behandeln. Auch andere Stoffe, wie Vogelbeeren, gepulverte Galläpfel oder gepulverte Traubenkerne, haben die Eigenschaft, jene Krankheit des Weines zu entfernen, jedoch ist Tanin, das in jeder guten Apotheke zu haben ist, das beste Mittel.

Verschiedenes.

Ein Pariser, dessen größtes Vergnügen in der Zucht seltener ausländischer Vögel bestand, erlebte vor einigen Tagen, als er von einem Geschäftsgange nach Hause kam und in seine kleine, im fünften Stockwerke des Hauses befindliche Menagerie trat, den Schmerz, die Käfige offen und leer und einen Theil seiner Lieblinge todt auf dem Boden zu sehen. Nach dem Urheber der That forschend, entdeckte er einen Affen, der einem ihm gegenüber wohnenden Arzte gehörte und offenbar der Mörder sein mußte. Das Thier glitt an einer am Fenster des Menageriezimmers vorüberführenden Dachrinne hinab und schien den armen Thierzüchter noch verhöhnen zu wollen. Außer sich vor Ingrimm und Wuth langte dieser nach einer doppelläufigen Flinte, jagte die erste Kugel der boshaften Bestie durch den Schädel, mit der zweiten gab er sich selbst den Tod.

(Die Kosackenkrankheit.) Aus Königsberg schreibt man: Zu einem hiesigen Arzte kam unlängst ein polnischer Jude, um ihn wegen einer Krankheit zu consultiren, mit der er behaftet sein wollte. Er behauptete nämlich am Herzklopfen zu leiden, eine Angabe, die den Arzt in Rücksicht auf das kräftige gesunde Aussehen des Patienten in Verwunderung setzte, so daß er, nachdem er den Mann körperlich untersucht und nichts gefunden hatte, was irgendwie auf ein organisches Herzleiden schließen ließ, denselben fragte, wann sich denn das Leiden gewöhnlich einstelle? „Ach," hob der Patient mit beklommener Brust an, „sonst bin ich wohl gesund, aber wenn ich sehe die Kosacken, dann es gar gewaltig pufft." Gegen dieses Herzleiden konnte der Arzt natürlich nur die Vermeidung der Nähe von Kosaken anordnen; aber das ging nicht, denn unser Mann zählte, wie er gestand, zu seinen Geschäften den — Schmuggelhandel!

Auch ein Curiosum. Die „Mainzer Ztg." schreibt: Sage noch Einer, daß Mainz keine kosmopolitische Stadt sei! Unsere Sprache ist deutsch, unser Gesetz französisch, unsere Regierung hessen-darmstädtisch, unsere Kirche römisch, unser Gouvernement österreichisch, unsere Commandantur preußisch, unsere Garnison großentheils italienisch, unsere Post thurn- und taxisch, unser Gaswerk badisch, unser Telegraph bayrisch ꝛc.!

In einer Garnisonsstadt Württembergs wohnte seit einer Reihe von Jahren ein reicher Holländer und logirte derselbe in einem vorzugsweise von vielen Offizieren besuchten Gasthofe; vor Kurzem ging er wieder in sein Vaterland zurück und gab er deßhalb seinen Bekannten ein Abschiedsessen. Bei Tische fragte ihn nun einer der Gäste, warum er seit Jahren und auch heute wieder immer bei Beginn der Tafel ein Goldstück vor seinen Teller gelegt und später wieder eingesteckt habe. Das will ich Euch sagen, antwortete der Gefragte; ich habe mir vorgenommen, jeden Tag, an welchem nicht vorzugsweise das Tischgespräch sich um Hunde, Pferde und Dirnen dreht, den Armen das Goldstück zu schenken, allein ich mußte es bis jetzt und auch heute behalten.

Mann: Aber, liebe Frau, sei doch gscheidt. — Frau: Jetzt mag ich gerade auch nicht. Du sagst ja immer, die Frau solle nicht mehr sein wollen, als der Mann.

Auflösung des Räthsels in Nro. 80:

Aga.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 82. Donnerstag, den 10. Juli **1862.**

Ein glücklicher Kuß.

An der Universität zu Upsala studirte vor einigen Jahren ein junger, still für sich hinlebender Mensch, welcher mit Eifer den Studien oblag, aber nicht die materiellen Mittel besaß, sich ihnen ungestört hingeben zu können. Er war arm und hatte keine Verbindungen. Dennoch aber gab er den Entschluß, sich eine wissenschaftliche Laufbahn zu eröffnen, nicht auf, erwarb sich theils durch schriftliche Arbeiten seinen dürftigen Unterhalt, ließ sich durch keine Hindernisse niederbeugen und tröstete sich für alle Entbehrungen mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Obgleich er nicht vielen Umgang pflog, wurde er doch wegen seines milden, friedlichen Charakters und seines trefflichen Herzens von Allen, die ihm nahe kamen, geliebt und Niemand war ihm gram. Eines Tages stand er mit einigen seiner Commilitonen auf dem Hauptmarkte der Stadt und verschnaufte eine Stunde der Erholung, als die Aufmerksamkeit der Studenten durch ein junges, außerordentlich elegant gekleidetes, schönes Mädchen gefesselt wurde, welches an der Seite einer älteren Dame langsam an ihnen vorüberging. Es war die Tochter des Gouverneurs von Upland, welcher in Upsala wohnte, und die sie begleitende Dame ihre Mutter. Die Studenten sahen ihr, während sie wie eine anmuthige Vision vorüberschwebte, mit Bewunderung nach, und als sie außer Hörweite waren, rief einer von ihnen aus: „Wahrhaftig, es wäre Millionen werth, einen Kuß von solchem Rosenmunde zu erhalten.“ Der oben erwähnte junge Mann, der Held unserer Anekdote, welche von Friederike Bremer erzählt und verbürgt wird, hatte dem schönen Kinde mit ehrerbietigem Staunen in die reinen, engelgleichen Züge gesehen und stand dann sinnend da. Plötzlich rief er, wie von einer unvermutheten Inspiration ergriffen, aus: „Ich glaube, ich könnte einen bekommen!“ „Was, bist Du wahnsinnig?“ „Nicht im Geringsten, aber dennoch bin ich überzeugt, daß sie mich küssen würde, wenn ich sie darum bäte.“ „Was, hier auf dem Markte, vor unser Aller Augen?“ „Allerdings.“ „Aus freien Stücken?“ „Ganz gewiß; glaubt Ihr denn, ich würde unverschämt sein, und sie zwingen?“

„Nun, wenn Du das wahr machst, so gebe ich Dir tausend Thaler!“ rief Einer. „Ich auch! ich auch!“ fügten drei oder vier Andere hinzu. Die jungen Leute waren sehr reich und mündig, also vollkommen fähig, ihr Versprechen zu erfüllen, wenn sie durch die Wette auch nichts zu wagen glaubten, da ihnen das Unterfangen ihres Kameraden als eine Tollkühnheit erschien, die üble Folgen nach sich ziehen werde. „Gebt mir die Hand darauf!“ Es geschah und alle Formalitäten einer regulären Wette wurden erfüllt. Unser Held, welcher nicht gerade schön war, bei dem aber besondere Gründe für die Annahme sprachen, daß ihn die Natur keineswegs stiefmütterlich behandelt hatte, und daß er namentlich in diesem Augenblick einen vortheilhaften Eindruck machte, ging jetzt entschlossen der Dame nach und sagte fest: „Mein Fräulein, mein Schicksal liegt in Ihrer Hand.“ Sie stand still und sah ihn erstaunt an. Er theilte ihr seinen Namen, seine Lebensstellung, sein Streben, seine Ansichten mit und erzählte mit offener Treuherzigkeit Wort für Wort Alles, was soeben zwischen ihm und seinen Kameraden vorgefallen. Sie hörte ihm auf-

Digitized by Google

merksam zu und sagte, als er zu Ende war und sich nochmals ehrerbietig verneigte, erröthend und freundlich: „Nun, wenn ein so geringer Dienst so viel Gutes stiften kann, so wäre es sündlich von mir, wenn ich Ihnen denselben verweigern wollte.“ Damit küßte sie den jungen Mann und ging dann weiter. Am andern Tage wurde der verwegene Student zum Gouverneur geholt. Derselbe wollte den Mann sehen, welcher es gewagt hatte, seine Tochter um einen Kuß zu bitten, und was noch schlimmer war, ihn erhalten hatte. Er empfing und musterte ihn von oben bis unten mit gerunzelter Stirne, ließ sich aber doch in eine Unterhaltung mit ihm ein, welche über eine Stunde währte und einen so günstigen Eindruck auf ihn machte, daß er den Jüngling sofort lieb gewann und ihn bat, während der Dauer seiner Studien mit seinem Mittagstisch vorlieb zu nehmen. Unser junger Freund war jetzt frei von Mangel und betrieb seine Studien auf eine Weise, die ihn bald zu einem angesehenen Zögling der Universität machte. Seit dem ersten Kuß ist kaum ein Jahr verflossen, als er schon die Erlaubniß erhielt, der Tochter des Gouverneurs einen zweiten zu geben und sie als Braut zu umarmen. Er wurde später einer der Gelehrten, welche den schwedischen Namen dem Auslande gegenüber gefeiert machten.

Das Märchen vom Glückskind.

Erzählt von Gottfried Flohr.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen kam der Gärtner und frug: „Nun, Glückskind, wie hat's diese Nacht gegangen?“ So sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maas,“ und der Gärtner glaubte, er wäre noch schlaftrunken und lachte ihn aus.

Nachher kam auch die Prinzessin Marie und war froh, als die letzte Rose noch am Stock hing, und sagte: „Nun ist's gut, Glückskind. Was soll ich dir zu Gefallen thun, daß du so treu gewacht hast?“

Da sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maas.“ Die Prinzessin lachte, nahm ihren Rosenstock und ging fort.

Da kam auch der König und hatte schon gehört, wie es wäre, und frug Glückskind: „Nun, mein Sohn, hast du den Dieb erwischt?“

Da sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maas.“

Aber der König sprach: „O, o! Das sind Narretheidinge! Das paßt sich gar nicht!“ und ging fort.

Aber sie glaubten Alle, Glückskind wäre vor lauter Angst und Sorge über die Rosen närrisch geworden, weil er nichts sagte, als: Vier Schoppen ein Maas, man mochte ihn fragen, wie man wollte.

So ging eine Woche herum und noch eine. Weil sich aber Glückskind nicht wusch und nicht kämmte, wie er dem Kobold hatte versprechen müssen, so wurde er nach und nach ganz schmutzig und kohlkesselschwarz im Gesichte und die Haare auf seinem Kopfe waren wie ein Kehrbesen.

Wie nun der letzte Tag der dritten Woche da war, so kam der König mit der Prinzessin Marie wieder einmal in den Garten und frug nach Glückskind.

„Ach,“ sagte der Gärtner, „der sieht aus wie ein Mohr, und hat sich drei Wochen nicht gewaschen noch gekämmt, und weiß immer noch weiter nichts als: Vier Schoppen ein Maas.“

„Was das für Streiche sind!“ sprach der König und ließ ihn herbeiholen.

Als Glückskind nun kam, und so strubwelig und pechrußrabenschwarz aussah, da rief die Prinzessin Marie: „Pfui Wawa! Glückskind! Warum wäschst du dich nicht?“

Da sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maas.“

Aber der König wurde ganz zornig darüber und sprach: „Jetzt ist es g'rade genug, du Spitzbube! Auf der Stelle redest du vernünftig und säuberst dich, oder ich jage dich fort.“

Glückskind schüttelte mit dem Kopfe, denn er durfte ja noch nicht sprechen und sich säubern, weil der Tag noch nicht ganz herum war.

„Thu' mir's zu lieb!“ sagte Marie und wollte ihn gleich selbst kämmen, aber er lief fort. Da fingen ihn des Königs Diener, prügelten ihn und schmissen ihn vors Thor.

Digitized by Google

„So ein Tollhanns!“ sagte der König, „der soll mir wieder kommen!“

Glückskind aber lief ans Ende der Stadt, wo das Männchen wohnte, und wartete bis der Tag um war; und wie es zwölf Uhr schlug in der Nacht, klopfte er an. Der Kobold wachte auf und ließ ihn herein.

„Da hab' ich's nun,“ sagte Glückskind. „Da hab' ich's nun, mit deiner Hexerei.“

Aber der Kobold sagte: „Sei nur stille, das ist erst der Anfang.“

Und so lehrte er ihn ein ganzes Jahr. Da konnte Glückskind schon ein Bischen.

Als das Jahr um war, so hieß ihn der Kobold Schippe und Hacke nehmen und hinterm Hause im Garten an der Hecke in der Ecke ein Loch graben. Dahinein warf der Kobold die beiden Rosen, die er gestohlen hatte, und die ganz dürr und welk waren. Nachher mußte Glückskind die Erde wieder darauf werfen.

Auf einmal hieß es in der Stadt, der König sei krank geworden, und wer ihn curire, der solle 10,000 Goldstücke haben.

Da kamen viele Aerzte von nah und fern, aber ihre Kunst war umsonst.

Also sprach der Kobold zu Glückskind: „Jetzt ist's für dich Zeit,“ und hieß ihn allerlei Kräuter nehmen und einen Trank kochen.

Als der Trank gekocht war, mußte er davon ein Gläschen füllen, und damit ins Schloß gehen, den König zu heilen.

Wie er nun ins Schloß kam, so stand da die Prinzessin Marie und frug: „Ei, Glückskind, was willst du hier?“

Und Glückskind antwortete: „Da hab' ich Tropfen für deinen Herrn Vater, den König. Wenn er davon zwölf auf einem Stückchen Zucker nimmt, so ist er gleich gesund.“

„Ach, das ist herrlich!“ sagte die Prinzessin.

Also trat Glückskind in des Königs Zimmer und tröpfelte ihm zwölf Tropfen auf Zucker und reichte es ihm. Davon wurde dem König aber noch viel übler als zuvor, und Glückskind mußte machen, daß er fortkam, sonst wäre es ihm schlecht gegangen mit seinen Tropfen.

Als er nun heimkam, so sagte der Kobold: „Du hast's versehen, Glückskind, und die Tropfen nicht recht gezählt, sonst hätte es helfen müssen.“

Andern Tags aber zogen des Königs Herolde durch die Stadt und riefen an den Ecken und auf den Märkten aus: Wer des Königs Krankheit heile, der solle die Hälfte seines Reiches haben.

Und wieder kamen die Aerzte aus aller Herren Ländern, aber den König heilten sie nicht.

Da sprach der Kobold zu Glückskind: „Nun ist's Zeit für dich. Ich will dich was Besseres lehren, das hilft.“ Also hieß er ihn bei Nacht und Nebel rund um die Stadt gehen, ohne umzublicken, und immerfort sprechen:

Nacht und Nebel, Mond und Stern;
Feige hat so süßen Kern.“

Und dabei sollte er von drei Bäumen drei Feigen pflücken. Wenn die der König äße, so wäre er gleich gesund.

Glückskind that so, wie der Kobold ihm geheißen. Er ging bei Nacht und Nebel rund um die Stadt, sah nicht hinter sich, noch neben sich und sagte immerfort:

„Nacht und Nebel, Mond und Stern;
Feige hat gar süßen Kern,“

und pflückte von drei Bäumen drei Feigen und ging damit am anderen Morgen zum Könige.

„Ach, Glückskind,“ sagte die Prinzessin Marie, als er ins Schloß kam, „richte mir nur nicht wieder ein Unglück an!“

Glückskind aber tröstete sie und ließ sich melden, daß er etwas habe, den König zu curiren.

Da führten ihn die Diener ins Schlafgemach und der König nahm eine von den Feigen und aß sie. Aber es wurde ihm nicht gut darauf. Dann nahm er die andere und zuletzt auch die dritte.

Nun aber wurde ihm auf einmal so erbärmlich und jämmerlich, daß er glaubte, der Tod stieße ihn an; und die Diener mußten Glückskind zum Schlosse hinausprügeln, weil er so schlecht curiren konnte. Sie zerrissen ihm die Kleider, rauften ihm die Haare und schunden ihm das Gesicht. Es war gar so arg, wie sie ihm mitspielten.

So kam er wieder zum Kobold und klagte sein Unglück.

„Was sind das für Dummheiten!“ rief

Digitized by Google

dieser ganz böse. „Du hast gewiß etwas falsch gemacht?“

„Ach,“ sagte Glückskind, „ich habe gethan, wie du gelehrt hast, und gesprochen:

„Nacht und Nebel, Mond und Stern,
Feige hat gar süßen Kern.“

„Siehst du,“ sprach der Kobold, „daß es nichts nutz war! Du mußtest sprechen: Feige hat so süßen Kern. Warum passest du nicht besser auf.“

„Ach, hätte ich doch die Hexerei nicht gelernt!“ sagte Glückskind. „Das hat man davon.“

Der Kobold aber tröstete ihn und wollte sich auf etwas Anderes besinnen, das helfen müsse. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Von dem bayerischen Turnieradel, d. h. von jenem bayerischen Uradel, der die Zeiten der Schyren sah und die Reichsturniere besuchte, leben gegenwärtig nur noch fünfzehn Geschlechter. Ihre Namen sind: Fraunberg, Gumppenberg, Leublfing, Fraunhofen, Nothhaft, Preising, Sandizell, Törring, Leuprechting, Satzenhofen, Taufkirchen, Stinglheim, Aham, Weichs und Seiboltsdorf. Einige davon nur noch im weiblichen Stamme. In neuerer Zeit gewinnt aber der Briefadel über den Uradel ein numerisches Gewicht. Vom ganzen bayerischen Adel haben die Grafen Jonner den ältesten Briefadel. Dieser wurde vom Kaiser Sigismund zu Feldkirchen am St. Gallen Tag im Jahre 1420 ertheilt. Die nächsten daran sind die Fugger vom Jahre 1473, dann die Oelhafen von Schöllenbach 1489, die Rumpler 1490 ꝛc. Wie weit oft der Stamm eines Adelsgeschlechts hergeführt wird, beweist das Reichsfürstendiplom der Esterhazy vom 7. December 1687, welches in gerader Linie vom König Attila herstammen soll. Auch nennt das genannte Diplom alle Esterhazy'schen Ahnherren bis zum Thurmbau von Babel, den Hanok, und bis zur Zeit vor der Sündfluth, was wohl diplomatisch richtig sein mag, aber jedes historischen Grundes entbehrt. Vom Jahre 1600 bis 1800 sind mehr denn 400 kaiserliche Adelsbriefe in Langs Adelsbuch (1820) aufgeführt; außerdem noch von Pfalzgrafen 37, von Kurfürst Max Emanuel 5, von Kurfürst Max Joseph III. 37, von Karl Theodor 151, vom Kurfürsten von der Pfalz 2, vom Fürst Primas von Aschaffenburg 3, von König Max Joseph I. 178, von König Ludwig 72, von König Max II. bis Neujahr 1860 12.

Der Gedenkthaler, welcher für das allgemeine deutsche Schützenfest geschlagen wird, trägt auf dem Avers den Frankfurter Adler mit der Umschrift: „Freie Stadt Frankfurt“. Die auf dem Revers befindliche „Germania“ in freier, jedoch nicht antiker Gewandung hält in der herabfallenden Linken den Schild mit dem Reichsadler, in der wie zu einer Bekränzung hoch erhobenen Rechten einen Eichenkranz. Die Umschrift lautet: „Ein Gedenkthaler für das allgem. Schützenfest.“

Um das Geschlecht der Hühnereier zu erkennen, will Herr Genin ein Mittel gefunden haben, das in einer einfachen Wahrnehmung bestände. Er behauptet nämlich, daß alle Eier, welche den Keim für einen Hahn enthielten, an der Spitze merklich gefaltet, während die der Weibchen ganz glatt seien.

Das Comite der Kaiserslauterer Carnevalsgesellschaft setzt einen Preis von 11 Ducaten für ein zwei- bis dreiactiges Lustspiel aus.

Dreisilbige Charade.

Mein Erstes durchströmt Italiens Auen;
Mein Zweites ist in der Ehe zu schauen,
Worin man immer es zwei Mal fand.
Mit dem Dritten nennt man meistens die Frauen,
Doch werden auch Männer so genannt.
Des Ganzen leitende Götterhand
Entführt uns rasch über Leid und Beschwerde
Zum Himmel hinauf von der dunkeln Erde,
Wir schwelgen dann im Sonnenreich
Der Phantasie den Seligen gleich. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 83. Samstag, den 12. Juli **1862.**

Herzog Hans vor Drossen.

Herzog Johann von Sagan, der böse Hans genannt,
Zog her mit seinen Mannen ins Brandenburger Land;
Er stillt sein Mordgelüsten an Kampf und Schlachtenglut
Und seine Augenweide ist Dörferschutt und Blut.

Gen Drossen ziehet sengend und brennend Hansens Heer;
Es rüsten sich die Bürger zur tapfern Gegenwehr.
O Drossen, armes Städtlein! Nun wird dir zugesetzt,
Die Lanzen sind geschliffen, die Klingen sind gewetzt.

Schon dröhnet Speereschwingen und wilder Rosse Lauf,
Schon sammeln sich die Feinde am Thore all' zu Hauf;
Umschildet stürmen mächtig die wilden Haufen an,
Von Spießen rings umstrahlet, so dränget Mann an Mann.

Die Bürger stehen droben und rufen manerab:
„Bereitet uns dort unten ein wohlgebettet Grab!
Daß wir, zu Grund gefallen, am Boden liegen weich
Und sanft gelagert kommen ins liebe Himmelreich!"

Nun geht es an ein Stürmen, daß rings der Boden dröhnt,
Daß unter Rosseshufen die Erde bangt und stöhnt,
Und zu dem Schweiß des Tages rinnt rother Todesschweiß,
Und an der Mauer liegen die Todten stufenweis.

Schon glimmt an Leichenhaufen der kühne Feind empor,
Aus weiter Ferne windet sich neu Geschwärm hervor.
Hei, wie durch Staubeswirbel die Heereswirbel ziehn,
Da überfällt die Städter ein Schrecken — sie entflieh'n.

Was Männer nicht erfochten, ha'n Weiber wohl vermocht,
Die ha'n in Topf und Kessel siedheißen Brei gekocht,
Und gießen von der Mauer so manchen schönen Guß,
Darin Herr Hans von Sagan beinah' ertrinken muß.

Die Feinde, die gekommen ganz trocken, wohl und kalt,
Die fliehn verbrannt, durchfeuchtet und ohne Aufenthalt;
Und noch ein Sprüchlein gehet durchs ganze Märkerland:
„Herr Hans hat sich vor Drossen am Brei das Maul verbrannt."

Göttliches Walten.

1.

Unruhig schritt der alte Major von Helmbrück in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, bald maß er mit langen Schritten das mittelgroße Gemach, bald stand er wieder vor dem Fenster still und blickte, die Stirn in krause Falten gezogen, den dichtfallenden Schneeflecken zu, dann griff er hastig nach dem auf seinem Schreibtische liegenden Brief und überlas den schon zwanzig Mal gelesenen zum einundzwanzigsten Male, stampfte ungeduldig mit dem Fuße, setzte die längst ausgegangene Pfeife unsanft in die Ecke und rief: „Er soll mir nur kommen, der Junge! Mir solche Streiche zu machen! Sich in ein Blumenmädchen zu verlieben, das fehlte mir auch noch! Hab's aber immer gesagt, aus dem Jungen wird nichts, er hat gar keinen Ehrgeiz, darum wollte er auch kein Soldat werden, dazu ist er zu weichlich. Das hat man von den Muttersöhnchen, die die Mama

Digitized by Google

verhätschelt. Hat ihn ja immer in Schutz genommen, die Frau Mama, bin doch begierig, was sie jetzt für Beschönigungen wird ausfindig zu machen wissen, oder ob ihr mütterliches Bemäntelungstalent jetzt endlich einmal auf den Sand aufzusitzen kommt! Potz Bomben und Granaten, man möchte rasend werden über so einen verrückten Jungen! — Ein Blumenmädchen! ein Blumenmädchen! Wäre ein gesunden Fressen für die alten Klatschjungfern! Aber was mache ich da noch lange Fazen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ich will mich sogleich hinsetzen und ihm meine väterliche Resolution mittheilen, heißt einfach: Rechtsumkehrt, Marsch!" Und er schrieb:

Ungerathener, pflichtvergessener Sohn!

Angesichts dieses befiehlt dir dein erzürnter Vater sofort Ordre zu pariren, sie lautet: Einpacken, nach dem Bahnhof fahren, Karte nach Neustadt lösen, morgen hier sein und bleiben bis auf Weiteres.

Noch dein Vater

Major von Helmbrück.

„So, das hätten wir besorgt," rief der Alte triumphirend über seine energische Procedur, „nun soll's der Johann auch sogleich zur Post besorgen." Aber die Nemesis schreitet schnell, der so unglücklich begonnene Tag sollte nicht so bald eine ruhigere Physiognomie zeigen. Der Major klingelte, griff dann nach der Streubüchse, aber, o Unglück, in der Eile vertauschte er das Tintenfaß, das er seinem ganzen Inhalt nach über das Papier entleerte, so daß der Tisch von der dunklen Flüssigkeit überschwemmt war. Schon drohete das schwarze Meer sich auch auf den Boden zu ergießen, da sprang der Major fluchend auf, wobei er dem treuen Caro, der kaum wieder aus der Ecke, in welcher er sich bei den Wuthausbrüchen seines Herrn erschreckt verkrochen hatte, wedelnd herausgeschlichen war, so gewaltig auf den Fuß trat, daß das arme Thier heulend nach der neben sich öffnenden Thüre sprang. Die alte Köchin Margaretha war nämlich gerade eingetreten, um zu melden, daß der Johann von der gnädigen Frau ausgeschickt worden, und der Herr Major sich darum etwas gedulden müsse. Caro benutzte diese Gelegenheit und versuchte der dicken Trulle zwischen den Beinen durchzuschlüpfen, worüber diese jedoch das Gleichgewicht verlor und schreiend zu Boden stürzte. Bei diesem Aufschrei drehte sich der Major, in der Hand das mit Tinte getränkte Papier, welches er dem Papierkorbe zuzuschicken beabsichtigte, herum; die bereits zum Wurfe gehobene Faust machte ebenfalls eine Schwenkung und das Papier flog statt in den Korb nach der Thür und dem gerade unter dieselbe tretenden Barbier, welcher bei dem allzukomischen Vorgang seine Lachmuskeln nicht zu bemeistern vermochte, und seinen großen Rachen eben weit aufgesperrt hatte, gerade in denselben — pardautz und das Tintenpapier steckte ihm zwischen den Kinnladen. Dieses so unerwartet auf seinen gähnenden Schlund applicirte Pflaster bewies sich von ebenso rascher Wirkung; sein Mund verzog sich, als ob er Wermuth geschluckt, und er fing so jämmerlich an zu speien und zu pusten, daß der Major trotz seines Aergers und Zorns in ein wahrhaft convulsivisches Lachen ausbrach, an welchem die wieder erstandene Köchin herzlichen Antheil nahm. Es dauerte einige Minuten, bis derselbe wieder so weit Herr seiner selbst geworden, daß er im Stande war, die Köchin mit einem kleinen Donnerwetter hinaus zu expediren, und sich selbst auf den Sorgensessel niederzulassen, um der alltäglichen Schur heut mit einer gewissen Resignation sich zu unterziehen, es kostete eine verzweiflungsvolle Anstrengung, um für eine kleine Weile den Aerger zu unterdrücken. Aber, armer Barbier, wie unbehaglich war dir zu Muthe bei den grimmigen Blicken, welche der alte Bär unter seinen buschigen Brauen hervorwetterleuchten ließ! Fürchtetest du dich doch schon vor dem barschen, martialischen Mann auch zu den gewöhnlichen ruhigen Zeiten, wenn nur die stereotypen Rauchwolken den Majorshorizont nebelhaft umwölkten und verdüsterten! Aber der Muth der Verzweiflung bewirkte Wunder und es gelang ihm heute, das rauhe Stoppelfeld so glatt abzumähen, daß den prüfend darübergleitenden Fingerspitzen auch nicht die geringste Unebenheit begegnete, und zwar gelang dies, ohne alle und jede Blutspur, ohne den geringsten Riß oder Schnitt. Der Major, der, als er sich im Spiegel betrachtet, zufällig einen Blick auf das ihn ängstlich be-

Digitized by Google

obachtende Gesicht des Barbiers warf, mußte unwillkürlich lächeln, und dieser zufällige Blick, das darauf folgende Lächeln und die ganz absichtslos an den Barbier gerichtete Frage sollte auf das Schicksal zweier uns bis jetzt kaum genannten, aber uns im Verlaufe dieser Erzählung noch vielfach begegnenden Personen einen ganz entscheidenden Einfluß ausüben.

„Ei, wo haben Sie denn so fein rasiren gelernt, Herr Doctor?“ fragte der Major lachend. „Mein Bart ist ja wie weggeblasen, und mein Kinn fühlt sich an wie das Sammtpatschchen eines jungen Mädchens. Hier haben Sie doch gewiß nicht Ihre Studien gemacht?“

„Halten zu Gnaden, Herr Major, nein, hier nicht, sondern in der Residenz, ich war bis vor einigen Wochen auf der ersten Barbierstube daselbst bei Herrn Kleinhans auf dem Wilhelmsplatz?“

„Kleinhans?“ murmelte der Major für sich, „ei das ist ja der verflixte Namen: Rosalie Kleinhans, da müssen wir uns einmal näher erkundigen. Kleinhans?“ frug jetzt der Major laut, „der Name ist mir bekannt, gibt es noch mehr Kleinhanse in der Residenz oder sind Sie dort nicht bekannt?“

„Der Herr Major werden excusiren, ich bin nur eine halbe Stunde von der Hauptstadt geboren, habe dort mehrere Verwandte und kenne mich so ziemlich daselbst aus. Ja, der Kleinhanse gibt es eine ganze Masse: da ist neben dem Meister Bader noch der Schneidermeister in der goldenen Hutgasse, der Bäcker in der grünen Leiter, der Leinweber an dem rothen Kreuzthor, der Kärrner in der Beckgasse, Einer ist Wirth, ein Anderer Musikus, ja und wart' einmal, da war ja auch Einer Adjunct oder so etwas beim Hofgärtner, der ist aber schon lange todt, hat aber ein paar wunderhübsche Madels hinterlassen, ich sage Ihnen, Herr Major, da lauft einem das Wasser im Munde zusammen, wenn man die Madels sieht; die Katherl die ist prächtig, aber über die Roserl (bei diesem Namen horchte der Major hoch auf) da geht kein Maderl in der ganzen Welt. Ist die schön, und gescheit, alle jungen Herren und namentlich die Herren Lieutnants, die durch die Schiffergasse kommen, recken und drehen sich bald die Hälse aus, aber es ist ganz umsonst. Die Roserl sieht's wohl, aber sie thut, als ob sie's nicht sähe, und geht ihren aus dem Wege, denn sie ist ein braves, ehrliches Mädchen. Und dabei ist sie so gut und freundlich, pflegt und sorgt für ihre alte, kranke Mutter, ich sage Ihnen, Herr Major, sie ist ein Engel von einem Mädchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Märchen vom Glückekind.

Erzählt von Gottfried Flohr.

(Fortsetzung.)

Am anderen Tag riefen die Herolde wieder aus: Der König liege am Sterben; und wer ihn vom Tod errette, der solle die Prinzessin Marie, seine Tochter, haben und an seiner Statt König sein.

Als sie dies auch vor des Kobolds Haus verkündigten, so sprach der Kobold zu Glückskind: „Da siehst du nun, daß Alles noch gut geht. Jetzt muß die Prinzessin dein werden.“

Glückskind aber war sehr froh und begehrte vom Kobold zu wissen, was er thun solle.

Der hatte sich aber schon auf ein neues Stück besonnen und lehrte ihn, wie es zu verrichten sei.

„In einem fernen Lande,“ sagte er, „wohne in einem gläsernen Schlosse ein Vogel, der heiße Phöniz und habe eine Krone von goldgelben Federn auf dem Kopfe. Wenn er daraus eine rupfe und lege sie unter des Königs Kissen, so mache er ihn auf der Stelle gesund.“

Da hatte Glückskind keine Ruhe mehr, ging in des Kobolds Stall, sattelte sich den Schimmel und ritt aus nach dem Vogel Phöniz, immer stracks vor sich hin.

Wie er nun drei Tage geritten war und frug: „Wie weit hab' ich noch?“ so sagten die Leute: fünfhundert Stunden. Und wie er wieder drei Tage geritten war: sechshundert Stunden; und wieder nach drei Tagen sagten sie: siebenhundert Stunden; und Glückskind dachte: wenn das so fortgeht, so komm' ich mein' Lebtag nicht hin. Er kam aber endlich doch hin, grade als es

Digitized by Google

auf die Nacht ging. Da sah er es vor sich liegen das gläserne Schloß, das funkelte gar sehr. Rundum ging eine Mauer von Stahl und darum ein tiefer breiter Graben mit Wasser, darüber keine Brücke geschlagen war. Ein Wächter mit einem Spieße hielt immerdar Wache bei diesem Graben. Das Schloß aber war verzaubert, also daß keiner wiederkam, der hineinging. Das wußte Glückskind nicht.

Weil es nun so spät und schon Nacht war, so wollte Glückskind den Tag abwarten, ehe er sich die Feder des Vogels Phönix hole, und sah sich um, wo er die Nacht bleibe.

Da sah er denn nicht weit von sich ein Licht und ritt darauf zu, bis er an eine Hütte kam.

In der Hütte aber wohnte ein ur-ur-uralter Mann; der war so alt, daß ihm der Bart sieben Schuh lang gewachsen war, und die Nägel eine Elle lang, und hatte ganz rothe Augen und keinen Zahn mehr im Munde.

Bei dem kehrte Glückskind ein und band sein Pferd an einen Baum bei der Hütte.

Als sie sich schlafen legen wollten, so sagte der alte Mann zu Glückskind: „Willst du bei mir schlafen oder allein?“

Weil nun der Mann so sehr alt und scheußlich war, so hätte Glückskind gern allein geschlafen, aber aus gutem Herzen sagte er: „Ich will bei dir schlafen,“ und legte sich zu ihm.

Am anderen Tage war der Mann hundert Jahre jünger geworden und ganz frisch und freundlich, half auch das Pferd putzen und aufzäumen. Dabei sagte ihm Glückskind, was er vorhabe im Schlosse. Darüber war der Mann sehr erschrocken und rieth ihm ab, weil das Schloß verzaubert sei. Da aber Glückskind nicht abstehen wollte, so sagte er: „Nun gut, so gehe. Aber ich will dir einen Rath geben. Viele Hunderte vor dir sind schon umgekommen, weil sie mich verschmähten und gering achteten. Du aber, weil du dich nicht vor mir geschautert hast und bist so brav und manierlich gewesen, sollst deine Sache ausrichten. Gehe über keine Brücke; schreite durch kein Thor und steige keine Treppe hinauf bis du im Zimmer bist, wo der Vogel Phönix hängt. Nachher mach', was du willst.“

Glückskind merkte sich das wohl, nahm Abschied von dem Manne und ritt nach dem Schlosse.

Als er an den Wassergraben gekommen war, stieg er ab und ließ sein Pferd weiden, denn er gedachte über den Graben zu schwimmen. Der Wächter mit dem Spieße hatte ihn aber schon gesehen, lief schnell herzu und legte ein langes Brett von drüben her über den Graben, und winkte, daß Glückskind darüber gehen solle. Der aber dachte, ein Steg ist auch eine Brücke, und schwamm durch den Graben.

Als er drüben herausstieg, so sagte der Wächter: „Das hat dir auch Einer gesagt, der's versteht.“

„Warum?“ frug Glückskind.

Und der Wächter antwortete: „Wenn du auf dem Brette herüber gekommen wärst, so hätte ich dir meinen Spieß zugeworfen und gesprochen: Da steh' so lang, wie ich! und da hättest du stehen müssen bis wieder einmal Einer kam, und ich war erlöst.“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

In einer Versammlung von Landwirthen theilte der Vorsitzende eine eingelaufene schriftliche Begutachtung mit, in welcher der nachtheilige Einfluß der Bienen auf die Weinberge behauptet wurde. Diese Ansicht fand indessen keine Unterstützung, vielmehr mehrfachen Widerspruch, da die Bienen zur Zeit der Rebenblüthe eher deren Befruchtung befördern als benachtheiligen können, zur Zeit der Traubenreife aber bemerke man keine Bienen an denselben, während Wespen und Hornissen sich in großer Menge einfänden und die Weinberge benachtheiligten. Es wurde ferner die Erfahrung mitgetheilt, daß Bienenstände an den Häusern häufig von Reben umgeben sind, ohne daß irgend ein Nachtheil bemerkt werden könne.

Auflösung der Charade in Nro. 82:

Poesie.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 84. Dienstag, den 15. Juli **1862.**

Barba-rosa.

Eine deutsche Schützenscheibe.

Von höllischen Mächten gebannt und bewacht
Schläft unten im alten Kyffhäuser
Der Schirmherr germanischer Einheit und Macht,
Rothbart, der gewaltige Kaiser.
So schläft er schon lang, allen Trostes bar,
Erlösung erwartend, manch' hundert Jahr.

Ein Zauberspruch lähmet die Heldenkraft
Und hemmet des Herzens Pulsschläge;
Die sehnigen Muskeln sind matt und erschlafft,
Die Glieder ermüdet und träge;
Wohl schmücket die Krone sein stolzes Haupt,
Doch Pfaffentrug hat ihn der Macht beraubt.

Der Zauberspruch lautet: So lange sich nicht
Die Deutschen als Brüder begrüßen,
Die Kirchen, erleuchtet von Wahrheit und Licht,
Nicht einen und liebend umschließen,
So lange beherrscht dich des Zaubers Macht,
Umhüllen dich schlafend die Schatten der Nacht.

Den Zauber umschließet ein winziges Ei,
Frei schwebend an seidener Binde,
Gedreht und gesponnen von einer Fei,
Bewegt und geschaukelt vom Winde.
Die Nacht erblindet, hell strahlet das Licht,
Sobald in der Mitte der Faden bricht.

Wer nun von euch, Schützen, mit Büchse und Blei
Den Faden, woran es sich schwinget,
Auf dreihundert Schritte schießt mitten entzwei,
Den kostbarsten Preis sich erringet.
Er ebnet die Kluft und schlinget das Band
Der Einheit und Liebe um's Vaterland.

Wohlan denn, ihr Schützen, frisch auf und daran!
Es gilt heut' die heiligsten Güter.
Ein Tellschuß erlös't uns von Zwietracht und Wahn,
Verbindet uns Alle als Brüder.
Und wer ihn gethan, so recht kernig und ächt,
Deß Name lebt fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Neustadt, 14. Juli. G. Abel.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Ei, Sie sind ja ganz Feuer und Flamme, Sie gehören wohl auch zu der Zahl der vielen Anbeter dieses seltenen Wundervogels?"

„Ach nein, so hoch versteigt sich mein Sinn nicht. Ist die Roserl schon nur eine Gärtnerstochter und treibt jetzt, da das kleine Vermögen und die geringe Pension zur Ernährung der ganzen Familie und Verpflegung der kranken Mutter nicht ausreicht, einen Handel mit Blumen und Bouquets, die sie so reizend zu binden versteht, daß die vornehmen Herren und Damen nur von ihr Bouquets haben wollen, so ist sie doch für mich eine vornehme Dame: sie spielt Klavier, ist in eine Fräuleinsschule gegangen, und spricht und benimmt sich nicht wie unser Eins. Sie kommt mir oft vor, wie eine verwünschte Prinzessin. Da muß Einer wie ich mit der Nase davon bleiben. Roserl hätte schon die schönsten und reichsten jungen Leute haben können, aber sie thut's nimmermehr um's Geld. Uebrigens habe ich vor ein paar Tagen gehört, daß man munkelt, ein reicher Graf habe sich in sie verliebt und habe geschworen, sie mit Gewalt zu entführen, wenn sie ihn nicht nehmen wolle. Aber der Herr Major werden es nicht übel nehmen, ich verplaudere meine Zeit und der Herr Stadtpfarrer haben mich doch präcis zehn Uhr bestellt, weil er um elf heute den hochgeborenen

Digitized by Google

Herrn Baron von Gumpfingen mit Fräulein Süß zu trauen hat."

„Ja, ja," brummte der Major, „das ist auch so eine von den Mesalliancen um des eitlen Mammons willen. Wird sich auch schön ausnehmen, die Mamsell Esther Süß, des weiland Juden Amschel Löb Süß unbekehrte Tochter, unter den hochnasigen Gumpfingen's und Ellenrod's; doch gehen Sie nur, der Herr Pastor möchten sonst höchst unchristlich und dem Brautpaar zum bösen Omen die Schale seines priesterlichen Zorns über Ihr unschuldiges Haupt ergießen, wovon ich nicht die Veranlassung sein möchte, wenn schon nach dem heutigen Dintenbade eine Taufe mit geweihtem Wasser Ihnen sehr wohl bekommen möchte."

Die Aeußerungen des Barbiers hatten den Major sehr nachdenklich gestimmt, und es wandelten ihn einige leise Zweifel an, ob der Befehl an seinen Sohn, augenblicklich hierher zurückzukehren, wohl von Erfolg sein dürfte. Er wurde unschlüssig, was er thun sollte, und das brachte den stolzen, heftigen Mann, der überall gewohnt war, seinen Willen durchzusetzen, nur bei einer Frau nicht, noch mehr auf. Er nahm sich vor, nähere Erkundigungen einzuziehen, aber wie und durch wen? Und was sollte er seiner Frau gegenüber thun? Er konnte zwar gewiß sein, daß diese ebensowenig mit einer solchen Mesalliance einverstanden sein würde, um so mehr, da sie immer noch hoffte, daß Hermann die Tochter ihres verstorbenen Bruders einmal heirathen würde, wozu er freilich bis jetzt wenig Lust gezeigt. Aber was war den Bitten des einzigen Sohnes dem liebenden Mutterherzen gegenüber nicht möglich? Diese Angelegenheit, das fühlte er, mußte vorsichtig, diplomatisch angefaßt werden, aber eben dazu war er nicht der Mann. Es war zum Rasendwerden und doch mußte er sich Gewalt anthun. „Aber wie?" rief er auf Einmal, „ist denn mein alter Freund Barthel nicht aus der Residenz gebürtig und hat lange Zeit dortselbst gelebt? Der kann und wird mir helfen. Freilich," setzte er bedenklich hinzu, „ist Barthel ein alter wunderlicher Hagestolz, der den Teufel von jungen Mädchenherzen und verliebtem Firlefanz versteht, aber das thut nichts, vier Augen sehen immer mehr als zwei, gehen wir immer erst zum alten Barthel. Keinenfalls kann es etwas schaden, denn verschwiegen ist der alte Murrkopf, und erhalte ich wirklich einen guten Rath, erfahre ich etwas Bestimmtes, so habe ich bei meiner Frau ein viel leichter Spiel, sie kann dann, wenn ich ihr so gut unterrichtet entgegentrete, mir nicht wohl widersprechen, ich schlage sie dann mit Thatsachen, mit Beweisen."

Der Major schlüpfte also in seinen Waffenrock, setzte die Mütze auf, warf den Mantel um und wanderte eilenden Fußes hinaus vor das Thor nach dem Garten des alten Barthel. Johann Nepomuck Barthel war seines Standes Rechtsanwalt und Notarius, hatte sich aber mit einem ansehnlichen ererbten und erworbenen Vermögen schon seit fünfzehn Jahren in Ruhe gesetzt, und war, da ihm ein mißglücktes Heirathsproject den Aufenthalt in der Residenz verleidet hatte, in die ferne Provinz gezogen. In Neustadt war gerade eine ihm zusagende Villa billig zu acquiriren, die Gegend, die Stadt und die Bevölkerung sagten ihm zu, und so kam er denn eines Morgens, nachdem er seine Mobilien und Bücher vorausgeschickt, mit seiner Haushälterin und seiner prächtigen schneeweißen Angorakatze, um sich in sein Besitzthum förmlich zu installiren. Er war ein langer, hagerer Mann von nahezu sechzig Jahren, mit grauen spärlichen Haaren, kleinen funkelnden Augen, die von auffallend großen Brillengläsern ganz verdeckt waren. Seine lange Nase, sein spitzes Kinn, der große fast zahnlose Mund mit den dünnen Lippen konnten der Physiognomie keinen Anspruch auf Schönheit und Anmuth geben, aber dennoch machte die ganze Erscheinung keinen unangenehmen Eindruck. Der stets äußerst saubere schwarze Anzug, der schwarze Frack und die tadellose weiße Halsbinde verliehen dem Inhaber eine gewisse Würde, während dem Menschenkenner trotz des finstern Stirnrunzelns und des mürrischen Tons ein nicht zu beseitigender Zug, der um die Mundwinkel spielte, eine innere Herzensgüte und einen oft gewaltsam unterdrückten Hang zu einem jovialen Humore verrieth. Auch unser Major hatte den alten Hagestolzen von der edelsten Seite kennen gelernt. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Märchen vom Glückskind.

Erzählt von Gottfried Flohr.

(Fortsetzung und Schluß.)

Alsdann ging Glückskind weiter und kam an die stählerne Mauer, die war zwanzig Ellen hoch und ein Thor darin. Aber durch das Thor durfte er doch nicht schreiten, und über die Mauer konnte er nicht klettern; also legte er sich auf die Erde und wälzte sich durch das Thor. Da fiel mit großem Gerassel ein „Thorrechen" herab, der reichte fast bis auf ihn, that ihm aber nichts. Hätte er aufrecht gestanden, so wäre er ganz davon zerstochen worden.

Da kam er an die Treppe, die war von Porzellan, und links und rechts waren Terrassen von Porzellan, so glatt, daß man nicht hinauf konnte, und eine Leiter war auch nicht da. Also rutschte Glückskind am Treppengeländer hinauf.

Oben an der Treppe saßen zwei steinerne Löwen, die wurden auf Einmal lebendig, machten aber nichts, sondern blieben ruhig sitzen.

Glückskind getraute sich aber doch nicht, dran vorbei zu gehen; da sagte einer von den Löwen: „Du kannst dir gratuliren! Wir thun dir nichts. Wärst du aber heraufgegangen und nicht geklettert, so hätten wir dich gefressen mit Haut und Haar."

Also kam Glückskind an den zwei Löwen vorbei in den Schloßhof und kletterte durch ein Fenster gerade in das Zimmer, wo der Vogel Phönix in einem Reife von Gold saß und sang.

Er wollte gleich an's Werk gehen und dem Vogel eine Feder aus der Krone rupfen. Als er die Hand ausstreckte, sprach der Vogel: „Rupfst du mich, so beiß ich dich."

„Oho," sagte Glückskind, „das wird sich finden. Der Alte drüben im Hüttchen hat gesagt, wenn ich erst hier wäre, dürfte ich machen, was ich wollte."

Da schlug der Vogel Phönix mit seinen goldnen und grünen Federn ein Rad, wiegte sich in seinem Reife hin und her und sang:

„Laß mir meine Krone stehn,
Sonst ist es um dich geschehn."

„Ach, lieber Herr Vogel," rief Glückskind, „was soll ich aber sonst machen? Der König muß die Feder haben, sonst stirbt er."

Da sang der Vogel Phönix wieder:

„Höre, was ich thue kund!
Will der König sein gesund,
Mußt du graben in der Ecke
In dem Garten an der Hecke
Blümlein roth und weiß und blau.
Farbe merke dir genau.
Laß daran den Kranken riechen,
Zur Genesung wird sich's fügen.
Kobold wollte dein Verderben,
Wollte Reich und Tochter erben,
Schickte dich zu sich'rem Tod —
Folgst du mir, hat's keine Noth."

Wie der Vogel das gesungen hatte, bedankte sich Glückskind und eilte aus dem Schlosse.

Als er über'm Graben war, bat ihn der Wächter mit dem Spieße, er möge ihm doch dazu verhelfen, daß er abgelöst werde und das Geheimniß mit der Brücke nicht unter die Leute bringen.

Glückskind versprach es, fing seinen Schimmel wieder ein und setzte sich darauf, und ritt und ritt und ritt bis er daheim war. Die Sonne ging grade auf, als er vorm Hause hielt und der Kobold schlief noch. Also ließ ihn Glückskind schlafen, führte den Schimmel in den Stall und nahm eine Hacke vom Hofe, wo das Geräth stand.

Damit ging er in den Garten in die Ecke an der Hecke, und fiel ihm jetzt erst wieder ein, daß es grade die Stelle sei, wo er vor sieben Monaten die zwei verdorrten Rosen der Prinzessin Marie auf des Kobolds Geheiß hatte vergraben müssen.

So lange war es schon her; und siehe! grade eben, wo er die Stelle gefunden hatte, schoß ein Blümlein aus der Erde hervor und schlug seine Blätter auseinander, die waren roth und weiß und blau. Glückskind grub das Blümchen aus und brachte es gleich ins Schloß, daß der König daran rieche.

Die Prinzessin Marie aber sagte: „Ach, Glückskind, wo warst du so lange? Jetzt ist mein Vater am Sterben und kannst ihm doch nicht helfen."

Da tröstete sie Glückskind und zeigte ihr das Blümchen und vermaß sich, daß es dem

Digitized by Google

Könige helfen würde, jetzt sei es ganz gewiß.

Und die Prinzessin war sehr froh darüber und sagte: „Ach, wenn du das kannst, Glückskind, so nehm' ich dich gleich."

Dann führte sie ihn selbst in das Schlafgemach zum Könige, der lag da und wußte nichts mehr von sich, so krank war er.

Aber diesmal ging es anders mit der Kur; denn als der König nur ein ganz klein Bischen an dem Blümlein gerochen hatte, so sprang er kerzengrad auf die Beine und wollte gleich etwas krusteliren, denn er hatte wieder Appetit, so gesund war er auf Einmal geworden.

Da war denn große Freude im Schloß und in der ganzen Stadt und drang bis an's Ende, wo der Kobold wohnte. Und als er einen Nachbarsmann frug, was es gebe, und hörte da, der König sei auf Einmal gesund geworden, so lief er in den Garten in die Ecke an der Hecke, und sah, daß da gegraben war, und schlug sich vor den Kopf, raufte sich den Bart und wälzte sich umher vor lauter Zorn und Aerger, denn er hatte ja selbst den König heilen und die Prinzessin Marie heirathen wollen. Deßhalb hatte er den König behext dadurch, daß er die zwei gestohlenen Rosen vergraben ließ, wovon er krank wurde, und dem Glückskind hatte er lauter Uebles gerathen zur Heilung des Königs, daß ihn der nicht mehr vor sich lasse und Marie ihm gram werde, und hatte ihn endlich zum Vogel Phönix geschickt, daß er dort umkomme. Un weil ihm Alles zu nichte geworden war, so wußte er sich vor Wuth und Grimm nicht zu lassen. „Ach, warum hab' ich's verschlafen!" schrie er, „warum hab' ich's verschlafen! Ach, warum bin ich nicht eine Stunde früher aufgestanden und habe es gegraben, das Blümchen; dann war die Prinzessin mein und das Königreich dazu."

Glückskind aber und die Prinzessin Marie hielten desselben Tages Hochzeit und wurden König und Königin.

Darüber verwunderte sich der Kobold aber noch mehr, daß es Glückskind war, der den König geheilt hatte, denn er glaubte nicht anders, als er sei um's Leben gekommen beim Vogel Phönix. Darum stellte er sich freundlich und ging in's Schloß und wünschte ihm Glück und wollte wissen, wie es gewesen sei beim Vogel Phönix.

„O, das lob' ich mir," antwortete Glückskind. „Da erfährt man, was man noch nicht weiß, und kann Einer sich versorgen auf Lebenszeit, wem's drum zu thun ist; und deinen Buckel, den kannst du da gleich los werden."

Da setzte sich der Kobold auf's Pferd und ritt zum Vogel Phönix, kam auch zu dem alten Mann in der Hütte und kehrte bei ihm ein. Als ihn der aber frug, ob er bei ihm schlafen wollte, so sagte der Kobold: „Wo denkt Ihr hin, Alter?" und schlief allein.

Am andern Morgen ging der Kobold in's Schloß und der alte Mann sagte ihm kein Wort, wie er es anfangen müsse.

Als er nun an den Graben kam und der Wächter mit dem Spieß das Brett legte und winkte, so ging er flugs über den Steg; aber der Wächter warf ihm eben so schnell den Spieß vor die Füße und sagte: „Nun steh' du einmal so lange wie ich!"

Also war der Kobold freilich versorgt für seine Lebtage und mußte den Spieß nehmen und Wache stehen. Und wenn er nicht abgelöst ist, so steht er heute noch dort.

Landwirthschaftliches.

Wiederholt angestellte Versuche haben ergeben, daß durch Fütterung mit Repskuchen die Butter weicher, mit Biertrebern derber wird.

Räthsel.

Nützlich bin ich und gut, genügsam, sanften Gemüthes,
Dennoch lohnt das Geschlecht der Dank nicht kennenden Menschen
Mir mit Verachtung und Spott und nicht verdieneten Schlägen.
Dreh'st du mich um, so erfreut dich bald mein segnendes Füllhorn
Mit dem süßen Geschmack der purpurn hangenden Traube,
Bald mit den Blumen der Flur und bald mit denen des Geistes.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 85. Donnerstag, den 17. Juli **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Der Major hatte nämlich von Haus aus nur wenig Vermögen, aber er hatte eine alte unverheirathete Tante zu beerben, in deren bedeutenden Besitz er und ein jüngerer Bruder sich fast allein zu theilen hatten. Nun war aber der Major in seiner Jugend ein zwar gutmüthiger, aber wilder Kamerad, der ein Bischen toll hauste und nie bei Kasse war, stets mehr Schulden als Geld hatte. Sein Bruder Adolf dagegen war ein sehr geordneter, sparsamer, ja geiziger Mann, der nur recht zusammenscharren wollte und gern den Reichthum der Tante allein geschluckt hätte. Hart und heimtückisch, wie er war, suchte er, der als Regierungsrath in der Residenz lebte, den Bruder stets zu verleumden und anzuschwärzen, und als dieser einmal, von der Tante mit seinem Verlangen nach einem kleinen Darlehn abgewiesen, sich in einem arglosen Briefe an seinen sauberen Herrn Bruder etwas soldatisch derb über die Filzigkeit von seines Vaters Schwester ausſprach, so hatte Adolf nichts Eiligeres zu thun, als in vorgeblicher Entrüstung über des Bruders gröbliche Undankbarkeit die schwachen Tante diesen Brief mitzutheilen und durch seine spitzbübischen Einflüsterungen dieselbe immer noch mehr in Harnisch zu bringen. Hierdurch und indem er selbst der Tante in allen Dingen schmeichelte und auf ihren beschränkten Ideenkreis einging, wußte er es dahin zu bringen, daß sie, als sie anfing immer schwächer und hinfälliger zu werden, den Entschluß faßte, ihren Neffen Adolf zum Universalerben zu ernennen und seinen Bruder Karl, damals noch Oberleutenant, mit einer geringen Rente abzufinden. Dazu war nun ein Notar nöthig, aber Tantens Rechtsbeistand war eben kein Anderer als Johann Nepomuk Barthel, und so wurde denn Barthel geholt. Diesem erklärte jetzt die Tante, daß sie ihr Testament machen wolle. Dabei war nichts zu erinnern. Als sie aber dem mit den Verwandtschaftsverhältnissen wohl bekannten Notarius angab, daß ihr Neffe Adolf ihr Universalerbe sein solle, so fiel Jener sogleich ein: „Nun, und der Herr Oberlieutenant, wie ist es mit dem? Der ist doch gerade so gut Ihr Neffe wie der Herr Regierungsrath.“ Die Tante fuhr entrüstet auf und erklärte zornig, daß sie von ihrem Neffen Karl nichts wissen wolle, der sei ein Bruder Lüderlich, voller Schulden, der sich nicht entblöde, sie schlecht zu machen und sie zu verspotten, Alles nur, weil sie sich weigere, seine Schulden zu bezahlen. Aber der alte Barthel kannte die beiden Brüder besser und Barthel war ein Ehrenmann. Der Herr Regierungsrath hatte zwar nicht verfehlt, vorher dem Rechtsbeistande seiner Tante einen Besuch zu machen, um über die Testamentserrichtung mit demselben Rücksprache zu nehmen, freilich, wie er vorgab, lediglich in dem Interesse der alten schwachen Frau selbst, die ihn so warm in ihr Herz geschlossen habe. Mit anscheinendem Bedauern setzte er dem Notar auseinander, wie die Tante sich einmal in den Kopf gesetzt, ihm ihr ganzes Vermögen zuzuwenden, und wie er, da seine Einsprache sie stets nur erbittert habe, gezwungen sei, sie gewähren zu lassen, indem sonst zu befürchten stehe, daß sie ihr großes Vermögen nur an milde Stiftungen schenke, er könne ja nach dem Tod der Tante deren Ungerechtigkeit wieder

Digitized by Google

gut machen. Dabei verfehlte Adolf von Helmbrück nicht, den Notar seines vollen Vertrauens zu versichern und ihm seine hohe Protection zu versprechen. Der Notar dankte äußerst kalt und der Regierungsrath empfahl sich, nicht ahnend, daß er sich selbst den schlechtesten Streich gespielt habe. Barthel genoß nämlich allgemein ein großes Vertrauen und durch seine Hände gingen allerlei Geschäfte; da hatte er denn auch Manches in Erfahrung gebracht, was dem Charakter des Regierungsraths wenig Ehre machte. So kriechend und geschmeidig er gegen oben war, so hochmüthig und hart war er gegen die, welche unter ihm standen. Für das Unglück Anderer hatte er kein Herz, er konnte diejenigen, deren Unglück er selbst verschuldet und ohne jede Berechtigung veranlaßt hatte, unbarmherzig dem Elend und der Schande preisgeben. Barthel war im Stande, der Tante einige Thatsachen zu enthüllen (und wie die Umstände lagen, nahm er auch keinen Anstand, frei von der Leber weg zu reden), welche ihr den Neffen Adolf in einer Gestalt vorführten, unter welcher sie ihn sich nie auch nur von ferne hätte träumen lassen, wogegen Barthel ihr auf der anderen Seite den Charakter ihres Neffen Karl mit ganz anderen Farben schilderte, als dies sein sauberer Bruder gethan hatte. So leichtsinnig Karl auch sonst war, so unterließ er doch nicht, von den geringen Zinsen seiner elterlichen Erbschaft noch ein paar alten Leuten, die lange Jahre hindurch in seinem elterlichen Hause gedient, eine kleine Pension zu sichern, während sein sparsamer Bruder Adolf keinen Pfennig für die armen Leute übrig hatte. Die Entdeckung der bodenlosen Schlechtigkeit ihres Neffen Adolf erschütterte die schwache Frau so, daß sie ihren Entschluß, dennoch ein Testament zu errichten, aber von ganz anderem Inhalte, als Adolf erwarten mochte, nicht mehr in Ausführung bringen konnte. Ein hitziges Fieber machte in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende; ein Testament fand sich nicht vor, und Adolf von Helmbrück erfuhr nun den Grund, an welchem die Errichtung gescheitert war. Er bekam die Tante gar nicht mehr zu Gesichte, da nach Aussage der Kammerfrau der Arzt verboten hatte, daß irgend ein Besuch, wer es auch sei, zu ihr gelassen werde, und ehe er noch Zeit gehabt, recht zu überlegen, was jetzt wohl zu thun sei, traf ihn auch schon die Nachricht ihres Todes. Barthel äußerte sich zwar über diesen Vorgang so wenig gegen den Oberlieutenant, wie gegen den Regierungsrath, aber er stand dafür dem ersteren mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit in Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten bei, machte ihn auf verschiedene Legate, Pensionen, Geschenke aufmerksam, deren Verabreichung von der Tante beabsichtigt gewesen, wobei er sich immer nur an den Oberlieutenant wendete, daß dieser, der den wunderlichen Kauz immer lieber gewann, ihm eines Tages seine Verwunderung zu erkennen gab. Der Notar fuhr wie von einer Schlange gestochen auf und bat ihn, seines Bruders gar nicht mehr erwähnen zu wollen. Karl von Helmbrück schwieg betroffen. Als er jedoch nach einiger Zeit in einem kleinen Kästchen, welches früher bei der Durchsuchung der Papiere der Tante übersehen worden war, ein paar seiner eigenen Briefe an seinen Bruder fand, in denen er sich über die Tante nicht sehr glimpflich geäußert hatte, so drang er so energisch in den Notar, daß diesem nichts Anderes übrig blieb, als zuzugestehen, daß sein Bruder diese Briefe absichtlich der Tante zugestellt habe, um sie gegen ihn zu erbittern, und daß nur der schnelle Tod derselben ihn verhindert habe, mehr zu erreichen. Obgleich Barthel nicht weiter in's Detail ging, so wußte Karl von Helmbrück doch jetzt genug. Seit dieser Zeit sahen sich beide Brüder nicht mehr und standen in keinem Verkehr mit einander. Auch zwischen Barthel und dem Major war über die Angelegenheit kein Wort mehr gewechselt worden, doch hatten sich beide als charaktervolle Ehrenmänner kennen gelernt und ohne viele Worte hatten ihre Herzen einen engen Freundschaftsbund geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Churpfalz und die Gänse.

Ein Schwank.

Am Fuße der Windeck liegt Weinheim das Städtchen, — Wo die Reben gedeihen

Digitized by Google

und liebliche Mädchen; — Gen Frankfurt läuft die herrliche Straße, — Von den Bergen genannt; im hohen Grase — Der Wiesen in dem Weschnitzthale, — Fand man auch alte Römermale. — Es ist schon etwas lange her, — Hundertfünfzig Jahre und noch mehr, — Da hauste im Städtlein die Wirthin zum Bock, — Von schwerem Zeug war ihr Feiertagsrock — Und mit Bändern geziert war ihre Haube, — Etwas kropfig war diese Turteltaube — Vom Lästern, sagt man; sie meinte: vom Wasser; — Ein Jeder, rief sie, hat Feinde und Hasser! — Ein Spaßvogel meinte, wattirt sei ihr Hals — Und sie mäste sich trefflich, das zeige ihr Schmalz! — Sie war ein feistes und kräftiges Weib — Und hatte fürwahr alle Teufel im Leib; — Ergötzte mit allerlei Schnurren und Witzen — Die Wirthshausgäste auf ihren Sitzen. — Zuweider war ihr gewöhnliches Tändeln, — Am liebsten sprach sie von weltlichen Händeln — Und hatte hier einen geübten Blick; — Ihr Lieblingsthema war Politik. — Da schimpfte sie weidlich auf Kaiser und Reich, — Bespöttelte jeden dummen Streich — Und nannte Kanzler und Minister — Des heiligen römischen Reichs Philister — Und rief: „Der Pfalzgraf lasse es bleiben, — Die Feinde aus dem Lande zu treiben, — Denn vom Kriege versteht der Herr so viel, — Als meine Katze vom Harfenspiel! — Das Saufen macht seine Söldner träge, — Sie kriegen, wo sie sich zeigen, Schläge, — Die zu Fuße wie die zu Roß; — Droben auf dem Heidelberger Schloß — Lägen sie lieber vor dem großen Fasse — Als im Felde — eine saubere Race! — O Schande, so thatlos dazuliegen! — Mit Gänsefedern mag Churpfalz kriegen, — Mit Worten mag man sich befehden, — Mit Manifesten und Deductionen, — Mit allerlei zugespitzten Reden, — Nur nicht mit Flinten und Kanonen, — Denn schmählich würde man unterliegen — Mit Gänsefedern mag Churpfalz kriegen! — Solche Glossen hat die Wirthin gemacht, — Drob haben im Bock die Gäste gelacht, — Sind bei den Schoppen fest sitzen geblieben, — Haben mit Spielen die Zeit sich vertrieben, — Spottwohlfeil war der Saft der Reben, — Drei Heller der Schoppen! Das war ein Leben, — D'rum tranken die Alten, es trank die Jugend, — Das Trinken ist eine germanische Tugend! — Dem Churfürsten aber ward referirt, — Wie die Bockwirthin wider ihn raisonnirt, — Denn was die Klugen redeten, was die Thoren, — Das kam dem hohen Herrn zu Ohren; — Der rief: „Wart, alte falsche Litze, — Dir vertreib' ich deine schlechten Witze!" — Stracks ward ein Rescript ihr zugestellt: — „Dieweil wir nichts taugen als Kämpfer im Feld — So soll Sie, da ihr mißfällt Unser Schalten, — Für Churpfalz ein Dutzend Gänse halten — Und mit Federn versehen die höchste Kanzlei, — So wollen wir's und es bleibet dabei — Und soll der Director streng darauf sehen, — Daß von Weinheim die Federn pünktlich eingehen!" — Da hat ein böses Gesicht die Wirthin gemacht, — Drob haben im Bock die Gäste gelacht — Und gerufen: Nicht wahr, Sie alte Kuh, — Jetzt läßt Sie die großen Herren in Ruh? — Nun da man ihr auf die Finger geklopft — Und mit Gänsefedern das Maul gestopft. — „Ihr irrt euch, ihr kennt die Hausfrau schlecht! — Versetzte des Hauses ältester Knecht; — Die kann nicht leben, ohne zu hadern, — Ihr stockte das Blut in allen Adern — Ohne Zanken und Schimpfen und Raisonniren; — Die ist fürwahr nicht zu curiren, — Die heilt kein Doctor, keine Zunft, — Die kritisirt die reinste Vernunft, — Des Schimpfens Lust wird nie erkalten, — Die kann ihr böses Maul nicht halten!"*)

Gemeinnütziges.

(Prüfung eines gefällten Stammes, ob sich in der Mitte anbrüchiges Holz befindet.) Zu dem Ende legt man den Stamm horizontal mit jedem Ende auf eine Unterlage, worauf Jemand mit einem Hammer

*) Noch befindet sich in den Archiven das die Beckwirthin und ihre Gänse betreffende Rescript des Churfürsten Karl Ludwig, eigenhändig von ihm unterzeichnet Heidelberg, den 20. August 1669. „Unser Kanzleidirector", heißt es darin, „soll darob halten, daß von gedachter Wirthin die Federn pünktlich eingeliefert werden."

Digitized by Google

gegen die eine Grundfläche des Stammes schlägt, während ein Anderer das Ohr der entgegengesetzten Grundfläche nähert. Ist der Stamm von gesundem Holze, so hört Letzterer jeden Hammerschlag hell und deutlich, sollte auch der Stamm 60—80 Fuß lang sein. Wenn dagegen die Hammerschläge am andern Ende nicht hörbar sind oder dumpf klingen, so ist dies ein Zeichen von anbrüchigem Holz im Innern des Stammes.

Denkspruch.

— — Vermag doch das Hoh' in's Niedre
Der Gott zu ändern! Stolze verdunkelt er,
Das Dunkle hebt er; räub'risch entführt hier
Mit lautem Flügelschlag Fortuna
Kronen, und setzt sie mit Freuden dort auf.

Verschiedenes.

Zur Regierungszeit des Kaisers Nikolaus war es Sitte, wie man der Hamburger Börsenhalle aus Petersburg schreibt, daß auf Jeden, den der Kaiser auf der Straße gesellig ansprach, die Polizei sofort Hand anlegte und bis auf weitere Befehle auf die Hauptwache in Gewahrsam brachte. Dies passirte denn auch einem beliebten Komiker der französischen Bühne. Als der Kaiser Abends den Verhafteten vermißte und ihm des Buffo's Verhaftung gemeldet wurde, ließ er ihn sofort holen und entschuldigte das Mißverständniß scherzend. Der Buffo erwiderte: Mais je prie votre Majesté, de ne pas me parler dans la rue, car cela me compromet! (Ich bitte Ew. Majestät, mich nicht mehr auf der Straße anzureden, denn das compromittirt mich.) Der Kaiser lachte natürlich und präsentirte seinen Höflingen den Mann, der sich vom Kaiser von Rußland compromittirt fühlte.

Johannes Schraudolph hat in seinem Atelier im Akademiegebäude in München ein großes Oelgemälde vollendet, Christus in dem Momente darstellend, wo Johannes zu ihm kommt, und Blinde, Lahme, Besessene und andere Hilfe und Rettung Suchende ihn umgeben. Das Bild ist von König Ludwig bestellt und für die Neue Pinakothek bestimmt, 18 Fuß lang und 12 Fuß hoch, Auffassung und Ausführung meisterhaft.

(Mißverständniß.) Fürst: „Ich habe mit Bedauern gehört, Herr Bürgermeister, daß Sie schon neulich einen Brand und gestern wieder einen hatten." — Bürgermeister: „Halten zu Gnaden, Durchlaucht, e Brand konnte mer's eigentlich nich nennen, ich war eben etwas sehr vergnügt!"

Eine neue Mode in Paris, die mit wahrer Begeisterung von allen Seiten nachgeahmt wird, ist: die Hochzeiten, d. h. kirchliche Trauung in der Mitternachtsstunde zu feiern, nachdem im Laufe des Tages die Civiltrauung vor dem Maire stattgefunden hat. Wahrscheinlich schreibt sich diese Neuerung aus der Erinnerung an die mitternächtliche Trauung Ludwig's XIV. mit der klugen Françoise Scarron her, und wie man Häubchen, Coiffuren, Mantillen, Kleider à la Maintenon hat, so will man nun auch eine Hochzeit à la Maintenon.

Unter dem Titel „Les Mystères de l'échafaud" gibt Samson, der frühere Scharfrichter von Paris, in einem fünfbändigen Werke die Denkwürdigkeiten seiner Familie heraus, welche in sieben Geschlechtern von 1685 bis 1847 das gräßliche Amt verwaltete.

Das „Echo de l'Est" theilt folgendes excentrische Gesuch mit: In einem großen Hause wird ein Frauenzimmer, das lesen, schreiben, rechnen und gut Klavier spielen kann, zum Putzen der Kasserollen gesucht. .

Auflösung des Räthsels in Nro. 84:
Esel, Lese.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 86. Samstag, den 19. Juli **1862.**

Fünfundzwanzig humoristische Variationen

über den

Beweis, daß die Weiber keine Menschen sind.

Das Weib kein Mensch? — Welch' toller Wahn! —
Wenn Fichte, Kant und Hegel
So was gesagt, da ging's wohl an,
Doch nicht bei solchem Flegel.
Hat ihn vielleicht
Ein Schaf erzeugt? —
Ist er des Esels Sprosse,
Des Ochsen Stallgenosse? —

Das Weib kein Mensch? — Ei! gebt dem Wicht
Doch einen Operngucker,
Der sieht bei hellem Tage nicht,
Ist schneeblind, wie ein Mucker.
Kein Mensch das Weib? —
Beim keuschen Leib
Der heil'gen Magdalenen!
Was sind denn uns're Schönen?

Doch wahrlich Paviane nicht,
Geziert mit Ring und Spangen; —
Seht nur dies holde Angesicht
Mit seinen Rosenwangen!
Dies Götterbild,
So hold, so mild,
Kein Mensch? — Gerechter Himmel!
Was sonst denn? — grober Lümmel!

Die heil'ge Schrift sagt sonnenklar —
Nebst vielen andern Sachen —:
Gott sprach, als Alles fertig war,
Nun laßt uns Menschen machen!
Ein Bild, das gleicht
Uns selbst und zeigt
In Miniatur den Meister,
Den Herren aller Geister.

Daß dies ein ächter Pluralis,
Bezeugt wohl jeder Kenner; —
Und das beweis't doch ganz gewiß,
Daß Weiber, wie die Männer,
Auch Menschen sind; —
Der wäre blind
Und lahm an allen Vieren,
Der dies nicht wollt' capiren.

Das Weib hat, wie der Mann, Verstand;
Oft mehr — in vielen Dingen; —
Was er nicht zwingt mit starker Hand,
Weiß sie oft zu vollbringen.
Sie ist voll Kniff,
Voll Witz und Pfiff,
Weiß Alles so zu drehen,
Bis gut die Actien stehen.

Vergebens sträubet sich der Mann, —
Er muß sich schließlich fügen; —
Was sie durch List nicht zwingen kann,
Weiß sonst sie zu besiegen.
Sie kokettirt
Und lamentirt,
Bis sie den guten Stoffel
Hat unter dem Pantoffel.

Und wann der Mann sich störrig zeigt,
Wann ihn die Finger jucken,
Dann werden gleich die Augen feucht,
Die zarten Nerven zucken.
Ich Unglückskind!
War ich denn blind,
Als mich der Eisbär kirrte,
Daß ich so sehr mich irrte?

Doch nimmer sinket ihr der Muth,
Sie spinnt jetzt neue Saiten:
Auf einmal stocket ihr das Blut;
Das hat was zu bedeuten!

Digitized by Google

Der Mann, der schweigt; —
Es könnt' vielleicht
Was unterm Hütchen stecken,
Man darf sie jetzt nicht schrecken.

Und was ihr nicht durch List gelingt,
Gelingt manchmal durch Küsse;
Ein „lieber Mann", das zärtlich klingt,
Erweicht die härt'sten Nüsse.
Sie schmieget sich,
Er füget sich;
Und längst des Haders müde
Schließt er gutwillig Friede.

Verstand ist nur dem Mensch' allein
Von allen Wesen eigen,
Und mag es noch so wenig sein,
Er ist sein Kennungszeichen.
Durch ihn gelingt,
Was er vollbringt;
Der Löwe und der Tiger
Erkennen ihn als Sieger.

Daß unsre Schönen Menschen sind,
Beweis't, daß sie stets siegen; —
So schwach auch ihre Kräfte sind,
Der Mann muß unterliegen;
Nicht durch die Hand,
Nein durch Verstand
Weiß sie zu dominiren,
Den Herrscherstab zu führen.

Drum, holde Damen, tröstet euch, —
Verzeiht dem groben Bengel!
Ihr seid nicht nur den Männern gleich,
Seid mehr noch, ihr seid Engel; —
Doch nur Halb-Blut; —
Und das ist gut,
Sonst flögt ihr in den Himmel,
Ließ't uns im Weltgetümmel.

Denkt euch, ihr flöget all davon!
Wie wollten wir bestehen?
Die Hütte, wie der Königsthron,
Müßt' schmählich untergehen.
Böt' wohl ein Thier
Ersatz dafür?
Trägt es Gefühl im Herzen
Für Freuden und für Schmerzen?

Wer sorgte, wenn in Kampf und Streit
Wir mit dem Leben ringen,
Für häusliche Bequemlichkeit,
Für Kost und and're Dingen?
Wer pflegte uns,
Den Hans, den Kunz, —
Wenn ihr euch nicht uns Armen
Annähmet voll Erbarmen?

Und wann die Wolken unheilschwer
Sich rechts und links auftürmen,
Wenn's blitzt und wettert um uns her,
Gefahren uns bestürmen;
Dann gießt die Frau
Des Trostes Thau
In uns're bangen Herzen,
Theilt mit uns Qual und Schmerzen.

Und doch seid ihr oft hart geschmäht
Ob eures heißen Blutes;
Man sagt, ihr seiet leicht, unstät
Und voller Wankelmuthes.
Man wirft euch vor,
Daß euer Ohr,
Von Schmeichelei bethöret,
Nicht gern die Wahrheit höret.

Man rügt an euch die Eitelkeit,
Man nennet euch Coquetten,
Man sagt, daß euch ein reich Geschmeid
Könnt' an ein Monstrum ketten.
Es mag wohl sein; —
Ihr liebt den Schein,
Den Prunk und das Geflimmer
Mehr, als das Arbeitszimmer.

Heut' braucht ihr eine Crinolin', —
Man könnt' sich sonst erhitzen —
Und morgen einen Hermelin,
Vor Kälte euch zu schützen;
Und kommt ein Ball,
Wer zählt dann all
Die Blonden, Spitzen, Bänder
Aus aller Herren Länder?

Ihr hängt zu sehr an äußerm Tand,
Liebt zu sehr das Diverse;
Ihr steckt zu oft die kecke Hand
In die erschrock'ne Börse; —
Und wird sie licht,
Leicht an Gewicht,
So rechnet ihr im Stillen:
Der Mann kann wieder füllen.

Dem wird es bang, es wird ihm warm;
Doch muß er sich begnügen
Mit einem „daß sich Gott erbarm"!
Und in Geduld sich fügen.

Digitized by Google

Sie küßt und minnt,
Bis sie gewinnt; —
Wie könnt' dem Liebesflehen
Der Mann auch widerstehen?

Nebst vielem Guten berget ihr
Viel Schwäche in dem Herzen;
Schrieb' ich die ganze Wahrheit hier,
Ihr würdet's kaum verschmerzen.
Ich wüßt' noch viel; —
Doch hab' ich's Ziel
Zu weit schon überschritten, —
Muß um Verzeihung bitten.

Und dreht man's rechts, und dreht man's links,
Es menschelt aller Ecken,
Denn es bedarf blos eines Winks,
Das Evenkind zu wecken.
Doch seid ihr klug
Und alt genug,
So laßt es ruhig schlafen,
Der Vorwitz könnt' euch strafen.

Ich suche hin, ich suche her,
Ein Factum aufzufinden,
Das irgendwie geeignet wär',
Zu rein'gen euch von Sünden.
Tralirumlei!
Es ist vorbei, —
Der Reim ist mir entwichen,
Mein Witz liegt in den Brüchen.

Nun bitt' ich euch noch zum Beschluß
Um Gnade, schöne Kinder!
Aus Langweil und aus Ueberdruß
Wurd' ich an euch zum Sünder.
Mein Kopf war wirr,
Drum ging ich irr
Und kam auf falsche Fährde;
Verzeihung, Liebenswerthe!

Neustadt, 16. Juli. G. A.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Notar Barthel nun verfügte sich jetzt der Major. Als er eintrat, kam jener sogleich auf ihn zu mit der Bemerkung, daß er soeben im Begriffe gewesen sei, sich fertig zu machen, um ihn aufzusuchen, da er einen Brief aus der Residenz erhalten habe, der eine den Major jedenfalls sehr interessirende Nachricht enthalte. Der Major unterbrach ihn sogleich:

„Einen Brief, einen Brief aus der Residenz? Ei gerade deßwegen komme ich zu Ihnen."

„Also wissen Sie schon davon?" fiel der Notar ein. „Das ist doch wunderbar, man schrieb mir doch ausdrücklich, daß bis zur Heirath Alles geheim gehalten werden sollte, und die Heirath soll doch erst morgen sein!"

„Was?" schrie der Major, „morgen soll die Heirath sein? Ei, Mensch, sind Sie verrückt; wie kann's der Bube wagen, hinter meinem Rücken zu heirathen? So ein Scandal ist ja noch gar nicht dagewesen. Diese Heirath ist durchaus null und nichtig, dazu gebe ich nimmer meine Einwilligung, ich remonstrire, protestire und massacrire den Jungen. Ich gehe direct zum König, wenn es nicht anders ist!"

„Aber, lieber Major," begann der Notar, „wie können Sie sich nur so ereifern? Was geht Sie denn die ganze Heirath von Haut und Haaren an?"

„Was mich diese Heirath von Haut und Haaren angeht? Nun, da hört aber doch Alles auf, da möchte man an seinem eigenen Verstande zweifeln. Wach' ich, oder träum' ich? Können Sie, quittirter Rechtsanwalt und Notarius, im Ernste fragen, was mich die Heirath von meinem eigenen Fleisch und Blut angeht?"

„Ihr eigen Fleisch und Blut?" frug ganz erstaunt der Notar.

Der Major brach in ein lautes Gelächter aus. „Der Alte hat wahrhaftig den Verstand verloren, oder zweifeln Sie vielleicht daran, daß Hermann Oskar Karl Adalbert von Helmbrück der ächte, leibliche Sohn des Majors Karl Theodor von Helmbrück ist?"

„Ja, aber wer spricht denn von Ihrem Sohn?" fragte Barthel ärgerlich.

„Wer?" sagte der Major. „Wer? Ei wer denn anders als Sie selbst? Ich kam hierher zu Ihnen in Folge einer Liebesgeschichte meines Sohnes und eines Briefes, den ich heute Morgen erhalten habe, in welchem er meine Einwilligung zur Ehelichung seiner angebeteten Dulcinea nachsucht; in meiner Verzweiflung laufe ich hierher, um mir, weil Sie besser als ich in der Residenz

Digitized by Google

bekannt sind, bei Ihnen Raths zu erholen, und kaum habe ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, als Sie mir sofort mittheilen, daß Sie die Sache, warum ich käme, schon wüßten, Sie hätten eben zu mir gewollt, morgen sei schon die Trauung. Nun zum Henker, wessen Trauung soll denn sein, wenn nicht die meines Sohnes? Nun, ist's nicht so, Alter? Ich denke, ich habe das doch Alles — — —"

Hier blieb der Major mitten in seiner Rede stecken, denn der Notar hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und lachte, daß er sich den Bauch halten mußte. Nach einer Pause begann der Major:

„Nun, so rücken Sie denn doch endlich einmal mit der Sprache heraus, Sie machen mich sonst noch ernstlich böse; was hat es denn mit Ihrem Briefe für eine Bewandtniß?"

„Meine Angelegenheit ist wahrhaftig sehr alltäglicher Natur, und hat im Grunde genommen mit der Heirath gar nichts zu thun, oder doch mit der Heirath, aber nicht mit der Ihres Sohnes: Sie wissen ja, daß der Hauptmann von Lilienstern, der saubere Patron, demnächst in den heiligen Ehestand tritt, aber das werden Sie wohl schwerlich wissen, denn das erfahre ich soeben durch einen Geschäftsfreund, der mir es jetzt schon mittheilt, weil die Sache in einigen Tagen doch publik wird, und weil er weiß, daß ich bei dieser Angelegenheit persönlich betheiligt und mitleidend bin, — das nämlich, daß Lilienstern keineswegs beabsichtigt, mit der Mitgift seiner Frau seine zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, sondern daß er sofort seinen Abschied nehmen und sich, wenn es nöthig, insolvent erklären will. In der Residenz ist dann seines Bleibens nicht mehr, er soll also den Plan haben, mit dem Gelde und auf den Namen seiner Frau sich hier anzukaufen und hierher zu ziehen. Denken Sie sich nur die Unannehmlichkeit, das Gut Ihrer Frau Schwägerin, über das Sie bereits abgeschlossen haben, hat der Oekonom Kalben nicht für sich, sondern für die demnächstige Frau Baronesse von Lilienstern gekauft, ist das nicht ein fataler Streich? Indessen das mag sein, wie es will, Sie scheint eine noch viel fatalere Geschichte zu mir geführt zu haben, lassen wir also vorerst den Hauptmann von Lilienstern und beschäftigen wir uns mit Ihrem Sohne: Was ist denn mit dem Hermann passirt? Ich kann nicht glauben, daß der Junge einen ehrlosen oder auch nur dummen Streich begangen hat, er ist ein wackerer, braver, talentvoller Jüngling, den ich liebe, wie ich einen eigenen Sohn nur immer lieben könnte."

„Nun ja," meinte der Major, „es ist schon recht, aber ein dummer Streich ist das doch sicherlich, was er vorhat. Ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß, dann urtheilen Sie selbst, oder besser, ich lese Ihnen seinen eigenen Brief vor, er enthält ja Alles, was mir bekannt ist."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Hoff'scher Malzextract.) Das vielgepriesene Hoff'sche Malzextract enthält dunkles Braunbier und einen Aufguß aus Dreiblatt (herba trifolii) und Faulbaumrinde (cortex rhamni frangulae). Wer es sich darstellen will, kann mittelst $^1/_4$ Quart Braunbier, 1 Loth Faulbaumrinde und $^1/_4$ Loth Dreiblatt ausziehen, und den Auszug mit $^3/_4$ Quart Braunbier vermischen. Die Maaß wird ihn dann auf 2 Sgr. zu stehen kommen, während er es als Geheimmittel mit $22^1/_2$ Sgr. bezahlen muß.

Dreisilbige Charade.

Dort, wo der Longobard sich muthig festgesetzt,
Dort ist es, wo die Erste ihre Ufer netzt;
Die zweite Silbe folgt als eing'ges Zeichen nur,
Das steckt im Esel zwar, doch nicht in der Natur. —
Als jüngst ein Ehepaar durch Mannes Tod geschieden,
Da blieb die dritte Silbe traurig und allein.
Sie sucht das Ganze auf — und findet Trost und Frieden,
Denn auch Religion hüllt sich in dieses ein;
Was könnte mehr der müden Kranken Herzen laben,
Als diese edelste der ganzen Musengaben?! —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 87. Dienstag, den 22. Juli **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Der Major las folgendermaßen:

„Mein lieber Vater!

„Schon lange wäre es meine Pflicht gewesen, einen Gegenstand mit dir zu besprechen, der zu entscheidend für meine ganze Zukunft ist, als daß er anders als mit der sorgfältigsten Ueberlegung und der prüfendsten Vorsicht behandelt werden dürfte. Aber gerade die hohe Wichtigkeit der Sache hat mich bestimmt, zuvor erst mit mir selbst auf das Gewissenhafteste zu Rathe zu gehen, mein eigenes Herz und die Festigkeit meiner Gesinnung auf das Genaueste auszuforschen und auf die Probe zu setzen, ehe ich vor dich hintrete und offen und freimüthig, aber auch ebenso fest und entschieden zu dir spreche: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders, Amen!

„Mein theurer Vater, es handelt sich um mein zukünftiges Schicksal, um mein ganzes Lebensglück, darum darfst du überzeugt sein, daß ich ernstlich mit mir selbst zu Rathe gegangen bin, aber keine Erwägung, keine mögliche Folge konnte mich beirren und zweifelhaft machen; es ist nicht allein mein Herz, es ist auch mein Verstand, der meine Gefühle und Neigungen in jeder Weise billigt. Du weißt, lieber Vater, daß ich nie unüberlegt und leichtsinnig, aber auch nie heimlich und im Verborgenen gehandelt habe, daß ich nie auf Schleichwegen zu meinem Ziele zu gelangen suchte. Es fällt mir darum auch nicht ein, bei diesem wichtigen Schritte meines Lebens mit Bitten und Thränen das weiche Mutterherz zu bestürmen, nein, ich halte es für meine Pflicht, mich sogleich offen und direct an dich zu wenden und mit dir zu reden und zu berathen als Mann, als Mann von Ehre mit dem Manne von Ehre. Ich kann voraussehen, welche Gefühle bei meiner Eröffnung in dir aufsteigen werden; es ist möglich, daß mir harte Kämpfe bevorstehen, aber ich weiß ja, daß du mich liebst, daß du einen selbstständigen Charakter und edle, warme, einem unverdorbenen, für das Schöne und Hohe empfänglichen Herzen entfließende Gefühle achtest und zu würdigen weißt, und daß du ebenso allen verschrobenen Standesvorurtheilen unzugänglich bist. Ich bin darum auch ganz sicher, daß auch zwischen uns das Schöne und Edle, das ächt Menschliche den schließlichen Sieg davon tragen wird über alle Gefühle, die in irdischen, weltlichen, selbstsüchtigen Interessen und Rücksichten wurzeln.

„Doch ich fühle, ich muß endlich zur Sache kommen, denn es ist ja meine Absicht, dir Alles zu gestehen, gerade so wie es sich zugetragen hat, und aus meiner langen Einleitung kannst du höchstens entnehmen, daß dein Sohn dir etwas mitzutheilen hat, was für den ersten Augenblick wenigstens durchaus nicht nach deinem Geschmack sein dürfte. Vielleicht wirst du auch weiter schon errathen haben, daß es sich hier um eine Liebesangelegenheit handelt, bei welcher ich zu fürchten scheine, daß der Gegenstand meiner Wahl dir nicht genehm sein möchte. Und so ist es allerdings, mein Vater! Ich liebe, ich bete wahrhaft an ein Mädchen von seltener Schönheit, Herzensgüte, Geist und Tugendhaftigkeit, aber dieser Engel in Menschengestalt ist leider keine Gräfin oder Baronesse, auch nicht einmal eine Bankiers- oder hohe Beamtentochter, nein, sie ist vielmehr nichts mehr

Digitized by Google

und nichts weniger als — ein Blumenmädchen, eine einfache Blumenhändlerin. Da hast du das schreckliche Verbrechen!

„Dein Sohn Hermann hat sich in eine Gärtnerstochter verliebt, und ist so ehrlich und muthig, diese Gärtnerstochter heirathen zu wollen. Rosalie Kleinhans ist die Tochter des bereits vor Jahren verstorbenen Hofgärtnersadjuncten, der nur ein unbedeutendes Vermögen hinterließ und dessen Wittwe daher genöthigt war, weil die kleine Pension von zwölf Gulden monatlich für sie und ihre vier Kinder doch unmöglich ausreichen konnte, sich durch Blumenhandel noch einen weiteren Verdienst zu schaffen. Seit vier Jahren ist aber die Mutter beständig kränklich, und da ist denn voll strengem Pflichtgefühl Rosalie an ihre Stelle getreten und hat durch ihren Fleiß und ihr Geschick bald die Familie in einen gewissen Wohlstand zu versetzen gewußt, denn sowohl ihre Waare, die herrlichen, reizenden Bouquets, die sie und ihre Schwester so meisterhaft binden, als der Ruf ihrer großen Schönheit, Anmuth, Bescheidenheit und Sittsamkeit haben die schöne Blumenhändlerin nicht allein bei allen eleganten jungen Herren, sondern auch bei den vornehmen Damen in die Mode gebracht, die meist in Person ihren kleinen Laden besuchen, vor welchem man zu jeder Zeit die herrschaftlichen Equipagen kann halten sehen. Aber trotz der Umschwärmung durch die Stutzer und Löwen aus allen Ständen und von jedem Lebensalter hat es doch selbst die giftigste Verleumdung nicht gewagt, auch nur den leisesten Schatten auf dieses engelreine Wesen zu werfen; ihr Ruf ist vor wie nach durchaus tadellos. Selbst an Heirathsanträgen vornehmer und reicher junger Leute hat es Rosalien nicht gefehlt, aber Rosalie kennt keine selbstsüchtigen Motive, sie verschenkt nimmermehr ihre Hand ohne ihr Herz.

„Und glaube nicht, daß ich mir mit diesen Dingen etwa leichtgläubig einen Bären habe aufbinden lassen, die ganze Stadt weiß hievon und Niemand wagt es, das gute Kind deßhalb des Hochmuths zu beschuldigen. Ich wußte lange nicht von der Existenz dieser seltenen Perle, bis ich eines Tages Gelegenheit bekam, ihr eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, wofür sie sich so dankbar bezeigte, daß mir hierdurch sogleich eine sehr vortheilhafte Meinung von ihr beigebracht wurde, die sehr schnell in die glühendste Liebe überging. Rosalie pflegte nämlich, namentlich früher, öfter die Gewächshäuser der größeren Handelsgärtner in der Umgegend des Ankaufs von Blumen wegen aufzusuchen, wobei sie sich von ihrer kleinen Schwester begleiten ließ. Eines Tages that auf dem Rückgange in einer noch ziemlichen Entfernung von der Stadt die Kleine einen Fehltritt, fiel und verletzte sich dermaßen, daß sie den Weg unmöglich zu Fuße zurücklegen konnte. Ich kam gerade des Wegs und überzeugte mich sofort von der Sachlage. Ich bot ihr an, das Mädchen bis zum nächsten Hause führen zu helfen, und ihr sodann einen Wagen aus der Stadt herauszuschicken, was sie mit einer so reizenden, verschämten Verlegenheit und Verwirrung unter den lebhaftesten Dankesagungen annahm, daß ich davon ganz entzückt war. Leider hatte ich nicht den Muth gehabt, mich nach dem Namen und der Wohnung meiner schönen Unbekannten zu erkundigen, aber ihr Bild brachte ich gar nicht aus dem Gedächtniß, und meine Spaziergänge gingen von nun an alle in derselben Richtung.

„Es dauerte indessen mehrere Wochen, bis ich das Glück hatte, meiner Unbekannten wieder zu begegnen; sie bewillkommnete mich sogleich auf's Herzlichste, und der kleine Wildfang, der sie wieder begleitete und sich sogleich an mich hing, verrieth zur größten Verlegenheit für sie, und zur höchsten Freude für mich, wie oft seither von mir die Rede gewesen, wie man bedauert hat, meinen Namen nicht zu wissen, wie sehr die Mutter verlange, mich kennen zu lernen, und ich dürfe darum auch jetzt nicht fort, ich müsse sie zur Mutter begleiten. Ich blickte bei dieser Einladung das schöne Mädchen fragend an, die tief erröthend die Augen niederschlug und in der sichtlichsten Verwirrung stammelte: „Gewiß werden Sie damit der Mutter die größte Freude machen." — „Und Ihnen," frug ich, „wird Ihnen mein Besuch auch Freude machen?" — „Ich," erwiderte sie lächelnd, „werde es mir zur höchsten Ehre anrechnen, unsern Wohlthäter bei uns empfangen

Digitized by Google

zu dürfen." — „Wie können Sie aber von dem kleinen Dienste, den ich Ihnen zu erzeigen das Glück hatte, nur so viel Aufhebens machen! Das ist ja gar nicht der Rede werth, ich muß mich wahrlich schämen über diese allzu große Erkenntlichkeit. Indessen nehme ich Ihre freundliche Einladung an, denn ich werde den Tag, wo ich das Vergnügen hatte, eine so liebe Bekanntschaft zu machen, immer zu den glücklichsten meines Lebens zählen."

(Fortsetzung folgt.)

Des Mannes Wunsch.

„Liebe Marie," sprach Harry zu seiner Frau, „ich habe eine Bitte an Dich. Du hast eine Freundin, die mir nicht ganz gefällt und die sicherlich unseren Frieden noch stören wird. Willst Du Miß May mir zu Gefallen aufgeben, Marie?"

Ein leichter Schatten von Verstimmung flog über Mariens liebliches Gesicht, als sie erwiederte: „Du bist unbillig, Harry. Sie ist gebildet, fein, geistvoll und bezaubernd, das wirst Du zugeben!"

„Ja, dies ist Alles wahr; aber eben deßhalb ist ihr Einfluß auf ein so nachgiebiges und für fremde Eindrücke so empfängliches Wesen, wie gerade Du, um so bedenklicher, wenn er ungünstig ist. Ich spreche in vollem Ernste, Marie, und muß wirklich wünschen, Euch nie mehr beisammen zu sehen."

„Pah, lieber Harry, das geht denn doch zu weit. Sei nicht unangenehm und lasse uns von etwas Anderem sprechen. Ich muß wirklich einmal mit Onkel Joseph fragen: „Wie geht es in Deinem Geschäfte?" Sie schaute ihm muthwillig in die Augen, aber Harry lächelte nicht.

„Nun gut," rief die kleine Frau, indem sie sich wegwandte und in der Aufregung mit dem Fuße auf den Boden stampfte. „Harry, ich kann doch nicht wegen einer Laune von Dir mit ihr brechen! Gerade für heute Abend habe ich ihr einen Besuch versprochen."

Harry gab keine Antwort und war nach einigen Minuten auf dem Wege nach seinem Bureau.

Marie stand hinter dem Vorhang und sah ihm nach, wie er die Straße hinabging. Sie fühlte einen unangenehmen erstickenden Druck in der Kehle und Etwas, wie eine Thräne im Auge.

Harry war verstimmt; daran war nicht zu zweifeln. Zum ersten Male seit ihrer Verheirathung war er fortgegangen, ohne, wie sonst, wenn sie sich auch nur auf ein oder zwei Stunden trennten, zärtlich Abschied zu nehmen. Voll Unruhe und unglücklich betrat sie ihr Schlafgemach.

Es war ein gar niedlicher Raum, mit Statuetten, Gemälden und Vasen geschmückt, lauter Geschenke von ihm vor oder während ihrer Ehe. Jedes hatte seine eigene Geschichte und stand in irgend einer Beziehung zu Harry. Auch ein Blumenstrauß stand im Zimmer, noch frisch und duftend, welchen er gestern auf dem Heimwege gekauft hatte, um ihr, deren Freude an Blumen er kannte, eine Freude zu machen. Da lag eine ausgewählte Sammlung von Gedichten; sie hatten gestern Abend noch darin gelesen. Harry hatte mit schön geschwungener Schrift Mariens Namen auf das erste Blatt eingetragen. Wohin sie blickte, fiel ihr ein Beweis seiner zärtlichen Ergebenheit in die Augen. Miß May! Sie war so lebhaft und voll beißenden Witzes. Wie würde diese sie necken, daß sie sich von Harry so habe beherrschen lassen. Hatte sie ihr nicht gesagt, alle Männer seien Tyrannen? Und jetzt machte Harry den ersten Versuch, seine Herrschaft über sie auszuüben. Nein, nein, sie durfte nicht nachgeben.

So wurde dann das Putzkleid ausgewählt, die Verzierung frisch hergerichtet und was sonst zu ihrer Toilette gehörte, geordnet. Ja, sie war entschlossen, zu gehen! Sie war darüber mit sich im Reinen. Als sie nun ihr Schmuckkästchen öffnete, fiel ein Briefchen zu ihren Füßen. Sie kannte seinen Inhalt recht wohl. Es war ihr von Harry an ihrem Geburtstag unbemerkt, mit einem hübschen Armband, in die Hand gedrückt worden. Es konnte nichts schaden, wenn sie es wieder las. Für einen Ehemann von einem Jahre war es gar liebevoll geschrieben; sie hatte rechte Freude daran. Theurer Harry! Sie faltete es wieder zusammen und setzte sich nieder, unglücklicher, als zuvor, die Hände über dem Schooße gefaltet und in einem mitleidswerthen Zustand von Unentschlossenheit.

Digitized by Google

Vielleicht hatte Harry in Bezug auf Miß May doch Recht und wenn auch nicht, so war ein Haar auf seinem Haupte ihr mehr werth, als alle Frauen der Welt. Er hatte ihr nie ein unfreundliches Wort gesagt, war jedem ihrer Wünsche zuvorgekommen und so aufmerksam und besorgt gewesen, so oft sie unwohl war. Und sie sollte ihn betrüben?

Die Liebe siegte. Das schöne Kleid wurde weggelegt, der Schmuck wieder in das Kästchen eingeschlossen und Marie setzte sich leichten Herzens und wartete auf die Rückkehr ihres Gatten.

Die Lampe im Wohnzimmer brannte nicht, als Harry die Straße heraufkam. Sie war also, trotz Allem, was er ihr vorgestellt hatte, doch fortgegangen! Er ging langsam über den Vorplatz, trat in das dunkle und öde Zimmer und ließ sich mit einem schweren Seufzer auf dem Sopha nieder. Erzürnt war er nicht, aber betrübt und verletzt; der erste Zweifel an der Zuneigung des Gegenstandes unserer Liebe ist so peinlich!

„Lieber Harry," flüsterte eine sanfte Stimme an seiner Seite.

„Gott segne Dich, Marie!" sprach der glückliche Gatte. „Du hast mich von einem schweren Kummer befreit."

Es gibt Männer, die jedes Opfers, welches ein liebendes Herz bringen kann, würdig sind.

Gemeinnütziges.

(Nahrhaftigkeit verschiedener Victualien.) Für unsere Haushaltungen dürften folgende zeitgemäße Notizen von Interesse sein:

Süßer Kappes ist viel nahrhafter als Sauerkraut. Weiße Rüben, schichtenweise mit Sauerkraut eingemacht, sind schmackhafter, als separat eingemachte.

In 90 Pfund Erbsen ist so viel Nahrungsstoff enthalten, wie in 600 Pfund Kartoffeln und wie in 800 Pfund gelben Rüben. Oder: 100 Pfund Erbsen enthalten 29 Pfd. fleischbildendes Princip, 100 Pfund Bohnen sogar 31, 100 Pfd. Kartoffeln aber nur 2 Pfund dieses Nahrungsstoffes. Hieraus erhellt, daß die vermeintlich theuern Erbsen und Bohnen dennoch viel wohlfeiler, als die wohlfeilsten Kartoffeln sind.

Denksprüche.

Gewohnheit und Natur ist, was die Welt regiert,
Die erste hat uns oft, die andere nie verführt.

Das Glück hat Vielen wohl zu leben
Zu viel, doch Keinem genug gegeben.

Verschiedenes.

(Wettessen.) In der Umgegend von Braunau ward zwischen einem Bauern und einem Bräuknechte eine Wette um 10 fl. und die Zeche vereinbart, welche derjenige von den Beiden gewinnen soll, der es dem Anderen an Essen zuvorthut. Die Wahl des Gerichtes stand dem Bräuer zu und dieser bewies sich hierin als ein höchst sonderbarer Gourmand, indem er sich und seinem Rivalen eine mehrere Maß haltende, mit lebenden Maikäfern angefüllte Flasche vorsetzen ließ und mit denselben die zum Essen gerade nicht sehr einladenden Thierchen mit Haut und Haar verzehrte. Trotz der unwillkürlichen Magenentleerungen einiger Zuschauer dieses Heldenstückes verzehrten die der Leistungsfähigkeit ihrer Mägen vertrauenden Glücksritter die ganze Auflage ihres Gerichtes, ohne daß einer von ihnen die Wette gewonnen hätte, vielmehr mußten sie wegen Mangels weiterer Vorräthe den „Wettfraß" unterbrechen.

An einem Hause in Neustetten bei Rothenburg steht folgender Spruch geschrieben: Das ist das Beste in der Welt, daß Tod und Teufel nimmt kein Geld, sonst müßte mancher arme Gesell für den Reichen in die Höll'.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 86:
Poesie.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 88. Donnerstag, den 24. Juli **1862.**

Willkomm den Neustadter Schützen.

Willkommen, ihr Schützen, am heimischen Herd!
Laut preisen euch unsere Lieder!
Ihr habt euch als wackere Kämpen bewährt
Im Wettkampf germanischer Brüder.
Ihr brachtet zu Ehren die Büchse vom Rhein, —
Drum sollt ihr heut' drei Mal willkommen sein!

Die Lorbeeren, die ihr in mannhaftem Kampf
Mit Büchse und Blei habt errungen,
Sie werden noch grünen, wenn Pulver und Dampf
Verraucht sind, der Jubel verklungen;
Und Neustadt wird künftig mit Ehren genannt,
So weit sich erstrecket das deutsche Land.

Ihr habet gestritten, wir wissen es wohl,
Mit Riesen, — nicht schwächlichen Zwergen, —
Die Schweiz war im Feld und das Volk von Tyrol
Kam sieggewiß aus seinen Bergen.
Doch habt ihr zum Ruhme der Pfälzer gezeigt,
Daß euere Büchse der besten nicht weicht.

Füllt, Freunde, die Becher mit feurigem Wein,
Hoch, drei Mal! den Neustadter Brüdern!
Sie brachten zu Ehren die Büchse am Rhein,
Preis't sie in weitschallenden Liedern.
Hoch, abermal hoch! den Jägern der Pfalz!
Ihr wißt, wenn sie schießen, so schallet's und knallt's.

G. A.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Ich ging mit, und aus diesem kleinen Anfange sollte mir bald die höchste Wonne erblühen. Vater, du liebst und ehrst die Mutter, wie ein Mann nur seine Frau lieben und ehren kann, aber doch weiß ich nicht, ob du das Gefühl kennst, welches mein Herz erfüllt. Ich frage mich manchmal: ob ich wirklich noch ich selbst bin? Ich möchte lachen und weinen zugleich, ich möchte alle Menschen als meine Brüder umarmen, ich fühle mich der Gottheit näher und verwandter als früher; keinen Wurm könnte ich zertreten, ich freue mich wie ein Kind an meines Schöpfers prächtigem Werk, aber doch könnte ich nicht ausgelassen lustig sein, ich könnte nicht lärmen und toben, da würde ich mich vor mir selbst schämen. Wenn ich so neben dem über Alles geliebten Mädchen sitze, so wandelt mich oft ein heiliger Ernst an: ich wage es manchmal nicht, sie nur anzurühren, gleichsam als ob ich damit eine schwere Sünde begehen würde, denn neben ihrer demuthsvollen, anspruchlosen, engelreinen Unschuld und Lauterkeit komme ich mir so klein, so unrein vor. Und doch kömmt es auch über mich wie ein heiliger Schauer, es weht mich manchmal an wie mit einem göttlichen Odem, und ich sage mir: das ist der Hauch Gottes, mit welchem er die großen heiligen Männer anwehte und sie zu ihren hohen, tugendreichen Thaten begeisterte. Ja, ich fühle es, diese Liebe ist von Gott, sie streift mir die irdische Sünde ab und macht mich besser, edler, reiner, sie gibt mir Kraft und Muth zu allem Guten und läßt mir das Schwierigste leicht erscheinen.

„Bei solchen Gefühlen wirst du es aber ganz erklärlich finden, daß der Gedanke an krumme Wege nicht aufkommen kann, und daß ich nimmermehr ein Glück finden könnte in einer Verbindung, welcher der Segen meiner Eltern fehlen würde. Rosalie und ich sind darin ganz gleichen Sinnes: wir haben uns ewige Liebe und Treue gelobt,

Digitized by Google

aber eine heimliche Verbindung werden wir nie eingehen. Offen und freimüthig trete ich darum vor dich und die Mutter und bitte um euere elterliche Einwilligung, daß ich das theuere Mädchen als meine Frau heimführe. Ich kann euch, wenn ihr aus meiner langen Schilderung noch nicht die Ueberzeugung geschöpft habt, wie nie eine Andere als sie mir angetraut werden soll, zu meiner besseren Rechtfertigung nichts weiter hinzufügen. Denn das wird nicht erst meiner ausdrücklichen Versicherung bedürfen, das werdet ihr schon aus Allem ersehen haben, daß meine Rosalie keine gewöhnliche Blumenverkäuferin ist: sie hat vielmehr eine sehr gute Erziehung und Ausbildung genossen, und hat dabei so viel natürlichen Tact und angeborene Grazie, daß sie sich mit Leichtigkeit in den höchsten Kreisen bewegen könnte, ohne Anstoß zu erregen. Mein Glück liegt in eueren Händen; überlegt es wohl, ehe ihr unbarmherzig den Stab brecht über eine Neigung, die den Stolz eines jungen Mannes ausmacht, der doch ohne alle Selbstüberhebung glaubt von sich behaupten zu dürfen, daß er in keiner Weise aus der Art geschlagen ist. Bedenkt, es handelt sich um das Wohl und Wehe eueres einzigen Kindes, das euch über Alles liebt, und bedenkt, daß dieses Kind euch vorher auf seine Ehre versichert, daß es euch nie ungehorsam sein wird, mag euere Entscheidung ausfallen wie sie will. Nie wird euch ein Vorwurf von ihm treffen, aber wohl hält es euer Sohn für seine Pflicht, zu sagen, daß er so innig wie von seinem eigenen Leben davon überzeugt ist, daß ihr mit euerer Weigerung sein Glück und seine Freude am Leben für immer begraben werdet. Theuerer Vater, theuere Mutter, wollt ihr denn nicht das Glück eueres euch so zärtlich liebenden Sohnes?

„Lebt wohl und verzeiht mir den Kummer, welchen ich euch verursache; gewiß, eine innere, nie trügende Stimme sagt es mir, daß auch hier auf Leid bald Freud' folgen wird.

Meiner theuersten Eltern
ewig dankbarer Sohn
Hermann."

„Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe?" fuhr jetzt der Major heraus: „Finden Sie nicht, daß der Junge reif für das Tollhaus ist? Ich will gar nicht davon reden, daß er damit den Lieblingswunsch seiner Mutter, die so gern sähe, daß er seine Cousine Caroline zur Frau nähme, zerstört; aber das konnte er doch wissen, daß ich zu dieser Heirath nimmermehr meine Einwilligung geben werde!"

„Sie, Herr Major?" fragte ganz ernsthaft der Notar, bei dem, so gutmüthig er im Grunde seines Herzens auch war, doch nur höchst selten der eingewurzelte Hang zur Satyre vollständig in den Hintergrund trat.

„Nun, wer denn, als ich?" brauste der Major auf.

„Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete Barthel. „Ich glaubte, Sie hätten sich versprochen, Sie hätten vielmehr Ihre Frau Gemahlin nennen wollen; ich hätte gedacht, Sie bekümmerten sich um solche kleine häusliche Angelegenheiten nicht. Indessen" — fuhr er, als er die Zornader auf des Majors Stirne bedenklich anschwellen sah, begütigend fort — „bin ich durchaus nicht der Ansicht, daß die Sache mit der Cousine schon für verloren zu geben sei. Hermann ist in der Residenz fern von den Seinigen und hat von jeher das häusliche Leben, den Familienkreis geliebt; er war immer ein Stubenhocker. Was Wunder, daß er sich die Familie, die er nicht hat, neu zu bilden sucht. Er fand ein Mädchen, welches ihm gefiel, von der er glaubte, sie könne ihm eine angenehme Häuslichkeit schaffen; so schloß er sich an sie an, und er ist zu ehrlich und zu redlich, als daß er glauben könnte, er dürfe ihr das Vergnügen, welches er an ihrem Umgang findet, anders lohnen, als daß er sie heirathe. Es bleibt nichts übrig, als Hermann diesem Kreise zu entziehen. Gewalt und Strenge anzuwenden, bleibt in solchen Fällen immer gefährlich, denn unter Umständen wird auch das Lamm zum Löwen. Man muß hier vor Allem erst sondiren, man muß sein Terrain kennen lernen, den jungen Baron und das betreffende Mädchen beobachten und ausforschen. Dann wäre es auch gewiß von dem besten Erfolge, wenn beide Eltern persönlich einmal das Söhnchen aufsuchten. Ich habe da einen Einfall, der gewiß Ihren Beifall hat."

„Und der wäre?" fragte der Major.

Digitized by Google

Der Notar setzte jetzt dem Major eindringlich auseinander, wie er als ein heftiger, jähzorniger Mann die Erledigung dieser Angelegenheit nicht selbst in die Hand nehmen dürfe, indem es dann leicht zu unangenehmen Auftritten kommen könnte, und die Sache statt gebessert nur verschlimmert würde. Ebenso sei es nicht gut, Briefe hierüber zu wechseln, dieselbe werde sich vielmehr am raschesten durch persönliche Zusammenkunft ordnen, der Major solle mit seiner Frau seinen Sohn durch einen Besuch überraschen, aber ohne jener vorher von der ganzen traurigen Affaire etwas mitzutheilen. Barthel erbot sich zu diesem Zwecke vorauszugehen, sich über den Stand der Dinge genau zu orientiren, dem jungen Baron Vernunft zu predigen und überhaupt Alles zu thun, was zu einem guten Erfolg zu führen verspreche. Er erklärte dem Major, daß er aus doppelten Gründen sich hier für die geeignetste Mittelsperson halte, einmal weil er Hermann kenne und zu behandeln wisse, und dann, weil er auch der Familie Kleinhans nicht unbekannt sei und sein Wort dort ebenfalls von Gewicht sei.

(Fortsetzung folgt.)

Rosaura von Montalbon.

Als Ferdinand aus dem Hause der Medici den Thron zu Florenz bestieg, geschah es, daß eine Dame, deren Gesicht von einer Larve in Gestalt eines Todtenkopfes bedeckt war, vor dem obersten Tribunal stand und des Urtheils wartete.

Den übrigen Körper umhüllte ein langer, bis zur Ferse herabwallender Mantel, dessen Kappe bis zur Stirn heruntergezogen war; der Anblick, den sie darbot, war schaudererregend; die schreckhafte Larve und die Todtenhülle, die sie bedeckte, brachte eine nicht zu beschreibende Wirkung hervor.

Rosaura von Montalbon heißt diese Dame, die zum vierten Male vor dem Tribunal steht; zum vierten Mal angeklagt eines Vergehens, das auf wunderbare Weise sich selbst vertheidigt.

Worin bestand diese Anklage?

Einfach darin, daß Rosaura von Montalbon — zu schön sei.

So schön, daß wenn sie des Morgens am Fenster sitzt, das Volk auf der Gasse zusammenströmt und die Wagen und Sänften in ihrem Wege hindert, daß die Kaufleute ihre Waaren, die fürstlichen Offiziere und Beamten ihre Amtspflicht vergessen und stundenlang nur sie betrachten.

So schön, daß, wenn sie ausgeht, um Seidenwaaren und Juwelen einzukaufen, die Kaufleute für diese keine Bezahlung nehmen, ihr Hab und Gut der Königin aller Herzen zu Füßen legen. Wessen Gewölbe sie mit ihrem Besuche beehrt, der ist ein zu Grunde gerichteter Mann.

So schön, daß, seitdem sie am rechten Ufer des Arno wohnt, dort eine ganze Reihe von Palästen gebaut wurde, während das linke Ufer immer mehr vernachlässigt wird.

So schön, daß, wenn sie in die prachtvolle Kirche der Santa Maria del Fiore eintritt, die Andächtigen ihre Augen vom Altarbilde abwenden und sich an ihrem Anblicke weiden. Vergessen ist dann die Andacht; statt auf den Knieen Segen und Gnade von Gott zu erflehen, schöpfen sie Fluch und Verdammniß aus dem flammenden Auge dieses Weibes.

Wenn, was nicht selten geschah, die Leiche eines bleichen Jünglings aus dem Arno herausgefischt ward, hatte er sicher für Rosauren geschwärmt und ward von ihrer Kälte bewogen, sich ein Leid anzuthun; wenn die Wächter während der Nacht in den finsteren Gassen auf die erstarrte Leiche eines reich gekleideten Ritters stießen, wußte Jedermann, daß er für Rosauren starb, daß er für einen Blick der holden Dame sein Leben opferte.

Einst herrschte große Hungersnoth in der Stadt; die Aufregung des Volkes, das kein Brod hatte, wuchs immer mehr, endlich brach seine Wuth los und unter fürchterlichem Geschrei drang es in den Palast Montalbon, dessen Herrin sich in Milch badete, die Blumen ihres Gartens mit süßem Wein begießen ließ und täglich Mahlzeiten gab, während anderswo der Hunger wüthete und unzählige Opfer hinwegraffte. Als die aufgeregte Masse schon das Thor des Palastes eingebrochen und das Gesinde gemordet hatte, in dieser entscheidenden Minute trat Rosaura, das goldene Haar halb aufgelöst und in der Hand einen diamantenen Fächer, mit dem sie sich zierlich die drückende Luft abwehte, unter

Digitized by Google

die wogende Menge. Das Volk verstummte, die Rädelsführer küßten nach der Reihe den Saum ihres Gewandes und Alle entfernten sich ruhig mit Freude strahlendem Gesichte. Das Volk schrie nach Brod, Rosaura warf ihm ein huldreiches Lächeln zu und es war zufrieden.

Drei Mal wurde sie von erbitterten Vätern, deren Söhne ihren Reizen zum Opfer fielen, angeklagt.

Drei Mal wurde sie angeklagt, daß sie zu schön sei!

Die Richter hörten die Klage an, ließen die Sünderin vor sich führen und überzeugten sich von der Wahrheit der Anklage.

Doch selbst die erbittertste Anklage war dem Thatbestand gegenüber noch zu gelinde. Rosaura war viel schöner, als sie von ihren Anklägern geschildert wurde.

Zwei Mal antworteten die Richter: „Die Anklage ist wahr, das Laster ist wahr, die Angeklagte sei freigesprochen!“

Zur Anklage war ihre Schönheit groß genug, doch noch größer zur Vertheidigung und Freisprechung. Wenn sie den Richtern ihr Antlitz zuwendete, vergaßen sie die Anklage; wenn sie weinte, schwuren sie hoch und theuer, daß die Angeklagte unschuldig sei; wenn sie lächelte, waren sie bereit, sich selbst für schuldig zu erklären.

Doch zum dritten Mal angeklagt, war ihr Verbrechen schon sehr groß. Der großherzogliche Schatzmeister hatte die Schätze des Landes gestohlen und nachdem er sie an Rosaura vergeadet, sich selbst getödtet.

Jetzt hatte die Gnade ihr Ende erreicht. Der Holden ward mit Stimmenmehrheit das Urtheil gesprochen, daß sie aus Florenz auf ewig verbannt und ihr schöner Leib gebrandmarkt werde.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Grüne Erbsen lassen sich gut aufbewahren, wenn man sie in Glasflaschen füllt, solche verkorkt, verbindet und an einem kühlen, trocknen Ort aufbewahrt.

Verschiedenes.

Der Humor bei einem Volksfeste wird erst nach und nach bekannt. So hörten wir eine Geschichte aus dem Frankfurter Schießen, die, höchst drollig und gespaßig, der Aufzeichnung wohl werth sein dürfte: In einem Gasthofe kommt ein alter Kunde an und verlangt ein Zimmer. Der bestürzte Oberkellner, welcher den guten alten Herrn wegen seiner Trinkgelder von früher her noch gut im Gedächtnisse behalten hat, erschrickt über ein Verlangen, das während des Schützenfestes wie Anmaßung klingt, entgegnet aber, seinen Stolz beherrschend: „Es thut uns leid, Herr X.; ein Zimmer unmöglich, aber ein Sopha ist in Nummer 1 noch frei und wir werden ein Bett darauf machen und Herrn So und So bitten, daß er das Zimmer mit Ihnen theilt.“ Der Pact ist geschlossen und Herr X. streckt sich nach einem Besuche der Festhalle müde und matt, vielleicht auch etwas „angesäuselt“ auf dem Sopha aus und verfällt in einen tiefen, tiefen Schlaf. Der Zimmerinhaber poltert nach Mitternacht die Treppe herauf, hat aber längst vergessen, daß sein Sopha von einem „alten Kunden“ des Gasthauses beschlafen werden soll. Ebenfalls „angesäuselt“ und vielleicht im Unmuth über die schlechten Schüsse, die er gethan, wirft er im Dunkel (das Licht war ausgegangen) die Büchse aufs Sopha — ein Schrei des Entsetzens, Diebe, Mörder — ein Handgemenge entsteht, der Portier erscheint mit Licht und es stehen sich Vater und Sohn gegenüber, die natürlich der erste Anblick versöhnt. Die Rollen werden getauscht und der Herr Vater legt sich in's Bett, dem geschäftsreisenden Herrn Sohne, mit welchem ihn das Schützenfest unverhofft vereinigt hatte, das Sopha überlassend.

Um die immer seltener werdende Kundschaft anzuziehen, ist der Besitzer eines Pariser Kleidermagazins auf den Einfall gerathen, Jedem, der für 95 Fr. kauft, ein Freibillet nach Havre hin und zurück zu geben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 89. Samstag, den 26. Juli **1862.**

Beruf.

Liebe, Freundschaft, Treue, Einigkeit,
Die vier Blumen hat uns Gott gewehrt,
Um der Menschheit Wohl und Glück zu gründen.
Laßt uns in des Lebens Kranz sie winden.
Schlinget fester, immer fester
Um das theure Vaterland,
Deutsche Söhne, deutsche Töchter,
Liebevoll der Einheit Band.
Schlinget Rosen, Lilien, Veilchen
Und Vergißmeinnichte ein,
Dann wird Glück und Wohl gedeihen,
Deutschland groß und mächtig sein.

Liebe ist des Herzens Arzt. Sie heilt
Jedes, das in ihre Arme eilt.
Wo sie weilt, muß Trug und Neid erblassen
Und kein Giftgeschwür kann Wurzel fassen.
Liebet eure Heimatherde,
Die geschützt der Ahnen Schwert,
Wenn zu kühn der Feind geworden.
Seid als Enkel ihrer werth!
Deutschland sei für Erdenschätze
Keinem einz'gen Deutschen feil;
Lug und Tücke sei verbannet —
Und Europas Herz bleibt heil!

Freundschaft gleicht dem Fels im Ocean,
Den kein wilder Sturm erschüttern kann.
Edle Seelen, sucht sie zu erringen,
Gutes kann sie, Böses nie vollbringen.
Sehet nicht auf Rang und Orden,
Nicht auf Güter dieser Welt,
Reicht euch brüderlich die Rechte
Von dem Rheine bis zum Belt.
Ehre jedem wackern Deutschen,
Denkt er edel, frei und groß.
Nie wird Deutschland untergehen,
Ruht in Männerhand sein Loos.

Treue schützt vor Meineid und vor Groll,
Wie geschützt einst Hofer sein Tyrol;
Handelt tugendhaft und ist verschwiegen,
Geht der Ehre Wege mit Vergnügen.
Haltet treue Wacht am Rheine,
Daß nicht list'ger Feinde Schwert
Frech zerstöret eurer Lieben,
Eurer Väter freien Herd.
Stärkt des Leibes Kraft, veredelt
Herz und Geist und seid getreu!
Wo der Schwächling unterlieget,
Siegt der Starke, froh und frei.

Einigkeit erblüht des Himmels Frucht,
Und der Frieden, den so Mancher sucht,
Um das wundgedrückte Herz zu laben,
Liegt in ihrem Schooße nur begraben.
Hebe, starke deutsche Eiche,
Stolz dein Haupt empor in's Blau;
Und du, Band der Einheit, schlinge
Blühend dich von Gau zu Gau!
Gottes Segen unserm Bunde,
Heil dem schönen Bruderreich!
Deutsche Söhne, deutsche Töchter,
Glück und Friede blühet euch!

Frankeneck, im Juli 1862. H. Schlicher.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Bei den Vorschlägen des Notars brauste der Major erst zornig auf über die ungebührliche Zumuthung, daß er selbst zu seinem ungerathenen Sohne reisen und demselben

Digitized by Google

für die dummen Streiche, die er im Sinne führe, gar noch gute Worte geben solle; — nach einigem Hin- und Herreden begann er indessen ruhiger: „Wenn man Sie mit so viel Ueberzeugung Ihre Ideen auseinander setzen hört, so könnte man zuletzt an seiner eigenen Ansicht irre werden; aber wenn ich auch ein Bischen zweifelhaft geworden bin, mit Ihrer Meinung kann ich mich darum doch ebenso wenig befreunden."

„Ist auch gar nicht nöthig, Herr Major; kann mir das recht gut denken; ja, wenn's hieße, mit dem Bataillon eine Bresche stürmen, da würden Sie sich keine Minute besinnen, aber einen ungehorsamen Sohn mit Nachsicht und Schonung zu behandeln, ihn mit Schmeicheleien und List halb wider Willen zu überrumpeln, das dünkt Ihnen eines geraden, offenen Soldatencharakters nicht würdig, das ist weibisch, hinterlistig. Je nun," fuhr Barthel die Achseln zuckend fort, „es kommt eben darauf an, wie man am besten und sichersten zum Ziele kommt. Und ich sage Ihnen, ich möchte fast mit meinem Kopfe dafür einstehen, daß es so gelingt."

„Nun meinetwegen," sagte der Major, „ich will Ihnen folgen; vierzehn Tage will ich Ihnen Frist geben; werden Sie binnen dieser Zeit nicht mit dem Jungen fertig, dann fahre ich aber mit dem Säbel dazwischen, dann mache ich Ernst, mag es hernach ausgehen wie es will!"

„Topp, es sei, ich bin's zufrieden; ich reise morgen, Sie folgen in acht Tagen mit den Damen und handeln vierzehn Tage lang ganz nach meiner Weisung, nach vierzehn Tagen aber sei meine Herrschaft zu Ende."

So geschah es denn auch. Der Major verfügte sich nach Hause und machte noch beim Mittagessen seiner Frau den Vorschlag, die nächste Woche Hermann zu besuchen und auf dieser Reise ihre Nichte Amalie mitzunehmen, und als diese erstaunt fragte: was ihn so plötzlich auf diesen Gedanken gebracht habe, so erwiderte er: „Man reist jetzt gar zu rasch; heute Vormittag sprach ich den Notar Barthel, der mir erzählte, daß er vor einigen Stunden einen Brief erhalten habe, welcher ihn in Geschäftsangelegenheiten nach der Hauptstadt berufe; morgen früh gehe er mit dem ersten Zuge ab und den Abend sei er bereits an Ort und Stelle. Er bleibt etwa vierzehn Tage aus. Da kam mir nun so unwillkürlich die Idee, wir könnten wohl auch einmal auf diese Weise Hermann einen Besuch abstatten, das wäre eine ganz prächtige Ueberraschung."

Frau von Helmbrück wollte zwar einige Einwendungen in Bezug auf die nöthige Garderobe ꝛc. erheben, der Major blieb jedoch einmal ausnahmsweise unerschütterlich, und so wurde denn nach einigen Hin- und Herreden beschlossen, in acht Tagen sich auf den Weg zu machen.

2.

Einige Tage vorher, ehe unsere Erzählung beginnt, saß eines Vormittags in den warmen Schafpelz eingehüllt der Geheime Rath Adolf von Helmbrück in dem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Arbeitszimmer seines stattlichen Hauses an der neuen Promenade. Trotz des schützenden Pelzes hatte er bei der draußen herrschenden Kälte den bequemen Lehnsessel neben das knisternde Kaminfeuer gezogen, an dessen lodernder Gluth er sich behaglich wärmte. Vor ihm stand ein kleiner Tisch, auf welchem neben einem großen Becher mit dampfender Chocolade verschiedene Zeitungen, Briefe und Papiere ausgebreitet lagen, in welchen seine mit schweren goldenen Ringen verzierte feine weiße Hand herum blätterte, während die Augen mit flüchtig prüfender Hast die aufgeschlagenen Blätter durchliefen. Nachdem diese Beschäftigung eine halbe Stunde gewährt hatte, schob der Geheime Rath die Papiere mit einer unmuthigen Handbewegung von sich weg und lehnte sich nachlässig in den Sessel zurück, indem er die leicht gekräuselten Rauchwolken seiner duftenden Havannacigarre gedankenvoll vor sich hinblies. „Wo nur Hermann bleiben mag?" begann er nach einer Pause zu sich selbst: „ich habe ihn seit Wochen mit keinem Auge gesehen."

Da hörte man plötzlich auf dem Gang einen festen, klirrenden Schritt, und nach einem kurzen lauten Anpochen wurde ohne das „herein" erst abzuwarten, die Thüre rasch aufgerissen, und in das Zimmer trat ein untersetzter kräftiger Mann im besten Lebens-

Digitized by Google

alter von röthlichem Haupthaar mit dickem rothem Schnauzbart, von breitem, wohlgenährtem Antlitz mit lebhaft blickenden Augen. Die schalkhafte Laune und die selbstgefällige Zufriedenheit, die aus den großen blauen Augen des in die schöne Dragoneruniform des Landes gekleideten munteren Lebemannes sprachen, brachten den Geheimen Rath unwillkürlich zum Lächeln. Der Besuch des Rittmeisters von Anstett war ihm stets erwünscht, denn Niemand war geeigneter, die Gedanken der Langweile und des Lebensüberdrusses zu verscheuchen, als der stets gut gelaunte Kriegsmann mit seinem unverwüstlichen Humor und seinem unerschöpflichen Schatz von Anecdoten und selbsterlebten oder auch erlogenen Abenteuern und Quidproquo's.

(Fortsetzung folgt.)

Rosaura von Montalbon.

(Schluß.)

Vor dem berüchtigten Palazzo Pitti wurde der Pranger aufgestellt, auf welchem die Strafe vollzogen werden sollte. Das Volk füllte den Platz bis zum Erdrücken und die Dächer der Häuser, von denen man das ganze Schauspiel übersehen konnte, waren bedeckt mit Neugierigen.

Hierher wurde das schöne Weib gebracht, der Henker nahm das glühende Brandeisen in die Hand, mit der andern entblößte er ihre Schultern.

Und als er die glatte, schneeweiße Schulter vor seinen Augen sah, da vergaß er, daß er Scharfrichter sei und drückte statt des glühenden Eisens seine heißen Lippen auf sie.

Diese Selbstvergessenheit mußte der Scharfrichter mit seinem Leben büßen, doch Rosaura wurde dadurch befreit, denn es fand sich Keiner, der das grausame Urtheil, die blendend weißen, runden Schultern zu verstümmeln, vollziehen wollte. Dies Wunder kam zu den Ohren des Großherzogs. Cosimo war damals schon hoch bei Jahren und deßhalb zur Gnade geneigt und als man ihm seinem Wunsche gemäß die Holde vorführte, erließ er ihr jedwede Strafe.

Rosaura von Montalbon konnte fortan ungestraft schön sein. Niemand wagte es, irgend eine Klage wider sie zu erheben; Niemand wagte es, die blitzenden Augen, ihre lächelnden, rothen Lippen, die verführenden Grübchen ihres Rosenantlitzes, ihr berauschendes Lächeln anzuklagen.

Doch bald darauf starb Cosimo; ihm folgte Ferdinand.

Ferdinand war noch jung, als er den Thron bestieg, er zählte kaum zwölf Jahre. Schon in zarter Jugend wurde er mit Lorenzo Frascati bekannt, der etwas älter als er, seine volle Gunst und Freundschaft genoß. Lorenzo wurde Maler, Cosimo Regent; aber dieser vergaß auch dann nicht seines Jugendfreundes; gleich beim Antritte seiner Regierung ließ er ihn von Padua nach seinem Palaste rufen, um mit ihm sein Glück und seine Macht zu theilen.

Lorenzo war wie die meisten Maler ein lustiger, immer gut aufgelegter Jüngling, der durch seine drolligen Einfälle oft die Grillen des Herzogs verscheuchte. Doch plötzlich fing er an ernsthaft, nachdenkend zu werden, die lustigen Scherze blieben aus; der Fürst mußte dafür sorgen, seinen Freund zu erheitern.

Ferdinand ließ am Ufer des Arno eine neue Kapelle errichten, und um seinem Freunde eine geistige Beschäftigung zu verschaffen, überließ er es ihm, sie nach seinem Gefallen auszumalen.

Lorenzo war sehr fleißig: vom frühen Morgen bis zum späten Abend blieb er bei der Arbeit, und wenn er auch zuweilen ausging, schloß er immer die Thür hinter sich zu, damit Niemand sein Werk sähe, bevor es gänzlich vollendet wäre.

Einst geschah es, daß Lorenzo drei Tage nach einander nicht aus der Kirche kam und auch Niemand zu sich hinein ließ. Seine Gehilfen erzählten dem Herzog, daß er ganz allein ohne Speise und Trank schon drei Tage und drei Nächte in der Kirche zubringe.

Der Großherzog eilte selbst dahin, und da er nach mehrmaligem Klopfen keine Antwort erhielt, ließ er die Thür erbrechen.

Aber welch' Wunder! Er blickte umher und überall sah er nur das Bild einer und derselben Frauengestalt, dasselbe Gesicht bei den mit Palmzweigen gegen den Himmel fahrenden Heiligen, wie bei den herablächelnden Engeln, dasselbe Gesicht bei der buß-

Digitized by Google

fertigen Madonna am Altarbilde, überall daſſelbe zauberiſche Frauengebilde, — es war Roſaura's Bild.

Der Künſtler aber ſaß in der Kanzel, ſeinen ſtarren Blick von einem Bilde zum andern wendend; er bemerkte weder den Herzog, noch ſein Gefolge, ſein Auge hing nur an dem gemalten Phantom ſeiner erhitzten Phantaſie. Er war wahnſinnig und blieb es ſein Leben lang.

Der Großherzog ließ den Mörtel von den Mauern abbrechen und die Kapelle neuerdings einweihen; dann wurde ſie geſperrt und blieb von nun an Jedem verſchloſſen.

Der Fürſt war noch jung, kaum zwölf Jahre alt; er kannte noch nicht den Zauber, der in den Augen eines Frauenzimmers liegt.

Roſaura von Montalbon wurde jetzt zum vierten Male vor den oberſten Richterſtuhl gerufen; doch jetzt mußte ſie ihr Geſicht in eine Todtenmaske hüllen, denn man fürchtete ihre blauen ſchimmernden Augen; man fürchtete ihr magiſch lächelndes Geſicht.

Biſt Du jene Roſaura von Montalbon, die mit ihren verführeriſchen Reizen Jung und Alt verſtrickt? fragte der Richter.

Ja, ich bin es! ſcholl es dumpf unter der Maske hervor.

Bekennſt Du, daß Dein Blick Jeden, der Dich betrachtet, wahnſinnig macht?

Ich bekenne es, antwortete der Todtenkopf, ſeinen ſtieren Blick auf den Fragenden heftend.

Kennſt Du die Zahl Jener, deren Leben Du vergiftet, deren unglücklichen Tod Du herbeigeführt haſt?

Der Todtenkopf ſchluchzte. Aus den leeren Augenhöhlen ſtürzten Thränen heraus, doch eine weinende Stimme hallte hohl und dumpf aus der ſtarren Kinnlade hervor.

Roſaura! Dein Urtheil iſt gefällt: Dein ganzes Leben lang wirſt Du dem Sonnenlichte und den Menſchen verſchloſſen ſein, in einſamer, öder Zelle wirſt Du Deine Tage vertrauern. Um aber Deine Kerkermeiſter oder deren Vorgeſetzte mit Deinem zauberiſchen Blick, mit Deinem dämoniſchen Lächeln nicht verführen zu können, wirſt Du, ſo lange Du lebſt, die Todtenmaske tragen, daß Du nicht Lieben, ſondern Grauen und Abſcheu erregen ſollſt bei Jedem, der auf Dich ſchaut.

Erblaßte Roſaura, als ſie dies ſchreckliche Urtheil hörte? Zuckten ihre Geſichtszüge vor Schmerz und Gram? Bebten ihre Lippen vor Entſetzen? . . . Der Todtenkopf blieb bleich und unbeweglich. . . .

— — — — — — — — — — — —

Neununddreißig Jahre herrſchte Ferdinand in Toscana; nach ſeinem Tode folgte Coſimo III. Dieſer erließ bei ſeiner Thronbeſteigung eine allgemeine Amneſtie für alle Gefangenen ſeines Staates.

Damals fand man auch eine verurtheilte Frau, deren Vergehen nur in ihrer zu großen Schönheit beſtand. Dazu war ſie zu lebenslänglicher Gefangenſchaft und zu der noch peinigenderen Strafe: ſo lange ſie lebe, eine Todtenmaske zu tragen, verurtheilt.

Als man die Maske von ihrem Kopfe nahm, fand man unter ihr ein eben ſo todtenbleiches Geſicht mit eingefallenen Augen und runzelnder Haut, wie die Maske ſelbſt.

Dieſe Frau war Roſaura von Montalbon, jene junge Dame, die vor Jahren eine ſo grauſame Verurtheilung erleiden mußte, „ihrer wunderbaren, ſeltenen Schönheit wegen!!“

Gemeinnütziges.

Um Rahm aufzubewahren, verſetze man denſelben mit Zucker von der Hälfte ſeines Gewichts, koche ihn etwas ein, rühre ihn gut um und fülle ihn in Glasflaſchen, die man gut verſtopfe.

Verſchiedenes.

In Brüſſel macht ein Maler, Felix, Aufſehen, der in der dortigen Gemäldegalerie — bei Mangel der Arme — mit den Füßen arbeitet und nichtsdeſtoweniger eine ganz außerordentliche Geſchicklichkeit und Zartheit der Technik beſitzt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neuſtadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 90. Dienstag, den 29. Juli **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Niemand wurde in so viele Mißverständnisse und komische Situationen verwickelt und Niemand wußte seine Erlebnisse besser zu erzählen als der Rittmeister. Dieser war der Taufpathe des Geheimen Raths, der noch als Assessor von seinem damaligen Collegen ersucht worden war, seinen neugeborenen Sprößling aus der Taufe zu heben. Adolf von Helmbrück entledigte sich des angenommenen Pathenamtes in ganz conventioneller Weise, verfehlte nicht, die üblichen Geschenke zu geben, bekümmerte sich aber im Uebrigen nicht weiter um sein Pathchen, sondern betrachtete vielmehr, wie dies ja so vielfach in der Welt geschieht, hiermit diese Angelegenheit als abgemacht und erledigt. Anstett starb und Helmbrück verlor dessen Familie vollends aus den Augen. Erst viele Jahre später wurde ihm in einer Abendgesellschaft ein Lieutenant von Anstett vorgestellt, der sich ihm im Laufe des Gesprächs als seinen Taufpathen zu erkennen gab. Der junge Mann sagte ihm zu; aber obwohl er denselben aufforderte, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, so war Helmbrück doch viel zu kalt und mißtrauisch, als daß sich eine intimere Annäherung hieraus entsponnen hätte. Erst als während einer schweren Krankheit des Geheimen Raths Lieutenant Anstett denselben fleißig besuchte, des Nachts bei ihm wachte und ihn mit Liebe und Aufopferung pflegte, fing die Eisrinde um sein Herz an zu schmelzen und er gewann den munteren, edelmüthigen Mann so lieb, wie dies seinem harten, egoistischen Charakter überhaupt möglich war. Seine Liebe theilte sich zwischen Anstett und seinem Neffen Hermann, der ihm als alleiniger Sprößling des alten Geschlechts der Helmbrück doppelt werth war, denn die Erhaltung seines Familiennamens, den er mit dem Gefühle hohen und stolzen Selbstbewußtseins trug, lag dem alten Geheimen Rath vor Allem am Herzen. Er hatte darum trotz des gespannten Verhältnisses zu seinem Bruder seinen Neffen mit offenen Armen aufgenommen, er sah in ihm seinen nahen Blutsverwandten und einstigen Erben und betrachtete ihn ganz wie einen eigenen Sohn. Zu Anstett hingegen zog ihn mehr die Dankbarkeit und das Vergnügen, welches er an seiner Gesellschaft fand, er war die einzige Erheiterung in seinem freudelosen Dasein, welches in sich verschlossen und mißtrauisch, zerfallen mit sich und der Welt, in der Umgebung von theilnahmlosen Dienstboten in langweiliger Einförmigkeit dahinfloß.

Selten verließ der Geheime Rath sein Zimmer, Gesellschaften konnte er, wenn er auch wollte, seines schwächlichen Zustandes wegen nicht besuchen, es gab für ihn nur noch einen Unterschied von Wachen und Schlafen, und selbst die Jahreszeiten theilten sich für ihn lediglich in Beziehung auf die Kälte und Wärme, nur in die Monate mit und ohne Kaminheizung.

Der Abstand zwischen dem Geheimen Rath und dem Rittmeister sprang schon in der äußeren Erscheinung beider unverkennbar in die Augen. War dieser untersetzt, kräftig, von lebhafter Gesichtsfarbe, munter und guter Dinge, so war jener lang und schmächtig, ja hager und dürr; hatte dieser eine feste, stramme, militärische Haltung, so war hingegen der Oberkörper des Geheimen Raths stark vorgebeugt, sein Kinn war stets glatt

Digitized by Google

und sauber rasirt, seine kleinen, grauen, stechenden Augen liefen alle Zeit unruhig umher, sein kahler Scheitel war mit spärlichen Silberhaaren bedeckt, sein spitzes Kinn und die lange spitze Nase zeigten den charakteristischen Typus eines hartherzigen, geizigen, mißtrauischen Greises auf. Um den sinnlichen Mund spielte gern ein sarkastisches Lächeln, welches in unbewachten Augenblicken einem scharfen Beobachter das stillschweigende Selbstbekenntniß hätte verrathen können, daß der Satz mundus vult decipi (die Welt will betrogen sein) von dem alten Staatsmanne auch in seinen Privatangelegenheiten eifrigst beherzigt worden war, und daß er nicht versäumt habe, das ergo decipiatur (sei sie drum betrogen) in weitestem Umfange und in allen möglichen Modulationen und Variationen practisch in Ausführung zu bringen.

„Können mich der Herr Geheime Rath brauchen?" fragte der Rittmeister. „Ach leider werden Sie nicht mehr lange sich meiner Besuche erfreuen! Es ist eine fatale Geschichte, die wahrhaftig im Stande wäre, mir die Nachtruhe zu rauben, wenn nicht nach getragener Tages-Last und Mühe am stillen Abend der Schlaf in Morpheus Armen — welchen ich übrigens, unter uns gesagt, eine Matratze von so und so viel Pfund Gummi-Elasticumkraft aus dem berühmten Mayer'schen Magazine, als bei weitem bequemer und practischer, vorziehe — gar zu einladend winken und auf Sinne und Nervensystem eine zu verführerische Kraft ausüben würde. Sie wissen ja, ich bin ein gar guter Kerl, warum sollte ich den Gott Morphens beleidigen, der mir nie etwas zu Leide gethan? — Aber, damit ich es ja nicht vergesse," unterbrach er sich plötzlich, „haben Sie denn nichts von Ihrem Neffen Hermann gehört, war er noch nicht bei Ihnen?"

„Ich habe ihn lange nicht gesehen," entgegnete lächelnd der Geheime Rath, der des Rittmeisters Art schon kannte; „es mag wohl schon vierzehn Tage her sein. Ich weiß gar nichts, darum erzählen Sie, aber hübsch Eins nach dem Anderen, dort stehen die Cigarren, bedienen Sie sich, rücken Sie sich einen Sessel zu mir; Sie trinken doch eine Tasse Chocolade?"

„Wird mit Dank acceptirt."

Der Geheime Rath klingelte seinem Kammerdiener und bestellte noch einen Becher Chocolade für den Rittmeister, der sich inzwischen eine Cigarre angezündet, einen Sessel an die andere Seite des Kamins zog, sich nachlässig hineinwarf, die Füße weit von sich streckte, und indem er abwechselnd an der Chocolade nippte und die Dampfwölkchen seines Rauchstengels in die Luft blies, folgendermaßen zu erzählen begann:

„Also, Sie wissen wirklich nichts von Hermann! Hm! hm! wer hätte das gedacht! Ich hätte es nimmermehr hinter dem bescheidenen, verständigen und gesetzten jungen Mann gesucht; ich versichere Sie, ich habe es selbst lange nicht geglaubt, aber es ist dennoch wahr, ich habe mich ganz genau erkundigt, ja ich habe mich mit eigenen Augen und Ohren überzeugt, und ich halte in der That dafür, daß er mit einer recht gefährlichen Krankheit behaftet ist — — —"

„Krankheit?" unterbrach ihn der Geheime Rath ärgerlich, „was für eine Krankheit? Halten Sie mich nicht zum Narren, Adolf, und schießen Sie endlich einmal los mit Ihren merkwürdigen Neuigkeiten! Zum Henker, können Sie denn nie geradeaus militärisch auf's Ziel losgehen?"

„Nun, nun, werden Sie nur nicht so hitzig, Herr Pathe, ich komme ja schon, aber ich versichere Sie, ich kann mich selber noch gar nicht von meinem Erstaunen erholen, und ich wette, es geht Ihnen ebenso. Haben Sie den Muth, einen Korb Champagner einzusetzen, daß Sie, trotz Ihres Geheimenraths-Charakters, nimmermehr errathen, was mit Hermann vorgegangen ist? Haben Sie Lust zu wetten?"

„Was weiß ich von Euren Narretheien?" brummte der Geheime Rath. „Was wird's sein, eine Liebschaft oder sonst so ein Unsinn?"

„Nun, eine Liebschaft, das will gar nichts heißen. Liebschaften habe ich alle Tage, Liebschaften gibt es so viele, wie es Sand am Meere, wie es Sterne am Himmel gibt. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? sagt der große Schiller. In Spanien Tausend und drei, singt Leporello. Aber wer, frage ich Sie, hat schon eine so fabelhafte Mähre gehört, daß ein junger, hübscher, gescheidter, solider, feingebildeter, wohlerzogener, reicher

Digitized by Google

Baron von so und so viel Dutzend Ahnen ein Mädchen heirathen will, ein Mädchen, das eigentlich gar kein Mädchen ist, ein Mädchen aus dem Volke, da ganz unten, aus dem allertiefsten Grunde? Schön soll sie sein! Ja, schön ist sie, das ist wahr, ich habe sie selbst gesehen, aber damit ist auch Alles gesagt. Ei nun, wie kann man auch überhaupt etwas sagen von einem Mädchen, das zur misera plebs, zur Canaille gehört? Fi donc, welch ein Geschmack, welch ein Horreur! Denken Sie, Herr Geheime Rath, ein Blumenmädchen, eine Dirne, welche Blumen feil hält, soll Ihre Nièce werden! Was sagen Sie dazu?"

„Ich bin ganz starr vor Staunen, lieber Adolf, aber woher wissen Sie denn das? Ist denn die Geschichte schon so stadtkundig? Erzählen Sie doch."

(Fortsetzung folgt.)

Nummer 36.

Unter krystallenen Gewölben leuchten tausend helle Gasflammen, die sich in tausend Spiegeln verhundertfältigen. Im Glanze dieses künstlichen Tages liegen alle Reichthümer des Morgen- und Abendlandes zur Schau ausgebreitet; bunte, schwere Seiden- und Wollen-, Gold- und Silberstoffe flatterten von den Spiegelwänden herunter; auf marmornen Gestellen glitzern hier Edelsteine und Perlen, künstlich in Ringe gefaßt, Spangen übereinander. Es hängen in Trophäen die herrlichsten Waffen: der krumme Säbel von Damaskus, der schmale Yatagan des Arabers in der künstlich getriebenen silbernen Scheide; Pistolen jeder Größe, zierliche Jagdflinten. — Zwischen dieser Pracht treibt sich eine dichte Menge einzeln und gruppenweise durcheinander. Englische, italienische, spanische, deutsche, polnische, türkische, französische Worte zischen und wirbeln in buntem Chaos.

Ich lustwandelte für mich durch das bunte Gewühl des Palais royal und träumte mich in ein arabisches Zaubermärchen; endlich fühlte ich mich von meinem Spaziergange durch die endlosen Gallerien etwas ermüdet und sann eben nach, wo ich am füglichsten meine Glieder ausruhen lassen könnte, als mein Auge zufällig auf eine der kleinen Thüren fiel, die in das Innere des Palais royal führen, über welcher eine transparente, von hinten beleuchtete Zahl, Nr. 36, dem Vorübergehenden schon von ferne entgegen schimmerte. Jetzt hatte ich mich entschlossen. Ich schlüpfte durch den engen Flur, stieg die helle Treppe hinan, gab in einem Vorzimmer meinen Hut ab und trat in einen großen, hellerleuchteten Saal.

Die Roulette setzte sich gerade wieder in Bewegung; faites vôtre jeu, Messieurs! Die Zuschauer warfen ihr Geld auf die verschiedenen Felder des Tisches. Rien ne va plus! rief der Bankier. Die Croupiers zogen mit gleichgültigen Mienen ein und zahlten aus.

Ich kaufte mir für einige Fünffrankenstücke Spielmarken, um mir dadurch das Recht zu erwerben, an den Roulettetisch zu sitzen und die Spieler zu beobachten. Meistens hagere, gelbe, häßliche Gesichter schauten starr und unverwandt auf das Glücksrad und verschlangen mit den Augen die Summen, welche der Bankier vor sich liegen hatte. Hie und da zog Einer ein Fünffrankenstück oder eine Spielmarke aus der Tasche und warf den Einsatz zögernd auf den Tisch; gewann oder verlor er, so verzog sich sein Gesicht zu einer häßlichen Fratze. Nicht weit von mir saß ein alter, kahler Mann mit einer Brille, welcher kaum das Spiel mit einem Blicke zu beachten schien. Er sah vor sich hin auf ein Blatt Papier, schrieb viele Zahlen und rechnete eifrig. Hatte er dies ungefähr eine halbe Stunde lang fortgetrieben, so legte er ruhig ein Häufchen Banknoten und Gold zurecht und schob dasselbe zuversichtlich vor sich auf Roth oder Schwarz, auf pair oder impair; die Kugel fiel, er gewann, und der alte Mann, ohne mit seinen grauen Augen zu blinzeln, strich die paar tausend Franken ruhig ein und begann mit frischem Eifer seine Rechnungen.

Hoffnungsvolle Söhne guter Häuser, die früher ihres jungen Alters wegen nicht zugelassen wurden, Ankömmlinge aus der Provinz standen hinter den Sitzenden und schauten neugierig und lüstern über deren Köpfe dem Spiele zu. Auf ihren Gesichtern las man ihre stets steigende Lust, am Spiele Theil

Digitized by Google

zu nehmen, hervorgerufen durch die scheinbare Leichtigkeit des Gewinns.

Jetzt trat in den Saal ein junger Mann herein, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit fesselte: schwarze Haare beschatteten sein schönes, etwas blasses Gesicht; sein Schnurr- und Zwickelbart, sein ganzes Wesen verrieth den jungen Künstler. Er näherte sich dem Tische und stellte sich mir gegenüber; dann griff er in seine Westentasche, zog ein Goldstück hervor, schaute sich die Zahlen der Roulette genau an und setzte endlich, wie durch plötzliche Eingebung, jedoch mit zitternder Hand, sein Goldstück auf Nr. 13.

„Le jeu est fait. Rien ne va plus!"

Die kleine Kugel fiel in ihre Kapsel.

„Treize, rouge, impair, manque!" rief der Bankier und warf dem jungen Mann 36 Goldstücke zu.

„Es war mein letztes", sprach derselbe leise, mehr für sich selbst, als zu seinen Nachbarn, und seine Wangen fingen an sich ein wenig zu färben. Dann scharrte er seine Goldstücke zusammen und setzte sie auf Roth. Roth kam heraus. Die gewonnene Summe verdoppelte sich. Noch ein Mal ließ er den Gewinnst auf Roth stehen; es kam wieder heraus. Der Banquier fing an, ihn scheelen Blickes anzuschauen, die Zuschauer sich für ihn zu interessiren. Die Lebhafteren riefen ihm aufmunternde Worte zu; die Anderen lächelten ihm glückwünschend entgegen.

„Es ist ein junger Künstler", flüsterte mir mein Nachbar, wie es schien, ein beobachtender moralisirender Stammgast, leise ins Ohr. „Ich sah ihn schon öfters hier; er ist ein leidenschaftlicher Spieler, war aber bisher stets sehr unglücklich. Man sagt, er habe auf diese Art bereits ein mäßiges väterliches Vermögen durchgebracht, und sein junges Weib und Kind müssen öfters die Spielsucht des jungen Mannes entgelten. Heute scheint ihm das Glück wohlzuwollen. Geht's so fort, so hat er bald seine Verluste wieder eingebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

„Wer macht sein Schicksal sich wohl besser, als es ist?" —
Der, was ihm fehlt, nicht wünscht, und was er hat, genießt.

Wie viel der Mann vermag und weiß, —
Wo er nicht Gottes Hilf' erwirbt,
Das ist das Erste, was ihn verdirbt,
Sein eigner Fleiß.

Verschiedenes.

Auf der Londoner Industrieausstellung ist ein neues schlüsselloses Patentschloß zu sehen, das vom Grafen Kersolow, einem Franzosen, erfunden ist und 244,140,625 Combinationen zuläßt. Es hat fünf Rollen, und jede Rolle ist mit den 25 Buchstaben des Alphabetes bezeichnet. Wenn der Buchstabe, auf welchen es gesetzt ist, nicht entdeckt werden sollte, so würde die Erschöpfung aller in diesem Falle zum Oeffnen des Schlosses nothwendigen Variationen einen unermeßlichen Zeitaufwand erheischen. Man beabsichtigt, ein solches Schloß an einem Eisenschranke anzubringen und in diesen Schrank die Summe von 500 Pfd. Sterl. zu legen, welche demjenigen zufallen soll, dem das Glück zu Theil wird, den Schrank zu öffnen.

Zweifilbige Charade.

Mein Erstes ist allüberall zu finden,
Doch, greift man zu, gleich wird es sich entwinden.
Manchmal zertrümmert es, gleich einem wilden Heer,
Was es nur greifen kann zu Lande, auf dem Meer.
Mein Zweites ist von eigner Art:
Gar viel und Theures es bewahrt,
Bald ist es groß und hoch gebaut,
Daß man es meilenweit erschaut,
Und bald auch klein, wie Fingerglied;
Kurz, von gewalt'gem Unterschied. —
Das Ganze hebt sich kühn und stolz,
Doch, leider! ohne Stein und Holz,
Und es verschwindet, es zerschellt —
Wenn die Vernunft den Geist erhellt. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 91. Donnerstag, den 31. Juli **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Ja, was ist da zu erzählen? Ich weiß selbst nichts Näheres; Sie selbst müssen ihm einmal zu Leibe rücken, aber die Geschichte mit meinem Strippelmann muß ich Ihnen erzählen, das amüsirt Sie besser. Aber Herr Pathe, nehmen Sie mir's nicht übel," unterbrach sich der Rittmeister, „der Teufel kann hier sitzen, der Kamin meint es gar zu gut; ich placire mich mit Ihrer gnädigsten Erlaubniß an's Fenster, ich bin schon halb gebraten, ich glaube, in zwei Minuten hätten Rock und Hosen lichterloh in Flammen gestanden! — So, jetzt ist's besser, also der Strippelmann, — — doch zuerst die Hauptsache: Denken Sie, Herr Geheimer Rath, die infamen Neuerungen! Wir Dragoner, die wir seit des Regiments Gedenken stets in der Hauptstadt lagen, sollen ja auf Einmal die Garnison wechseln! Es ist zwar noch nicht publik, aber gewiß ist es darum doch, ich hab's aus der besten Quelle. Ich wollte, daß dem nasenweisen Herrn Kriegsrath, der die superkluge Schinderei ausgedacht hat, seine Leberknödel zu Pflastersteinen würden, daß er bei jedem Biß einen seiner falschen Zähne abbrechen müßte! Und wo glauben Sie erst, daß man uns hin verlegen will? Ja, wenn's noch eine vernünftige Garnison wäre mit Theater und Bällen, hübschen Mädchen und gutem Wein! Aber, Goddam, weit hinein in die Provinz geht's, wo sich die Füchse und Hasen gute Nacht sagen, nach dem Neste Neustadt und den Dörfern auf fünf, sechs Stunden im Umkreise! Ich wollte, der Kriegsminister müßte in mit Erbsen gefüllten Stiefeln den ganzen Weg dorthin neben meiner Schwadron herlaufen! Ich sage Ihnen, eine solche Ungerechtigkeit ist noch gar nicht dagewesen. Bin ich, sind meine Kameraden Soldaten geworden, um auf einem elenden Bauernneste fern von der gebildeten Menschheit trübselig zu versauern und zu verbauern? Aber ich weiß mir schon Rath: ich heirathe die reiche Brauerswittwe, die mir immer so verliebte Blicke zuwirft, trotz der drei Centner, die sie wiegt und ihres fetten Mopses, der mir neulich fast in die Nase gebissen hätte, als ich in verzeihlicher Neugier durch meine zärtliche Umarmung zu entdecken suchte, ob bei der alten Hexe wirklich die Stelle noch herauszufinden sei, wo andere ehrliche Christenfrauen die Taille zu haben pflegen — und dann, dann nehme ich meinen Abschied, ich werde Rentier, meinetwegen auch Brauer, Oekonom oder gar noch Bauer, aber nach Neustadt geh' ich ein für alle Mal nicht!"

„Nun," begütigte der Geheime Rath, „Sie können auch einmal nach Neustadt gehen, es ist im Sommer eine ganz schöne Gegend, im Winter nehmen Sie ein paar Monate Urlaub, und dauert die Sache gar zu lang, so lassen Sie sich in ein anderes Regiment versetzen, dafür will ich schon Sorge tragen. Aber in Neustadt liegt ja gegenwärtig mein Bruder, wissen Sie nicht, wo der hinkommt?"

„Ja, das sechste Regiment kommt hierher, ich glaube, dem geschieht damit so wenig ein Gefallen als uns, aber was fragen die hochweisen Federfuchser im Ministerium nach solchen Lappalien? Uebrigens sage ich Ihnen einstweilen meinen Dank für Ihren Vorschlag, ich denke, ich überlege mir doch die Sache mit der Brauerswittwe noch ein Mal, so eine Parthie kann ich in zehn Jahren noch

Digitized by Google

machen. — Aber den Strippelmann nicht zu vergessen, das war eine Geschichte zum Todtschießen . . . ."

Und nun erzählte der Rittmeister, wie er kürzlich bei der Frau Hofrath von Stein zum Diner eingeladen, durch Unwohlsein aber verhindert gewesen sei, dieser Einladung nachzukommen, und darum sich genöthigt gesehen habe, absagen zu müssen. Er habe seinen Bedienten Strippelmann hingeschickt, zugleich aber demselben Auftrag gegeben, ihm sein Mittagessen mitzubringen; der dumme Kerl habe jedoch, statt das Essen im Gasthof zu holen, solches bei Frau von Stein verlangt, auch erhalten und nach Hause gebracht. Der Rittmeister war unglücklich über diese Ungeschicklichkeit seines Bedienten und sann darauf, wie er für die liebenswürdige Gastfreundlichkeit der Hofräthin einigermaßen sich zu revanchiren im Stande sei. Er war darum sehr erfreut, daß er in Erfahrung brachte, wie das Geburtsfest jener Dame gerade auf die nächsten Tage falle. Er kaufte ein passendes Geschenk, ließ es durch seinen Strippelmann früh am Morgen abholen mit dem Auftrag, der Frau Hofrath dasselbe zu überbringen, und schärfte ihm dabei wiederholt ein, dies Mal ja keine Dummheiten zu machen. So weit ging auch Alles gut, Strippelmann holte und lieferte ab in pünktlicher Befolgung der erhaltenen Weisung. Frau von Stein zeigte sich über diese Aufmerksamkeit des Rittmeisters sehr erfreut und gab dem Freund Strippelmann ein extragutes Trinkgeld von einem Gulden. Was that aber Strippelmann? Gerade wie das erste Mal blieb er unbeweglich kerzengerade stehen und sah mit ängstlichen, verzweiflungsvollen Blicken bald die Hofräthin an, bald auf das blanke Guldenstück. Dies veranlaßte die wohlwollende Dame, ihn zu fragen: ob er noch Etwas wolle? Und da platzte denn unser Strippelmann, dem unglücklicher Weise sein Herr den Auftrag gegeben hatte, das Geburtstagsgeschenk beim Abholen sogleich zu bezahlen, in seiner Herzensangst mit dem naiven Ausruf heraus: „Sie werden entschuldigen, gnädige Frau, die Blumen kosten aber zwei Gulden, die habe ich so eben selbst bezahlt."

Nur mit Mühe konnte die Hofräthin das Lachen unterdrücken, aber sie empfand doch Mitleiden mit dem armen Rittmeister und sagte deßhalb nur: es sei schon gut, das wisse sie, der Gulden sei für ihn. „Ich habe mir darum," fuhr der Rittmeister fort, „auch vorgenommen, die ganze Geschichte zu ignoriren, als wisse ich von nichts. Aber sagen Sie selbst, Herr Geheime Rath, ob Einem solch ein Kameel oder Nashorn nicht wahrhaft in Verruf bringen kann? Ich hätte ihn zwischen den Fäusten zerreiben mögen; nein, ich kann ihn wahrhaftig nicht länger behalten, so treu und ehrlich er auch ist, und so gut er mit den Pferden umzugehen versteht."

Der Geheime Rath mußte herzlich lachen und meinte, wenn der Rittmeister seinen Strippelmann nicht mehr im Dienst zu behalten gedenke, wolle er selbst ihn miethen, der Bursch sei gar zu komisch in seiner Dummheit. „Aber," setzte er hinzu, „was mache ich mit Hermann? Adolf, Sie müssen mir behilflich sein, ich muß wissen, wie die Dinge stehen; der Junge ist wahrhaftig im Stande, einen dummen Streich zu machen, gerade weil er so unverdorben ist. Ich binde Ihnen den Hermann auf die Seele, suchen Sie ihn auf und bringen Sie mir ihn hierher. — Das fehlte mir gerade noch," fuhr er, wie einer peinlichen Erinnerung nachhängend, finster fort, „daß der Beste der Helmbrück's solch eine Mesalliance einginge!"

Der Rittmeister versprach sein Bestes zu thun und nahm unter abwechselndem Lachen und Schimpfen auf das ungerechte Schicksal, welches ihn aus seinem gewohnten lieben Kreise zu reißen drohe, Abschied von dem Geheimen Rath.

(Fortsetzung folgt.)

Nummer 36.

(Fortsetzung.)

Es kam in der That, wie mein Nachbar sagte. Farbe oder Nummer, auf welche der junge Künstler gesetzt, kamen stets heraus. Nach und nach hatten die übrigen Anwesenden zu spielen aufgehört, um mit Muße dem Glücklichen zuschauen zu können. Wunderbar war es zu sehen, daß ihn kein Einziger zu beneiden schien, auch Diejenigen nicht, die

Digitized by Google

früher am unglücklichsten gespielt hatten. Die Bank schien der gemeinsame Feind zu sein, und an jedem Sieg, welcher über dieselbe gewonnen worden, nahmen die Zuschauer freudigen Antheil. Bald hatte unser Spieler mehrere tausend Franken vor sich.

„Alles oder nichts!“ rief er einmal in verwegenem Uebermuthe aus. „Ich setze meinen ganzen Gewinnst.“

Man zählte denselben, es waren gerade zwölftausend Franken. Er schob sie auf Roth. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit paßte jeder Zuschauer auf. Die tiefste Stille herrschte. „Rien ne va plus!“ Die Kugel fiel in die Kapsel, sprang wieder heraus, hüpfte noch einige Mal auf der Scheibe umher und lag endlich still.

„Vingt, rouge, pair, passe!“ rief der Bankier, mit Mühe seinen Unmuth verbergend. Die Zuschauer athmeten laut auf, so daß es beinahe wie ein Jubelruf erscholl.

Viele wünschten dem jungen Manne ganz laut zu seinem Gewinnste Glück. Andere frohlockten über den Verlust der Bank. Ueber ihn schien jedoch plötzlich Vernunft und Kaltblütigkeit gekommen zu sein. Ohne eine Miene zu verziehen, faltete er seine Banknoten zusammen und verwahrte sie in seiner Brieftasche. Dann stand er von dem Tische auf, verlangte vom Saalbedienten Papier, Feder und Tinte, setzte sich an einen Seitentisch und begann ein Billet zu schreiben.

Auch ich hatte großen Antheil an dem jungen Künstler und an seinem Glücke genommen und mich recht herzlich darüber gefreut, so daß es mir am Ende schien, als hätte ich selbst so viel gewonnen. Meine Phantasie gaukelte mir vor, was ich mit dem Gelde anfangen wollte. Ich sah mich in einem gemüthlichen kühlen Gartensalon, von Freunden umgeben, an einer Tafel sitzen, die mit Flaschen der köstlichsten Weine besetzt war, und wir rauchten alle vom feinsten türkischen Tabak aus schönen Meerschaumköpfen und waren zusammen lustig und guter Dinge. Dann fühlte ich mich in einem bequemen englischen Reisewagen geschaukelt, gezogen von vier muthigen Rennern, an meiner Seite eine geliebte Freundin. Und wir fuhren behaglich durch das schöne Land Italien und waren überall gut aufgenommen, wie der reichste englische Lord.

Als ich endlich genugsam die schönsten Gegenden Europa's durchstreift und in meinem Vaterlande wieder angekommen war, da fuhr ich vor einem schönen Landhause an, ganz so gebaut, eingerichtet und verziert, wie ich es mir längst gewünscht; ich sah nach dem Keller, der war mit großen Stückfässern angefüllt, wie der Bremer Rathskeller. Vom Keller ging ich in die Bibliothek, die ausgestattet war mit den vorzüglichsten Werken aller großen Schriftsteller der Erde; darunter sah ich auch eine lange Reihe schön gebundener Bände, welche meine eigenen Schriften enthielten, die ich erst noch zu schreiben gedenke.

So hätte ich noch lange fort phantasirt, ohne zu bemerken, daß ich die 25,000 Franken des jungen Künstlers schon längst aufgebraucht und erschöpft hatte, und noch weit darüber, als dieser selbst mich aus meinem Halbtraume aufweckte. Er stand nämlich vom Tische, wo er sein Billet geschrieben, nachdem er es adressirt, gesiegelt und in die Tasche gesteckt, auf und schien sich entfernen zu wollen. Um jedoch die Thüre zu erreichen, mußte er dicht am Roulettetische vorbei. Er schaute das Glücksrad noch ein Mal an, zögerte einen Augenblick und rief dann halb lachend aus:

„Wer weiß? Vielleicht ist mir das Glück noch ein Mal günstig. Ich bin ein Narr, wenn ich nicht seiner Gunst so lange genieße, als es mir gefällig zu sein die Laune hat.“

Mit diesen Worten zog er seine Brieftasche hervor, nahm einen Bankschein von tausend Franken und legte ihn auf den verhängnißvollen Tisch. Er verlor.

„Ich muß mich wieder erholen,“ sprach er, setzte wieder und verlor wieder. Er setzte immer fort mit steigender Leidenschaftlichkeit und verlor immer; jetzt hatte er noch 12,000 Franken übrig.

„Alles oder Nichts,“ rief er, seiner Sinne kaum mehr mächtig, und warf sie auf Roth.

„Faites vôtre jeu, Messieurs!“

Da fing der alte, kahlköpfige Rechner, der bis dahin immer noch in seinen Zahlen vertieft, einzig unter allen Anwesenden, keine Theilnahme an dem jungen Manne gezeigt

Digitized by Google

hatte, sich wieder zu rühren an. Er legte ein Häufchen Bankscheine und Gold zusammen und schob es auf Schwarz.

„Le jeu est fait, rien ne va plus!“

„Douze, noir, pair, manque.“

Der Alte zog ruhig sein Geld ein. Der junge Mann hatte seine 12,000 Franken verloren, aber auch er verzog keine Miene. Er kehrte sich gegen die Wand, als ob er zur Thür hinaustreten wollte. Einen Augenblick später sah man ihn schwanken, er fiel zur Erde, ein rother Blutstrahl spritzte aus seiner Brust. Er hatte sich einen Dolch in's Herz gestoßen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen das Wechselfieber.) Als ein ausgezeichnetes Mittel wird das in den englischen Apotheken vorkommende citronensaure Eisenoxyd mit citronensaurem Chinin empfohlen.

Denksprüche.

Das Hehlen ist so schlimm und schlimmer als das Stehlen;
Denn stehlen würde nicht, wer's hoffte nicht zu hehlen.

Die Welt ist groß genug, die Breite wie die Länge;
Nur ist sie Denen, die sich hassen, allzu enge.

Verschiedenes.

(Ein Goldregen!) Bei der kürzlich im Preßburger Dome stattgehabten Trauung des Grafen Andrassy mit der Baronesse Wenkheim konnte man die Beobachtung machen, daß in Ungarn noch immer „goldene Zeiten“ herrschen; denn abgesehen von der außerordentlichen Pracht, die der an der Feierlichkeit theilnehmende hohe Adel entfaltete, überraschte eine Erscheinung nach der Trauung außerhalb der Kirche. Aus einem der Wagen strömte nämlich ein Goldregen auf die Schaar der Neugierigen, und es mochten wohl etliche hundert Ducaten gewesen sein, welche von einem Cavalier unter das Volk geworfen wurden. Es gab Glückliche, denen die Goldfüchse zu 3 und 4 in den Hut fielen und die anfangs gar nicht wußten, woher die Bescheerung komme.

In Paris hat sich kürzlich Folgendes ereignet: Eine sehr elegant gekleidete Dame steigt ein, setzt sich mit vielem Aplomb und legt ihre feinbehandschuhten Hände zierlich gekreuzt in den Schooß. Eine schnelle Bewegung, die von einer dritten Hand auszugehen schien, richtete die Blicke eines gegenübersitzenden Herrn auf die Dame, dessen Aufmerksamkeit sich schärfte, als er auf der andern Seite das Auftauchen und Verschwinden eines vierten Armes bemerkte und nun entdeckte, daß die mit so feinen Handschuhen bekleideten Hände nur künstliche, von Kautschuk, waren, daß die natürlichen unter dem Kleide verborgen nur erschienen, um Entdeckungen der Operationen in den Taschen der Nachbarn zu machen. Eine starke Frau, die neben der Vierhändigen gesessen, gab jetzt dem Conducteur das Zeichen, daß sie aussteigen wolle. „Verzeihen Sie, Madame,“ rief jetzt der junge Mann, „vermissen Sie nichts, haben Sie nichts verloren?“ Erstaunt sah die Frau ihn an. „Nein, mein Herr.“ „Aber ich bitte Sie, sehen Sie in Ihre Tasche.“ „Gerechter Gott, wo ist mein Portemonnaie?“ „Fehlt Ihnen auch nichts?“ wandte sich der Inquisitor an den zur Linken der feinbehandschuhten Dame Sitzenden. Dasselbe Erstaunen, doch fuhr der Gefragte schnell mit der Hand in die Tasche, das Portemonnaie war da, aber — die Uhr fehlte. Die Kautschukdame hatte die Zeit der Fragen und Erklärungen dazu benutzen wollen, um auszusteigen; der strenge Beobachter aber hielt sie freundlich zurück und vertraute sie der Gesellschaft zweier vorüberpromenirenden Stadtsoldaten an, die in ihr eine sehr bekannte Dame ermittelten und die Vierhändige in sichere Obhut nahmen.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 90:
Luftschloß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 92. Samstag, den 2. August **1862.**

Sage von Reidenfels und Lichtenstein.

Eines Berges felsige Stirne
Schmückte Reidenfels, die Burg.
Geisterhaft unheimlich flüstern
Aber jetzt die Winde durch.
Im zerbröckelten Gemäuer,
Ueberrankt mit Immergrün,
Hausen kleine Ungeheuer,
Blühen Veilchen und Jasmin.

Vis-à-vis auf hohem Berge
Lag die Feste Lichtenstein.
Wenige Trümmer nur bezeugen
Jetzt noch ihr Gewesensein.
In den Burgen wohnten Brüder,
Doch die Liebe band sie nicht;
Conträr waren die Gemüther,
Wie's jedweder Name spricht. —

Abends, wenn die Erde ruhet
Nach der Sonne Scheidekuß,
Herz und Geist zur Andacht rühret
Leis' die Hand des Genius,
Stieg herab der Lichtensteiner
In das Dorf, in die Kapell',
Dankend Gott, dem Herrn, in einer
Hymne an geweihter Stell'.

Das erfuhr der zänk'sche Bruder
Und er lauerte ihm ab
Voller Groll mit sich'rem Bogen,
Und — o grause That! — er gab
Ihm den Tod, unweit dem Orte,
In des Thales Moorgehölz.
Und seit jenem Brudermorde
Heißt das Dörfchen: Reidenfels.

F. H. Schlicher.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Seit dieser Zeit war indessen ein Tag nach dem andern vergangen, und schon war die Woche ihrem Ablauf nahe, ohne daß sich weder der Rittmeister noch Hermann bei dem alten Geheimen Rath hätten blicken lassen, so daß bei diesem, mißtrauisch wie er war, der Gedanke sich immer mehr festsetzte, daß Beide unter einer Decke steckten und ihn zu betrügen unternommen hätten. Finster, mit zusammengezogenen Brauen und fest zusammengekniffenen Lippen saß er manche Stunde vor seinem Kamin, den Blick starr in die Gluth geheftet. Keiner der Diener durfte ihm nahen, und wenn er sie zu einem Dienste herbeirief, so klang seine Stimme noch härter und schneidender als sonst. „Also auch die Wenigen, denen ich mit Liebe zugethan war," sagte er zu sich selbst, „wollen sich von mir abwenden und mir Aergerniß und Schande bereiten! Nun, wenn sie vorziehen, mich zum Feinde zu haben, so mögen sie es nur probiren! Sie sollen es zu ihrem Schaden empfinden, wessen ich fähig bin, wenn man mich beleidigt und meine Pläne durchkreuzt!"

So saß er denn eines Morgens wieder ernst vor sich hinbrütend und die Chocolade unberührt vor sich stehen lassend, bis er, wie aus einem tiefen Traume erwachend, mechanisch nach den vor ihm liegenden Zeitungsblättern griff und sie zerstreut durchblätterte. Da fiel sein Blick zufällig auf das Verzeichniß der angekommenen Fremden und zwar gerade auf die Zeile: „Barthel, Notar aus Neustadt."

„Notar Barthel?" sprach der Geheime Rath finster zu sich selbst, „was will der

Digitized by Google

hier? Will der die Dinge noch mehr verwirren? Will er mir wieder einmal hemmend in den Weg treten? Ich hätte gute Lust, den alten Naseweis ein für alle Mal von seiner Sucht, sich um ungelegte Eier zu bekümmern, recht gründlich zu heilen."

Kaum aber, daß der Geheime Rath die Ankunft Barthel's auf diese Weise erfahren hatte, so trat auch schon sein Kammerdiener mit einem Briefe herein und meldete: „Eben hat des Herrn Rittmeisters von Anstett Bediente diesen Brief gebracht, ich wollte Excellenz fragen, ob er auf Antwort warten soll?"

„Lassen Sie ihn warten; ich werde klingeln, wenn ich den Brief gelesen habe."

Der Brief lautete:

Hochgeehrter Herr Pathe!

Entschuldigen Sie, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen, aber zwei Tage suchte ich vergebens nach Ihrem Neffen, und als ich ihn endlich auffand, konnte ich ihn nicht bewegen, zu Ihnen zu kommen, da ich leider so unvorsichtig war, Sie als im höchsten Grade auf ihn erzürnt darzustellen, womit ich ihn zu schrecken und zu sich selbst zu bringen gedachte. Auch am folgenden Tage brachte ich die Sache nicht weiter; doch gestand er mir ein, daß er unerschütterlich fest entschlossen sei, das Mädchen zu heirathen, und daß er sich brieflich an seinen Vater gewandt habe, um dessen Einwilligung einzuholen. Ich wollte Ihnen diese Mittheilung selbst hinterbringen, aber seit gestern hält mich ein kleines Unwohlsein an mein Zimmer gefesselt, und so sah ich mich genöthigt, um Sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, Ihnen zu schreiben.

Ihr treu ergebenster
Rittmeister von Anstett.

„Da wüßte ich denn eigentlich nicht viel mehr als vorhin," sprach jetzt der Geheime Rath, „mit dem einzigen Unterschied, daß für heute und vielleicht auch für die nächsten Tage nicht auf Adolf zu rechnen ist. Ich bin also auf mich allein angewiesen, um den verdammten Barthel, der mir, er mag jetzt hier wollen, was er will, ganz unausstehlich ist, wieder aus der Stadt zu entfernen." — Er sann einen Augenblick nach, dann rief er auf Einmal: „Ich hab's, ja so geht es. Jedenfalls, das unterliegt gar keinem Zweifel, weiß Barthel durch meinen Bruder von Hermanns Affaire, und diese Wissenschaft muß ich benutzen, um ihm eine Falle zu stellen. Das ist freilich nicht so leicht," fuhr er fort, „denn dumm ist der Notar nicht und ich kenne die ganze Angelegenheit viel zu wenig. — — Wie wär's, wenn ich den Strippelmann —? Vielleicht ist aus dem dummen Kerl doch auch einmal etwas Gescheidtes heraus zu bringen."

Der Geheime Rath klingelte. Dem eintretenden Kammerdiener rief er entgegen: „Der Strippelmann soll herein kommen." Strippelmann trat ein, salutirte militärisch, aber zu erfahren war von ihm nichts; er wußte weder etwas von dem jungen Baron Hermann, noch von dessen Liebschaft, noch von Notar Barthel. Der Geheime Rath wandte sich mißmuthig ab und befahl ihm zu warten, er wolle ihm einen Auftrag mitgeben. Er setzte sich dann an seinen Schreibtisch, schrieb mit verstellter Hand ein paar Zeilen, couvertirte das Geschriebene, ohne es zu unterschreiben, schrieb dann ebenfalls mit verstellter Hand die Adresse an „Herrn Notar Barthel aus Neustadt, dermalen im Gasthofe zur goldnen Traube dahier", gab dem Strippelmann das Briefchen mit der Bitte, es in den nächsten Briefkasten zu werfen, indem er ihm zugleich einen Gulden für seine Bemühung in die Hand drückte. Außerdem trug ihm der Geheime Rath an den Herrn Rittmeister einen Gruß auf, derselbe solle machen, daß er bald wieder gesund werde, und dann ja nicht versäumen, ihn, den Geheimen Rath, sogleich zu besuchen. Strippelmann versprach pünktliche Besorgung und der Geheime Rath hatte auch nicht den geringsten Zweifel in dieser Beziehung und war namentlich auch darüber außer Sorge, daß Strippelmann nicht ausplaudern werde, an wen er einen Brief fortgetragen habe, da derselbe nicht lesen konnte.

Aber die Sache sollte anders kommen. Strippelmann, der mit großem Vergnügen den blanken Gulden, welchen ihm der Geheime Rath gegeben hatte, in seiner Tasche befühlte, bekam Appetit nach noch mehr Gulden, und dachte darum, es sei doch Schade, daß er nicht lesen könne, vielleicht

Digitized by Google

würde ihm die Besorgung dieses Briefes noch einen Gulden eintragen. Da wollte nun der Zufall, daß, als Strippelmann diesem verlockenden Gedanken nachhing, ihn plötzlich der junge Baron Hermann von Helmbrück anrief, sich erkundigte, wie es dem Rittmeister gehe? und wie er öfters seinen Spaß mit ihm machte, ihn weiter ausforschte, wo er herkomme? wohin er gehe? ꝛc.

Strippelmann zeigte dem jungen Baron den Brief, welchen er zur Besorgung von des Herrn Onkel Geheimer Excellenz erhalten habe, und als jener Barthel's Adresse las, so nahm er, da er gerade auf dem Wege zum Notarius war, dem Strippelmann den Brief ab, mit der Bemerkung, daß er ihn mitnehmen wolle. Strippelmann schaute dem davon gehenden Baron verblüfft nach und seufzte wehmüthig: „Der Herr Baron hätte mich doch auch den Gulden können verdienen lassen.“ Indessen dieser Seufzer verhallte ungehört; Hermann lieferte ganz gleichgiltig den Brief an Barthel ab, mit der Bemerkung, daß er ihn einem von seinem Onkel kommenden Boten abgenommen und diesem dessen Besorgung zugesagt habe.

„Von Ihrem Onkel?“ fragte zweifelnd der Notar, erbrach das Schreiben, las es aufmerksam durch und gab es dann spöttisch lächelnd an Hermann: „Hier lesen Sie den Brief Ihres Onkels und sagen Sie mir dann, was Sie davon halten?“

Hermann nahm den Brief und las zu seinem größten Erstaunen:

„Ein wohlmeinender Freund räth Ihnen, so schnell als möglich wieder diese Stadt zu verlassen; es ist hier Ihres Bleibens nicht, der Zweck Ihres Aufenthalts ist entdeckt und es drohen Ihnen von verschiedenen Seiten Gefahren, welchen Sie sich nur durch die Flucht entziehen können.“

„Aber das ist ja gar nicht meines Onkels Hand, und der Brief hat auch gar keine Unterschrift, da hat sich Einer einen schlechten Spaß mit dem dummen Strippelmann gemacht.“

„Nun,“ meinte Barthel, „das mag sein, wie es will, schrecken lasse ich mich durch das Ding nicht, mir macht es im Gegentheil nur Vergnügen, aber geben Sie den Wisch doch gefälligst her, er gehört zu einer Sammlung von Urkunden, die, wie ich hoffe, mir in den nächsten Tagen noch wohl gute Dienste leisten sollen.“ Und damit faltete er das Schreiben zusammen und legte es in seine mächtig große Brieftasche zu anderen Papieren, deren er in den paar Tagen seines Hierseins schon mehrere da und dort sich zusammengeholt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nummer 36.

(Schluß.)

Das Spiel wurde unterbrochen: man drängte sich um den Unglücklichen. Das Billet, welches er eben geschrieben, wurde in seiner Rocktasche gefunden. Es war überschrieben: „A Mme. Vernon, rue des Beaux Arts, Nro. 3“, und lautete:

„Theure Marie!

Heute war Dein Karl glücklich! Er hat wieder gewonnen, was er früher durch seine unglückliche Leidenschaft verlor. Du sollst nicht mehr darben. Wir haben jetzt genug, um uns und unser Kind ehrlich durchzubringen. Ich werde nicht mehr spielen und Dir keinen Kummer mehr verursachen, sondern wenig zu meiner Kunst zurückkehren. Dies Briefchen soll Dich von unserem Glücke benachrichtigen, dieweil ich noch bei der nächsten Modistin Einiges für Dich einkaufe. Ich will Dich wieder einmal recht fröhlich und lustig und geputzt sehen. Bald wird Dich umarmen Dein glücklicher Karl.“

Der Polizeikommissär nahm den procès verbal des Selbstmordes auf. Dann wurde der Leichnam in einen Fiaker gelegt, ein Polizeiofficiant saß mit hinein und man fuhr nach der wahrscheinlichen Wohnung des Unglücklichen, rue des beaux Arts, Nro 3. Unwillkürlich mußte ich von ferne nachfolgen.

Schon bevor ich den Saal verlassen, sogleich nachdem das Blut des Unglücklichen mit Sägespänen war aufgetrocknet worden, hatte das Spiel wieder begonnen. Der Bankier und die Croupiers hatten dem Leichnam verächtlich lächelnd nachgeschaut.

„Faites vôtre jeu, Messieurs! Le jeu est fait! Rien ne va plus!“ klang es mir noch schneidend in den Ohren nach.

Digitized by Google

Durch Gallerien und Seitengäßchen meinen Weg nehmend, gelang es mir, zugleich mit dem Fiaker in der rue des beaux Arts anzukommen.

Die Wohnung der Madame Vernon? fragte der Polizeioffiziant den Portier.

„Fünf Treppen hoch," antwortete dieser. Jener ging hinauf, um die Frau auf den Tod ihres Mannes vorzubereiten. Die Thüre war geschlossen. Man klopfte. Niemand öffnete. Mit einem kräftigen Ruck war die Thüre gesprengt; Kohlendampf quoll entgegen. In einer Ecke des ärmlichen Zimmers lag eine junge abgezehrte Frau mit erloschenen Augen und starren Gliedern, ein todtes Kind in den Armen haltend. Auf dem Tische stand eine erloschene, ausgebrannte Kohlenpfanne. Daneben hatte mit Kreide eine zitternde Hand geschrieben:

„Karl, verzeihe mir! Unser Kind war hungrig, ich hatte kein Brod mehr, ihm zu geben, und kein Geld, solches zu kaufen, und Du warst nicht da. Lebe glücklich! Deine Marie!"

Landwirthschaftliches.

Wenn man den Harzfluß an Bäumen vertreiben will, nimmt man den Harz mit einem scharfen Messer weg, schneidet die Stelle dann bis auf das gesunde Holz auf und reibt die Wunde tüchtig mit den Blättern des Sauerampfers, welche man dabei zerquetscht.

Denkspruch.

Sieh! Verliebte gleichen Brüdern
Eines ernsten Flammenbundes!
Wohl beim ersten Blicke schon
Kennen sie des Bundes Zeichen,
Kennen sie den Schritt durch's Leben
Und ihr Amt einander an.
Doch den Inhalt ihres Pactes
Nennen sie sich erst, wenn Einer
Sein Geheimniß ausgesprochen.

Verschiedenes.

Einem Ausweise des englischen Hauptpostamts entnehmen wir Folgendes über die Geschichte der Postmarken. Zuerst wurden sie in London eingeführt (am 10. Januar 1839), und zehn Jahre lang machte außer England kein Staat weiter von ihnen Gebrauch. In Frankreich tauchten sie erst am 1. Januar 1849 auf, die Thurn und Taxis'sche Post führte sie im Jahre 1850 auf deutschem Boden ein, und gegenwärtig befinden sie sich in 69 europäischen, 9 afrikanischen, 5 asiatischen, 36 amerikanischen und 10 australischen Staaten in Gebrauch. In den Vereinigten Staaten von Amerika allein gibt es an 50 verschiedene Postmarken. Auch gibt es deren in Van-Diemensland, Haiti, Natal, Honolulu und Liberia. Seitdem die Jugend sich hier zu Lande auf das Anlegen von Postmarkensammlungen verlegt hat (sie lernt dabei etwas Geographie), gibt es eine eigene Börse für diesen sonderbaren Geschäftszweig. Indische und amerikanische Marken haben natürlich in London keinen Werth; dagegen werden russische und honolulusche eben jetzt gut bezahlt, da sie „rar auf dem Markte" sind. Der Gründlichkeit wegen sei noch bemerkt, daß alle Staaten sich viereckiger Marken bedienen. Nur die vom Cap sind dreieckig geschnitten.

Dreisilbige Charade.

Siehe, die Erste vom Munde zu Munde
Küssend und leise in traulicher Stunde
Flüstert die Liebe der Liebe sie zu.

Schnell wie die Zweite es kündet im Nu,
Stürzt sich die Dritte mit starkem Gefieder
Hoch aus den Lüften nach Beute hernieder,
Trägt sie zur Höhe mit Kraft und Gewalt.

Siehe! das Ganze, gefeiert durch Lieder,
Kehret verjüngt alljährlich uns wieder,
Aber doch immer in alter Gestalt. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 93. Dienstag, den 5. August **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Barthel war von einer wahrhaft unermüdlichen Thätigkeit gewesen. Gleich am ersten Tage hatte er gesucht und nachgeforscht, gefragt und gefunden, er hatte alte vertraute Freunde besucht, war bei dem Pfarrer des Kirchsprengels gewesen, er hatte Hermann gesehen und sich freundlich mit ihm unterhalten, ohne mit einer Silbe des Zwecks seiner Reise zu erwähnen; er hatte sich incognito zu Rosalie Kleinhans begeben, kurz, er hatte wie ein kluger und umsichtiger Feldherr sein Terrain genau recognoscirt, seine wie des Gegners Kräfte klug berechnet, ehe er sich zur Schlacht entschloß. Jetzt war er aber auch seiner Sache sicher, er hielt alle Fäden des Gespinnstes nur in seiner Hand, und das Wild, welches er vor Allen zu jagen hatte, gab ein erwünschter Zufall nun vollends von selbst in seine Hände.

Nochmals überflog der alte Notar seine Anordnungen im Geiste und er lächelte still in sich hinein, als er so bedachte, wie Alle auf ihn angewiesen seien, und wie nur er allein wisse, wie sich die Sache entwickeln werde. Er hatte an Alles gedacht und wußte für Alles Rath. Niemand sollte verletzt werden, Alle sollten froh und glücklich sein. Aber ehe er sich zum Geheimen Rath, den er sich bis auf zuletzt aufgespart hatte, auf den Weg machte, mußte er doch zuvor mit Hermann im Reinen sein; er wandte sich darum jetzt zu diesem, reichte ihm treuherzig die Hand hin und sah ihm dann einen Augenblick, ohne ein Wort zu reden, in die Augen, mit Blicken, in welchen sich der edle, wohlwollende, biedere Charakter des Alten, die wahrhaft väterliche Zuneigung, die er für den jungen Baron fühlte, auf das Lebhafteste spiegelten, so daß Hermann ihm, wiewohl er den Notar etwas unbegreiflich fand, doch warm die Hand drückte und gerührt ausrief: „Mein lieber väterlicher Freund!“

„Ja, Hermann,“ hub Barthel an, „schon länger als drei Tage bemühe ich mich lediglich in Ihrem Interesse, und jetzt steht mir noch der schwierigste Gang bevor. Ich habe Ihre Rosalie gesehen, habe Erkundigungen über sie eingezogen. Je nun,“ — fuhr der joviale Alte scherzend fort — „es ist ein braves, ehrliches Mädchen, sanft, gut, bescheiden, sittsam — —“

„Nicht wahr,“ unterbrach ihn Hermann stürmisch, „ein wahrer Engel — —“

Barthel winkte dem lieben Schwärmer lächelnd mit der Hand Schweigen zu und fuhr dann fort, ihm in ernsthafter, eindringlicher Meinung ein erschütterndes Bild aufzurollen, wie er mit seinem abenteuerlichen Heirathsplan unfehlbar den Zorn seines Vaters in einer Weise erregen müsse, der sogar seine Verfluchung nach sich zu ziehen im Stande sein könnte, wie dann seine Mutter sich in verzweiflungsvollem Schmerze zu Tode grämen würde, und wie es sehr zweifelhaft sein möchte, ob er selbst sich in einer Ehe wahrhaft glücklich fühlen dürfte, die mit solchem Leid und Jammer anfinge und ihn aus seiner eigenen Familie sowie aus allen ihm liebgewordenen Kreisen ausstoßen würde. Der alte Notar erinnerte Hermann ferner an seine Cousine Amalie und an den Wunsch seiner Mutter, die so gern sähe, daß aus Beiden ein Paar würde.

Hermann wollte jedoch von einer Verbindung mit Amalie unter keinen Umständen

Digitized by Google

etwas wissen, betheuerte aber wiederholt, daß er gar nicht daran denke, gegen den Willen seiner Eltern, welchen er achte und deren Widerstreben er hier nur zu natürlich und erklärlich finde, sich verheirathen zu wollen. Wenn es nicht anders sei, so bleibe eben sein grausames Schicksal zu beklagen; er könne aber nie eine Andere heirathen, und sei somit genöthigt, auf das Glück der Liebe für alle Zeiten zu verzichten.

„Armer Schelm!“ sagte jetzt Barthel, „das ist ein schlimmer Handel, aber ich verzweifle noch nicht ganz. Es gibt noch Einen, der helfen kann und wird, wenn wir es danach anfangen. Wissen Sie auch, wer das ist?“

Hermann schüttelte verneinend den Kopf und Barthel fuhr munter fort: „Das will ich Ihnen sagen, das ist kein Anderer als Ihr Onkel, der Geheime Rath. Ja ja, sehen Sie mich nur nicht so ungläubig an, es ist schon so, wie ich Ihnen sage. Freilich dürfen Sie dann nicht, wie Sie seither gethan, Ihren Onkel meiden und vernachlässigen; Sie müssen ihn vielmehr recht bei gutem Willen erhalten. Doch das werde ich Ihnen Alles später noch genauer angeben. Jetzt frage ich Sie nur: wollen Sie sich mir anvertrauen? Glauben Sie, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß ich Ihr Bestes will?“

„Ja, das glaube ich schon,“ versetzte Hermann, „aber ich muß doch eigentlich wissen — —“

„Nichts, gar nichts müssen Sie wissen!“ rief Barthel lamig. „Sie haben jetzt gar nichts Anderes zu thun, als mir in die Hand hinein zu versprechen, nicht allein, daß Sie gar nichts in dieser Sache ohne mich thun wollen, sondern auch, daß Sie Alles, was ich Sie heiße, unweigerlich ausführen, es mag Ihnen ge- oder mißfallen, einleuchten oder nicht. Nur unter dieser Bedingung kann ich Ihnen helfen, anders geht es wahrhaftig nicht.“

Hermann sah den Notar einen Augenblick zweifelnd an und sagte dann kopfschüttelnd: „Ich will mich hängen lassen, wenn ich von Allem dem ein Wort verstehe; indessen es sei! Gut, hier meine Hand, ich gebe Ihnen das gewünschte Versprechen nach seinem vollen Umfange.“

„So ist es gut, und so weit wären wir also glücklich,“ schmunzelte Barthel, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Jetzt fort zum Geheimen Rath. Morgen kommen Sie wieder zu mir, dann wollen wir weiter sehen.“

Eine Stunde später meldete dem Geheimen Rath von Helmbrück der Kammerdiener den Herrn Notar Barthel von Neustadt. Der Geheime Rath traute seinen Ohren nicht; er hatte gute Lust, den Notar gar nicht anzunehmen, aber so sehr er denselben haßte, ebenso sehr fürchtete er ihn auf der andern Seite. Barthel, dessen Augen früher schon so manchmal mit vielsagenden, eindringlich forschenden Blicken auf ihm geruht hatten, personificirte ihm sein eigenes mahnendes Gewissen, dessen Stimme er, wenn es in seiner Wahl stand, freilich lieber nicht lauschte. Barsch und kurz fertigte er darum den Kammerdiener mit einem „Lassen Sie eintreten“ ab.

Barthel seinerseits trat vollkommen unbefangen ein, ging freundlich auf den Geheimen Rath zu und sprach nach der ersten Begrüßung zu diesem, der ihn mit mißtrauischen Blicken voll Furcht und Zweifel halb von der Seite anschaute: „Es sind viele Jahre her, daß ich nicht die Ehre hatte, Ew. Excellenz zu sehen. Ich würde auch jetzt es nicht gewagt haben, da ich hörte, daß Sie kränklich sind und wenig Besuche empfangen, wenn es nicht eine Familienangelegenheit von der höchsten Wichtigkeit wäre, in welcher ich mit Ermächtigung Ihres Herrn Bruders hier bin, und in der ich hoffe, zu allseitiger Zufriedenheit mich nützlich machen zu können.“

Da der Notar hier inne hielt, so versetzte der Geheime Rath: „Fahren Sie nur fort, Herr Barthel, ich bin bereit, Sie anzuhören.“

„Sie wissen schon von der unseligen Liebschaft des jungen Baron Hermann; er will nicht von dem Mädchen lassen, er verlangt sie zu heirathen. Seine Eltern werden nun noch in dieser Woche hierher kommen, um ihn zu holen, und ich bin nur vorausgeeilt, um ihm einstweilen den Kopf zurechtzusetzen, damit es nicht zu unangenehmen Scenen zwischen Vater und Sohn kommt. Aber leider mußte ich mich überzeugen, daß Hermann Vernunftgründen kein Gehör gibt; die

Digitized by Google

Sache muß anders angefangen werden, wir müssen dieselbe auf einen anderen Weg bringen, und dazu erlaube ich mir, mich an Sie zu wenden."

„An mich?" fragte der Geheime Rath. „Mit dem größten Vergnügen, wenn ich etwas dazu beitragen kann; aber warum glauben Sie gerade, daß ich hier etwas ausrichten kann?"

„O, aus sehr guten Gründen, Excellenz. Sie werden mir gewiß vollkommen beistimmen, wenn Sie nur erst den Sachverhalt genau kennen. Mir scheint es, wenn ich die ganze Angelegenheit so mit meinem schlichten, einfältigen Verstande betrachte, eine wunderbare Fügung des Himmels zu sein, für welche ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, der Vorsehung nicht genug dankbar sein könnte."

„Ich?" fragte verwundert und zugleich ärgerlich Herr von Helmbrück. „Ich muß bitten, daß Sie mich ein für alle Mal aus dem Spiele lassen, ich persönlich habe mit dieser Angelegenheit ganz und gar nichts zu thun, und wenn Sie meinen Rath oder Beistand für meinen Neffen von mir verlangen, so ersuche ich Sie, sich deutlich auszudrücken und endlich einmal zur Sache zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Er und Sie, oder: Wie viel ist die Uhr?

Ein Roman in 9 Bänden.

1. Band.

Der Mond schien schon schön — die Laternen verbreiteten das nöthige Licht auf den dunklen Straßen — und die Nachtwächter thaten gewissenhaft ihre Pflicht, und — schliefen für die Sicherheit der Stadt. Bei Commerzienraths aber herrschte noch ein reges Leben in den glänzend erleuchteten Salons bis spät nach Mitternacht.

2. Band.

Dort sah Sie — Ihn.

3. Band.

Und Er sah Sie.

4. Band.

Sie war die einzige Tochter ihres vermögenden Vaters, Er dagegen ein junger Mann mit den nöthigen Schulkenntnissen versehen und einem empfehlenswerthen Aeußern, was war daher natürlicher, als daß Sie Ihn liebte — liebte mit der ganzen Gluth einer — fünften Liebe!

5. Band.

Sie hat eine schlaflose Nacht. —

6. Band.

Er auch! —

7. Band.

„Ich liebe und kann nicht leben ohne Ihn," sprach Sie am andern Morgen zu ihrem Vater.

„Das kennen wir," entgegnete dieser.

„Aber Vater, ich habe schon — —"

„Du hast schon?" unterbrach sie der Vater erbleichend. „Unglückskind, was werde ich hören müssen!"

„Ich habe schon vier Bewerber gehabt," fuhr die Tochter fort, „aber du hast sie alle abschläglich beschieden."

„Weil ich sie durch meine Frage: Wie viel ist Ihre Uhr? in Verlegenheit setzte," erwiederte dieser, „weil ich Menschenkenntniß besitze und Jedem an der Nase ansehe, ob er solide ist und nicht blos reine Mitgift heirathen will."

Da trat Er in's Zimmer und stellte sich dem Vater vor. — Beide stutzten.

„Der kommt mir so bekannt vor, den muß ich schon wo gesehen haben," sagte der Vater für sich.

„Merkwürdig, den Alten muß ich schon wo gesehen haben," dachte sich der junge Mann.

8. Band.

„Wie viel ist Ihre Uhr?" fragte eine Stunde später der Vater.

„Ein Uhr," entgegnete ruhig der junge Mann, indem er seine goldene Ankeruhr aus der Tasche zog.

„Er hat sie noch!" sagte sich der Vater sichtlich erfreut und fügte laut hinzu: „Sie lieben meine Tochter?"

„Von ganzem Herzen und ganzem Vermögen!" erwiederte Er.

„Vermögen? Sie hat nichts."

„Das thut nichts."

„Und kriegt nichts."

„Das schad't nichts.

„Sie sollen meine Tochter haben," sprach

Digitized by Google

erfreut der Vater. „Sie gefallen mir — Sie sind mein Mann!“

„Also auch mein Mann!“ sprach erröthend die Tochter, und Er und Sie umarmten sich stürmisch.

9. Band.

Vier Wochen später eilte Er durch die Straßen. „Wohin so eilig?“ rief ihm ein Freund nach.

„Uhr einlösen — Hochzeit heute!“ entgegnete Er und verschwand im Flur des Leihamtes, betrat das Zimmer und präsentirte dem Bureauvorsteher seinen Pfandschein.

Ha! Was war das?

Sein Schwiegervater in spe stand vor ihm.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte ihn dieser.

„Ich? Schwiegervater — ich — löse meine Uhr ein“ — stammelte Er.

„Sie haben sie versetzt?“ — fragte jener entsetzt.

„Schwiegervater, ich — ich stellte sie nach der Postuhr — aber sie ging nach dem Leihamt.“

„Und jene Ankeruhr, die Sie herauszogen, als ich Sie fragte, wie viel Uhr es sei?“

„Geborgt.“

„Nun weiß ich auch, weßhalb Sie mir damals so bekannt vorkamen,“ sagte der Bureauchef.

„Ich auch,“ meinte der junge Mann.

„Hätte ich geahnt, daß Sie Uhren versetzen, nie hätte ich Ihnen mein Kind versprochen,“ zürnte der Alte.

„Hätte ich geahnt, daß Sie Bureauchef dieses Instituts sind, so hätte ich meine Uhr — nach einem andern Leihamt getragen,“ entgegnete Er.

„Wissen Sie auch, Herr, daß meine Tochter gar nicht so arm ist, wie Sie glauben!“ eiferte der Vater! — „daß sie 20,000 Thaler besitzt?!“

„Schad't — nichts,“ sagte der junge Mann, „das wird für mich kein Hinderniß sein, ich nehme sie dennoch!“

„Edler junger Mann,“ sagte der Vater gerührt. „Aber so viel sehe ich ein, um Menschenkenner sein zu wollen, muß man Eins merken: der Schein trügt!“

„Nun der Pfand-Schein nicht,“ ergänzte der glückliche Besitzer einer jungen Frau nebst 20,000 Thalern baar.

Gemeinnütziges.

Wenn man das Holz der Geräthe, welche von dem Holzwurme angegriffen sind, mit Terpentinspiritus tränkt, wird der Holzwurm verschwinden.

Denksprüche.

Nicht feindseligen Blick's, nur ruhiges, prüfe den Menschen;
Lächle des eitlen Geschlechts, spotte des duldenden nicht!
Thoren bevölkern die fröhliche Welt; Einsiedler der Weisheit
Findet das wählende Herz auch in dem bunten Gewühl.

Der wahren Schönheit bildende Schöpferin
Ist nur die Seele, läßt sie den Wiederstrahl
Von ihrem innern heil'gen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten.

Verschiedenes.

In einem Inserat ward angezeigt, daß gegen Einsendung von wenigen Gulden die Mittel zu einem sichern Einkommen von 40, 50 fl. und noch mehr monatlich angerathen werden. Aus Neugierde machte sich Jemand den Spaß, 2 fl. zu opfern und fragte bei dem Einkommenvermittler an. Die Antwort lautete: „Thun Sie dasselbe wie ich. Lassen Sie in den Zeitungen ähnliche Anzeigen wie ich einschalten, geben Sie dabei Ihre oder eine andere beliebige Adresse an, und Sie werden sehen, daß Sie monatlich ein schönes Sümmchen einnehmen werden.“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 92:

Januar.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 94. Donnerstag, den 7. August **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Und dennoch muß ich behaupten, Herr Geheime Rath, daß Sie diese Sache allerdings persönlich sehr nahe angeht, sintemal und alldieweilen es sich um Ihre eigene, leibliche Tochter handelt."

„Um meine Tochter? Sind Sie bei Sinnen? Herr, Sie werden beleidigend, ich werde von meinem Hausrechte Gebrauch — — —"

Hier stockte der Geheime Rath mitten in seiner Rede, ein einziger, ihn gleichsam fascinirender Blick des Notars war hinreichend, ihn zum Schweigen zu bringen, und Barthel fuhr, gerade als ob er etwas ganz Bekanntes und Unzweifelhaftes gesagt habe, das gar keiner Verwunderung werth sei, gelassen fort: „Ich bitte um Entschuldigung, aber Sie dürfen sich nicht ereifern; es war mir nicht bewußt, daß ich Umstände kenne, die Ihnen, den sie doch viel näher angehen, gänzlich unbekannt zu sein scheinen. Rosalie Kleinhans, mit welcher Baron Hermann durch einen so merkwürdigen Zufall bekannt geworden war und in welche er sich so heftig verliebte, ist nur die Adoptivtochter des verstorbenen Gärtners Kleinhans, ihre rechte Mutter war Kleinhansens Schwester Marianne Kleinhans gewesen."

„Marianne Kleinhans? Ach, mein Gott!" rief der Geheime Rath erbleichend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Hier sehen Sie die Beweise," und indem er dem Herrn von Helmbrück mehrere Papiere, Geburtsscheine, Familienatteſtate, Notariatsinstrumente ꝛc. überreichte, fuhr er mit feierlichem Ernſte und wachsender Dringlichkeit fort: „Herr Geheime Rath, ich habe Alles überlegt, es iſt Ihnen hier, um eine schwere Jugendsünde wieder gut zu machen, eine so günstige Gelegenheit gegeben, wie sich dieſelbe nie wieder zeigen dürfte. Sie machen dadurch einen edlen, liebenswürdigen jungen Mann, der noch dazu Ihr Neffe iſt, für sein ganzes Leben glücklich, verſöhnen sich mit Ihrem Bruder und erleichtern Ihr beſchwertes Gewiſſen, und das Alles auf die einfachſte Art von der Welt. Niemand braucht das wahre Sachverhältniß zu wiſſen. Der Miniſter iſt Ihr Freund, eine Eingabe an den König, von ihm unterſtützt, legitimirt und adelt Ihre Adoptivtochter, die die hinterlaſſene Waiſe irgend eines verſtorbenen Freundes oder Gott weiß von wem sein kann. Fürchten Sie das Reſidenzgeſchwätz? Gut, so gehen Sie ihm aus dem Wege: kommen Sie zu uns nach Neuſtadt, dort in der friſchen Luft werden Sie wieder geſund, dort werden Sie mit den Jungen wieder jung, im Kreiſe der Ihrigen wird ein ganz neues Leben für Sie beginnen. Ich muthe Ihnen übrigens gar nicht zu, die Katze im Sack zu kaufen; ſehen Sie ſelbſt erſt einmal das Mädchen an, welches Sie als Tochter anerkennen ſollen, ich bin überzeugt, daß Sie ſich dann nicht länger weigern werden, meinen Gründen Gehör zu ſchenken."

„Herr Notar, Sie ſind wahrlich ein edler Menſch, aber für den Augenblick bin ich nicht im Stande, Ihnen ein Wort weiter zu ſagen. Dieſe Unterredung hat mich zu ſehr angegriffen, ich muß Sie bitten, mich jetzt allein zu laſſen. Kommen Sie, ich erſuche Sie darum, morgen frühe wieder, ich hoffe, wir werden uns dann verſtändigen."

„So ein klein wenig Teufel ſteckt dennoch in mir, Herr Geheime Rath, ich kann es

Digitized by Google

darum auch nicht unterlassen, Ihnen ein kleines Briefchen zurückzugeben, welches Sie vergessen haben zu unterzeichnen, und das auch, wenn ich nicht sehr irre, eine falsche Adresse erhalten hat!" Damit übergab er ihm den uns schon bekannten anonymen Brief.

Der Geheime Rath erröthete und sagte: „Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Haupt, ich merke wohl, daß Strippelmann wieder ein Mal eine Dummheit gemacht hat, aber vielleicht wird diese nur zum Guten ausschlagen."

3.

In den folgenden Tagen sehen wir unsere Angelegenheit sich immer glücklicher abwickeln. Der Geheime Rath hatte Rosalien aufgesucht, hatte bei ihr gekauft, sich mit ihr unterhalten, und er mußte sich gestehen, daß das Mädchen hinter Barthel's Beschreibung nicht zurückstand. Sie war nicht allein schön, noch schöner als ihre Mutter, welche doch seiner Zeit allgemein für eine anmuthige, liebliche Erscheinung galt, denn sie besaß bei aller Aehnlichkeit mit der Mutter: schlankem Wuchs, zarten und doch wohlgerundeten Gliedmaßen, rabenschwarzen Haaren von seltener Fülle, tief dunklen Augen, in welchen sich nordische Schwärmerei und südländische Gluth vereinigte, einem reizenden kleinen Mund voll der niedlichsten Zähne, die gleich einer dichtgereihten Perlenschnur erglänzten, kurz ueben der von der Mutter ererbten frischen, blühenden Schönheit, daneben das feine aristokratische Wesen des Vaters in der ganzen Erscheinung, in den Zügen, der Figur, dem Blick, der Haltung, nur daß über den hochmüthigen Stolz, der bei dem Vater herrschte, die sittsame, anmuthige Bescheidenheit der Mutter den Sieg davon getragen hatte. Der Geheime Rath war so befriedigt von seiner Tochter, dieselbe hatte einen solch günstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nicht länger mehr zauderte, sondern mit Barthel eingehende Verabredungen traf, die aber vorerst noch Allen ein Geheimniß blieben.

Hermann durfte seiner Rosalie noch immer nichts mittheilen; er wurde einfach auf die Ankunft seiner Eltern verwiesen. Barthel aber hatte noch nicht genug an dem, was er erreicht hatte; er war einmal im Zuge: es sollte jetzt Alles, was nöthig, gut oder wünschenswerth erschien, zu einem befriedigenden Ziele geführt werden. So wurmte es ihn, daß das schöne Gut, welches Amalien und ihren Geschwistern gehörte und der Erbtheilung wegen verkauft worden war, an den Hauptmann von Lilienstern kommen sollte, welcher auf diese Weise Nachbar des Majors und sein eigener geworden wäre. Denn Lilienstern war dem Major feindlich gesinnt, obgleich dieser ihm früher große Gefälligkeiten erwiesen und noch aus einem Darlehen eine Forderung an ihn zu machen hatte. Er hätte darum gern den Kauf rückgängig zu machen gesucht, und siehe da, es gelang seinen und namentlich den Bemühungen des Rittmeisters von Anstett, welchen er bei dem Geheimen Rath getroffen, und der sich, als die Rede auf diesen Gegenstand kam, erboten hatte, ihm hierzu behilflich zu sein. Aus mehreren Gründen, namentlich auch, weil jetzt die Verlegung des Drogonerregiments des Rittmeisters nach Neustadt bekannt geworden war, hatte Lilienstern wenig Geschmack mehr an diesem Besitzthum, denn er hatte eben sehr triftige Ursachen, Allen denen, welche in der Residenz zu seinem Umgang gezählt, vorerst aus dem Wege zu gehen, und so ließ er sich denn ohne viele Schwierigkeiten bereit finden, von dem Kaufe einfach abzustehen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Eine ganz vorzügliche Flüssigkeit zum Begießen der Blumen kann man sich bereiten, wenn man Ruß mit Wasser übergießt und letzteres nach kurzer Zeit durch Leinwand laufen läßt. In diesem Wasser ist nämlich das Ammoniak aufgelöst enthalten.

Denksprüche.

Wie sich das Kind dünkt in der Mutter Arm,
Beglückend und beglückt, so hangt das Herz
Des Bürgers an dem heimathlichen Boden:
Hier nimmt es Leben, theilt es Leben mit.

Digitized by Google

Zur Lehre hat uns Gott den Kopf gegeben,
Und was ein Mann sich in den Kopf gesetzt,
Da setzt er fröhlich auch den Kopf daran.

Verschiedenes.

Bei der Rückreise der Tyroler Schützen vom deutschen Schützenfeste entstieg bei dem Bahnhof zu Nürnberg dem Waggon auch ein alter Tyroler in der Tracht des Pusterthals; ein durchwettertes joviales Gesicht mit eisengrauem dichten Lockenhaar und Bart; ein straffer Mann, kein Greis; noch prall schlossen die kurzen Lebernen um die Beine, das nackte Knie war rund und die Wade derb muskulös; sein Adlerblick richtete sich auf die Menge und begegnete dem ebenso durchdringenden eines freundlich behäbigen Greises mit Silberhaaren. „Hast, bi Gott, ein Jägeraug!" sprach der Tyroler ihn an; „warum warst nit mit in Frankfurt? du schießt gewiß noch gut!" „O ja, Anno Neun aber noch besser, da habe ich von euch manchen weggepfeffert." „Woas? du? Warst mit unter den Blauen? Na, haben euch tüchtig z'ammengebuchst!" „Das ist nit unwahr; an einem Tag aber uet, da schossen wir unser drei sieben von euch zusammen, und doch standet ihr oben und wir unten. Ich war einer von den dreien." „Wo ist das gewesen, Brüderle?" fragte der Tyroler sichtbar gespannt. „Bei Windisch-Materney; ich schoß den Gastwirth." „Todt geschossen hast ihn aber nit, Brüderle; schau her, ich bin's noch!" Und er zeigte die Narbe an Hals und Schulter, und dann schüttelten sich die alten Knaben herzlich lachend die Hände; der Tyroler küßte den Blauen und der Blaue den Tyroler, und Arm in Arm besahen sie sich die Lorenzkirche und tranken schwatzend manche Halbe. Anton Köll, Gastwirth und Bauer, sagte beim Abschiede zum jetzt im Hospital verforgten Schneidermeister Zieger: „Hast recht, Brüderle; kommen wohl nit wieder z'ammen; so aber wie Anno damals gewiß nicht; wußten's da nit anders, warst neunzehn und ich einundzwanzig; aber wenn ich auch noch mal wieder so jung wäre, ich zerbräch den Stutzen, sollt ich auf einen deutschen Bruder schießen, das thu ich nimmer; das hab ich in Frankfurt gelernt; o was prächtige Leut da waren! Ich alter Schulbub von vierundsiebzig, und hier meine beiden Nachbarn (Athletengestalten in der ersten Mannesblüthe) auch." Den Ehrenpreis hat der alte jugendliche Köll davongetragen — einer der Ueberwachten — werthvoller vielleicht noch als den andern, den er errungen durch einen Doppelschuß ins Schwarze beim Hauptschießen.

(Frische Luft.) Wer den wohlthätigen Einfluß, die unumgängliche Nothwendigkeit der frischen Luft für das Leben läugnen möchte, der mag durch Folgendes belehrt werden:

Der London Jerry, ein zwischen Liverpool und Sligo laufender Dampfer, lief am 2. December 1848 aus nach Liverpool mit 200 Passagieren, meist Auswanderern, an Bord. Es kam stürmisches Wetter, und der Kapitän befahl, daß alle hinuntergehen sollten. Die Kajüte für die Hinterdecks-Passagiere war nur 18 Fuß lang, 11 Fuß breit und 7 Fuß hoch. In diesen kleinen Raum wurden die Passagiere eingezwängt. Wären die Lucken offen gelassen worden, so hätten sie doch wenigstens nur eine gewisse Unbequemlichkeit beim Athmen zu leiden gehabt, der Kapitän ließ sie aber schließen und aus einem noch unerklärlichern Grund ließ er einen Gummimantel über den Eingang der Kajüte werfen und befestigen. Die unglücklichen Passagiere waren verurtheilt, dieselbe Luft immer von Neuem wieder zu athmen. Das wurde bald unerträglich. Und nun begann eine schaudererregende Scene von Wahnsinn und Gewaltthaten unter dem Stöhnen der Sterbenden und den Flüchen der Kräftigeren; sie wurde durch einen der Leute unterbrochen, dem es gelang, sich mit Gewalt einen Weg auf das Verdeck zu bahnen und den ersten Steuermann in Allarm zu bringen, dem nun ein fürchterliches Schauspiel bevorstand: 72 waren bereits todt, viele waren im Sterben; ihre Körper waren krampfhaft gewunden, das Blut trat aus Augen, Nasen und Ohren. Der Grund zu diesem tragischen Vorfall lag in der Unwissenheit des Kapitäns und seines Steuermannes. Sie hatten nichts von der Bedeutung frischer Luft für das Leben er-

Digitized by Google

fahren. Ihnen war nie gelehrt worden, daß bereits ein Mal geathmete Luft ohne Nachtheil nicht noch ein Mal wieder geathmet werden kann; ihnen war die Thatsache fremd, daß die Luft, welche ein Mal in die Lungen ein- und wieder ausgetreten ist, verdorben ist und daß verdorbene Luft so schlimm ist, wie ein Gift.

Ein schreckliches Beispiel, welche Folgen eine Nichtbeachtung der Nothwendigkeit frischer Luft haben kann, liefert auch das Dubliner Gebärhaus. Hier kamen im Laufe von 4 Jahren unter 7658 Geburten 2944 Todesfälle neugeborner Kinder im Alter von 1 bis 15 Tagen vor; diese Zahl wurde plötzlich während einer gleichen Periode auf 279 vermindert, nachdem ein neues System der Lufterneuerung eingeführt worden war. Es kamen mehr als 2500 Todesfälle oder einer auf je drei Geburten nothwendig auf Rechnung der schlechten Luft.

(Ein Heiraths-Gesuch-Histörchen.) Vor nicht langer Zeit stand in den „Dresdner Nachrichten" ein Heirathsgesuch, das von einem jungen Handwerker ausging, der „auf diesem schon oft mit Glück betretenen Wege" eine Lebensgefährtin mit so und so viel Tugenden und womöglich „etwas Vermögen" suchte.

Schon am ersten Tage liefen in der Expedition des genannten Blattes sechs, später sieben bis acht Briefe unter der bezeichneten Adresse ein, etliche sogar mit Photographie-Porträts begleitet.

Der Heiraths-Candidat erbricht voller Erwartung die Briefe der Theresen, Augusten, Carolinen und Henrietten. Sogar eine Hulda und Amanda befanden sich darunter. Welche Schilderungen, welche Musterkarte weiblicher Jugend, Liebe, Sanftmuth, Tugend, Schönheit und Sinn für Häuslichkeit in allen Ecken, nur die Paragraphen von wegen der Moneten kann der Heiraths-Candidat nicht finden. Seine Blicke irren vergebens nach diesem Leuchtpunkte. Der Capitän Roß kann die westliche Durchfahrt nicht emsiger gesucht haben. Endlich der letzte Brief — Hurrah! — noch ist Polen nicht verloren. Es glänzen so lustig die Sterne. Es meldet sich eine Schöne ohne Porträt, aber das macht nichts aus. Das Fräulein schreibt: „Ich habe 500 Thaler baar, disponibel." Fünfhundert Thaler, Hurrah! das drückt alle unorthographischen Fehler zu. Außerdem ein „Mädchen nicht von hier." „Die wird geheirathet!" ruft der glückliche Finder, und die Federn setzen sich in Bewegung. Die Correspondenz beginnt. Die Briefe werden an einem gewissen Orte ausgetauscht. Endlich Sonntag früh ein Stelldichein und zwar in der Friedrichstadt in der Allee bei Anton's Denkmal. Erkennungszeichen von männlicher Seite: Eine blaue Papierrolle in der Hand. Die liebeglühende Schöne — brauner Tuchmantel, grüner Hut mit weißer Schleife. Holde Sehnsucht, süßes Hoffen!

Fritz leimt sich die schönste Papierrolle zusammen. Er bürstet den Frack, er hungert vor Liebe — da kommt der Sonntag. Das Haar wird gekämmt und pommadisirt, der Backenbart nach der neuesten Mode zugestutzt. Die Busennadel glänzt auf weißem Vorhemdchen, die an die Arbeit gewöhnten Hände in Glacées gezwängt, der Cylinder aufgestutzt. Jetzt, Schicksal, gehe deinen Gang! Bereits zwanzig Minuten vor der bestimmten Stunde ist Fritz an dem Platze. Sein Herz arbeitet convulsivisch. Sein geschärfter Blick durchirrt die Allee, wo sein Glück daherkommen soll. Die Stunde schlägt, der Wind saust, das Herz braust.

Da langt der braune Mantel, eine kleine Wurstfigur umschließend, wohlbehalten an. Fritz, obschon die Gestalt nicht verlockend, faßt sich Courage. „Schön guten Morgen, mein verehrtes Fräul .... Himmel Donnerwetter!" Vor Schrecken fällt ihm die Papierrolle. Die geträumte Braut mit 500 Thalern ist seine eigene Schwester. Höchst eigenthümliche Entdeckungsscene. Die Folge davon war, daß Fritz heute noch zu haben ist.

Gegen eine Bauersfrau tadelte eine Dame die fleckige Farbe ihrer Butter, welche auf Verfälschung zu beruhen scheine. „Ganz natürlich, Madamchen," sagte die Bäuerin, „die Butter ist ja von einer fleckigen Kuh."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 95. Samstag, den 9. August **1862.**

„Verschieb's nicht auf den andern Tag!"

Willst Du die Hand dem Freunde drücken,
Verschieb's nicht auf den andern Tag!
Die Nacht zerbricht gar leicht die Brücken,
Die keine Hand mehr bauen mag.

Ach, freudenleer steht und verlassen
Gar manch ein Herz auf seiner Bahn —
Zu sehen, um Deine Hand zu fassen,
Schaut es Dich nur von Weitem an.

Es schluchzt allein in seine Kissen,
Ringt ungeseh'n allein die Hand;
Du kannst um seinen Kummer wissen,
Der einsam weint an stummer Wand.

Ein Blick von Dir, ach, brächt' ihm Labe,
Ein Druck der Hand ihm frischen Muth,
Auf seiner Hoffnung frühem Grabe
Ein Wort entzündet Rosengluth.

Du gehst vorbei wie halbverlegen.
Verworren von der Welt Gewühl,
Verschmähst Du ächter Liebe Segen
Und hältst Dich fern, und hältst Dich kühl.

Doch sinkt die Nacht sternreich hernieder,
So schmilzt um Deine Brust das Eis,
Du findest Thränen, hast Dich wieder
Und möchtest sühnen laut und leis.

Du fühlst: die Welt ist zum Entzücken,
Macht Liebe sie zum Paradies.
Du nimmst Dir vor, nur zu beglücken,
Wen düstrer Gram daraus verwies.

Früh eilst Du nach des Bruders Kammer,
Dem gestern Du den Gruß versagt;
Doch Niemand öffnet Dir die Klammer —
Der Gram hat Nachts sein Herz zernagt.

Manch stiller Vorwurf steigt aus Särgen,
Umstort des Waldes grünen Grund,
Vergällt das süße Lied der Lerchen
Und schlägt das Herz Dir tödtlich wund.

Und manch ein Herz, in Leid gebrochen,
Manch ein in Qual verzogner Mund
Schreckt Nachts Dich auf mit seinem Pochen
Und flüstert unruhvolle Kund'.

Willst Du die Hand dem Freunde drücken,
Verschieb's nicht auf den andern Tag!
Die Nacht zerbricht gar leicht die Brücken,
Die keine Hand mehr bauen mag.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Alles dies that Barthel getrost auf eigene Faust. Aber er that noch mehr. Er hatte bei diesen Verhandlungen von Seiten des Rittmeisters Wahrnehmungen gemacht, die ihn mit großer Freude erfüllten und auch die letzten leisen Schatten von Bedenklichkeiten von seiner Stirne verscheuchten. Er gab an Hermann einen Wink, der nicht auf unfruchtbaren Boden fiel, und so sah er denn anscheinend ganz gleichgiltig, aber im Innern voll triumphirender Freude der Ankunft des Majors nebst Familie entgegen.

Und so finden wir denn am Abend des achten Tages Hermann, den Notar und den Rittmeister von Anstett auf dem Bahnhof, um die Ankunft des von Neustadt kommenden Zuges abzuwarten. Des Notars Augen funkelten, ein über das andere Mal rieb er sich vergnügt die Hände, und seine gute Laune zeigte sich in zahllosen Witzen, die meistens seine eigene Häßlichkeit, seinen Junggesellenstand, seine Ungeschicklichkeit bei den

Digitized by Google

Damen zum Thema hatten: „Wahrhaftig, Anderen kann ich's zeigen, wie man's machen muß, und doch kann ich's nicht selbst vollbringen. — Ja, Anderen weiß ich trefflich zu rathen, weiß sie zu bemannen und zu bewaiben, für mich selbst bin ich aber ewig ein langweiliger Kleiderstock geblieben, der keine drei zählen kann."

Der Rittmeister meinte erwartungsvoll: „ob das auch in der That kein Irrthum sei, ob Amalie von Wernhardt auch dasselbe Fräulein von Wernhardt sei, das er vor zwei Jahren auf einem Balle habe kennen gelernt, und deren Bekanntschaft er so gern cultivirt hätte, wenn ihm dazu die Zeit vergönnt gewesen wäre." — Hermann aber blickte voll Erwartung in die Ferne, von woher der Zug kommen mußte; zwischen Furcht und Hoffnung schwebte sein Herz wie zwischen Thür und Angel.

Endlich brauste das schnaubende Feuerroß heran und machte vor ihnen Halt, die Wagenthüren wurden geöffnet und heraus ergoß sich ein buntes Gewoge von Reich und Arm, Jung und Alt, Schön und Häßlich, das in fluthendem Strome gegen unsere drei seltsam contrastirenden Freunde so heftig andrängte, daß dieselben nur mit Mühe ihre Plätze behaupten konnten. Endlich erblickte Hermann seinen Vater, und mit Gewalt brachen die jungen Leute sich Bahn und eine freie Gasse für den Notar, der bedächtig ihren Schritten folgte. Stürmisch fliegt Hermann in die Arme seiner Mutter, erröthend wendete er sich weg vor dem forschenden Blick des Vaters, und verlegen begrüßte er seine Cousine Amalie. Aber während er, eine Ableitung für seine Verwirrung, den ersten freien Augenblick benutzt, um seinen Freund Anstett den Seinigen vorzustellen, bei welcher Vorstellung dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, wie freundlich überrascht Amalie bei dem Anblick des Rittmeisters war, zog der Major den alten Barthel, der jenen mit Lachen und Scherzen bewillkommnet hatte, und ihn daneben mit Blicken ansah, welche die muthwillige Ausgelassenheit seiner Worte nur noch mehr erhöhten, auf die Seite und flüsterte ihm zu: „Nun, alter Junge, wie steht's mit Hermann? Wie es scheint, gut? Denn Sie sind ja heute ganz des Teufels!"

„Ruhig, Freundchen, Sie müssen sich gedulden, hier haben Sie nichts zu commandiren, bei mir gilt der Majorstitel nichts, ich kenne keine militärische Disciplin. Sie werden Alles erfahren, aber heute nicht, und morgen auch nicht, ich habe meine Vorbereitungen noch nicht vollendet. Und unser einer hat auch seine Ideen von Schick und Anstand. Förmlichkeiten gehören am Ende zu Allem, das können Sie von Niemanden besser lernen, als von einem Notar."

Darum war es auch ganz umsonst, Barthel ließ nicht mit sich accordiren, der Notar mußte seine Ungeduld zügeln. Was wollte er auch machen, wußten doch seine Frau und seine Nichte kein Wort von der widerwärtigen Geschichte.

Die ganze Gesellschaft verfügte sich nunmehr in den Gasthof, und schon unterwegs fand der Rittmeister Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit Amalie zu erneuern. Auf seine Frage bemerkte sie mit schalkhaftem Lächeln, daß sie sich seiner noch recht wohl erinnere, und als Anstett ihr gestand, wie lebhaft er es damals bedauert habe, daß er so schnell von ihr sich habe trennen müssen, versetzte sie schelmisch: „Wirklich, Herr Rittmeister, haben Sie dies damals so lebhaft bedauert? Nun, da ist es ja recht gut, daß wir jetzt nicht mehr damals haben, das wäre ja ein entsetzliches Unglück!"

In diesem Tone unterhielten sich die Beiden noch lange, und auch die übrige Gesellschaft war heiter und guter Dinge.

Der Vorschlag des Notars, der mit komischem Pathos hervorhob, wie er sich unter Beilegung der umfassendsten dictatorischen Befugnisse für die ganze Dauer dieser Vergnügungstour eigenmächtig zum maitre de plaisir ernannt habe, und wie Jeder, welcher sich gegen diese seine Ernennung aufzulehnen Miene mache, gewärtig sein müsse, sich seine allerhöchste Ungnade zuzuziehen, — dieser Vorschlag, dahin gehend, morgen eine gemeinschaftliche Schlittenpartie nach dem See zu veranstalten, wurde darum mit allgemeiner Acclamation genehmigt. Für übermorgen habe er, so setzte er hinzu, eine allgemeine große Ueberraschung vorbereitet, die er aber heute noch nicht verrathen dürfe.

Der Major sah den Notar bei diesen

Digitized by Google

Worten betroffen an, dieser aber nickte ihm bedeutungsvoll lächelnd zu und that, als merke er des Majors Erstaunen gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Taubstumme Kinder aus Ehen zwischen Verwandten.

Ueber den Einfluß, welchen die Heirathen zwischen Verwandten auf das Hervorgehen von taubstummen Kindern ausüben, hat M. Boudin kürzlich der Akademie der Wissenschaften in Paris eine sehr interessante Abhandlung übergeben, der wir Folgendes entnehmen: 1) In Frankreich machen die Heirathen unter Blutsverwandten ungefähr 2 pCt. aller geschlossenen Ehen aus, während die Zahl der taubstummen Kinder, die aus Ehen zwischen Verwandten hervorgehen, sich zu der Zahl aller als taubstumm geborenen Kinder verhält z. B. in Lyon wie 25 zu 100, in Paris wie 28 zu 100, in Bordeaux wie 30 zu 100. 2) Das Verhältniß der taubstummen Kinder wächst mit dem Grade der Verwandtschaft der Eltern, so zwar, daß, wenn man die Gefahr, ein taubstummes Kind aus einer gewöhnlichen Ehe hervorgehen zu sehen, mit 1 bezeichnet, diese Gefahr mit der Zahl 18 bezeichnet werden muß bei Heirathen zwischen Cousin und Cousine, mit 37 bei Heirathen zwischen Onkel und Nichte und mit 70 bei Heirathen zwischen Neffe und Tante. 3) In Berlin zählt man $3^1/_{10}$ taubstumme Kinder auf 10,000 Katholiken, 6 Taubstumme auf 10,000 Protestanten und 27 Taubstumme auf 10,000 Juden; mit anderen Worten, das Verhältniß der Taubstummen wächst in dem Grade, als die verschiedenen Religionsbekenntnisse die Ehen zwischen Verwandten erleichtern (die katholische Religion ist bekanntlich am strengsten in diesem Punkte). 4) Man zählte im Jahre 1840 im District von Jowa (Vereinigte Staaten in Nordamerika) $2^3/_{10}$ Taubstumme auf 10,000 Weiße, aber 212 Taubstumme auf 10,000 Negersclaven. Unter der farbigen Bevölkerung, wo die Sclaverei die Heirathen unter Blutsverwandten geradezu begünstigt, ist also die Zahl der als taubstumm Geborenen im Verhältniß 91mal so groß, als bei der freien weißen Bevölkerung, die von Gesetz, Moral und Religion geschützt wird. 5) Taubstumme Kinder stammen nicht immer direct von blutsverwandten Eltern ab, sondern gehen manchmal auch indirect erst aus weiteren Kreuzheirathen hervor. 6) Aus Ehen, die zwischen taubstummen, aber nicht verwandten Eltern geschlossen werden, gehen nur höchst ausnahmsweise wieder taubstumme Kinder hervor, so daß man nicht im Entferntesten an eine Erblichkeit des Uebels glauben darf. 7) Die Zahl der Taubstummen wächst oft sehr merklich in Gegenden, wo sich natürliche Hindernisse den Kreuzheirathen entgegensetzen; so z. B. erhebt sich die Zahl der Taubstummen, die für das ganze Frankreich 6 auf 10,000 Einwohner beträgt, auf der Insel Korsika auf 14, in den Hochalpen auf 23, in Island auf 11, im Kanton Bern auf 28 (immer für 10,000 Einwohner gerechnet). 8) Man kann die Zahl aller Taubstummen in ganz Europa auf ungefähr eine Viertelmillion abschätzen.

Gemeinnütziges.

Eisenflecken bringt man am sichersten aus leinenen und baumwollenen Stoffen, wenn man dieselben mit Citronensäure befeuchtet und dann das Zeug in Regenwasser ausspült.

Denksprüche.

Die Zeit besiegt die Welt und ihren Willen,
Sie herrscht im Reich der wandelbaren Laune,
Und ewig wechselnd schreitet sie voran.

Das Kleinste, heut es Liebe dar,
Verwandelt sich zum Segen!
Ein treuer Rath, ein tröstend Wort,
Ein redlich Wollen fort und fort
Kann manche Thräne trocknen.

Verschiedenes.

(Ein mechanisches Pferd.) Ein unter dem Titel: Le cheval mécanique de M. de Hamel, Stuttgart, August Schaber, 1862, erschienene Broschüre erörtert eine neue Erfindung, die in der That berufen sein dürfte,

Digitized by Google

in hippologischen Kreisen, wo sie wohl im Allgemeinen schon bekannt sein mag, Aufsehen zu machen. Dem Herrn v. Hamel, Kavallerieoberst und Stallmeister des Königs von Würtemberg, soll nämlich nach fünfzehn Jahre langen Beobachtungen und Versuchen die Construction eines künstlichen oder mechanischen Pferdes gelungen sein, das, dem lebenden Pferde nachgebildet, aller Bewegungen desselben fähig ist. Leicht an Gewicht, elastisch und von der nämlichen Geschmeidigkeit, soll dieses künstliche Pferd ebenso empfindlich sein für Zügel, Trense und Schenkel des Reiters und soll mit der nämlichen Leichtigkeit gelenkt werden können, wie das natürliche Pferd. Beim Reitunterricht, — die neue Erfindung wird namentlich für Reit- und gymnastische Schulen und zum Unterricht für Offiziere und Unteroffiziere empfohlen, — soll das künstliche Pferd je nach Wunsch des Stallmeisters jede Störrigkeit, jede beliebige Unart und Eigenheit des lebenden Pferdes annehmen; es soll alle wünschbaren Seitensprünge machen, kourbettiren, sich bäumen, setzen und nach Verlangen den Reiter abwerfen. Unter den zahlreichen Vortheilen, die das künstliche Pferd für den Reitunterricht vor dem lebenden voraus hat, wird namentlich der hervorgehoben, daß jenes jeden Augenblick auf den Willen des Reiters regungslos in der jeweiligen Stellung verharrt. Auch soll der Schüler nach dem System des Herrn v. Hamel in viel kürzerer Zeit, als bei Handhabung des lebenden Pferdes sich die für den Reiter wünschbare Geistesgegenwart, körperliche Gewandtheit, elegante und sichere Haltung, tadellosen Schluß und vor Allem eine ungewöhnliche Virtuosität in der Leitung auch des natürlichen Pferdes aneignen. Die Schrift beleuchtet am Schluß mit vieler Ausführlichkeit die Vorzüge dieser Erfindung zum Zweck einer möglichst gleichmäßigen Ausbildung der Kavallerie und berechnet die pekuniären Vortheile derselben mit Zahlen, die in's Fabelhafte gehen. Das künstliche Pferd des Herrn v. Hamel soll nicht sehr kostspielig, sein Mechanismus soll ziemlich einfach und äußerst solid sein. Die Dienstfähigkeit desselben berechnet die Broschüre auf 40 Jahre. Sein Unterhalt, vorausgesetzt, daß es den ganzen Tag geritten wird, beträgt einige Löffel voll Oel und Fett per Woche. Es trägt mit Leichtigkeit und ohne den geringsten Schaden für die Maschine 250 Pfund.

Aus Leipzig, Dresden, Berlin, Stettin, Königsberg, Petersburg und Moskau liegen enthusiastisch geschriebene Berichte über die hohe Anerkennung vor, welche der berühmte Violinvirtuose Jean Becker aus Mannheim (der früher oft in Concerten des Neustadter Cäcilien-Vereins spielte) in seinen dortigen Concerten bei dem Publikum, und, was besonders betont wird, bei den Künstlern von Fach gefunden habe. In Petersburg spielte er mehrere Male bei Hof vor der kaiserlichen Familie und erfreute sich da, an der Seite Rubinstein's und des großen Violinisten Wieniawski, großer Auszeichnung. Die Bewunderung, die man Becker zollt, gilt nicht blos seiner vollendeten Technik, die keine Schwierigkeit mehr kennt, sondern auch seinem seelenvollen, das Musikwerk zu richtigem Verständniß bringenden Vortrage.

Freunde des Sport in England sind ungemein gespannt auf den Ausgang einer in ihrer Art ganz außerordentlichen Wette. Ein gewisser Richard Manks hat sich nämlich anheischig gemacht, in 1000 auf einander folgenden Stunden 1000 englische Meilen der Art zurückzulegen, daß er in jeder Stunde nicht mehr und nicht weniger als eine Meile Wegs macht. Bis jetzt hat er 725 Meilen zurückgelegt und daher seit eben so vielen Stunden nicht mehr als etwa 3/4 Stunde in jeder Stunde schlafen können. Der Mangel an Schlaf macht sich bereits in sehr quälender Weise fühlbar. Nichtsdestoweniger hofft er, seine Wette zu gewinnen.

Bei einer Auction geriethen die Käufer vor Oeffnung derselben in einen Streit, der zu Thätlichkeiten überging. Der Auctionarius trat ein und rief mit kräftiger Stimme: „Wie kann man hier zuschlagen, bevor ich da bin?

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 96. Dienstag, den 12. August **1862.**

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

War indessen der Major über Barthel betroffen, so war es auf der anderen Seite Amalie über Hermann, der ganz vergessen zu haben schien, daß sie schon seit langer Zeit stillschweigend so halb und halb für seine Braut galt. Hermann sah selbst ein, daß er sich erklären müsse, und er benutzte darum die erste passende Gelegenheit, welche sich bot, um Amalie zu unterrichten, wie er des Rittmeisters Neigung zu ihr, die schon vor zwei Jahren her datire, in Erfahrung gebracht habe und deßhalb bereit sei, zurückzutreten, einmal aus Liebe zu dem Freunde, dann, weil er sich überzeugt halte, daß Amaliens Herz nicht sehr warm für ihn empfinde. Er sei nicht egoistisch genug, um Amaliens Glück im Weg stehen zu wollen.

Vergebens suchte auch am folgenden Tag der Major Etwas aus Barthel herauszulocken; dieser vertröstete ihn auf morgen, wo er im Wagen die ganze Familie abholen werde. Beim Nachhausegehen bestellte aber der Alte den Rittmeister und Hermann auf Vormittags elf Uhr des anderen Tags zum Geheimen Rath in dessen Wohnung mit dem Zusatze, daß er ganz sicher auf dessen Erscheinen sich müsse verlassen können. Er gab sodann noch Hermann einige Aufträge und wandte sich hierauf zu dem Rittmeister: „Nun, Herr Rittmeister, wie ist's? War das die rechte Amalie? Wie meinen Sie? Wäre es recht, wenn ich bei dem Major um die Hand seiner Mündel für Sie anhielte?"

„Aber, Herr Notar," versetzte Austett, „ich bitte Sie, das hieße ja mit der Thür ins Haus fallen. Das Fräulein kennt mich ja kaum; ich glaube zwar annehmen zu dürfen, daß ich ihr nicht mißfalle, aber — — —"

„Aber? Hat sich was zu abern? Nicht mißfallen? Und wie gefallen Sie ihr! Sie nimmt Sie lieber heute als morgen, das ist ja eine alte Geschichte, daß alle junge Mädchen das zweierlei Tuch gerne sehen. Also noch ein Mal: Ich, Johann Nepomuk Barthel, frage Sie, den Rittmeister Adolf von Austett, ob Sie das Fräulein Amalie von Wernhardt als eheliches Gemahl heimzuführen Verlangen tragen und ob Sie mich, quiescirten Notar und Rechtsanwalt, ermächtigen wollen, um die Hand wohlbesagten Fräuleins bei dero Oheim und Vormund feierlichst anzuhalten, Ja oder Nein?"

„Nun, ja, aber — —"

„Das Aber schenke ich Ihnen, Ich weiß schon genug, das Uebrige ist meine Sorge; also morgen früh elf Uhr, und jetzt gute Nacht, Kinder."

Der Alte ging, Hermann und der Rittmeister ergingen sich aber in allerlei Vermuthungen über Barthels Vorhaben, ohne sich über dessen wahrscheinliche Absichten einigen zu können.

Am nächsten Vormittag fanden sich, wie man sich leicht denken kann, Hermann und der Rittmeister pünktlich bei dem Geheimen Rath ein, den sie zwar etwas angegriffen und aufgeregt fanden, der aber Beide herzlich begrüßte. Bald nach ihnen traf auch Barthel ein mit dem Major, dessen Frau und Nichte. Der Major war zwar erstaunt gewesen, als Barthel den Kutscher an dem Hause seines Bruders anfahren ließ; als er aber sah, daß sein Bruder sogleich mit offenen Armen auf ihn zu eilte, ihn fest an sein Herz schloß und dann Barthel warm die

Digitized by Google

Hand drückte, so dachte er, daß dieser ihn nur mit jener Aussöhnung habe überraschen wollen. Er wandte sich deßhalb um und drohte Barthel lächelnd mit dem Finger ob dieser unerlaubten Willkür und der geheimnißvollen Wichtigthuerei, mit welcher er über die Angelegenheiten des Majors eigennützig nach Belieben schalte und walte.

Barthel zuckte die Achsel und gab dann dem Geheimen Rath einen Wink, welcher sagte: „Unser Freund, Herr Barthel, wünscht der Gesellschaft einige Aufklärungen darüber zu geben, warum wir alle insgesammt heute hier versammelt sind; ich bitte, ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Aha, endlich!" rief neugierig der Major, und Barthel hob nicht ohne einige Befangenheit und ohne Besorgniß vor dem leicht erregbaren Zorn des Majors also an: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Freilich gibt es Fälle genug im Leben, wo man zweifelhaft darüber sein könnte, ob die Zwei, die zu einander streben, wirklich mit dem Willen und der Billigung Gottes die angestrebte Vereinigung ins Werk setzen. Kaum dürfte aber irgend Jemand bei einem Falle, wie ich ihn jetzt Ihnen mittheilen will, darüber im Unklaren sich befinden, daß hier die Hand der Vorsehung entschieden waltete. Ich kenne zwei Brüder, die, obwohl beide tüchtige, verständige und edle Männer, sich dennoch schon in ihrer Jugend über einen Vorfall entzweiten, bei welchem der Eine allerdings dem Anderen schweres Unrecht zufügte. Der eine Bruder heirathete inzwischen, und aus seiner Ehe ging ein einziger Sohn hervor, der andere hingegen liebte ein Mädchen und wurde wieder geliebt gegen den Willen ihrer Familie. Sie hatten ihre schwache Stunde, aber ehe der Fehler gut gemacht werden konnte, starb das Mädchen und hinterließ eine Tochter, erst mehrere Tage alt. Diese Tochter wurde von der Familie dem leiblichen Vater vorenthalten, der seine Rechte nicht gesetzlich zur Geltung bringen konnte. Ja, man ging so weit, daß man durch Entfernung und Namenwechsel dieser Tochter die Spur derselben für den Vater unauffindbar machte. Nun will ein ganz merkwürdiger Zufall, daß nach länger als zwanzig Jahren der Sohn des einen Bruders aus weiter Ferne kommt, und kaum langt er in der großen volkreichen Stadt an, so führt ihn auch schon nach wenigen Tagen eine ganz wunderbare Fügung mit seiner unbekannten Cousine zusammen, und ohne sie zu kennen, entbrannte er alsbald in heftiger Liebe zu ihr und verlangt sie, da er wiedergeliebt wird, als eheliches Gemahl heimzuführen. Finden Sie es nicht ganz in der Ordnung, daß ich, als ich von allen diesen Dingen Kenntniß erhielt, es für meine Aufgabe erkannte, Vater und Tochter zusammenzuführen, die beiden Brüder zu versöhnen und dem Werke die Krone damit aufzusetzen, daß ich Vetter und Bäschen durch das Band der heiligen Ehe zu verbinden trachte? Stimmen mir nicht alle geehrten Anwesenden bei, daß hier ein unverkennbarer Fingerzeig der Vorsehung den einzuschlagenden Weg deutlich vorgezeichnet hat?"

Hier hielt Barthel einen Augenblick inne. Da jedoch die meisten Anwesenden viel zu erstaunt waren über das, was sie soeben vernommen hatten, um sich sogleich äußern zu können, so ging der Notar nach der Thüre des Nebenzimmers, öffnete sie und kehrte sofort mit einem einfach, aber geschmackvoll gekleideten jungen Mädchen zurück, welches bei dem Anblick der Versammelten tief erröthete und sich verlegen verneigte.

„Kommen Sie getrost, Fräulein, fürchten Sie nichts! — Hier stelle ich Ihnen die legitimirte und adoptirte Tochter des Geheimen Raths von Helmbrück vor, und Sie, Rosalie," fuhr er fort, „sehen Sie hier Ihren Vater, der Sie mit Freuden als seine Tochter anerkennt. Hier, meine Freunde, sehen Sie das eigenhändige Reskript des Königs in optima forma, welches Fräulein Rosalie von Helmbrück, einst Rosalie Kleinhans genannt, in alle Rechte einsetzt, sie in den Adelstand erhebt und ihr sogar Ahnen verleiht. Herz, was begehrst du noch mehr?"

(Schluß folgt.)

Etwas Neues vom alten Napoleon.

Ein kürzlich in Hildesheim hochbejahrt verstorbener Kaufmann L., der zur Zeit, als Napoleon I. auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes stand, in Paris als

Digitized by Google

Commis conditionirte, hatte einen Handel mit dem großen Kaiser, welcher beweis't, daß der Ueberwinder Europas auch zu feilschen verstand, gleichwohl aber das größte Opfer nicht scheuete, wenn es ihm darauf ankam, seinen Willen oder Wunsch durchzusetzen. Der alte L. erzählte oft und stets übereinstimmend den Vorfall, der immerhin verdient nicht ganz der Vergessenheit anheimzufallen; wir erzählen denselben möglichst wortgetreu nach:

L. hatte einen Freund unter den Schreibern des Ministeriums, den er oft auf seinem Bureau besuchte. Eines Tags tritt Cambacérès in das Geschäftszimmer und fragt, nachdem er einige Papiere durchgesehen: „Wie viel Uhr ist's?" L. beeilt sich, da er weiß, daß sein Freund keine Uhr hat, die seinige hervorzuziehen, und gibt dem Erbkanzler die gewünschte Auskunft; dieser sieht sich nach dem jungen Manne um, erblickt dessen Uhr und meint: „Ei, welch' drollige Uhr! Zeigen Sie mir sie doch, das wäre Etwas für den Kaiser." Die silberne Uhr, ein altes Familienerbstück, war nämlich von sehr alterthümlicher Form und eigenthümlicher Arbeit; L. hatte die Uhr von seinem Vater geschenkt erhalten und dagegen das Versprechen geben müssen, dieselbe nicht zu verkaufen. — Cambacérès fordert den jungen Mann auf, ihm die Uhr mitzugeben, er wolle sie dem Kaiser zeigen, L. aber meint, er dürfe die Uhr nicht aus den Händen lassen, doch sei er bereit, dieselbe dem Kaiser selbst zu überreichen, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten würde.

Etwa vierzehn Tage nach diesem Vorgange erhält der junge L. eine Ladung nach den Tuilerieen, wird durch verschiedene dort aufgestellte Wachen geführt und gelangt endlich in ein Zimmer, in welchem sich der Kaiser mit Cambacérès und noch drei anderen Herren, die L. nicht kannte, befindet. Der junge Mann schreitet ohne Umstände auf den Kaiser zu und will ihm die Uhr überreichen, wird aber mit Hast von den Herren zurückgehalten, und Cambacérès überreicht die Uhr dem Kaiser, der sich damit an's Fenster zurückzieht und dieselbe lange betrachtet. Endlich ruft er den jungen Mann näher, öffnet eine mit Goldrollen gefüllte Cassette und fragt, fünf Napoleonsd'or aufzählend, ob ihm die Uhr dafür feil sei. Als L. verneint, verdoppelt Napoleon die Summe, und auf eine abermalige Verneinung legt er dem jungen Mann die ganze, angebrochene Rolle vor. Dieser aber bleibt dabei, daß ihm die Uhr nicht feil sei, weil sein Vater ihm dieselbe zu verkaufen verboten habe. „Sie sind ein guter Mensch", spricht lächelnd der Kaiser und wiederholt seine Frage, indem er fünf Goldrollen hinlegt. L. bleibt fest, auch als der Kaiser die große Summe abermals verdoppelt.

Da wirft Napoleon das Geld mit einem unbeschreiblichen Blick wieder in die Cassette, schiebt die ganze Cassette dem jungen Mann zu und legt noch seine eigene, goldene, mit Brillanten besetzte Uhr zu dem Schatz, indem er mit Nachdruck seine Frage wiederholt. L. bittet um Verzeihung und erklärt, er müsse leider bei seiner Weigerung bleiben. „Gehen Sie!" ruft darauf der Kaiser etwas erregt und zeigt gebieterisch nach der Thür, die L. zu erreichen sich beeilt.

Zeit seines Lebens hat L. bereut, den vortheilhaften Handel, der ihm vielleicht ein Rittergut einbringen konnte, nicht abgeschlossen zu haben, da er bei reiferer Ueberlegung sich sagen mußte, daß es sein Vater, einem solchen Erbieten gegenüber, mit dem ihm abgenommenen Versprechen nicht so genau genommen haben würde; er hat es um so mehr bereut, als er in weit späteren Jahren die Uhr einmal Jemandem anvertraute, der ihn täuschte und dieselbe für drei Thaler Courant verkaufte.

Landwirthschaftliches.

(Mittel gegen die Traubenkrankheit.) Den Besitzern einer großen Anzahl Weinberge in der Lombardei, den Herren Gebrüder Giulini in Ludwigshafen, welche seit 10 Jahren diese Krankheit zu bekämpfen gesucht haben, ist dies in den beiden letzten Jahren zwar gelungen, aber keineswegs durch Anwendung der Schwefelblume, welche aus lauter kleinen Krystallen besteht und deßhalb nicht auf den Trauben haften bleibt, sondern durch das Aufstreuen des fein

Digitized by Google

pulverisirten gewöhnlichen rohen Schwefels, der gleich Staub an dem Traubenschimmel hängen bleibt und denselben dadurch zerstört. Wie letzterer ungleich wirksamer, werden damit denn auch die Kosten seiner Anwendung fast um die Hälfte wohlfeiler, da der Centr. gewöhnlicher Schwefel den Preis von 6—7 fl. nicht übersteigt. Sogleich beim Erscheinen des Schimmels energisch aufgestreut, soll dies Mittel von ganz entschiedener Wirkung sein.

Verschiedenes.

Zur Geschichte der Entstehung der Ouverture zu Mozart's Don Juan berichtet der Vater des Schriftstellers Anton Genast, welcher mit dem großen Tonkünstler persönlich befreundet war, Folgendes: „Von Don Juan war bereits eine Theaterprobe gewesen, aber noch war keine Ouverture fertig, auch bei der Vorprobe fehlte sie noch und Guardasoni machte dem Componisten ernstliche Vorwürfe, daß wahrscheinlich die Oper nun ohne Ouverture gegeben werden müsse. Mozart aber, ganz unbekümmert darüber, nahm noch am Tage vor der Hauptprobe ein Souper bei einem geistlichen Herrn ein, zu welchem auch Bassi, Guardasoni, Wahr und ich geladen waren. Die Gesellschaft war sehr vergnügt; der geistliche Herr, ein Lebemann, regalirte uns mit trefflichen Speisen und mit noch trefflicheren ungarischen Weinen, denen Mozart tüchtig zusprach. Die immer lebhaftere Unterhaltung ging theils in italienischer Sprache vor sich. Bis auf den geistlichen Herrn waren uns Allen die Zungen etwas schwer geworden, und erst nach ein Uhr trennte sich die Gesellschaft. Director Wahr und ich übernahmen es, Mozart nach Hause zu bringen. Auf dem Wege dahin sang er immerfort Phrasen aus Don Juan, kam aber beständig wieder auf das Champagnerlied zurück. Die scharfe Octoberluft und das Singen hatten ihn, als wir in seiner Wohnung ankamen, völlig seiner Sinne beraubt. Im vollen Anzug warf er sich auf's Bett und schlief sofort ein. Da uns die Beine auch schwer geworden waren, und wir den weiten Weg nach Hause scheuten, setzten wir uns auf ein altes Federsopha, und Morpheus nahm uns ebenfalls in seine Arme. Aus unserem süßen Schlummer wurden wir plötzlich durch kräftige Töne geweckt und sahen bei unserem Erwachen voll Erstaunen Mozart bei einer düsteren Lampe an seinem Pulte sitzen und arbeiten. Keiner von uns wagte ein Wort zu sagen, und mit wahrer Verehrung hörten wir die unsterblichen Gedanken sich entwickeln. Ohne ferner ein Auge zu schließen, hörten wir zu und verhielten uns ganz still. Nach neun Uhr sprang er mit den Worten auf: „Na, da steht's ja!" Ein Gleiches thaten wir, und mit Erstaunen rief er: „Ja, was Teufel! wie kommt denn ihr daher?" Mit Begeisterung küßten wir ihm seine schönen weißen Hände. Er trennte die Partitur und bat uns, sie sofort den vier Copisten im Bureau zu übergeben. „Nun woll'n wir a Bissel schlafen!" sagte er. Abends lagen, theilweise noch naß, die ausgeschriebenen Stimmen auf den Pulten."

Zweisilbige Charade.

Mein erstes Silb'chen zählet nur zwei Zeichen,
Ist selten Haupt, doch oft der erste Fuß;
Man zieht damit vom Vordersatz den Schluß,
Und braucht es oft, zwei Dinge zu vergleichen.

Das Biergespann der Zweiten zu erreichen,
Strebt jedes Mädchen bei des Spiegels Gruß,
Und ist's erreicht, wer möchte nicht zum Kuß
Ein so geschmücktes holdes Kind erweichen?

Als Ganzes — ach! da tön' ich Liebeswonnen
Und, mindestens kürzer, der Liebe Klagen,
Als Heroide, Ode und Romanze.

Will mir Apoll des Zweiten Preis versagen,
Doch bin ich bald dem Schöpfungssturm entronnen.
Denn — mit dem letzten Reim bin ich das Ganze.—

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 97. Donnerstag, den 14. August **1862.**

Göttliches Walten.

(Schluß.)

„Also das war des Pudels Kern," begann der Major, „und da soll jetzt hinter meinem Rücken — —?"

„Lieber Vater," fiel Hermann ein, der Rosalien bei der Hand gefaßt hatte und vor seine beiden Eltern hingetreten war, „liebe Mutter, könnt ihr wirklich eine so liebe Schwiegertochter, wie ich sie euch zuführe, zurückstoßen wollen?"

„Lieber Bruder," fing der Geheime Rath an, „kannst du widerstehen, wenn ich meine Bitten mit den seinigen vereinige, kann unserer Versöhnung ein dauernderes und herrlicheres Siegel aufgedrückt werden, als durch diese Verbindung geschieht?"

„Aber," bemerkte bedenklich die Frau Majorin, „denkt denn Niemand an Amalie? Sollen wir sie nur mit hierher genommen haben, um die Verlobung dessen, den sie seither als ihren Bräutigam betrachten mochte, mit einer Anderen feiern zu helfen?"

„Dafür ist auch gesorgt!" rief lachend Barthel. „Sehen Sie nur hierher, gnädige Frau," — und er zeigte auf Amalie, zu welcher inzwischen der Rittmeister getreten war und sich halblaut sehr eifrig mit ihr unterhielt. Die Unterhaltung mußte sehr interessant sein, denn Beide schienen kaum zu bemerken, was um sie her vorging.

„Dies erinnert mich daran," fuhr Barthel fort, „daß ich noch eine Besorgung übernommen habe." Er trat vor den Spiegel, zupfte seine weiße Halsbinde zurecht, zog aus der Tasche ein paar weiße baumwollene Handschuhe, in welche er mit seinen dürren Fingern fuhr, nahm aus einer der auf einem Seitentischchen befindlichen Vasen einen mächtigen Blumenstrauß, trat gemessenen Schrittes vor den Major hin und begann nach einigem Räuspern mit komischem Pathos: „Sintemal wir so gut im Zuge sind, hat ein gewisser junger Herr, in dessen Busen ebenfalls ein fühlend Herz schlägt, bezaubert von der Schönheit und Anmuth, von der Tugend und Liebenswürdigkeit von Dero nach seiner, wie er versichert sein zu können glaubt, und für ihn sehr schmeichelhaften, auf allerlei Beobachtungen gestützten Wahrnehmung, ihm ebenfalls nicht abgeneigt seienden Fräulein Nichte und Mündel, sich den Muth gefaßt, um die Hand des sothan besagten Fräuleins, des Namens Amalie von Wernhardt, bei deren gestrengem Herrn Oheim und Vormund durch mich, Johann Nepomuk Barthel, seinen wohlbestallten Hochzeitsbitter, in aller Form Rechtens ordnungsmäßig anzuhalten, und nehme ich mir insbesondere in eigener Person die Freiheit, für den hochgeborenen Herrn Rittmeister Adolf von Anstett um gnädigen Bescheid zu bitten."

„Es ist erstaunlich," scherzte der Major, „was der alte Mensch für eine Lunge hat. Und mit euch Zwei, das sehe ich, ist's auch im Reinen, da bleibt mir nichts zu thun, als meinen Segen zu geben, das Uebrige ist eure eigene Sache. — Aber jetzt, Kinder," fuhr der Major fort, „sagt mir doch um Gotteswillen, wer ist es denn eigentlich, der diese zwei Heirathen so schnell zu Stande gebracht hat?"

„Wer anders," lachte der Rittmeister, „als hier unser schlauer Rechtsverdreher."

„Wer mir das noch vor drei Tagen gesagt hätte," versetzte der Major, „von dem hätte ich gedacht, er will mich zum Besten

Digitized by Google

halten. Wer hätte das hinter dem alten Menschen gesucht! Nun, er ist aber eine grundehrliche Haut, unser alter Freund Barthel."

Der Major drückte dem Notar herzlich die Hand. Dieser aber sagte:

„Jetzt noch Eins; haben sich meine Anordnungen bis hierher bewährt, so hoffe ich, ich werde auch noch mit Folgendem Beifall finden: Wir ziehen Alle insgesammt nach Neustadt. Des Rittmeisters Regiment wird ohnehin dorthin verlegt; das Gut, welches ich dem Hauptmann Lilienstern wieder aus den Klauen gerissen habe, übernimmt Hermann, hier ist der Kaufbrief; der Herr Geheime Rath gibt es seiner Tochter als Mitgift, und im Frühjahr feiern wir zwei Hochzeiten auf ein Mal, die ich ausrichte. Das laß ich mir nicht nehmen, ich will doch auch wissen, warum ich zwei Heirathen auf ein Mal gestiftet habe."

Alle lachten und der Major sprach salbungsvoll: „Barthel hat gesprochen; so sei es, Amen!"

Nach acht Tagen aber konnte man folgende Anzeige in dem Neustadter Tageblatt lesen, die alle Frau Basen des Städtchens in die größte Aufregung versetzte:

Verlobungsanzeige.

Freunden und Verwandten machen wir hiermit die freudige Anzeige von der heute erfolgten Doppelverlobung unseres Sohnes, unserer Tochter und unserer Nichte, nämlich:

des Herrn Hermann von Helmbrück
mit Fräulein
Rosalie von Helmbrück

und ferner:

des Herrn Rittmeisters Adolf von Anstett
mit Fräulein
Amalie von Wernhardt.

Neustadt, den 31. Januar.

Karl von Helmbrück, Major.
Clotilde von Helmbrück,
geb. von Wernhardt.
Adolf von Helmbrück, Geh. Rath.

Der Trauring der Kaiserin Josephine.

In einem der neuesten Hefte des Rodenberg'schen „deutschen Magazins" befindet sich ein Aufsatz von Schmidt-Weißenfels über die jetzige Kaiserin von Frankreich, worin u. A. sehr interessante Notizen über die schon alte Verbindung der Montijo mit den Napoleoniden enthalten sind. Der Vater Eugeniens, Graf von Montijo und Herzog von Peneranda, schloß sich in dem Kriege Napoleons I. gegen Spanien den Franzosen an. Er ergriff merkwürdigerweise gegen sein eigenes Vaterland Partei und half dasselbe unter das Napoleonische Joch bringen. Es war immerhin keine Ehre, daß einer der ersten Granden Spaniens einer der besten Officiere der französischen Armee wurde. Als Artillerie-Obrist verlor er in der Schlacht bei Salamanca ein Auge, und eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm das Bein. Es waren spanisch-englische Waffen, die den Grand von Spanien zum Krüppel machten. Um so aufrichtiger muß die Anhänglichkeit desselben an die Napoleonische Dynastie gewesen sein, denn nach der Vertreibung der Franzosen aus Spanien ging der Graf sogar aus seiner Heimath und nahm wieder Dienste in der französischen Armee. Er machte den Feldzug von 1814 mit und wurde vom Kaiser eigenhändig decorirt. Er war ein Liebling desselben und oft um ihn; wie derselbe ihm vertraute, geht daraus hervor, daß er ihm die Vertheidigung von Paris übertrug und ihn an die Spitze der polytechnischen Schüler stellte, um die Position der Anhöhen von St. Chaumont zu decken, welche von den Preußen gestürmt wurden. Nach dem Sturz der Napoleoniden ging der Graf in sein Vaterland zurück und starb dort als einflußreicher Senator im Jahre 1839. Aber ein eigener Zufall wollte, daß die Montijo mit den Napoleoniden durch ein Symbol verbunden blieben, welches nach Jahren die folgende Generation beider Geschlechter unauflöslich verknüpfen sollte. Dieses Symbol war merkwürdiger Weise der — Trauring der Kaiserin Josephine. Man erzählt sich über die Art und Weise, wie er in den Besitz der Montijo gekommen, Folgendes: Der Vater Eugeniens hatte während seines Dienstes in der französischen Armee Paris als Wohnsitz gewählt, und dort lebte auch seine Familie, sein Bruder, der Spanien mit dem Exkönig Karl IV. verlassen hatte, und dessen Kinder. Unter diesen letzteren

Digitized by Google

befand sich ein damals — im Jahre 1809 — etwa dreijähriges Mädchen, Maria, die unter Aufsicht ihrer Gouvernante gewöhnlich im Tuileriengarten spielte. Bei einer solchen Gelegenheit schenkte ihr einmal ein kleiner, einjähriger Knabe einen Goldreif, ohne daß die beaufsichtigenden Zofen etwas davon merkten. Da der Knabe dem Mädchen sonst fremd war und auch an den folgenden Tagen nicht wieder im Tuileriengarten von der Gouvernante der kleinen Maria von Montijo getroffen wurde, forschte man nach dem Besitzer des Ringes nicht weiter, und die kleine spanische Gräfin behielt ihn als Spielzeug. Dieser Goldreif war der Trauring Josephinens, welchen der kleine Louis Napoleon, der Sohn der vom Kaiser geliebten Hortense, seinem Onkel im Spiel abgestreift hatte, ohne daß dieser es bemerkte. Napoleon war gleich darauf nach Oesterreich in den Krieg gezogen, und der Ring blieb verloren. Es war ein böses Omen für Josephinen, die ein Jahr später der Kaisers-tochter von Oesterreich den Platz räumen mußte. Die kleine Maria Montijo hatte für den Ring, in dem der Name Josephine stand, eine unerklärliche Liebe; sie hütete ihn als Kind sorgsam und legte ihn zu ihrem kostbarsten Schmuck als erwachsenes Mädchen. Sie hatte keine Ahnung davon, wem er gehört hatte, und daß es der Neffe des Kaisers gewesen, der ihn ihr geschenkt hatte. Als sie 16 Jahre alt war, wurde sie an ihren Onkel, den Herzog von Peneranda, den französischen Artillerieobersten, verheirathet, und durch ihn ward sie die Mutter Eugeniens, die am 5. Mai 1826 zur Welt kam. Und abermals merkwürdig: der 5. Mai war der Todestag Napoleons, der heiligste Tag der Familie Bonaparte. Die Mutter Eugeniens ließ in den Trauring Josephinens, zum Andenken an die Geburt ihrer Tochter, das Datum des 5. Mai eingraviren und schenkte ihn später dem Kinde. Und wieder merkwürdig war es, daß Eugenie als Kind ihre Verwandten in London, die Kirkpatriks, besuchte, und hier der Prinz Louis Napoleon, damals eben als Carbonaro aus Italien gekommen, die kleine Montijo kennen lernte. Er sah den Ring unter ihrem Schmuck und seine Inschrift, ließ sich die Gravure des 5. Mai erklären und wußte jetzt, daß der verlorne Trauring Napoleons in dem Besitz der Gräfin Eugenie Montijo sei. Von dieser Zeit an betrachtete der junge fatalistische Erbe Napoleons I. die kleine Gräfin wie durch höhere Bestimmung an sein Haus gekettet, und diese höhere Bestimmung sollte wirklich nach 20 Jahren in Erfüllung gehen. Eugenie ahnte damals noch nichts von Alledem. Ueberhaupt erst in späterer Zeit, als die Mutter Kenntniß von der Bedeutung des Ringes und dem Fatalismus, den der Prinz Louis Napoleon daran geknüpft, erhielt, faßte die Familie Montijo ihren Plan. Die Heirathspolitik — schon immer in der Familie traditionell — ließ sie erwägen, daß Eugenie die Verbindung mit den Bonapartes eingehen müsse, sobald von anderer Seite wirklich der Wunsch dafür gehegt wurde. Es handelte sich zwar vorläufig nur um die Heirath mit einem Prätendenten, aber der Prätendent konnte eine Zukunft haben, und der Ehrgeiz der Montijo konnte mit daran banen helfen. Darin liegt denn auch wohl der vornehmste Grund, daß ein so schönes und reiches Mädchen aus so vornehmer Familie das für eine Spanierin zwiefach gefährliche Alter von 26 Jahren erreichte, ohne sich vermählt zu haben. Sie war eben für die Erfüllung ihrer „Bestimmung“ auserlesen, und mit dem Jahre 1848 war für diese Erfüllung der Ehrgeiz der Familie doppelt thätig, denn Louis Napoleon war ja inzwischen an die Spitze Frankreichs gekommen. Noch vor dieser Zeit sahen sich die „Bestimmten“ öfter in den Bädern; an Eugenie heftete sich schon damals die Verleumdung, weil man nicht glauben konnte, daß eine Spanierin so überreif werden könnte ohne Abenteuer. Auch umschwärmte sie Versuchung wie Speculation — die Thoren! Sie kannten Eugenie nicht, welche eine ächte Montijo war; sie ahnten nicht, weßhalb dies schöne Weib sorglos den Schmelz der Jugend schwinden sah, ohne einen der Anträge anzunehmen, die ihr Tag um Tag geboten wurden!

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

Der beste Schutz des Eisens gegen Rost besteht in einem Anstrich desselben mit Steinkohlentheer oder Diamantfarbe.

Denksprüche.

Hilft dem Armen die tägliche Gabe Begüterter? Halb nur!
Hilf ihm, daß er sich selbst helfe, so hilfst du ihm ganz.

Zufrieden sein ist lange nicht so schwer,
Als schwer es ist, zufrieden werden wollen.

Verschiedenes.

Im „Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben" von Rödenbeck findet sich Bd. 3, S. 413, folgendes Rescript des großen Königs aus dessen letztem Lebensjahre, vom 4. Mai 1786, an den Geheimrath v. Taubenheim, welcher dem König vorgeschlagen hatte, die Gehalte mehrerer Unterbeamten herabzusetzen: „Ich danke dem Geheimrath v. Taubenheim für seine gute Gesinnung und ökonomischen Rath; ich finde aber solchen um so weniger annehmbar, da die armen Leute jener Klasse ohnehin so kümmerlich leben müssen, da Lebensmittel und alles jetzo so theuer ist und sie eher eine Verbesserung, als Abzug haben müssen. Indessen will ich doch seinen Plan und die darin enthaltene gute Gesinnung annehmen, und jenen Vorschlag an ihm selbst zur Ausübung bringen und ihm jährlich 1000 Thaler mit dem Vorbehalt vom Tractament abziehen, daß er sich übers Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will ich ihn von seinem so großen, als unverdienten Tractament von 4000 Thalern auf die Hälfte herunterseßen und bei dieser seiner Beruhigung seine ökonomische und patriotische Gesinnung loben, und auch bei Andern, die sich dieserhalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen. Friedrich."

Schon mehrmals war in den Blättern davon die Rede, daß sich der Sultan Abdul Aziz ein Prachtbett bestellt habe für den mäßigen Preis von 7 Millionen Piaster oder 1,750,000 Frs. Man war geneigt, dies für ein orientalisches Märchen zu halten. Indeß die Sache ist keine Erfindung, sondern eine Wirklichkeit. Es sind außerdem Bestellungen à tout prix für Teppiche und Tapetenstoffe mit Blumenbouquets ertheilt, welche die Schatzkammer mit Perlen von mehreren Millionen Werth beseßen läßt. Fünf neue Gallakaiks, welche der Capudan Pascha für den persönlichen Gebrauch des Sultans erbauen ließ, kosten zusammen etwa 28 Mill. Piaster (7 Millionen Franken). So bewahrheitet sich das alte Volkslied: „Der Sultan lebt in Saus und Braus" ꝛc.

Jüngst wurde auf einer Telegraphen-Station von einem Viehhändler folgende Depesche an einen Collegen aufgegeben: „Morgen Früh alle Schweine nach dem Bahnhof bringen. Dich erwarte ich auch." Eine andere, nicht minder naive Depesche erhielt dasselbe Telegraphenamt zur Beförderung; sie lautet: „Komme erst morgen. Personenzug nimmt keine Ochsen mit."

„An welcher Krankheit ist denn Deine Frau gestorben?" fragte ein Freund den andern. — „Ich glaube, sie starb, weil sie zu schnell lebte." — „Wie so?" meinte der Freund. — „Schau," sagte der Gefragte, „als ich sie heirathete, da war sie drei Jahre jünger als ich, und jetzt nach ihrem Tode bezeugt das Taufbuch, daß sie neun Jahre älter geworden als ich."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 96:
Sonett.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 98. Samstag, den 16. August 1862.

Geisterliebe.

Was trocknet schneller, als am Grab die Zähren,
Was ist so rasch verbrannt als Trauerkerzen?
Wie bald um Todte heilen doch die Schmerzen,
Was mag so kurz als Leichenklage währen.

Um künstlich die Erinnerung zu nähren,
Denkmäler thürmen sie aus Stein und Erzen,
Damit die Namen, ausgelöscht im Herzen,
Dort wenigstens noch aufgezeichnet wären!

O wisse, nach Gedächtniß und Vergessen
Der Todten, denen Du zurückgeblieben,
Wird Deine Liebe, wird Dein Herz gemessen.

Damit Du lernest Lebende zu lieben,
Lieb' auch Gestorb'ne, die getreu indessen
Ein Denkmal Dir, dem Unbegrab'nen, schrieben!

Der alte Capitän.

In einem jener großen und häßlichen Häuser am Quai de la Megisserie zu Paris, welche den ganzen Tag verdrießlich in das Wasser der Seine niederschauen, wurde am 25. December des Jahres 1835 drei Mal rasch nach einander an einer Thür geklopft, welche zu einem Zimmer im vierten Stockwerk führte. Auf dieses Anklopfen fuhr ein junges Mädchen, welches allein im Zimmer saß, rasch empor; die Stickerei, womit sie beschäftigt gewesen, fiel auf den Fußboden; sie meinte freilich, sie habe dieselbe auf den neben ihr stehenden Stuhl gelegt.

Ob ihre Aufregung ihren Grund darin hatte, daß das Klopfen einen erwarteten oder unerwarteten Besuch ankündigte, das wird sich im Verlaufe der Erzählung zeigen. Zunächst müssen wir den Leser mit dieser jungen Dame bekannt machen; sonst würde er schwerlich sich so interessiren, wie wir wünschen müssen.

Pierre Bertrand, der Vater Mariens, war ein Prachtexemplar von einem alten pensionirten Capitän aus der Kaiserzeit, wie man deren in den ersten Jahrzehnten nach dem Sturze Napoleons zu Paris noch manche fand. Er war barsch und ungebildet, hatte aber ein gutes Herz; wie den Schnurrbart, so hatte er auch die Gewohnheiten aus seinem frühern Leben beibehalten. Bier trinken und Rauchen verschlangen beinahe die Hälfte seiner Pension; er klagte und brummte beständig, war aber doch immer lustig. Sehr eitel war er auf seine Narben und Schmarren und auf gewisse Reliquien in Gestalt von Ehrenkreuzen, schartigen Säbeln und durchlöcherten Uniformen. Auch gefiel er sich außerordentlich im Erzählen von Kriegsabenteuern, und hiemit wurden so ziemlich alle Stunden des Tages ausgefüllt, in denen er nicht mit Trinken, Rauchen und Domino-spielen beschäftigt war.

Die Familie des alten Capitäns bestand aus zwei Kindern. Eigentlich war freilich nur eines sein Kind, das andere hatte er an Kindesstatt angenommen; und hätte der alte Soldat nicht dieses Kind gehabt, so würde er wohl nie eins bekommen haben. Auf dem Schlachtfelde hatte ihm nämlich einst ein sterbender Kamerad einen kleinen Knaben übergeben, und Pierre hatte dieses Vermächtniß mit so großer Bereitwilligkeit und Freude angenommen, als hätte er ein Legat von Tausenden von Franks erhalten. Der Wunsch, diesem Kinde eine Mutter zu geben, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, sich zu ver-

Digitized by Google

heirathen. Dieser Schritt sollte aber für ihn nur die Folge haben, daß er ein ähnliches Vermächtniß erhielt, wie einst von seinem sterbenden Freunde. Seine Frau starb nämlich bei der Geburt seiner kleinen Marie. Der Vater verlor bei diesem Mißgeschick den Muth nicht und erfüllte treu seine Pflichten gegen beide Kinder. Er bestimmte den kleinen Julius zum Studiren, und sechs Monate vor dem Zeitpunkte, mit welchem unsere Erzählung beginnt, wurde Julius, der 23 Jahre zählte und seine Studien vollendet hatte, unter die Zahl der Advocaten des Königlichen Gerichtshofes zu Paris aufgenommen.

Für den alten Capitän war es ein Freudentag, als Julius zuerst im Barett und Robe bekleidet erschien.

Marie hatte gerade ihren achtzehnten Geburtstag erlebt und war das hübscheste Mädchen, das man sich nur denken kann. Dabei war ihr Herz offen und rein wie der wolkenlose Himmel.

Pierre war schon lange mit sich darüber im Reinen, daß seine beiden Murmelthierchen, wie er sie nannte, ein Paar werden müßten; ihre Verlobung sollte an dem Tage stattfinden, da Julius seinen ersten Proceß gewinnen würde. Ueber die Gefühle der zunächst Betheiligten hatte er nie nachgedacht; sie hatten ihm freilich auch nie Anlaß zu der Befürchtung gegeben, daß sie seine Wünsche durchkreuzen würden.

Eines Tages, bald nachdem Julius sein Examen bestanden hatte, saß der alte Bertrand in seiner hochgelegenen, doch angenehmen Wohnung und blies große Rauchwolken vor sich hin. Da wurde ihm ein Brief gebracht.

Briefe waren Seltenheiten für den Veteranen und lange betrachtete er deßhalb das Postzeichen. Es zeigte den Namen einer Ortschaft in der Provinz, aus der er gebürtig war. Endlich erbrach er das Siegel und las Folgendes:

Mein Herr!

Ich beeile mich, Ihnen das Ableben Ihres Vetters, des Herrn Joseph Bertrand, Besitzers der hiesigen Gießerei, anzuzeigen. Er hat ein Vermögen hinterlassen, welches auf eine Million Franks geschätzt wird. Da keine näheren Erben da sind, so werden Sie vermuthlich die Hälfte des Nachlasses, also 500,000 Franks, erhalten. Ich ersuche Sie deßhalb, die nöthigen Schritte zu thun, um zu Ihrem Rechte zu gelangen.

Der Brief trug die Unterschrift des Friedensrichters und enthielt noch weitere Einzelheiten über die Sache.

Bertrand war für einige Minuten wie vom Schlage gerührt, dann aber machte er seiner Freude in den gewöhnlichen Redensarten Luft, welche aus drei bis vier Tausend Bomben, aus ein oder zwei Hundert Granaten und einer entsprechenden Anzahl Donnerwettern zusammengesetzt waren.

„Fünfmalhunderttausend Francs!“ schrie er zuletzt, „Marie, Mädchen, lies! Lies, mein Schätzchen! Fünfhunderttausend Francs! Ja, Einer, Zehner, Hunderte, Tausende, Zehntausende, Hunderttausende! Ganz richtig! Hurrah, es lebe der Kaiser! Hurrah!“

(Fortsetzung folgt.)

Einer, der grundsätzlich nicht zahlt.

In einem der ersten Cafés der innern Stadt Wien hatte sich vor einigen Tagen in den frühesten Morgenstunden schon ein Gast eingefunden. Allem Anscheine nach ein Fremder, der eben erst mit einem der Züge, die zur Morgenszeit von Nord, Ost, Süd und West hier ankommen, eingetroffen war, denn er war noch in Reisekleidern, in den Plaid gehüllt — ein kräftiger Mann im besten Alter. Er nahm Platz und bestellte sich einen Curaçao. Er trank den Curaçao, der dem gerüttelten Magen sehr willkommen gewesen sein mag, und bestellte Kaffee. Er trank den Kaffee und forderte die indeß angelangten Morgenzeitungen. Auch diese kamen und er las sie nach der ihm beliebten Reihe durch. Es schien ganz in Ordnung, wenn ihm der Gedanke kam, daß man diese Menge aufgestapelter politischer Excurse nicht ohne Gesellschaft einer guten Cigarre durchmachen sollte. Ebenso in der Ordnung war es, daß der Mann, da ihm der Marqueur das Rauchstängelkästchen verabreichte, zuerst eine Cabannas nahm.

Gewiß hatte sich der Mann in seinem bis-

Digitized by Google

herigen Leben angewöhnt, in seinen Genüssen eine gewisse Reihenfolge vom Guten zum Besseren und von da zum Besten einzuhalten. Es konnte also nicht Wunder nehmen, daß nach der Cabannas eine Londres geraucht wurde.

Es wurde indeß acht Uhr und der Fremde, so eifrig im Lesen, Rauchen, Essen, saß schon bald drei Stunden im Café. Er hatte auch jetzt noch keine Anwandlung, das Café zu verlassen, vielmehr bestellte er nach reiflichem Uebereinkommen mit seinen Wünschen ein — englisches Frühstück, Thee, Eier, Schinken. Das „englische Frühstück" kam, es erging ihm, wie dem vorausgegangenen Kaffee und Curaçao, des politischen Gleichgewichtes wegen wurden die Illustrationen der „London News" angesehen. So wurde es neun Uhr. Dem Manne gefiel es noch immer im Café; zur Abwechslung setzte er sich jetzt hinaus in den kleinen, zeltartig überspannten Sommerraum des Café's, natürlich nur, um die Gothik des Stephansdomes näher anzusehen. Gegessen wurde nun jetzt — der Wahrheit ihre Ehre — nichts mehr seinerseits, dafür wurde nun eine Milares angesteckt und die vorbeigehende schöne und häßliche Welt studirt. Es schlug zehn Uhr, es waren gerade fünf Stunden seit dem Eintritt des Fremden in's Café verflossen; dies fiel jedoch dem Marqueur nicht im Geringsten auf. Gibt es ja unter den Einheimischen Gäste genug, die vier bis fünf Stunden mit Leichtigkeit im Kaffeehause zubringen, deren Industrie der Müßiggang ist; warum soll nicht ein fremder Gast, der Wien vielleicht zum ersten Male sieht, eben so lange im Café bleiben können, besonders aber wenn Milderungsgründe, wie der Curaçao, Kaffee, das englische Frühstück, die verschiedenen Cigarren sie sind, für seinen Aufenthalt sprechen. Wie gesagt, der Marqueur hatte keinerlei Verdacht. Bald hierauf hörte er den Ruf „Marqueur!" Er kam von dem fremden Mann. Im Fluge stand der Marqueur vor ihm, die Brieftasche in den Händen, um auf fünf Gulden vielleicht herausgeben zu können. „Geben Sie mir noch zwei Regalias, die ich mitnehme", sagte der Mann mit den vielen Wünschen. — „Bitte, bitte", war die Schablonen-Antwort des Marqueurs, der die gewünschten Regalias brachte. Der Fremde steckte sie zu sich, machte aber keinerlei Bewegung des Zahlens. Bald darauf steckte er die eine Regalia an, stand von seinem Platze auf und — ging, d. h. er ging blos einige Schritte nach Außen, denn schon hing sich ihm rasch der Marqueur an den Arm und ermahnte ihn, daß auch für die geleisteten conservativen Dienste Bezahlung erwartet werde. Bis hierher ist die Geschichte in milderen, bescheideneren Verhältnissen in Kaffeehäusern schon vorgekommen und kommt bei dem großen Verkehr noch immer vor. Jetzt aber bekam die Geschichte eine entschieden originelle Wendung. Der fremde Herr, sobald er sich angefaßt sieht, dreht sich einfach zum Marqueur um und sagt mit erstaunlicher Trockenheit und Bestimmtheit, ohne die geringste Unruhe oder Bewegung: „Ich zahle nicht, grundsätzlich nicht." Der arme, wiewohl schon weidlich betrogene Marqueur stutzt; er hat solche Sprache von Leuten, die ihm „durchgehen", noch nie gehört. „Sie müssen mich bezahlen", ruft er ärgerlich. „Sie hören", sagt hierauf der Fremde, der schon von einem kleinen Kreise umringt ist, mit derselben Ruhe und Trockenheit, wie vorher, „ich zahle nicht, grundsätzlich nicht." Dabei markirte er das „grundsätzlich" noch mehr. „So werden Sie mit auf die Polizei gehen", sagte der Marqueur. „O, das kann ich, sehr gern", war Alles, was der Fremde sagte. Nicht der geringste Versuch zum gewaltsamen Entfernen wurde von ihm gemacht.

Bald darauf ging er mit dem Polizei-Wachmann einen und denselben Weg in's Polizeihaus. Vor dem betreffenden Beamten soll sich folgende Scene abgewickelt haben. Polizeicommissär: „Sie sollen dies und das (dabei zählte er auf, was der Fremde genossen) im Café *** genommen und sich hierauf ohne zu zahlen entfernt haben." — Fremder: „Ja, ganz richtig; ich zahle nie gleich; grundsätzlich nicht." — Commissär: „So? Haben Sie das überall auf Ihrer Reise gethan?" — Fremder: „Ja, überall." — Commissär: „Also sind Sie überall, wo Sie bisher waren, durchgegangen?" — Fremder: „Ich zahle grundsätzlich nicht gleich; später einmal, wenn ich wiederkomme, zahle ich. Nur wo angeschrieben und aus-

Digitized by Google

drücklich angezeigt ist: „Man ersucht, gleich zu bezahlen!“ zahle ich auch gleich; wo dies nicht ist, zahle ich grundsätzlich nicht.“ — Commissär: „Also Sie würden in dem Hotel, das Sie jetzt bewohnen, auch Ihre Rechnung nicht beglichen haben und von dannen gezogen sein?“ — Fremder: „Grundsätzlich.“ — Commissär: „Dann erlauben Sie, daß ich Sie, mein Herr, hier beherberge, wo Sie auch nicht zu zahlen brauchen, und zwar einige Zeit. Vorerst geben Sie mir die Orte an, in denen Sie auf Ihrer Reise Ihren Grundsätzen mit mehr Erfolg treu bleiben konnten, als hier.“ Der Fremde that dies mit voller Genauigkeit; hierauf wurde er abgeführt und soll nach Verlauf von ein paar Tagen auf dem der Polizei so eigenthümlichen Wege nach seiner Heimath transportirt worden sein, wo man ihm weiters seine „Grundsätze“ abgewöhnen wird. Das sind doch gewiß Principien, bei denen sich billig auskommen läßt! — —

Denkspruch.

Tändle mit der Leidenschaften Bahn,
Aber laß dich nie durch sie bestricken;
Sieh' sie stets als leichtes Spielwerk an.
Blumen sind's auf kurzer Lebensbahn,
Nur zum Zeitvertreib muß man sie pflücken,
Um die kurze Spanne Zeit,
Die uns hier das Schicksal beut,
Lieblich damit auszuschmücken.

Verschiedenes.

(Die Macht des Zufalls.) Ein Bediensteter eines Wiener Großhandlungshauses hatte den Auftrag, eine bedeutende Summe Geldes in die Nationalbank zu tragen. Er steckte die vollgestopfte Brieftasche zu sich und am Ziele angekommen, wollte er sich des gegebenen Auftrags entledigen; doch wer beschreibt seinen panischen Schrecken, als ein zufälliger Griff an die Brusttasche ihn von dem Abgange des ihm anvertrauten Geldes überzeugt! Die Versuche zur Auffindung der verlorenen Brieftasche waren fruchtlos, der Gemüthszustand des Unglücklichen fürchterlich. In später Nachtzeit steht der Verzweifelte am Kettenstege, dem Stelldichein aller Jener, die in den Fluthen der Donau ihre Ruhe suchen wollen. Er ergreift krampfhaft mit beiden Händen das eiserne Geländer der Brücke, um mit einem Sprunge über dasselbe den Folgen seiner Fahrlässigkeit zu entrinnen; in diesem entscheidenden Augenblick erhält er aber einen gelinden Schlag auf die Hüfte. Erschreckt und unwillig zugleich, in seinem Vorsatze gestört zu sein, wendet sich der Selbstmörder um — erblickt jedoch Niemand. Aber ein Griff nach seinen hinteren Rockschößen überzeugt ihn nicht nur von der Ursache des Schlages, sondern auch von dem Vorhandensein der inhaltschweren Brieftasche, die sich durch ein Loch der Brusttasche in die weiten Räume seines modischen Rockes verloren hatte. Er war gerettet.

Der Vicekönig von Aegypten hat dem Kaiser der Franzosen seine aus 5—6000 Exemplaren bestehende Sammlung alter und neuerer Medaillen zum Geschenke gemacht, und werden namentlich die darin enthaltenen arabischen und türkischen Münzen zur Vervollständigung des Pariser Münzcabinets dienen.

Zur Auflösung der Charade in Nro. 96.

Was ist's, das mich so wonniglich durchdrungen? —
Gleich Tönen längst verklung'ner Harmonieen,
Die der Erinn'rung wieder neu erblühen,
Fühl' ich von süßen Bildern mich umschwungen.

Was ich gedacht, geträumt, was ich gesungen
In jenen Tagen, wo die Rosen blühen,
Seh' ich in mag'schem Spiel vorüberziehen,
Wie Luftgebild', dem Zauberborn entsprungen.

Schön war's, was ich gelebt, geliebt, empfunden,
Doch kurz und unbeständig ist das Lebensglück;
Die Rosenzeit ist gar zu schnell verschwunden

Und keine Macht der Welt hält sie zurück.
Die Blüthen welken; Frucht und Blätter fallen,
Was abgelebet, muß zu Grabe wallen.

G. Abel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 99. Dienstag, den 19. August **1862.**

Der alte Capitän.

(Fortsetzung.)

Es war richtig und doch am Ende nicht ganz richtig. Bertrand reiste gleich nach dem Empfange dieses Briefes nach seinem Geburtsorte. Er meinte, er brauche sich dort nur zu zeigen, um sein Erbtheil in Besitz zu nehmen. Aber die Seitenverwandten des Verstorbenen hatten die Abwesenheit Bertrands benutzt und ihm unerwartete Hindernisse bereitet. Sie hatten sehr fleißig gearbeitet und intriguirt und mit einigen Tausend Francs mehrere Personen bestochen. Kurz, es stellte sich heraus, daß Bertrand seine Verwandtschaft mit dem Erblasser nicht nachweisen konnte.

Sein Taufschein und andere nothwendige Papiere waren nicht beizubringen, trotz allen Bemühungen des alten Civilstandsbeamten, dem Pierre 5000 Francs dafür gab. Da der alte Fuchs von der Gegenpartei 20,000 Francs erhalten hatte, so machte er bei dieser Gelegenheit ein sehr vortheilhaftes Geschäft.

Nach langen vergeblichen Bemühungen kehrte Pierre sehr mißmuthig und fürchterlich rauchend nach Paris zurück. Hier schüttete er bei Julius sein Herz aus. Der junge Advocat merkte gleich, daß hier Betrug im Spiel sein müsse, und rieth dem Capitän, den Rechtsweg einzuschlagen.

Einige Monate später kam der Proceß bei dem Provinzialgerichtshof zu B. zur Verhandlung. Julius erschien zum ersten Male als Sachwalter. Marie Bertrand, welche wußte, daß am 24. December die Sache entschieden werden sollte, war in fieberhafter Ungeduld. Als sie deßhalb das Klopfen an der Thüre hörte, fuhr sie von ihrem Stuhle auf und eilte zu öffnen. Julius trat ein. Er sah so niedergeschlagen aus, daß Marie keine Frage wagte, sondern sich schweigend auf ihren Stuhl setzte. Endlich sagte sie:

„Du hast also den Proceß verloren, Julius?"

„Nein, Marie, er ist gewonnen: Du bist reich," war seine Antwort.

Das Mädchen sah ihn verwundert an und rief aus:

„Gewonnen! Aber was bedeutet denn dies — dies —?"

Julius unterbrach sie:

„Marie, ich verlasse Paris noch diesen Abend und bin nur gekommen, um Dir Lebewohl zu sagen. Du wirst reich und glücklich werden. Ja, ich muß fort: aber Du wirst zuweilen an mich denken, nicht wahr?"

Das junge Mädchen würde geglaubt haben, er scherze, aber sie sah, daß ihm Thränen in den Augen standen. In diesem Augenblick trat Bertrand ein. Julius ging auf ihn zu und sagte, indem er eine Brieftasche in seine Hand legte:

„Mein theurer Vater, das Urtheil ist zu Ihren Gunsten ausgefallen. Hier sind 500 Banknoten, jede zu 1000 Francs; es ist der Antheil, welcher Ihnen zukam. Als Ihr Bevollmächtigter habe ich die Summe in Empfang genommen."

Bertrand sah erst auf die Papiere, welche ihm Julius überreichte, dann blickte er Marie an, die bemüht war, ihre Thränen zurückzuhalten; endlich sah er in das bleiche Gesicht des jungen Mannes.

„Was soll das heißen? Marie, warum weinst Du? Kannst Du Dich nicht freuen in einem solch glücklichen Augenblicke? Julius,

Digitized by Google

was hast Du ihr gesagt? Wollt Ihr nicht antworten? Marie! Julius! Donnerwetter, was ist hier vorgefallen? Marie, Mädchen, — ich will wissen, warum Du weinst!"

Marie machte einen verzweifelten Versuch, sich zu fassen.

„Er will fort, Vater," sagte sie, „er reist heute Abend noch ab; er verläßt uns wahrscheinlich aus Stolz. Er liebte uns, so lange wir arm waren; nun soll es anders werden, weil wir reich sind."

Marie konnte nicht weiter sprechen, sie legte ihren Kopf auf ihres Vaters Schulter und weinte bitterlich.

„Ich hoffe, Julius," sagte Bertrand, „daß Du mir dieses erklären wirst. Du kannst mich todtschießen, wenn ich von diesem Gewimmer ein Wort verstanden habe."

„Vater," sagte Julius, „ich reise in dieser Nacht ab!"

„Abreisen? Nun, wie lange willst Du denn ausbleiben?"

„Sehr lange, Vater," sagte der junge Mann; „sehr lange, vielleicht für immer. Sie haben mich erzogen und es mir möglich gemacht, eine Stellung in der Welt zu erlangen. Ich darf Ihnen nicht länger zur Last fallen. Ich gehe von Paris weg."

„Julius, bist Du toll?" rief der alte Soldat, „Paris verlassen! Und dazu in dem Augenblicke, wo Du einen Proceß so geschickt geführt, daß alle Juristen davon sprechen werden! Es ist eine närrische Geschichte; ich begreife Dich nicht. Uebrigens ist es unmöglich, daß Du gehest, denn ich habe etwas Anderes mit Dir vor." —

Marie erhob das Köpfchen und warf ihrem Vater einen so süßen Blick zu, daß Julius anfing, den Muth sinken zu lassen.

„Ja," fuhr Bertrand fort, „ich habe meine Pläne schon längst gemacht; ich glaubte bis jetzt, ich könnte Dir nur die Perle geben, nun sollst Du aber auch eine Einfassung dazu haben, mein Junge. Es wird Euch nicht schaden, wenn Ihr 25,000 Francs Renten habt. Komm, es ist abgemacht. Marie, umarme ihn und dann laßt uns direct nach dem Notar gehen."

„Vater, es ist unmöglich," rief der junge Mann in einem Tone aus, der genugsam seinen innern Kampf bekundete. „Es ist unmöglich. Meine Freunde, der Gerichtshof, ja ganz Paris würde sagen: meine Arbeiten, meine Nachforschungen, meine Reisen — Alles sei nur um dieses Geldes willen geschehen. O Marie, vergib mir! Ich liebe Dich mehr, als ich es sagen kann. — Aber würdest Du jetzt meine Frau, so würden Alle mit Fingern auf mich zeigen und sagen: Als sie noch ein armes Mädchen war, hat er sie nicht gewollt; nun sie aber reich geworden ist, hat er sie schnell genommen, ehe andere vornehme Bewerber kommen und sie ihm streitig machen konnten. O, hätte ich diesen Proceß nicht gewonnen!"

(Schluß folgt.)

Turnen und Turnunterricht.

(Aus der „Eidgenössischen Zeitung.")

Je höher der Werth des Turnens für die leibliche und geistige Kräftigung des heranwachsenden Geschlechts anzuschlagen ist, um so wichtiger ist es, daß nicht einseitige Begriffe über die Betreibung dieser Kunst Wurzel fassen, und daß derselben nicht eine falsche Stellung in der Jugenderziehung angewiesen werde. Wir halten es daher für nützlich, daß nachfolgender Aufsatz, der als die Stimme eines Arztes unter dem Motto: „Der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf!" letzthin im „St. Galler Tagblatt" publicirt wurde, auch einem weitern Kreise von Lesern zur Kenntniß gebracht werde.

„Man muß nicht alt werden, um einen großen Theil seiner Jugendgenossen allmälig zu Grabe zu geleiten, und es fällt dabei auf, daß unter den frühe Dahingeschiedenen die Kräftigen und Blühenden, namentlich die preisgekrönten Wettturner, gar nicht schwächer, oft stärker vertreten sind, als der große Haufe, den Natur und Schlendrian geschaffen; ja es drängt sich zuweilen die Frage auf: ob das Turnen nicht auch zum Theil Modensache? jedenfalls der Zweifel: ob es in dem Maße nützlich sei, als es dafür gepriesen wird? Bei aller Vorsicht in der Schlußfolgerung müssen wir zugestehen, daß weit öfter ausgezeichnete Turner an Krankheiten der Brustorgane hinsterben, als Geimpfte an

Digitized by Google

Menschenblattern; daß also der absolute gesundheitliche Erfolg des Turnens weniger sicher ist, als derjenige der vielfach angefeindeten Impfung, und es möge nicht als Frivolität erscheinen, wenn wir die vielgerühmte Kunst, welche in allen jetzigen Erziehungsplanen eine so große Rolle spielt, einer milden Kritik unterwerfen.

Zwei Zwecke sind es, um deren willen das Turnen gepflegt wird: Gewandtheit und Gesundheit.

Darüber kann gar kein Zweifel sein, daß Turnen, und zwar im geraden Verhältnisse, wie es gelernt und gepflegt wird, körperliche Gewandtheit erzeugt und erhöht und dadurch unmittelbar das Selbstbewußtsein, den persönlichen Muth steigert, daß es also zur Ausbildung des Militärs nicht weniger segensreich sein kann, als zur Erziehung des friedlichen Bürgers, der die leiblichen und geistigen Strapazen des Lebens mit Glück und Anstand durchmachen soll. Es liegt auch in der Natur des Menschen tief begründet, „daß er nichts hat, als was er thut," nichts kann, als was er mit Mühe errungen und mit Arbeit gepflegt hat; daher folgt, daß er Kraft und Gewandtheit lernen muß, und ebenso ist erwiesen, daß für den Culturmenschen die Turnkunst der kürzeste und sicherste Weg dazu ist.

Wir berühren hier eine andere Frage: Ist das Turnen gesund? und kommen an eine bedenkliche Lücke in der vielseitigen Bildung unsers Jahrhunderts, zur allgemeinen Begriffsverwirrung in Fragen, welche Leib und Leben, Gesundsein und Krankseln anlangen. Wir hören fast jede höhere Schulbehörde es laut proclamiren: Turnen ist gesund, und daher jeder Schüler von vorneherein dazu verpflichtet! während wir doch billig fragen möchten: gibt es irgend Etwas auf Erden, was Allen gut ist, und Allen in gleicher Form?

Turnen heißt die planmäßige Bethätigung möglichst vieler Muskeln, die methodische Cultur aller dem Menschen möglichen freiwilligen Bewegungen. Während jede Arbeit und Lebensweise nur einzelne Muskelgruppen und Bewegungen vorzugsweise oder ausschließlich übt, nimmt die Turnkunst möglichst viele Bewegungen der Reihe nach in Anspruch. Es kommen hiebei in Betracht: der bewegende Muskel selbst, der Knochen, an den er sich festsetzt, der Nerv, der ihn erregt, das Blut, welches ihn durchkreiset; was dem Theil widerfährt, empfindet der ganze Organismus, und wie die Ernährung einzelner Glieder durch Turnen verändert wird, so wird auch Athmung und Kreislauf, Blutmischung und Nervenenergie verändert. Diese Veränderung der innern Zusammensetzung findet bei jeder Arbeit, d. h. jeder Bewegung statt, und Turnen ist unter allen Umständen als Arbeit aufzufassen: nöthig für den Müßigen, wohlthätig für den mäßig Beschäftigten, schädlich für den Ermüdeten. Für alle Arbeit, welche der menschliche Körper leistet, finden die Einnahmen und die Ausgaben durch Vermittlung des Blutes und der Nerven statt. Der Landmann und der Handwerker, der Wanderer und der Turner, sie leiten den Strom ihrer Kräfte in Arme und Beine, der Gelehrte, der Kaufmann lenkt ihn auf sein Gehirn; dem braven Schüler wird es zur Pflicht gemacht, seinen „Kopf" zu gebrauchen (oft unter Bedingungen, da er mit Athmung und Verdauung in Verlegenheit geräth), und es erscheint begreiflich, daß sie alle hungerig und müde werden, und daß man, wenn sie am Ende ihrer Arbeit angelangt sind, ihnen nicht eine neue Arbeit als Erholung bieten kann.

Der Aufwand beim Lernen und der beim Turnen werden aus der gleichen Kasse bestritten, und es ist falsch, das Turnen als Erholung, als eine Sühne für alle pädagogischen und diätetischen Sünden anzusehen.

Man denkt so gerne an die classischen Zeiten Griechenlands, an jenes Volk, bei welchem die höchsten Leistungen des Geistes mit der entwickeltsten Gymnastik zugleich vorkamen, und hat, noch ehe die Klagen über den Materialismus der Zeit die Gemüther erschreckten, es laut verkündet: „in einem gesunden Leibe wohne eine gesunde Seele!" Mit dieser sehr theoretischen Anerkennung classischer Bildung hatte es aber sein Bewenden. Die göttliche Ruhe, mit der Phidias seinen Zeus meißelte, langsam Großes vollendend, ist entflohen, und das Schnauben der Dampfmaschine gibt den Tact zu der Hetzjagd, in der jetzt das Kind durch die Schulen

Digitized by Google

der Jüngling durch alle möglichen Wissenschaften, der Mann durch's Leben getrieben wird. An die Stelle der classischen Vollendung ist geistige Unersättlichkeit getreten und eine habsüchtige Methode, die Alles verdirbt, auch das Turnen.

Geben wir unsern jungen Leuten so wenige Fächer und so viele Zeit, wie die alten Griechen den ihrigen, und wir werden auch mehr gesunde Körper und starke Geister erziehen!

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich Niemand, geht dir's schlecht;
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehen es auch nicht gern;
Und bleibst du endlich, wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

Ohne Glauben ist nicht Liebe,
Ohne Liebe ist nicht Glauben;
Willst du dir dich selber rauben,
Nimm dem Herzen Lieb' und Glauben.

Verschiedenes.

„Höre, Johann!" sagte der Baron v. P . . . zu seinem Bedienten, „mit Deinen kleinen Ausgabe-Rechnungen ist es nicht so ganz richtig. Ich habe es schon öfters bemerkt, daß Du mir mehr anrechnest, als Du ausgelegt hast. Das ist mir höchst ärgerlich, und wenn Du nicht ehrlich bist, so müssen wir uns trennen. Ich bin aber sonst wohl zufrieden mit Dir; ich will Dir daher einen Vorschlag zur Güte machen; versprich mir, mich auch nicht um einen Pfennig zu betrügen, und ich gebe Dir monatlich zwei Thaler Zulage." Johann sprach kein Wort. „Nun, so sprich doch!" — „Gnädiger Herr! ich habe mir die Sache überlegt; für zwei Thaler monatlich kann ich es nicht thun, denn dabei habe ich zu viel Schaden."

Kürzlich begab sich nach einer Berliner Kirche ein festlicher Zug, welcher in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Polizeibeamten erregte. Er bestand nämlich aus der haute volée der Berliner Gaunerwelt, welche sich vereinigt hatte, um der Trauung eines ihrer angesehensten Mitglieder, eines Mannes von etwa 30 Jahren, welcher schon 9 Jahre seines Lebens im Zuchthause zugebracht hat, beizuwohnen. Die Braut gehörte gleichfalls einer Familie an, deren lange Ahnenreihe man in den Polizeiregistern mit vielen auszeichneuden Kreuzen aufgeführt findet. Während die confiscirten Gesichter der Zeugen und die freien Mienen der Brautjungfern über den Character der Gesellschaft auch dem Uneingeweihten Aufschluß gaben, war die Toilette bei allen höchst sauber, bei einzelnen sogar elegant. In der Kirche betrug man sich durchaus decent. Nach der Trauung in der Wohnung der Braut, vor dem Rosenthaler Thore, angelangt, wollte man sich's eben bequem machen, als die Braut ein erbärmliches Zetergeschrei erhob. Irgend welche indiscrete Kameraden, vielleicht beleidigt, weil sie nicht geladen waren, hatten sich in die Wohnung geschlichen, den Schrank erbrochen und das ganze Hochzeitsmahl mit sich fortgehen heißen. Die Entrüstung war eine sehr große, man sprach Vermuthungen über die Thäter aus, entwarf Entdeckungspläne und schwur Rache; dann aber legten sämmtliche Gäste zusammen, um Ersatz für das Geraubte zu schaffen.

Man will berechnet haben, daß die civilisirte Welt in Salven, königlichen und militärischen Artigkeiten und höflichem Donneraustausch, in Etiquette-Signalen, Rhede- und Citadelleformalitäten, täglicher Begrüßung des Sonnen-Auf- und Unterganges durch alle Festungen und Kriegsschiffe u. s. w. auf der ganzen Erde alle 24 Stunden 150,000 nutzlose Kanonenschüsse vergeudet. Den Schuß zu 6 Frcs. gerechnet, macht dies täglich 900,000, jährlich 3 Mill. Frcs., die in Rauch vergehen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 100. Donnerstag, den 21. August **1862.**

Der alte Capitän.

(Schluß.)

Julius wollte in seiner Aufregung noch mehr sagen; da unterbrach ihn der alte Bertrand, welcher unterdessen die Brieftasche in der Hand gehalten hatte, mit den Worten: „Also dieses Päckchen Papier ist es, was Dich so scrupulös macht, mein Junge? Dieses lumpige Ding," fuhr er fort, indem er die Brieftasche in die Höhe hielt, „verhindert Deine Hochzeit, mein Mädchen? Nun, junger Herr, ich bewundere Dein Zartgefühl, aber ich will mich nicht von Dir übertreffen lassen."

Indem er dieses sagte, trat er an das Fenster, öffnete es, — ein starker Wurf seines kräftigen Armes — und die kostbare Brieftasche lag in den Fluthen der Seine.

Bertrand kehrte vom Fenster zurück und zeigte dem jungen Manne, der wie vom Blitz gerührt war, eine einzige Banknote, indem er gleichgiltig zu ihm sagte:

„Diese 1000 Fr. habe ich behalten, um die Hochzeitskosten zu bezahlen; denn hoffentlich wirst Du jetzt keine Einreden mehr haben."

Dann fuhr er in ernstem Tone fort: „Vor wenigen Augenblicken war meine Tochter reich, sehr reich und Du weigertest Dich deßhalb, sie zu heirathen; das war ein Narrenstreich, das muß ich sagen. Sie ist nun so arm wie Du selbst, denn ich wußte, daß sie bei allem Reichthum unglücklich sein würde, wenn sie ihn nicht mit Dir theilen dürfte. Jetzt wirst Du sie also heirathen, wenn Du ein Mann von Ehre bist; wenn nicht, so — — doch will ich Euch allein lassen. Marie wird mir Deinen Entschluß mittheilen."

Bertrand verließ das Zimmer und schlug die Thüre mit einer Heftigkeit hinter sich zu, die genugsam seinen Aerger bekundete. Aber der Verlust des Vermögens schien den Veteranen nicht lange zu betrüben; er setzte sich mit einem Freunde zum Dominospiel nieder und dieser erzählte nachher, er habe Pierre nie so lustig gesehen; bei jeder Gelegenheit sei er in ein schreckliches Gelächter ausgebrochen.

Julius war wie versteinert, als er sah, was Bertrand gethan hatte; jedoch kam er bald wieder zu sich, als er sich mit Marie allein befand. Sein Zartgefühl war eben so wenig erheuchelt, wie seine Liebe zu Marie und das junge Paar versprach sich bald Hand und Herz. Sie saßen noch lange zusammen; der alte Bertrand kehrte aber erst absichtlich spät zurück; als er kam, hatte Julius das Haus bereits verlassen.

Es würde vielleicht neugierig sein, wollten wir fragen, ob nicht Julius, als er an diesem Abende auf seinem Heimwege über die Seinebrücke ging, beim Anblicke des Wassers sich selbst Vorwürfe gemacht habe. Wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: wenn er den Verlust des Geldes bedauerte, so that er das nur in Rücksicht auf Marie und ihren Vater, nicht in Rücksicht auf sich selbst. Aber die Sache war einmal nicht zu ändern. Man hätte hundert Jahre suchen können, ehe man die Brieftasche in dem tiefen schmutzigen Wasser gefunden hätte.

Kurze Zeit nach diesem Ereigniß wurde die Hochzeit gefeiert. Bertrand übernahm es, die Festlichkeiten zu arrangiren, und richtete diese so glänzend ein, daß von der Tausend-Francs-Note nicht viel übrig blieb.

Alle Freunde und Veteranen waren eingeladen. Die Mehrzahl bestand aus alten

Digitized by Google

Invaliden, die entweder mit Narben bedeckt waren, oder denen ein Glied des Körpers fehlte. Die Mängel wurden aber durch Medaillen, Ehrenzeichen und andere Auszeichnungen aufgewogen. Nach dem Mittagessen wurde mit dem Dessert eine ungeheuer große Torte aufgesetzt. Der alte Kapitän erklärte wohlgefällig, sie sei nach seinem Recept zubereitet. Die Braut wurde gebeten, den Kuchen zu zertheilen. Erröthend begann sie damit; gleich bei dem ersten Schnitt kam sie aber auf etwas so Hartes, daß sie erklärte, des Vaters schönes Gericht sei ganz ungenießbar, jedenfalls unverdaulich.

„Ei was," rief Pierre aus, „zieh' das Harte 'mal heraus."

Marie that dieses und die Gesellschaft sah eine neue rothe Brieftasche, welche in goldenen Buchstaben die Aufschrift trug: „499,000 Frs." Pierre lachte, so laut er konnte. Er hatte nichts in die Seine geworfen, als die werthlose Brieftasche, nachdem er die Banknoten vorerst herausgenommen. Julius brauchte seinen Schwiegervater nicht zu fragen, was dies bedeute; als er die goldenen Ziffern sah, begriff er den Zusammenhang gleich. Er bezieht seine 25,000 Francs Renten und liebt seine Frau eben so sehr, als wenn sie ihm nur ihr Herz als Aussteuer gebracht hätte. Und was seine früheren Bedenklichkeiten betrifft, so sagt er jetzt, er hätte damals mit Freuden Marie zur Frau nehmen müssen, sogar wenn sie eine Königin gewesen wäre.

Turnen und Turnunterricht.

(Aus der „Eidgenössischen Zeitung.")

(Schluß.)

Bei den Römern zerfiel das naturwüchsige Ideal schon bedeutend; es gab Gelehrte, über deren Gymnastik und Gymnasten, über deren Gelehrsamkeit wir nichts mehr wissen, und seit Jahrhunderten sind die Fälle selten, wo hervorragende körperliche und geistige Leistungen in derselben Persönlichkeit zusammentreffen. Wir viele berühmte Turner sind durch Muth und Character ehrenwerth geworden, wie wenige finden wir unter den Koryphäen der Wissenschaften und Künste! Ja, nach dem Gesetz, daß weder der Körper noch der Geist zweierlei Dinge auf ein Mal machen kann, steht sehr oft die Ausbildung des Denkvermögens mit derjenigen der Muskelkraft, Wissenschaft und Turnen im Verhältniß des Gegensatzes, und wer die Waffen Derjenigen gebrauchen wollte, welche das Turnen als unbedingt gut und nöthig preisen und jeden gesunden, gebildeten Turner als einen „Geretteten" darstellen, der könnte eben so gut mit sogenannten Beispielen nachweisen, das Turnen mache krank oder dumm. Dieses ist in der That überall der Fall, wo man bei sehr gehäuften Schulstunden und sehr anstrengenden Studien die kleinen freien Lücken der Zeit noch zum Turnen (und zwar zum Maschinenturnen!) benützt, und den Ermüdeten mit Arbeit „sich erholen" läßt. Da werden die Einen schlechte Turner, die Andern schlechte Schüler, Andere ungesund, die Wenigsten bleiben frisch und munter.

Sind wir wieder zu einer vernünftigen Lebensordnung zurückgekehrt und hören wir auf, Leuten, die noch nicht ausgewachsen sind, wöchentlich 40 — 60 Lehrstunden und zur Erholung Hausaufgaben und zur fernern Erholung Turnstunden zu geben: dann werden wir die Segnungen einer Gymnastik zu genießen anfangen, welche jetzt oft unnütz, oft verderblich ist.

Ferner kommt es bei Allem darauf an, wie man es betreibt, und da müssen wir gestehen, daß unsere jetzige Turnkunst von derjenigen der Alten abgewichen und von der heutigen Naturforschung noch nicht in's rechte Geleise zurückgeführt ist, daß statt gleichmäßiger Uebung und Kräftigung oft sehr einseitige Seiltänzerkünste an Reck und Barren, an Seilen und Leitern getrieben und die sogenannten Freiübungen zu sehr hintangesetzt werden. Und doch enthalten gerade diese ohne Instrumente ausgeführten Vor- oder Freiübungen die wohlthätigsten Bewegungen, welche fast Allen nützlich, sehr Wenigen gefährlich sind, und welche auch in der „schwedischen Heilgymnastik" (zwar mit der Schellenkappe geschmückt!) ihren wohlthätigen Einfluß geltend machen und sich behaupten. Statt dieser prunklosen wohlthätigen Uebungen werden an Schulen und bei Festen viel zu sehr die augenfälligeren an den Instrumenten gepflegt;

Digitized by Google

wer Anlage zu einigen derselben hat, bildet sich aus und es kann dann sehr leicht vorkommen, daß ein sieggekrönter Turner vom ersten besten gewöhnlichen Menschen bei längern und anstrengenden Fußreisen schachmatt gemacht wird und zurückbleibt.

Die Turnerei, wie sie betrieben wird, ist nicht nur zu künstlich und einseitig, sondern sie schließt sich auch nicht genug an Lebensweise und Gewohnheiten der Menschen an. Die Rothhaut Nordamerikas kann gewiß Dauerläufe von halben bis ganzen Tagen machen, und ein guter Bauernbursche oder Sennenbube unsers Landes ohne Schaden auch noch lange und schnell; aber wenn ein „Bruder Studio“ oder der junge Mann in Amt und Arbeit oft solche Uebungen macht, so läuft es selten auf die Dauer gut ab, sondern gibt zu Herz- und Lungenkrankheiten häufige Veranlassung. So ist es auch eine alte Erfahrung, daß Schnellläufer meist in jungen Jahren an Lungenkrankheiten wegsterben.

Nicht besser geht es mit vielen Barrenübungen. Starke Anstrengung der vom Brustkorb an die Arme gehenden Muskeln veranlassen sehr tiefe und rasche Athemzüge, diese lebhaften Blutandrang zu den Lungen, dieser: allgemeine Kräftigung — oder Schwindsucht, je nachdem.

Das Turnen entwickelt die bösen Keime wie die guten, und ist, wie alles Vorzügliche, nie indifferent!

Handwerker, welche ihre Armmuskeln sehr vorwiegend anstrengen, Schlosser und Schreiner liefern verhältnißmäßig viele Brustkranke; Barrenübungen stärken den Schwachen, aber ruiniren den mit sogenannter Anlage zur Schwindsucht Behafteten, und es ist manchem schmächtigen Knaben schwer anzusehen, ob er bloß schwächlich oder schon krank ist; dennoch schickt man ihn vorläufig in's Turnhaus, „weil Turnen gesund ist,“ ohne zu bedenken, daß man mit diesem liederlich verordneten Stärkungsmittel ihn auch zu Grunde richten kann, zumal, wenn er einigen Ehrgeiz hat.

Ebenso sind sehr viele Uebungen am Reck unnatürlich, erschlaffen und zerren die Gelenke, überreizen Gehirn und Lungen durch heftigen Blutandrang und wirken weder anders, noch wohlthätiger, als eine mäßige Berauschung.

„Dem Gesunden ist Alles gesund“ und der jugendliche Organismus erträgt Vieles; aber eine solide Erziehung und Lebensordnung muß auch auf die Mittelmäßigen und Schwächern Rücksicht nehmen, und da finden wir in Ansehung des Turnens:

1) Wer viel arbeitet und sehr wenig freie Zeit hat, der soll nicht turnen.
2) Alle, ganz besonders aber Schwächliche, sollten sich von ihrem Arzte untersuchen und begutachten lassen, ob und in welcher Weise sie turnen dürfen?
3) Turnen ohne Instrumente ist dem Turnen mit Instrumenten in der Regel vorzuziehen.
4) Wer zu viel will, bekommt gar nichts.

Denksprüche.

Der Zweifel hat Verzweiflung oft geboren,
Denn Alles hat, wer Gott verlor, verloren.

Ein jeder Schritt, den unser Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er ist ein Schritt hinein in's heitre Geistesleben.
Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth
Nur langsam uns der Fülle näher winden,
Dies treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Das ist ein hoher Wink; er winkt hinauf, hinauf!

Verschiedenes.

(Karpfen.) Vor einiger Zeit war in Berliner Zeitungen „zur Erzeugung von Karpfen — Karpfen-Pulver, die Schachtel zu 1 Ducaten“ empfohlen. Ein in Berlin anwesender Gutsbesitzer, der diese Fische gern auf seiner Besitzung einbürgern wollte, sandte seinen Diener nach der bezeichneten Adresse, erhielt aber seinen Ducaten in Begleitung eines Schreibens zurück, in welchem es hieß: „Verzeihen Sie — es galt eine Wette. Ich hatte behauptet, daß man das Dümmste, den größten Unsinn empfehlen könnte und doch Gläubige finde. Sie sind der Sechste, welcher — Karpfen-Pulver haben will.“

Digitized by Google

(Auch ein Liebesbrief!) Am letzten Valentinstage, wo es in England Sitte, daß man scherzhafte Liebesbriefe schreibt, erhielt ein Londoner. Stutzer auch einen solchen, dessen Anfang wunderschön lautete. Die schöne Schreiberin sang in wohlklingenden Versen, daß sie vor Neugier sterbe, ein Geheimniß zu erfahren, das er grausam in seinem Herzen verschlossen halte. Sie wünsche nicht zu wissen, ob er reich sei, ob edles Blut in seinen Adern rolle, ob er eine hohe Stellung einnehme — nach allem diesem frage wahre Liebe nicht. Aber er möchte ihr doch die Wunde ihres Herzens heilen, dasselbe mit unaussprechlicher Freude erfüllen, wodurch alle Reichthümer und Ehren aufgehoben würden, er möchte ihr doch sagen — wieviel er für seine neue Perrücke bezahlt habe.

(Eine Enttäuschung.) Eine der beliebtesten und nebenbei hübschesten Pariser Schauspielerinnen erhielt eines Morgens ein duftendes Billet, begleitet von einem prachtvollen Strauße der seltensten Blumen. Nachdem sie das Bouquet mit ihrem reizenden Näschen willkommen geheißen, erbricht sie den Brief und ist entzückt über die glühende Huldigung, welche der Schreiber ihren Talenten und ihrer Schönheit darbringt. Man konnte diesen Brief ein geschriebenes Delirium, ein kalligraphisches Fieber nennen. Sie wurde förmlich gerührt von dieser überschwenglichen Sprache und ihre Rührung verwandelte sich in freudiges Herzklopfen, als sie endlich an folgende Stelle kam: „Erlauben Sie mir, himmlische Zauberin, daß ich Sie um Ihre Hand, um diese Götterhand bitte, die ꝛc. ꝛc.“ Rasch blickt sie nach der Unterschrift und findet den Namen einer der reichsten und glänzendsten Cavaliere der Hauptstadt. Ueberglücklich, wonneberauscht liest sie den Brief zu Ende, doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie an das postscriptum kommt, welches lautet: „Haben Sie die Güte, mich wissen zu lassen, wann ich, ohne Sie zu stören, Ihnen meinen Former schicken kann.“ Der glühende Verehrer der schönen Künstlerin, mit dem sie sich schon vor dem Traualtar stehen sah, wollte ihre Hand nur in — Gyps besitzen!!

Charade.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Eines deutschen Fürsten Residenz
Nenne ich dir. Wenn die Flur der Lenz
Segensreich mit Hoffnungsblüthen schmückt,
Weilt er dort, was dann sein Volk beglückt.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

In mir ist der edle Fürst genannt.
Der die Künste liebt, mit milder Hand
Armen hilft und für das Schöne glüht,
Daß dem Volke Glück und Wohlsein blüht.

4. 9. 8. 1.

Und ich lindre Erdennoth und Leid;
Meine Saat, vom Zweiten ausgestreut,
Vielfach, reift zur Frucht, die selbst sich preißt;
Sie belebt der Nachwelt Herz und Geist.

6. 9. 1. 3.

Aus dem Sand des Rheines wascht man mich,
Bin vereint mit Letztrem schwesterlich;
Stellet Eins das Andre gänzlich blos,
Bin ich ohne Werth, es blüthenlos.

8. 2. 1. 3.

Edle Herzen nur sind mein Asyl,
Mache mich bemerkbar durch's Gefühl.
Jeder leiht dem Bittenden sein Ohr,
Dessen Herz zur Wohnung ich erkor.

8. 5. 10. 1.

Siechende, im Lebenskampf erschlafft,
Stärke ich mit Heldenmuth und Kraft.
Jedem Edlen, der die Tugend ehrt,
Gelte ich als Zuruf, treubewährt!

F. — lr. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 101. Samstag, den 23. August **1862.**

Der Morgen.

Wenn lieblich Aurora mit glänzendem Flügel
Den feurigen Rossen des Phöbus voraneilt,
Mit rosigem Lichte bestrahlend die Hügel,
Drauf Dunkel und finsterer Schatten geweilt;

Wenn dann mit blendendem Glanze Phaethon,
Des Tithon Saffranlager verlassend,
Erhellet die Länder auf goldenem Lichtthron,
Die Tochter des Chaos, die Finsterniß, hassend;

Und da nun pranget im schmucken Gewande
Die Gäa als Mutter, die Phöbus erblicket,
Sie schimmert von strahlendem funkelndem Tande,
Indem ihn durch Nyx ihr Poseidon geschicket.

Hellfunkelnde Perl'n von krystallenem Thaue
An Blumen und Kräutern, auf blühenden Bäumen
Erglänzen auf Fluren und schmücken die Aue,
Erquickende Nahrung spendend den Keimen.

Dort schwinget die Lerche sich hoch in die Lüfte,
Ein schallendes Loblied dem Schöpfer zu singen,
Und eifrig bemühet, die lieblichen Düfte
Des niedlichen Veilchens dem Gärtgen zu bringen.

Dort sehet den Hirten, der treibet die Heerde
Hinaus auf die grünen und duftigen Matten,
Und wie in der Ferne, bebauend die Erde,
Der Landmann pfleget die üppigen Saaten.

Die ganze Natur ist verklärt und entzücket,
Und Alles ist neu aus dem Schlafe erwacht.
Die Seele des Menschen auch, die das erblicket,
Erhebt sich und preis't des Allgütigen Macht.

A. Diffon.

Eine Ehrensache.

An einem schönen Herbstabend des Jahres 1842 saß ich mit sechs anderen Personen vor dem Landhause des Sennor Arguella, ungefähr eine Meile von Santiago auf Cuba entfernt. Außer mir waren die andern Personen drei amerikanische Kaufleute, welche am nächsten Tage unter Segel gehen wollten, und zwar nach Morant-Bai auf Jamaika, am Bord des „Neptun"; ein spanischer Artillerie-Lieutenant, ein Neffe unseres Wirthes, ein Herr Dupont, ein junger, reicher Creole, von dem man sagte, daß er sich um die Donna Antonia, die einzige Tochter und Erbin des Sennor Arguellas, bewerbe; endlich der Capitän Starkey, ein Engländer, etwa 30 Jahre alt und von ausgezeichnetem Aeußeren. Ich selbst war aber noch ein ganz junger Mensch und erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen. Wir gehörten sämmtlich zu den Passagieren des Capitän Starkey. Der „Neptun" kehrte von Cuba mit einer halben Ladung zurück, unter der namentlich mehrere Fässer mit Schießpulver waren. Es gab ganz vortreffliche Kajüten an Bord des „Neptun", und da das Wetter sehr schön war, versprachen wir uns eine kurze und angenehme Fahrt; Alle waren daher in der besten Laune.

„Ich bitte Sie, nicht zu gehen, bevor ich Sie gesprochen habe," sagte die Sennora Arguellas, indem sie aufstand, zu dem Capitän Starkey. „Ich wünsche mit Ihnen über die Anordnungen zu unserer Reise zu sprechen."

Der Capitän verneigte sich zustimmend. Nie schien mir Antonia so anmuthig gelächelt zu haben, als indem sie sich entfernte.

Digitized by Google

Wie es kam, weiß ich nicht mehr, aber bald darauf fühlten Alle, daß die Unterhaltung eine unangenehme Wendung nahm. Der Capitän des „Neptun" hatte eingewilligt, mehrere Familien freier Farbigen mit nach Jamaika zu nehmen, wo sie um hohen Lohn bei Zuckerplantagen arbeiten sollten. Die Amerikaner hatten diesen Entschluß bereits getadelt, aber ihre Mißbilligung sprach sich nur in Neckereien über die schwarzen Neigungen des Capitäns aus. Dies würde jedoch ruhig hingegangen sein, hätte der Capitän nicht unvorsichtig geäußert, daß er als Fähnrich auf der Flotte diente, welche eine Expedition gegen den Sclavenhandel ausführte. Aus den Aeußerungen des Herrn Dupont entnahm ich, daß seine Interessen dadurch bedeutend gelitten haben mußten, und es folgte nun ein Austausch der leidenschaftlichsten Worte. Plötzlich erlaubte sich Herr Dupont eine beschimpfende Aeußerung über die Königin von England und der Capitän warf ihm ein Glas mit Wein dafür in das Gesicht. In demselben Augenblick sprangen Beide auf; doch es schien, als hätten sie durch das Ereigniß ihre Kaltblütigkeit wieder gewonnen.

Der Capitän nahm zuerst wieder das Wort.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Dupont," sagte er mit einer gewissen Verlegenheit; „ich handelte sehr unrecht, obgleich ich nicht ohne Entschuldigung für das bin, was ich that."

„Verzeihung? — Tausend Donner!" schrie sein Gegner wüthend und indem er sich mit dem Taschentuche die Stirn trocknete. „Verzeihung? Ja, eine Pistolenkugel soll Ihnen meine Verzeihung bringen."

Und in der That war nach den auf Cuba herrschenden Begriffen ein Duell die einzige mögliche Lösung. Der Lieutenant Arguellas eilte daher in das Haus und kehrte gleich darauf mit einem Kästchen mit Pistolen zurück.

„Gehen wir nach dem benachbarten Gehölz!" sagte er halblaut.

Er nahm den Arm Dupont's und Beide machten einige Schritte, sich zu entfernen. In diesem Augenblicke trat Herr Desmond, der älteste der drei Amerikaner, auf den Capitän zu, der seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte und mit übereinander geschlagenen Armen neben dem Tische stand.

„Mein lieber Herr," sagte Desmond, „ich bin in dergleichen Angelegenheiten nicht ganz unerfahren, und wenn ich Ihnen nützlich sein kann —"

„Ich danke Ihnen, Herr Desmond," entgegnete der Capitän, „doch ich bedarf keiner Dienste. Lieutenant Arguellas, Sie können bleiben: ich schlage mich nicht!"

„Was sagt er?" rief der Lieutenant und riß verwundert die Augen auf; „nicht schlagen?"

Ich sah, daß das angelsächsische Blut bei diesem Beweise von der Feigheit ihres Stammes in den Adern der Amerikaner eben so heftig siedete, wie in den meinigen.

„Sich nicht schlagen, Capitän Starkey!" sagte Desmond nach einer Pause; „Sie, dessen Name in die Listen der königlichen Marine Englands eingeschrieben ist! Sie scherzen ohne Zweifel!"

„Ich spreche in vollem Ernst! Ich bin aus Grundsatz gegen das Duell!"

„Eine Memme aus Grundsatz?" rief Dupont, voll Wuth und Spott lachend, und zugleich drohte er dem Capitän mit der Faust.

Bei dieser Geberde flammten die großen schwarzen Augen des Capitäns, aber im Nu bezwang er sich und sagte:

„Ich muß das ertragen. Ich that Unrecht, mich gegen Sie zu einer Gewaltthat hinreißen zu lassen, obgleich Ihre Unverschämtheit eine Züchtigung verdiente. Aber schlagen werde ich mich dennoch nicht mit Ihnen."

„Sie müssen aber meinem Freund Genugthuung gewähren," rief der Lieutenant Arguellas, „oder ich erkläre Sie überhaupt für einen Feigling!"

Ohne darauf etwas zu erwiedern, schellte Starkey und sagte einem Sclaven, der auf dieses Zeichen herbeikam, er möchte der Sennora Arguellas melden, daß er im Begriffe stehe zu gehen und deßhalb ihre Befehle empfangen würde.

„Der tapfere Engländer wird sich unter die Weiberröcke flüchten, Alphons!" rief Dupont spöttisch seinem Freunde zu.

„Ich zweifle fast, daß Starkey ein Engländer ist," sagte Desmont sehr aufgeregt.

Da in diesem Augenblick die Senuora

Digitized by Google

Arguellas nahete, unterdrückte der Engländer seinen Zorn. Die junge Dame schien mit Verwunderung den Ausdruck auf allen Gesichtern zu lesen, indeß folgte sie dem Capitän auf dessen Wunsch in das Haus.

Kurze Zeit darauf hörten wir, der Capitän sei an Bord seines Schiffes zurückgekehrt und habe erklärt, daß der „Neptun" am nächsten Morgen Punkt neun Uhr unter Segel gehen würde. Bei dieser Nachricht brachen von allen Seiten Worte der Wuth und der Verachtung gegen den Engländer aus, und die Gesellschaft trennte sich in Unordnung und Aufregung.

Denksprüche.

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig haften;
Ein diamant'nes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts, als Derer, die sie hassen,
Fern erwerb'ner, schöner Ruhm.

Verschiedenes.

(Frauen und Glocken.) Sie sollen, wie behauptet wird, die größte Aehnlichkeit mit einander haben. Frauen und Glocken hört man oft so sehr weit; — Frauen und Glocken sind nicht vom härtesten Metalle; Frauen und Glocken geben den menschlichen Gedanken oft einen höheren Schwung; — Frauen und Glocken brummen oft lange nach.

Horch, welches Lärmen und Toben in jenem Hause! Die liebe Frau ist außer sich, der Zorn entstellt ihre schönen Züge, der Genius der holden Weiblichkeit flüchtet sich scheu und furchtsam, und der Schooßhund verkriecht sich unter dem Sopha. Der Herr Gemahl hat ihr zu drei Ballkleidern das Geld versagt — nun stürmt sie im Hause umher und schüchtern schleicht der Ehemann durch das Hinterpförtchen in die „Eintracht", wo nach den strengen Statuten der Gesellschaft keine Weiber hinkommen dürfen. Der gute Mann hat eine Sturmglocke geheirathet.

Seht dort die fromme Frau — alle Sonntage früh um 9 Uhr und Nachmittags um 1 Uhr sitzt sie regelmäßig in der Kirche und singt, und alle Tage von 8 Uhr früh bis 10 Uhr Abends verleumdet sie ihre besten Freundinnen; aber doch gilt sie in der Welt für eine gar christliche Frau, ist aber nichts als eine kalte — Betzglocke.

Kennst Du, lieber Leser, jene Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie bei einem starkduftenden Nelkenstock vorübergehen, und in Thränen zerfließen, wenn der Mann ihnen zumuthet, einmal durch die Küche zu gehen; welche erst den Endreim suchen, ehe sie das schreiende Kind befriedigen — und voll kranker Launen? Das sind zerbrechliche Geschöpfe — es sind — Glasglocken.

Wer mögen jene Damen sein, welche so stolz daher rauschen in hochfahrendem Wesen, mit Nichtachtung herabschauen auf das gemeine Gesindel da unten, wie jener Thurm herabschaut auf die bescheidenen Wohnhäuser, die gebaut aus gleichem Stein und Holz, nur behaglicher, wärmer und nützlicher sind? Es sind Thurmglocken, die stets verlangen, daß man hinaufschauen und sich nach ihnen richten soll, hätte man auch den besten Chronometer in der Tasche.

Kennst Du jene entarteten Wesen, bei denen der Zauber weiblicher Schönheit nur die täuschende Hülle für das darunter verborgene Gerippe des Lasters ist, die ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Gefühlen — wehe dem, der in ihre Hände fällt, es sind — Armesünderglocken.

Aber siehe jene Frauen, sie blenden nicht — sie kokettiren nicht, sondern sind wirklich, was sie sein sollen, sie lieben ihren Gatten, ihre Kinder und die Häuslichkeit, sie sind Schutzengel der Männer — das sind die Hausglocken.

Eine nette, heiter endende Entführungsgeschichte ist kürzlich in Lille in Frankreich vorgekommen. Ein großer Kaufmann dort hat einen tüchtigen und — hübschen Commis und eine schöne Tochter: Beide gefallen dem glücklichen Prinzipal und Vater. Daß sich die beiden jungen Leute auch untereinander

Digitized by Google

gefallen, weiß der „alte Herr“ nicht und wäre ihm auch nicht gerade angenehm. Auffallend ist ihm nur die plötzlich eintretende Verstimmung und Zerstreutheit seines sonst so fleißigen Commis. Er verhört ihn und erfährt, daß der junge, aber arme Kaufmann die Tochter reicher Eltern liebt und — wieder geliebt wird. Um dem jungen Manne ein leichtes Herz und sich wieder einen rüstigen Arbeiter zu verschaffen, schlägt er ihm die Entführung des Mädchens vor, bietet ihm dann seine einflußreiche Vermittelung bei den Eltern, für die Zeit der Flucht 600 Francs und sein Cabriolet an. Der selig Liebende weiß gar nicht, wie ihm geschieht, nimmt Alles dankbar an und verläßt zwei Stunden darauf mit der Braut, dem Geld und dem Wagen die Stadt Lille. Am Abend geht der Kaufmann in seine Familie und vermißt beim Essen — die Tochter des Hauses. Dem menschenfreundlichen Plannacher läuft's beim Gedanken an seine Tochter heiß über den Rücken, und ein höflicher Brief des Commis benachrichtigt ihn, daß dieser seinen Rathschlägen gefolgt sei und das Mädchen, das er liebe, die Tochter seines Principals, entführt habe. — Erst war der Herr Papa wüthend, dann besann er sich, daß er das Uebel selber angerichtet habe, fuhr den Entflohenen nach und gab ihnen, nach gehörigem Wischer, seinen Segen.

Bekanntlich nennt man die Gallerie eines Theaters auch das Paradies. Die verstorbene Herzogin von Orleans hatte eines Tags den Einfall, diesen Platz, nur von einem Kammermädchen begleitet, zu besuchen. Ein junger Soldat, der neben ihr saß, war sehr aufmerksam gegen sie und nahm sich zuletzt die Freiheit, sie zum Abendbrod einzuladen, was die Herzogin scheinbar annahm. Aber wie erschrocken war er, als er sie nach Schluß des Stückes die Treppen hinunter begleitete und sie an der Equipage und der Dienerschaft erkannte, welche auf sie wartete. „Nun,“ fragte die Herzogin lachend, als sie in den Wagen gestiegen war, „wie steht es denn mit dem Abendbrod, zu dem Sie mich eingeladen haben?“ „Königliche Hoheit,“ antwortete der Soldat schnell gefaßt, „im Paradiese sind wir alle gleich, aber auf Erden weiß ich, welchen Respect ich Ihnen schuldig bin.“ Diese geistreiche Antwort trug ihm einen Platz in dem Wagen der schönen Herzogin und eine Einladung zu ihrer Tafel ein.

Im Amphitheater zu Pompeji, wo eben eine Vorstellung gegeben wurde, als die bekannte Verschüttung der Stadt bei der Vesuv-Eruption im Jahre 79 eintrat, ist seit Kurzem wieder ein Theater eröffnet, zu dessen Besuch der Theaterdirector Antonio Langini durch folgende Ankündigung einlud: „Das Stadttheater in Pompeji wird am nächsten Sonntag mit der „Regimentstochter“ wieder eröffnet, nachdem unter Direction des Herrn Quintius Martius zuletzt „die Trojanerinnen“, Trauerspiel von Seneca, gegeben worden, und seitdem die Vorstellungen 1800 Jahre lang suspendirt waren. Ich bitte deßhalb einen hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publicum, die meinem Vorgänger bewiesene Gunst auch auf mich überzutragen, da ich mich nach Kräften bemühen werde, mein Repertoir würdig dem seinigen anzureihen.“

Die Durchstechung des Mont-Cenis durch Anwendung von Luftdruck schreitet zur Zufriedenheit vor. Der Druck der comprimirten Luft, welcher durch Wasserkraft hervorgebracht wird und seinerseits wiederum die Bohrinstrumente in Bewegung setzt, beträgt sechs Atmosphären und kann bis auf acht und neun gesteigert werden. In $5^1/_2$ Minuten werden Löcher von je 56 Centimeter Tiefe gebohrt. Gegenwärtig schreitet auf der italienischen Seite, wo die Maschinen noch arbeiten, der Tunnel täglich zwischen $1,^{60}$ und $2,^{20}$ Meter vor. Auf dieser Seite hat der Tunnel eine Länge von 1180 Meter; die Luft hat sich in dieser Tiefe noch rein erhalten; auf der savoyischen Seite, wo am 1. Juli die Arbeiten der Maschinen begannen, hat der Tunnel eine Länge von 600 Meter.

Auflösung der Charade in Nro. 100:

Ludwigshöhe, Ludwig, Wohl, Geld, Huld, Heil.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 102. Dienstag, den 26. August **1862.**

Zur

Weihe der neuen Kirche

in

Neustadt a. d. H.

Heut' grüßen wir die Stadt, wo ringsumgeben
Sich duftentfaltend zeigt der Auen Flur,
Wo in der Felder Gold, im Kranz der Reben
Der Blick erschaut der mächt'gen Güte Spur,
Wo himmelan die Berge sich erheben
Im Riesenbild der schaurigen Natur;
Da prangt für Ihn, Den die Natur verkündet,
Ein Weihehaus, ein König hat's gegründet.

Zwei Jahre sind's — in schnellem Flug entrücket —
Als reicher Wimpeln Weh'n die Stadt bewegt;
Wie zu belte die Schaar, wie hochentzücket
Schlug jede Brust vom Festesschaur erregt!
Der Bischof stand am Throne laubgeschmücket,
Der Grundstein ward zum Gotteshaus gelegt,
Die Zeichen, drob der Dank des Tags gedenket,
Ein Pfalzgraf hat sie in die Gruft versenket.

Und heute schon gibt kund das Festgepränge:
Vollendet ragt das Haus zum Himmelsblau,
Es tönen feierlich der Glocken Klänge,
Sie wiederhallen laut in Thal und Au,
Sie rufen — es vernimmt's die Volksmenge:
Der Bischofsweihe harrt der hehre Bau;
Und wie, beim hohen Feste, reich an Segen,
Der Pfälzer Schutzherr ist voll Huld zugegen!

Wie den Altar, die Hallen bis zur Pforte
Der Kirche, kunstvoll aufgeführt von Stein,
Beim Laut des Psalmenchors die Segnungsworte
Im Rauchgewölk', die Salbungshände weihn,
So weihen auch die himmlischen Accorde
Der Gnade sanft das Herz zum Tempel ein,
Und wie die Hymnen durch die Wolken dringen,
So wird der Geist sich über Sterne schwingen. —

Wie hier fortan die Mauern aufwärts ragen,
So walle stets des Beters Herz empor;
Mit unserm Lied, vom Orgelton getragen,
Vereine sich des Seraphs Harfenchor,
Das Haus sei heute wie in späten Tagen
Die Pforte zu des offnen Himmels Thor:
So beten wir beim Glüh'n der Opferflamme
Und fleh'n für Ludwigs Heil mit seinem Stamme.

Die Ihr in dieser Stadt, erlauchte Ahnen,
Des heil'gen Glaubens Monumente schuf't,
Euch ehrt ein Fürst, des Tags Symbole mahnen:
Zum frommen Gruß erwacht in eurer Gruft!
Ein Sprößling ist's, der, folgend euern Bahnen,
Was ihr geschaffen ins Gedächtniß ruft. —
Es stimmt der Ton des neuen Heiligthumes
Zu neuem Schwung den Nachklang eures Ruhmes.

Hier mahnt es auch, wie uns, den künft'gen Beter:
Der Deutsche bleibt der alten Sitte treu,
Es sinnbildet fortan den Geist der Väter
Der deutsche Doppelaar, der deutsche Leu;
Die Kirchen steh'n des Christenthums Vertreter,
Des Glaubens stete Zeugen, alt und neu;
Mag Babels Thurm zerstäubt in Trümmer sinken,
Im Sonnenstrahl wird Zions Zinne blinken.

Eine Ehrensache.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen waren Alle zur festgesetzten Stunde an Bord. Der Capitän empfing uns mit kalter Höflichkeit, indeß schienen die verächtlichen Blicke Dupont's

Digitized by Google

und des Lieutenants ihn gleichgiltig zu lassen. Als aber die Sennora Arguellas die Augen mit unverkennbarer Absichtlichkeit von ihm abwendete, erbebte er. Da trat Dupont auf ihn zu, sah ihm in das Gesicht und sagte, zwar halblaut, doch so, daß einige nahestehende Matrosen ihn hören mußten:

„Memme!“

Er wollte sich darauf entfernen, aber eine Hand von Eisen faßte seinen Arm, hielt ihn zurück, und der Capitän sagte mit sehr entschiedenem Tone:

„Hören Sie mich, mein Herr! Persönlich verachte ich Alles, was Sie sagen können; aber auf diesem Schiffe bin ich Capitän und König, und als solcher werde ich Niemand gestatten, mich vor der Equipage zu beleidigen oder meine Autorität zu schmälern. Sobald Sie eine Wiederholung nur versuchen, lasse ich Sie in den untern Schiffsraum bringen und vielleicht auch in Eisen legen, bis wir Jamaica erreichen.“

Dann stieß er seinen verblüfften Zuhörer von sich, und gleich darauf wurde der Anker gelichtet.

Wenige Stunden genügten, um zu beweisen, daß der Capitän Starkey, wenn ihm auch vielleicht der Muth zu einem Zweikampf ermangelte, ein sehr tüchtiger, kaltblütiger und entschlossener Seemann sei, auf den man sich im Fall des Sturmes oder der Gefahr verlassen konnte.

Dennoch herrschte unter den Kajüten-Passagieren des „Neptun“ wegen der erwähnten Vorfälle eine sehr gezwungene Stimmung und wir Alle waren von Herzen froh, als wir nach wenigen Tagen, gegen zwei Uhr Morgens, in die Morant-Bai einfuhren und also gewiß sein konnten, nach wenigen Stunden das Ziel unserer Reise erreicht zu haben.

Alle Passagiere hatten sich zur Ruhe begeben; Niemand war auf dem Verdeck, als ich und der wachthabende Offizier, Lieutenant Hawkins; der Capitän beschäftigte sich in seiner Kajüte mit der Ordnung seiner Papiere.

Ich blickte voll Sehnsucht nach der Küste meiner Heimath hinüber, die ich kurze Zeit zuvor kaum wieder zu begrüßen hoffen durfte, da sah ich plötzlich das Meer von einem hellen Scheine, ähnlich dem Strahle des Mondes, beleuchtet, und gleich darauf schlugen aus einer Lucke, welche ein Matrose zufällig öffnete, helle Flammen empor.

Der Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ der fürchterlichste, den es auf dem Meere gibt, ertönte und die Angst, die mich ergriff, indem ich sogleich an das Pulver dachte, die Verwirrung, die augenblicklich entstand, betäubte mich so sehr, daß ich kaum die imposante Gestalt des Kapitäns unterschied, der auf das Verdeck stürzte und, mit dem Sprachrohr in der Hand, die Lucke über dem Feuer zu schließen befahl.

Als dies geschehen war, eilte er in den Raum hinab. Die zwei oder drei Minuten seiner Abwesenheit erschienen uns wie ein Jahrhundert; denn Alle waren überzeugt, daß von seinem Ausspruch, seinem Benehmen unser Heil abhinge.

Endlich erschien er, geschwärzt von dem Feuer, und warf einen Pack, dem Anscheine nach eine Leiche, auf das Deck. Sich Hawkins nähernd, sagte er sehr rasch, doch mit gedämpfter Stimme:

„Eilen Sie hinab, wecken Sie alle Passagiere und bringen Sie mir die Pistolen aus meiner Kajüte. Schnell! Schnell! Der Verlust einer Minute kann unser Aller Untergang sein.“

Dann wendete er sich zu den ihn umstehenden Matrosen und sagte kurz, doch fest:

„Ihr wißt, daß ich unfähig bin, Euch zu täuschen; hört mich also aufmerksam an. Das Thier, das Ihr dort liegen seht, der Diener des Lieutenant Arguellas, hat mit seinem Lichte den Rum angezündet, den er stehlen wollte. Der ganze Keller steht jetzt in Flammen, und es hieße eine kostbare Zeit verlieren, wollten wir daran denken, das Feuer zu löschen.“

Ein Schrei der Wuth und des Entsetzens erhob sich unter der Equipage. Die Matrosen stürzten nach der Schaluppe, aber auf den Donnerruf des Capitäns blieben sie stehen.

„Daß sich Keiner rühre!“ gebot er. „Entstehen Unordnungen und Uebereilung, so sind wir Alle verloren! Mit Muth und Entschlossenheit können Alle, die an Bord sind, gerettet werden, ehe das Pulver von dem Feuer erreicht wird. Den Ersten, der ungehorsam zu sein wagt,“ fügte er hinzu, in-

Digitized by Google

dem er aus Hawkins Händen seine Pistolen nahm, „schieße ich nieder! — An die Arbeit jetzt. — Ruhig! — Entschlossen!“

Der panische Schrecken, welcher die Equipage einen Augenblick erfaßt hatte, war entschwunden, und nach unglaublich kurzer Zeit lagen die drei Boote an der Landseite des Schiffes im Wasser, die großen jedes mit drei, das kleinste mit zwei Matrosen bemannt. Vier Mann, die der Capitän persönlich aufrief, blieben bei ihm.

(Schluß folgt.)

Auch ein Zeugniß.

Eine criminalistische Novelle.

Folgende merkwürdige Vertheidigung eines Mannes, der unter der Anklage eines Straßenraubs vor Gericht stand, dürfte unsere Leser interessiren, obschon ich mich nicht in der Lage befinde, den Schauplatz und das Datum näher zu bezeichnen, und die Geschichte jedenfalls nicht der neuern Zeit angehört; denn ich fand sie in einem Werk verzeichnet, das dem jetzt verstorbenen Sir John Conroy überreicht wurde, als er im Jahr 1832 in dienstlicher Beziehung zu dem belgischen Hof stand.

Ein Mann, augenscheinlich von Stand, kam eines Abends kurz vor Einbruch der Nacht, von einem Livreebedienten begleitet, in einem westlichen County von England vor einem Gasthaus der Bezirksstadt angeritten. Er bedeutete dem Wirth, daß er wegen einer Geschäftsangelegenheit sich einige Tage in der Gegend aufzuhalten beabsichtige, und erkundigte sich, ob die Stadt nichts Interessantes biete, womit er sich die freie Zeit vertreiben könne. Der Wirth antwortete, es gebe ein Wettrennen; auch sei gegenwärtig die Assisenwoche, und es werde ihm daher nicht an Unterhaltung fehlen. Der Herr freute sich, daß sich dies so glücklich traf, da er großes Vergnügen darin fand, einer Gerichtsverhandlung anzuwohnen, und der Wirth bemerkte ihm darauf, daß schon am nächsten Tag ein sehr interessanter Fall von Straßenraub vorkomme, über den es im Publikum sehr verschiedene Ansichten gebe; die Anzeigen seien sehr gegen den Gefangenen, er aber bestehe steif und fest darauf, daß er zur Zeit, als das Verbrechen vorfiel, sich in einem ganz andern Theil von England aufgehalten habe. Der Gast war sehr begierig, Zeuge der Verhandlung zu sein, fürchtete aber, daß der Gerichtssaal sich überfüllen dürfte und er deßhalb vielleicht keinen Platz finden werde. Das sei nicht zu besorgen, meinte der Wirth, denn für einen Gentleman von seinem Aussehen gebe es immer einen Sitz; und für den äußersten Fall könne er ja selbst mit ihm gehen und einem der Gerichtsdiener etwas in's Ohr raunen.

Demgemäß begaben sie sich am andern Morgen miteinander nach der Gerichtshalle, und dem Einfluß des Wirths auf das Gerichtspersonal gelang es, seinem Gast einen Platz unmittelbar unter der Richtertribüne zu verschaffen. Bald nachher begann die Verhandlung. Während die Zeugen für die Anklage vernommen wurden, saß der Gefangene augenscheinlich sehr niedergeschlagen und mit zu Boden gesenktem Blicke da; erst als an ihn der Aufruf erging, seine Vertheidigung vorzubringen, schlug er die Augen auf; aber wie er des Fremden ansichtig wurde, fühlte er plötzlich eine Schwächeanwandlung, so daß man ihn unterstützen mußte. Nachdem er wieder zu sich gekommen, antwortete er auf die Frage des Richters: „O, mein Lord, ich sehe eine Person, die mir das Leben retten kann. Jener Herr dort“, er deutete auf den Fremden, „wird mir bezeugen, daß ich unschuldig bin. Ich bitte um die Erlaubniß, einige Fragen an ihn zu stellen.“ — Die Augen sämmtlicher Anwesenden richteten sich auf den Fremden, der nun seinerseits erklärte, er könne nicht begreifen, was dieser Mensch von ihm wolle, da er ihn, so viel er wisse, in seinem Leben nie gesehen habe; doch wenn der Gerichtshof darauf erkenne, so sei er bereit, dem Gefangenen Rede zu stehen.

„Wohlan“, entgegnete der Angeklagte, nachdem der Hof die erbetene Erlaubniß ertheilt hatte, „erinnern Sie sich nicht, daß Sie um diese und diese Zeit in Dover gelandet sind?“ — Der Gentleman erwiderte, er sei allerdings vor einiger Zeit zu Schiff in Dover angelangt und an's Land gestiegen; doch

Digitized by Google

wisse er nicht mehr, ob es gerade an dem genannten Tag geschehen. — „Erinnern Sie sich nicht einer Person in blauer Jacke und blauen Beinkleidern, die Ihnen Ihr Gepäck nach dem Gasthaus trug?“ — Die Antwort lautete, es sei richtig, daß er sich eines Gepäckträgers bedient habe; doch könne er sich auf die Kleidung desselben nicht mehr besinnen. — „Aber Sie erinnern sich doch“, sagte der Gefangene, „daß die Person, welche vom Boot aus mit Ihnen ging, Ihnen erzählte, sie sei Matrose auf einem Kriegsschiff gewesen und habe wegen schlechter Behandlung den Dienst verlassen — daß sie Ihnen an der rechten Seite der Stirne eine Narbe zeigte?“

Bei dem letzten Theil dieser Frage ging in dem Gesichte des Fremden eine merkwürdige Veränderung vor sich. Er sagte, er erinnere sich freilich eines solchen Umstandes; der Mann habe das Haar bei Seite gestrichen und ihm seine Narbe gezeigt; es sei ihm deßhalb unzweifelhaft, daß er dieselbe Person vor sich habe. Ein Gesumm der Befriedigung lief durch den ganzen Saal; denn der Tag, an welchem der Gefangene den fremden Herrn zu Dover bedient haben wollte, war derselbe, an welchem in einem weit von diesem Platz entlegenen Landestheil der Straßenraub begangen wurde. Der Fremde war allerdings in Betreff der Zeit nicht sicher, sagte aber, er pflege hin und wieder Memoranda in sein Taschenbuch einzuzeichnen, und es sei recht wohl möglich, daß er sich den Tag jener Landung notirt habe. Als er nun in seinem Taschenbuch nachsah, fand er richtig, daß das Datum mit der Angabe des Gefangenen harmonirte. Da dieses Zeugniß zu dem Beweis des Alibi genügte, so wurde, nachdem der Fremde darauf beeidigt war, der Gefangene unter dem Beifall und den Glückwünschen des ganzen Hofes sogleich freigesprochen. Doch noch vor Ablauf eines Monats brachte man den Gentleman, der in dem Gasthaus abgestiegen, seinen Livreebedienten und den Freigesprochenen — alle drei gefänglich nach dem Platz zurück, weil sie sich einen bewaffneten Raubangriff auf einen Postwagen erlaubt hatten. Es stellte sich nun heraus, daß die Vertheidigung vor dem Schwurgericht ein unter dem saubern Kleeblatt schlau abgekarteter Handel gewesen und daß die Spießgesellen auf diese Weise ihren unglücklichen Kameraden hatten retten wollen.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Blattläuse.) In Frankreich hatte man die Erfahrung gemacht, daß betheerte Decken bei der Anzucht von Frühgemüsen alle Sorten von schädlichen Insecten von den Pflanzen abhalten und die ersteren völlig davon verschont bleiben. Aus dieser Ursache sind vergleichende Untersuchungen bei Anpflanzungen von allerlei Kohlsorten, Raps ꝛc. gemacht worden und haben zu befriedigenden Resultaten geführt. Man nimmt zu diesem Zweck Hobelspäne, tränkt diese möglichst derb mit Theer und streut diese dann zwischen den Kohlpflanzen aus.

Denksprüche.

Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie
Die fürchterlichste Nahrung; ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen.

Thränen der Reue! der Verirrten Zierde!
Thränen, Thränen, ihr stammt von oben! wenn ihr
Flüstert, winken Engel dem edlen Traurer
Sanfte Versöhnung.

Zweisilbige Charade.

Da, wo man seufzet, jammert, klagt,
Ist sicher die Erste zu finden.
Doch ruhig, Mensch, und unverzagt,
Du wirst sie gewiß überwinden.

Die Zweite rauscht im Thale dort
Und theilet die silbernen Wogen,
Die fließen still dann oben fort
Und stürzen nach unten im Bogen.

Wenn jemals dich drohende Räuber umgeben,
Dann rette durch's Ganze dein theueres Leben. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 103. Donnerstag, den 28. August **1862.**

Sonett.

Es kann mich nichts auf Erden mehr beglücken,
Als wenn in kühnem glücklichen Gelingen
Die Töne üppig in das Leben springen,
Mich scherzend diesem Erdenaualm entrücken.

Musik! — im Wort allein schon liegt Entzücken! —
Wie wenn, getragen von des Wohllauts Schwingen,
Die Töne zaubernd aus der Tiefe dringen,
Harmonisch sich umarmen und umstricken,

Den Grazien gleich, sich aneinander schmiegend,
Dann tändelnd, scherzend, Küss' um Küsse tauschend,
Bald wie der Strom, bald wie der Eichwald rauschend,

Wie Wellenschlag, sich schaukelnd und sich wiegend:
So spiegelt sich im Zauberreich der Töne
Das Wahre bald, das Gute, bald das Schöne.

Abel.

Eine Ehrensache.

(Schluß.)

Während des Vorfalls waren die sämmtlichen Passagiere, halb angekleidet und von Entsetzen ergriffen, auf das Deck geeilt. Sobald die Boote das Wasser berührten, stürzten sich Männer und Weiber, Weiße und Schwarze, in wilder Verwirrung dem Bord zu. Aber der Kapitän, unterstützt von seinen vier kräftigen Matrosen, stieß sie heftig zurück.

„Halt! halt!" schrie er mit Donnerstimme. „Es muß hier die Ordnung eines Leichenbegängnisses beobachtet werden. Zuerst die Frauen und die Kinder; dann die Greise. Reichet die Hand der Sennora Arguellas und dann der Donna Antonia, ihrer Tochter! — Vorwärts!"

Als das junge Mädchen, mehr todt als lebendig, hinabsteigen wollte, brach ein Feuerstrahl durch eine Lucke. Die Passagiere stießen einen Angstschrei aus, und Dupont, sich gewaltsam einen Weg zur Leiter bahnend, stieß Antonia so heftig zur Seite, daß er sie ohne den schnellen Beistand Starkey's in das Meer geschleudert haben würde.

„Zurück, Elender! — Zurück, Memme!" schrie der Capitän, außer sich gebracht durch die Gefahr des jungen Mädchens. „Matrosen," rief er darauf seinen Leuten zu, „den Ersten, der die Ruhe stört, werft in das Meer!"

„Ja! Ja! Capitän!" antworteten sie entschlossen.

Durch diese furchtbare Drohung wurde die Ordnung schnell wieder hergestellt. Mit den Weibern und Kindern gefüllt, hatte die Schalnppe ihre Ladung.

„Abgestoßen!" gebot der Capitän. Da ertönte ein schwerer, von ihm verstandener Seufzer, und rasch ließ er noch den Sennor Arguellas hinabsteigen.

Bald hatte auch die zweite Schaluppe ihre Ladung. Die farbigen Männer, mit Ausnahme eines einzigen, und die drei Amerikaner bildeten sie.

„Sie sind ein edles Herz," sagte, die Hand des Capitäns ergreifend, im Augenblicke des Hinabsteigens Desmond, „und ich war wahnsinnig —"

„Jetzt ist nicht Zeit zu schönen Worten," sagte Starkey und wollte eben den Befehl geben, abzustoßen, als sein Blick auf mich fiel, der stumm und regungslos an die Brüstung gelehnt dastand.

„Halt!" rief er. „Hier ist noch ein

Digitized by Google

junger Mensch, der die Last nicht sehr vermehren wird!"

Wir stießen ab und es blieb nun nur noch das letzte Boot, das kaum acht Menschen zu fassen vermochte, während sich an Bord außer den zwei Matrosen, die schon darin waren, noch Lieutenant Arguellas, Herr Dupont, ein Farbiger, vier Matrosen und der Capitän befanden. Indeß wurden schnell Alle, mit Ausnahme des Letzteren, hineingelassen.

„Ist noch für Einen Platz?" fragte der Capitän hinunter.

„Da Sie es sind, gern, obgleich wir schon furchtbar beladen sind!"

„Wartet einen Augenblick. Ich kann das Schiff nicht verlassen, so lange noch eine Seele auf demselben lebt!"

Damit ging er rasch nach dem Vorderdeck, holte den noch immer bewußtlosen Urheber des Brandes und ließ ihn in das Boot hinab. Dann rief er: „Jetzt fort und rettet Alle!"

Die Ruder wurden in Bewegung gesetzt, das Boot entfernte sich.

Capitän Starkey, der jetzt allein an Bord geblieben war, rief dem vordersten Boote zu:

„Man muß uns vom Lande bemerkt haben. Begegnet Ihr einem Boote, so sagt, daß es sich beeilen soll. Noch bleibt mir eine Hoffnung!"

In furchtbarer Erwartung sah ich starr nach dem brennenden Fahrzeuge, auf dem, von Flammen umzüngelt, der wackere Mann stand, dem wir Alle unsere Rettung verdankten; da fragte an unserer Seite eine Stimme:

„Was ist das für ein Schiff?"

Ein Boot kam vom Lande, ein anderes folgte, Rettung nahte! Eine Stimme antwortete:

„Der „Neptun", Capitän Starkey; er selbst ist noch an Bord!"

Ich fügte nun rasch hinzu:

„Hundert Pfund Sterling dem Boote, das den Capitän rettet!"

Es bedurfte kaum eines solchen Sporns, die wackeren Leute anzufeuern, die zum Glück keine Ahnung von der Gefahr hatten, die ihnen selbst bei dem Rettungswerke durch das Pulver drohte, sonst würde selbst die Aussicht auf die Belohnung kaum hinreichend genug gewesen sein.

Das Feuer schlug jetzt aus allen Lucken in hellen Flammen heraus und bald mußte es das Pulver erreicht haben. Der Gedanke betäubte mich so, daß ich mit einem Schrei bewußtlos auf den Boden des Bootes sank.

Ich wurde durch die furchtbare Explosion des in die Luft fliegenden Schiffes aus meiner Erstarrung emporgerissen, und wenige Secunden später stürzten flammende Trümmer rings um uns nieder, uns durch ihren Fall mit neuen Gefahren bedrohend.

War der Capitän gerettet? Ich wagte nicht, danach zu fragen, da ertönte sein Zuruf von einem der Boote, die ich dem Schiffe hatte zurudern sehen. Wir Alle bezeugten ihm durch lautes Jubelgeschrei unsere Freude und Entzücken über seine so wunderbare Erhaltung.

In Kingston wurde dem Capitän ein öffentliches Mahl veranstaltet und ihm ein werthvolles Silberservice als Geschenk überreicht. Nachdem er seinen Dank dafür ausgesprochen hatte, sagte er:

„Ich glaube Ihnen bei dieser Gelegenheit die Erklärung schuldig zu sein, weßhalb ich so hartnäckig das Duell mit Herrn Dupont verweigerte. — Sehr jung eine Waise geworden, nahm eine Tante sich meiner Erziehung mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt an. Sie lebte in der glücklichsten Ehe, doch diese wurde gewaltsam zerrissen, indem ihr Gatte im Duell blieb. Das Ereigniß, welches die traurigsten Folgen für meine Tante hatte, machte einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich mir das feierliche Versprechen gab, mich nie und unter keinen Umständen zu duelliren; und ich bin fest entschlossen, dies Gelübde auch ferner wie bisher zu halten."

So war uns denn die Erklärung des bis dahin unbegreiflichen Geheimnisses gegeben, und zwar auf eine Weise, welche die allgemeine Achtung für diesen Mann nur vermehren konnte, der mit so kaltblütiger Todesverachtung eben erst das Leben zahlreicher Mitmenschen gerettet und mit noch größerem Muthe den Schein der Feigheit ertragen hatte.

Digitized by Google

Der Suezkanal.

Die Allgemeine Zeitung enthielt vor einiger Zeit zwei größere Aufsätze über das bekannte Lesseps'sche Project, aus denen wir das Bemerkenswertheste über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand des Werkes unseren Lesern mittheilen wollen.

Das große Project, den Isthmus von Suez zu durchstechen und europäischer Civilisation einen neuen, kürzeren Weg nach dem Osten zu eröffnen, wurde im Jahre 1852, als Herr v. Lesseps die Welt mit dieser Idee überraschte, enthusiastisch von Europa aufgenommen. Sogar die Pforte, von welcher die Concession zur Gründung der internationalen Actiengesellschaft erbeten wurde, war anfangs der Sache günstig gestimmt, bis die Engländer, den politischen Kern des Projectes durchschauend, sie mit Mißtrauen dagegen erfüllten und zu hartnäckigem Widerstande aufstachelten. Trotzdem kam im Jahre 1854 zwischen den Franzosen und dem Vicekönig von Aegypten eine Uebereinkunft zu Stande, wonach eine internationale Actiengesellschaft gegründet werden sollte, um 1) zwischen dem Meerbusen von Pelusium und dem Rothen Meere einen maritimen Kanal zu graben und 2) durch Süßwasserkanäle den Nil mit dem Timsahsee (Krokodilensee), Pelusium und Suez zu verbinden. Ihre volle politische Bedeutung aber erhielt diese Convention erst durch den Zusatzartikel, wonach der zu bildenden internationalen Gesellschaft alle durch die Süßwasserkanäle urbar zu machenden Ländereien auf neunzig Jahre gegen Entrichtung der landesüblichen Steuern mit dem Vorrecht zugesprochen wurden, in den neu zu gründenden Ortschaften und Städten den Sicherheitsdienst selbst zu üben.

Die Tragweite dieser Bestimmung wurde zunächst von den Engländern erkannt. Das Kanalproject verliert unter diesen Verhältnissen seine nationalökonomische Bedeutung und erscheint mehr als eine geschickte Einleitung zur Besitzergreifung Aegyptens von Seiten Frankreichs, denn als ein civilisatorisches Werk europäischer Humanisten. Denn durch den obenerwähnten Vertrag tritt die Compagnie in den unbeschränkten Besitz von fast einem Fünftel des culturfähigen Aegypten mit dem gewichtigen Privilegium ein, in diesen Ländereien nach eigenen Gesetzen und unabhängig von Konstantinopel und Kairo schalten und walten zu dürfen. Da die Gesellschaft von Franzosen gegründet worden, den Sitz ihres Verwaltungsrathes in Paris hat, bis noch vor Kurzem nur mit französischem Capitale arbeitete, ihre Beamten durchgehends Franzosen sind und der Kaiser Napoleon III. sich zu ihrem Protector erklärt hat, so ist es selbstverständlich, daß sie ein Werkzeug politischer Agitation in der Hand des französischen Imperators ist. —

Hieraus erklärt sich der Widerstand, welchen England dem Werke entgegensetzt. Obgleich die englischen Staatsmänner von Anfang an die politische Bedeutung der Unternehmung erkannt hatten, so nannten sie doch das Kind nie bei seinem wahren Namen, sondern suchten theils durch Hinweisung auf die technischen Schwierigkeiten die Ausführbarkeit des Baues in Zweifel zu ziehen, theils durch die gefahrvolle Schifffahrt im Rothen Meere die Rentabilität in Frage zu stellen; aber wie viel Broschüren auch von englischen Ingenieuren in diesen beiden Richtungen, sowie über die „collines mouvantes", über das mangelnde Baumaterial und über die Unmöglichkeit, einen Mittelmeerhafen zu gründen, geschrieben worden sind, — auf Wahrheit können diese Auslassungen keinen Anspruch machen.

Der Verfasser unseres Aufsatzes hat sich durch Augenschein an Ort und Stelle überzeugt, daß die Steinbrüche von Geneffe Baumaterial in Ueberfluß liefern, daß sich auf der ganzen Strecke des Kanals Holz und Wasser vorfindet und an vielen Stellen hydraulischer und fetter Kalk gewonnen wird. Außerdem ist der Charakter der Isthmuswüste ein ganz eigenthümlicher, von der Sand- oder Steinwüste gänzlich verschiedener. Niederes Holz in Büschen findet sich überall, und der in Mitte des Kanals gelegene Timsahsee, der zum Centralhafen genommen wird, ist mit Bäumen und Sträuchern dicht bewachsen. Die Bohrlöcher lieferten an verschiedenen Stellen unter einer dünnen Schichte von Sand eine Schichte von Nilschlamm, deren Mächtigkeit 4 bis 6 Meter beträgt. Auch an Arbeitern ist kein Mangel, denn

Digitized by Google

die Gesellschaft zahlt jedem Araber täglich 7 Piaster (ungefähr 42 Kreuzer rhein.), während der landesübliche Arbeitslohn seither nur 1 bis 2 Piaster betrug. Auch die collines mouvantes (der Flugsand) bereiten der Ausführung des Werkes keine Schwierigkeit, denn die vor zwei Jahren eingeschlagenen Markirblöcke sind noch überall sichtbar. Dagegen hat die hervorgehobene Unmöglichkeit, in der Bucht von Pelusium einen Hafen zu gründen, ihre Berechtigung; allein man hat bereits ein Auskunftsmittel gefunden und will den Hafen auf die Landzunge verlegen, welche das mittelländische Meer vom Menzahlesee trennt. Glücklicher sind die Engländer mit der Behauptung gewesen, daß die Schifffahrt in dem Rothen Meer eine höchst gefahrvolle sei.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Nach den Mittheilungen des Herrn Oberamtmanns Rothe besteht die erfolgreichste Mastungsmethode des Rindviehes und der Schafe in Folgendem: Man muß das Futter in möglichst trockenem Zustande verabreichen, den Zusatz von Oelkuchen nicht im Saufen auflösen, sondern in Pulverform mit dem Futter geben und dasselbe anfangs mit 1/4 Pfund, später steigend bis zu 1/2 Pfund Leinöl anfeuchten. Besonders dieser Oelzusatz verkürzt die Mastungsperiode um fast einen Monat, indem sich dabei eine tägliche Gewichtzunahme von 3 1/2 Pfund per Stück Rindvieh ergibt, während ohne Oelzusatz die tägliche Zunahme nur ungefähr 2 1/2 Pfund beträgt. Als Saufen ist blos klares Wasser zu verabreichen, damit die Thiere nicht mehr saufen, als zur Stillung des Durstes nothwendig ist.

Lebensphilosophie.

Wenn auch Bücher nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch.

Vertrauen ist die schönste Blüthe der Liebe; fehlt der Liebe dieses lebendige, feste, unerschütterliche Vertrauen, so ist sie wie ein schöner, starker Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen sind; ein leichter Windstoß kann ihn umstürzen.

Verschiedenes.

Zu Armbändern und Brochen nimmt man neuerdings gern gravirte Steine und hat z. B. Haararmbänder, deren Flechten abwechselnd von gravirten Steinen unterbrochen werden. Dazu ist die aus der Medicäerzeit stammende Mode wieder sehr in Aufnahme gekommen, den Steinen durch den Anfangsbuchstaben ihres Namens eine Bedeutung zu geben, welcher Buchstabe mit den Lettern eines Vornamens übereinstimmen muß. Macht man z. B. einer jungen Dame, welche den Namen Rosa führt, ein solches symbolisches Armband zum Geschenk, so kann dasselbe aus den aufeinanderliegenden, durch eine Goldkette verbundenen Steinen bestehen: Rubin, Opal. Saphir. Ganz neu und sehr gesucht sind die Halsbänder, Kämme und Ohrringe im venetianischen Styl, d. h. aus lauter größeren und kleineren Kugeln von Korallen und Gold, zuweilen auch mit Amethisten, Smaragden oder Perlen verziert. Sehr eigenthümlich ist die Wiederholung der Mode, Gürtel aus russischem Leder zu tragen, doch sieht man dieselben meistens zu den Reise- und Landanzügen, zu Kleidern aller Art, am liebsten aber zu Jäckchen und Röcken nebst Chemisetts. Diese Gürtel dürfen wohlgemerkt nur aus russischem Leder sein, haben kein Schloß und werden mit einer doppelten Klappe geschlossen. Ebenso tragen die Damen zu diesen einfachen und leichten Anzügen keine goldenen Uhrketten, sondern anstatt deren feine, netzartige Ketten aus russischem Leder geflochten — die goldenen Ketten bleiben zu den Staatstoiletten aufgespart.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 102:

Nothwehr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 104. Samstag, den 30. August **1862.**

Sonett.

Ein süßes Bild erfüllet meine Seele,
Von Lieblichkeit und Anmuth übergossen,
Von Veilchenduft und Rosenglut umflossen,
So liebewarm, wie's Lied der Philomele.

O ewigtheure, reizende Adele!
Frisch-blühend, kaum dem jungen Mai entsprossen,
Hat Dich des Todes kalter Arm umschlossen,
Zog Dich hinab in seine graufe Höhle.

Verklärter Schatten! — sieh', mit Händefalten
Lieg' ich, von Schmerz gebeugt, zu Deinen Füßen,
Das Herz voll bitt'rer Thränen, die Dir fließen.

Was that ich euch, ihr zürnenden Gewalten,
Daß mich der Zorn rachsücht'ger Eumeniden
Betrogen um mein Glück, um meinen Frieden?

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

Auf dem Hofe des königlichen Marstalls zu Berlin war heute ein reges Leben und Treiben; mitten unter seinen Untergebenen stand der Leibkutscher Friedrichs des Großen, ein stattlicher Mann mit einem wohlgenährten, rothen Gesichte und gab seine Befehle zu der morgigen Vermählungsfeierlichkeit der Nichte seines Herrn mit dem Erbstatthalter der Niederlande. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich der König gern, wenn er auch sonst überaus sparsam war. Das wußte der alte, treue Leibkutscher Pfund, der schon manches Jahr mit ihm gut gefahren war und genau ihn kannte. Deßhalb sah er mit eigenen Augen überall nach und ließ die Wagen und Pferde eine strenge Musterung passiren. Wehe dem Stallknecht, der nicht das ihm untergebene Gespann so sauber hielt, daß auch nicht ein Stäubchen daran zu finden war; denn der alte Pfund konnte sehr grob werden, und wo er mit seinen gewichtigen Fäusten hinschlug, da wuchs kein Gras mehr. Sonst war's ein herzensguter Mann und der ganze Marstall liebte ihn wie einen Vater.

Die heutige Revue schien zu seiner Zufriedenheit ausgefallen zu sein, denn er schmunzelte und ließ nur von Zeit zu Zeit ein kleines Donnerwetter gegen einen oder den andern Stallbuben los, der nicht seine Pflicht gethan. Aber beim Anblick des goldenen Krönungs-Wagens, in dem das hohe Brautpaar sitzen sollte, verklärte sich das dicke Gesicht und glänzte wie die Spiegelscheiben der Kutsche im hellen Sonnenlichte, und als gar die sechs Prachtschimmel mit dem roth-sammetnen Geschirr und den wehenden Federbüschen vorgeführt und zur Probe angespannt wurden, da konnte er es sich nicht versagen, auf den Bock zu steigen und zwei Mal um den Hof zu fahren. In diesem Augenblick kam er sich fast so bedeutend vor wie der König selbst, den er doch für den größten Mann auf der Erde hielt. Nachdem er so seine Lust gebüßt, rief er einen Stallknecht, dem er die Zügel zuwarf, worauf er mit großer Würde sich im Kreise umschaute, um den Zoll der Bewunderung von allen Anwesenden entgegenzunehmen.

„Das wird morgen ein schöner Tag werden", wagte einer seiner Untergebenen zu bemerken.

„Will es meinen", entgegnete der Leibkutscher. „Ich hoffe, mit meinem Fahren alle Ehre einzulegen."

„Und die Trinkgelder, die es absetzen wird."

„Die ästimire ich weniger als die Ehre

Digitized by Google

und meine Reputation. Geld ist eine schöne Sache, aber die Glorie ist mir lieber. Wenn der König sagen wird: „„Pfund, ich bin mit Dir zufrieden!““ so ist es mir mehr werth, als tausend Ducaten.“

„Aber das schöne Essen und Trinken ist auch nicht zu verachten.“

„Allerdings nicht, und ich hoffe, ihm alle Ehre anzuthun, da Seine Majestät mir noch den Special-Auftrag gegeben hat, den Leibkutscher des Herrn Erbstatthalters zu tractiren. Werde nicht manquiren, ein ordentliches Essen im „König von Portugal“ zu bestellen, damit der Holländer sieht, daß wir Preußen auch zu leben wissen. Wir wollen uns einmal sehen lassen.“

„Auf Rechnung des Königs?“

„Versteht sich, und der alte Fritz läßt sich bei solchen Affairen nicht lumpen. Ich weiß, wie er es gern hat. Das Tractament, das ich gleichsam in seinem Namen gebe, soll sich gewaschen haben. Der ganze Marstall ist hiermit eingeladen, mit Ausnahme der Stallbuben, was sich auch nicht schicken würde.“

Bei diesen Worten erhob sich ein lautes Jubelgeschrei auf dem Hofe, das gar nicht enden zu wollen schien.

„Gut, schon gut!“ winkte gnädig der Beherrscher des Stalles und schickte sich an, in seine Wohnung zurückzukehren, nachdem er nochmals seinen Untergebenen für den morgenden Tag die strengste Pünktlichkeit und Sauberkeit eingeschärft hatte.

Als er in die Stube trat, fand er seine Frau im eifrigen Gespräche mit einem Fremden, der seinem Aussehen und seiner Tracht nach ein Geistlicher vom Lande schien.

„Vetter Frommberg!“ sagte Madame Pfund, den Besuch vorstellend. „Ich hab' Dir schon oft von ihm erzählt.“

„Freut mich“, entgegnete der Leibkutscher, dem Pastor die derbe Hand entgegenstreckend, „freut mich, Sie einmal bei uns zu sehen. Sind wohl auch gekommen, den Spektakel morgen anzusehen, wo unsere allergnädigste Prinzessin sich mit dem Erbstatthalter von Holland verheirathet?“

„Wäre mir zwar ein groß Plaisir“, entgegnete der geistliche Herr, „solcher Feierlichkeit mit beizuwohnen, bin aber leider verhindert, da meine Gemeinde schon zu lange Zeit des Hirten entbehrt, weßhalb ich schleunig den Rückweg antreten und auf dies Vergnügen verzichten muß. Habe keine Zeit, wollte mir aber dennoch nicht verfagen, meine Frau Base, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen habe, einmal zu besuchen, da ich ohnehin in der Residenz zu thun hatte.“

„Das ist schön und es freut mich um so mehr, da es mir und meiner ganzen Familie zur besonderen Ehre gereicht, einen so gelehrten und studirten Herrn zur Verwandtschaft zählen zu können.“

Diese Worte kamen aus der ganzen Seele des Leibkutschers, der, trotzdem ihm selber jede Bildung fehlte, die höchste Achtung vor dem Gelehrtenstand empfand und deßhalb sich nicht wenig geehrt durch den Besuch des Pastors fühlte. Im Laufe des Gesprächs erzählte dieser von seinen Verhältnissen, die eben nicht die allerbesten waren. Wie die meisten Landgeistlichen hatte er eine überaus zahlreiche Familie und dabei ein sehr geringes Einkommen, gerade hinreichend, um nicht zu verhungern. Vergebens war er bei dem Consistorium um eine bessere Stelle eingekommen, er wurde stets abschläglich beschieden und Andere ihm vorgezogen, die gute Vettern hatten und die Hinterthüren kannten, durch die man zu einem bessern Amt gelangt. In seiner Verzweiflung hatte er sich auf den Weg nach Berlin gemacht, um durch persönliche Vorstellung seine Angelegenheiten zu fördern, ohne deßhalb glücklicher gewesen zu sein. An leeren Versprechungen und Vertröstungen hatte man es nicht fehlen lassen, aber sonst ihn wie früher mit seinen Bitten abgewiesen. Der ehrliche Leibkutscher hörte mit der größten Theilnahme dem Pastor zu, der ihm seine Noth klagte und seinem gepreßten Herzen Luft machte.

„Aber warum“, fragte Pfund, „wenden Sie sich nicht an den König?“

„Wo denkt Ihr hin?“ entgegnete der bescheidene Pastor. „Mir fehlt die nöthige Courage und dann hat der König andere Dinge im Kopf, als mir eine bessere Pfarre zu verschaffen.“

„Sie sollen aber doch den König sprechen und die beste Pfarre in ganz Preußen haben.“

„Wie sollte das möglich sein!“

„Das werde ich schon machen — verlassen

Digitized by Google

Sie sich nur auf mich. Wenn Ihnen der alte Pfund ein Wort sagt, so können Sie darauf Häuser bauen."

„Aber sagt mir nur, wie Ihr es machen wollt?"

„Das ist meine Sache; kümmern Sie sich um Nichts, und wenn ich nicht Wort halte, so will ich mein Lebtag nicht mehr die Zügel in die Hand nehmen und den großen Friedrich fahren."

Der bescheidene Pastor dankte im Voraus seinem Beschützer, auf dessen Versprechungen er indeß keine allzugroße Hoffnung setzte. Nachdem er noch an dem Mittagbrode der Familie auf die dringende Einladung seiner Base Theil genommen, empfahl er sich, um den Rückweg nach seinem Dorfe anzutreten, trotzdem ihn der Leibkutscher herzlich nöthigte, noch einen Tag zu bleiben und die Vermählungsfeierlichkeit mit anzusehen. Aber die Sehnsucht nach seiner zurückgelassenen Frau und den Kindern, verbunden mit seinem strengen Pflichtgefühl, ließen ihm keine Ruhe, so daß er, doch immer noch mit schwerem Herzen, von seinen neuen Freunden Abschied nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Suezkanal.

(Schluß.)

Das Rothe Meer gehört in der That zu den klippenreichsten der Welt, und die Schifffahrt mit Segelschiffen wird auf demselben durch seine geringe Breite und die heftigen Stürme, welche es fast immer bewegen, ganz unmöglich gemacht. Der maritime Kanal wird daher auf den Welthandel von verhältnißmäßig geringem Einfluß sein. Voluminöse und wohlfeile Waaren werden nach wie vor den Weg um das Cap der guten Hoffnung nehmen, da die Frachtenpreise mit Segelschiffen viel billiger als mit Dampfschiffen sind, und die Assecuranzprämie für das Rothe Meer sechs Mal so hoch ist als für die alte Wasserstraße. Nur für Luxusartikel dürfte der Kanal benutzt werden, bei welchen die Verzugszinsen, welche die längere Reise verursacht, in Betracht kommen. Allein für diese ist der kürzere Weg bereits eröffnet. Suez und Alexandria sind durch eine Eisenbahn verbunden, und die Transportspesen zu Lande sammt den Umladungskosten stellen sich kaum höher, als die Durchzugsgebühr durch den neuen Kanal. Der große Irrthum der englischen Regierung, hieraus einen Schluß auf die Rentabilität der Unternehmung zu ziehen, liegt darin, daß nicht der maritime Kanal als die Haupteinnahmsquelle der Gesellschaft angesehen werden kann, sondern die mit Hülfe der Süßwasserkanäle zu cultivirenden Ländereien eine wahre Goldgrube für die Compagnie zu werden versprechen. Die großen Gebietsstrecken, welche den Franzosen durch die Convention abgetreten wurden, sind an ihrer Oberfläche mit Nilschlamm bedeckt und zeigen deutlich, daß der Aegypten befruchtende Fluß einstens seinen Lauf durch diese Gegend nahm. Nur weniger Kanäle bedarf es, und die Isthmuswüste verwandelt sich in die üppigste Landschaft, das Land zwischen Kairo und dem Timsah in die ergiebigsten Felder.

Da die zwischen dem Vicekönig von Aegypten und der Compagnie abgeschlossene Convention von Seiten der Pforte noch nicht sanctionirt wurde, so ist die Kanalfrage nach der rechtlichen Seite hin noch eine offene; aber darum scheinen sich die Franzosen wenig oder gar nicht zu kümmern und setzen ihre Bauten unter dem Titel „Travaux préparatoires" rüstig fort. Die Befehle, die Arbeiten einzustellen, welche seither von Konstantinopel kamen, wurden nicht befolgt. Selbst die Conferenz von 1859, in welcher unter dem Vorsitze des Großveziers die Kanalfrage von den Gesandten der europäischen Großmächte entgiltig entschieden werden sollte, hat die Arbeitseinstellung nicht zur Folge gehabt, denn obgleich England in dieser Conferenz Sieger blieb und die Pforte mit Frankreichs Zustimmung der ägyptischen Regierung den Befehl ertheilte, die Fortsetzung der Arbeiten selbst durch Waffengewalt zu verhindern, so wurde auch jetzt Herr v. Lesseps von Paris aus verständigt, auf seinem Posten auszuharren, und die französischen Ingenieure, Herr v. La Roche an der Spitze, erklärten, sich lieber todtschlagen zu lassen als die begonnenen Bauten einzustellen.

Diese Erklärung genügte dem Vicekönig,

Digitized by Google

um den erhaltenen Befehl trotz Englands Drängen nicht zu vollziehen. Ob die Vorstellungen des französischen Generalconsuls oder die Furcht vor den Consequenzen einer Niedermetzelung französischer Unterthanen Said-Pascha bewogen haben, der Sache ihren Lauf zu lassen, vermögen wir nicht zu entscheiden; doch können wir versichern, daß die sogenannten „Travaux préparatoires“ keinen Augenblick unterbrochen wurden. England sah ein, daß es auf diplomatischem Wege nichts erreiche, und verzichtete endlich darauf, dem Kanalbau in der bisherigen Weise entgegenzutreten. Lord Palmerston erkannte bald, daß nur eine englische Flotte die Fortschritte einer Unternehmung aufhalten könne, welche für Frankreich das zu werden verspricht, was die ostindische Compagnie für das englische Mutterland wurde. Allein so energische Mittel waren nicht nach dem Geschmack dieses Diplomaten; sie konnten zum Aeußersten führen und den Weltfrieden in bedenklicher Weise compromittiren. Hrn. v. Lesseps ist es in diesem Jahre gelungen, den Vicekönig von Aegypten für das Unternehmen vollständig zu gewinnen und denselben sogar zu bewegen, Actien für 90 Millionen Franken zu zeichnen. Der Bau wird nun im großen Maßstab betrieben. 2800 Europäer aus aller Herren Ländern und 10,000 Araber sind bei den Arbeiten in Verwendung, welche unter der Leitung erfahrener Ingenieure kaum gehoffte Resultate erzielen.

Lebensphilosophie.

Die Natur, es sei als Wirkung oder als wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes über uns.

Kein Loos, welches auch den Menschen treffe, ist an sich böse; nur der Mensch ist oft zu böse für sein Loos.

Verschiedenes.

Die chemischen Telegraphen beruhen auf der Zersetzung gewisser Stoffe durch den elektrischen Strom und zwar muß diese Zersetzung durch Farbenveränderung sichtbar werden. Dieses Gebiet der Telegraphie ist noch einer großen Ausbildung fähig und verspricht Wunderbares zu leisten. Ja sie leistet schon Wunderbares. So befindet sich z. B. gegenwärtig im Londoner Ausstellungsgebäude ein genial construirter elektro-chemischer Drucktelegraph des Italieners Bonelli. Neben demselben sitzt ein flinkes Mädchen und setzt aus dem zahlreichen Vorrathe gothischer, griechischer, lateinischer und anderer Lettern (gewöhnliche Buchdruckerlettern) die aufgegebene Depesche mit zierlicher Gewandtheit. Die gesetzte Depesche gelangt mittelst einer Art Schlittenvorrichtung, nachdem das chemisch präparirte Papier aufgelegt worden ist, unter die wirkende Nadelvorrichtung, der Strom influirt und im Moment sind auf der Ankunftstation auf einem ebenfalls präparirten Papierstreifen die Charaktere in angenehmer Sepiafärbung zu lesen, welche auf der Abgabestation eben erst gesetzt worden waren.

„He, Meister Bader,“ sagte ein wohlhabender Bauer zu seinem Barbier, „das Getreide ist ja jetzt so wohlfeil, Ihr könnt mich nun um den halben Preis rasiren!“ — „Kann nicht sein, Meister Speck“, versetzte der Bader, „ich sollte sogar jetzt den doppelten Preis verlangen, denn wenn das Korn billig ist, machen die Bauern so lange Gesichter, und ich muß dann zwei Mal so viele Fläche abschaben.“

Zweisilbige Charade.

Mein erstes Silbenpaar,
Besiegelt am Altar,
An Sorge, Noth und Kindern reich,
Bleibt vor- und rückwärts stets sich gleich.
Vor Tag sank auf die Bahr
Mein zweites Silbenpaar.
Gemessen streng war seine Lebenszeit;
Gestorben lebt es in der Vergangenheit.
Mein Ganzes schwand auf gleicher Bahn,
Unwiederkömmlich ging's voran. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 105. Dienstag, den 2. September 1862.

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage hatte der Leibkutscher so viel zu thun, daß er fast den armen Pastor und sein ihm gegebenes Versprechen vergaß. Alles ging aber nach Herzenswunsch, und wie er in der neuen Uniform mit der großen Perrücke auf dem Bock so stattlich saß und das fürstliche Brautpaar unter dem Jubel des Volkes zur Kirche fuhr, da hätte er mit keinem Könige der Welt getauscht.

Am Tage war er ganz Würde und Respect, dafür ließ er sich am Abend um so heiterer gehen, als er den Leibkutscher des Erbstatthalters, seinen Collegen, bewirthete und die Honneurs an der Tafel machte. Er ging mit gutem Beispiel seinen Gästen voran und aß und trank aus Leibeskräften, daß sein rothes Gesicht noch röther wurde und wie ein wahres Freudenfeuer leuchtete. Ein Glas nach dem andern leerte er auf das Wohl des großen Königs und der Neuvermählten, bis er nicht mehr wußte, was er that. Aus lauter Vaterlandsliebe und um sich zu zeigen, schonte er kein Geld. Die theuersten Gerichte wurden von ihm bestellt, die feinsten Weine anbefohlen und mehr als hundert Flaschen Champagner gab er seinem Collegen und dem schönen Feste zu Ehren, so daß die Rechnung des schmunzelnden Wirthes zu einer ansehnlicheren Summe anschwoll, als dem sparsamen Monarchen lieb war. Darum kümmerte sich indeß der weinselige Pfund nicht, der sich nicht lumpen lassen wollte.

Am andern Morgen erwachte er mit einem dumpfen Kopfschmerz; er konnte sich gar nicht erinnern, wie er eigentlich in sein Bett gekommen war. Erst nachdem er sich mit eiskaltem Wasser gehörig den Kopf begossen, kam er zur Besinnung und war wieder ganz der Alte.

Der König hatte ihn rufen lassen, wie er glaubte, um mit ihm wegen der nahe bevorstehenden Revue in Schlesien zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm auch der Pastor ein und er nahm sich vor, ein gutes Wort für den Vetter seiner Frau einzulegen. Als er aber in das Schloß kam und das Gesicht des Königs sah, da verging ihm alle Lust dazu. Der große Friedrich trat seinem Leibkutscher mit einer Miene entgegen, vor der selbst der Muthigste erschrack; sein blaues Herrscherauge blitzte und die Furchen auf seiner sonst so klaren Stirn deuteten wie dunkle Wolken auf ein furchtbares Donnerwetter. In der einen Hand hielt er die Rechnung, welche der Gastwirth zum „König von Portugal" eingereicht hatte, in der andern den bekannten Krückenstock, der zuweilen hart genug auf dem Rücken seiner Diener tanzte.

„Kerl!" rief ihm der zornige König schon von Weitem entgegen, „was hat Er sich unterstanden?"

„Ihro Majestät!" stammelte der erschrockene Pfund, „ich weiß von Nichts!"

„So zu fressen und zu saufen! Es ist unerhört. Leberpasteten, Fasanen und mehr als hundert Flaschen Champagner zu bestellen! Er ist ein insolenter Taugenichts und verdient, daß ich ihm hundert Hiebe für jede Flasche aufzähle und zum Teufel jage."

Während der König sprach, verwendete der Leibkutscher keinen Blick von seinem Gesichte. Ein leises Zucken um die Mundwinkel seines Herrn verrieth, daß er trotz seines Zornes doch innerlich lachen mußte. Pfund kannte den König und wußte, wie ihm beizu-

Digitized by Google

kommen war. Hätte er irgend eine Entschuldigung gestammelt und seine Verwirrung gezeigt, so wäre er verloren gewesen; nur durch Dreistigkeit und einen guten Witz konnte er sich retten und das Donnerwetter beschwören.

„Glauben vielleicht Ihro Majestät," sagte er darum schnell gefaßt, „daß der Leibkutscher des Erbstatthalters eben so ein armer Teufel ist wie ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner. Was sollte ich ihm anders vorsetzen?"

Das Zucken um die Lippen des Königs verwandelte sich in jenes unwiderstehliche Lächeln, womit er jedes Herz gewann.

„Gut!" fügte er hinzu. „Ich will dies Mal Gnade für Recht ergehen lassen; aber künftig, wenn Er wieder einen Leibkutscher auf meine Rechnung tractiren sollte, so menagiere Er sich und setze ihm Bier oder höchstens eine Flasche Rheinwein vor. Will Ihm nicht zumuthen, daß Er Grüneberger trinkt, den Ich einmal in meinem Leben gekostet habe und nie wieder."

„Will es mir merken," brummte der Leibkutscher.

„Also dies Mal soll es Ihm vergeben sein und Ich werde Seine theure Rechnung noch ein Mal zahlen. Halte Er sich bereit, in acht Tagen gehen wir zur Revue nach Schlesien ab und da soll Er mich wieder fahren."

Damit wandte ihm der König den Rücken, noch ehe er ein Wort zu Gunsten des Pastors vorbringen konnte, was ohnehin nicht an der Zeit gewesen wäre. Deßhalb sparte der ehrliche Pfund, der seinen Herrn kannte, seine Bitte auf eine bessere Gelegenheit auf.

Mochte ihm nun der Schreck wegen dieses Auftrittes in die Glieder gefahren sein, oder waren es die Nachwehen des theuren Schmauses und die Folgen eines verdorbenen Magens, kaum war der Leibkutscher in seiner Wohnung angelangt, so mußte er sich zu Bette legen, weil er von einem heftigen Fieberfrost geschüttelt wurde. Der schnell herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich mit dem Kopf und empfahl dem Patienten vor allen Dingen Ruhe und Schonung, womit der Kranke indeß keineswegs zufrieden war. Er wußte, daß der König zur Revue wollte, und deßhalb bat er den Doctor, ihn spätestens in acht Tagen gesund zu machen, was dieser entschieden ablehnte. Der Gedanke, daß er zurückbleiben und der König mit einem Andern fahren sollte, betrübte den ehrlichen Pfund so sehr, daß sein Uebel sich nur noch verschlimmerte. Auch Friedrich der Große war keineswegs gleichgiltig bei der Nachricht, daß sein Leibkutscher schwer erkrankt sei. Er war einmal an dessen Erscheinung gewöhnt und fuhr selbst auf Reisen mit keinem andern Kutscher gern, als mit seinem alten Pfund. Deßhalb nahm sich der große Menschenkenner vor, den Kranken in seiner Weise zu curiren; er wußte auch, wie er es mit solch einem treuen Diener anzufangen hatte, um ihn wieder gesund zu machen, und rechnete dabei auf die Macht der Willenskraft, welche die Seele zuweilen auf den kranken Körper ausübt. Deßhalb setzte sich der König hin und schrieb eigenhändig einen Brief mit der Aufschrift: „An Meinen lieben Leibkutscher," worin er ihm anzeigte, daß er dies Mal wohl die schlesische Revue aufgeben müßte, weil er mit keinem Andern fahren wolle, als mit seinem braven Pfund.

Das wirkte; denn als das Schreiben dem Kranken auf seinem Lager vorgelesen wurde, weil er selbst nicht lesen konnte, da zuckte es ihm durch alle Glieder und er sprang vor Freuden aus dem Bette, obgleich er noch zuvor sich nicht zu rühren vermochte. Alle Leiden waren vergessen und das Fieber verschwunden, als wenn es weggeblasen worden wäre.

„Bring' mir zu essen," sagte er zu seiner erstaunten Frau, „ich habe wieder meinen alten Appetit."

(Fortsetzung folgt.)

Colt, der Erfinder des Revolvers.

Oberst Samuel Colt, der Erfinder des jetzt weltbekannten Revolvers, starb am 9. Januar d. J. in Hartford, Staat Connecticut, wo er am 19. Juli 1814 geboren war. In seinem zehnten Jahre trat er in die Werkstätte seines Vaters und wurde, nachdem er dort vier Jahre gearbeitet, nach Amherst im Staate Massachusetts in die Schule gesandt. Er lief aber bald daraus fort und fand eine

Digitized by Google

Stelle als Kajütenjunge auf einem Ostindienfahrer; zurück von einer Reise nach Calcutta, trat er als Lehrling in eine Fabrik, wurde dieses Leben aber bald satt und reiste unter dem angenommenen Namen Dr. Coult durch die Vereinigten Staaten und die britischen Besitzungen, Vorlesungen über Chemie haltend. Auf seiner Reise nach Calcutta bekam er die Idee, revolvirende Schießwaffen zu machen; mit dem durch seine Vorträge eingenommenen Gelde vervollkommnete er seine Erfindung, und 1835, wenn erst 21 Jahre alt, erhielt er das erste Patent für seine Revolvers. Es wurde dann eine Gesellschaft gebildet, um mit einem Capital von 300,000 Doll. diese Waffe zu fabriciren, aber der Bedarf war zuerst so unbedeutend, daß 1842 die Compagnie ihre Zahlungen einstellte, und beim Ausbruch des Krieges mit Mexiko war der Vorrath so klein, daß Oberst Colt es für nöthig fand, ein neues Modell zu machen, bevor er die Aufträge der Regierung ausführen konnte. Seitdem hat sich indeß der Bedarf so gesteigert, daß die Fabrik in Hartford, welche über eine Million Dollars kostete, nicht hinreicht, ihn zu befriedigen, trotzdem Oberst Colt in England und Rußland ähnliche Etablissements zur Herstellung von Waffen für die Regierungen errichtete. Oberst Colt's Erfindungsgeist beschränkte sich aber nicht nur auf Waffen, er erfand eine unterseeische Batterie von großer Kraft und Wirkung, und schon 1843 legte er einen unterseeischen Kabel von Coney-Insel im atlantischen Ocean nach New-York und von dem Eingang des Hafens nach der Börse, um die ankommenden Schiffe oder wichtige Nachrichten von Europa mitzutheilen. Oberst Colt, obschon mit geschäftlichen Sorgen überhäuft, nahm immer den regsten Antheil am Wohle seiner Untergebenen; er errichtete für sie bei seinem Etablissement geschmackvolle und bequeme Wohnungen und baute unter Anderem darin eine große öffentliche Halle, worin sie berechtigt sind, von ihm veranstaltete Vorlesungen und Concerte anzuhören. Er war aber nicht wie „Abe Lincoln" dem Enthaltsamkeitsprincip zugethan.

Gemeinnütziges.

(Reinigen der Stempel.) Post-, Amts- und Briefstempel für Druckfarben und Buchdruckerlettern können augenblicklich und vollkommen gereinigt werden, wenn man sie mit wenigen Tropfen Salmiakgeist übergießt und abbürstet. Diese Operation erfordert keine Minute Zeit und ist besonders den Postamtstellen zu empfehlen.

Gedankenspäne.

Man sollte eigentlich voraussetzen, daß Spitzbuben zur Melancholie geneigt sind, da sie sich doch Alles — zu Gemüthe ziehen!

Es ist unerklärlich, wie man dazu gekommen ist, die Institute, denen man sein Geld anvertraut, Banken zu nennen? Unter Bank versteht man doch einen Ruhesitz, die Geldbanken aber gerade sind es, die schon manchen Menschen um die Ruhe seines Lebens gebracht haben.

Verschiedenes.

(Eine gute Antwort.) Der bekannte französische Quellenauffinder, Abbe Richard, war dieser Tage in Austerlitz, um daselbst im Auftrage des Grafen Kaunitz nach Quellen zu suchen. Die Erinnerungen an Kaiser Napoleon im dortigen Schlosse schienen ihn außerordentlich zu interessiren. Als er nun in der Gemäldegallerie sich erkundigte, ob keine Darstellung der Schlacht von Austerlitz da sei, soll ihm ein alter Diener des Schlosses erwidert haben: „Ein Gemälde der Schlacht von Austerlitz brauchen wir nicht. Sehen Sie, ich bin viel mit meinem alten Herrn in Frankreich gereist, habe aber in keiner Gallerie ein Gemälde der Schlacht von Leipzig gefunden."

Zwei Cousinen erschienen in diesen Tagen vor dem Zuchtpolizeigerichte in Paris. Die eine hat der andern eine Ohrfeige gegeben, beide sind von ihren Ehemännern begleitet.

Digitized by Google

Die Verhandlungen des Processes eröffnen in folgender erbaulicher Weise:

Präs. zu dem Gemahl der Klägerin: Wie viel Schadenersatz verlangen Sie für die Ihrer Frau ertheilte Ohrfeige?

Gemahl: 300 Franken.

Eine Stimme: Renten, und Zucker und Seife obendrein.

Präs.: Wer erlaubt sich, die Sitzung zu stören?

Beklagte: Mein Mann.

Präs.: Wir fordern ihn auf, stille zu sein, sonst lassen wir ihn hinausbringen.

Gemahl der Klägerin: Bravo!

Präs.: Sie werden sich gleichfalls ruhig verhalten; Sie haben weder Billigung noch Mißbilligung an den Tag zu legen.

Gemahl der Beklagten: Bravo! (Gelächter.)

Präs.: Man führe diesen Mann hinaus!

Gemahl der Klägerin: Das ist Recht! (Abermals Gelächter.)

Präs.: Man führe den Anderen auch hinaus.

Die ihrer natürlichen Vertheidiger beraubten feindseligen Cousinen müssen nun ihre Sache selber vertreten, und dieselbe endigt damit, daß die Ohrfeigenertheilerin, die, nach Aussage eines Zeugen, eifersüchtig wie ein Dachs ist, zu 20 Fr. Geldbuße und statt der geforderten 300 zu 25 Fr. Entschädigung verurtheilt wird.

(Der glückliche Jäger.) Ein Herr aus Kärnthen erzählte im Kreise fröhlicher Jagdfreunde folgende Begebenheit: Nach langem Herumirren entdeckte ich ein Entenpaar im Schilf; ich bremse los und eile hin, die Beute zu holen, aber welch ein Wunder erblickte ich! Der erlegten Ente gegenüber lag ein Hirsch in den letzten Zuckungen, und als ich ihn aufzuheben suchte, lag ein todter Hase unter ihm. Wissen Sie, wie das zugegangen war? Die Kugel war durch die Ente gegangen, durch und durch, hatte den Hirsch, der gerade in Schußweite gestanden, tödtlich getroffen, und dieser war auf den Hasen gefallen, der ruhig im Lager gelegen hatte. Hocherfreut über einen so gesegneten Schuß schlage ich die Hände über dem Kopfe zusammen, und erschlage eine Schnepfe, die in dem Augenblicke über mir hinstreicht."

Einem Kaufmann zu Carlsruhe wurd kürzlich eine Geldtasche gestohlen, welche mehr als 1400 fl. enthielt, meist in Banknoten von hohen Beträgen bestehend. Diese Tasche hat äußerlich das Aussehen einer großen Cigarrentasche, und es ist möglich, daß sie der Dieb, als er sie nahm, für eine solche ansah; vielleicht wagte er aber auch nicht, die großen Scheine zu verwerthen — kurz, nach einigen Tagen erhielt der Bestohlene seine Tasche durch einen unbekannten Knaben wieder, und zwar mit dem ganzen Inhalt bis auf etwa 24 fl. nebst einem Schreiben, worin der Dieb sagte: er habe bei der Entwendung der Tasche den werthvollen Inhalt nicht vermuthet und gebe sie daher schüchternen Herzens zurück.

Ein württembergischer Bauer schimpfte eines Tages im Wirthshaus ganz gewaltig über die Beamten. Das kam zur Anzeige und der Oberamtmann ließ den Bauern vorrufen, daß er sich verantworte. Der Bauer sollte nämlich gesagt haben, der Amtmann, Oberamtmann, der Schultheiß und alle zusammen seien Dummköpfe. Derselbe entschuldigte sich, einen Rausch gehabt zu haben. — Was! fiel ihm der Richter barsch in's Wort: dazu hat er allzu vernünftig gesprochen.

Dem Erfinder der Locomotive, Robert Stephenson, ist kürzlich in der Westminster-Abtei, dem britischen Pantheon, ein Denkmal errichtet worden.

(Ein neues Instrument.) „Sind Sie musikalisch, mein Fräulein?" fragte bei Tische ein junger Mann seine junge Nachbarin, die eben Suppe aß, welche sehr heiß war. „Ja, mein Herr", erwiederte die Gefragte, „ich blase, wie Sie sehen, die Suppe."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 104:

Ehegestern.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 106. Donnerstag, den 4. September **1862.**

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

Das mußte auch wahr sein, denn er leerte den vollen Teller Suppe und ließ eine Portion Braten verschwinden, die für drei gewöhnliche Männer hingereicht hätte. Darauf zog er sich an und ging in den Marstall, wo er zur Verwunderung und Freude seiner Untergebenen wieder erschien und Alles zur Reise des Königs anordnete, als hätte ihm nicht das Geringste gefehlt. Nur etwas magerer und bleicher war er geworden; aber die Stallbuben, denen er hier und da einen Schlag oder Puff austheilte, versicherten, daß seine Kräfte nicht gelitten hätten.

Am andern Morgen saß er wieder auf dem Bock und fuhr mit dem König nach Schlesien.

„Nun," sagte dieser, „ich hab' Dich besser kurirt, als der Doctor?"

„Der Quacksalber hätte mich fast unter die Erde gebracht. Ihro Majestät haben mich mit einem Worte schon gesund gemacht. Sie verstehen Alles."

„Wenigstens kenne ich meine Leute," entgegnete leutselig der große Friedrich, „und verstehe mich auf das Herz eines treuen Dieners. Jetzt fahr' Er zu und werf' Er mich nicht um, sonst geht es Ihm schlecht."

Aber das Schicksal schien einmal die Laune zu haben, dem ehrlichen Leibkutscher wieder einmal einen Possen spielen zu wollen. Er saß da droben auf seinem Bocke und dachte gerade darüber nach, wie und wann er mit dem König über die bessere Anstellung des armen Pastors reden sollte, da sich bis jetzt noch immer nicht die passende Gelegenheit gefunden hatte. Pfund war so vertieft, daß er auf den Weg nicht achtete, der sich allerdings, wie dies noch in jener Zeit häufig der Fall war, in einem sehr schlechten Zustande befand. Der König, welcher ebenfalls mit seinen Gedanken beschäftigt war, bemerkte anfänglich nicht, daß der Wagen fortwährend schwankte und eine große Neigung zeigte, nach einer Seite hinüber zu fallen. Plötzlich erhielt er einen gewaltigen Ruck, und eh' er sich's versah, lag er mit der Kutsche in einem Graben, ohne jedoch irgend einen Schaden genommen zu haben, da der Leibkutscher noch so viel Besinnung hatte, die erschrockenen Pferde festzuhalten.

Friedrich griff erzürnt zum Stocke, den er in seiner Hand hielt, und der ehrliche Pfund machte sich auf einige höchst eigenhändige Hiebe seines fürstlichen Herrn gefaßt.

„Kerl!" rief der König, „Ihm soll ja gleich das Donnerwetter —"

„Verzeihung!" entgegnete der Leibkutscher; „aber haben denn Ihro Majestät niemals eine Schlacht verloren?"

Diese Worte des alten, treuen Pfund entwaffneten den Zorn seines Gebieters, der mit einem Lächeln den bereits aufgehobenen Stock wieder sinken ließ. Unterdeß hatte der Leibkutscher mit Hilfe des sogleich herunter gesprungenen Bedienten den Wagen wieder aufgerichtet und so weit in Ordnung gebracht, daß der König einsteigen konnte. Bei genauer Besichtigung zeigte sich jedoch, daß ein Rad einen kleinen Schaden genommen hatte, weßhalb der König sich entschließen mußte, ein anderes Nachtquartier zu nehmen, als er ursprünglich beabsichtigte.

„Ist Er hier in der Gegend bekannt?" fragte der König Pfund.

„Zu Befehl, Ihro Majestät!"

Digitized by Google

„Gibt es ein Dorf in der Nähe, wo man übernachten kann?“

„Da drüben liegt kaum tausend Schritte weit entfernt ein Dorf, wo Ihro Majestät bei dem Pastor übernachten können, entgegnete der Leibkutscher, dem es einfiel, daß der Vetter Frommberg da wohnte, und der den glücklichen Unglücksfall jetzt benutzen wollte, um sein Versprechen zu halten und ihm zu helfen.

„Irr' ich nicht,“ bemerkte Friedrich, der ein ausgezeichnetes Gedächtniß besaß, „so muß auch hierherum der Amtsrath Dietrich wohnen, bei dem wir gewiß ein besseres Quartier finden werden, als bei so einem armen Schwarzrock.“

„Der Amtsrath wohnt in Rosenfelde und bis dahin ist es noch ein starke halbe Meile; das hält der Wagen nicht aus,“ antwortete der Leibkutscher, der seinen Grund hatte, den König bei dem Geistlichen übernachten zu lassen.

„So fahre Er mich in Gottes Namen zu Seinem Pastor.“

Wer beschreibt das Erstaunen, als der Wagen vor der Thür des bescheidnen Hauses hielt und der König in eigener Person in die Stube des überraschten Geistlichen trat. Dieser glaubte in der That zu träumen und war so erschrocken über seinen hohen Besuch, daß er das Buch, worin er eben eifrig gelesen, auf die Erde sinken ließ.

„Will Er mir,“ fragte Friedrich, „heut ein Nachtquartier geben?“

„Mein ganzes Haus“, entgegnete der Pastor mit einer tiefen Verbeugung, „steht Ihrer Majestät zu Diensten.“

„Incommodire Er sich nicht; ich brauche nur eine Stube für mich und eine Kammer für meinen Kammerdiener und Kutscher. Kalte Küche führe ich bei mir, einige Eier und etwas frische Butter wird Er wohl im Hause haben.“

Dem Geistlichen fiel ein Stein vom Herzen, da er nicht darauf eingerichtet war, einen so hohen Gast würdig aufzunehmen. Er gab seiner Frau den Auftrag, sogleich das beste Zimmer im Hause herzurichten und die Betten mit frischem Linnen zu überziehen. Während die Frau Pastorin, die nicht wußte, wo ihr der Kopf stand, mit Hilfe der erwachsenen Tochter Alles auf das Beste und Sauberste besorgte, ließ sich der König in seiner gewohnten Weise mit seinem Wirth in ein herablassendes Gespräch ein.

„Hat Er Kinder?“ fragte Friedrich.

„Fünf Jungen und ein Mädchen,“ entgegnete der Geistliche mit einem leisen Seufzer.

„Die müssen Ihm wohl viel Sorge machen?“

„Sorgen, aber auch Freuden!“ antwortete der Vater mit einem Lächeln bescheidener Zufriedenheit.

„Was läßt Er seine Söhne werden?“

„Sie sollen studiren und vor allen Dingen treue Diener des Königs und rechtschaffene Männer werden. Drei sind auf dem Gymnasium in der Stadt, was freilich viel Geld kostet. Gott weiß, ob ich so viel haben werde, um sie die Universität besuchen zu lassen.“

„Wie hoch beläuft sich Sein Einkommen?“

„Auf dreihundert Thaler, mit den Nebeneinkünften stehe ich mich aber auf ungefähr vierhundert.“

„Das ist freilich nicht viel,“ sagte der König, „wenn man eine große Familie zu ernähren hat; aber die Apostel hatten noch weniger.“

Der gute Pastor wollte schon mit seinem Anliegen um Verbesserung seiner Stelle herausrücken, aber die letzten Worte des Monarchen benahmen ihm wieder den Muth; besonders da er wußte, daß Friedrich ohnehin nicht gut auf seine Amtsbrüder zu sprechen war. Er schwieg daher still, während der König ein Buch ergriff, das auf dem Studirtisch des Geistlichen lag. Er blätterte darin und las den Titel, der ihn zu überraschen schien.

„Liest Er,“ fragte er jetzt freundlicher als zuvor, „auch solche profane Bücher, wie den Cicero über die Pflichten?“

„In meinen Mußestunden studire ich gern die alten Classiker,“ entgegnete bescheiden der Pastor. „Ich finde darin manches beherzigenswerthe Wort, manchen herrlichen Gedanken.“

„Laß Er das nicht die Herren in meinem Consistorium hören; es könnte Ihm schlecht bekommen, wenn sie erführen, daß ein Pastor außer der Bibel und den Kirchenvätern sich mit heidnischen Schriftstellern befaßt.“

„Ich glaube nicht, daß man mir daraus

Digitized by Google

einen Vorwurf machen kann, wenn ich die Wahrheit nehme, wo ich sie finde. Ich bewundere diese Heiden um so mehr, weil sie, ohne das Licht der Offenbarung gekannt zu haben, häufig auf dem richtigen Weg gewandelt sind und im dunklen Drange das Höchste geahnt und oft auch ausgesprochen haben. Mancher Christ kann von ihnen immer noch lernen."

Das Auge des Königs ruhte einen Augenblick mit einem unbeschreiblich wohlwollenden Ausdruck auf dem Pastor, der diese Worte ohne Prunk, schlicht und einfach, aber aus voller Seele gesprochen hatte.

Es war eine Pause eingetreten, die der König mit der Frage unterbrach:

„Ist Er niemals um eine Verbesserung Seiner Stelle eingekommen?"

„Drei Mal schon, Ihro Majestät! Aber ich bin immer abschläglich beschieden worden."

„Er muß es noch ein Mal versuchen. Die Herren vom Consistorium sind mitunter taub. Er hat wohl keinen Vetter oder vornehmen Patron, dessen Kammerjungfer Er geheirathet hat?

„Nein, Ihro Majestät!"

„Da muß Er sich einen solchen Vetter anschaffen, das ist mein Rath, aber lasse Er sich ja nicht merken, daß Er auch bei den Heiden Moral und Tugend gefunden hat, sonst kommt Er in des Teufels Küche. Vor mir hat das nichts zu sagen, aber mit meinem Consistorium ist nicht viel zu spassen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Maschinen.

Nach Wilhelm Roscher.

In seinen „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" widmet Wilhelm Roscher der volkswirthschaftlichen Bedeutung der Maschinenindustrie eine sehr gründliche und geistreiche Arbeit, in welcher mit gleicher Schärfe und Umsicht des Urtheils die Nachtheile und Vortheile der Maschinenindustrie behandelt und in's hellste Licht der Wissenschaft und der Erfahrung gestellt sind. Kein Anklagepunkt ist darin verschwiegen, aber auch nichts übergangen, was uns überzeugen muß, daß trotz aller Schattenseiten der menschliche Geist in der Maschinenindustrie seine nützlichsten und glorreichsten Triumphe feiert. Leider kann man aber noch immer die Wahrnehmung machen, daß selbst Gebildete über die große Frage: gereichen die Maschinen der Menschheit zum Heile? nicht recht im Klaren sind und, in mannigfachen Vorurtheilen befangen, ohne Weiteres in das Verdammungsurtheil einstimmen, welches kurzsichtige Eiferer im Hinblick auf einzelne Nachtheile und Schattenseiten der Maschinenindustrie in die Welt geschleudert haben — ein ohnmächtiger Bannfluch, um den sich der Geist der neuen Zeit glücklicherweise nicht mehr zu kümmern hat, denn ungehört verhallt er im Gewühle und Geräusche der Fabrikstädte. Aber es ist nicht genug, daß der Geist der neuen Zeit seine Widersacher besiegt, mit seinen Erfolgen geblendet hat: er muß sie auch bekehren; seine Feinde müssen seine Jünger werden! . . .

Und Roscher hat ein gewaltiges Wort gesprochen für diese Bekehrung. Es wird nicht ungehört verhallen, und wie es schon Gemeingut der Wissenschaft geworden, soll es auch Gemeingut der Gebildeten werden, und um dazu unser Theil beizutragen, wollen wir aus der ziemlich umfangreichen Arbeit im Auszuge einige Fragen von allgemeinem Interesse mittheilen.

Nachdem Roscher die ärgste Schattenseite des neueren Fabrik- und Maschinenwesens in der Auflockerung des Familienbandes gefunden hat, und hier einer gründlichen Reform das Wort redet und auf Abhilfe der Uebelstände dringt, untersucht er die Frage nach der Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Fabrikarbeiter und geht dann auf die gesundheitswidrigen Einflüsse des Fabriklebens über. In beiden Untersuchungen werden durch statistische Nachweise die meisten Anklagen zurückgewiesen. Wir führen hier einige Thatsachen an. In den Baumwollenfabriken von Glasgow und Lancaster ist die durchschnittliche Zahl der Krankheitstage geringer als auf den Werften der ostindischen Compagnie. Auch ist gar nicht zu leugnen, daß eben durch Maschinen viel drückende, gesundheitswidrige und geistlose Arbeiten den Menschen abgenommen werden. Die Kupferstechmaschine von Conté zieht die Luftstriche für eine Landschaft von

Digitized by Google

2 Fuß Breite, 2 bis 3 Fuß Länge in drei bis vier Tagen. Ein Mensch würde Monate dazu brauchen, die ein geschickter Kupferstecher ohne Frage besser anwenden kann. Ist nicht die Wartung einer Mühle ungemein viel menschenwürdiger und geistiger, als die jämmerliche Arbeit einer Handmühle? Oder man vergleiche den Matrosen eines Dampfschiffes mit einem Galeerensclaven! Nichts empört den Reisenden im spanischen Amerika mehr als der Anblick von Indianern, die dort in den Bergwerken schwere Erzlasten mehrere 1000 Fuß tief in Kiepen herabtragen müssen. Noch um 1772 verrichteten die Weiber in Schottland die schwerste Arbeit, so daß ein Bauer, der seinen Ochsen verloren hatte, wohl heirathete, um auf solche Art den wohlfeilsten Ersatz zu haben. Während man im französischen Pyrenäengebirge Frauen und Mädchen auf ihren Schultern die Ernte, den Dünger, ja sogar die Erde schleppen sieht, welche der Regen heruntergespült hat, begegnet man in den Maschinenländern Großbritannien und Nordamerika fast niemals einem weiblichen Wesen, das schwere Lasten trüge oder auch nur das Feld baute. Ja, wir dürfen wohl mit Zuversicht behaupten, wenn die Maschinen bis jetzt in den meisten Fällen die persönliche Mühsal des Menschengeschlechtes wenig oder gar nicht vermindert haben (die Arbeit ist durch sie meistens wohl erleichtert, aber auch ebenso sehr verlängert worden), so liegt der Grund keineswegs in einer technologischen Naturnothwendigkeit, sondern lediglich in einer socialen Ungeschicklichkeit der Menschen. Nur sollte man hier den Leichtsinn der niederen Klassen noch mehr anklagen, als die Hartherzigkeit der höheren.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Hundswuth.) Das russische Journal des Ministeriums des Innern enthält eine genaue officielle Schilderung von mehreren Heilungen der Wasserscheu vermittelst einer Euphorbienart, der Euphorbia palustris. In Podolien und Kiew wurde dies Mittel gegen den Biß toller Wölfe und Katzen immer mit Glück angewendet, so daß von 6 Patienten höchstens Einer starb. Das Verfahren besteht darin, daß man die Hirnblattern, welche sich bei den Gebissenen unter der Zunge bilden, mit einer glühend gemachten Nadel ausbrennt, die dadurch entstehenden kleinen Wunden mit einem Absud von Euphorbium wäscht und als inneres Mittel ein Glas von diesem Absud nüchtern trinkt. Ein Pfund von diesem Absud bereitet man aus einer Unze Wurzeln in einem verschlossenen, wohl verstrichenen Topf. Dieses Mittel, welches Brechen und zuweilen Durchfall erzeugt, wird so lange gegeben, bis das Brechen aufhört, was gewöhnlich am dritten oder vierten Tage geschieht. Das Aufhören des Brechens gilt als das Kennzeichen der Vernichtung des Giftes und der Rettung des Kranken. Aus Vorsicht gibt man dem Kranken am neunten Tage noch ein Glas, und wenn es kein Erbrechen mehr zur Folge hat, so ist die Cur vollendet.

Verschiedenes.

Der bekannte Capellmeister Ludwig Jeschko hat einen Wildauer-Marsch componirt, der bereits von der Mainzer Capelle gespielt wird. Es sollen darin Anklänge an die sinnigsten Tyrolerlieder vorkommen.

Räthsel.

Du stehst in mir das Werkzeug aller Thaten,
Der Menschen Kräfte sind in mir vereint;
Durch mich erblüh'n des Landmanns schönste Saaten,
Unnennbar groß oft meine Macht erscheint.

Der Schlachten Donner würde nimmer hallen,
Doch ruhte auch Gewerbsfleiß jeder Art;
Durch's Leben würde thatenlos man wallen,
Fehlt' ich, der schafft, zertrümmert und bewahrt.

Wohl Niemand wünscht zu sein, was ich dir nenne,
Und Mancher wird es doch durch eigne Schuld.
Daß einen Dummkopf man für dumm erkenne,
Wer wagt das wohl, ward ihm Fortunas Huld? —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 107. Samstag, den 6. September **1862.**

Das Gewitter.

Schwer und dumpfig
Eine Wetterwolke
Wälzt sich dort herauf am fernen Oft.
Und größer wächst sie, und immer mehr
Drückt schwüle Luft die zage Brust.
Blicke schauen himmelwärts,
Aengstlich bangend pocht das Herz.
Und plötzlich erhellet ein zuckender Blitzstrahl
Aus der schwarzen Wolke den Oft;
Horch!
Dumpf aufbrüllend verhallt in den Lüften der Donner.
Schwül und schwer die Luft.

Und näher rückt der Wolken Hauf'
Und hüllet ein mit düsterm Grau
Das weite blaue Firmament.
In dichten Wolken trägt den Staub
Ein mächt'ger Sturmwind hoch empor.
Und nahes Unheil ahnend flieh'n
Geängstigt Vögelschaar'n umher.

Und plötzlich zerreißet den dunkeln Flor
Im Zickzack zuckend ein feuriger Blitzstrahl;
Mit Prasseln folget und rollendem Poltern
Die Thäler und Berge erschütternder Donner,
Mit rauschendem Plätschern stürzet hernieder
Aus grauem Gewölke in Strömen der Regen.
Regenguß und Wasserfall,
Blitzenschein und Donnerknall
Erfüllen beständig die Lüfte.

Es toben und kämpfen gewaltig,
Hoch in den rollenden Lüften,
Tief in den hallenden Grüften,
Die wilden Elemente.
Mit Prasseln und rasselndem Krachen
Ein Blitzstrahl fährt dort hernieder
In's Haus mit feurigem Rachen.

Es steigen Feuersäulen
Hoch aus dem Haus empor;
Die Elemente heulen
Im wilden grausen Chor.

A. Disson.

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

Der Eintritt der Frau Pastorin machte dem Gespräche, das zuletzt eine mehr scherzhafte Wendung genommen hatte, ein plötzliches Ende; sie meldete, daß das Zimmer für den König in Bereitschaft gesetzt sei, worauf er sich erhob, um sich zurückzuziehen. Im Weggehen verlangte er das Buch mitzunehmen, worüber er so eben sich unterhalten hatte, um vor dem Schlafengehen in diesem Lieblingsschriftsteller noch einige Seiten zu lesen. Der Pastor wollte ihn bis an die Thür begleiten, Friedrich hieß ihn aber bleiben und ließ sich nur von der Tochter, einem schüchternen lieblichen Mädchen von achtzehn Jahren, vorleuchten. Das unschuldige, freundliche Gesichtchen schien ihm zu gefallen, und als sie ihn mit einem tiefen Kniz nach seinen ferneren Befehlen fragte, lächelte er gnädig und sah sie überaus freundlich an, worüber das holde Kind so roth wie eine eben aufgeblühte Rose wurde.

„Wie heißt Sie?" fragte er huldvoll.

„Emilie Frommberg," entgegnete dieselbe, noch röther werdend.

„Hat Sie schon einen Schatz?"

Die Röthe in dem lieblichen Antlitz verwandelte sich in flammenden Purpur, der statt ihrer dem König die Antwort auf seine Frage gab. Einen Augenblick schien er sich

Digitized by Google

an der Verwirrung des schönen Mädchens zu weiden, dann winkte er mit der Hand zum Gehen.

„Schlafe Sie gut und träume Sie angenehm!“ sagte er in heiterster Laune, worauf sie sich eilig mit einem tiefen Knix entfernte.

Unterdeß hatte der ehrliche Pfund den Pastor aufgesucht, um ihn zu begrüßen und dem Herrn Vetter, vor dem er den größten Respect empfand, einige Winke in Betreff seiner Angelegenheit und wie der König zu behandeln sei, im Vertrauen zu geben. Der Geistliche lud den Leibkutscher ein, an dem frugalen Abendbrode der Familie Theil zu nehmen, worüber die Frau Pastorin, welche aus einer angesehenen Familie stammte, ein wenig vornehm die Nase rümpfte, da nach ihrer Meinung Kutscher Kutscher blieb, wenn er auch den König selber fuhr. Der gute Pfund ließ es sich schmecken, obgleich er an eine bessere Kost gewöhnt war, als ihm der bescheidene Pastor vorsetzen konnte. Auch das Schmalbier, das er hier zu trinken bekam, wollte ihm nicht recht munden; aber die Herzlichkeit des Wirthes und eine Pfeife guten Knasters entschädigten ihn für Alles, was er vermißte, und bald dampfte er wie ein Schornstein um die Wette mit dem Geistlichen.

„Nun“, fragte der Leibkutscher, „habe ich meine Sache nicht gut gemacht und mein Versprechen gehalten?“

„Mehr, als ich erwarten durfte!“

„Das haben sich der Herr Vetter nicht träumen lassen, daß ich Ihnen den König in höchst eigener Person in das Haus führen würde?“

„In der That, ich bin so überrascht, daß ich mich noch immer nicht fassen kann.“

„Sie haben doch mit ihm schon über die bewußte Angelegenheit gesprochen? Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Wenn man von dem Alten etwas haben will, so muß man frisch darauf losgehen und die gehörige Courage zeigen. Hat er Ihnen eine bessere Stelle bereits zugesagt?“

„Das nicht“, entgegnete der verlegene Pastor. „Bis jetzt bin ich gar noch nicht dazu gekommen, mein Anliegen dem König vorzubringen.“

„Mein Gott! Was haben Sie denn die ganze geschlagene Zeit mit ihm geredet?“

„Ueber Cicero's Buch „von den Pflichten.“

„Hol' der Henker — Gott verzeih' mir, wenn ich in dem Hause eines Geistlichen fluche; aber hol' der Henker den „Kikero“ mit sammt seinen Pflichten. Da geb' ich mir alle mögliche Mühe und verschaffe dem Herrn Vetter die schönste Gelegenheit, die in seinem ganzen Leben nicht wiederkommt; aber statt sie zu benutzen und um eine bessere Stelle einzukommen, wie doch jeder vernünftige Christenmensch an seiner Stelle gethan hätte, schwatzt er von dem verwünschten „Kikero“, den ich nicht einmal kenne. Aber so sind diese Gelehrten: sie wissen Alles, nur nicht was ihnen Noth thut und wie man eine Sache am rechten Zipfel angreifen muß!“

Der Pastor konnte leider dem Leibkutscher nicht unrecht geben und entschuldigte sich nur mit seiner angeborenen Schüchternheit. Er mußte jedoch dem ehrlichen Pfund versprechen, vor der Abreise des Königs mit diesem dreist und offen über die Verbesserung seiner Lage zu reden, worauf sich der Wirth mit seinem Gaste zur Ruhe begab. Auch die Mutter und die Tochter legten sich zu Bette; aber das Mädchen konnte nicht so schnell einschlafen. Wenn aber so ein junges Ding, das noch dazu den ganzen Tag gearbeitet hat, nicht schläft, so ist sicher die Liebe daran Schuld. Das war auch hier der Fall: die holde Emilie liebte den Sohn des Amtsraths Dietrich, der jedoch nimmermehr seine Einwilligung zu der Verbindung mit der armen Pastorstochter geben und seinen Sohn zu einer Heirath mit einer ältlichen, aber steinreichen Wittwe und Rittergutsbesitzerin zwingen wollte. Das hatte der Geliebte dem Mädchen geschrieben, aber auch hinzugefügt, daß er eher sterben oder mit ihr davonlaufen würde, als ihr untreu werden. In der Eile und aus Schreck über die plötzliche Ankunft des Königs hatte aber die Emilie den Brief schnell versteckt, und jetzt konnte sie sich nicht besinnen, wo sie ihn hingethan. All ihr Suchen darnach war vergeblich und sie mußte fürchten, daß das Schreiben in die Hände ihres Vaters oder gar ihrer Mutter, vor der sie eine noch weit größere Angst empfand, gefallen sei.

Digitized by Google

Während das Mädchen sich ihren Besorgnissen überließ, blätterte der König in dem Buche, das er sich von dem Pastor geborgt hatte. Friedrich schlief nur wenig, und wenn er nicht an das Wohl des Landes dachte und für Alle wachte, so las er, weil sein immer reger Geist sich keine Ruhe gönnte. Als er einige Seiten gelesen hatte und das Blatt wieder umwendete, um fortzufahren, fand er einen offenen Brief, den der Zufall oder vielmehr Emilie in das Buch gelegt. Der König wurde neugierig und warf unwillkürlich einen Blick auf das Papier. Der Inhalt mußte ihn interessiren, denn seine Züge nahmen einen überaus heiteren Ausdruck an und ein recht herzliches Lächeln umschwebte seine Lippen.

„Hab' es mir gleich gedacht", sagte er im Stillen. „Das Mädchen ist niedlich und der junge Mann scheint, nach seinem Briefe zu urtheilen, ein ehrlicher und auch gebildeter Bursche zu sein. Vielleicht hat der umgeworfene Wagen mich hierher geführt, um zwei Menschen glücklich zu machen. Ich will morgen einmal dem Herrn Amtsrath Dietrich einen Besuch machen und doch hören, warum er das hübsche Kind nicht zu seiner Schwiegertochter haben will. Hoffe, daß er mir keinen Korb geben wird, wenn ich als Freiwerber komme."

(Schluß folgt.)

Der Kampf gegen die Maschinen.

Nach Wilhelm Roscher.

(Schluß.)

Was nun die Mittel betrifft zur Abhilfe der mit dem Maschinenwesen verknüpften Uebel, so fehlt es unter den Handarbeitern wohl niemals an Stimmen, welche die Maschinen selbst unterdrückt wissen wollen. Ich erinnere nur an das alte Geschrei, welches die mönchischen Abschreiber gegen die Erfindung des Buchdrucks erhoben. So lange in der Staatswirthschaft die Arbeit noch ungleich bedeutender war, als das Capital; so lange insbesondere die vornehmsten Gewerbestädte von den Zünften regiert wurden, pflegte sogar die Obrigkeit unter Umständen gegen neue Maschinen einzuschreiten. So kamen gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Bandmühlen auf, welche das Posamentiergewerbe in seiner bisherigen Form bedrohten. Da untersagte der Rath von Danzig die Benutzung derselben und ließ den Erfinder insgeheim ersäufen. Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts finden wir Verbote der Bandmühlen: in England, Holland, Flandern, Deutschland, der Schweiz. Der Hamburger Senat ließ sie von Henkershand verbrennen. Kursachsen erlaubte sie erst 1765; doch sollten bis zu einem gewissen Termine blos die Posamentiermeister davon Gebrauch machen dürfen. Im Jahre 1589 erfand William Lee die Strumpfwirkermaschine, wie man sagt, um seiner Geliebten, einer fleißigen Strickerin, mehr freie Muße zu verschaffen. Die Verfolgungen der Stricker trieben ihn nach Frankreich, wo ihn Heinrich IV. allerdings begünstigte. Nach dessen Tod brachten ihn aber die Stricker wieder in's äußerste Elend. In England waren die Maschinen lange Zeit genöthigt, im Keller zu arbeiten, ihre Strümpfe durften nur verdeckt über die Straßen getragen werden. So ward selbst im aufgeklärten Holland die 1633 erfundene Windsägemühle, mit deren Hilfe ein Mann und ein Bursche zwanzig Handsäger zu ersetzen vermochten, alsbald verboten. Am genauesten entspricht es vielen heutigen Declamationen gegen das Maschinenwesen, daß in Deutschland (1656, 1652, 1654) wie in Frankreich (1598 und öfter) der Indigo verboten wurde; theils weil er die Waidpflanzer in Thüringen und Languedoc ruinire, theils weil er die Käufer mit unsolider Farbe betrüge. Selbst ein Mann wie Colbert war neuen Maschinen feind: „er wolle den Arbeitern mehr Beschäftigung geben, nicht aber den früheren Verdienst rauben."

In Privatverfolgungen hat sich der Neid der Handarbeiter noch lange geltend gemacht, so wurde z. B. Harsgreaves, der Erfinder der Spinning-Jenny, durch die Eifersucht der Handspinner aus Lancashire vertrieben und starb in bitterer Armuth: er, der eigentliche Gründer des jetzt so gewaltigen englischen Baumwollenreichthums! Der nicht unbedeutende Aufruhr, der sich im Jahre 1779 gegen die neueren, wirksameren Spinnmaschinen

Digitized by Google

richtete, ging nicht blos von Arbeitern aus, sondern wurde auch von manchem Fabrikanten aus Eifersucht gegen Peel, Arkwright ꝛc. unterstützt. Die Fabrikanten vereinigten sich, den Verkauf der Maschinenproducte zu verhindern; sie wußten sogar eine ziemlich lange Zeit hindurch die Abschaffung eines irrthümlicherweise darauf liegenden Doppelzolles zu hintertreiben u. dgl. Noch im neunzehnten Jahrhundert lief Jacquard wegen seiner Erfindung (Bandwebstuhl) drei Mal Gefahr, ermordet zu werden; das conseil des prud-hommes zu Lyon ließ seinen Stuhl zerbrechen und als altes Material verkaufen. Am 21. Juli 1854 versprach während der spanischen Staatsumwälzung die neu eingesetzte Junta von Barcelona, es sollten die Maschinen, welche zu viele Hände überflüssig machten, abgeschafft werden, ja in England verschworen sich 1853 die amalgamated engineers zu einer Arbeitseinstellung, um ihre Arbeitszeit abzukürzen und den Gebrauch von Maschinen bei der Maschinenfabrication zu beschränken. —

Eine solche Opposition gegen das Maschinenwesen ist unter allen Umständen höchst kurzsichtig. Man bedenke nur, wohin die Consequenz führen müßte: Wer die Spinnmaschinen bekämpft, weil sie Handarbeit sparen, der müßte eigentlich auch alle wohlgelegenen Wasser- und Landstraßen bekämpfen, weil, dieselbe Transportmasse durch Lastträger oder Schubkarren besorgt, eine unvergleichlich viel größere Menschenzahl beschäftigt, der müßte auch den Pflug bekämpfen, weil er die Hacke ersetzt, ja die Hacke bekämpfen, weil mit den bloßen Fingernägeln noch mehr Arbeiter zu derselben Leistung erforderlich sein würden. In der That zerstörten die englischen Ludditen von 1830 alle Pflüge, Worfschaufeln ꝛc., die sie fanden, inconsequenterweise ließen sie die Pferde leben. Wenn ein Zauberschlag alle britischen Maschinen vernichtet, würden sich die britischen Arbeiter darum wohl besser stehen? Gewiß nicht! der sicherste Erfolg würde sein, daß England fast alle auswärtigen Märkte verlöre, neun Zehntel der englischen Fabrikherrn ihre Geschäfte einstellen müßten. So müßten z. B. die Gruben von Cornwallis gradezu verlassen werden, wenn man das Wasser durch Menschenhände auspumpen wollte. Dazu wären nämlich etwa 300,000 Arbeiter nöthig, und schon der bloße Raum würde das Zusammenarbeiten einer solchen Menschenmasse verbieten. Darum bemerkt Graf Duchatel sehr richtig: „Die Arbeiter, welche augenblicklichen Uebelständen dadurch entgehen wollen, daß sie Maschinen zerstören, sind Schiffern zu vergleichen, die bei Windstille oder Gegenwind ihr Schiff verbrennen und weiter schwimmen wollen. Sie glauben eine Rivalin zu vernichten und vernichten ihre nothwendigste Hilfe."

Verschiedenes.

In der Grafschaft Essex befindet sich ein bedeutendes Dorf: Dunmow Parva. Einer seiner Eigenthümer im dreizehnten Jahrhundert stiftete ein Vermächtniß ganz eigenthümlicher Art. Es sollten nämlich dem Ehemann, der ein Jahr nach seiner Verheirathung vor dem Altare in Gegenwart der ganzen Gemeinde beschwören konnte, daß er sich in dem verflossenen Jahre mit seinem Weibe nicht ein Mal gezankt und seine Verheirathung nicht einen Augenblick bereut habe, eine Speckseite und verschiedene andere Eßwaaren mit gewissen Feierlichkeiten als Geschenk überreicht werden. Die Jahrbücher des Ortes sollen nur drei Männer nennen, die während eines Zeitraums von mehr als fünfhundert Jahren dieses Geschenkes theilhaftig wurden.

In der Nähe von Brüssel hat sich ein Hutmacher ein Haus aus Filz gebaut. Dazu sind 22,000 alte Hüte verwendet worden. Das Haus steht auf einem mit Rädern versehenen Holzboden, kann eine Familie beherbergen und wiegt nur 72 Centner.

Auflösung des Räthsels in Nro. 106:
Arm, — arm.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 108. Dienstag, den 9. September **1862.**

An die Pfälzer Sänger.

Zur Erinnerung an den 24. August 1862.

(Von Fr. Aulenbach in Waldfischbach.)

Ich weiß eine duftige Blume,
Die nimmer verwelkt und verblüht;
Frei strebt sie zum Aether des Himmels
Und wurzelt im deutschen Gemüth.

Sie weckt die verschollenen Jahre,
Sie fesselt das flüchtige Glück,
Und bringt die verlor'ne wieder,
Die gold'ne Jugend zurück.

Gern weilt sie beim schäumenden Becher,
Und oft mit durstigem Mund
Trank ich, ein seliger Zecher,
An ihrem Duft mich gesund.

Es lebe die duftige Blume,
Das herrliche deutsche Lied!
Das nur mit der Rebe verblühet,
Verwelkt mit dem deutschen Gemüth.

Nicht immer soll das enge Erdenleben
Geschäft'ges Müh'n und trübes Sorgen sein.
Auch Feste sind und Freude uns gegeben,
Und Himmelsgäste kehren bei uns ein.
Wie Herzens-Sonnen schweben sie hernieder,
Erhebend und beseligend zugleich,
Und ein Jahrhundert ist der Himmel ärmer,
Und ein Jahrhundert ist die Erde reich.

Gleich holden Boten aus dem Reich des Schönen,
Mit selt'nen Gaben, die das Herz erfreu'n,
Begrüßten diesmal uns're Sängerschaaren
Die schmucke Stadt am königlichen Rhein.
Wie reich mit ihrem kunstgeschmückten Dome,
Wie stolz an ihrem liederreichen Strome
Erscheint sie heut' im festlichen Gewand,
Zum würdigen Empfang der Sängergäste,
Die, zahlreich, zu dem großen Liederfeste
Von Fern und Nah die schöne Pfalz gesandt.

Auch mich lud es, das durst'ge Herz zu laben,
O deutscher Sang! in dein krystall'nes Haus,
Wo tausendfältig, auf des Wohllauts Schwingen,
Du strömtest deine klare Woge aus,
Die lieblich bald, wie Sommerabenddüfte,
Bald rein und fromm, wie Sonntagsglockenklang,
Bald kühn und stark, wie Frühlingsdonnerrauschen,
Verheißungsvoll durch Aller Seelen drang.

„Die Liebe wogt auf deinen klaren Wellen
Und strömt in dir durch jedes fühlend Herz;
Du lehrest, ihre Seufzer glüh'n und schwellen,
Und lösest heilend ihren wunden Schmerz.
Aus deinem klaren Spiegel wallt ihr Glück
In tausendfachem Wiederstrahl zurück.

„Die Hoffnung stärkt, der Glaube, will er wanken,
In deiner Quelle wunderherrlich sich;
Da wachsen Adlerflügel dem Gedanken,
Dem Auge tagt es sonn- und wonniglich,
Es schaut in deiner lichten klaren Fluth
Den Himmel und der Menschheit ew'ges Gut.

„Die Freiheit kömmt auf dir herangeschwommen,
Hat gläubig deiner Arche sich vertraut,
Und wird das Wort, das kühne, ihr genommen,
So taucht sie sich in den krystall'nen Laut
Und schifft, getragen wie von höh'rem Muth,
Ein seel'ger Schwan auf deiner Silberfluth."

Als so der Töne Wogen mich umschlangen,
Da kannte ich den Flügelschlag des Gottes,
Des mächtigen, der in Euch wirkt und glüht;
Erkannte ich die Macht des deutschen Liedes,
Das wunderbar die Herzen an sich zieht.

Digitized by Google

Als so der Töne Wogen mich umrauschten,
Da wußte ich, was Seelen-Einklang heißt;
So stark und einig, wie Ihr heut' gesungen,
So stark und einig ist auch Euer Geist!
Viel hundert Seelen in verbund'nem Drang,
Viel hundert Kehlen und ein einziger Klang.

Wahrt, wackre Sänger, Pfleger hier des Schönen,
Wahrt diese Welt begeisternder Gefühle,
Die in Euch blüht und rauscht in freien Tönen,
Bei dieser Zeiten banger Wetterschwüle;
Und warm, wie heut', in aller Zukunft Tagen,
Laßt Eure Herzen aneinanderschlagen!
Laßt diesen Gast, den einigen und starken,
Der stets in ernsten Tagen der Gefahr
Die Amme hoher Männerthaten war, —
Laßt dieses herrliche-gemeinsam Streben
Als heil'ges Kleinod walten immerdar
In Eurem schönen heitern Sängerleben!
Laßt Ton auf Ton und Klang auf Klang,
Gleich jungen Adlern, flügelstrebend,
Mit stolzer Lust hinaus in Stadt und Land
Die Wogen des Gesanges sich ergießen,
Daß, wo sie fließen, wo sie glüh'n,
Aus diesen trüben Spaltungen und Wirren
Das schöne Reich, das Reich der Harmonie,
Das Paradies der ew'gen Liebe sprieße!
Daß überall der Wiederhall erwache
Im großen deutschen Sängerwald,
Und Nord und Süd nur eine Seele scheine,
In diesem Sinn und gleichem Geist sich eine
Durch des Gesanges fesselnde Gewalt;
Daß muthiger das Lied zum Himmel dringe,
Und des Vertrauens und der Liebe Kranz
Um Fürst und Volk sich fest und fester schlinge,
Zum Heil und Segen uns'res Vaterlands!

Speyer, 24. Aug. 1862.

Von einem Ehrengaste
aus dem wäldergrünen Westrich.

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Schluß.)

Als am nächsten Morgen der König aufgestanden war, verlangte er nach seinem Frühstück, das ihm Emilie mit einem respectvollen Gruße präsentirte. Bei ihrem Eintritt sah sie Friedrich mit einem eigenthümlichen schalkhaften Blick an.

„Schenke Sie mir eine Tasse ein", sagte er freundlich, „und bleibe Sie hier, weil ich noch mit Ihr zu sprechen habe."

Das Mädchen gehorchte und vollzog den aufgetragenen Befehl mit schüchterner Anmuth, während der König sie von der Seite scharf beobachtete.

„Will Sie heirathen?" fragte er plötzlich, daß sie vor Schreck fast die Tasse, die sie ihm brachte, auf die Erde fallen ließ.

„Ihro Majestät!" antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, „belieben mit einem armen Mädchen nur zu scherzen."

„Es ist mein völliger Ernst und ich habe Ihr bereits einen Mann ausgesucht."

„Um des Himmelswillen!" stammelte das geängstigte Kind, das schon gehört hatte, wie Friedrich bei manchen ähnlichen Gelegenheiten durch einen Machtspruch als Ehestifter aufgetreten war.

„Sie braucht nicht darum zu erschrecken. Ich habe Ihr einen Mann bestimmt, der Ihr schon gefallen wird."

„Ich kann nicht", schluchzte Emilie, „ich kann nicht heirathen, selbst wenn Ihro Majestät es mir befehlen!"

„Das will ich einmal sehen! Ich wette, daß Sie nicht „Nein" sagen wird, wenn Sie erst weiß, welch einen Bräutigam ich Ihr zugedacht habe."

„Und wenn er noch so vermögend und schön wäre, ich darf ihn nicht nehmen. Ihro Majestät werden mich nicht unglücklich machen wollen!"

„Sie liebt bereits einen Andern?"

Sie schwieg.

„Den Sohn des Amtsraths Dietrich?"

„Ihro Majestät!" rief das Mädchen bebend und erstaunt, „sind allwissend!"

„Das ist nur der liebe Gott; aber der Zufall hat mich in Ihr Geheimniß eingeweiht. Da ist der Verräther!"

Mit diesen Worten gab er ihr den gefundenen Brief, den sie schnell und erröthend in ihrem Busen verbarg.

„Sie scheint mir", sagte Friedrich lächelnd, „doch nicht abgeneigt zu sein und das Heirathen ganz verschworen zu haben. Wenn Sie mir ein gutes Wort gibt, so will ich Ihr den Mann, den Sie liebt, verschaffen. Ihr Vater ist ein braver Mann, und Sie

Digitized by Google

scheint mir auch ein gutes Kind zu sein. Soll ich mit dem Amtsrath reden? Ich glaube, daß er auf mein Wort etwas geben wird."

„O, Ihro Majestät!" war Alles, was das glühende Mädchen hervorzubringen im Stande war.

Sie griff nach der Hand des Königs und drückte, ehe er es noch verhindern konnte, ihre weichen, rosigen Lippen darauf.

Friedrich gab seinem Leibkutscher den Befehl, den ausgebesserten Wagen sogleich anzuspannen und nahm von seinem Wirthe einen gnädigen Abschied. Der Pastor hatte sich zwar vorgenommen, wegen Verbesserung seiner Lage mit dem Könige zu reden, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen. Brummend und im Innern die unbegreifliche Schüchternheit des Vetters verwünschend, setzte sich der ehrliche Pfund auf den Bock und schwang die Peitsche.

„Da nützt Alles nicht," murrte er für sich. „Mit solch einem Gelehrten ist nichts anzufangen. Wenn dem die gebratenen Tauben auch zufliegen, so vergißt er den Mund aufzuthun. Die Gelegenheit kommt so leicht nicht wieder."

Der König bengte sich noch einmal aus dem Wagen und grüßte den Pastor und besonders Emilie, der er einen Blick des Einverständnisses zuwarf.

„Nach Rosenfelde zum Amtsrath Dietrich!" rief er dem Leibkutscher zu, der ärgerlich gehorchte.

Im nächsten Augenblick war der Wagen und mit ihm die Hoffnung des Geistlichen verschwunden, je zu einer besseren Stelle zu gelangen. Die Frau Pastorin machte ihrem Manne gegründete Vorwürfe wegen seiner Schüchternheit und ging sogar so weit, in ihrem Eifer auch den abwesenden König nicht zu schonen.

„Nicht einmal das gewöhnliche Geschenk", sagte sie empfindlich, „hat er uns zurückgelassen. Wo er übernachtet, gibt er doch sonst immer fünfzig Thaler. Es ist zwar auch nicht viel für einen König, aber uns wäre es doch zu gut gekommen. Ich brauche ein neues Kleid und die Kinder laufen in ihren abgetragenen Röcken herum, daß es eine wahre Schande ist. Aber so geht es, wenn der Mann nicht zu sprechen weiß und über seine Bücher seinen Vortheil vergißt."

So fuhr sie eine ganze Weile noch in diesem Zuge fort, woran der gute Pastor schon gewöhnt war. Er griff zu seinem probaten Mittel, nahm ein Buch und vertiefte sich darin, bis er nichts mehr hörte und der aufgebrachten Ehehälfte der Athem ausblieb. So ließ der so sehr ersehnte Besuch des Königs nur verstimmte Gemüther zurück; Emilie war die Einzige im Hause, welche mit seligem Lächeln, wenn auch nicht ohne Bangen, an ihn zurückdachte. Noch an demselben Tage sollte sie erfahren, daß Friedrich sein Wort gehalten. Nach dem Essen, als sie eben in dem Gärtchen, das am Hause lag, ihre Blumen begoß, wurde sie plötzlich von zwei kräftigen Männerarmen umschlungen und zwei Hände legten sich auf ihre Augen, daß sie nicht um sich sehen konnte.

„Rathe!" rief ihr eine bekannte Stimme zu.

„Karl! Du bist es!" antwortete sie freudig. Aber der Bösewicht ließ sie nicht sogleich los, sondern drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen, den sie, ohne sich besonders zu sträuben, auch duldete.

„Der Vater", jauchzte der junge Mann, „hat seine Einwilligung gegeben."

„Mein Gott!" fragte sie mit erheucheltem Erstaunen, „wie ist das gekommen?"

„Ja, das möcht' ich von Dir wissen. Heute Morgen kommt der König bei uns vorgefahren; ich muß ihm alle Ställe, Wirthschafts-Gebäude und Vorwerke zeigen, wobei er sich mit mir unterhielt, als ob er ein geborener Oekonom sei. Ich glaube, daß er mir auf den Zahn fühlen wollte; aber da kam er bei dem Rechten an: ich bin ihm keine Antwort schuldig geblieben. D'rauf hat er mit dem Vater lange heimlich gesprochen. Wie ich hörte, verlangte er von nun an die doppelte Pacht von der Domaine. Das ist auch in der Ordnung, da das Gut so viel bringt, daß man auch dabei noch immer bestehen kann. Der Alte war ganz bestürzt und jammerte; da hat ihm der König einen Vorschlag gethan, daß er unter einer Bedingung die alte niedrige Pacht fortbestehen lassen wollte."

„Und die Bedingung heißt?" fragte Emilie, welche Alles ahnte.

Digitized by Google

„Daß ich Mitpächter werden und Dich statt der reichen Wittwe heirathen soll, die ich mir ohnehin nicht genommen hätte.“

„Du hast Dich natürlich geweigert?“

„Du Schelm! dafür mußt Du mir noch einen Kuß geben.“

„Erst erzähle Deine Räubergeschichte zu Ende und dann wollen wir sehen, ob Du einen Kuß verdienst.“

„Ich sagte gleich mit tausend Freuden „Ja!“ Vater machte zwar ein grimmiges Gesicht, aber da er einsah, daß es dem König ernst war und er sonst hätte die doppelte Pacht zahlen müssen, so gab er klein bei und seine Einwilligung. Das ist Alles, was ich weiß, und nun sollst Du mir sagen, wie der König dazu gekommen ist, meinem Vater eine solche Bedingung zu stellen!“

„Das erzähl' ich Dir ein ander Mal“, sagte Emilie scherzend, „man darf nicht so neugierig sein!“

„So gib mir wenigstens den versprochenen Kuß!“

Und sie gab ihm einen, nein zwei, drei und mehrere Küsse, bis sie zuletzt ihn bitten mußte, doch vernünftig zu sein. Arm in Arm gingen darauf die glücklichen Kinder zu dem überraschten Pastor, den sie um seinen Segen zu ihrem Bund baten.

Einige Wochen später traf ein Schreiben aus Berlin mit einem großen rothen Siegel ein, durch das der Pastor Frommberg zum Superintendenten des Kreises mit einer ansehnlichen Gehaltszulage ernannt wurde. Eigenhändig hatte Friedrich der Bestallung die Worte hinzugefügt: „Bleib Er, wie Er ist, ein vernünftiger Mann und doch ein guter Christ. Den Cicero halte Er in Ehren, denn ihm verdankt Er, daß ich bin Sein wohlaffectionirter König.“ Auch an Emilie hatte der König gedacht und ihr mehrere ansehnliche Hochzeitsgeschenke zugeschickt, darunter ein Kästchen zur „Aufbewahrung ihrer Briefe.“

So oft aber Friedrich zur Revue nach Schlesien fuhr, kehrte er bei dem zum Superintendenten erhobenen Pastor ein, dem er bis an sein Lebensende in Gnaden zugethan blieb. Der ehrliche Leibkutscher freute sich, daß er zu dem Glücke seines Vetters das Meiste beigetragen; sein Erscheinen war dann auch ein Freudenfest für die ganze Familie.

„Der Kikero und ich“, sagte er mit einem gewissen Selbstgefühl, „haben unsere Schuldigkeit gethan, nicht wahr, Herr Superintendent?“

„Darum soll auch der Cicero und der Leibkutscher leben!“

Darauf stieß dann die ganze Familie mit vollen Gläsern an.

Verschiedenes.

Paul Delaroche's berühmtes Bild: „Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal“, das auf seiner Rundreise durch Deutschland so große Sensation erregte, ist um den ungeheueren Preis von 32,000 Pfd. Sterling (384,000 fl.) in den Besitz eines ehemaligen Brauers in London gekommen.

Dreisilbige Charade.

Die erste Silbe.

An Königs Mänteln, Prachtgewändern
Prang ich in Purpur, Perlen, Silber, Gold;
Du siehst im Sonnenstrahl an ferner Berge Rändern
Mich mannigfach die Farben ändern,
Und der Psalmist, von Gottes Geist geweiht,
Wirkt mich aus Morgenroth an des Erschaffers Kleid.

Die beiden Letzten.

Was sie dir nennen, wird auf Erden hier
Des Staubes Sohn durch Glauben, Hoffnung, Liebe.
Was wären in der Trübsal Nächten wir,
Wenn nicht dies Wort uns Stab und Anker bliebe?
Wir werden's sein, verheißt uns Christi Wort,
Sind wir nur treu in Wahrheit hier und dort.

Das Ganze.

Ergreifest du als Pilger hier auf Erden
Die flücht'gen Augenblicke nicht,
Die dir verlieh'n zum Handeln, Wirken werden,
Zur Selbstveredlung, Tugend, Recht und Pflicht:
Wird dein Gewissen in der letzten Stunde schlagen,
Dich, als das Ganze, streng und laut verklagen. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 109. Donnerstag, den 11. September **1862.**

Rickchen Colmann.

1.

In der Stadt Rotterdam in Holland bestand früher eine Gesellschaft, welche dem Pariser Jockeyclub ähnlich war und den Namen „Amicitia" führte.

Das Gebäude, worin diese Gesellschaft ihre Zusammenkünfte und ihre Feste abhielt, war sehr groß und stattlich. Im ersten Stock befand sich eine Reihe prachtvoller Gesellschaftszimmer und Salons, die durch ihre Ausstattung beinahe an den Staat eines fürstlichen Palastes erinnerten.

Dennoch schien sich die Gesellschaft am liebsten im Erdgeschoß aufzuhalten, wo sich ein allerliebstes Vestibül befand, welches so dicht mit Tischen und Stühlen besetzt war, daß man sich kaum frei bewegen konnte.

Ich hatte eines Abends das Glück, in diese Gesellschaft eingeführt zu werden. Anfangs saß ich ganz gemüthlich an einem kleinen Marmortische, eine Flasche Rheinwein vor mir, und rauchte meine Cigarre. Nach und nach füllte sich aber das Local immer mehr, und da fast sämmtliche Herren rauchten, so wurde die Luft bald zum Ersticken schlecht. Das fortwährende Gesumm der vielen Stimmen betäubte Einen dermaßen, daß man sein eigenes Wort kaum mehr hören konnte.

Dazu kam noch der monotone Gesang von vier deutschen Mädchen, die auf einer kleinen Tribüne standen und ihre Lieder mit der Guitarre begleiteten.

Alles dieses zusammengenommen war genug, um Einen schwindelig zu machen.

Wenn die Sängerinnen ihren Vortrag beendet hatten, kam eine von ihnen mit einer Kokusnußschaale und nahm die Spenden der Gesellschaft in Empfang, worauf die Gruppe zurücktrat und einer andern Sängergesellschaft Platz machte, die schon gewartet hatte.

Während einer Stunde lösten so vier verschiedene Gesellschaften einander ab; alle vier bestanden nur aus jungen Mädchen und alle sangen, wenn auch nicht dieselben Lieder, so doch ähnliche, meistens ernste und schwermüthige Melodieen.

Anfangs konnte ich mich nicht mit diesem seltsamen Concert befreunden; nach und nach jedoch gewannen diese eigenthümlichen Melodieen mein Interesse. Sie waren wirklich, trotzdem, daß man sie durch das Gemurmel nur unvollkommen verstand, nicht ohne einen gewissen Zauber und luden zur Träumerei ein. Dazu kam, daß alle diese Mädchen sehr gut aussahen; wenn sie auch nicht regelmäßig schön waren, so hatten sie doch alle etwas von jener unbeschreiblichen Anmuth, mit welcher die Phantasie Göthes Mignon sich zu malen pflegt. Eine Pariser Schönheit würde Fehler genug in der Anordnung ihrer Costüme gefunden haben, aber einem Künstler waren sie in hohem Grade interessant. Sie trugen kurze Kleider aus braunem Stoff, welche so schön anschlossen, daß ihre wohlgebildeten Formen sehr vortheilhaft hervorgehoben wurden. Die runden, fetten Arme waren unbedeckt. Ein wollener Shawl, der alle Farben des Regenbogens trug, war malerisch um ihre Schultern geschlungen und hinten zugebunden, so daß die Enden derselben lang hinunterhingen.

Ihr Benehmen war ruhig und graziös. Was mir indeß besonders auffiel, war die Art, wie sie ihr Haar trugen. In der That, hierin schienen die wandernden Sängerinnen

Digitized by Google

ihre ganze Coquetterie und Kunst zur Schau zu tragen. Ich sah nie ein Haar schöner und geschmackvoller frisirt, als eben bei diesen Mädchen. Dabei waren sie alle verschieden: hier waren immense Flechten, die sich zu einer Krone formten, dort lange goldene Locken, die wellenförmig bis auf die Taille herniederflossen u. s. w. Keine glich der Andern ganz, aber jede Einzelne von ihnen würde sicher den geschicktesten Friseur in Verlegenheit gesetzt haben.

Man glaube indeß ja nicht, daß die armen Mädchen mit dieser Art Coquetterie etwas Anderes bezweckten, als im Allgemeinen ihrem Auditorium zu gefallen. Unziemliche Scherze, zu denen sich Mancher berechtigt hielt, weil er ihren Gesang nobel bezahlte, mußten sie manchmal anhören, aber sie ermuthigten dieselben niemals.

Ich hörte dicht hinter mir Jemand sagen, daß der größte Theil jener Mädchen in Holland kein anderes Mittel zum Gelderwerb anwenden würde, als das, welches ihre Stimme ihnen biete. Sittsam und tugendhaft, wie sie ihre Heimath verließen, kehren sie auch meistens wieder dahin zurück.

Während ich mich mit diesen Einzelnheiten beschäftigte, folgte eine Sängertruppe der andern im Vortrag, ohne daß Jemand außer mir ihnen, dem Anscheine nach, besondere Aufmerksamkeit erwies. Im Allgemeinen begnügte man sich damit, ziemlich derbe holländische Witze über sie zu reißen und sehr kleine Münzen für den Gesang zu spenden.

Inzwischen hatte sich draußen das Wetter geändert. Der Himmel, der anfangs so rein und klar wie in einer italienischen Nacht gewesen, verfinsterte sich und wurde nur durch zuckende Blitze zuweilen erhellt. Der Mond verbarg sich hinter düsteres Gewölk, der Donner rollte und gleich darauf goß auch der Regen in Strömen hernieder.

Ein großer Theil der Sängerinnen blieb auf dem Vestibül der „Amicitia", um das Wetter sich erst verziehen zu lassen.

Sie berathschlagten sich, wie es schien, einige Augenblicke mit einander und stimmten dann wie aus einer Kehle ein Lied an, dessen ernste getragene Weise einen gar seltsamen Eindruck machte. Es hörte sich an wie eine wehmüthige Klage über den Tod.

Ich bat den Herrn, der neben mir saß, mir die Verse zu übersetzen. Er erwiederte mit einem Lächeln:

„Es ist nur das Lied vom Rhein."

Es ist Thatsache, daß diese nicht sehr bedeutende Ballade, welche in Frankreich mehr Bewunderer zählt, als in Deutschland selbst, nur einen Künstler zweiten Ranges gefunden hat, der sie in Musik setzte, und daß sie fast nur von wandernden Sängern in den Straßen und Locales benutzt wird.

Inzwischen dauerte draußen der Sturm noch fort. Die Mädchen hatten ein Lied nach dem andern gesungen und schienen bereits ihr Repertoir so ziemlich erschöpft zu haben, ohne daß an ein Verlassen des Zufluchtsortes zu denken war. Plötzlich begann eins der jüngsten und hübschesten Mädchen, ehe die andern es verhindern konnten, wie es schien, in übersprudelnder Laune, ein sehr schönes, lustiges Lied. Zu meiner Verwunderung sah ich einen noch jungen Mann, der in meiner Nähe saß, auf Einmal todtenblaß werden. Seine Lippen zitterten und sein schönes Gesicht nahm den Ausdruck tiefen leidenschaftlichen Schmerzes an. Er schien einige Minuten vergebens mit den Bewegungen seines Herzens zu kämpfen; dann stand er auf, warf den Sängerinnen seine mit Gold gefüllte Börse hin, brach in Thränen aus und war im Nu aus dem Local verschwunden. Wäre nicht einer seiner Freunde ihm nachgesprungen, um seinen Arm zu nehmen, er wäre unfehlbar draußen auf der Straße ohnmächtig niedergestürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Bundelfrider in England *).

Jedes Land hat seine im Munde des Volkes fortlebenden Heroen des Verbrechens, und die Nachwelt beurtheilt ihre Heldenthaten um so schonender, wenn sie nicht gerade mit Grausamkeit verbunden waren und mit Schlauheit und Humor ausgeführt wurden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trieben an der Grenzscheide von England

*) Bundelfrider ist bekanntlich ein durch Hebel verewigter Gauner.

Digitized by Google

und Schottland Viehräuber ihr Handwerk in großartigem Styl und erwiesen sich als eine schwere Landplage, da sie gemeiniglich in Haufen über ihre Beute herstürzten, mit roher Gewalt sich derselben bemächtigten und durch die Verwegenheit ihres Charakters die Verfolgung einschüchterten. Eine Ausnahme davon machte ein berühmter Freibeuter, der unter dem Namen Dicky vom Königswald bekannt war. Dieser Ehrenmann sprach unverholen seine Mißbilligung über das gemeine Verfahren seiner Zunftgenossen aus und rühmte sich wiederholt, daß er durch seine Schlauheit noch ein Mal so viel zu verdienen im Stande sei, als diese ordinären Gesellen mit ihrem gewaltthätigen Wesen. Dies war keine bloße Prahlerei, denn im Lauf einiger Jahre hatte sich Dicky einen Namen gemacht, der in dem ganzen Grenzland nur mit Schrecken genannt wurde. Wenn der Bauer sich zur Ruhe niederlegte, that er es mit Angst und Sorge, ob am Morgen nicht ein Theil seines Viehes verschwunden sei. Dicky wußte seine Unternehmungen so geschickt auszuführen, daß es Niemand gelang, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er bot der Gerechtigkeit offenen Trotz und lachte über die vergeblichen Anstrengungen ihrer Diener, ihn zur Strafe zu bringen. Der Leser wird sich aus nachstehender Erzählung am besten eine Vorstellung machen können von der Feinheit, mit welcher er seine Raubzüge zu einem glücklichen Ende zu bringen verstand.

Während seiner Wanderungen durch Northumberland wurde er eines schönen Nachmittags durch den Anblick eines prächtigen Paars Ochsen erfreut, die ruhig in einem Feld bei Denton Burn, einem eine Stunde von Newcastle entlegenen Dorfe, grasten. Entschlossen, sich die Thiere zuzueignen, umlungerte er den Platz bis zum Einbruch der Nacht, lauerte auf, nach welchem Stall sie gebracht wurden, und vollführte die Arbeit mit seinem gewöhnlichen Glück. Auch gelang es seiner Schlauheit, solche Spuren zurückzulassen, daß der Eigenthümer auf den Glauben kommen mußte, der Dieb habe die Richtung nach dem Tweed eingeschlagen, und auch richtig dahin alsbald seine Verfolgungsmaßregeln in's Werk setzte. Dicky aber hatte sich inzwischen nach dem westlichen Theil gewendet und seine Bewegungen so geschickt ausgeführt, daß er in kurzer Zeit Lanercost in Cumberland erreichte. Hier traf er auf einen alten Farmer zu Pferd, dem die Ochsen so wohl gefielen, daß es schnell zu einem Kauf kam.

Dicky war natürlich sehr erfreut, in einer so angenehmen Weise einer Bürde ledig geworden zu sein, die ihm auf die Dauer lästig und wohl auch gefährlich werden konnte. Aber der Farmer besaß ein wunderschönes Roß, und Dicky beschloß bei seinen etwas verschrobenen Vorstellungen von Eigenthumsberechtigung, daß es, gehe es nun in Gutem oder in Schlimmem, sein werden müsse. Er nahm daher bereitwillig die gastliche Einladung des Farmers an, zu Ehren des Kaufs eine Flasche Wein mit ihm zu leeren und bei ihm zu übernachten. Bei dieser Gelegenheit fragte er nun seinen Wirth, ob ihm sein Pferd nicht feil sei. — „Mein Pferd feil?" rief der Farmer mit einem mitleidigen Lächeln über diesen Vorschlag. „Nein, danke schön; es gibt kein zweites wie dieses im ganzen Norden der Grafschaft." — „Zweifle nicht daran, Herr Musgrave", versetzte Dicky, „und nach dem, was ich heute von ihm gesehen habe, glaube ich gerne, daß man auf zwanzig Stunden hin kein ähnliches findet. Nun, da Ihr's nicht verkaufen wollt, so will ich Euch nur wünschen, daß Ihr Euch seiner noch lange in guter Gesundheit erfreuen mögt." Dieser Wunsch wurde natürlich beiderseits mit einem vollen Glas bekräftigt.

„Ich hoffe, Herr Musgrave", fuhr Dicky fort, „Ihr nehmt Eure Stallthüre wohl in Acht; denn da man diesen Spitzbuben, den Dicky vom Königswald, so frei herumlaufen läßt, so kann Niemand sicher sein, ob er nicht eines Morgens seine Krippe unbesetzt findet." — „Ha, ha, ha", lachte der Farmer, „der müßte früh aufstehen, wenn er mir mein Roß stehlen wollte." — „Da muß Euer Stall gut verwahrt sein", meinte Dicky." — „Ja wohl da, Stall", versetzte Musgrave. „Der Stall ist in meiner Schlafstube. Ich bin unbeweibt, und so binde ich das Thier jeden Abend an meinen Bettpfosten an. Dort hat es auch seine Krippe

Digitized by Google

und keine Musik klingt angenehmer in meinem Ohr, als wenn ich des Nachts neben meinem Bette seinen Hafer zusammenmahlen höre." — Dicky war erstaunt über eine solche unerhörte Vorsichtsmaßregel, ließ sich aber nicht weiter darüber aus und begnügte sich, die Schlauheit des Farmers zu loben, die ihm jedenfalls seinen Liebling sichern müsse. „Ihr habt wahrscheinlich auch ein recht festes Schloß an Eurer Schlafstube?" lautete der weitere Fühler. — „Ihr könnt Euch selbst davon überzeugen", antwortete der arglose Wirth.

Dies war, was Dicky wollte. Er betrachtete das Schloß sorgfältig und überzeugte sich, daß es ihm nicht schwer fallen werde, es zu öffnen; doch erklärte er gegen Musgrave, daß die Thüre nicht besser verwahrt sein könnte, und so weiter. Dann ging es abermals zu dem herzerfreuenden Becher, und nachdem schließlich ein Humpen auf ein fröhliches Wiedersehen am andern Morgen geleert war, suchte Dicky seine Schlafstätte auf. — Sobald der Gast sich zur Ruhe begeben hatte, machte der alte Farmer seine Runde durch das Haus und schloß mit gebührender Vorsicht Thüren und Fenster. Da befestigte er das Pferd an seinen gewöhnlichen Pfosten, legte sich zu Bette und schlief bald bei dem Mahlen des Pferdes ein.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Grüner Thee.) Ein Aufsatz in der „Didaskalia" wies vor Kurzem nach, daß der Genuß von grünem Thee Gift für die Nerven — Gift im buchstäblichen Sinne des Wortes sei. (Schwarzer Thee ist der Verfälschung nicht in so hohem Grade ausgesetzt und darum weniger bedenklich.) Die ungeheure Nachfrage nach einem mäßig theuren grünen Thee verführte die Kaufleute von Hong dazu, jene Farbe künstlich nachzuahmen, und dies thun sie mit solchem Erfolg, daß die gewöhnlichen Beurtheiler dieses Artikels dadurch getäuscht werden. Es ist jetzt eine ganz offene Thatsache, daß schwarzer Thee in der Nachbarschaft von Canton im allergrößten Maßstab gefärbt und nachher als grüner Thee in den Handel gebracht wird. Die Färbung geschieht während des Röstungsprocesses durch eine Vermischung von Preußisch-Blau und Gyps. Der chinakundige Mr. Robert Fortescue war Zeuge eines solchen Fälschungsprocesses. Er sagt in einem neueren, „Die Theedistricte in China und Indien" betitelten Werke: „Ich gab mir viele Mühe, die Quantität von Farbestoff zu erfahren, welche bei der Theefälschung in China angewandt wird, nicht um Andern, welche sich derselben Kunst etwa befleißigen wollten, einen Dienst zu erweisen, als vielmehr um unsern Liebhabern von grünem Thee zu zeigen, welche Masse von Preußisch-Blau und Gyps sie im Laufe eines Jahres hinunterschlucken. Zu 14½ Pfund Thee wurde mehr als eine Unze Farbestoff gesetzt, so daß mit jedem 100 Pfd. gefärbten Thee's der Trinker ½ Pfd. Preußisch-Blau und Gyps zu sich nimmt!" Und nun klage man noch über Herzklopfen und schlaflose Nächte, man wundere sich darüber, daß die Bewohner des himmlischen Reiches Ratzen und Hunde essen!

Verschiedenes.

Jetzt muß es ja doch bald licht werden in Deutschland, meint der „Punsch". Ganz abgesehen vom Bundestag haben wir die Schützentage in Frankfurt, einen Künstlertag in Salzburg, einen Juristentag in Wien, einen Feuerwehrtag in Augsburg, einen Handelstag in München, außerdem tagen noch bald die Schullehrer, bald die Stenographen, bald die Naturforscher, ja sogar die Weißgerber u. s. w. Daneben laufen dann die fortwährenden Turnerfeste, Sängerfeste, Stiftungsfeste, Jubiläumsfeste, Verfassungsfeste u. s. w. Ueberall Feste und doch nirgend etwas Festes!

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 108:

Saumselig.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 110. Samstag, den 13. September **1862.**

Der Jungfernsprung.

(Volkssage bei Dahn.)

Es ging einmal zum Walde
Ein Mädchen ganz allein,
Wollt' sammeln reife Beeren
Für's kranke Mütterlein.

Dort jagte g'rad' ein Jäger,
Ein wilder, junger Mann,
Der sah das holde Mädchen
Und kam zu ihr heran.

„Komm' her, du kleine Holde,
Du brauchst mich nicht zu scheu'n,
Ich will dich lieben und küssen
Im Walde hier allein."

„O nein, weit lieber sterben,
Als leben voller Schmach!"
Da floh sie, voll Entsetzen,
Der And're eilt ihr nach.

Doch wehe, vor dem Walde
Da brennt des Abgrunds Rand,
Und vor der grausen Tiefe
Das Mädchen bebend stand.

Nur zwischen Tod und Schande
Ihr blieb allein die Wahl,
Sie wählet, gottergeben,
Den Todessprung in's Thal.

Doch Gottes Engel retten
Sie vor dem Felsengrab
Und tragen durch ein Wunder
Sie sanft in's Thal hinab.

Es ward ein Kreuz errichtet
Dort, wo die Jungfrau stand,
Und heute wird der Felsen
Noch „Jungfernsprung" genannt.

Wohl machen gerne Jäger
Auf Mädchen heut' noch Jagd,
Doch hat seitdem noch keine
D'rum solchen Sprung gewagt.

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Die zurückbleibenden Gäste gaben dem Mädchen ein Zeichen, zu schweigen; Alles kam in Bewegung und der junge Mann wurde in ein anderes Zimmer geführt, wo man sofort ärztlichen Beistand für ihn herbeirief. Er beruhigte sich jedoch bald und wurde von seinen Freunden nach Hause gebracht.

Was mir auffiel, war, daß nicht einer der Zuschauer über diesen Vorfall erstaunt zu sein schien. Alle schienen vielmehr die Ursache zu kennen und die Aufregung des jungen Mannes ganz natürlich zu finden.

Außer den sichtlich überraschten Mädchen, welche geschäftig die Goldstücke in ihre Schürzen sammelten, schien Niemand verwundert zu sein. Man setzte sich wieder, und die Cigarren und Pfeifen qualmten nach wie vor, so daß die glimmenden Enden der ersteren wie Augen der Gnomen erschienen, die durch den Morgennebel blickten. Die Aufwärter fuhren fort, ihre Gäste zu bedienen, mit dem den Holländern eigenthümlichen Phlegma. In der That, nicht ein einziges Gesicht war da, das nicht sofort wieder den Ausdruck ernster, beschaulicher Ruhe angenommen hätte. Es ist vielleicht nicht nöthig, zu bemerken, daß ich meinestheils diese allgemeine Ruhe nicht theilte, daß vielmehr meine Physiognomie die ganze

Digitized by Google

Neugierde verrieth, welche zu verbergen ich mir auch keine Mühe gab. Ein in meiner Nähe sitzender Herr mochte meine Gedanken errathen, denn er sah mich mit einem Lächeln an und sagte:

„Sie wünschen etwas Näheres zu erfahren über diesen seltsamen Auftritt, mein Herr? Ich könnte Ihre Neugierde wohl befriedigen, denn es wird kaum in der ganzen Stadt eine Person leben, die nicht mit den Details dieser traurigen Geschichte bekannt wäre. Dennoch muß ich es in Ihrem eigenen Interesse vorziehen, die Erzählung einem Andern zu überlassen, der, ohne es zu ahnen, eine Rolle in diesem Drama spielte; er wird ihr erst das rechte Colorit geben, welches mir in dem Grade wenigstens nicht möglich wäre. Unsere Zustände, mein Herr, müssen, wie die Bilder, in dem rechten Licht gesehen werden."

Mit diesen Worten nahm er meinen Arm und führte mich zu einem Herrn, der dem Anschein nach der Ruhigste und Theilnahmloseste von Allen war.

Als er uns einander vorstellte und jener Herr nach einer kurzen Verbeugung mich in einem sehr zweideutigen Französisch anredete, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ein nüchterner spießbürgerlich aussehender Mann eine Rolle in irgend einem Drama hatte spielen können. Noch weniger konnte ich es verstehen, daß er der Erzählung ein besseres Colorit sollte geben können, als mein Nachbar, der doch viel gewandter und klüger aussah. Nichts desto weniger machte mein Freund ihn mit meinem Wunsche bekannt.

Er that einen langen Zug aus der Pfeife und blies den Rauch mit einem starken Puff von sich.

„Die Geschichte ist es kaum werth, daß man so viel Wesen davon macht," sagte er; „aber wenn Monsieur sie zu hören wünscht, stehe ich gern zu seinem Befehl."

Er stopfte dann ruhig seine Pfeife wieder, bestellte drei Tassen Thee, wovon er Jedem von uns eine anbot, während er die dritte in aller Gemüthlichkeit selbst trank, und nachdem er uns vollständig in blaue Rauchwolken eingehüllt hatte, begann er folgendermaßen:

„Die Geschichte ist die, Monsieur. Ohne Zweifel wird Ihnen bekannt sein, daß die Deutschen uns jedes Jahr ein ganzes Heer ihrer Landeskinder auf den Hals schicken und unter andern auch einen Schwarm von Mädchen, die uns durch ihr Gekreisch die Ohren betäuben."

„Entschuldigen Sie einen Augenblick," unterbrach ihn mein Freund, wie es schien, gar nicht zu seinem Verdruß, denn er fing sofort wieder an, mächtige Rauchwolken hervorzupuffen, — „mir scheint, Sie nehmen die Einwanderung der Deutschen doch zu ernst, besonders was diese armen Mädchen betrifft. So viel ich weiß, gehören sie größtentheils der ärmeren Klasse an, welche jene kleinen Dörfer am Ufer des Rheins bewohnt. Arm und schön, wie sie meistentheils sind, müssen sie schon im jugendlichen Alter auf eigene Hand ihre Existenz suchen. Im Winter fassen sie Schuhe ein, oder sie sticken, spinnen und stricken, kurz, thun alles Mögliche, um sich auf ehrliche Weise durchzubringen. Im Frühjahr sind sie nicht die Letzten, welche dem Landmann auf die Felder folgen, und sie schonen ihre Hände nicht. Wenn aber die Ernte beschafft ist, findet sich in jener traurigen Gegend nichts mehr für sie zu thun, und wo keine Arbeit ist, da ist auch kein Futter, da ist Hunger und Kummer. Kommt nun diese Zeit heran, so nehmen die jungen Mädchen ihre Guitarre von der Wand, vereinigen sich zu kleinen Gesellschaften und suchen ihr Brod, wo sie es finden, nichts weiter mit sich nehmend, als den Schutz des Himmels und jene süße Gabe, die sie mit den gefiederten Sängern des Waldes theilen, eine schöne Stimme. In den Wirthshäusern an der Landstraße finden sie auf ihrer Reise überall außer einer freundlichen Aufnahme ein Bündel Stroh, um darauf zu schlafen; manchmal gewinnen auch ihre Jugend und ihre Schönheit in dem Grade das Interesse der Wirthin, daß sie ein Bett bekommen. Die Capitaine der Rheindampfböte vergessen in der Regel, ihnen das Passagiergeld abzufordern, und die Fuhrleute auf der Landstraße haben immer ein Plätzchen für sie, ohne daß es ihnen was kostet, denn die schönen Lieder, die sie unterwegs singen, sind diesen braven Leuten Ersatz genug. So erreichen sie unsere Hauptstädte, wo sie mit ihrer Stimme manches Goldstück verdienen,

Digitized by Google

das sie in ihre Kleider einnähen und wenn der Winter kommt, mit heim bringen. Sind sie wieder bei den Ihrigen, da vergessen sie, daß sie eine Zeit lang ein Künstlerleben geführt, und werden wieder fleißige Feldarbeiter, wie sie früher waren."

Der Vertheidiger der armen Mädchen schwieg. Der Andere hatte ihm mit einem halb gutmüthigen, halb spöttischen Lächeln zugehört.

„Ist das Alles, was Ihr zu sagen habt, Monsieur Poet?" fragte er dann, indem er das letzte Wort besonders betonte. „Wenn das, so will ich fortfahren in meiner Geschichte." Und er that es mit folgenden Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Bundelfrider in England.

(Schluß.)

Die Nacht entschwand. Als die ersten matten Strahlen des Tages aufzutauchen begannen, erwachte Musgrave; er fühlte sich kalt und frostig und schaute umher, was wohl die Ursache sein mochte. Da bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß die Decken seines Bettes weggenommen und auf den Boden ausgebreitet waren. Was soll dies? dachte der Farmer. Quälte ihn ein garstiger Traum, oder wachte er wirklich? Mechanisch richtete sich sein Blick nach der Stelle, wo sein Pferd stehen sollte. Es war nicht da — fort — gestohlen! Während der Nacht hatte ein frecher Dieb in das Farmhaus eingebrochen, das Thürschloß geöffnet, die Decken auf den Boden gebreitet, damit der Huftritt des Thieres nicht gehört wurde, und sich triumphirend mit seiner Beute aus dem Staub gemacht. Natürlich weckte Musgrave sogleich sein Gesinde und begann eine eifrige Nachforschung nach dem Dieb; dieser aber hatte keine Spur zurückgelassen, und der gute Farmer kehrte trostlos wieder nach Haus zurück, um sein Müthchen mit Flüchen über den Elenden, der ihm diesen Jammer bereitet, zu kühlen.

Inzwischen saß unser Freund Dicky wohlgemuth auf dem Pferd seines Wirths und gewann mit jedem Augenblick einen größern Abstand von dem beschädigten Eigenthümer. Das Thier war ein so trefflicher Renner, daß er schon mit Tagesanbruch sich vor aller Verfolgung sicher fühlen konnte. Er hatte sich wieder gegen Osten gewendet, und wie er durch Haltwhistle-Fall kam, mußte ihm gerade der Farmer in den Wurf kommen, dem er vor drei Tagen die an Musgrave verkauften Ochsen gestohlen hatte.

Dicky kannte den Mann wohl; zum Glück für ihn war es bei diesem nicht der gleiche Fall. Der Farmer redete den Reiter an und fragte ihn, ob er auf seiner Reise nicht ein paar Ochsen, von denen er ihm eine umständliche Beschreibung gab, gesehen habe. „Ei freilich", versetzte Dicky. „Thiere, die genau so gezeichnet sind, grasten noch gestern auf einer Wiese des Farmers Musgrave in Lanercost. Sie fielen mir auf wegen ihrer Schönheit, und ich fragte den Knecht, woher sie seien; er antwortete mir, daß sein Herr sie am nämlichen Tage gekauft habe. Ohne Zweifel sind es Eure Ochsen; ich möchte Euch rathen, ohne Verzug nach Lanercost zu gehen und sie zurückzufordern." — „Das thu' ich auf der Stelle", versetzte der Andere; „aber ich bin elend zusammenmarschirt, und es ist ein weiter Weg bis Lanercost. Ihr habt ein sauberes Pferd da; wollt Ihr's nicht verkaufen?"

Nach einigem Hin- und Hermarkten wurden sie handelseinig, und da der Farmer einen guten Freund im Ort hatte, so konnte das Geld auf der Stelle bezahlt werden. Die beiden trennten sich, der eine, um seine gestohlenen Ochsen aufzusuchen, der andere, um hinzugehen, wohin er Lust hatte.

Der Farmer kam am andern Tag nach Lanercost und erkannte natürlich auf dem Feld sogleich seine Ochsen. Er ritt auf einen in der Nähe stehenden ältlichen Mann zu, den er für den Eigenthümer der Wiese hielt, und redete ihn mit den Worten an: „Heda, guter Freund, diese Ochsen gehören mir; wie seid Ihr dazu gekommen? — „Und soll mich der — holen", versetzte der Andere, mit erstauntem Blick das Pferd betrachtend, „wenn Ihr nicht auf meinem Roß sitzt! Mit Verlaub, wie seid Ihr dazu gekommen?"

Jeder beschrieb natürlich die Person, mit der er seinen Kauf abgeschlossen, und sie erkannten nun, daß sie mit einem Ausbund-

Digitized by Google

schelmen zu schaffen gehabt hatten. Obgleich es auf ihre Kosten ging, kam beiden doch, nachdem die Aufklärung stattgefunden, der Spaß so ungemein belustigend vor, daß sie in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Sie sahen ein, der Handel ließ sich nur dadurch ausgleichen, daß Jeder sein Eigenthum wieder zurücknahm. Musgrave war überfroh, daß er sein Lieblingsrößlein wieder hatte, und der Dentonburner freute sich nicht minder über die Wiedergewinnung seiner Ochsen — eine Stimmung, die unserem guten Freund gestattete, ohne weitere Behelligung das Geld für das Vieh und das Pferd in der Tasche zu behalten.

Ob es nicht mit Dicky zuletzt doch ein schlechtes Ende nahm, oder ob er im späteren Leben auf bessere Wege kam und voll Reue über seine Sünden im Bette starb, darüber gibt uns die Geschichte keinen weiteren Aufschluß; soviel aber ist gewiß, daß in vielen Theilen von Northumberland seine Thaten fortleben und sein Name von den Bauern benutzt wird, wenn sie Einen als einen recht durchtriebenen Schelm bezeichnen wollen.

Verschiedenes.

Das Augsburger Anzeigeblatt enthält folgendes humoristische Eingesandt:

— „Wenn!“ — — — — — — — — —

Wenn der Garibaldi österreichische Papiere kauft
Und der Papst nach Moskau geht und Schlittschuh lauft —
Wenn Victor Emanuel für den Münchener Volksboten Artikel schreibt
Und Mazzini mit Antonelli Kegel scheibt —
Wenn der Hecker als Gesandter in Berlin brillirt
Und der Czaar Herrn Herzen zum Geburtstag gratulirt —
Wenn der Kaff'ler Kurfürst zählt zum Nationalverein
Und die deutsche Flotte läuft zu Kopenhagen ein —
Wenn der Sultan Aziz als solider Eh'mann lebt
Und der Foulb den Rothschild aus der Taufe hebt —
Wenn der deutsche Bund hat ein Centralorgan
Und der Ronge in Madrid wird Hofkaplan —
Wenn man in Berlin sich deutsch frisirt
Und Hannovers Welf besser katechismusirt —
Wenn der Mörder Sobbe sitzt auf Lebenszeit
Und auch Hauskuechtsblut zum Himmel schreit —
Wenn ein Volk für Heeresaufwand freudig blecht
Und der Palmerston den rothen Adler möcht —
Wenn dies Alles und noch Anderes ist geschehen,
Wird der Retter der Gesellschaft in's Kloster gehen.

(Eine Verfassung als Brautgeschenk.) Man erzählt sich folgende artige Anecdote. Prinzeß Alice von England, seit Kurzem die Gemahlin des präsumtiven Thronfolgers im Großherzogthum Hessen, war bekanntlich die Lieblingstochter des durch ungewöhnliche Bildung glänzenden Prinzen Albert. Mit besonderer Sorgfalt leitete er ihre Erziehung und weihte sie selbst in die tiefsten Fragen des Staatsrechts ein. Nun soll Prinzeß Alice noch als Braut ihrem Bräutigam eines Tages ein kostbar in Sammt und Gold gebundenes Buch mit der Bitte überreicht haben: er möge recht oft darin lesen, es würde dies ihrer Ehe zum höchsten Segen gereichen. Es war — die englische Verfassung!

Räthsel.

Stünden so viel Frauen fein,
Als da Tropfen sind im Rhein,
Und wär' dir auferlegt zur Buß',
Sie hinüberzuführen mit trockenem Fuß
Ohn' Brücken, Schiff, Steg, Karren und Wagen:
Ich lob dich sehr, kannst du's mir sagen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 111. Dienstag, den 16. September **1862.**

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

2.

Im Jahre 1826 lebte in der Nachbarschaft von Cleve ein armer Bauer, welcher nicht weniger als elf Kinder hatte. Für die Reichen sind viele Kinder ein Segen, für die Armen oft ein Unglück.

Dieser Bauer, dessen Name Colmann war, entschloß sich dazu, seine älteste Tochter nach Holland zu senden. Es war ein sehr hübsches Mädchen, welches, gleich allen ihren Landsmänninnen, viel musikalisches Talent besaß und ganz allerliebst sang. Sie war immer lustig und fleißig, wenn sie nur etwas zu thun hatte, woran es häufig nicht fehlte. Man nannte sie gewöhnlich Riekchen, obwohl ihr Taufname eigentlich Friederike war.

Nachdem ihr Vater erst einmal entschlossen war, sie nach Holland zu senden, dauerte es auch nicht mehr lange, bis er seinen Entschluß zur Ausführung brachte — und eines schönen Morgens trat Riekchen ihre große Reise an, allein und zu Fuß; ihr ganzer Reichthum bestand in einer Guitarre, etwa 6 Gulden an Werth, und einigen wenigen Kreuzern Taschengeld.

Es war ein hartes Geschick für das arme Mädchen dieser Abschied und diese weite Reise ohne Geld; sie hat mir oft davon erzählt. Zu betteln schämte sie sich, und wenn sie anfing zu singen und Jemand gebot ihr Schweigen, so gehorchte sie augenblicklich und schlich still davon, die Augen voll Thränen und mit vor Angst klopfendem Herzen.

Mit so viel Scheu und so wenig Routine über ihren neuen Erwerbszweig kann man sich wohl denken, daß sie oft den ganzen Tag keinen Heller einnahm und folglich auch nichts zu essen hatte.

Eines Abends sank sie, total entmuthigt und erschöpft durch Hunger und Anstrengung, unterwegs am Fuße eines Baumes nieder und konnte nicht mehr weiter. Da kam ein Fremder vorbei, der Mitleid empfand mit so viel Jugend und Elend. Er sprach ihr Muth ein, bat sie, ihm zu folgen, und geleitete sie in dem nächsten Städtchen nach einem Dampfschiffahrts-Bureau, wo er ihr ein Passagier-Billet kaufte, ein kräftiges Abendbrod geben ließ und für die Nacht ein Unterkommen verschaffte, denn das Dampfschiff kam erst am andern Vormittag. Der Fremde blieb ebenfalls die Nacht dort. —

Ein Mädchen von 17 Jahren hat erlittenen Kummer bald vergessen. Als Riekchen am andern Morgen ihr Frühstück verzehrt hatte, machte sie sich emsig über ihren Anzug her, säuberte ihn, so gut es gehen wollte, wusch sich dann das Gesicht und kämmte sorgsam ihr schönes langes Haar glatt.

Als sie mit diesen Operationen, bei denen Tugend und Schönheit sie unterstützten, zu Ende war, sah sie aus wie eine kleine Fee. Als sie sich auf dem Deck des Dampfschiffes befand, hatte fast Jeder ein Lächeln für sie; man bat sie zu singen und bezahlte generös dafür, als sie es that. Sie machte an jenem Tage mehr Geld, als sie je in ihrem Leben besessen hatte.

Der Fremde schien erfreut über die Verwandlung, welche mit ihr vorgegangen und welche größtentheils sein Werk war. Er nahm ihr die Guitarre aus der Hand und begleitete sie selbst und wie Jeder merkte, mit großem Geschick.

Digitized by Google

„Alle Deine Lieder sind sehr alt, mein Kind," sagte er. „Ich will Dir ein Lied schreiben, das ganz für Deine Stimme paßt. Einer meiner Freunde gab mir kürzlich einige Verse, die will ich für Dich in Musik setzen."

Er trat ein wenig auf die Seite, zog sein Taschenbuch hervor und improvisirte inmitten des fröhlichen Treibens einer Rheinfahrt in wenigen Minuten eine Melodie, die er dann dem jungen Mädchen mit leiser Stimme vorsang. Riekchen wiederholte sie mehrmals, — erst leise, dann allmälig immer lauter und ehe noch eine Stunde verging, hatte sie das Lied vollkommen inne und sang es mit einer Sicherheit und mit so viel Ausdruck und Gefühl, daß alle Zuhörer begeistert applaudirten und ganz entzückt waren über diesen unerwarteten Genuß, der die ohnehin so schöne Rheinfahrt doppelt interessant machte. Es war ein schöner, sonniger Tag, und Alle auf dem Verdeck waren heiter und empfänglich für die mancherlei Genüsse, die ihnen geboten wurden. Auch der fremde Herr, der sich auf so wohlwollende Weise des jungen Mädchens angenommen und sich sogar zu ihrem Lehrmeister gemacht hatte, schien äußerst zufrieden mit Riekchens Gesang, obwohl er nicht abließ, ihn noch immer mehr zu vervollkommnen. Inmitten dieser Studien und Erfolge langte das Schiff endlich in Rotterdam an.

„Mein Kind," sagte Riekchens Instructor beim Landen, indem er ihr ein Goldstück in die Hand gleiten ließ, „dies wird Dich für's Erste gegen Mangel schützen. Wenn Du das Lied singst, welches ich Dich gelehrt, so vergiß nicht zu sagen, daß Karl Maria v. Weber es für Dich componirte und daß die Worte von Göthe sind. Dieses Blättchen Papier wird Deine Aussagen bestätigen, wenn es etwa Leute geben sollte, die an Etwas zweifeln können, was von so reinen und frischen Lippen kommt, wie den Deinigen."

Sie wollte ihm die Hände küssen, aber er stürzte sich mitten in das Gedränge der versammelten Volksmenge und entzog sich so ihrer Dankbarkeit. Vergebens suchte sie ihn überall — er war verschwunden.

Denselben Abend noch versuchte Riekchen die Wirkung ihres Talisman hier in der Amicitia. Kaum hatte sie ihr Lied begonnen, als Alles mäuschenstill wurde und jeder Gast mit der größten Aufmerksamkeit horchte auf die lieblichen Klänge; noch nie hatte man von einer wandernden Sängerin Derartiges gehört. Man trat zu ihr hin, erkundigte sich freundlich nach ihrer Heimath, und als man im Verlaufe des Gesprächs auf das wundervolle Lied kam und sie den Namen des Künstlers nannte und das Blatt Papier herum zeigte, welches dies bestätigte, — da war in der That das Glück der jungen Rheinländerin schon gemacht; denn Alle wetteiferten nun förmlich, dem hübschen, bescheidenen jungen Mädchen sich hilfreich zu erweisen, das Karl Maria von Weber, der große Componist des „Freischütz", auf so edle und originelle Weise protegirt hatte. Immer von Neuem mußte sie die Geschichte ihrer Reise und ihres Zusammentreffens mit ihm wiederholen, und das Lied wurde immer und immer wieder gesungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

Genrebild nach Victor Hugo, seinem neuesten Romane „Les pauvres et misérables" entnommen. *)

In der Nacht vom 17. bis zum 18. Juli 1815 regnete es ziemlich stark, was zur Folge hatte, daß das Terrain am Morgen des 18. für die Evolutionen der Artillerie unpracticable war, die Schlacht also nicht, wie es in Napoleons Absicht lag, in der Frühe beginnen konnte, sondern so lange verschoben werden mußte bis der aufgeweichte Boden etwas abgetrocknet und den Bewegungen der Cavalerie und Artillerie zugänglicher wurde. Diese Verzögerung entschied das Schicksal des Tages; sie gab den Preußen Zeit, sich dem Schlachtfeld zu nähern und im entscheidenden Augenblicke die zwar tapfer aushaltenden, aber schon halb vernichteten Engländer nicht nur von gänzlichem Verderben zu retten, sondern auch dem bisherigen Verlaufe der Schlacht eine solche Richtung zu geben, die Napoleon zum zweiten Male zwang,

*) Wir verdanken diese treffliche Uebersetzung der Güte des Privatlehrers Hrn. Abel hier.

Digitized by Google

dem Throne Frankreichs zu entsagen. Hören wir Victor Hugo.

„Wenn es in der Nacht vom 17. bis 18. Juli nicht geregnet hätte, so würde die Gestalt Europa's heute eine andere sein.

Napoleon war Artillerieofficier. Alle seine Schlachtpläne stützten sich auf Kanonen; sie waren für ihn der Schlüssel, mit welchem er sich die Siegespforten erschloß. Er behandelte die Strategie des feindlichen Generals wie eine Festung, die er mit Geschützkugeln so lange überschüttete, bis eine Bresche sich öffnete, in welche seine Cavalerie-Brigaden eindrangen, um das Schicksal des Tages zu entscheiden. — Schießen war sein Genie. Er drängte mit Ungestüm auf einen Punkt, zersprengte Carre's, vernichtete Regimenter, durchbrach die Linien, schlug drauf und drauf, bis es brach. Und diese That übertrug er seiner Favoritwaffe, den Kanonen. Diese furchtbare Methode, in Verbindung mit seinem Genie, hat diesen Schlachtengott während 15 blutiger Jahre unbesiegbar gemacht.

Am 18. Juni 1815 rechnete er um so mehr auf den Erfolg dieser Waffe, als er den Engländern darin beinahe um 100 Stück überlegen war. Wäre daher der Boden am Morgen des 18. trocken und den Bewegungen der Artillerie günstig gewesen, so würde die Schlacht am 6 Uhr in der Frühe begonnen haben und wäre wahrscheinlich Nachmittags 2 Uhr, also 3 Stunden vor Ankunft der Preußen, siegreich für die Franzosen beendigt gewesen. — —

Der Kampf hatte endlich begonnen. Die verschiedenen Wendungen und Schwankungen desselben zogen wie sich bekämpfende Gewitterwolken an ihm vorüber, ohne seinen Blick trüben, sein Gesicht verdüstern zu können, — er sah im Gegentheil heiter und vergnügt aus; — auf seiner kaiserlichen Stirne leuchtete der Sieg.

Nach 2stündigem heißem Kampfe ließ Wellington eine rückgängige Bewegung machen; das Plateau von Mont-Saint-Jean wurde frei, die englischen Schlachtlinien verschwanden. Napoleon zuckte zusammen, — ob aus Freude oder Besorgniß, — man weiß es nicht. Er richtete sich öfter in den Steigbügeln empor und prüfte mit seinem Fernrohre den Horizont, als befürchte er das Erscheinen der Preußen oder als wünsche er die Ankunft Grouchy's, der mit einem detachirten Corps jene beobachten und, wenn möglich, zurückhalten sollte. Er schien übrigens das Zurückweichen der Engländer als ein Aufgeben der Schlacht anzunehmen und gab den Cürassiren Milhaud's Befehl, das Plateau von Mont-Saint-Jean zu nehmen und die Engländer zu verfolgen.

Es waren 26 Schwadronen, dreitausend sechshundert Mann stark, wahre Riesen auf Pferdecolossen. Ihnen beigegeben waren 106 Elite-Gensd'armen, die Garde-Chasseurs, 1197 Mann stark, und die Garde-Lanciers, 880 Lanzen zählend. Die Division Lefebre-Desmouettes folgte ihnen zur Unterstützung.

Diese Cürassiere mit ihren zierlosen Helmen, eisernen Brustharnischen und ihren langen wuchtigen Schwertern wurden von der ganzen Armee bewundert, als sie am Morgen still und ernst, ohne Trompetenklang, 2 Geschützbatterien in ihrer Mitte, zwischen Genappe und Frichemont schwadronweise in die Schlachtlinie einrückten. Sie bildeten den rechten Flügel der 2. Schlachtlinie; die Cürassiere Kellermanns waren am linken Flügel aufgestellt. — Gegen 2 Uhr Nachmittags brachte der Adjutant Bernard den Befehl vorzurücken. Ney zog den Degen und stellte sich an die Spitze. Die Masse kam in Bewegung. Welch furchtbares Schauspiel! Die ganze Cavalerie rückte, wie zusammengegossen, mit geschwungenem Säbel, flatternden Fahnen, divisionsweise — wie ein Widder von Erz, der Bresche bricht, den Hügel von Belle-Alliance hinunter in den mit Todten und Verwundeten übersäeten Thalgrund hinein und verschwand im Rauche. Bald kam sie wieder auf der andern Seite, wie aus einem Höllenschlunde, hervor und ritt im Trabe, immer gedrängt und geschlossen, durch eine Kartätschenwolke, die sich über sie entleerte, den schlüpferigen Hang des Plateau von Mont-Saint-Jean hinan. Ernst, drohend und unerschütterlich zogen sie dahin; durch das Gewehrfeuer und den Donner der Kanonen hindurch hörte man das riesige Getreppel der Pferde. In zwei Divisionen, Wathier rechts und Delord links, wanden sie sich, wie zwei ungeheure, eisengeschuppte Riesenschlangen, bald wie ein Polyp sich zusammenringelnd, bald wieder aufschwellend, unheil-

Digitized by Google

schwanger und Verderben drohend die Höhen hinauf. — Seit der Erstürmung der großen Schanze an der Moskowa durch die schwere Cavalerie bot sich den Blicken kein ähnliches Schauspiel dar. Stolz und siegesgewiß sah ihnen die ganze Armee nach; gegen solch' zermalmende Wucht gibt es keinen Widerstand. Zwar fehlte der ritterliche Mürat, — aber Ney war da — der Siegesherzog — le brave des braves, wie ihn Napoleon nannte, dessen Heldenseele die ganze Masse durchglühte und dessen Feuerblick sie lenkte wie einen einzigen Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um Rahm aufzubewahren, löst man über einem mäßigen Feuer 12 Loth weißen Zucker in der möglichst geringen Menge Wasser auf; nach erfolgter Auflösung läßt man den Zucker noch 2 Minuten sieden, fügt dann 12 Loth süßen Rahm zu, rührt die Masse in heißem Zustande innig zusammen, läßt die Mischung allmälig erkalten, füllt sie in Glasflaschen, verkorkt sie gut und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Verschiedenes.

(Astor.) Das Vermögen dieses berühmten Millionärs wird auf mehr als 50 Millionen geschätzt. Ein großer Theil New-Yorks gehört ihm, seine Einnahme an Miethgeldern allein beträgt 300,000 Dollars. Sein gesammtes Einkommen wird auf 2 Millionen Dollars angeschlagen. Die Mühe, welche die Verwaltung eines so kolossalen Vermögens erfordert, ist keine geringe und Astor soll selbst einst gesagt haben, daß er wenig Genuß von seinem Vermögen habe. Den ganzen Tag ist er mit Baumeistern und seinen Rechnungsführern beschäftigt, denn er hat das Jahr über stets 1—2 große Stadtviertel im Bau und unterhält ein ganzes Heer von Bauhandwerkern.

Ein Geistlicher wurde einmal von seiner Gemeinde verklagt. Unter vielen Anklagepunkten war auch der, daß er einen wie den andern Sonntag dieselbe Predigt halte. Seine Ankläger wurden mit ihm vor die Oberbehörde geladen und der Geistliche vertheidigte sich über jeden Anklagepunkt vortrefflich, und als er namentlich wegen der fraglichen Predigt zur Rede gestellt wurde, so erwiderte er, man möge einmal die Ankläger fragen, was er denn jeden Sonntag predige. Darüber befragt, antworteten sie: Ja, das wissen wir nicht! Lächelnd erwiderte daher der Geistliche, das sei eben der Grund, warum er diese Predigt jeden Sonntag wiederhole, denn sein Grundsatz ist: Etwas so lange und so oft zu sagen, bis er begriffen und verstanden wird. Neufer sagt daher mit Recht: „Wir müssen das Schöne und Wahre so oft und so lange verkündigen, und wenn wir es tausend Mal wiederholen müssen, bis es von der Masse verstanden und begriffen wird."

Ein Urkundenwerk von solchem Umfange, wie in der Welt noch keines im Druck erschienen ist, wird jetzt in Paris begonnen. Alle in den verschiedenen Departements des französischen Reiches vorhandenen Urkunden sind verzeichnet, geordnet und von sachverständigen Händen druckfertig redigirt worden. Das Werk wird gegen 500 Bände in Quart umfassen. Jedes Departement trägt die betreffenden Kosten, welche bereits angewiesen sind. Die Auflage soll nur 200 Exemplare betragen.

(Ein Märtyrer.) Ein 79jähriger Schneider in Pesth hat, nachdem er erst unlängst seine sechste Frau zu Grabe geleitet, dieser Tage einer siebenten vor dem Altare ewige Treue geschworen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 110:
Gib einer jeden von ihnen einen Tropfen auf die Zunge, so bleibt kein Wasser mehr da.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 112. Donnerstag, den 18. September **1862.**

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Um kurz zu sein: Ungefähr einen Monat nach jenem Abend stand Riekchen eines Morgens unter meinem Fenster, lehnte sich gegen einen Steinpfeiler und zählte ganze Hände voll Goldstücke — wirkliches blankes Gold. Sie betrachtete dieselben mit kindischer Freude, ließ sie in der Sonne blitzen und an einander klingen in einer Art Verzückung. Ich sah ihr von meinem Comptoir aus mit Vergnügen zu und klopfte leise an's Fenster. Riekchen erschrack und blickte auf mit einer Angst, die mich ordentlich amüsirte. Durch mein Lachen beruhigt, betrachtete die kleine Deutsche mich mit einem so bezaubernden Ausdruck der Unschuld, daß ich beschloß, ihr meinen Rath und Beistand anzubieten. Ich winkte ihr hereinzukommen und sie kam auch wirklich in mein Comptoir, ihre Goldstücke noch in der Schürze tragend, da sie in der Verwirrung noch nicht Zeit gefunden hatte, sie wieder in die Tasche zu stecken.

„Nun Riekchen," sagte ich, „Du bist ja schon ordentlich reich, wie ich sehe."

„Ich werde wohl meine tausend Gulden haben," sagte sie in einem Tone, wie unsere Vorfahren von ihren Tonnen Geldes zu sprechen pflegten.

„Und was willst Du denn mit all' dem Gelde machen?" fragte ich.

„Ich will es mit in meine Heimath nehmen und meinem armen Vater geben, damit er seine Schulden bezahlen kann und im Winter keinen Mangel zu leiden braucht."

„Aber Kind, man wird Dich berauben. Es gibt genug schlechte Subjekte in der Stadt, die recht gut wissen, daß Du hier viel Geld verdient hast. Du würdest besser thun, wenn Du es mir in Verwahrung gäbest; ich könnte es Deinem Vater schicken, ehe es Dir genommen wird. Oder, wenn Du das lieber willst, ich kann es auch in mein Geschäft stecken, wo es jedenfalls, ehe das Jahr zu Ende geht, noch sehr gute Zinsen trägt."

Sie dachte einen Augenblick nach und schüttete dann das Geld, ohne ein Wort zu erwiedern, auf den Tisch. Als sie das gethan hatte, schien plötzlich ein Gedanke ihr durch die Seele zu fahren und sie nahm zwei der blinkendsten Goldstücke, die sie nur finden konnte, wieder an sich.

„Was willst Du damit machen, Kind?" fragte ich. „Deine Einnahme heute Abend wird mehr als hinreichend sein für Deine Bedürfnisse."

Sie zögerte und blickte mich mit einer Mischung von Scham und Verwirrung an. Endlich raffte sie sich auf und sagte entschlossen:

„O, warum denn nicht, — ich möchte in die Lotterie setzen."

„Zwanzig Gulden verlieren," rief ich, „Kind, das wäre ja Tollheit."

Sie schien halb versucht, mir das Geld zurückzugeben, besann sich aber plötzlich wieder und rannte lachend davon, indem sie mir noch zurief:

„Ich habe einen glücklichen Traum gehabt, ich werde gewinnen."

Im Nu war sie verschwunden und so hastig, als ob sie fürchtete, daß ich ihr nachrennen werde.

Das Glück schien wirklich dieses junge Mädchen als Schooßkind zu behandeln. Drei Tage später stürzte sie fast athemlos in mein Comptoir, ihr Gesicht war glühend weiß und roth.

Digitized by Google

„Monsieur! Monsieur!“ rief sie. „Sehen Sie nun wohl, daß mein Traum gut war?“ Und mit diesen Worten zog sie ein Packet Banknoten aus ihrem Busen, — sie hatte fünfzigtausend Gulden gewonnen.

„Und was willst Du nun beginnen, mein Kind?“ fragte ich, fast versteinert über ein solch fabelhaftes Glück.

Sie sah mich verwundert an und sagte dann:

„Nichts, Monsieur. Sie können dieses Geld zu dem übrigen thun; doch möchte ich, daß Sie so viel davon meinem armen Vater schicken, als nöthig ist, um ihm durch den Winter zu helfen.“

„Und Du, Riekchen, — nun Du so reich bist, welchen Plan hast Du für Dich selbst entworfen?“

„Gar keinen,“ antwortete sie mit einem Seufzer.

„Du beabsichtigst also, hier fortzufahren mit Deinem Singen? Du denkst nicht an die Rückkehr zu Deinem Vater. All dieses Geld, — es befriedigt Dich nicht, Du möchtest mehr haben; — ist es nicht so?“

Sie seufzte wieder und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

„Ich kann mich nicht trennen von Rotterdam,“ erwiederte sie dann; „ich kann nicht! Lieber sterben!“

Dann, als ob sie bedauerte, daß ihr diese Worte entschlüpft waren, setzte sie in anscheinend gleichgiltigem Tone, der mich indeß nicht täuschte, hinzu:

„Wenn der Winter kommt, werden Sie mir wohl Rath geben müssen. Vielleicht hat bis dahin der Himmel eine neue Ueberraschung für mich. Wir müssen auf Gottes Gnade und Weisheit vertrauen.“

Ihr Geheimniß war ihr eigenes und es wäre unrecht von mir gewesen, hätte ich die Autorität, die ich über sie gewonnen, dazu benutzen können, um sie zu verwirren und auszuforschen. Ich begnügte mich deßhalb damit, es ihr dringend anzurathen, doch ja zu keinem Menschen von ihrem großen Glück in der Lotterie zu reden, und begab mich dann sofort selbst auf das Administrationsbureau der Lotterie und von hier in das Comptoir, wo sie ihren Gewinn hatte ausbezahlt erhalten. Bis jetzt war die Sache noch ein Geheimniß und ich erhielt auch von beiden Seiten die Versicherung, daß man es bewahren wolle und daß es von dort aus nicht in die Oeffentlichkeit dringen sollte.

Ich wollte so gern das arme Kind schützen gegen Raub und Betrug, die ja unfehlbar in Bewegung gegen sie gesetzt worden wären, hätte man um ihren Reichthum gewußt.

Ein Monat verging wieder, ohne daß ich Riekchen in meinem Comptoir sah. Ich sah sie nur des Abends manchmal hier in der „Amicitia“, wo sich auch unsere Bekanntschaft entsponnen hatte, oder auch in irgend einem Café, immer umgeben von einer bewundernden Schaar von Zuhörern.

Riekchen war überall beliebt, unter den Roblen und Reichen sowohl, wie unter den Bürgern und Arbeitern, und ganz besonders waren es die Seeleute, welche sie unter ihren Schutz nahmen.

Wenn sie mich unter der Menge sah, so wechselten wir im Geheimen einen Blick des Einverständnisses und einen stummen Gruß, — ich hatte sie nämlich gebeten, Niemand etwas davon zu sagen, daß wir mit einander bekannt waren. Dies hatte ich lediglich deßhalb gethan, um die Klatschereien der leichtfertigen Zungen zu verhüten, die sich sonst über den guten Ruf des braven jungen Mädchens würden hergemacht haben. Rotterdam hat leider, wie jede andere Stadt in der lieben Christenheit, eine Menge Bewohner, die den Scandal lieben. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, die wirklichen Motive meiner Bekanntschaft mit der schönen jungen Deutschen Jemand zu vertrauen; denn einmal bekannt, wußte ich nur zu gut, daß die böse Welt das Gift der Verleumdung über den bis dahin untadelhaften Wandel des armen Kindes gespritzt haben würde — und auf mich nicht minder.

Nach und nach war es mir aber, als ob eine Veränderung mit Riekchen vorgegangen wäre; sie schien mir oft so still und melancholisch, so träumend und sinnend, wie in tiefe, quälende Gedanken verloren, und dies führte mich selbst auf allerlei Befürchtungen und Muthmaßungen, wie ich sie bei Anderen hatte verhüten wollen. Ihre freie und unschuldige Fröhlichkeit ging oft in eine unnatürliche gezwungene Anstrengung über.

Digitized by Google

heiter zu erscheinen. Das leichte, fröhliche Kindesherz von früher war es nicht mehr, das ließ sich unmöglich verkennen. Sie schien abwesend, versank häufig in eine Art Träumerei und sang dann ihre Lieder nur mechanisch. Ihre Stimme war da, aber ihr Herz nicht; ihre Aufmerksamkeit, ihre Gedanken waren wo anders.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Fortsetzung.)

Das Plateau war erreicht. Seltsames Zusammentreffen! Sechs und zwanzig Bataillone standen 26 Schwadronen gegenüber. Hinter dem Kamme der Höhe, gedeckt durch eine maskirte Batterie, war die englische Infanterie in dreizehn Carres à 2 Bataillone in 2 Reihen aufgestellt, schußfertig der Dinge wartend, die da kommen sollten. Ruhig, stumm und unbeweglich standen sie, — dreizehn Vulkane, jeden Augenblick bereit, Tod und Verderben um sich zu schleudern. Furchtlos hörten sie diese gewaltige Menschenfluth emporauchen. Das Schnauben und Traben der Pferde, das Rasseln der Küraße und Säbel wurde stärker und stärker, kam näher und näher und brauf'te endlich mit der verheerenden Gewalt eines losgelassenen Orkans gegen sie heran.

Eine schauerliche Stille war eingetreten. Da, plötzlich, erschienen auf der Höhe des Kammes eine lange Reihe geschwungener Säbel, dann Helme und Küraße, Trompeten und Standarten, an die viertausend Köpfe mit gewaltigen Schnurbärten. Mit dem Rufe „es lebe der Kaiser" war die ganze Cavalerie auf dem Plateau erschienen. Mit dem dröhnenden Getöse eines beginnenden Erdbebens sprengte sie vor, um sich auf die ihr gegenüber stehenden Eisenmauern der Engländer zu stürzen. Auf Einmal entstand auf dem rechten Flügel der Franzosen ein entsetzlicher Lärm, ein unentwirrbares Durcheinander. Die Spitze der Cüraffier-Colonne hielt plötzlich vor einem tiefen, breiten Graben, — dem Hohlweg von Ohain, — hinter welchem die englischen Carres aufgestellt waren.

Ein furchtbarer Augenblick!

Vor sich die Schlucht, vor der die Pferde scheuten, sich bäumten und zurückprallten, hinter sich die ganze Gewalt der im Fluge nachdrängenden Reitermasse. — Die Wucht, welche die Engländer zerschmettern sollte, ward ihnen nun selbst zum Verderben. Das zweite Glied drängte auf das erste, das dritte auf das zweite u. s. f. Roß und Reiter stürzten Glied um Glied in den Todesrachen, bis der schreckliche Schlund mit Menschen und Thieren, lebenden und todten, ausgefüllt war. Der dritte Theil der Brigade Dubois fand hier sein schauerliches Grab. Die Uebrigen setzten unerschüttert darüber hinweg, aber die Wirkung des ersten Anpralls war gebrochen, und so wurde dieses entsetzliche Ereigniß der Anfang des Verlustes der Schlacht.

Gleichzeitig mit dieser Katastrophe wurde die Batterie der Engländer demaskirt und die Kugeln von 60 Kanonen und von nahe an 10,000 Gewehren schlugen, wie eben so viele Donnerschläge, aus nächster Nähe in die Reihen der betäubten Reiter ein. Groß war der Verlust, den die Division des Generals Wathier bisher erlitten; die Hälfte lag innerhalb einiger Minuten theils im Hohlwege, theils von den englischen Kugeln niedergeschmettert, todt und verstümmelt am Boden. Aber der Muth der Ueberlebenden war ungebrochen; es waren dies Männer, bei welchen die Kraft in dem Maße sich vervielfacht, als die Anzahl sich verringert. Die Division des General Delord, welche weiter links die Höhe erstiegen hatte, war jetzt, ohne auf ähnliche Hindernisse gestoßen zu sein, unverletzt angekommen. Wirksam erwiederte sie das Feuer der englischen Batterie und brachte sie bald zum Schweigen. Die fliegende Artillerie zog sich in das Innere der Carres zurück. — Mit losgelassenem Zügel, im stärksten Galopp, den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen in den Händen, stürzten sich jetzt die Cüraffiere auf die Engländer. Die Bataillone aber wichen und wankten nicht; kalt wie Bildsäulen, wie Granit gewordenes Gebein standen sie diesem ungestümmen Anpralle.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

Aus Seidenstoffen entfernt man die Moderflecken, indem man mit einer weichen Bürste von einer Mischung aus 2 Theilen Wasser und 1 Theil Salmiakgeist aufträgt. Man läßt das Zeug in einer warmen Stube trocknen und bügelt es auf der linken Seite.

Verschiedenes.

(Die Soldaten haben kein Geld?) Im „Hansjörgel" lesen wir folgende unterhaltende Geschichte: In den Gebirgen von Ischl lustwandelte einmal ein Marine-Offizier, und da er den Weg nicht genau kannte, so trat er in eine Hütte und ersuchte die Besitzerin, ihm ihren Sohn als Wegweiser mitzugeben. Bereitwillig sagte die Mutter zu, und freundlich und höflich rannte der Knabe vor dem Officiere her, bis sie den gebahnten Weg gefunden hatten. Der Officier wollte dem Knaben ein Geschenk geben, allein dieser verweigerte die Annahme mit dem Bedeuten, daß d'Soldaten eh koan Geld haben." — „So?" erwiderte der Officier, „woher weißt Du denn das?" „I hab an Brudern beim Militär", sagte der Knabe, „der hat nie a Geld; erst heunt hat d'Mutter d'letzte Goas verkauft und hat ihm s'Geld geschickt." — Gerührt von dieser schlichten Einfalt kehrte der Marineofficier nach dem Bauernhause zurück, zahlte der hocherfreuten Mutter den dreifachen Betrag der verkauften „Goas" und versprach sich ihres Sohnes anzunehmen, wenn er „brav" sei. Daß er Wort gehalten, versteht sich von selbst, denn der Marineofficier war — S. k. H. Erzherzog Ferdinand Max.

(Für Turner.) Von dem bekannten amerikanischen Kunst-Herkules Dr. Windship ist soeben ein Buch erschienen: „Gesundheit und Kraft", welches in turnerischen Kreisen besondere Beachtung verdient. Windship wurde auf der Schule als der kleinste, schwächste Junge verlacht und verhöhnt, und nahm sich vor, ein starker Mann zu werden. Diesen Vorsatz hat er mit jahrelanger Ausdauer und wissenschaftlich practischer Gymnastik ausgeführt, bis er anerkannt als der stärkste Mann Amerikas gefeiert ward. Er reiste seit zwei bis drei Jahren als practischer Herkules und Lehrer der Gesundheit und Kraft umher, und hob unter Anderm zuletzt in Lynn 1860 Pfund Gewicht, in Brooklin 1890, in Medford 1934 und Charlestown 1940 Pfd. Wenn man bedenkt, daß die stärksten Männer gewöhnlichen Schlages schon braun und blau werden, wenn sie 500 Pfund heben, kann man einen gebildeten Arzt, der beinahe vier Mal so viel trägt und neulich eine Vorlesung mit der Versicherung schloß, daß er nach Experimenten mit der Tragkraft des menschlichen Knochengerüstes erst 3000 Pfund als die Grenze menschlicher Hebekraft ansehe und diese zu erreichen hoffe, gewiß als einen versöhnlichen Triumph menschlicher Willens- und Muskelkraft gelten lassen. Sein Buch ist reich an physiologischen, diätetischen und gymnastischen Lehren für Ausbildung einer allseitigen Gesundheit und Kraft.

Therese Milanollo, welche sich nach ihrer Verheirathung mit einem belgischen Marineofficier aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen hatte, will im Laufe des nächsten Winters wieder in die Reihe der concertirenden Virtuosen treten.

Räthsel.

Rath' Ritter: Zehn Vögel gut.
Der erste davon hat keinen Muth.
Der ander hat gar keinen Magen.
Der dritte aber mangelt des Kragen.
Der vierte hat keine Zunge.
Der fünfte säugt selbst seine Junge.
Dem sechsten fehlt sogar die Galle.
Der siebente singt, schöner denn sie alle.
Der achte verkündet die künftige Zeit,
Der neunte fliegt über alle weit,
Und der zehnte ist so klug und weis',
Daß er ißt dreijährige Speis'.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 113. Samstag, den 20. September **1862.**

Die Matratze.

Als Anno siebzehnhundertsechs
Und achtzig Ludwig, Bayerns Ker,
Zu Straßburg kam als kleiner Sohn,
Wo Vater lag in Garnison;
Da hob entzückt Max'milian
Sein Kind zum Münster hoch hinan,
Als sollte es dereinst auf Erden
Für deutsche Kunst empfänglich werden.

Er küßt das Prinzlein ab und sprach:
„Gebor'n am heil'gen Ludwigstag!
„Auf diesen Namen treu und ächt
„Hast Du ein wohlerworb'nes Recht.
„Ja, Ludwig soll Dein Name sein!"
Ach! es läßt in der Augen Schein
Max'milian von Zweibrücken
Manch' helle Freudenzähre blicken.

Die Taufe naht, und als mit Pracht
So manche Festlichkeit verbracht,
Da hält am andern Morgen früh'
Prinz Max Parade und Revue.
Doch, was ist das? — Poz Element!
In dem Elsasser Regiment
Hat Mann für Mann, gleich wie verschworen,
Schnurr- und Backenbart verloren.

Putzweg der Bart, glatt abrasirt!
„Wer hat die Ordre publicirt?"
Da tritt ein Grenadier hervor,
Hält 'ne Matratze hoch empor,
Ein Ruhekissen, weich wie Sammt,
Und spricht, indeß sein Auge flammt:
„Die Bärte, die Hoheit vermissen,
„Sind hier als Polster in dem Kissen.

„Wir schnitten, daß es Funken sprühte,
„Die Bärte ab in Reih' und Glied,
„Damit dem kleinen Täufling wir
„Auch schenkten was, die Grenadier'.
„So schwoll das Kissen auf mit Lust,
„Gleich wie das Herz in unsrer Brust,
„Getauft mit Freudenthränenwasser
„Vom Regimente der Elsasser."

Da lüftete sein Hütlein stracks
Der brave Linientambour Max
Und rief mit wahrer Freude dann:
„Ich dank' Euch Allen, Mann für Mann!"
Er winkte mit dem Stulphandschuh',
Vergnügt den Grenadieren zu,
Verlieh dem Sohne die Matratze,
Der sie bewahrt gleich einen Schatze;

Bewahret an die siebzig Jahr',
Als Keiner wohl von jener Schaar
Gelebt mehr, der gelitten hat
Sein Theil zur Schnurrbart-Lagerstatt;
Bewahrt vom Fürsten, dem die Kunst
War nie im Leben leerer Dunst,
Der sie beschirmt und ihre Geister,
Der König Ludwig, der Baumeister.

L. D.

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als Riekchen wieder in mein Comptoir trat, um mir abermals hundert Gulden zu bringen, die sie erübrigt hatte, sah ich es deutlich, daß entweder Krankheit oder Sorgen, vielleicht beide vereinigt, ihre schwere Hand auf sie gelegt hatten und daß sie unter dieser unsanften Berührung langsam hinwelkte. Die Rosen auf ihren Wangen waren einer fahlen Blässe gewichen; ihre

Digitized by Google

Augen waren matt und eingesunken. Auf ihren dünner gewordenen Armen und Händen schimmerten deutlich die blauen Adern durch, und ihre ganze Figur hatte die schöne Rundung verloren, die einst Riekchen mehr das Ansehen eines Kindes, als das eines erwachsenen Mädchens gab.

„Du hast Kummer, mein Kind?“ fragte ich theilnehmend.

Sie sah mich ernst und traurig an und schien im Begriffe, mir Alles zu vertrauen; aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen.

„Ich muß fort in meine Heimath!“ stieß sie endlich hastig heraus; „ich muß! Ich bin jetzt das einzige deutsche Mädchen, das noch hier ist; alle andern sind schon fort. Ach! und ich kann mich nicht trennen von Rotterdam, — nein, ich kann es nicht! ich werde sterben, wenn ich fortgehe, — und hier bleiben kann ich auch nicht, — das ist ebenfalls mein Tod. O, Monsieur, ich bin sehr unglücklich!“

„Riekchen, armes Kind,“ sagte ich, „Du liebst!“ Und es that mir in der Seele weh, zu denken, daß dieses mir so lieb gewordene Mädchen vielleicht nicht länger unschuldig war.

„Lieben!“ sagte sie verächtlich, „lieben! Ich hoffe, ich bin zu aufrichtig, um über, und zu stolz, um unter meinem Stand zu lieben. Ach, Monsieur! Und doch weiß ich kaum noch, zu welchem Stand ich gehöre. Mein Herz fühlt sich erhoben, aber meine übrigen Verhältnisse bleiben, wie sie immer waren.“

Sie sagte noch Manches, ohne mir indeß auch nur die geringste Einsicht in den wahren Zustand ihrer Seele zu geben. Ich erschöpfte mich in Ahnungen und Vermuthungen und wußte in der That nicht, was ich aus ihr machen sollte. Sie verließ mich endlich in Thränen.

Es verging nun eine lange Zeit, bis ich sie wieder sah. Es war unterdeß Winter geworden. Die Canäle waren mit Eis belegt, und der kalte Hauch des Nordwindes strich schneidend durch die Straßen und Gäßchen der Stadt. Ich glaubte, daß Riekchen, die jetzt nirgends mehr gesehen wurde, die Stadt verlassen hatte und nach ihrer Heimath aufgebrochen war. Ich erkundigte mich brieflich, erhielt aber die Antwort, daß sie dort nicht eingetroffen war und daß ihre Angehörigen in großer Unruhe seien wegen ihres langen Ausbleibens. Schon war ich halb und halb entschlossen, eine Nachforschung in der Stadt anstellen zu lassen und die Polizei auf die Beine zu bringen, als eines Abends die Kleine wieder in mein Comptoir stürzte, — diesmal todtenblaß und so heftig zitternd, daß sie kaum stehen konnte.

„O, Monsieur! Monsieur!“ rief sie in großer Aufregung, „wenn Sie all mein Geld zusammenrechnen, macht es die Summe von sechzigtausend Gulden aus?“

Ich schlug mein Hauptbuch auf und las: „Riekchen Colmann — neunundfünfzigtausend zweihundert Gulden.“

„Keine sechzigtausend Gulden!“ rief sie im Tone der Verzweiflung. „O Himmel! was soll ich thun?“

Sie schien einige Minuten mit sich selbst zu kämpfen und fiel dann, die Hände ringend, plötzlich vor mir auf die Kniee nieder.

„Nicht wahr,“ sagte sie unter heftigem Schluchzen, „Sie werden mir das Fehlende leihen? — werden Sie? — Sie können es mir nicht abschlagen; ich will Sie so sehr bitten, daß Sie es thun müssen. Nächstes Jahr schon werde ich Ihnen die Summe wieder erstatten, vielleicht noch früher. Ich will jetzt wieder anfangen zu singen; ich bin nicht mehr so schwach, wie ich vor einigen Wochen war, — ich fühle es, meine Stimme kehrt wieder. Und — wissen Sie: ich will wieder Monsieur Webers Lied singen. Sie, — Sie könnten ihm schreiben und ihn bitten, daß er noch ein anderes für mich componirt, — nicht wahr, das thun Sie? — Geben Sie mir die sechzigtausend Gulden, Monsieur! Ich muß sie heute haben — jetzt gleich! In einer Stunde wird es schon zu spät sein. Bedenken Sie sich nicht lange, Monsieur, Sie kennen mich ja und ich schwöre Ihnen, mein Leben hängt davon ab, — o, viel mehr, als mein Leben!“

Natürlich war ich im höchsten Grade betroffen. „Sechzigtausend Gulden!“ sagte ich, „Kind, was in aller Welt willst Du mit dem Gelde machen? — Gut, Du sollst sie haben, das heißt, wenn Du mir einen genügenden Grund angeben kannst für ein solches Verlangen und mir sagst, was Du

Digitized by Google

mit dem Gelde willst. Andernfalls gebe ich Dir keinen Kreuzer, denn Du bist mir viel zu aufgeregt und es kommt mir vor, als müßte ich Dich gegen Deine eigene Thorheit schützen."

Eine glühende Röthe ergoß sich plötzlich über ihre blassen Wangen, — nicht die Röthe der Scham, sondern der Entrüstung. Ihre großen blauen Augen schossen Blitze des Zorns und der Wuth auf mich.

„Monsieur!" rief sie, „das Geld ist mein! Ich vertraute es Ihnen nur an und verlange es jetzt zurück. Geben Sie mir augenblicklich das, was mir zukommt; — das Uebrige werde ich dann wohl anderswo auftreiben."

„Ich werde es Dir nicht geben, Riekchen, hörst Du?" sagte ich.

„Ach, Sie wollen mir mein Eigenthum vorenthalten? — Gut denn, mein Herr, so muß ich Sie verklagen beim Bürgermeister; es wird wohl noch Recht geben in Holland."

„Deine Drohung kann meinen Entschluß nicht ändern, mein Kind!" erwiederte ich mit vollkommener Ruhe. „Außerdem hast Du gar kein Recht, über dieses Geld selbstständig zu verfügen, weil Du noch unmündig bist. Denke doch an Deine armen Eltern daheim, die in Sorgen und Kummer leben. Ich würde mich eben so sehr gegen sie versündigen, wenn ich Dir jetzt das Geld gäbe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Fortsetzung.)

Wie von einer riesigen Windsbraut umwirbelt, wurden alle Fronten der englischen Carres zugleich angegriffen, aber sie blieben unbeugsam, unerschütterlich. Das erste Glied lag mit einem Knie am Boden, die Gewehrkolben fest eingestemmt, und hielt den Anstürmenden einen unnahbaren Rechen von Bayonetten entgegen, während das zweite ein ununterbrochenes, tödtliches Gewehrfeuer unterhielt. Hinter den Gliedern luden die Kanoniere ihre Geschütze und überschütteten, durch eine plötzlich sich öffnende und dann wieder schließende Gasse, die Angreifenden mit einem Hagel von Kartätschen. — Die Cürassiere waren nicht die Leute, solche Eisengrüße unerwiedert zu lassen. Mit Gewalt drängten sie ihre Pferde vor; diese bäumten sich und stürzten, Roß und Reiter, in die Glieder, oder setzten über die Bayonette hinweg in die Mitte der vier lebendigen Mauern hinein, wo sie mit Gewehrkolben, wie mit Keulen, niedergeschmettert wurden. Immer gewaltiger ward der Andrang der gigantischen Stürmer. Die entstandenen Lücken in den Reihen der Carres füllten sich durch das Zusammenrücken ihrer Glieder wieder aus, wurden wieder und wieder niedergeworfen und von den Hufen der Rosse zerstampft und zermalmt. Ganze Reihen verschwanden; aber die Gefallenen bohrten vom Boden aus ihre Bayonette in die Leiber dieser Centauren, rissen sie von den Pferden, um unter denselben den erbitterten Kampf fortzusetzen. Die durch die wüthenden Angriffe geschwächten Carres zogen sich in unbesiegbarem Widerstande immer enger und enger zusammen; immer heftiger und unwiderstehlicher wurden die Reiterangriffe. Es waren feuerspeiende Vulkane von blitzschleudernden Gewitterwolken umlagert und bekämpft. In diesem Titanenkampfe gab es keine Sieger und keine Besiegten, sondern nur Vernichtete — auf beiden Seiten. Das 75. Hochländerregiment, welches das Carre auf der äußersten Rechten bildete, wurde beim ersten Anprall, trotz seines heldenmüthigen Widerstandes, fast gänzlich aufgerieben; nur Wenige blieben übrig, welche sich um ihre Fahne zusammenschaarten und den Kampf bis zum letzten Mann fortsetzten. Haufenweise lagen die Cürassiere um sie herum, gleichsam einen Wall bildend, um dieses Heldenhäuflein in seinem Todesschlafe zu beschützen. — Die hannoveranischen Bataillone schienen endlich weichen zu wollen. Wellington sah ihr Schwanken und schickte seine Cavalerie zu ihrer Unterstützung ab. — Hätte es Napoleon in diesem Augenblicke mit seiner Infanterie ebenso gemacht, so würde er wahrscheinlicherweise die Schlacht vor Ankunft der Preußen gewonnen gehabt haben. Dieses Vergessen war der einzige Fehler, den er machte; der ihm aber den Thron des schönsten Reiches der Erde kostete.

Die Cürassiere sahen sich nun plötzlich von vorn und von hinten angegriffen. Vor

Digitized by Google

sich die englischen Carres, hinter sich die Garde-Dragoner Somersetts, die deutschen Chevauxlegers Dörnbergs und die belgischen Karabiniers Trips.

Sie mußten nun nach allen Seiten Front machen. Gleichviel: obgleich verhältnißmäßig geringer an Zahl, verzehnfachten sie ihre Kraft. Wie ein Wirbelwind wogten die Kämpfenden unter einander; keiner wankte, keiner wich; sie hatten sich gleichsam in einander verbissen; — die Tapferkeit war unbeschreiblich. Es war dieses kein Gefecht mehr, sondern ein Wüthen, ein schwindelerregendes, beispielloses Rasen; ein Gewitter von Schwert-Blitzen! In einem Augenblick waren die 1400 Mann starken Garde-Dragoner auf 800 zusammengeschmolzen. — Ney führte nun die Lanciers und Chasseurs in's Gefecht. Das Plateau wurde genommen, zurückgenommen, wieder und wieder genommen und zurückerobert. — Die Cüraſſiere kehrten jetzt wieder zu den Carres zurück und fanden denselben unbesiegbaren Widerstand. Es erfolgten 12 Angriffe. Die Hälfte der Cüraſſiere war gefallen; Ney verlor vier Pferde unter sich. Zwei volle Stunden dauerte dieser Titanenkampf.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

„Mutter!“ sagte ein kleiner Knabe, „wenn nun Schwester Emilie eines Tages todt ist?“ — „Wie kommst Du auf die Idee, mein Junge?“ — „Ei, gestern, als Du auf dem Markte warst, hat Herr Schmerl Emilien mit beiden Armen um den Hals gefriegt und würde sie gewiß todt gemacht haben, wenn sie ihn nicht geküßt hätte.“

(Schiller's Taucher.) In Nachstehendem theilen wir wörtlich eine Erzählung des seiner Zeit (im 17. Jahrhundert) so berühmten Philosophen und Mathematikers Kircher mit, welche den Anstoß gab, daß Schiller seinen Taucher schrieb. „In Sicilien lebete in verwichen Seculis ein Mann Namens Cola, mit dem Zunamen Pesce, das ist ein Fisch genannt, bürtig aus der Stadt Catanea. Dieser hat die mehrere Zeit seines Lebens im Meere bei den Fischen zugebracht, darzu ihne seine angeborne Neigung dergestalt getrieben, daß täglich er in's Wasser sich begeben müssen oder er ist erkrancket. Er war ob und unter dem Wasser im Schwimmen also geübt, daß er es allen Fischen und Meer-Wundern wo nicht zuvor, doch gleich gethan. Oefters hat er über 500 Stadia in's Meer sich begeben, denen Schiffen im großen Sturm und Unwetter mitten im Meere begegnen, von ihnen Zeitungen eingeholt und solche in die Stadt überbracht. Endlich trug sich zu, als König Ferdinand zu Messina den Tauchern und vortrefflichen Schwimmern eine Gnaden-Gab darum zu certiren aufstellen lassen, daß zum Beschluß er in den berühmten Meer-Schlund Charibdim eine große güldene Schale zu werfen befohlen, die dieser Cola wieder herausgeholt und anbei berichtet: Das solche nicht gar auf den Grund und in die abscheuliche Tiefe sei gefallen gewesen, sondern auf einen Felsen, deren diese Schlucht voll, wäre beliegen blieben. Der König aber in Hoffnung durch diesen Mann gedachten Meer-Schlunds nähere Beschaffenheit zu erkundigen, ließ nochmals einen großen Beutel voller Goldstücke hinein werffen. Als nun Cola diesen gleichergestalt aus der Tieffen herausholen wollen und sich in's Meer begeben, ist er ferner nicht wieder gesehen worden.“ Ob diese Erzählung wahr oder nicht, läßt sich bei der damals herrschenden großen Leichtgläubigkeit in dergleichen Dingen, welche selbst die größten Gelehrten an Nixen und Hexen glauben ließ, kaum bestimmen; doch scheint dieselbe der Begründung nicht zu entbehren, da wir sie auch bei anderen gleichzeitigen Schriftstellern erwähnt finden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 112:

Der erste ist die Turteltaub nach Abgang ihres Gemahls, der andere ein Habicht oder ein Käuzlein, der dritte die Biene, der vierte ein Storch, der fünfte die Fledermaus, der sechste die Eule, der siebente Frau Nachtigall, der achte der Hahn, der neunte die Schwalbe, der zehnte der Kramelsvogel, der verspeist Wachholderbeeren, die erst im dritten Jahre reifen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 114. Dienstag, den 23. September **1862.**

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Ich sah, daß Riekchens Augen sich augenblicklich mit Thränen füllten, als ich sie an ihre Heimath erinnerte. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte laut; ich hoffte, daß sie nun ohne weiteres Sträuben meinem Rath folgen und der Vernunft Gehör geben würde.

Darin hatte ich mich indeß geirrt.

„Mein Vater, meine arme alte Mutter!“ rief sie. „O ich weiß, was ich gethan. — Ich kann es nicht ändern; — ich muß das Geld haben! Und wenn Sie es mir nicht geben wollen, so will ich sterben und das vor Ihren Augen!“

Mit diesen Worten eilte sie ans Fenster, war im Nu auf der Fensterbank, riß klirrend beide Flügel auf und schwang sich, mit den Händen den Pfosten umklammernd, über die Mauer hinaus, so daß sie zwei Stockwerke hoch frei über dem gefährlichen Abgrund der Straße baumelte. Das Alles war so schnell und mit solcher Behendigkeit geschehen, daß ich noch heute nicht begreife, wie es dem schwachen Kinde möglich war. Ich stand wie versteinert.

„Kommen Sie mir nicht nahe, oder ich lasse mich los,“ rief sie. „Soll ich die sechzigtausend Gulden haben?“

„Um Gottes willen, Kind, Du sollst Dein Geld haben!“ erwiederte ich; denn ich wußte, daß sie ihre Drohung ausführen würde. Schweigend nahm ich die verlangte Summe in Banknoten aus meinem Pult und legte sie ihr auf die Fensterbank.

Da verklärten sich ihre Züge.

Leicht und gewandt schwang sie sich wieder über die Mauer und sprang in's Comptoir zurück, wo sie auf mich zueilte, meine Hände mit Küssen bedeckte, darauf einige Worte des Dankes murmelte und dann wie ein gescheuchtes Reh davonfloh. Ich rief ihr noch nach, als sie die Treppe hinunterflog, aber sie sah sich nicht um und im Nu war sie meinen Blicken entschwunden.

3.

Hingerissen von dem lebendigen Interesse, welches sogar der Erzähler selbst noch immer an diesem Vorfall nahm, hatte er längst seine Pfeife ausgehen lassen. Er unterbrach sich jetzt einen Augenblick, um sie wieder anzuzünden. Als dies geschehen war und er uns auf's Neue vollständig in dichte Dampfwolken eingehüllt hatte, fuhr er folgendermaßen fort:

„Ich erzählte Ihnen, daß Riekchen, nachdem sie das Geld von mir erhalten hatte, wie eine Wahnsinnige davon eilte, ohne mir auch nur die geringste Aufklärung über ihr seltsames Betragen zu geben. Zwei Tage nach diesem Vorfall mußte ich eine Reise nach Deutschland antreten, wohin mich wichtige Geschäftsangelegenheiten riefen.

Meine Abwesenheit dauerte 3 Monate. Kaum war ich in Rotterdam angelangt, als ich einen jungen Kaufmann, denselben, welchen Sie, Monsieur, heute Abend in so ungewöhnlicher Aufregung gesehen, in mein Comptoir treten sah.

„Mein theurer Herr,“ sagte er, auf mich zutretend, „ich komme, um Ihnen zu danken. Sie haben mein Leben und meine Ehre gerettet, — gestatten Sie mir nun, Ihnen meine aufrichtige Hochachtung und Verehrung auszudrücken, und nehmen Sie die Versicherung

Digitized by Google

an, daß Sie in allen Dingen, was es auch immer sei, auf meine Erkenntlichkeit rechnen können. Wollte Gott, ich hätte dereinst Gelegenheit, dies durch die That zu beweisen, denn ich fühle es, Worte sind zu arm, um eine solche edle Handlungsweise nach Gebühr zu belohnen."

„Ich wüßte doch nicht," antwortete ich, „daß ich Ihnen je einen Dienst geleistet hätte; es ist wohl ein Irrthum, mein lieber Herr."

Ich dachte nämlich gleich, daß der arme Mann möglicherweise den Verstand verloren habe; denn ich kannte ihn kaum dem Ansehen nach und hatte nie ein Wort mit ihm gewechselt.

„Es ist nutzlos, daß Sie sich jetzt noch länger verstellen," sagte er. „Wochenlang habe ich meinen unbekannten Wohlthäter gesucht und — Gott sei gelobt, ich habe ihn endlich gefunden! Geben Sie sich keine Mühe mehr, mich zu täuschen, denn ich versichere Ihnen, jeder Zweifel ist gewichen; ich habe positive Beweise, daß Sie es gewesen sind, der in meiner Bedrängniß mir die helfende Hand entgegenstreckte. Ohne Sie wäre ich verloren gewesen."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, mein Herr. Es ist ganz gewiß ein Irrthum."

Er lächelte und ließ es sich trotz meiner Abwehr nicht nehmen, mir in großer Bewegung die Hand zu drücken.

„Bitte, bitte, Monsieur," sagte er, „endigen Sie diese generöse Verstellung. Dank Ihnen, bin ich jetzt im Stande, Ihnen die Summe zu erstatten, welche Sie mir in so delikater Weise vorstreckten. Nehmen Sie sie an, mein Wohlthäter, mein Retter!"

Und indem er dies sagte, zog er ein Taschenbuch hervor und reichte es mir dar.

„Aber, mein lieber Herr, wenn das kein Mißverständniß ist, dann weiß ich in der That nicht —"

„Es kann kein Mißverständniß sein. Können Sie läugnen, daß die Nummern auf diesen Papieren von Ihrer Hand geschrieben sind?"

„Nein, gewiß nicht, — das kann ich nicht läugnen. Aber was beweis't das?"

„Das beweis't, mein theurer Herr, daß all' Ihre Bemühungen, mir den wahren Namen meines Wohlthäters zu verbergen nutzlos sind. Alle diese Banknoten, welche an einem gewissen Abende auf so geheimnißvolle Weise in mein Haus gebracht wurden, kamen von Ihnen, denn alle trugen dasselbe Merkmal, welches Sie nach Ihrer Gewohnheit sämmtlichen Werthpapieren mitgeben, welche Ihren Besitz verlassen. Dazu kommt noch dieses kurze Begleitschreiben, welches ganz und gar Ihre Handschrift zeigt. Sie sind mein Retter, das weiß ich, und kein Anderer; gestehen Sie es nur, es hilft Ihnen doch Alles nicht! — Was ich wissen möchte, ist nur, wie Sie das Geheimniß meiner Noth entdeckten, — ein Geheimniß, das, wie ich glaubte, außer mir nur meinem Vater und einem meiner Freunde bekannt war. Doch, das können Sie mir nachher erzählen, nehmen Sie nur erst die sechzigtausend Gulden wieder in Empfang, die ich nun sehr gut wieder entbehren kann, nachdem sie mich vollständig aus meiner bedrängten Lage herausgerissen. O, mein Herr, Gott weiß, wie voll mein Herz ist von Dankbarkeit und Verehrung für Sie!"

„Sechzigtausend Gulden?" rief ich in großer Bestürzung. „O, nun ist mir Alles klar. Ja, mein Herr, jetzt erkenne ich den Ursprung dieses Räthsels, das mir bis auf diesen Augenblick unerklärlich war. Sagen Sie mir, wo sprachen Sie mit Ihrem Vater über die temporäre Bedrängniß, in welcher Sie sich befanden?"

„Ein Banquier, mein Correspondent in Hamburg, bei welchem der größte Theil meines Capitals deponirt war, fallirte ganz unerwartet. Der Verlust von hunderttausend Gulden, auf deren Auszahlung ich zu einer bestimmten Zeit fest gerechnet hatte, machte es mir für den Augenblick unmöglich, meinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Mein Vater hatte ebenfalls immense Zahlungen zu leisten und alle seine Mittel erschöpft. Ich konnte nur vierzigtausend Gulden aufbringen und mir fehlten noch sechzig. Als ich die unglückliche Nachricht aus Hamburg erhalten hatte, eilte ich sofort in die „Amicitia", um einen Freund, den ich dort wußte, um Hilfe zu bitten. Auch dieser war leider nicht bei Kasse; aber der Himmel wollte es, daß Sie unser vertrauliches Gespräch hören mußten, so behutsam und leise wir auch waren, und

Digitized by Google

so wurden Sie mein großmüthiger Retter. Gott segne Sie dafür, mein theurer Herr, und vergelte Ihnen Ihre Wohlthat tausendfach!“

„Wie wurde Ihnen denn die Summe gebracht? Wer gab sie ab?“

„Es war ein unbekanntes Frauenzimmer, welches einen weiten Mantel und eine Art Kapuze trug, die ihre Gestalt und ihr Gesicht absichtlich zu verhüllen schienen. Sie brachte ein Päckchen, das mit einer Adresse versehen war, und nachdem sie es meinem Bedienten übergeben, machte sie sich eiligst davon.“

„Es ist so,“ erwiederte ich, „ich war die Person, welche Ihnen Beistand leistete, und doch war ich es auch wieder nicht. Ihr Zwiegespräch in der „Amicitia“ wurde nicht von mir belauscht, auch war ich in Wirklichkeit nicht Ihr Retter; aber ich kann Ihnen nun sagen, wer es war.“

„Wer war es denn? Reden Sie, ich beschwöre Sie!“

„Es war Riekchen Colmann, eine deutsche Sängerin.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Fortsetzung.)

Die englische Armee war durch diese nicht enden wollenden Angriffe tief erschüttert. Clinton, der unerschrockene, und Wellington, der eiserne, waren von staunender Bewunderung über solch' außerordentliche Tapferkeit hingerissen. Glänzend! sagte halblaut der Letzte. —

Sieben von den 13 Carres waren vernichtet; 60 Kanonen genommen oder vernagelt; 10 Fahnen erobert, die dem Kaiser als Siegesherolde überschickt werden sollten.

Aber die Schlacht wüthete fort. Sie glich dem Zweikampfe zweier Verwundeten, die sich mehr und mehr verbluten, aber dabei zweifelhaft lassen, wer von ihnen zuerst fällt.

Die Lage Wellingtons hatte sich verschlimmert; er fühlte, daß er wanke.

Auch die Cürassiere hatten ihren Zweck nicht erreicht; das Plateau war nicht genommen, das Centrum nicht durchbrochen, was durch diesen Angriff bewerkstelligt werden sollte, um die allenfalls ankommenden Preußen vom Kampfe entfernt zu halten. Der größte Theil des Schlachtfeldes war noch in Händen der Engländer. Ney hatte blos den Kamm des Plateau und den Abhang inne. Beide Theile standen auf diesem blutgedrängten Boden wie eingewurzelt.

Indessen dauerte der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie fort. Außerordentlich viel Blut war geflossen, und die Schwächung der Engländer schien in eine Ermattung übergehen zu wollen. Kempt auf dem linken Flügel verlangte Verstärkung. „Es gibt keine“, war Wellingtons lakonische Antwort, „er soll aushalten, bis er falle!“ Fast in demselben Augenblicke verlangte Ney Unterstützung an Infanterie. Napoleon rief eben so lakonisch: „Infanterie? Woher nehmen?“ —

Die englische Armee hatte indessen am meisten gelitten. Die ungestümen Angriffe der eisengepanzerten Schwadronen hatten die englische Infanterie fast zermalmt. Einige wenige Mann um eine Fahne geschaart bezeichneten die Stelle eines Regimentes; die Division der Alten, die schon bei Haie-Sainte so schwer gelitten, war fast vernichtet; die Belgier der Brigade Van Kluze lagen längs der Straße von Nivelles todt im Getreide; von den holländischen Grenadieren war fast kein Mann übrig. Der Verlust an Officieren war außerordentlich; manche Bataillone wurden nur noch von Lieutenants commandirt.

Der Wendepunkt der Schlacht schien heranzunahen. Die Franzosen gewannen Terrain und begannen vorzurücken. Die Flucht eines Regiments hannover'scher Husaren mit ihrem Obrist (Hacke, rühmlichen Andenkens) an der Spitze, sowie die Versprengung der Holländer, welche durch die französische Reiterei niedergehauen wurden, verbreitete Furcht in den Reihen der Engländer. Gepäck- und Munitions-Wägen eilten dem nahen Walde zu; Flucht und Auflösung begannen immer allgemeiner zu werden. Wellington hatte, außer den Brigaden Vivian und Vandeleur und einer äußerst schwachen Reserve, keine Cavalerie mehr. Viele Batterien waren demontirt. Ueber die Hälfte der Infanterie lag, durch die wüthenden Cürassierangriffe, so wie durch

Digitized by Google

die weit zahlreichere französische Artillerie niedergeschmettert, am Boden. Die im Stabe anwesenden österreichischen und spanischen Commissäre hielten die Engländer für verloren. Sie sahen ängstlich nach Wellington, um die Bestätigung ihrer Befürchtung auf seiner Stirne zu lesen. Der eiserne Herzog aber war ruhig wie eine Bildsäule, nur seine Lippen waren bleich geworden. Er zog die Uhr (es war 5 Uhr Abends) und man hörte ihn die Worte murmeln: Blücher oder die Nacht!

(Schluß folgt.)

Literarisches.

München. Nachdem der in E. H. Gummi's Verlag hier erschienene Führer auf dem Gebiete der neuen Handelsgesetzgebung von Ludwig Hauff nunmehr mit der 2. und 3. Lieferung vollendet ist, so muß auf diese practische Schrift aufmerksam gemacht werden. Sie enthält in klarer, faßlicher Weise Alles, was Jedem von dem Handelsgesetze und den mit diesem in Verbindung stehenden Gesetzen und Verordnungen zu wissen nothwendig ist, und mit ihr sollte sich Jeder vertraut machen, nicht blos der Kaufmann, sondern auch der Apotheker und der Gewerbsmann, denn auch diese geht das Handelsgesetzbuch und Alles was damit zusammenhängt an, weil auch bei ihren Prüfungen Fragen aus demselben gestellt und weil in jeden Geschäfte Fälle vorkommen können und werden, die nach dem Handelsgesetzbuche zu beurtheilen sind. Wie man sich vor Schaden zu sichern, wie man den gesetzlichen Bestimmungen nachzukommen, namentlich die Eintragung der Firmen in die gesetzlich angeordneten Register zu bewirken, wie man seine Rechte vor Gericht zu wahren habe, das ist in dieser Schrift gezeigt, die sich nicht bloß mit dem Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuche und mit den dasselbe ergänzenden Verordnungen, nicht bloß mit der Organisation der Handelsgerichte, sondern auch mit dem Verfahren vor denselben befaßt. Die äußere Ausstattung der Schrift entspricht dem gediegenen Inhalte derselben und die Verlagshandlung hat Alles, namentlich auch durch Berechnung eines äußerst billigen Preises (54 kr.) gethan, um die Anschaffung dieser höchst gemeinnützigen Schrift zu erleichtern und zu ermöglichen, daß sie in keinem Handelsgeschäfte fehle.

Am 30. August dieses Jahres wurde die tausendste Nummer der Leipziger illustrirten Zeitung ausgegeben, eines Blattes, das geradezu über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Mode wöchentliche Nachrichten gibt mit jährlich über 1000 Original-Abbildungen. Unter artistischer Mitwirkung, wie mit literarischen Beiträgen von einer Reihe der bedeutendsten Männer, bringt die Illustrirte jede Woche einen so reichhaltigen, mannichfaltigen und gediegenen Stoff, wie er in keinem ähnlichen Unternehmen zu finden ist. Diese Eigenschaften machen das Blatt zur geeignetsten Familienzeitung in jedem gebildeten Hause, zumal die Anschaffung durch den verhältnißmäßig billigen Preis von 2 Thlr. für's Quartal sehr erleichtert ist. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, die Thatsache zu conßatiren, daß die Illustrirte Zeitung nunmehr, in ihrem zwanzigsten Lebensjahre, in völliger Unabhängigkeit vom Auslande besteht, ja daß sogar eine große Anzahl der nach ihrem Beispiele in's Leben gerufenen ähnlichen Unternehmungen anderer Länder die Illustrirte Zeitung als eine Quelle für ihren Bilderbedarf betrachten.

Verschiedenes.

(Kindliche Naivetät.) „Liebe Schwester Bertha, hast Du denn unsern Eltern so außerordentlich viel Geld gekostet, daß man darüber seufzen muß?“ — „Ich verstehe Dich nicht, Louischen, wie kommst Du zu dieser Frage?“ — „Das will ich Dir gleich sagen. Ich habe recht oft gehört, daß der Vetter Moritz, der uns jetzt so oft besucht, wenn er mit Dir allein zu sein glaubte, recht tief seufzte und in Dir flüsterte: Theure Bertha!“

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 115. Donnerstag, den 25. September **1862.**

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Riekchens Instructor wurde plötzlich blaß und fuhr zusammen, als ob ihn der Schlag gerührt hätte.

„Riekchen!“ wiederholte er halb abwesend, „Riekchen! O, mein Herr, was sagen Sie mir da! Aber es ist ja nicht möglich.“

Ich erzählte ihm nun Alles in wenigen Worten, wie sie zu einer so großen Summe Geldes gekommen war und auf welche seltsame Weise sie dieselbe von mir zurückverlangte. Ich verbarg ihm auch nicht, daß ich mir die größte Mühe gab, ihr Geld in Händen zu behalten, und daß ich es erst herausgab, als ich sah, daß sie im Begriffe war, sich aus dem Fenster zu stürzen. Er hörte mir in zitternder Angst zu und schien kaum fähig, zu athmen.

„Riekchen! Riekchen!“ rief er endlich; „o mein Gott, wie ist das möglich! Ich kannte das junge Mädchen kaum. Ich erinnere mich nur, daß ich sie einst gegen einen fremden Handlungsreisenden in Schutz nahm, der sich Unziemliches gegen sie erlaubte und sie zwingen wollte, ihm einen Kuß zu geben. Ich nahm ihre Partie und hatte einen heftigen Auftritt mit ihm. Seitdem habe ich kaum ein Wort mit der jungen Sängerin gewechselt. Es mag sein, daß ich hin und wieder meine Gabe mit einer freundlichen Bemerkung begleitete, wenn sie in der „Amicitia“ mir ihre Nußschaale präsentirte; aber wie ist es möglich, daß sie aus einem so geringfügigen Anlaß eine solche Anhänglichkeit, eine solche beispiellose Dankbarkeit mir bewahren konnte.“

„Riekchen,“ erwiederte ich, „war einfach und treuherzig, wie ein siebenzehnjähriges Mädchen es gewöhnlich ist, und romantisch, wie eine Deutsche es ihre ganze Lebenszeit ist. Sie hat das für Liebe genommen, was von Ihrer Seite nichts weiter war als Edelmuth und Generosität; Ihre freundlichen Worte nahm sie für Zärtlichkeit, das liegt klar am Tage, so seltsam es Ihnen auch erscheinen mag. Nun lassen Sie uns sehen, was zu thun ist; daß sie ihr Geld wieder haben muß, versteht sich von selbst, natürlich mit einem ansehnlichen, hübschen Geschenk nebenbei. So weit wäre das in Ordnung; — was wir aber mit ihrer armen erregten Phantasie anfangen, das ist eine Frage, die nicht so leicht abgefertigt ist; in der That, mein lieber Herr, es ist eine sehr ernste Sache, mit der man behutsam umgehen muß.“

„O, ich will ihr mein ganzes Leben weihen, wenn ich sie nur glücklich machen kann; denn ich fühle es, eine Entehrung, wie sie ein Bankerott ohne Zweifel mit sich bringt, hätte ich nicht ertragen können, das wäre mein Tod gewesen!“

„Ich glaube Ihnen; in Ihrer Lage würde ich ebenso gedacht haben. Ich weiß es, ein ächter, holländischer Kaufmann stirbt lieber, als daß er seine Ehre verliert; aber trotzdem ist es nicht leicht für Sie, den richtigen Weg zu finden, um dem braven Kinde auf würdige und angemessene Weise Ihre Dankbarkeit zu beweisen. Denken Sie erst ruhig einige Tage darüber nach, handeln Sie nicht zu rasch in einer so schwierigen Sache. Gehen Sie noch nicht zu ihr, warten Sie noch eine Woche, damit Sie fähig sind, mit der nöthigen Ruhe und Ueberlegung zu handeln. Dann kommen Sie wieder zu mir und wir wollen weiter sehen, was zu thun ist. Ich kann Ihnen keinen bestimmten Rath geben, Ihr Herz und

Digitized by Google

Ihre Vernunft müssen entscheiden. Nur das versprechen Sie mir, daß Sie Riekchen nicht früher aufsuchen wollen; ich bitte Sie darum eben so sehr im Interesse des armen Mädchens, als in Ihrem eigenen."

Nach längerem Kampfe — denn er sehnte sich sehr darnach, seine großmüthige Retterin zu sehen — gab er mir endlich das gewünschte Versprechen.

Er war kaum gegangen, als ich sofort nach Riekchen schickte.

Sie kam aber nicht, sondern statt ihrer erschien eine alte Frau bei mir, die einen kleinen Handel mit Trödelwaaren trieb und bei welcher Riekchen gewohnt hatte.

„Ah, mein Herr," sagte sie, „ich bin schon oft hier gewesen für Riekchen, um zu sehen, ob Sie schon zurückgekehrt wären. Das arme Kind wünschte so sehr, Sie noch zu sehen, bevor sie fortging, und um Ihre Verzeihung zu bitten, daß sie Ihnen die geliehene Summe noch immer nicht erstattet habe. Aber ich versichere Ihnen, mein Herr, es war nicht ihre Schuld. Sie ist so krank gewesen, daß es ihr in den letzten beiden Monaten nicht möglich war, zu singen. Jedes Mal, wenn sie auszugehen versuchte, fiel ihr die feuchte, nebelige Luft dermaßen auf die Brust, daß sie immerfort husten mußte und oft so heftig, daß sie in einer Minute roth und blaß wurde. Ich dachte manchmal im Stillen für mich: armes Kind! wie soll das enden! Denn ich hatte bemerkt, daß sie zuweilen Blut spuckte, obschon sie sich große Mühe gab, es mir zu verbergen. Sie war so gut und freundlich und mochte um Alles in der Welt nicht Jemanden einen Schmerz machen.

„Langsam, nach und nach, sah ich sie hinwelken, — von Tag zu Tag wurde sie magerer und schwächer, ihre Wangen blaß und eingefallen. Das Einzige, was von ihrem früher so schönen Gesicht noch übrig war, das waren ihre großen blauen Augen; diese schienen noch größer geworden, aber der frühere Glanz war auch nicht mehr darin, ihr Blick war ganz matt und hoffnungslos.

„Endlich kam es so weit, daß sie nicht mehr arbeiten konnte; — denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß Riekchen, nachdem sie gezwungen war, das Singen einzustellen, von einem Schuhladen in unserer Nachbarschaft Arbeit erhielt, nämlich Schuhe einzufassen, eine Beschäftigung, die sie auch in ihrer Heimath während des Winters betrieben. Das arme Mädchen!

„Vor drei Tagen wurden ihre Augen so schwach, daß sie nicht mehr sehen konnte, um zu arbeiten, und sie sagte zu mir mit Thränen in den Augen:

„Mutter Trudchen, es geht nicht mehr, — ich muß heim."

„Was sagst Du, Kind?" rief ich, nicht wenig erschrocken. „Wie kannst Du an die Heimath denken in diesem schlimmen Wetter, — zu Fuß und krank dazu! Ohne Geld jetzt eine solche Reise zu unternehmen, eine Reise, die mehrere Wochen dauert, das wäre ja reiner Wahnsinn. Nimm es mir nicht übel, Kind, aber es ist so."

„Ich muß mich durchbettelu," antwortete sie, „glauben Sie denn, Mutter Trudchen, ich sehe es nicht, was für Opfer Sie meinetwegen bringen? Ich weiß es, Sie sind durch mich in Schulden gekommen, und das kann nicht länger so fortgehen. Sie haben vier Kinder zu ernähren, vergessen Sie das nicht; — das Brod, das ich esse, ohne es zu verdienen, ist so gut wie gestohlen, — ich muß unbedingt fort!"

„Vergebens beschwor ich sie, mein Herr, diesen Vorsatz aufzugeben, — aber nichts war im Stande, sie davon abzubringen; nur so weit gab sie meinen Bitten nach, daß sie es noch 8 Tage ansehen wolle. Denken Sie sich daher meinen Schrecken, als ich gestern, von einem kleinen Geschäftsgang zurückkehrend, von den weinenden Kindern hörte, daß sie fort sei. Sie hatte mit ihnen gebetet, darauf eines nach dem andern mit Thränen umarmt und dann eilig das Haus verlassen."

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke blitzte in der Ferne, auf den Hohen von Frichemont, eine Linie von Bayonetten.

Dies war der Wendepunkt des riesigen Dramas.

Digitized by Google

Schon am Mittag hatte der Kaiser mit seinem Fernrohr, am äußersten Punkte des Horizontes etwas bemerkt, das seine Aufmerksamkeit fesselte. „Ich sehe“, sagte er zu Soult, „da unten eine Wolke, die ich für Truppen halte, — was sagen Sie dazu?“ Der Marschall richtete sein Fernrohr dahin und antwortete: „Vier bis fünftausend Mann, Sire! offenbar Grouchy.“ Die Wolke aber blieb unbeweglich. Napoleon sandte eine Division leichter Reiterei zur Recognoscirung dieses dunkeln Punktes aus.

Es war die Avantgarde der Preußen unter Bulow, die sich in der That nicht gerührt hatte, weil sie zu schwach war, daß sie hätte etwas vermögen können. Er mußte auf die Ankunft des Hauptarmeecorps warten, ehe er in die Schlachtlinie einrücken konnte. Als aber Blücher die Gefahr bemerkte, in der Wellington schwebte, befahl er am 5 Uhr mit den Worten: „man muß den Engländern Luft machen“, den Angriff.

Die Divisionen Losthin, Hiller, Hacke und Ryssel entwickelten sich bald darauf vor dem Lobau'schen Corps; die Cavalerie des Prinzen Wilhelm brach aus dem Walde hervor; Bülow und Pirch rückten heran; Ziethens Husaren, von Blücher selbst geführt, erschienen auf dem Kampfplatze und 60 neue Feuerschlünde donnerten Tod und Verderben in die ermatteten Reihen der Franzosen. Die Engländer ergriffen von Neuem die Offensive und brachen, mit Macht vorwärts drängend, in die französische Armee ein. Diese konnte solch' gewaltigem Andrange nicht mehr Stand halten.

Englische und preußische Kartätschen warfen vereint Alles darnieder, was noch Widerstand leisten wollte. Die Auflösung einer der schönsten Armeen war nicht mehr zu verhindern; die Flucht wurde eine allgemeine.

Im Augenblicke dieses entsetzlichen Zusammenbruchs rückte die Garde mit dem Rufe „vive l'empereur“ in die Linie ein.

Es war ergreifend, diese alten, bärtigen Krieger unter Jubelruf ihrem gewissen Tode entgegengehen zu sehen.

Den ganzen Tag über war der Himmel bedeckt gewesen; gegen 8 Uhr aber zertheilte sich das Gewölke und ließ den unheimlichen rothen Glanz der untergehenden Sonne durchschimmern. Die Stirne Napoleons verdüsterte sich. Er dachte an Austerlitz; — dort hatte er sie aufgehen sehen! —

Die Garde-Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen rückten im Düster des Pulverdampfes und durch das Gedränge der Fliehenden hindurch, in schnurgerader Linie vor. Jedes Bataillon war bei diesem Todeskampfe von einem General commandirt. Alles wich vor ihnen zurück, Besiegte, wie Sieger. Da erschien Wellington mit dem rothen Regiment der englischen Garde, und das letzte Gemetzel begann. Die Engländer stemmten sich den Vordrängenden wie Felsen entgegen; aber für die Kaiser-Grenadiere gab es kein Hinderniß. Sie sahen, wie Alles rings um sie herum floh, sahen das entsetzliche Blutbad, das ihre Reihen lichtete, fühlten, daß sie alle hier sterben müßten; aber Zögernde und Furchtsame gab es unter ihnen nicht. Der Soldat war ein Held, wie der General. Kein Mann entzog sich dem gewissen Tod. Ney, der Held der Helden, bot im Bewußtsein der untergegangenen Größe Napoleons mit großartigster Todesverachtung seine Brust allen feindlichen Kugeln dar. Schon fünf Pferde waren unter ihm gefallen. Mit flammenden Augen, Schaum auf den Lippen, mit von feindlichen Hieben zerfetzter Uniform und zerhauenen Epauletten, sein Ordensstern von Kugeln gebogen, mit Schweiß, Blut und Staub bedeckt, rief er: „Seht, wie ein französischer Marschall auf dem Felde der Ehre stirbt!“ Er starb aber nicht; — wie ein Wunder hatte ihn der Tod verschont. Mit dem höchsten Unwillen rief er Drouet d'Erlon zu: „Willst du ewig leben? O daß mir doch alle diese englischen Kugeln in den Leib hineinschlügen!“ Vergebens. Der Unglückliche sollte für französische Kugeln aufgespart bleiben.

Die Flucht hinter der noch immer kämpfenden Garde war schaudererregend. Sie glich dem Eisgange eines reißenden Stromes. Alles zerreißt, zerspringt, senkt und hebt sich, schwimmt, fällt, stößt, wälzt und überstürzt sich. Es war ein grausenhaftes Schauspiel. Ney sprang auf ein lediges Pferd, stellte sich ohne Hut, ohne Halsbinde und ohne Degen quer auf die Straße nach Brüssel und hielt zugleich Engländer und Franzosen auf. Krampfhaft strengte er sich an, die Armee

Digitized by Google

zum Stehen zu bringen. Vergeblich; — der unaufhaltsam dahin brausende Strom der Flucht riß Alles mit sich fort. Die Soldaten riefen: „Es lebe der Marschall Ney", — wichen ihm aber aus und — flohen. Vergeblich suchte Napoleon selbst mit dem Rest seiner Garde den Fliehenden einen Damm entgegenzustellen; vergeblich entsandte er seine Garde-Schwadronen zu einer letzten Anstrengung. Omiot mußte vor Vivian weichen, Kellermann vor Vandeleur, Lobau vor Bulow, Morand vor Pirch, Domon und Subervic vor dem Prinzen Wilhelm von Preußen. Napoleon reitet zu den Fliehenden hin, redet sie an, drängt, droht, bittet; — Alles vergeblich. Die am Morgen noch „vive l'empereur" gerufen, sind jetzt stumm, kaum will man ihn kennen. „Rette sich, wer kann", ist die allgemeine Losung. Umgestürzte Wagen versperren die Straßen und geben Veranlassung zu neuen Metzeleien. Einer wirft den Andern nieder. Man setzt über Lebende und Todte hinweg. Wie von einem wüthenden Orkan erfaßt, raf'te die zersprengte Armee die Straßen und Wege dahin, über Brücken und Bäche, durch Felder und Wälder, über Berge und Thäler. Gewehre und Tornister werden weggeworfen; man bahnt sich den Weg mit Säbelhieben. Es gibt keine Kameraden, keine Officiere, keine Generäle mehr; nichts als unbeschreibliches Entsetzen; als wenn die Hölle mit all ihren Schrecken hinter ihnen herbrause.

In Genappe versuchte es Lobau noch einmal, mit ungefähr 3 — 400 Mann Front gegen den Feind zu machen. Man verbarricadirte die Eingänge in's Dorf; aber als die ersten preußischen Kugeln einschlugen, wandte man sich von Neuem zur Flucht; Lobau gerieth hier in Gefangenschaft.

Bei anbrechender Nacht begegneten Bernard und Bertrand bei Genappe einem in Gedanken versunkenen, finster blickenden Mann, den die Strömung der Flucht bis hierher mit fortgerissen hatte. Er hatte den Zügel seines Pferdes im Arm und ging allein in der Richtung nach Waterloo zurück. Es war Napoleon, ein gefallener, schlafwandelnder Titan.

Verschiedenes.

In Wien tritt am 1. October nächsthin das Institut der privilegirten Fensterputzer in's Leben. Es wird nämlich zum Reinigen der Fenster eine Maschine verwendet werden, welche aus zwei horizontal liegenden Balken von geschmiedetem Eisen besteht, die je nach Bedarf von drei Schuh bis auf drei Klafter verlängert werden können. Die Enden dieser beiläufig sechs Zoll breiten Eisenbalken werden durch einen einfachen Mechanismus derart an den Fenstern befestigt, daß hierdurch weder die Façade des Gebäudes noch die Fensterstöcke irgendwie beschädigt werden können. Das die Fensterreinigung besorgende Individuum ist mittelst eines Gurtes, der an einer eisernen Stange, die senkrecht in einen der horizontal liegenden Balken eingelassen ist, befestigt wird, vor jedem Unfalle geschützt und kann sich doch leicht und unbehindert bei der Arbeit bewegen. Für das Reinigen der Fenster soll per Scheibe $1^1/_2$ Neukreuzer berechnet werden In den größeren Vorstädten wird die neue Anstalt später Filialen errichten.

Dicht bei Rossini's Villa in Passy führt die Eisenbahn vorüber und ihr Geräusch mag den alten Maëstro oft in seiner Ruhe stören. So versteht er auf den Gedanken, ein Musikstück zu componiren, in welchem er das Brausen, Röcheln, Stöhnen, Keuchen und Pfeifen der Dampfmaschine, das Läuten der Glocken, das Schreien der Conducteure und Reisenden, kurz den infernalischen jeden Bahnzug begleitenden Charivari mit unvergleichlichem Humor — wie Pariser Blätter schreiben — zum Gehör bringt.

(Aus dem Schützenleben.) Der bekannte Schütze Humbler in Gschnitz in Tyrol, welcher nach der Frankfurter Reise wieder auf seiner Bergwiese arbeitet, gibt in folgenden Zeilen das Resultat seiner neuesten Erfahrungen: „Nichts ist schwerer, als der Uebergang von Champagner zur Geismilch — Humbler, Frankfurter Exschütz, Bauer in Gschnitz."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 116. Samstag, den 27. September **1862.**

Die Schtaare-Jagd.

Erzählt von einem Pfälzer.

Ueverall do gehn die Klaa'en
Bun Jerem, der wo Trauwe hott,
Wenn m'r net ball die Schtaare ja'en,
Dann freß'n se uns die Wingert blott.

M'r kann es werklich net begreife,
Daß so e schwarzes Lumpevieh
Nor fressen grad die beschte, reife,
Wo gewen die merscht un beschte Brüh.

M'r hän uns hin un her besunne,
Wie m'r vertilgt das Lumpevieh,
Do isch uns der Gedanke kumme:
M'r schießen se todt un essen sie.

E'e ja'en, e Dutzend Schtaar' gebrore
Met sechs Stück Eier in der Pann,
D'rzu e halb Moos gurer Rorer —
Sei 's Beschte for e g'sunde Mann.

Doch awer, wer soll sie jetzt schieße?
E Jeder derf die Flint net tra'e,
Die Jagdbeschtänner tännt's verdrieße
Un thä'n glei die Leut' verkla'e.

Dann werd so nor e Haas getrete,
Wo schlooft im Wingert, unversehe,
Dann helft te Ausred, te Belehre,
Glei heeßt's: „Er isch e Brackenje."

Doch deß kann awer uns nix nütze,
M'r zeigen's an am rechte Platz —
Und nemmen vun de Scheiwe-Schütze
Die, wo nur schießen uf des Schwarz.

Die können do sich inschtruire,
Weil 's Freihand-Schieße werd modern,
Un do ähr Büchse 's bescht prowire,
Eb sie gut treiwen in die Fern.

Eb's Absicht, Zufall isch gewese,
Ich selwer war net bei der Wahl,
Grad siewe hän se 'raus gelese,
Die ominöse Schwewe-Zahl.

Jetzt heeßt's: enaus un net gezaudert,
Verseh'n euch nor met Pulver un Schrot;
Bum Schtaare isch genunk geplaudert,
Die Schtaare well'n m'r jetz gebrot'.

M'r werr'n dem Vieh die Flügel schutze,
So ja'en die Schütze voller Fräd,
Un die Gemark ball sauwer putze,
M'r gehn enaus jetz früh un schpät.

Am ann're Morje, 's war schun achte,
Do kummt erscht Ehner vun dehähm —
Un traat was Langes, — na, ich dachte,
Der bringt sei'm Knecht die Heubimbähm.

Uf e'mol seh das Ding ich blitze,
Do war's e großi Schneegansflint,
Un daß war ehner vun de Schütze,
Wo geschter hie gewählt wor'n sind.

Un traat sehr schwer an seiner Tasche,
Vermuthlich Schunke, Brod un Worscht,
Un Häls waren sichtbar vun sechs Flasche,
Do war der Wein drin for de Dorscht.

Jetz geht's met Ernscht doch an die Schtaare,
Denk ich, die werr'n e Lager schlaa'e.
Denn der Schütz isch doch met Eßwaare
Recht gut versehe uf acht Taa'e.

Uf e'mol hör ich's siewe Mol knalle,
Aha! die Herre feuern schun;
Wann do per Schuß sinn fünfe g'falle,
Dann hänn se schun for drei Portiun.

Digitized by Google

Bald ging es piff! paff! drunner und drüwer.
Gott Lob! denk' ich, das fallt gut aus,
Do gebt's vum schwarze Ungeziwer
Heut Owend schun e große Schmaus.

Ich han geschmahlhanst schun im Esse,
Daß Owends ich e Portiun pack,
Un dacht, se werr'n dich net vergesse,
Du zahlscht bei Andehl aus'm Sack.

Ich han gelangt oft in die Tasche
Un holte als mei Schnupptuch 'raus,
Vor's Maul es trückte, weil ich nasche,
Glaabt' ich schun, vum Schtaare-Schmaus.

Schpot kummt e Rudel Buwe g'loffe,
Hör' ich, wie der ehne saa't:
„Ich meen, die Herre hän e Brändl,
Oder sinn ähr Lääf net grad!

Denn schieße unner so e Klumpe,
Un net se treffe, isch zwar Kunscht;
Hätt' ich gehatt mei Schlehbüchs bei m'r,
Und g'ladt met Vogels-Dunscht,

Ich hätt'n ingeschtellt des Fliehen,
Gewiß hätt' ich schun hunnert todt.
Bis die heut awer noch ehn kriehen,
Do werd's de Owend arrig schrot."

„Jo, wann se thäten sitze bleibe,"
Saa't e Annrer, „glaab ich doch,
Un könnten ziele wie uf Scheibe,
Treffen se ah e Vogel noch."

Jetz ruf' ich: Aehr sinn besoffe!
Die beschte Schütze vun der Welt
Die hätt'n noch ken Schtaar getroffe,
Un schießen schun acht Schtun im Feld!

„Jo Ehner, den 's Gewitter getroffe,
Der war schun krank un flügellahm,
Den hän m'r ihne helfe fange
Met ener Leeter uf'm e Bahm.

Un dann ehner vun de Schütze
Hockt schun neun Stund' uf ehnem Platz,
Der hott ah e Vogel g'schosse,
's isch e Zeising oder e Schpatz.

Annerscht isch's heut net gewese,
For was dann do Lühje saa'e?
M'r hän selle die Schtaare lese
Un heut Owend hähme traa'e.

Awer vorhin heßt's: „Aehr Buwe,
Larsen nor g'schwind ne Haus,
Daß se sell'n ke Ei ausschlaa'e,
Denn die Jagd fiel enzel aus."

Ich schtand do jetzt wie verschtenert,
Grad wie aus'm Himmel g'fall',
Weil ich mußt de Buwe glaawe,
Denn 's war schtill vum Büchsknall.

Jetzt bin ich in's Bierhaus gange,
Han m'r kaaft e Knoblochsworscht,
Denn ich hatt e armeslange
Hunger un net wenig Dorscht.

Mer fiel awer bei die Fawel,
Die wo uns erzählt vum Bär:
Kenner sell die Haut verkaafe,
Bis der Bär gefange wär.

Neustadt, im September 1862. G. D.

Rickchen Colmann.

(Schluß.)

Nachdem ich ausführlich alle näheren Umstände aus dem Munde der braven alten Frau gehört, machte ich mich sofort auf den Weg zu dem jungen Kaufmann, um ihm davon Mittheilung zu machen. Dieser ließ augenblicklich seine Kutsche anspannen und fuhr zur Stadt hinaus auf der Straße, welche Rickchen aller Wahrscheinlichkeit nach eingeschlagen hatte. Zugleich schickte er aber auch eine Anzahl Männer aus, welche Nachstellungen in der Umgebung der Stadt anstellen mußten, falls sie dieselbe dennoch sollte verlassen haben. Ein ganzer Tag wurde diesen eifrigen Nachforschungen gewidmet, — aber vergebens, Niemand hatte sie gesehen.

Nichtsdestoweniger wurde das Suchen am nächsten Tage fortgesetzt, in dem heftigsten Schneesturm, den ich je erlebte, und in der bittersten Kälte; aber auch an diesem Tage sollten alle Bemühungen ohne Erfolg bleiben, nirgends war eine Spur von der kleinen Sängerin zu finden.

Der junge Mann war nun überzeugt, daß sie jedenfalls eine andere Straße gegangen, und kehrte zurück in der Absicht, in der nächst wahrscheinlichen Richtung nochmals sein Heil zu versuchen.

Digitized by Google

Als er nicht mehr weit von der Stadt war, schien es ihm, als ob in einem tiefen Graben Etwas im Schnee stecke, das einer menschlichen Gestalt ähnlich war. Er sprang sofort aus dem Wagen und entfernte eilig den Schnee mit den Händen; — und in der nächsten Minute stand er wie vom Schlage gerührt da, denn es war nicht allein die Leiche eines erfrornen Menschen, — es war die Person, die er so lange mit Schmerzen gesucht hatte, — es war Riekchen!

Das arme, brave Mädchen war auf der Landstraße gestorben — vielleicht vor Kälte und Hunger!

Und das ist der Grund, mein Herr, warum der junge Monsieur D. diese Verse vom Frühling, gedichtet von Goethe und in Musik gesetzt von Weber, nicht anhören konnte ohne die heftigste Gemüthsbewegung, wie Sie vorhin gesehen haben.

Jenes Lied, welches Riekchen den übrigen Mädchen gelehrt hatte, wurde bald populär unter den deutschen Sängerinnen; es ist keine einzige hier, die es nicht kennt.

In der „Amicitia" indeß ist es den Mädchen untersagt, das Lied zu singen, wenn Monsieur D. anwesend ist; heute hatte man ihn unglücklicherweise unter der Menge nicht gesehen, daher jener Auftritt.

Es ist eine Geschichte, mein Herr, die leider kein fröhliches Ende hat; mir besonders ist die Erinnerung an das arme Kind peinlich. Doch daran läßt sich nichts mehr ändern. Trinken wir, meine Herren!"

Mit diesen Worten endete der Erzähler seine Geschichte, trank seine Tasse vollends leer, stellte die Pfeife bei Seite und zündete sich eine Cigarre an. Dann, in sein Phlegma zurückfallend, sagte er:

„Der Sturm hat aufgehört, die Straßen sind belebt, sollen wir nach Vauxhall gehen? Es ist gerade eine rechte Zeit dazu."

Ich folgte ihm und der Abend verging unter jenen Scenen wilder und lärmender Freude, wie sie an solchen Orten üblich sind. Ermüdet und melancholisch, war ich endlich im Begriff fortzugehen und in mein Hôtel zurückzukehren, als ich mich plötzlich von einer dichten Kette singender und tanzender Matrosen mit ihren Mädchen umgeben sah und gezwungen war, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, indem ich eine Weile an ihrem tobenden und wilden Tanz Theil nahm. Hätte ich mich geweigert, so wäre ich höchst wahrscheinlich nicht so leichten Kaufs mit diesen rohen Naturkindern fertig geworden.

Endlich entschlüpfte ich ihnen und sah unmittelbar darauf wieder den Herrn an meiner Seite, der mir die Geschichte Riekchens erzählt hatte und nur eben mit genauer Noth dem lärmenden Tanz mit den Matrosen entgangen war.

Schweigend nahm er meinen Arm, schritt mit mir zum Ufer der Meuse und winkte mir, mit ihm in ein bereitliegendes Boot einzusteigen, worauf er zwei düster blickende Ruderer bat, uns zu folgen. Schweigend stieß dann das Boot ab und glitt lautlos, nur durch den gleichmäßigen Schlag der Ruderer hörbar, über die glatte Wasserfläche dahin, in einem Nebel, so dicht und feucht, daß nur Diejenigen, die in Holland gewesen, eine Idee davon haben können.

Jetzt erst entdeckte ich, daß vor uns noch ein Boot dahinruderte, das uns indeß zu weit voraus war, als daß ich die Form und Gestalt desselben in dem Nebel deutlich hätte unterscheiden können.

Es schien mir ein dunkler Fleck zwischen all' den Lichtern an beiden Ufern des Kanals, denen der feuchte Nebel die gewöhnlichen rothen Tinten gab. Nach und nach kamen wir dem Boote näher und nun entdeckte ich, daß es schwarz bemalt war und daß drei Männer in Trauer darin saßen.

Ich fragte meinen Begleiter, was das zu bedeuten habe, aber dieser legte den Finger auf die Lippen und winkte mir, stille zu sein. Ueber eine halbe Stunde mochten wir so gerudert sein, während welcher Zeit ich, in einen Lootsenmantel eingehüllt, fröstelnd dasaß, denn die Kälte war durchdringend, — als wir an einen großen Park kamen, der mit Pappeln und mit großen, flachen, bräunlichen Steinen dicht nebeneinander belegt war. Wir traten an's Land und näherten uns denselben. Auf jedem dieser Steine stand ein Name, ohne irgend eine weitere Inschrift, — unter jedem Stein war ein Grab. Wir waren auf Croos-myk, dem Kirchhof von Rotterdam.

Es gibt wohl schwerlich einen Friedhof,

Digitized by Google

der einen melancholischeren Eindruck auf den Geist des Fremden macht, als eben dieser, der kein anderes Monument aufzuweisen hat, als die endlosen Reihen flacher Steine, welche alle symmetrisch einander gleich sind. Der einzige Vorzug, welcher hier den Reichen und Vornehmen zugestanden wird, ist die Erwerbung eines Familiengewölbes, das mit einem den Verhältnissen entsprechenden Stein bedeckt sein muß; das ist Alles. Im Centrum des Zirkels, den die auf solche Weise privilegirten Gräber bilden, zeigte mein Begleiter schweigend auf einen Stein; — auf demselben stand der Name: „Chatarina Friederike Colmann," darüber war ein D. eingravirt, der Name des jungen Kaufmanns.

„Da ruht sie nun," sagte mein Cicerone, „in der Familiengruft des braven jungen Mannes, für den sie starb. Er wird sie eines Tages wiedersehen in einer andern Welt."

Ein Gefühl tiefer Ehrfurcht erfüllte mein Herz, als ich bei dem schwachen Licht der flackernden Laterne dieses einfache, aber rührende Grabmal betrachtete. Ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Blume, die zu Füßen des großen Steines aufgeblüht war, abzupflücken und sie als eine heilige Erinnerung für meine kleine Tochter mit in die Heimath zu nehmen. Die Reliquien solcher Märtyrer bringen Segen für den Besitzer.

Schweigend zupfte mich dann mein Begleiter am Arm und zog mich fort. Wir waren kaum gegangen, als drei in tiefe Trauer gekleidete Männer langsam und grüßend an uns vorbeischritten, dem Grabe zu.

„Haben Sie ihn erkannt?" flüsterte mein Führer. „Er war mit dabei, er besuchte sie heute auch, der arme Mann! Hätte sie gelebt, wäre sie jetzt seine Frau."

Ich habe die Erlebnisse dieses Abends in der „Amicitia" nimmer vergessen. Riekchens Geschichte, obgleich sie ein in dem nüchternen Holland gewiß seltenes Stück Romantik enthält, ist trotzdem keine erdichtete, sie ist buchstäblich wahr; und in der Erwartung, daß auch Andere einem so edlen Herzen ihre Theilnahme nicht versagen werden, habe ich sie treu wiedergegeben, wie sie mir erzählt wurde.

Verschiedenes.

(Winke für Damen-Toiletten.) Ein rosiger Teint wird stets durch ein grünes Band am Hute oder eine grüne Schleife gewinnen, denn grün ist das Complement zu roth, wie wir wissen. Nur muß es ein zartes Grün sein, um die Harmonie der Farbentöne nicht zu stören. Eine dunklere Hautfarbe dagegen, zumal, wenn sie in's Gelbliche spielt, wird im besten Falle nur dunkelgrün vertragen. Lichtgrüne Tinten würden derartigen Gesichtern einen häßlichen, ziegelrothen Ton versetzen. Einer prononcirten Brunette kleidet keine Farbe besser als das Gelb, denn die orangen Tinten, welche durch die Haut der Brünetten durchschimmern, werden durch Gelb neutralisirt und erscheinen ruhiger, während die weiße Hautfarbe von Blondinen durch Gelb matter, gewissermaßen violet wird. Nach einem gelblichen Teint sehnt sich kein weibliches Geschöpf, folglich trage keine ein violettes Band oder Kleid, der es nicht darum zu thun ist, ihren Teint vermittelst des Contrastes weißer erscheinen zu lassen. Blau wird ewig die Lieblingsfarbe der Blondinen, wie Gelb die der Brunetten bleiben, weil es den lichten rosigen Teint und das gelbliche Haar ins beste Licht bringt. Die Brunette dagegen hat in ihrem Teint der orangen Tinten zu viel, um Blau vertragen zu können.

„Ach!" rief einmal ein Hausvater, der viel Verdruß mit seiner Familie erlebte und viel Geld in der Lotterie verspielt hatte, „ich sehe leider, daß meine Kinder und meine Nummern immer ungezogen bleiben."

Räthsel.

Es schickt ein Ritter über den Rhein
Seinen herzliebsten Frauen fein
Guten Wein, doch ohne Glas,
Ohne Becher und ohne Faß,
Nun rath', in was der Wein war.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 117. Dienstag, den 30. September **1862.**

Neujahr in China.

Die drei Hauptfeste der Chinesen sind das Todtenfest, Laternenfest und Neujahr. Letzteres — unter diesen dreien wieder das größte — bildet in dem nur Geschäften gewidmeten Leben der Chinesen einen wichtigen Abschnitt. Ein durch tausendjähriges Bestehen sanctionirter Brauch legt nämlich jedem Bewohner des himmlischen Reichs die moralische Verpflichtung auf, alle laufenden Rechnungen abzuschließen, zu bezahlen und mit einem Worte in seinem Geschäfte reine Bahn zu machen. Dies Gesetz ist so streng, daß der Chinese, welcher ihm nicht strict nachkäme, in den Augen seiner Mitbürger als ehrlos dastehen würde, und was Drohungen, gerichtliche Klagen und Schuldarrest im civilisirten Europa nicht zu bewirken vermögen, erzwingt hier die öffentliche Meinung. Ja, die Kaufleute sind so penibel, daß sie schon Wochen lang vor dem Termine gar keine neuen Geschäfte notiren, sondern nur nach Kräften bemüht sind, die laufenden abzuwickeln; ein solcher Abschluß mag denn wohl bei Einzelnen drückende Gefühle hervorrufen, im Allgemeinen wird aber Jeder mit erleichtertem Herzen das neue Jahr beginnen, und seine Feier ist ein Fest der Freude und Heiterkeit. Jeder Chinese erscheint in seinen besten Kleidern, und der ärmste Kuli, der das ganze Jahr in Lumpen und barfuß, oder mit elenden Sandalen umherläuft, stolzirt an diesem Tage mit blauem, ungeflicktem Nankinrock, weißen Strümpfen und Filzschuhen einher. Das struppige Haupthaar ist unter dem kleinen dreieckigen Messer des Barbiers gefallen, der Schädel erfreut sich eines seltenen Glanzes und der sorgsam mit falschem Haar und Bändern verlängerte Zopf reicht mit seiner Spitze gerade bis auf den Fußboden. Alles, was nur einigermaßen Anspruch auf Wohlhabenheit macht, erscheint in Seide und Pelz, und oft bedecken zwei, drei kostbare Pelze übereinander den Körper eines reichen, frostigen Kaufmanns. Hören wir im Folgenden — wenigstens auszugsweise — den Bericht eines Augenzeugen, der das Fest in Shanghai mitmachte und, was er sah und erfuhr, in einer Privatmittheilung bisher nur dem kleinen Leserkreis der „Spenerschen Ztg." kundthat. Das Treiben auf den Straßen ist bedeutend lebhafter, als sonst. Alles strömt zu Gratulationen und zur Opferung in den Tempel. Es ist fast wie in Rußland am Osterfeste; Leute, die sich nie gesehen haben, begrüßen sich wie alte Bekannte, und Jeder läuft mit einem Pakete großer rother Visitenkarten umher, um sie unter tiefen Bücklingen und Höflichkeitsphrasen mit den Freunden auszutauschen. Arm und Reich, Hoch und Niedrig wünscht sich Glück, doch begleitet hier nicht, wie bei uns, die offene Hand die Gratulation, sondern die Wünsche sind uneigennützig und aufrichtig gemeint. Langes Leben, eine gesegnete Nachkommenschaft und Reichthum, das sind die drei Ziele, die jeder Chinese erstrebt und die für ihn den Inbegriff irdischer Glückseligkeit bilden. Auf sie bezieht sich jeder Neujahrwunsch, und um ihre Erfüllung von den Göttern zu erbitten, zieht heute Jeder zum Tempel, um zu beten und zu opfern. Dem Gotte des Reichthums wird jedoch die größte Aufmerksamkeit zugewendet und überall sieht man Andächtige mit langen Reihen nachgemachten Silbergeldes zu den Altären wallen, um es dort aufzuhängen und zu

Digitized by Google

verbrennen. Dies Geld wird aus Silberpapier von den Priestern verfertigt und verkauft. So viel der Gläubige davon opfert, so viel wirkliches Silber werden ihm die Götter im nächsten Jahre bescheeren. Die Tempel in Shanghai sind die schmutzigsten Rauchhöhlen, die man in China sehen kann, die Götzen rußig wie Schornsteinfeger, und wenn man die Räume betritt, möge man gut darauf achten, daß man seine Kleider nicht fleckig macht. Die Opferungen werden am Haupttaltare vorgenommen, von welchem Confutse mit wilden Augen und grimmem Barte auf die Betenden herabschaut. Eine dichte Gruppe drängt sich um die Stätte und Einer nach dem Andern tritt vor, um das Neujahrsgeschäft — bei den Chinesen ist Alles, selbst die Religion, Geschäft — abzumachen; drei, vier tiefe Verbeugungen, ein, zwei Kniefälle, damit ist die Sache fertig. Der Betreffende steht auf, wirft ein halbes Dutzend Cash (Kupfermünze von 1/3 Pfennig Werth) in den Opferkasten, hängt einige Schnüre nachgemachter Silbertaels an eine Ecke des Altars und macht seinem Nachfolger Platz, während die kahlgeschorenen Priester hinter einem Gitter neben dem Altare ihr Opium rauchen und schmunzelnd auf den Klang der in die irdene Büchse fallenden Cash horchen. In den Vorhöfen des Tempels sieht es wie Jahrmarkt aus. Bude an Bude, Tisch neben Tisch ist aufgeschlagen, Zuckerwerk, religiöse Opfergegenstände, nach chinesischen Begriffen wohlriechende, nach unseren dagegen übelriechende Räucherstäbe, die sogenannten Joßsticks, werden zu Tausenden in allen Dimensionen feilgeboten und gekauft, denn ohne das Verbrennen einiger Dutzend solcher Stäbe, die wie Lunte glimmen und nebenbei zum Anzünden von Pfeife oder Cigarre benutzt werden, ist in China keine religiöse Ceremonie denkbar. Vor Allem aber fällt die Masse der Spielbuden auf. Alle möglichen Hazardspiele chinesischer und europäischer Erfindung sind hier vertreten, und die Masse der umstehenden Spieler von jedem Alter und Geschlecht, sowie der gierige Eifer der Einsetzenden, zeugt von der großen Spielwuth der Chinesen, die nach ihrem Götzendienste sogleich erproben wollen, ob das Opfer ihnen geholfen hat. Außerdem bietet eine Menge Wahrsager ihre Dienste an. Der Chinese ist das abergläubigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, er unternimmt nicht das Geringste von Wichtigkeit, ohne drei bis vier Wahrsager um Rath zu fragen. Es sollen über 2 Millionen dieser Betrüger in China existiren, die ihren dummen Landsleuten das Geld abnehmen und gewöhnlich reich dabei werden. Das Honorar ist sehr billig; es beträgt nur 6 Cash oder 2 Pfennige, und darum ist der Zuspruch so groß. Physiognomiker sieht man am häufigsten; nach einem Normalgesichte, das sich durch besonders lange Ohren, das Zeichen von Talent, durch wohlgerundete Züge, einen großen Mund und dicke Nase auszeichnet, werden die Züge des Fragenden beurtheilt und danach von dem zungenfertigen Gauner die Zukunft vorhergesagt. Außerdem werden Worte symbolisirt, Ziegenhörner geworfen, Stückchen oder kleine Papierrollen mit vieldeutigen Sentenzen im Bambusbecher geschüttelt und gezogen ꝛc. — mit einem Worte, die Schlauheit beutet die Dummheit auf die gründlichste Weise aus, und nach dem Zulauf der Wahrsagerbuden zu urtheilen, haben sich am Abend die 6 Cash der geriebenen Gauner gewiß in eben so viele Dollars verwandelt. Die Theehäuser sind gedrängt voll, an einer Unzahl von Tischen sitzen Männer, Weiber und Kinder, schlürfen ihren heißen Thee, essen Erdnüsse oder geröstete Sonnenblumenkerne dazu, und eine dichte Wolke von Tabaks- und Opiumdampf hüllt die ganze große Stube in trüben Nebel, während man vor dem endlosen Geschnatter der redseligen Besucher kein Wort verstehen kann. Plötzlich wird man durch ein Pelotonfeuer erschreckt, und Hunderte von kleinen Schwärmern fliegen knatternd und sprühend umher. Ein fröhlicher Chinese macht den Spaß, eine Schnur dieser kleinen Feuerwerkskörper abzubrennen, die ebenso wenig wie die Joßsticks bei einer Festlichkeit fehlen dürfen und durch ihr Knallen die bösen Geister vertreiben sollen, während der Geruch jener denselben Zweck hat. Es wird behauptet, daß in China jährlich 600,000 Centner Pulver zur Fabrikation dieser kleinen Schwärmer gebraucht werden. Das ist sehr wahrscheinlich. Beim Laternenfest z. B. werden auch viele Millionen abgebrannt und ebenso gehen

Digitized by Google

jährlich Hunderttausende von Kisten nach Nordamerika, um von den geräuschliebenden Yankees zur Feier des 4. Juli verknallt zu werden. Unser Gewährsmann besuchte auch den Theegarten von Shanghai, einen der öffentlichen Vergnügungsplätze, die jede chinesische Stadt aufweist, wo Thee getrunken, Opium geraucht, gesungen und Theater gespielt wird, und wo Gaukler, Taschenspieler, Wahrsager und anderes Gesindel Ernte halten. Das Hauptgebäude liegt auf einer Insel, zu der verschiedene Brücken führen, die aber in verschrobenem chinesischem Geschmacke sich in unendlich rechtwinkeligem Zickzack bewegen, so daß man, um das dreißig Schritt breite Wasser zu überschreiten, mindestens 150 Schritt gehen muß. Außerdem ist das ganze Etablissement mit nachgebildeten Felspartieen überladen, von denen die Chinesen so große Freunde sind, allein mit Mühe nur entdeckt man die sein sollende Romantik in diesen Nachbildungen der Natur. Der harmlose Spaziergänger glaubt anfänglich in Steinbrüche zu gerathen, wenn er diese Ausgeburten chinesischer Phantasie betritt, die vielleicht im Sommer durch umgebendes Grün etwas von ihrer steinernen Nacktheit verlieren mögen, im Februar aber — welcher Monat das Neujahrsfest in sich schließt — einen höchst trostlosen Anblick gewähren.

Die Anti-Crinolinen-Verschwörung in Ischl.

Der Feuilletonist der Wiener „Presse" hat auf die Indiscretion hin, welche er beging, als er eine Enthüllung über die kürzlich angezettelte Anti-Crinolinen-Verschwörung brachte, einen fürchterlichen Brief von der Präsidentin der Verschwörung erhalten, welchen derselbe im Interesse der über Herbst- und Winter-Moden noch in Zweifel schwebenden Damen-Welt seinem ganzen Umfang nach mittheilt. Die Dame schreibt:

„Herr Feuilletonist! Sie sind ein arger Verräther! Der Himmel mag wissen, durch welche Mittel Sie sich das Vertrauen eines Mitgliedes unseres Geheimbundes erschlichen haben (oho!), doch das sei Ihnen verziehen; aber daß Sie das Ziel unseres Bundes so vor aller Welt ausgeplauscht haben, dafür sollen Sie schwer büßen. — Ja, wir haben das Ende der Crinoline beschlossen, aber nicht etwa aus den Gründen, die Sie mit soviel Behagen — man sieht förmlich, wie Sie sich spöttisch die Hände dabei reiben — hervorheben: nicht weil Sie uns ein Memento mori zurufen; nicht weil Sie voll Spott uns mit wandelnden Kegeln und Glocken vergleichen; nicht um den Männern einen Gegenstand des Zornes zu beseitigen, auch nicht aus Mitleid für ihre Geldtaschen (o!) — sondern wir werden die Crinoline beseitigen, aus Gründen, die wir für uns behalten, — und für Sie möge es genug sein, daß wir wollen!

Indessen eine Mode, die sich so eisern an uns anklammert, läßt sich nicht lediglich durch einen Schwur am oberösterreichischen Rütli umstürzen, und wir wissen recht gut, wenn wir der Crinoline ein rasches Ende bereiten wollen, daß wir Geheimbündlerinnen uns derselben nicht einfach entledigen dürfen, sondern mit einer neuen, mehr entsprechenden Mode erscheinen müssen. Haben Sie nun schon einen Theil unseres Planes verrathen, so mögen Sie in Ihrer liebenswürdigen (oh!) — abscheulichen (o!) Weise fortfahren, Bericht zu erstatten, wozu Ihnen die unterzeichnete Präsidentin die nöthigen Notizen zukommen lassen wird. In der letzten Generalversammlung hat eine gelehrte Mitverschworene in glänzend beredter Weise, und gestützt auf ihre statistischen Ausarbeitungen, nachgewiesen, daß, so lange und überall, wo die Crinoline herrscht, sich die Heirathen in Verzweiflung erregender Weise vermindert haben (aha! oho!); sie sucht jedoch diese leider nicht mehr zu bezweifelnde, für die Männer so äußerst bedauernswerthe (?) Wirkung der Crinoline nur in dem Umstande, daß eben die Männer, ungeschickt, wie sie nun einmal sind — so sagt die gelehrte Freundin, nicht die Unterzeichnete — die Distanz, in der wir sie von uns halten, nicht mit geistigem Schutt auszufüllen vermögen, auf welchem sie zu uns gelangen könnten, und daß, während sie in großen Bogen um uns herumlaufen, sie nicht nur verlernen, uns den Arm zu bieten, sondern auch ganz und gar verzessen, uns Herz und Hand anzubieten. Männer sollen

Digitized by Google

aber nichts verlernen und nichts vergessen, und es ist ganz besonders die Sorge für diese Uebung ihrer geistigen Fähigkeiten, welche bei Feststellung unserer neuen Mode den größten Einfluß geübt hat.

Man sagt, es gibt keine Entfernung mehr auf der Erde; nun, so muß auch die Entfernung, welche die Crinoline verursacht hat, aufgehoben werden, und dies ist unser zunächst festgestellter Beschluß. Ferner ist beschlossen, daß die niedlichen und oft sehr geschmackvollen Kunstwerke der Wiener Schuhkünstler mehr zur Bewunderung ausgestellt werden sollen (hört!), die Ueberröcke in reichen bauschigen Falten und in anmuthiger Rundung werden bis zum Knöchel reichen. (Bravo!) Von England und Frankreich sind vorläufig rothe, lilafarbene und maigrüne Strümpfe bestellt, welche Farben mit denen der Zuavenhemdchen, die jedenfalls beibehalten werden, harmouiren müssen. Stickerinnen sind bereits mit reizenden Stickereien für weiße Beinkleider und Jupons vollauf beschäftigt, und um nichts zu vergessen, sei noch bemerkt, daß der sogenannte Matrosenhut einstimmig verurtheilt ist, weil noch keine Hutform uns so entstellt hat, wie die genannte Form, die selbst das feingeschnittene Gesichtchen hart und männlich macht. Wir ziehen die frühere runde Form entschieden vor. Und nun, mein Herr, wünsche ich, daß Gott Ihren armen Kopf schützen möge, wenn Ihnen eine meiner reizenden Nachbarinnen zum ersten Male so gekleidet vor's Gesicht kommt und Sie sich ohne Hindernisse ihr nähern, ihr in alter ehrenhafter Weise den Arm reichen und sie im neuen Park spazieren führen können.

Die Präsidentin der Crinolinen-Verschwörung."

Wir haben, schreibt der Feuilletonist, sie ausreden lassen, die Frau Präsidentin, wir sagen Frau, denn der kategorische Ton verräth die Sachverständige, die den Pantoffel zu schwingen weiß. Wir haben keine Bemerkung gemacht bei den Invectiven, welche die Dame gegen unser Geschlecht im Allgemeinen und gegen uns insbesondere losgelassen. Wir haben nur bei den prägnantesten Stellen unserm gepreßten Herzen mit einigen Ahs und Ohs Luft gemacht! Allein nun zum Schlusse können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es mag uns Männern — „ungeschickt wie wir schon sind" — manches Talent versagt sein, allein das angeborene Talent der Kritik lassen wir uns nicht wegconspiriren. Wir erlauben uns sogar Briefe zu kritisiren, selbst wenn sie von der Präsidentin der Jichler Crinolinen-Verschwörung ausgehen. Es leuchtet aus den Zeilen der Frau Präsidentin zu viel Geist, daß wir nicht voraussehen sollten, sie werde herzlich mitlachen, wenn wir sie darauf aufmerksam machen, daß sie zuerst uns die Gründe der Anti-Crinolinery dictatorisch verweigert und dreißig Zeilen später treuherzig ausplaudert, es geschehe, weil durch die Crinoline — die Heirathen in Verzweiflung erregender Art abgenommen haben. Das ist denn doch zu naiv — für eine Präsidentin. Sonst sind wir mit den Details der neuen Mode vollkommen einverstanden, auf die Gefahr hin, unsern „armen Kopf" zu verlieren. Nur gegen die Einführung diversicolorer Strümpfe aus England und Frankreich müssen wir vom nationalökonomischen und patriotischen Standpunkte um so mehr protestiren, als es doch gewiß in unserem Vaterlande Strümpfe genug gibt, und obendrein in allen möglichen Farben, was wir im Ernst gemeint und nicht etwa für einen Witz gehalten wissen wollen.

Verschiedenes.

Nach dem Journal des Débats haben die im Hotel de Louvre und dem Hotel de la Paix eröffneten neuen Telegraphenbureaux ein Netz von Drähten nach allen Theatern von Paris gezogen, so daß man in den beiden Hotels zu jeder Zeit eine Loge oder einen gesperrten Sitz in irgend einem Theater kaufen oder erfahren kann, ob noch ein Platz frei ist.

Auflösung des Räthsels in Nro. 116:

Das waren Trauben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 118. Donnerstag, den 2. October **1862.**

Sonett.

Ich glaub' an Gott, glaub' an ein göttlich Walten! —
Nicht jenen Gott bethörter Millionen,
Den Trug und Wahn gemeißelt nach Schablonen,
Mit Flittergold behängt, gleich Schaugestalten.

Ich glaub' an Gott, den Urquell der Gewalten! —
Als Wahrheit seh' ich ihn im Osten thronen,
Als Schönheit ihn in Blütenkelchen wohnen,
Als Liebe sich im Menschenherz entfalten.

Ich glaub' an ihn, weil er die Seel' beweget,
Weil er wie eine Ahnung mich durchbebet,
In jedem Lichtstral liebend mich umschwebet.

Ich glaub', weil er in jedem Keim sich reget;
Weil er sich offenbart im Kindeslallen
Und zu mir spricht im Lied der Nachtigallen.

G. Abel.

Ein Familiengeheimniß.

1.

Ein Morgen im Comptoir.

Zu Anfang des Sommers im Jahre 1850 sah man an einem Hause in der W.straße zu Hamburg ein neues Schild mit der Inschrift: „Wechsel-Comptoir von Franz Soltau." Das Haus war von alter Bauart, der Giebel ging nach der Straße hinaus, die Menge kleiner Fenster desselben war vergittert, und die Thür bestand aus einem einzigen großen Flügel von schwerem Eichenholze. Trotzdem aber hatte dieses Haus ein freundliches, fast elegantes Ansehen, denn der ganze Giebel war von der Firste bis zur Schwelle mit dunkelgrüner Oelfarbe angestrichen, die Fensterscheiben erglänzten wie Krystall, und die große Thür mit dem schwarz lackirten Schlosse schien so eben erst verfertigt zu sein. Das große Schild mit den goldenen Buchstaben vollendete die Stattlichkeit des restaurirten alten Gebäudes.

Das Innere entsprach dem Aeußern: die Tünche der Neuzeit überzog das solide Alterthum. Ueberschritt man die weite Hausflur, welche die ganze Breite des Hauses einnahm, so trat man durch eine kleine gewölbte Thür in das Comptoir. Es war dies ein eben nicht großer gewölbter Raum, dessen drei Fenster nach einem Kanale hinausgingen. An jedem der Fenster befand sich ein vergittertes Bureau, vor dem ein Commis arbeitete. Vor dem Bureau stand ein langer, schmaler Tisch. Durch eine Glasthür rechts sah man in das Kabinet des Chefs dieses jungen Bankhauses.

Es war im Juni, Morgens halb zehn Uhr. Der Comptoirbote trat ein und legte die Briefe auf den Tisch, die er von der Post geholt hatte. Einer der Commis, ein blonder junger Mann in eleganten Kleidern, nahm die Briefe und trug sie in das Kabinet des Chefs.

Franz Soltau war ein Mann von achtundzwanzig Jahren. Seine stets heitere und ruhige Stirn, der Schnitt seines einfachen, aber ausdrucksvollen Gesichts und seine ungekünstelten Bewegungen offenbarten ein arbeitsames, entsagendes Leben; zugleich aber auch lag in seinem ganzen Wesen eine hohe, imponirende Würde, aus der jener geheime Adel des Herzens spricht, der allen Lagen des Lebens Trotz bietet.

Der Commis überlieferte die Papiere und zog sich zurück. Der Banquier prüfte die mit der Post angekommenen Neuigkeiten. Er

Digitized by Google

erbrach und las einen Brief nach dem andern, ohne daß sich seine Mienen veränderten. Der letzte indeß schien nicht nur seine Aufmerksamkeit, sondern auch seine Verwunderung zu erregen; er enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Der Unterzeichnete ersucht Sie, beifolgenden Wechsel von hunderttausend Mark auf das Haus Salomon Heine zu realisiren und die Summe in Ihrem Bankhause zu deponiren. Bei einer solchen Caution werden Sie sicher keinen Anstand nehmen, einem jungen Mädchen, das sich Ihnen unter dem Namen Sophie Saller vorstellen wird, vierteljährlich eine Rente von tausend Mark zu zahlen. Die Empfängerin legitimirt sich durch ein Creditiv, das von derselben Hand, wie dieser Brief, geschrieben ist und dieselbe Unterschrift trägt. Die Quittungen Fräulein Saller's erkenne ich im Voraus an und werde sie bei der Abrechnung, deren Zeit ich jedoch nicht bestimmen kann, als geleistete Zahlungen übernehmen. Im Uebrigen füge ich mich den in Ihrem Bankhause üblichen Zinsrechnungen.

Berlin, den 15. Mai 1850.

E. Kolbert."

Alles prüfte den Wechsel, der in dem Briefe lag; er war von einem bekannten Banquier in Berlin auf das Haus Heine in Hamburg ausgestellt. Kolbert, ein Name, den Soltau nie gehört, mußte demnach die Summe dort eingezahlt haben. Der Wechsel war augenscheinlich richtig.

„Wie aber kommt es," fragte sich Soltau, „daß man mir dieses Geschäft überträgt, mir, der ich erst seit einigen Jahren mein Bankhaus eröffnet habe? Ich erinnere mich nicht, je mit einem Kolbert in Berührung gekommen zu sein. Warum läßt man das Haus Heine die Rente nicht zahlen, auf das der Wechsel ausgestellt ist?"

Der junge Banquier hatte kein Risico bei dem Geschäft, wenn er das Einlagekapital erhielt; seine Betriebssumme ward im Gegentheil um hunderttausend Mark vermehrt, und außerdem war der Antrag ein Beweis des Vertrauens, das man ihm schenkte. Er nahm keinen Anstand, darauf einzugehen.

„Herr Lambert!" rief er in das Comtoir. Der junge Commis trat ein.

„Realisiren Sie diesen Wechsel bei Heine. Ich erwarte Sie so bald als möglich zurück!"

Lambert nahm den Wechsel, sah nach dem Betrage, rief den Comptoirdiener und entfernte sich. Nachdem Soltau noch ein Mal den Brief gelesen, legte er ihn in ein besonderes Fach, um ihn von den gewöhnlichen Geschäftspapieren zu trennen. Der gewöhnliche Geschäftsverkehr dauerte nun ununterbrochen eine Stunde fort, es kamen und gingen Leute, die Gelder brachten und holten. Das Bankhaus Soltan war zwar ein sehr junges, aber es erfreute sich bereits eines ehrenvollen Vertrauens und regen Zuspruchs. Soltau hatte sich zum Gesetze gemacht, jede gewagte Speculation zu vermeiden, er wollte sich mit kleinen, aber sichern Gewinnen begnügen. An der Börse kannte man ihn als einen vorsichtigen, redlichen Mann und schätzte sein Vermögen auf achthunderttausend Mark. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des kleinen Wechselhandels lag bereits in seinen Händen, und für mehrere amerikanische und englische Häuser besorgte er das Incassogeschäft.

Um elf Uhr brachte Lambert die Summe von hunderttausend Mark. Die Empfängerin der Rente hatte also einen fruchtlosen Besuch nicht zu fürchten. Soltan war zwar seit zwei Jahren mit einer jungen, liebenswürdigen Frau verheirathet, und war seine Ehe auch bis jetzt kinderlos, so fand er doch das größte Glück in dem Besitze seiner Gattin — aber er mußte doch über seine Neugierde lächeln, die ihn in Bezug auf die empfohlene Dame anwandelte.

„Ob sie jung und schön ist?" fragte er sich. „Ob sie bald kommen und Zahlung fordern wird?"

Auf beide Fragen sollte er um zwölf Uhr Antwort erhalten.

Zur größten Ueberraschung der beiden jüngern Commis — der dritte Arbeiter war der Kassirer Lorenz, ein Mann von fünfzig Jahren — trat ein reizendes junges Mädchen in das Comtoir und fragte schüchtern nach Herrn Soltau. Man zeigte ihr das Kabinet. Gleich darauf stand sie dem Banquier gegenüber. Nachdem sie bescheiden gegrüßt, flüsterte sie mit zitternder Stimme:

„Ich habe Herrn Soltau eine Anweisung von Herrn Kolbert zu übergeben."

Digitized by Google

Ihre kleine, mit schwarzen verschossenen Handschuhen bekleidete Hand überreichte dem Banquier ein Papier. Erröthend schlug sie die Augen nieder, als ihre Blicke denen des jungen Mannes begegneten. Dann trat sie, vor Angst zitternd, einen Schritt zurück.

Soltau fühlte sich von Mitleiden ergriffen; ohne das Papier zu lesen, antwortete er:

„In diesem Falle habe ich das Vergnügen, Fräulein Sophie Sallor zu empfangen?“

Das reizende Gesicht Sophie's ward plötzlich von einem Freudenstrahle verklärt, und die leichte Röthe ihrer Wangen verwandelte sich in Purpur. Nachdem sie sich zum zweiten Male verneigt hatte, athmete sie hoch auf; daß der Banquier ihren Namen kannte, schien ihr die Bürgschaft für ein bevorstehendes Glück zu sein.

„So sind Sie auf meinen Besuch vorbereitet?“ fragte sie kaum hörbar.

Soltau nickte bejahend mit dem Kopfe, während er das Papier las. Es enthielt nur die Zeilen:

„Ueberbringerin ist Sophie Sallor. E. Kolbert.“

Der vorsichtige Geschäftsmann legte das Blatt zu dem Briefe; bei dieser Gelegenheit vergewisserte er sich, daß beide Documente von einer Hand geschrieben waren. Dann wandte er sich zurück und bot dem jungen Mädchen einen Stuhl an

„Die Summe von tausend Mark steht Ihnen zur Verfügung!“ sagte er artig. „Ich bitte, bescheinigen Sie den Empfang.“

Sophie trat zu dem ihr bezeichneten Tische, ergriff zitternd die Feder und schrieb die Quittung. Kaum hatte sie ihren Platz wieder eingenommen, als Soltau aus dem Comptoir zurückkehrte, die Thür hinter sich schloß und aus einem Lederbeutel die Summe von tausend Mark in Goldstücken auf den Tisch neben die Quittung legte.

„Zählen Sie nach, mein Fräulein!“ sagte er mit einer leichten Verneigung.

Das junge Mädchen hatte sich ein wenig erholt. Ihre lieblichen Züge lächelten, indem sie antwortete:

„Dessen bedarf es nicht; man hat mir gesagt, daß ich mich auf Herrn Soltau verlassen könne, und ich nehme das Geld als richtig an.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geschichte von der Königin Hortense.

Napoleon I. gründete bekanntlich in Ecouen eine weibliche Erziehungsanstalt, in welche die Töchter von Militärpersonen aller Grade aufgenommen und vollkommen erzogen wurden. In dieser Schule schlossen einst drei Mädchen innige Freundschaft: Hortensia, Marie und Clarisse. Marie war die Tochter eines armen Lieutenants, der in einer Schlacht beide Augen verloren hatte und nur auf eine geringe Pension angewiesen war. Clarissen's Vater war einer jener Generale, die in den Revolutionskriegen sich großes Vermögen erworben und später vom Kaiser Fürstenthümer erhalten hatten. Hortensia konnte sich einer noch ausgezeichneteren Familie rühmen. Jahre vergingen und die drei Freundinnen mußten sich endlich trennen. Marie, deren Mutter gestorben war, wurde nach Hause beschieden, damit sie ihren blinden Vater pflege, dessen einzige Stütze sie nun sein sollte. Ehe sie sich trennten, schwuren sie sich gegenseitig, nach zehn Jahren, an demselben Tage, Abends 6 Uhr, was auch in dieser Zeit geschehen möge, an dem Thore der Tuilerien wieder zusammenzutreffen. Der Gärtner, welcher in der Nähe arbeitete, wurde herbeigerufen, um ihnen als Zeuge des geleisteten Schwures zu dienen. Den nächsten Tag darauf schied Marie. Drei Monate später wurde Clarisse verheirathet, und ehe ein Jahr verfloß, verließ auch Hortensia die Anstalt. Die zehn Jahre vergingen. Es war an einem Herbstsonntage. Noch fehlten zehn Minuten an sechs Uhr, und von den drei Freundinnen war keine erschienen. Mit dem letzten Glockenschlage aber rollte ein prächtiger Wagen mit vier kostbaren Pferden heran. Er hielt, und es stieg eine junge Dame aus, die elegant gekleidet war. Es war Marie, die Tochter des armen Lieutenants. Napoleon I. saß nicht mehr auf dem Throne Frankreichs, und die Familie der Bourbons war auf denselben zurückgekehrt. Wie die anderen adeligen Familien, hatte auch die Familie Mariens ihre Güter zurückerhalten, welche in der Revolution mit Beschlag belegt worden waren. Während Marie erwartend dastand, näherte sich zögernd eine Frau in anständiger, aber

Digitized by Google

sehr bescheidener Kleidung und redete sie an. Im nächsten Augenblick lag Marie in den Armen ihrer Freundin Clarisse. Die reiche Clarisse, die Tochter des Generals und Gattin eines Millionärs, war schon seit Jahren verarmt. Ihr Mann, ein Banquier, hatte Bankerott gemacht und war entflohen. „Du wirst mir Deine Geschichte später erzählen", sagte Marie, „denn wir trennen uns nicht mehr. Ich war arm in Ecouen, und Du liebtest mich doch. Jetzt bin ich reich, und Du bleibst bei mir!" Clarisse wollte eben in den Wagen ihrer Freundin steigen, als Beide einander fragend sich ansahen. „Aber wo ist Hortensia?" — „Du weißt, was sie war", sprach Marie mit einem Seufzer. „Du weißt, was sie ist", setzte Clarisse hinzu und eine Thräne rollte über ihre Wangen. — Die zehn Jahre hatten Marie reich und Clarisse arm gemacht, sie hatten Hortensia in die Verbannung getrieben. In diesem Augenblicke trat ein Mann zu den beiden Damen, die er offenbar gesucht hatte. „Sind Sie Clarisse und Marie?" fragte der Gärtner Georg aus Ecouen, und da sie es bestätigten, übergab er jeder der Damen ein Kästchen und entfernte sich. Die beiden Freundinnen öffneten die Kästchen und fanden — die zwei Hälften einer Krone — der Krone, welche die Königin Hortensia von Holland getragen hatte, die Schwägerin Napoleon's I. und die Mutter Napoleons III.

Landwirthschaftliches.

Die beste Verwendung findet der Ruß ohne Zweifel als Dünger auf Wiesen sowohl, wie auf Ackerland. Streut man denselben auf Wiesen, so spürt man mehrere Jahre hindurch die gute Wirkung. Man kann ihn auch mit Erde und Mist vermischen, die Erfolge sind dann um so größer und zwar nimmt man 2 Theile Erde, 2 Theile Ruß, 1 Theil Mist, die man, mit Erde beginnend, schichtweise übereinander häuft in eine Höhe von 3—4 Fuß bei eben solcher Breite. Um Wiesen erfolgreich zu düngen, nimmt man 4 Theile Erde, 1 Theil Ruß.

Verschiedenes.

In der österreichischen Abtheilung im Londoner Ausstellungspalast ist seit Kurzem eine lehrreiche Sammlung von Produkten der Maispflanze ausgestellt, um zu zeigen, wie jeder Theil dieser Pflanze industriell verwerthet werden kann. Das wichtigste bis jetzt gewonnene Industrieerzeugniß ist ohne Widerrede Papier, von dem ganz ausgezeichnete Proben ausgestellt sind. Die Times, welche auf diese Sammlung aufmerksam macht, bemerkt dazu: „Die bisher erzielten Resultate sind außerordentlich befriedigend. Alle Blätter und Fasern dieser Pflanze lassen sich verwerthen, theils zur Herstellung von Garnen, theils zur Papiererzeugung und Ernährung von Menschen und Thieren. Aus 300 bis 350 Pfund der oberen Blätter werden in der kaiserlich königlichen Papierfabrik bei Schlöglmühle 100 Pfund Papier erzeugt; es wären dazu 160 Pfund Lumpen erforderlich; die Wichtigkeit dieses Rohmaterials beruht auf seiner Vortrefflichkeit, Wohlfeilheit und auf seinem massenhaften Vorhandensein. In Oesterreich allein sind officiellen Angaben zufolge 35 Millionen Acker Landes mit Mais bebaut, aus denen sich jährlich anderthalb Millionen Pfund Papier herstellen ließen. Die Qualität des letzteren ist übrigens so ausgezeichnet, daß es im Nothfalle statt Scheibenglases gebraucht werden könnte."

Räthsel.

Ich lieg' im Thurm mit manchem Zimmer
Und werde drin zum braunen Mohr;
Und nie schau' ich des Tages Schimmer,
Sprengt nicht ein schneidend Schwert das Thor.

War dort mein Kerker klein und enge,
Doch wünsch' ich noch ein finstrer Haus;
Dort grab' ich unterird'sche Gänge
Und komm' als grüner Zwerg heraus;
Bald streckt der Zwerg sich in die Länge,
Am Ende wird ein Riese draus.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 119. Samstag, den 4. October **1862.**

Die Schriftrolle der Nacht.

Es sank der Abenddämm'rung Schleier,
In Dunkel hüllend Flur und Hain;
Es wiegte rings in stiller Feier
Süß schlummernd die Natur sich ein.
Kein Odem wehte in den Lüften,
Kein Ton ertönte aus den Triften,
Nichts störte die erhabene Ruh.

Und während so durch's hehre Schweigen
Mein Aug' durchirrt' den weiten Raum,
Erglühten tausend Flammenzeichen
Rings an des Himmels dunkelm Saum;
Und immer dichter kam gezogen
Der Sterne Heer am Himmelsbogen,
Wie Sand am Meere ohne Zahl.

Was soll dies Flimmern, dieses Flammen,
Dies Lichtmeer an des Himmels Blau?
Sind's Weltenspähne, die entschwammen
Dem Schöpfer einst beim Weltenbau?
Sind's Sonnen gar, die schon vollendet
Der Weltenschöpfer einst entsendet,
Zu leuchten unsrer Erdenbahn?

Und sieh! mein Geist klomm zu den Sphären,
Schwang sich zum Sternen-Ocean;
Und siehe! es begann zu klären
Sich meinem Blick des Schöpfers Plan.
Was dunkel nur ich hier geahnet,
Ward meinem Blicke dort gebahnet,
Zu dringen in des Räthsels Sinn.

Wohl fehlten ihm die Feuerschwingen,
Zu dringen in den fernsten Raum —
Zum Sitz der Weisheit selbst zu dringen,
Vermögen Seraphs Schwingen kaum —
Doch was in jenen lichten Höhen
Voll Staunen dort mein Aug' gesehen,
Nie wird es tilgen ird'scher Wahn.

In fernen unbegränzten Weiten,
Wo irgend Raum für Wunder ist,
Sah Welten ich um Welten gleiten,
Die nur das Auge Gottes mißt,
Sah ich auf glanzumflossnen Gleisen
Der Sonnen Myriaden kreisen,
Geleitet von des Mächt'gen Hand.

Und wo ein Stern, ein Welttoloß,
Am fernen Himmels-Pole glühte,
Da sah ich walten hehr und groß
Des Schöpfers Weisheit, Macht und Güte.
Selbst unter Saturns Wunderhorn
Sah fluthen ich des Lebens Strom,
Das Füllhorn seiner Huld und Liebe.

Auf Matten reicher Lenzgefilde,
Von Segensfülle schwer gedrungt,
Da sah ich Formen und Gebilde,
Wie sie auch unsre Erde zeugt,
Doch hehrer, edler von Gestalt,
Wie kaum sie Zeuxis Pinsel malt,
Ein Urbild aus des Schöpfers Hand.

Der Blick von mildem Strahl gewoben,
Von Haß und Scheelsucht nicht entstellt;
Die Stirne frei und stolz gehoben,
Von Zorn und Rachsucht nicht geschwellt;
Ein Herz, worin die Liebe wohnet
Und glüh'nder Sinn für Tugend thronet,
Für Gottes Huld und Majestät.

Auf Auen, von Smaragd umflossen,
Von schnöder Habsucht nicht beschränkt,
Rings Segens Fülle ausgegossen,
Vom Blut der Bürger nicht getränkt,
Sah ich sie wirken, sah sie handeln,
In Eintracht und in Frieden wandeln,
In Fried' und Freuden ihre Bahn.

Digitized by Google

Und trauernd sah mein Auge nieder
Vom Saume der Unendlichkeit,
Sah auf die Sphäre meiner Brüder,
Auf ihren Ring voll Zank und Streit.
Was dort in jenen lichten Höhen
Ich trunknen Blickes jüngst gesehen,
Nicht tilget es die Ewigkeit.

Neustadt. Streuber.

Ein Familiengeheimniß.

Ein Morgen im Comptoir.

(Fortsetzung.)

Der erstaunte Banquier ließ sich dem Besuche gegenüber auf einem Stuhle nieder; er fand ein Interesse daran, das seltsame junge Mädchen näher in's Auge zu fassen. Und wahrlich, Sophie war unter den obwaltenden Verhältnissen eine seltsame Erscheinung. Sie trug zwar anständige, aber schlichte, sehr schlichte und einfache Kleider. Der kleine Hut von dunkelgrüner Seide beschattete ein wahres Madonnengesicht. Wie regelmäßig schön und jungfräulich waren diese Züge! Das himmelblaue Auge, von einem Kranze langer, schwarzer Wimpern umgeben, war der Spiegel einer reinen, unschuldigen Seele. Das blaue Thibetkleid und das kurze Mäntelchen von abgetragener Seide verriethen, daß Sophie in sehr beschränkten Verhältnissen lebte. Sollte man nicht ihrer Schönheit den plötzlichen Wechsel der äußern Umstände zuschreiben? Doch nein, ein Blick in das Madonnengesicht verscheuchte sofort jeden Argwohn.

„Fräulein Saller erlaubt mir wohl eine Frage," sagte der Banquier.

„Sie sehen mich bereit, zu antworten, wenn ich es vermag."

„Herr Kolbert beehrt mich mit einem Vertrauen, das meine Dankbarkeit erweckt, und Sie selbst sprechen sich in einer Weise aus, die mich ehrt; man kennt doch gern die Leute, die Einem wohlwollen, zumal wenn eine längere Geschäftsverbindung in Aussicht steht — wer ist Herr Kolbert, mein Fräulein?"

Die kaum gewichene Verlegenheit des jungen Mädchens kehrte wieder. Diese Frage schien sie nicht erwartet zu haben.

„Mein Herr," flüsterte sie, „ich kenne Herrn Kolbert eben so wenig, wie Sie ihn kennen; ich habe ihn nie gesehen. Hätte mich nicht das Seltsame der Situation abgehalten, ich würde Sie um die Gefälligkeit ersucht haben, mir Auskunft über meinen unbekannten Wohlthäter zu geben."

Das Erstaunen des Banquiers läßt sich denken.

„Sie kennen wirklich den Mann nicht, der Ihnen eine jährliche Rente von viertausend Mark ausgesetzt hat?"

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Herr!" antwortete Sophie zitternd, und indem sie bittend mit ihren großen Augen zu dem Banquier emporsah. „Aus dem Briefe, der mir die Anweisung auf das Bankhaus Soltau brachte, erfuhr ich zum ersten Male den Namen Kolbert."

„Und Fräulein Sophie Saller wohnt in Hamburg?"

Das junge Mädchen erhob sich. Ihre Verlegenheit hatte den höchsten Grad erreicht.

„Verzeihung," sagte Soltau, „der Geschäftsmann ging ein wenig zu weit. Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen die Versicherung ertheile, daß mich mein Interesse an Ihrer Person zur Indiscretion hinriß. Unser Geschäft ist geordnet: verfügen Sie jedes Vierteljahr über tausend Mark!"

Er deutete auf die Goldstücke. Sophie verbarg sie in eine Plüschtasche, die sie am Arme trug. Unter tiefem Erröthen verbeugte sie sich und verließ das Kabinet und das Comptoir. Der junge Lambert war so artig, ihr die Thür zu öffnen. Sie dankte und verschwand.

Es war halb ein Uhr; der Banquier mußte um ein Uhr an der Börse sein. Wie stets, so ging er auch heute noch ein Mal zu seiner Gattin, bevor er das Haus verließ. Madame Soltau erwartete ihren Mann zum Frühstück, das um zwölf Uhr eingenommen wurde.

„Du kommst spät, Franz!" sagte die liebenswürdige Frau, indem sie ihm den Mund zum Kusse bot.

Franz umarmte zärtlich seine Gattin und führte sie zum Frühstücke, das auf einem kleinen Tische serwirt war.

„Mein Geschäft gewinnt täglich an Um-

Digitized by Google

fang!“ rief er heiter. „Heute hat man die erste große Summe meiner Kasse anvertraut.“

Er erzählte den Besuch des jungen Mädchens.

„Und wer ist Dein neuer Kunde?“ fragte unbefangen Madame Soltau.

„In seinem Briefe, der aus Berlin kommt, nennt er sich E. Kolbert — und dies ist Alles, was ich von ihm weiß. Wie es scheint, werde ich auch vor der Hand nicht mehr erfahren.“

Der Banquier frühstückte rasch, um die Börse nicht zu versäumen; er hatte die Ueberraschung seiner Gattin nicht bemerkt, als er den Namen „Kolbert“ ausgesprochen.

Nach einer Pause, in der sie sich gewaltsam ihre Fassung wieder angeeignet, fragte die junge Frau:

„Und wie nannte sich das junge Mädchen?“

„Sophie Saller. Sie ist jung, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt — und schön, sehr schön!“

„Sophie Saller?“ wiederholte Madame Soltau fast bestürzt. Und dabei überflog ein leichtes Roth ihr zartes, weißes Gesicht.

Franz sah seine Gattin an.

„Henriette,“ rief er lachend, „ich glaube, Du wirst eifersüchtig! Doch beruhige Dich, mein liebes Kind, ich weiß von der kleinen Sophie nicht mehr, als von Herrn Kolbert, das heißt, den Namen.“

Er umarmte und küßte Henrietten, dann stand er vom Tische auf und nahm seinen Hut. Die junge Frau schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Und wenn ich nun eifersüchtig wäre?“ fragte sie flüsternd.

„Dann, mein Engel, würde ich sagen: Du hast keinen Grund zur Eifersucht, aber ich freue mich Deiner Liebe, die nach einer zweijährigen Ehe noch dieselbe ist, wie zur Zeit des Brautstandes. Und nun Adieu, die Börse ruft!“

In dem Augenblicke, als er das Zimmer verließ, schlug die Uhr eins. Henriette trat gedankenvoll an das Fenster; sie sah ihren Mann die Straße hinabeilen. Als er verschwunden war, nahm sie Hut und Shawl, gab der Köchin Befehl, um drei Uhr das Mittagsessen bereit zu halten, und verließ unter dem Vorwande, einen Spaziergang zu machen, das Haus. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Es gibt in allen Ländern kräftige Leute, namentlich in Litthauen, in Altpreußen, in Pommern und Mecklenburg, in Norwegen und Schweden, in der Schweiz; aber sie dürfen sich im Ganzen nicht mit der Körperkraft der englischen Race messen; denn es existirt kein Land weiter, in welchem Jedermann so solide und reichliche Nahrung zu sich nimmt und dazu die Kräfte in so andauernder Arbeit zu entwickeln gewohnt ist, als in England. Man muß zu dem Ende englische Maschinen- und Eisenarbeiter oder Matrosen ins Auge gefaßt haben. Prachtexemplare des Menschengeschlechts zeigt die Londoner Leibgarde (Horse-Guards) der Königin auf. Jeder Mann stellt nicht nur einen mittelalterlichen Ritter, sondern einen Athleten dar, dessen Bein- und Armmuskeln die Muskulatur seines gewaltigen Racepferdes zu überbieten scheinen. In keinem Lande der Welt hält der Adel mit solchem Eifer und Erfolge auf Ausbildung der körperlichen Schönheit und Kraft und auf alle ritterlichen Uebungen. Die Mehrzahl der Theater haben ihren Athleten, der mit Knaben von zehn und zwölf Jahren Fangball spielt und die Production damit beginnt, daß er unter dem Beifalljubel der feinen wie der gemeinen Leute seine nackten Armmuskeln anspannt. Wie der Realismus, der körnige, compacte Verstand und Charakter mit dem Körper des Menschen zusammenhängt, kann man am Reellsten in England studiren. Wer von Paris nach London herüberkommt, dem fällt zuerst der höhere Wuchs der Engländerinnen auf; sie scheinen im Durchschnitt zwei Zoll größer als die Französinnen und in den Volksschichten auch proportionirt breit und knochig zu sein. Von den Mannsleuten versteht sich die überlegene körperliche Entwicklung von selbst. Schon im Gange, in der Miene und Haltung des Engländers, im Ton der Stimme, in seinem zungenbequemen Dialect drückt sich eine Negligence und Natürlichkeit aus, die nur aus dem stärksten Selbstgefühl und aus einer persönlichen Sicherheit hervorgehen kann. Der Engländer ist seiner körperlichen Kraft und seines Verstandes jederzeit so gewiß, daß er keinen Teufel fürchtet,

Digitized by Google

vielmehr der verzweifelten Eventualität die Spitze bietet. Zu dieser in einem gesunden Körper und Nervensystem gegründeten furchtlosen Tapferkeit, die frei von Excentricitäten und ihren Rückschlägen ist, gesellt sich eine Ausdauer und Besonnenheit, die in dem Maße bei keiner cultivirten Nation mehr angetroffen wird. Der Engländer kennt in verzweifelten Fällen, im Kriege oder im Kampfe mit den Elementen keine Extasen und Simulationen, keine fieberhaften Aufregungen: er liebt keine declamatorischen Anreden, keine überschwenglichen Phrasen und ostensibeln Parolen oder Manifeste —; aber er gehorsamt dem Gesetz, dem Gebot der Ehre und der Pflicht; er wehrt sich ohne Pathos und Phantasterei bis auf den letzten Mann. Nelson und Wellington sagten in ihren Anreden nichts weiter als: „Dort ist der Feind; England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut.“ Von einem englischen General, der seine Leute gegen die Portugiesen commandirte, erzählt man einen charakteristischen Dialog: vor dem Treffen die Frage: „Habt ihr eure Portionen Porter und Rostbeef erhalten?“ — „Ja, Herr!“ — „Nun denn, so jagt diese Lumpen von Portugiesen zum Teufel, die Pomeranzenschalen essen und dazu Wasser saufen.“ Im schärfsten Contrast zu dieser englischen Nüchternheit zeigt sich die pathetische Declamation und ostensible Emphase der Franzosen, auch wenn man nicht eben an den mit jenen englischen Anreden zusammengestellten Zuruf Napoleons denkt: „Von diesen Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf euch herab.“ Der Engländer braucht keine künstlichen Aufregungen; er ist keinlichen Eitelkeiten und Gefallsüchtigkeiten weniger zugänglich als irgend ein anderes Volk; er haßt Verstellung und liebt ungezwungene Aufrichtigkeit bis zur cynischen Rücksichtslosigkeit: aber sein Verstand zeigt dafür die facettirten Muskeln seines Körpers, ist mit seinem sittlichen Menschen, mit seinem Charakter, seinem Pflicht- und Ehrgefühl aus einem Stück. Wer die Berichte aus den jüngsten Kämpfen in Indien beherzigt, der muß geneigt sein, in jedem englischen Soldaten einen selbstbewußten Träger der englischen Nationalehre anzuerkennen. Offiziere aller Grade verrichten Heldenthaten und zeigen einen Märtyrermuth, der sich mit den Großthaten aller Völker und Zeiten messen darf.

Ein Berliner Stutzer, von einem Platzregen überrascht, bestieg, als es bereits dunkel geworden, eine Droschke. Unterwegs besann er sich, daß sein letzter Silbergroschen in der Conditorei den Weg alles Fleisches gegangen. Convulsivisch durchsuchte er alle Taschen. Alles vergeblich. Zugleich sagte ihm sein Gedächtniß, daß auch in seiner Wohnung dieselbe Ebbe. Wie nun den Droschkenmann befriedigen, der zudem zu den artigsten nicht zu gehören schien? Aber ein Berliner weiß sich zu helfen. Sein unerschöpflicher Erfindungsgeist ist um keine Mittel verlegen. Als die Droschke in Nr. so und so viel hielt und der lockere Vogel ausstieg, durchsuchte er mit Hast den Boden der Droschke. Auf die Frage des Kutschers, ob er Etwas verloren, sagte er: „Leider ja, einen Doppel-Louisd'or. Doch muß ich ihn sogleich finden, sobald ich ein Licht habe.“ Kaum aber war der Passagier durch die Hausthür verschwunden, als der biedere Kutscher aus Leibeskräften auf seinen Gaul schlug und mit möglichster Schnelle davon fuhr. Der Passagier, der unterdeß wieder herausgetreten war, rief ihm nach. Kein Hören. Die Droschke entfernte sich wie besessen. Lachend stieg der Berliner nach seiner Wohnung, während in einem entfernten Stadttheile der „ehrliche“ Rosselenker fluchend nach dem Doppel-Louisd'or suchte.

(Unschuldige Frage.) Ein Söhnlein ging mit seinem Vater bei einem Galgen vorbei. „Was ist das für eine Stellage?“ frug das Söhnchen. — Daran hängt man die armen Sünder am Halse auf, bis daß sie todt sind, erklärte der Papa. — „Die armen Sünder“, fuhr das Söhnchen fort, „wo hängt man denn die reichen Sünder hin?“

Auflösung des Räthsels in Nro. 118:
Der Obstkern.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 120. Dienstag, den 7. October **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

2.

An der Börse.

Franz Soltau befand sich seit einer halben Stunde in dem großen Saale der Börse; er hatte einige Einkäufe von Papieren gemacht, die ihm einen mäßigen Gewinn gaben. Die Zeit war für den Banquier nicht unfruchtbar vergangen. Geschäftsfreunde forderten ihn auf, sich bei einem Eisenbahnunternehmen zu betheiligen — er lehnte es ab, da eine solche Speculation den Kreis überschritt, den er sich gezogen hatte.

„Wie ängstlich Sie sind!“ rief spottend ein Agent, mit dem er oft zu schaffen hatte. „Man bietet Ihnen Gelegenheit, Ihr Vermögen in einem Monate zu verdoppeln, und Sie weisen diese Gelegenheit von der Hand. Erlassen Sie eine Einladung zur Actienzeichnung, und es kann nicht fehlen, daß die erforderliche Summe zusammengebracht wird. Der Name Soltau hat einen guten Klang an der Börse. Muthloser, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!“

„Wo ist Soltau?“ hörte man eine Stimme in dem Gedränge fragen.

Gleich darauf erschien ein junger Mann, der mit dem Banquier in gleichem Alter stand. Er nahm Soltau bei der Hand und zog ihn eilig an einen Pfeiler.

„Du, Philipps? was gibt es?“

„Hast Du ein Kapital von hunderttausend Mark disponibel?“

„Und wenn ich es hätte?“

„So könntest Du in dem Zeitraum von einigen Tagen fünfundzwanzig bis dreißigtausend Mark verdienen — vielleicht noch mehr. Du bist mein Freund, und ehe ich mich an einen Andern wende, habe ich geglaubt, Dir das Geschäft antragen zu müssen.“

Soltau bedachte sich; eine solche Summe auf eine Karte zu setzen, schien ihm zu gewagt.

„Sage mir zuvor, um was es sich handelt, Philipps.“

„Ein Bedrängter, der nicht genannt sein will, hat die Lebensversicherung eines alten Mannes zu verkaufen. Die Versicherung ist vor zwanzig Jahren bei dem englischen Globe geschehen, also bei einer soliden Gesellschaft. Der Betreffende hat sich mit hundertfünfzigtausend Mark eingekauft, und der Verkäufer fordert hunderttausend.“

„Warum wendet er sich nicht an die Gesellschaft selbst?“

„Es ist bereits geschehen; aber sie bietet zu wenig. Der Versicherte liegt schwer krank, die Aerzte geben ihm nicht acht Tage Frist mehr.“

„Warum wartet man nicht, bis der Tod erfolgt ist, wenn er in so naher Aussicht steht?“

„Weil man heute noch das Geld gebraucht. Soltau, es ist ein gutes, solides Geschäft. Hätte ich die Summe, ich würde nicht einen Augenblick anstehen —“

„Wo ist die Lebenspolice?“ fragte Soltau.

Der Agent holte das Papier hervor. Der Banquier nahm und prüfte es.

„Wie,“ rief er erstaunt, „der Versicherte ist Edmund Kolbert?“

„Und wie Du aus der Police ersiehst, ist er fünfundsechzig Jahre alt und seit zwanzig Jahren versichert.“

„Edmund Kolbert!“ murmelte der Banquier, der an den Wechsel von diesem Morgen und an Sophie Saller dachte. „Wo liegt der Mann krank?“

Digitized by Google

„In Berlin!“

Der Banquier hoffte bei dieser Gelegenheit einiges Licht in der Sache zu erhalten.

„Philipps,“ sagte er, „Du weißt, daß ich es liebe, jedes zu unternehmende Geschäft klar zu übersehen — Du bist ein redlicher Agent, selbst mein Jugendfreund; aber fühle Dich nicht gekränkt, wenn ich auf Deine Empfehlung allein nicht sofort zusage. Kennst Du Edmund Kolbert?“

„Nein!“

„Wer gab Dir das Papier, damit Du es verkaufen sollst?“

„Da man mir kein Schweigen auferlegt hat — nur der Name des Ueberbringers soll nicht genannt werden — so kann ich Dir mittheilen, was ich weiß. Diesen Morgen kam ein Mann zu mir, den ich Gründe habe, für einen englischen Offizier zu halten. Er überreichte mir einen Brief, in dem er mir von unserm gemeinschaftlichen Geschäftsfreunde Gotter in Berlin empfohlen ward. Ich bin gestern hier angekommen, sagte er; aber heute schon sehe ich mich genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Nun gab er mir diese Police zum Verkaufen. Ich ging sofort mit ihm auf das Bureau des Globe. Man forderte von ihm eine Legitimation über den rechtmäßigen Besitz des Papiers. Der Offizier zeigte eine amtlich bestätigte Urkunde vor, wonach Edmund Kolbert ihn zum Erben seiner Police ernennt. Hier ist sie.“

Der Banquier prüfte die Urkunde; es waren dieselben Schriftzüge, die er diesen Morgen schon in der Wechsel- und Rentenangelegenheit aufmerksam betrachtet hatte. Die Recognition war vor der englischen Gesandtschaft in Berlin vollzogen. Die Rechtmäßigkeit derselben war also nicht anzufechten.

„Da auch die übrigen Papiere des Fremden für richtig befunden wurden,“ fuhr Philipps fort, „so ließ man sich mit ihm auf Unterhandlungen ein. Die Gesellschaft bot neunzigtausend Mark; unser Mann aber braucht heute noch hunderttausend, und so kam der Handel nicht zu Stande. Nun entschloß ich mich, Dir das Geschäft vorzuschlagen, und suchte Dich zu diesem Behufe an der Börse auf.“

Soltau überlegte einige Augenblicke. Die Vorgänge am Morgen hatten ihm den Beweis gegeben, daß Kolbert über ein Vermögen zu verfügen habe. Philipps hätte ihm die Mittheilung gemacht, Kolbert liege in Berlin krank: hieraus ließ sich schließen, daß er auf seinen Tod gefaßt sei und daß die Angelegenheit der Rente sowohl, als die der Lebenspolice eine Sicherstellung seiner Erben bezwecke. Der englische Offizier, von dem Philipps sprach, war ohne Zweifel der Bruder oder ein Verwandter Sophie's. Der Banquier wußte, daß sein Freund, der Agent, nicht minder vorsichtig war als er selbst. Die Erscheinung des jungen Mädchens und das unbedingte Vertrauen — man hatte ihm ja eine bedeutende Summe übergeben, ohne Quittung zu verlangen — hatten in ihm einen zu tiefen Eindruck hinterlassen, als daß er die Angelegenheit ohne Weiteres abweisen konnte.

„Du hast Dich von der Richtigkeit der Papiere überzeugt, Philipps?“

„Nimm meine Bürgschaft und die des Globe, der sich auf Unterhandlungen eingelassen hat.“

„Das ist allerdings eine Bürgschaft. Kann ich den Fremden sprechen?“

„Er befindet sich dort in dem Nebenzimmer.“

„Führe mich zu ihm!“

Die beiden Freunde traten durch eine Glasthür in eins der Kabinette, welche rings den großen Börsensaal umgeben. Außer einzelnen Gruppen von Kaufleuten, die in lebhaften Unterhandlungen begriffen waren, befand sich ein Mann in dem Kabinette, der gedankenvoll an dem großen Fenster lehnte. Philipps redete ihn an und stellte ihn dem Banquier vor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Thräne.

Ein armer, aber sehr geschickter Schreiner in einer größeren Stadt am Rhein erhielt durch Empfehlung in einem bedeutenden Handlungshause eine Bestellung auf Mobilien im Betrage von 200 Thalern zur Aussteuer der Tochter des Hauses. Hoch erfreut eilte der Handwerker nach Hause und erzählte seiner Frau sein Glück.

Digitized by Google

Kaum war indessen der erste Rausch der Freude vorüber, so folgte ihm auch schon der bittere Kummer auf der Ferse nach, in der Frage, wo das Geld zu den bedeutenden Kosten hernehmen? Den reichen Kunden um Vorschuß bitten, ging ein für alle Mal nicht, wollte man ihn nicht vor den Kopf stoßen und dadurch vielleicht den ganzen Handel rückgängig machen; reiche Freunde besaß der arme Mann nicht, und so blieb keine andere Wahl übrig, als zu einem Wucherer seine Zuflucht zu nehmen, der denn auch aus Menschenliebe, nachdem er sich von der Richtigkeit der Bestellung überzeugt, gegen einen Abzug von 20 Proz. von der ganzen Summe und 20 Proz. Zinsen auf zwei Monate, das verlangte Geld vorstreckte.

Fleißig arbeitete der Tischler und binnen kurzer Zeit standen zwei Dutzend der vortrefflichsten Stühle, einige schöne Kleiderschränke u. s. w. zum Lobe des Meisters fertig da.

Reinlich in seinen Sonntagsrock gekleidet, ging der Schreinermeister neben den Tragbahren her, auf denen seine Arbeit zum Kaufmann geschafft wurde, und jedes Mal pochte ihm das Herz vor Freude, wenn irgend ein Vorübergehender das schöne Machwerk lobte.

Im Hause des Kunden angekommen, liefen alsbald alle Angehörigen desselben zusammen. Auch der Hausherr wurde gerufen, der mit der Arbeit sehr zufrieden war und dem Handwerksmann seinen Beifall zu erkennen gab.

„Er soll in Zukunft mein Tischler bleiben, denn Seine Sachen sind lobenswerth. Laß Er nur Alles behutsam niedersetzen. Gott befohlen!"

Dann ging der Kaufmann wieder auf sein Comptoir, der Meister aber nebst Gesellen nach Hause.

„Meister," sprachen diese unterwegs, „da habt Ihr einen guten Kunden erhalten. Der Mann muß außerordentlich reich sein, und mit Eurer Arbeit schien er sehr zufrieden."

„Ja, ja, Leute," sagte der Schreinermeister, „das ist wahr, ich bin auch recht erfreut darüber."

Aber auf dem Angesicht des guten Mannes war keine so große Freude zu erblicken; ein Gedanke trübte sie. Der Zahlungstermin an den Wucherer war in acht Tagen schon verflossen und der reiche Kaufmann hatte von der Bezahlung keine Silbe gesagt. Was jetzt anfangen?

Trübselig saßen, als sieben Tage von der Galgenfrist herum waren, die beiden Eheleute und berathschlagten. Aber da war guter Rath theuer. Endlich begann die Frau:

„Auf, lieber Mann, fasse ein Herz und bitte unsern Kunden um Bezahlung. Trage ihm die Sache anständig vor; er wird gewiß von Deinen vernünftigen Gründen überzeugt werden und Einsicht haben."

Und der Mann ließ sich endlich bereden.

Schwer schlug ihm das Herz, krampfhaft drückte er die Krempe seines Hutes zusammen, als er niedergeschlagen durch die Thüre des Comptoirs bereintrat und rechts und links hinter Gittern und Haufen von Büchern an hohen Pulten mehr denn ein Dutzend emsig vertiefter Schreiber gewahrte.

Schüchtern bot er ihnen einen guten Tag; keiner antwortete.

Nach einer Pause wiederholte er die Begrüßung, sich an den nächsten wendend.

Mit mißtrauischem Blicke den Meister von Kopf bis zu Fuß messend, fragte dieser:

„Was haben Sie?"

„Bitte unterthänigst, möchte gern den Herrn Principal sprechen."

„Dort unten!" war die Weisung des Commis, indem er rückwärts auf ein verschlossenes Cabinet des großen Saales deutete.

Langsam und schweren Schrittes schlich sich der Tischler durch das geräumige Gemach; es war ihm, als hätte er Blei in den Füßen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Prüfung eines gefällten Stammes, ob sich in der Mitte anbrüchiges Holz befindet.) Zu dem Ende lege man den Stamm horizontal mit jedem Ende auf eine Unterlage, worauf Jemand mit einem Hammer gegen die eine Grundfläche des Stammes schlägt, während ein Anderer das Ohr der entgegengesetzten Grundfläche nähert. Ist der Stamm von gesundem Holze, so hört Letzterer jeden Hammerschlag hell und deutlich, sollte auch der Stamm 60—80 Fuß lang sein. Wenn dagegen die Hammer-

Digitized by Google

schläge am andern Ende nicht hörbar sind oder dumpf klingen, so ist dies ein Zeichen von anbrüchigem Holz im Innern des Stammes.

Denkspruch.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Verschiedenes.

Zu den Belustigungen des Londoner Publicums gehören seit zwei Sommern die Seiltänzerkünste des Franzosen Blondin und die merkwürdigen Luftsprünge seines Landsmannes Leotard. Die guten Geschäfte, welche die beiden Künstler machten, haben manchen englischen Speculanten nicht schlafen lassen. Wirklich erstand dem Blondin ein Concurrent in Gestalt einer Engländerin, die unter dem Namen „der weibliche Blondin" bekannt ist und seit einem Jahre mehrmals auf einem Seil über die Themse ging. Am 14. August Abends producirte sie sich im Highbury-Barn-Garten auf einem Seile, das 60 oder 70 Fuß hoch über dem Boden gespannt war. Drei Mal ging sie glücklich, alle Künste Blondins nachahmend, bald in einen Sack gehüllt, bald mit dem Schiebkarren über das Seil. Bei der vierten Reise, wo ihre Balancirstange mit Feuerwerk beladen war und wo bei jedem Schritte eine Anzahl Schwärmer abgebrannt wurden, strauchelte sie, fiel, hielt sich eine Weile mit einem Beine am Tau und stürzte dann mit dem Kopfe voran zu Boden. Man glaubt, sie sei tödtlich verwundet. Die Aufregung des Publicums, das Geschrei der Weiber und Kinder läßt sich denken, doch scheint die große Masse Aufregungen gelinderer Art nicht zu würdigen.

Amerikanische Blätter berichten folgende tragische Geschichte: Celestine Drake, die eben so schöne als gebildete Tochter des reichsten Gutsbesitzers von Cleveland (Ohio), lernte bei einem Besuch in Cincinnati einen feinen Gentleman aus Philadelphia, Namens Warren, kennen und wurde mit ihm so bekannt, daß er bei dem Vater persönlich um ihre Hand anhielt und sie auch erhielt, nachdem er sich als Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens ausgewiesen. Warrens fortwährende Weigerung, zum festgesetzten Hochzeitstag einen seiner philadelphischen Verwandten einzuladen, erregte Drake's Verdacht; er reiste unter dem Vorwand eines dringenden Geschäfts in diese Stadt und erfuhr, daß der Verlobte seiner Tochter der flüchtige Kassier eines großen Bankhauses und schon früher wegen Urkundenfälschung und Betrugs verurtheilt war. Der vom Heimgekehrten zu Rede Gestellte konnte nicht leugnen und war froh, mit einer Fortweisung abzukommen. Dagegen verfiel die Braut erst in eine Krankheit und dann in Wahnsinn. Auf die Nachricht hievon nahm der einzige Sohn Drake's, der bei einem in Virginien stehenden Regiment als Lieutenant dient, für etliche Wochen Urlaub und suchte den Verderber seiner Schwester so lange, bis er ihn zu St. Louis in einem Gasthof fand. Nach wenigen Worten, die ihn von der Identität der Person überzeugten, stieß er dem Warren den Degen bis zum Griff durch den Leib. Der sich freiwillig vor Gericht Stellende wurde freigesprochen und zu seinem Regiment geschickt; die Instruction hatte nur zwei Tage gewährt. Unterwegs sein elterliches Haus aufsuchend, erfuhr er, daß seine Schwester ihre Wächter getäuscht und sich durch einen Fensterstürz getödtet hatte, und zwar am gleichen Tag und in der gleichen Stunde, in welcher Warren durch Drake's Degen fiel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 121. Donnerstag, den 9. October 1862.

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

2.

An der Börse.

Das Gesicht des Fremden, der vielleicht einige vierzig Jahre zählen konnte, war bleich, aber edel und schön. Die männlichen Züge und das große, offne Auge verriethen ein tief am Herzen nagendes Leid. Man mußte sich auf den ersten Blick eingestehen, daß dieser Mann kein Abenteurer war. Soltau glaubte einige Aehnlichkeit zwischen ihm und Sophie zu erkennen. Seine Kleidung war anständig, einfach. In dem Knopfloche seines schwarzen Oberrocks sah man das Band eines englischen Ordens. Dies und der volle braune Schnurrbart gaben ihm das Ansehen eines entlassenen Offiziers.

„Mein Freund, der Banquier Franz Soltau!“ sagte Philipps vorstellend.

Der Fremde verneigte sich.

„Meine Firma ist Ihnen vielleicht bekannt?“ fragte der Banquier, indem er den Fremden forschend ansah.

Dieser antwortete lächelnd:

„Verzeihung, mir ist die Finanzwelt so unbekannt, daß ich von Herrn Philipps zuerst Ihr Bankhaus rühmen und empfehlen hörte.“

„Es handelt sich um ein bedeutendes Geschäft, wie ich höre —“

„Eben so bedeutend als sicher und reell, wie meine Papiere ausweisen. Ich bedauere, daß mich ein Familiengeheimniß zwingt, Sie zu bitten, sich mit der Auskunft zu begnügen, die Herr Philipps und diese Papiere geben. Und was kommt im Grunde auch auf die Personen an, wenn die Papiere richtig sind?“

„Die Empfehlung Gotter's, mein Herr, reicht hin, um Sie bei uns zu accreditiren; aber ich erlaube mir die Bemerkung auszusprechen, daß Sie bei dem vorgeschlagenen Geschäfte ein Drittel der Summe einbüßen, um die es sich handelt.“

„Demnach fürchten Sie, daß man Sie durch diese Lockspeise geneigt zu machen sucht, auf eine unredliche Spekulation einzugehen?“ fragte der Fremde mit einem bittern Lächeln.

„Verzeihung, mein Herr, ein reeller Geschäftsmann legt sein Kapital nicht zu Wucherzinsen an.“

„Die Gesellschaft Globe bot neunzigtausend Mark für mein Papier — Herr Philipps ist Zeuge.“

Der Agent stimmte durch ein Zeichen bei.

„Wenn ich hunderttausend erhalte, deren ich nothwendig heute bedarf, so habe ich gut verkauft. Und ist es außerdem nicht möglich, daß Kolbert Lügen lebt, als die Aerzte vermuthen?“

„Sie haben Recht!“ murmelte der Banquier.

Soltau müßte nicht Banquier gewesen sein, wenn ihn die Aussicht auf einen Gewinn von fünfzigtausend Mark nicht reizen sollte. Alle Umstände vereinigten sich, um ihn zu Gunsten des Fremden zu stimmen. Daß Kolbert, der Sophien eine Rente gesichert, derselbe war, dessen Lebenspolice ihm angetragen ward, ergab sich aus der Unterschrift. Im Falle eines Betrugs, der übrigens nicht wahrscheinlich war, hatte er Mittel in Händen, sich schadlos zu halten. Er beschloß, Kolbert's Police mit Kolbert's Gelde zu kaufen und das Weitere abzuwarten.

„Mein Herr, ich werde die Summe zahlen, begleiten Sie mich in mein Comptoir.“ Die drei Männer verließen die Börse, nahmen

einen Fiaker und fuhren nach Soltau's Wohnung. In dem Nachbarhause hatte die Gesellschaft Globe ihr Comptoir. Soltau entfernte sich unter einem Vorwande und präsentirte dem Dirigenten der Lebensversicherungsbank die Police; sie ward als vollkommen gut und richtig befunden.

„Wir sind verpflichtet, die Versicherungssumme zu zahlen, sobald der beglaubigte Todtenschein eingereicht wird," sagte der Dirigent. „Die Versicherung ist in London vorschriftsmäßig geschehen. Weitere Auskunft kann ich Ihnen über den Versicherten nicht geben, ohne zuvor in London angefragt zu haben."

„Läuft nun Gefahr beim Ankaufe dieses Papiers?"

„Wenn Kolbert eines natürlichen oder ohne sein Verschulden bewirkten Todes stirbt — nein! Man hat uns diesen Morgen das Papier angeboten, und wir würden es genommen haben, wenn dem Verkäufer die Summe genügt hätte, die wir nach der Vorschrift zu zahlen ermächtigt sind."

Die letzten Bedenken des Banquiers waren beseitigt; er kehrte in sein Comptoir zurück und schloß das Geschäft ab.

„Sehen wir uns wieder?" fragte er den Fremden beim Abschiede.

„Habe ich Ihnen in drei bis vier Tagen einen Besuch nicht abgestattet, so werde ich auf das Vergnügen verzichten müssen, Sie noch ein Mal zu sehen. Von Herrn Gotter in Berlin erhalten Sie Nachricht über den Ausgang der Krankheit unsers Versicherten."

Um vier Uhr ging Soltau zu Tische. Henriette, die längst zurückgekehrt war, empfing ihn mit der Zärtlichkeit und Unbefangenheit, die er an ihr gewohnt war. Die beiden Gatten speisten allein. Der Banquier erzählte der jungen Frau von dem an der Börse abgeschlossenen Geschäfte.

„Ich höre heute von Dir zum zweiten Male den Namen Kolbert," sagte Henriette; „ist der, dessen Police Du gekauft hast, derselbe, der dem jungen Mädchen die Rente angewiesen?"

„Ohne allen Zweifel. Ich habe mehr als einen Grund dafür."

Der Banquier legte seine Gründe dar und schloß mit der Bemerkung:

„Kolbert liegt sehr krank, wie mir der Fremde sagte; wünsche ich nun auch seinen Tod nicht, so kann mir doch Niemand den Wunsch verargen, sobald als möglich Gewißheit in der Sache zu erhalten. Morgen reise ich nach Berlin. Ich will den Kranken sehen und sprechen. Du erschrickst, mein Kind?"

„Franz, ich kann den Gedanken nicht fassen, daß Du auf ein Menschenleben spekulirst!" flüsterte erbleichend die junge Frau. „Der Kranke ist jedenfalls ein Mann von Stande, da er über so bedeutende Summen verfügt — welchen Eindruck wird der Besuch des Banquiers auf ihn ausüben, der seine Lebenspolice gekauft hat! Du hast den Handel einmal abgeschlossen, warte nun ruhig den Verlauf der Dinge ab."

„Man wird einen schicklichen Vorwand zu diesem Besuche zu finden wissen," antwortete der Banquier. „Hätte ich mit meinem eigenen Gelde spekulirt, ich würde Deinen Rath befolgen."

„Wessen Geld hast Du angelegt?" fragte die überraschte Henriette.

„Das Geld Sophie Stiller's!"

Franz bemerkte die Veränderung nicht, die in den Zügen seiner Gattin vorging. Ein unbefangener Beobachter würde der Ansicht gewesen sein, Henriette empfände eine innige Freude über diese Mittheilung; aber eine Freude, die sie ihrem Gatten zu verbergen suchte.

„In diesem Falle würde das junge Mädchen auch den Gewinn erhalten; nicht wahr, mein Freund?" fragte sie.

„Nachdem ich Disconto und Spesen abgezogen — allerdings!" rief Franz. „Sophie ist mir völlig unbekannt; aber man hat mir ihr Vermögen auf eine Weise anvertraut, die, wenn sie auch ein wenig räthselhaft ist, meinem Stolze als Geschäftsmann im höchsten Grade schmeichelu muß. Ich unternehme nur Schritte zur Sicherheit meiner Mündel, und dafür kann und muß ich das junge Mädchen halten."

„Brav, Franz, das habe ich von Dir erwartet!" sagte die reizende Henriette, indem sie dem Gatten die Hand reichte. „Du bist Banquier, aber ein Banquier, der für mehr als für Zahlen Sinn und Gefühl hat. Du

Digitized by Google

beschuldigtest mich diesen Morgen der Eifersucht — fast möchte ich in Deiner Fürsorge für das junge, schöne Mädchen einen Grund dazu erblicken, um so mehr, da ich Dich täglich inniger lieben muß."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Thräne.

(Schluß.)

Da saß der reiche Kaufmann, die Stirne nachdenkend in Falten gelegt und auf die Hand gestützt; in der rechten hielt er eine Feder, mit der er eben ein wichtiges Handelsproject zu Papier bringen wollte, als der Schreinermeister, den die Verlegenheit halb blind gemacht hatte, an die offene Thüre des Gitters rannte und den Tiefsinnigen aus seinen Gedanken aufschreckte.

Barsch fuhr er auf: „Was will Er?"

Doch an eine Antwort war nicht zu denken. Alle zum Voraus überlegten, auswendig gelernten und zehn Mal vorher wiederholten, von seiner klugen Ehehälfte ihm eingeprägten schönen Worte und Reden waren dahin; er war buchstäblich, wenn auch nicht gerade mit der Thüre in's Haus, doch was noch schlimmer war, dem Hausherrn beinahe auf die Nase gefallen. Wie versteinert stand er da.

„Nun, was will Er denn," fragte der rasche Kaufmann, der den Handwerksmann nicht wieder erkannte.

„Verzeihen Sie, ich wa — ich bin — ich komme — der Mann, der die große Ehre hatte, jüngst für Sie einige Möbel zu verfertigen."

„So, so, und? — Ach, Er will nachfragen, ob nichts Neues zu machen sei? Nein, Er braucht sich auch nicht wieder zu bemühen, ich werde zu Ihm schicken, wenn ich Seiner wieder benöthigt bin. Vielleicht bald. Adieu!" Und damit neigte sich Haupt und Hand wieder zum Papier.

„Ach Gott!" fing jetzt der niedergeschmetterte Schreinermeister bittend an, „möge mir der Herr nur nicht böse werden, aber ich möchte Sie nur ersuchen, möchte Sie um die Güte bitten, mir den Betrag des Gelieferten gefälligst auszahlen zu lassen; ich habe kein Kapital und —"

Verdrießlich stand der Kaufmann auf.

„Ich bezahle nur halbjährlich; auf solche Kleinigkeiten können wir uns nicht einlassen, das macht uns zu viele Umstände."

„Herr Kassier," wandte er sich an einen jungen Mann, „zahlen Sie dem Schreinermeister R. seine Rechnung."

„Aber," fuhr er gegen den Schreiner gewendet fort, „das ist ein Mal gewesen; Er muß keine Arbeit annehmen, wenn Er nicht anständig creditiren kann; ich muß mich deßhalb in Zukunft an einen Andern wenden."

Stumm nahm der arme Mann das Geld in Empfang, und als er an den Pult des Kaufmannes trat, um den Empfang zu bescheinigen, floß, erpreßt von dem Gedanken: du darfst in Zukunft eine solche Arbeit nicht mehr annehmen, denn deine Armuth verschließt dir jede Hoffnung dazu — eine Thräne über seine Wange.

Der Kaufmann bemerkte sie. Stumm verneigte sich der unglückliche Handwerksmann und ging. Kaum hatte er aber die Hälfte des Zimmers durchschritten, als ihn der Kaufmann zurückrief.

„Höre Er einmal, Meister, von den Stühlen kann Er mir noch ein Dutzend liefern, desgleichen noch einen Kleiderschrank und zwei Pfeilertischchen; auch werde ich nächste Woche noch Mehreres zu bestellen haben. Doch damit Er mir in Zukunft nicht alle Augenblicke beschwerlich falle und weil Er mir kein halbes Jahr Credit schenken kann, so will ich Ihm creditiren. Zahlen Sie dem Manne noch 500 Thaler aus, Herr Kassirer," wandte er sich an diesen und blickte wieder auf das Papier.

Sprachlos vor Erstaunen stand der Schreiner, im Innersten erschüttert, da; seine tiefgefühlte Dankbarkeit konnte keine Worte finden. Endlich ging er auf den Kaufmann zu, ergriff dessen Hand und drückte sie heftig gegen seine Lippen.

„Dank," stammelte er, „tausend Dank, bester Herr!"

„Laß Er das, lieber Freund, wenn Er, woran ich nicht zweifle, ein ehrlicher Mann ist, so bedarf es des Dankes nicht. Doch mache Er hier kein Aufsehen, solche Scenen gehören nicht auf das Comptoir, wo kein Platz für die Ergüsse des Herzens ist. Ich

Digitized by Google

komme dieser Tage an Ihm vorbei und will alsdann einmal selbst nach Seiner Wirthschaft sehen. Adieu."

Ueberglücklich kehrte er nach seinem Hause zurück, fleißig arbeitete er fort, und durch seines angesehenen Kunden Hülfe war er bald ein angesehener Mann.

Der reiche Kaufmann aber fühlte an jenem Morgen eine ganz sonderbare Regung in seinem Herzen. Er hat seit dieser Zeit mehr als eine Thräne getrocknet.

Lesefrüchte.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windeswehen
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Bienenstiche.) Als ein sicheres Mittel, den Schmerz der Bienenstiche sofort zu mildern, empfiehlt nach vieljährigen Erfahrungen Rectoriz in Horka in Ungarn Anfeuchten der gestochenen Stelle mit Speichel, und Einreiben derselben mit feingestoßenem Kochsalz. Auch Ammomak (sogenannter Hirschhorngeist) ist bekanntlich ein erprobtes Mittel, doch hat man es seltener zur Hand, Kochsalz dagegen ist überall sofort zu haben.

Verschiedenes.

(Halt' den Dieb!) Wenn man in seinem Zimmer einen Dieb antrifft, pflegt man Lärm zu machen. Das ist aber in vielen Fällen sehr unpraktisch. Empfehlenswerther ist das Verfahren von Mlle. Emeline C., Damenschneiderin in Paris. Dieselbe fand, heimkehrend, in der Thüre ihres Zimmers einen Schlüssel stecken, der nicht der ihrige war, da sie diesen in der Hand hatte. Rasch entschlossen klopfte sie an und öffnete die Thür. Eingetreten erblickte sie einen Kerl, der Allerlei einzupacken beschäftigt war. „Um Vergebung", sagte sie, „ist Mlle. Emeline C. nicht zu Hause?" — „Nein!" antwortete der Dieb, „meine Nichte ist ausgegangen; in einer Stunde werden Sie sie treffen." Die Schneiderin empfahl sich und stieg leise die Treppen hinab, kehrte aber bald in Begleitung eines Polizei-Sergeanten zurück, der den angeblichen Oheim von Mlle. Emeline packte und forttransportirte.

Als Kaiser Napoleon auf seiner letzten Reise in der Auvergne in eine kleine Stadt dieses Landes kam, wo vortrefflicher Wein wächst, richtete der Maire folgende Rede an den Monarchen: „Sire, ich überreiche Eurer Majestät nicht die Schlüssel der Stadt, es sind keine da; ich überreiche Ihnen auch nicht die Schlüssel zu unseren Herzen, Sie besitzen dieselben schon; ich überreiche Ihnen aber die Schlüssel zu unseren Kellern, in der Hoffnung, Euere Majestät werden geruhen sie zu schätzen." Diese Ansprache war mit einer dargereichten Flasche und einer silbernen Tasse begleitet. Der Kaiser lächelte, ließ die Flasche an den Ort bringen, wo er sein Frühstück einnehmen sollte, und versprach, sich für seinen Tisch von demselben Weine kommen zu lassen.

Ein amerikanischer Correspondent erzählt folgenden gelungenen Yankeestreich: In sämmtlichen Neuyorker Blättern hatte ein gewisser Fitch vor Kurzem angezeigt, gegen Einsendung eines Dollars wolle er Jedermann ein untrügliches Mittel, der Conscription zu entgehen, an die Hand geben. Binnen einer Woche hatte er sechshundert Anfragen sammt ebenso vielen Dollaren empfangen, und das Mittel, das er ihnen an die Hand gab, bestand einfach in dem Rath, sich freiwillig zu stellen. Dagegen konnten allerdings auch die Behörden nichts einzuwenden haben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 122. Samstag, den 11. October **1862.**

Herbst.

Die Blätter fallen leise
Vom Stock, ganz gelb und fahl,
Es kommt auf eig'ne Weise
Der Herbst in's Land zumal!

Wie bang sieht dir entgegen
Manch' krankes Menschenkind,
Hat Angst, du möchtest fegen
Gleich Laub es in den Wind.

Laß ein Mal noch die Hoffnung
Dem müden, kranken Herz!
O milder Herbst, üb' Schonung
Und lind're seinen Schmerz!

Erstarke durch die Trauben
Die matte kranke Brust!
Dann kann der Tod nicht rauben
Dies Leben, unsere Lust!

Wie harrt der Winzer freudig
Auf dich, o reicher Herbst!
Nicht wird er 's Schaffen leidig,
Bis du die Blätter färbst!

Sein Mühen all, sein Ringen,
Du trauter Herbst, galt dir!
Wirst du nun auch ihm bringen
Den schönsten Lohn dafür?

Der Trauben so recht viele,
Recht süß und auch recht fein?
Damit er wahrhaft fühle:
„Gesegnet sei der Wein!"

Nun geht es an ein Wogen,
Ein Treiben sondergleich —
Der Arme hat gelogen,
Auch er ist heute reich.

Wie schallen froh zum Himmel
Die Jubellieder laut!
Und dankend, trotz Getümmel,
Manch' Aug' nach Oben schaut.

O Herbst, so reich und labend
Gibst du uns Obst und Wein!
Wird auch mein Lebensabend
So reich an Früchten sein?

Du guter Gott dort droben,
Schenk' viele Herbste mir,
Daß ich noch oft kann loben
Des Jahres beste Zier!

Deidesheim, den 3. October 1862. ...a

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

2.

An der Börse.

Soltau drückte die Gattin an seine Brust. „Henriette," sagte er scherzend, „Deine Eifersucht könnte mich von dem guten Werke abhalten, das zu verrichten ich mir vorgenommen habe! Ich müßte wahrlich einen zu hohen Preis für das Bewußtsein zahlen, der gewissenhafte Vormund eines jungen Mädchens gewesen zu sein."

„Nein, Franz, mein Vertrauen zu Dir steht so fest, daß das häßliche Gefühl, von dem wir sprechen, nicht aufkommen kann. Ich würde mich als Deine Gattin selbst herabsetzen, wollte ich dem Gedanken an Deine Untreue Raum geben!"

„Brav, Henriette, rufe auch ich Dir zu. So will ich mein Weib, so soll sie denken und reden! Und dasselbe Vertrauen hege ich

Digitized by Google

zu Dir. Du bist mein Stolz, mein Glück, meine Ehre! Strebe ich nach einer bedeutenden Stellung im Leben, wünsche ich, daß meine junge Firma den ersten unsers Platzes zur Seite gestellt werde, so geschieht es, weil ich Dich geehrt und geachtet wissen will. Es ist nun einmal so in der Welt: der Mammon bestimmt die Stellung, er schafft Achtung, Vertrauen und Ehre!"

Eine innige Umarmung folgte dieser Herzensergießung.

„Ich komme auf Deine Mündel zurück," begann Henriette wieder. „Was geschieht, wenn wider Erwarten ihr Kapital verloren gehen sollte?"

„Dann würde ich es Dir überlassen, für sie zu sorgen. Dieser Befürchtung will ich übrigens nicht Raum geben. Lebt Kolbert auch noch zehn Jahre, bleibt ihr Kapital dennoch gut angelegt."

In diesem Augenblicke trat der alte Cassirer Lorenz ein.

„Was bringen Sie, Freund?" rief ihm der Banquier entgegen.

„So eben geht eine telegraphische Depesche von Berlin ein — hier ist sie! Ich habe in Ihrem Namen den Empfang quittirt," fügte Lorenz hinzu, während Soltan den Brief erbrach und eifrig zu lesen begann.

„Edmund Kolbert ist todt!" rief überrascht der Banquier. „Diesen Mittag zwei Uhr ist er gestorben; die nächste Post wird mir seinen Todtenschein bringen."

Henriette zuckte zusammen; mühsam erhielt sie ihre Fassung. Dann fragte sie flüsternd: „Wer sendet die Depesche?"

„Sie ist ohne Unterschrift."

„Seltsam!" hauchte die junge Frau vor sich hin. Dann trocknete sie verstohlen eine Thräne, die ihrem schönen Auge entschlüpfte.

„Sind die Briefe von der Post geholt, Lorenz?"

„Ja, Herr Soltan."

„Ich folge Ihnen in das Comptoir. Adieu, Henriette — diesen Abend besuchen wir das Theater!"

Der aufgeregte Banquier küßte seine Frau und verließ mit dem Cassirer das Zimmer.

„Mein Gott," rief Henriette, indem sie den Blick zum Himmel wandte, „gib mir bald Gewißheit!"

Abends besuchten die beiden Gatten das Theater. Gegen zwölf Uhr gingen sie schlafen, nachdem sie sich zärtlich eine gute Nacht gewünscht. Der Banquier dachte noch eine Zeit lang darüber nach, warum die anonyme Depesche gerade an ihn gerichtet gewesen, da man doch in Berlin nicht wissen konnte, daß er die Police angekauft habe. Der Tod des Versicherten war um dieselbe Zeit erfolgt, in der er mit dem Unbenannten verhandelte. Die Zweifel, die sich in ihm regten, wurden am folgenden Tage verscheucht: mit der Abendpost sandte Gotter den Todtenschein des englischen Fregatten-Capitains Edmund Kolbert. Der Schein war amtlich bestätigt. Gotter schrieb, daß er im Auftrage des Verstorbenen handle, mit dem er kurze Zeit befreundet gewesen sei. Sonst enthielt der Brief keine Andeutungen über den Verstorbenen.

Unter Vorzeigung der Papiere trug Soltan auf Auszahlung der Versicherungssumme an. Vier Wochen später traf die Anweisung von London ein, und der Banquier erhielt hundertfünfzigtausend Mark ausgezahlt. Der Fremde, der die Police verkauft, war verschwunden. Der Banquier erwartete mit Ungeduld den fünfzehnten September — es war der Tag, an dem Sophie Saller ihre vierteljährliche Rente in Empfang zu nehmen hatte.

3.

Henriette.

Franz Soltan hatte vor seiner Verheirathung sechs Jahre in dem Comptoir eines reichen Wechselagenten gearbeitet. Der junge Mann besaß kein Vermögen, er war elternlos und hatte weiter keine Hülfsquelle, als den spärlichen Ertrag seiner Arbeit. Das Unglück ist der beste Lehrmeister, pflegt man zu sagen; Franz hatte von ihm gelernt, die Welt richtig aufzufassen und sich nach dieser Auffassung seine Bahn zu brechen. Den goldenen Spruch „Zeit ist Geld" hatte er zum Principe erhoben; er arbeitete, mied die Vergnügungen, denen seine wenigen Bekannten nacheilten, und fügte sich ruhig dem Laufe der Dinge. Der junge Commis hatte ein schönes, empfehlendes Aeußere, und seine Bescheidenheit machte ihn nicht nur beliebt, sie

Digitized by Google

flößte auch denen, die ihn kennen lernten, eine Art von Achtung ein.

Als sein Vater, ein armer Professionist, starb, stand Franz allein in der Welt; er hatte keine Geschwister, keine Verwandte mehr. Sein Chef, der Wechselagent, zeichnete den thätigen Commis aus, er zog ihn zu den größern Gesellschaften und Festen, die in seinem Hause stattfanden. Bei diesen Gelegenheiten lernte er die Welt kennen, ohne sich ihr anzuschließen. Franz arbeitete den ganzen Tag; seine Mußestunden verwandte er zur Erlangung nützlicher Kenntnisse.

Der Wechselagent feierte seine silberne Hochzeit. Zu dieser Festlichkeit war eine große Gesellschaft, und auch unser Commis geladen. Hier sah er ein reizend schönes Mädchen. Die armen Menschen, die ungeliebt und unter stetem Arbeiten ihre Jugend verleben, sind besonders empfänglich für die verheerende Leidenschaft der Liebe, sie bemächtigt sich gewaltsam ihrer verlassenen, ungekannten Herzen. Alle ihre Kräfte und Neigungen vereinigen sich in dem Wesen, das sie fesselt. Aber wie selten bringen sie Eindrücke hervor, wie selten werden sie erhört! Getäuscht, verrathen oder mißverstanden, ist es ihnen fast nie vergönnt, die süßen Früchte einer solchen Liebe zu genießen — sie bleibt ihnen eine vom Himmel gefallene Blume.

Franz hatte das Glück, eine Ausnahme von dieser traurigen Regel zu machen; er liebte Henrietten mit grenzenloser Leidenschaft, und Henriette erwiederte diese Liebe. Wie Bruder und Schwester schlossen sie sich einander an, wie zwei Kinder, die man bewundert, wenn sie sich Bahn durch eine Menge brechen.

Henriette war ohne Herkunft und ihr Vermögen gering. Franz jauchzte vor Glück, als er dieses Unglück erfuhr. Wäre Henriette die Tochter einer reichen Familie gewesen, so hätte der glühend liebende Commis verzweifeln müssen — aber die Geliebte war arm, und er heirathete sie.

Von diesem Augenblicke an schüttete Fortuna ihr Füllhorn über den armen Commis aus. Henriette hatte unter der Obhut einer Tante gelebt; diese Tante aber gab sich als die Mutter zu erkennen, als Franz um die Hand seiner Geliebten warb. Die Enthüllung dieses Geheimnisses beeinträchtigte seine Liebe nicht im Mindesten — er führte seine Braut zum Altare.

Die jungen Eheleute wohnten bei der Mutter. Eines Abends — es mochten vier Wochen seit der Hochzeit verflossen sein — sagte die Mutter zu dem Schwiegersohne:

„Machen Sie sich selbstständig, Franz; als Commis sind Sie zu lange von Ihrer jungen Frau getrennt. Es macht mir Kummer, daß die schönste Zeit Ihrer Ehe auf diese Weise verfließt."

„Selbstständig?" fragte Franz mit einem schmerzlichen Lächeln. „Wie verstehen Sie das, Mutter?"

„Sie gründen ein eigenes Bankgeschäft."

„Mein Vermögen besteht aus sechstausend Mark."

„Genügen fünfmalhunderttausend Mark, nun einen soliden Grund zu legen?" fragte lächelnd die Mutter.

„Ich habe den Muth, mit dieser Summe anzufangen."

„So fange an, Franz!" sagte Henriette, indem sie ihm ein Portefeuille überreichte.

Als der erstaunte junge Mann den Inhalt des Portefeuilles prüfte, fand er Papiere darin vor, die ihm einen Credit von fünfmalhunderttausend Mark bei der städtischen Bank eröffneten.

Sprachlos sah Franz seine Schwiegermutter an.

„Nehmen Sie nur die Aussteuer Henriette's," sagte lächelnd die alte Dame. „Ich habe lange um das Vermögen meines Kindes processirt — Sie sehen, mein Proceß ist gewonnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Sie muß in's Bad.

Ein Gespräch zwischen Frau Smith und Frau Jones.

„Heilige Agathe! Bist Du wirklich den ganzen Sommer nicht aus der Stadt gekommen?"

„Nein. Jones erklärte mir, er könne es nicht erschwingen."

„Du gute, unschuldige Abigail! Jones

Digitized by Google

raucht doch täglich sein Dutzend Cigarren, nicht wahr?"

„Ja."

„Gut; er macht auch jeden Morgen seinen Spazierritt?"

„Allerdings."

„Nun, er wird auch Billard spielen, sein Glas Wein trinken und mitmachen, was sonst in der Stadt getrieben wird, nicht wahr?"

„Freilich."

„Gut denn; rechne das einmal zusammen! Smith erklärte mir auch, er könne die Kosten eines Ausfluges nicht aufbringen. Ich verlor kein Wort darüber, verließ ihn mit so süßem Lächeln, als denke ich nicht weiter daran, begab mich ruhig auf mein Zimmer und schrieb unserem Hausarzt, diesem Juwel von einem Doktor, ein Paar Zeilen, worin ich ihm mittheilte, daß ich für heftig erkrankt gelten wolle, sobald Smith zum Essen nach Haus komme, und mich vermuthlich nicht eher erholen werde, als auf einem Ausflug nach Maratoga oder an den Niagara oder sonst einem dieser traulichen Plätzchen. Gut, unser Doktor ist pfiffig, wie Einer, und als Smith nach ihm schickte, kam er und fand mich im vorherbeschriebenen Zustande von Erschöpfung unter den Händen meiner Zofe Lippy. Er fühlte mir den Puls, sah gar weise und orakelmäßig drein und erklärte, mir thue schleunige Luftveränderung Noth. Natürlich wehrte ich mich dagegen und klagte, daß ich Bewegung nicht ertragen könne, mich zu schwach fühle und dergleichen mehr.

Der Doktor sagte aber, wenn ich nicht nachgebe, so könne er nicht für die Folgen stehen, und schließlich gab ich denn auch, versteht sich, nur Smith zu Gefallen, nach.

Nichts geht über Diplomatenkünste und nur die Zügel nicht geschont, meine Liebe, wenn Du Deinen Jones in eine andere Richtung bringen willst. Die Männer sind immer etwas widerspenstig. Darin liegt's. Ohne diesen Fehler wären sie wahre Juwelen!"

Landwirthschaftliches.

Ein ganz gutes Mittel, Läuse bei Thieren zu vertreiben, besteht darin, daß man in ½ Maas Wasser 1 Scrupel Aloensaft auflöst und diese Auflösung auf das Fell der Thiere einreibt.

Verschiedenes.

Als Dr. Gall in Braunschweig seine Vorlesungen über die Schädellehre hielt, war der Herzog fast stets sein Zuhörer. Als der Herzog einst in einer dieser Vorlesungen einen Schädel nach dem andern in die Hände nahm, fiel ihm einer derselben wegen seines außerordentlichen Organes des Raufsinnes besonders auf. „Ew. Durchlaucht ahnen nicht, welchen Trotzkopf Sie da in der Hand haben," sagte Gall; „und doch haben Sie ihn recht gut gekannt." Der Herzog stutzte. „Es ist der Schädel eines Mannes, der Ihnen einst am Rhein viel zu schaffen gemacht hat. Es ist der Schädel des Generals Wurmser." „Alter Bekannter!" rief der Herzog traurig aus. „Hätte ich dich doch bei Weißenburg so ruhig und gehorsam gefunden wie jetzt!"

„Wenn die gute Laune mich manchmal verläßt," sagte eine geistreiche Frau, „bilde ich mir ein, daß die göttliche Vorsicht sie braucht, um irgend einen Unglücklichen zu trösten."

Räthsel.

Uns durchströmet des Sonnenlichts Glanz von außen und innen,
Aber der Regen benetzt eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord ins Gesicht, so schwitzt uns am meisten der Rücken;
Starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
So verscheiden wir froh, nicht ohne Schwanengesang.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 123. Dienstag, den 14. October 1862.

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

3.

Henriette.

Franz kaufte das alte Haus in der W.-straße, das damals gerade ausgeboten wurde, erwarb sich das Bürgerrecht und eröffnete sein Comptoir. Nach Abschluß der ersten Jahresrechnung ergab sich, daß er fünfzehn Procent Gewinn aus dem Umsatze seiner Capitalien gezogen hatte. Das zweite Jahr wäre ergiebiger ausgefallen, wenn der Banquier mit dem Vermögen seiner Frau nicht zu vorsichtig speculirt hätte. Das dritte Jahr aber versprach eine reiche Ernte: der Leser weiß, wie es begonnen hat. Wäre Henriettes Mutter nicht seit länger als einem Jahre todt gewesen, er würde die beiden Geschäfte, die man ihm gewissermaßen aufgedrungen hatte, ihrem Einflusse zugeschrieben haben. Franz war eitel genug zu glauben, seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit allein bewirkten die Ausdehnung seines Geschäfts.

Henriette war eine vollendete Schönheit von dreiundzwanzig Jahren, und hatte sie ihrem Gatten auch noch kein Kind geschenkt, so war ihre gegenseitige Liebe doch dieselbe geblieben — eine fast dreijährige Ehe hatte sie nicht abzukühlen vermocht.

Der erste große Gewinn hatte den jungen Banquier zu kühnen Unternehmungen angestachelt; sein Ehrgeiz gab den Einflüsterungen der Speculanten Gehör, und er betheiligte sich bei einer Eisenbahnlinie, die man in dem benachbarten Fürstenthume errichten wollte. Da von ihm die Aufforderung zu Actienzeichnungen ausgegangen war, ernannte man ihn zum Mitgliede des Comité's und zum Cassirer. Sein Credit wuchs mit jedem Tage, und von allen Seiten deponirte man Gelder in seinem Bankhause. Der Agent Philipps arbeitete nur für ihn, man drängte sich, mit ihm in Verbindung zu treten, und jede Speculation glückte. Bald ward Franz Soltau ein Fürst an der Börse.

Die geheimnißvolle Geschichte mit Edmund Kolbert und Sophie Saller schien im Drange des Treibens vergessen zu sein. Da sagte Henriette eines Morgens zu ihrem Gatten:

„Franz, heute ist der fünfzehnte September."

„Ich weiß es; ist er Dir besonders merkwürdig?"

„Sophie Saller muß heute kommen."

„Ganz recht; das Vierteljahr ist zu Ende. Ich hatte das arme Mädchen vergessen."

„Arm, sagst Du? Ich sollte meinen, eine Rente von viertausend Mark jährlich schütze vor Armuth, auch wenn wir den Gewinn nicht in Betracht ziehen wollen, den ihr Kapital gebracht hat."

„Sei ohne Sorge, liebe Frau; ich werde meiner Mündel den Gewinn zu Gute schreiben."

„Hoffentlich werden wir heute etwas Näheres über die geheimnißvolle Schöne erfahren?"

Soltau versprach, sich darum zu bemühen, und ging in sein Comptoir. Er trat zu dem jungen Commis, der bereits emsig arbeitete.

„Herr Lambert, erinnern Sie sich des jungen Mädchens, das Sie vor drei Monaten mir anmeldeten?"

Der Commis erröthete; er begriff die Absicht seines Chefs nicht.

„Ja, Herr Soltan. Ich notirte an demselben Tage eine Zahlung von tausend Mark an Sophie Saller."

Digitized by Google

„Sophie Saller wird heute wahrscheinlich wiederkommen. Bereiten Sie sich vor, ihr zu folgen, wenn ich Ihnen einen Wink gebe. Es liegt mir daran, etwas Näheres über das junge Mädchen zu erfahren, dessen Vermögen man in meiner Bank deponirt hat. Sie sind gewandt genug, um unbemerkt diesen Zweck zu erreichen."

Lambert verneigte sich, als Zeichen, daß er gehorchen wolle. Von diesem Augenblicke an zitterte die Feder in der Hand des jungen Mannes, und so oft die Thür sich öffnete, zuckte er heftig zusammen. Der Auftrag seines Prinzipals hatte ihn in eine fieberhafte Spannung versetzt. Um elf Uhr endlich erschien die so sehnlich Erwartete: sie trug dasselbe Kleid noch, dasselbe schwarze Mäntelchen, denselben Hut von grüner Seide, Schüchtern, wie das erste Mal, trat sie auch heute ein.

„Kann ich Herrn Soltan sprechen?" fragte sie flüsternd.

Lambert verlor fast die Fassung; Sophie schien in dem Vierteljahre, daß er sie nicht gesehen hatte, noch schöner geworden zu sein. Wie bestürzt senkte sie die Augen, als sie sah, daß der junge Mann sie anstarrte.

„Herr Soltan ist in seinem Kabinet!" stammelte endlich der Commis.

Und zugleich öffnete er ehrfurchtsvoll die Glasthür. Sophie dankte durch eine graziöse Verneigung und trat in das Kabinet. Der Banquier empfing sie artig und mit einem sichtlichen Wohlwollen.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein Saller, und schreiben Sie die Quittung über Ihre Rente. Lorenz", rief er durch die Thür, „bringen Sie tausend Mark in Golde!"

„Die Quittung, mein Herr, ist bereits geschrieben!" antwortete Sophie mit bewegter Stimme. „Ich erlaube mir, sie Ihnen zu überreichen."

Der Banquier nahm das Papier.

„Es scheint Ihnen daran zu liegen," sagte er lächelnd, „Ihren Besuch bei mir so viel als möglich abzukürzen; ich bedauere, daß es mir nicht erlaubt ist, mehr für Sie zu thun, als Ihr Vermögen auf die übliche Weise zu verzinsen. Die liebenswürdige Clientin würde wohlthun, mir eine ausgedehntere Vollmacht zu geben oder zu erwirken."

„Mir genügt die Summe, die ich von Ihnen erhalte, mein Herr! Die Verwendung des Kapitals bleibt Ihnen überlassen."

„Wenn ich nun im Stande wäre, durch geschickte Speculation Ihre jährliche Revenüe zu verdoppeln?"

„So wünsche ich nur meine bedungene Rente annehmen und darüber quittiren."

Der Kassirer trat ein und brachte das Geld. Soltan zählte es, wie das erste Mal, selbst auf den Tisch. Sophie steckte die Goldstücke in ihre Plüschtasche, dankte und wollte sich entfernen.

„Fräulein Saller, ich bitte um eine kurze Unterredung! Als Sie das erste Mal mich besuchten, sprachen Sie mir Ihr unbedingtes Vertrauen aus — wie kommt es, daß Sie mich des Vergnügens berauben, Sie näher kennen zu lernen?"

„Erblicken Sie darin kein Mißtrauen, Herr Soltau; eben weil wir Ihnen vertrauen, hegen wir die Zuversicht, daß Sie ein Familiengeheimniß ehren werden. Und außerdem würde ich Ihnen auch nicht sagen können, was ich selbst nicht weiß. Ihrer Güte verdanke ich die Vermittelung der Rente, die mich vor Entbehrung schützt — ich bin eine Waise und stehe allein in der Welt."

„Um so mehr Grund, daß Sie sich einer Familie anschließen, die den lebhaftesten Antheil an Ihrem Geschicke nimmt. Im Namen meiner Gattin lade ich Sie ein, mein Haus so oft zu besuchen, als Sie das Bedürfniß nach Gesellschaft fühlen. Ohne Ihr Familiengeheimniß preiszugeben, können Sie uns das Vergnügen gewähren, Sie in unserer Nähe zu sehen."

Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich des jungen Mädchens.

„Mein Herr," antwortete sie mit bebender Stimme, „das Schicksal hat mich für jetzt noch zur Einsamkeit verurtheilt; aber sobald es mir gestattet ist, den Kreis meiner Existenz auszudehnen, werde ich nicht verfehlen, Ihrer Einladung nachzukommen."

Sie verneigte sich tief und verließ das Kabinet. Der Banquier begleitete sie bis zur Thür. Hier gab er dem Commis einen Wink — kaum hatte Sophie das Haus verlassen, so trat auch Lambert auf die Straße; er folgte dem Mädchen, das

Digitized by Google

eine glühende Leidenschaft in ihm erweckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesnarrheiten.

In Paris circuliren folgende Geschichten: Vor Kurzem starb ein Mann in seinen besten Jahren, wohlhabend, geachtet, in jeder Beziehung der besten Gesellschaft angehörig. Erst vor wenigen Jahren hatte er nach einer vollständig durchgenossenen Jugend eine junge, liebenswürdige Frau geheirathet, welche leider bald nachher die Frühgeburt eines todten Kindes mit dem Leben bezahlte. Der Wittwer war untröstlich, allen Vernunftgründen seiner Freunde unzugänglich; auch die Zeit milderte nichts an der trüben Abgeschlossenheit, in welche er sich zurückzog und welcher er sich um so ungestörter hingeben konnte, als sein Reichthum ihn von allen ernsten Geschäften befreite. Der früher so gesunde Körper verfiel, ohne daß die Aerzte ein bestimmtes Leiden zu entdecken vermochten; trotz Reisen und anderen Zerstreuungen, zu denen seine Verwandten den gebeugten Wittwer endlich zu bewegen vermochten, stieg die körperliche Entkräftigung und geistige Verdüsterung immer mehr, bis schließlich eine rasch hereinbrechende Auszehrungskrankheit das trübe Lebenslicht auslöschte. Aber was fand man an der Leiche? Einen mumienartig zusammengeschrumpften Arm um ihren Hals geschlungen. Man konnte sich das Räthsel nicht lösen, empfing aber die Aufklärung durch die hinterlassenen Anordnungen des Verstorbenen über sein Begräbniß. Dieser widrige Todtenarm war der Arm seiner Frau, welchen er nach deren Hinscheiden selbst amputirt und einbalsamirt hatte und den er seitdem trug, so daß er gewissermaßen fortwährend in der Umarmung einer Leiche geruht hatte! Die andere Geschichte ist komischer, wenn auch kaum minder widerlich. Eine Dame, welche jetzt im Greisenalter steht, war vor vierzig Jahren jung, schön, geistvoll, liebenswürdig, mit zwanzig Jahren Wittwe und reich. Die elegante Männerwelt umschwärmte sie, aber sie wies lächelnd alle Huldigungen ab; nur ein junger Engländer interessirte sie einigermaßen. Man gelangte zu Erklärungen, und der Engländer schwur natürlich, Blut und Leben lassen zu wollen, wenn die Beherrscherin seines Herzens es befehle. „Nein, das ist zu viel oder nicht genug," entgegnete sie. „Sie bieten mir Ihr Leben an; aber Sie sollen mir blos den kleinen Finger Ihrer linken Hand, eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, als Pfand der Wahrheit Ihrer Worte geben." Der liebeglühende Engländer erhob sich aus seiner knieenden Stellung, grüßte sie mit vielsagendem Blick und — ging. Am andern Morgen brachte man in das Boudoir der reizenden Wittwe ein äußerst elegantes Kästchen. Darin ruhte auf schwarzem Sammtkissen sauber gebettet ein kleiner Finger, ganz frisch an der Wurzel abgeschnitten. Daneben lag ein Brief folgenden Inhalts: „Madame! Sie halten einen abgeschnittenen Finger für ein Liebespfand; hierbei folgt ein solches Pfand, damit Sie künftighin weder an der Hingebung der Männer im Allgemeinen, noch speciell an der meinigen zweifeln. Da ich aber eine Frau, welche sich solche Grausamkeiten vorzuwerfen hat, ohne innere Entrüstung nicht wiederzusehen vermöchte, gestatten Sie mir wohl, daß ich nach England zurückkehre. Gestern liebte ich Sie, heute hasse ich Sie, beides sind blos verschiedene Kehrseiten eines und desselben Gefühls." Natürlich wurde die junge Wittwe ohnmächtig und man hatte viel Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Aber nunmehr liebte sie den jungen Engländer wirklich und trug ihre Trauer um ihn ungescheut zur Schau. Die bewußte Reliquie ward sorgsam einbalsamirt, in einem Schränkchen von wohlriechendem Holze verschlossen und täglich durch Wittwenthränen betrachtet. So vergingen vierzig Jahre, in deren eleganter Einförmigkeit auch ein Diener grau und alt geworden war, welchen die Wittwe bald nach jenem Ereigniß engagirt hatte. Da eines Tages, als er irgend etwas besorgen sollte, bemerkte die Greisin, daß er blos vier Finger an der einen Hand habe. Sie fragte ihn wohlwollend danach; seine Geschichte brauchte blos kurz zu sein. Vor vierzig Jahren hatte er seinen Platz als Commissionär nahe bei dem Hotel genommen, konnte aber durchaus nichts verdienen und hungerte sehr. Da kam eines Abends ein

Digitized by Google

reicher Herr, den er beschrieb, und bot ihm eine Goldrolle für den kleinen Finger seiner linken Hand. Er zögerte, aber das Gold war zu lockend und ein Finger mehr oder weniger ist kein Unglück. So unterzog er sich der Operation, wurde gut gepflegt und stand erst wenige Tage wieder an seinem Posten, als er zum Bedienten bei der Wittwe genommen wurde. . . . . Und vierzig Jahre, Morgens und Abends hatte sie den fahlen Finger eines Eckenstehers auf den Knieen angebetet!

Landwirthschaftliches.

Unter den in Frankreich erprobten Mitteln gegen die Traubenkrankheit haben sich folgende zwei als probat bewährt. Das erste besteht darin, daß man um die Mitte des Monats Juni, die Zeit, wo sich die Krankheit gewöhnlich zeigt, alle Gipfel der Reben abkneipt. Es ist dieses gar keine neue Methode, da sie bei der Pfirschspalierzucht gegen die bekannte Krankheit, welche man Glocke oder Mehlthau nennt, schon längst angewendet wird, aber doch ist sie beachtenswerth, weil sie am Weinstocke noch nicht angewendet wurde, auch keinen Schaden bringen kann, indem der Jacobischnitt doch wieder Alles entfernt, höchstens, daß mehr Eberzähne hervorgelockt werden könnten, und der Erfolg stets ein guter gewesen ist. Das zweite besteht darin, daß man während des Winters die Weinstöcke von Moos und der alten Rinde reinigt, wo möglich auch beschneidet und dann alles Rebholz mit einer Mörtelmischung anstreicht, die aus Wasser, Kalk und Salz besteht.

Lesefrüchte.

Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.

Die Kränklichkeit versäumet stets die Pflicht,
Die die Gesundheit übt. Wir sind nicht wir,
Wenn die Natur, gebeugt, dem Geist gebietet,
Zu dulden mit dem Körper.

Verschiedenes.

Der Hochzeitschmuck der Prinzessin Pia in Turin wird als ein Meisterstück der dortigen Juweliere Masy bezeichnet. Die Ketten, Arm- und Ohrringe strotzen von den herrlichsten Brillanten, und namentlich glänzt im Diadem eine Gemme von höchstem mineralogischen Werthe. Dieselbe ist ein Nachlaß der verstorbenen Königin von Sardinien (bekanntlich einer österreichischen Erzherzogin), welche ihre Juwelen zwischen den Prinzessinnen Pia und Clotilde theilte. Die Hochzeitsgeschenke, welche Victor Emanuel bei den Turiner Kaufleuten anschaffen ließ, haben einen Werth von mehr als 100,000 Franken. Eine Schneiderin hat allein fünfzig Kleider geliefert. Eins derselben ist aus Sammet mit Gold und ein anderes aus Atlas mit Silber gestickt. Dazu kommt eine ganze Menge von Hüten und anderm Kopfputz, Spitzenkragen ꝛc. Die Mitgift beträgt $1/2$ Million Lire; dagegen setzt die portugiesische Civilliste eine jährliche Einnahme von 60 Conto Reis (ungefähr 90,000 Thaler) für die Königin aus. Diese Einnahme bleibt ihr auch, wenn sie verwittwet wird; sie erhält dann dazu einen reich möblirten Palast, so lange sie in Portugal bleibt; im Auslande bezieht sie nur das Geld.

Ein Schneider forderte von einem seiner Kunden sein Geld. Entrüstet rief dieser: „Glauben Sie, daß ich Ihnen davon laufen werde?“ — „Ach nein, das nicht,“ antwortete der Schneider, „aber ich fürchte, ich werde davon laufen müssen, wenn ich nirgends Geld bekomme.“

Auflösung des Räthsels in No. 122:
Die Fensterscheibe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 124. Donnerstag, den 16. October **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

4.

Sophie.

Ohne sich umzublicken, ging Sophie die Straße hinab. An der nächsten Ecke bestieg sie einen Omnibus, der vorbeifuhr. Das große, schwerfällige Fahrzeug setzte so langsam seinen Weg fort, daß Lambert ohne Anstrengung folgen und das Aus- und Einsteigen der Passagiere beobachten konnte. Der Omnibus fuhr aus dem Thore der Vorstadt Sanct Georg zu. Am äußersten Ende dieser Vorstadt sah der Commis das junge Mädchen, das er unter tausend Personen wiedererkannt haben würde, aussteigen. Sie schlug eine der Seitenstraßen ein, die nach der Alster führen. Lambert beeilte sich, ihr zu folgen, um zu sehen, welches von den Häusern sie betreten würde. Der Drang, die Wohnung des Engels kennen zu lernen, der ihn bezaubert hatte, trieb ihn mehr als der Gehorsam gegen seinen Herrn; er dachte kaum noch daran, daß er einen Auftrag des Banquiers ausführte.

Ludwig Lambert hatte fast das Schicksal Soltau's: er besaß kein Vermögen, und außer einem alten Onkel auch keine Verwandten. Dieser alte Onkel war ein emeritirter Prediger aus dem Holsteinischen, er bezog eine kärgliche Pension, die er früher, ehe Ludwig die Stelle in Soltau's Comptoir bekleidete, mit seinem Neffen getheilt hatte. Ludwig besaß aber statt des Vermögens eine Bildung, die man nicht häufig bei den über Zahlen erbleichenden Comptoirmenschen trifft. Sein Onkel hatte ihn zum Studium der Theologie bestimmt; Ludwig aber konnte die Universität nicht beziehen, nachdem er das Gymnasium verlassen hatte, denn der alte Prediger ward pensionirt, und seine Pension reichte nicht aus, um die Kosten des Studirens zu bestreiten. Ludwig trat als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft, ward nach drei Jahren Commis und erhielt die Stelle in dem neu errichteten Bankhause Soltau's. Der Commis hatte jetzt die Liebe kennen gelernt, und seit dem ersten Erscheinen Sophie's hatte er alle Qualen unbefriedigter Sehnsucht empfunden. Sein Bemühen, die Schöne ausfindig zu machen, war vergebens gewesen, und man kann sich seine frohe Ueberraschung denken, als er sie heute in dem Comptoir erblickte und den Auftrag erhielt, ihre Wohnung auszuspähen.

Leicht wie ein Sylph schwebte Sophie die Straße hinab. Als sie das Ufer des großen Alsterbassins erreicht hatte, blieb sie an einem Gartengitter stehen und holte einen Schlüssel aus ihrer Tasche. Bei dieser Gelegenheit wandte sie sich und erblickte den Commis, der kaum dreißig Schritte von ihr entfernt war. Lambert stutzte; um aber keinen Verdacht zu erwecken, beschloß er, vorüber zu gehen. Sophie erkannte den Commis aus dem Comptoir Soltau's. Rasch verbarg sie ihren Schlüssel wieder und schickte sich an, weiter zu gehen. In diesem Augenblicke kam Lambert an, dessen Gesicht vor Verwirrung wie Purpur glühte. Ehrfurchtsvoll grüßte er. Sophie dankte durch ein leichtes Kopfnicken. Der Zufall wollte, daß sie Beide zugleich in die kleine Kastanienallee traten, die sich am Ufer der Alster hinzieht. Kein Mensch zeigte sich in dem ruhigen Stadttheile, und selbst die Fenster der niedlichen

Digitized by Google

Landhäuser waren durch Jalousien geschlossen, um der brennenden Mittagssonne zu wehren.

Lambert konnte unmöglich diese günstige Gelegenheit, mit seiner Abgöttin anzuknüpfen, unbenützt vorübergehen lassen. Er würde mehr gewagt haben, als sie anzureden, um endlich die Qualen seiner Sehnsucht zu mildern. Wie aber sollte er beginnen? Er sann vergebens auf eine passende Phrase. Da verlor Sophie, die einige Schritte vor ihm ging, den Schlüssel. Wie ein Habicht schoß der junge Commis auf das Kleinod, das ihm den Himmel seiner Liebe öffnen sollte. Sophie hatte den Verlust sogleich bemerkt — sie blieb stehen und sah sich um.

„Ihr Schlüssel ist gefunden, Fräulein Saller!" stammelte Lambert, der kaum so viel Athem hatte, daß er reden konnte. „Ich bin so glücklich, ihn Ihnen überreichen zu können."

Sophie empfing mit zitternder Hand ihr Eigenthum.

„Sie kennen meinen Namen?" fragte sie.

Diese Frage nahm dem armen Commis eine Centnerlast vom Herzen, denn sie bewies, daß der Engel seiner Träume nicht abgeneigt war, sich auf ein Gespräch mit ihm einzulassen. Trotzdem aber fehlte ihm noch die klare Besinnung zur unbefangenen Fortsetzung des Gesprächs.

„Ich kenne ihn," gab er zur Antwort, „weil ich ihn heute zum zweiten Male in unsere Register eingetragen habe. Den Namen einer schönen Clientin vergißt man so leicht nicht!"

Lambert erschrack vor sich selbst, als er, ohne es zu wollen, diese galante Phrase ausgesprochen hatte. Er warf einen Seitenblick auf Sophie, um die Wirkung derselben zu erforschen. Ein spöttisches Lächeln schwebte auf dem reizenden Gesichte des jungen Mädchens.

„Ganz recht, Sie sind der Secretär des Herrn Soltau!"

„Sie erkennen mich wieder?"

„Nur auf Ihre so eben gegebene Andeutung hin. Ich würde an eine Aehnlichkeit mit dem jungen Herrn geglaubt haben, den ich vor kaum einer halben Stunde noch arbeitend an dem Bureau gesehen habe. Der Omnibus hat mich rasch in diese Gegend gebracht, und Sie kommen mit mir zugleich an — da ich nicht annehmen konnte, daß Sie mir auf dem Fuße gefolgt sind —"

„O, nehmen Sie es nur an, mein liebes Fräulein; ich bin Ihnen auf dem Fuße gefolgt!"

„Das ist ein offenherziges Geständniß!"

Ludwig Lambert erschrack über den spröden Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden.

„Wofür ich Ihnen danke," fügte sie nach einer Pause hinzu.

Der Commis fühlte, daß er jetzt eine Nothlüge aussprechen mußte, wenn er den Zweck seines Ganges verheimlichen wollte; aber ihm fehlte der Muth, das Mädchen, das er liebte, gleich bei der ersten Unterredung mit einer Unwahrheit zu hintergehen. Er befand sich in einer sehr peinlichen Lage: die Liebe kämpfte mit der Dienstpflicht. Aber der Kampf dauerte nur einige Augenblicke — die Liebe trug den Sieg davon.

„Ich begreife," begann er zagend, „daß Ihnen mein rasches Erscheinen in dieser Vorstadt auffallen muß — darf ich es wagen, Ihnen Aufklärung darüber zu geben?"

„Fast glaube ich, daß ich Sie in meinem Interesse darum bitten muß!"

„Mein liebes Fräulein, fürchten Sie keine verletzende Indiscretion — ich bin Ihnen gefolgt, um einem Wunsche zu genügen, der mir seit einem Vierteljahre am Herzen gelegen hat."

„Und dieser Wunsch ist?" fragte sie flüsternd.

„Sie wiederzusehen, ohne von dem Zufalle abhängig zu sein."

Erröthend blickte Sophie vor sich hin, ohne zu antworten.

„Kostet es Ihnen aber Ueberwindung," fuhr Ludwig treuherzig fort, „mich, den Fremden, einer nähern Bekanntschaft zu würdigen, so nehmen Sie an, daß Sie meine Bitte nicht gehört und meine Person heute nicht gesehen haben. Ich werde mich bemühen, den Eindruck zu vergessen, den Ihr erstes Erscheinen auf mich ausgeübt hat!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Künstlers Rückkehr.

An einem schönen Octobertage des Jahres 1498 umstand eine gaffende Menge einen

Digitized by Google

der Pfeiler des Nürnberger Rathhauses. An demselben war ein ungeheurer Zettel angeschlagen, auf welchem Folgendes zu lesen war:

„Joseph Dürer, Goldschmied dahier, macht seinen Mitbürgern bekannt, daß heute Abend in seinem Hause ein Ausverkauf aller seiner Goldschmiedwaaren stattfinden wird. Das Verzeichniß derselben hier anzuführen, wäre zu weitläuftig. Anfang um vier Uhr Nachmittags."

„Wie!" rief plötzlich mit einer gewissen Aufregung einer der Umstehenden, welchen man dem Schnitt und der Pracht seiner Kleidung nach für einen reichen fremden Herrn halten konnte, — „wie, der reiche Goldschmied Dürer läßt auf dem Weg der Versteigerung die bewundernswerthen Erzeugnisse seiner Kunst verkaufen? Welches Unglück hat ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzt?"

„Es ist Ihnen wohl unbekannt", erwiderte ein dabei stehender Handwerksmann, „daß Joseph Dürer die größten Opfer gebracht hat, um seinen Schwiegersohn zu unterstützen, der vor Kurzem noch einer der ersten Handelsherren in Lübeck war. Dieser Schwiegersohn ist mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden verschwunden, und um das größte Unglück abzuwenden, um die Ehre seiner Enkel zu retten und ihnen einen unbefleckten Namen zu lassen, ist der gute Mann bereit, sich von den kostbaren Werken seiner Hand, dem Stolz und der Freude seines Alters, zu trennen, von diesen Meisterstücken, mit denen im Grunde sein Dasein verwachsen ist. Diese edle und schöne Handlungsweise ist eines guten Nürnberger Bürgers ganz würdig und gewinnt ihm die allgemeine Theilnahme; aber warum müssen sich in dieses einstimmige Lob des Meisters so traurige Erinnerungen mischen?"

„Darf ich euch, mit Verlaub, um eine nähere Erklärung dieser letzten Worte bitten?" sagte der fremde Herr.

„Recht gerne. Hört denn: Joseph Dürer hatte drei Söhne und eine Tochter. Seine Tochter verheirathete er mit einer reichen Mitgift an jenen Lübecker Kaufmann, dessen ich erwähnte. Seine beiden älteren Söhne wurden, nach großen Opfern, der eine am Hofe des Kurfürsten von Bayern, der andere am Weimarer Hofe angestellt. Sie machten hier schnell ein glänzendes Glück und vergaßen ihren alten Vater, dessen bürgerlichen Namen sie gegen den Titel Graf und Baron umgetauscht hatten."

„Und was ist aus dem dritten Sohn geworden?"

„Albrecht", war die Antwort, „wollte Künstler werden, aber Joseph Dürer war nicht damit einverstanden. Du wirst ein Goldschmied, wie ich, sagte er zu dem Knaben, wenn dieser ihn um einen Bleistift oder um Leinwand und Pinsel bat, und wenn du das nicht willst, dann kannst du mein Haus verlassen; denn ernähren kann ich dich nur, wenn du dich bei mir mit dem Grabstichel und dem Hammer beschäftigst."

„Und was geschah?" sagte der Unbekannte.

„Eines schönen Morgens — es sind schon mehrere Jahre her — war der arme Albrecht verschwunden; seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Ob er noch lebt, ob er gestorben, ob er Soldat geworden, das kann ich Euch nicht sagen."

In diesem Augenblick schlug es vier Uhr. Der Laden des Goldschmieds öffnete sich und die Menge der Neugierigen oder Kaufliebhaber strömte hinein. Die Ausrufer begannen ihr Geschäft.

Zuerst kamen silberne und goldene Platten, Teller, Becher, Kannen u. dgl. zur Versteigerung. Dann kam die Reihe an die werthvolleren Arbeiten, an die Meisterwerke des Goldschmieds. Es waren prachtvolle Tabernakel, mit außerordentlicher Kunst gearbeitet; gothische Bauwerke, maurische Kapellen in durchbrochener Arbeit; silberne Taufbecken, an welchen in erhabener Arbeit Scenen aus der Bibel dargestellt waren; Figuren in halber natürlicher Größe nach antikem Muster von bewundernswerther Vollendung. So lange man den Käufern nur die geringern Stücke seiner Kunst ausbot, hatte der Goldschmied sich ruhig im Hintergrunde seines Ladens gehalten; aber als er seine besten Stücke ausrufen hörte und die Versteigerer ihre gewöhnlichen Lobeserhebungen anbrachten und die Schönheit der Arbeiten anpriesen, welche seinen Ruf groß,

Digitized by Google

ja allgemein gemacht hatten, da konnte der Meister seine Fassung nicht mehr behalten, er erhob sich stolz, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, und ging um seine verschiedenen Arbeiten herum, die man ausbieten wollte, wie eine Mutter um die Wiege ihres kranken Kindes.

Man rief: „Sechs Statuetten, Silber und Gold, nach der Antike.“

„Tausend Goldgulden“, sagte eine Stimme.

„Tausendundfünfzig!“ rief eine andere.

„Elfhundert!“ so hörte man wieder die erste.

Niemand wagte mehr zu bieten und die Statuetten wurden zugeschlagen.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Einer der einträglichsten Nebenzweige der Landwirthschaft ist unstreitig die Bienenzucht. — Sie läßt sich mit wenig Mühe und Arbeit, ja gleichsam als Erholung von fast jedem Landwirthe mit Erfolg betreiben, und es wäre deßhalb besonders wünschenswerth, daß, wie es auch vielfach schon der Fall ist, die Herren Pfarrer und Lehrer mit gutem Beispiele voranleuchten und sich auch mit der in neuerer Zeit so reichen Bienenliteratur bekannt machen. Unter so manchem Guten möchte aber in dieser Beziehung vor allen eine so eben in zweiter Auflage von Herrn Lehrer Dollinger in Wieseth verfaßte, für das Fassungsvermögen der Landleute ganz geeignete Schrift über Korbbienenzucht (bei C. H. Gummi in München) zu empfehlen sein. Wenn Herr Dollinger auch kein unbedingter Anhänger der so sehr belobten Dzierzon'schen Methode ist, so rühmt er doch ihre Vorzüge, glaubt aber, daß ihre Einführung im Allgemeinen wegen Kostspieligkeit der Anlage und Umständlichkeit in der Behandlung beim Landmann nicht leicht Eingang finden werde. Die von ihm nun auch in der zweiten ganz umgearbeiteten Auflage seines im Jahre 1854 zuerst mit vielem Beifall aufgenommenen Schriftchens empfohlene Methode wurde schon damals als ganz praktisch und dem Verständniß des Landmannes ganz angemessen, in vielen landwirthschaftlichen Zeitungen empfohlen, und läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß die zweite bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage (Preis 48 kr.) eine ebenso freundliche Aufnahme finden wird.

Denkspruch.

Als wie ein Vater gibt die Freiheit seinem Sohne,
Nicht zur Versuchung ihm, nein, zur Vollendungskrone,
Nicht, um zu gleiten, um zu stärken seinen Tritt,
Selbst festzustehn, und aufzustehn, auch wenn er glitt:
So gab dir Gott, o Mensch, den freien Willen auch;
Des Mißbrauchs Möglichkeit macht möglich den Gebrauch.

Verschiedenes.

(Kinder sagen die Wahrheit.) Ei, mein Söhnchen, sagte der Anbeter einer jungen Dame zu deren dreijährigem Brüderchen, wovon hast Du denn so rothe Backen? — Von der Büchse, aus der die Schwester alle Tage ihr Gesicht bestreicht, antwortete der Knabe naiv.

Räthsel.

Es werden vier verschiedene Gebilde
Von einem Wort in einem Bund umschlungen:
Das Erste, eben aus dem Nichts entsprungen,
Zeigt dir die schönsten, üppigsten Gefilde,
Die der Natur begünstigende Milde
Uns zugetheilt. Von Zauberlicht durchdrungen
Ist, wem des Lebens Harmonie erklungen,
Im zweiten, schönen, kraftbegabten Bilde.
Das Dritte, das auf mühevollen Streben
Gewünschte Frucht die meiste Hoffnung zeiget,
Ist an dem Bild der Reife zu erkennen.
Das Vierte trägt Erwartung reinen Lebens,
Wenn dieses ird'schen Lebens Tag sich neiget!
Dies vor den Andern wird das Wort euch nennen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 125. Samstag, den 18. October **1862.**

Auf die Schlacht von Leipzig.

Von Friedrich Rückert.

Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht
So laut, wie die Schlacht
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet?

Drei Tag und drei Nacht
Ohn' Unterlaß,
Und nicht zum Spaß,
Hat die Schlacht gekracht.

Drei Tag und drei Nacht
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat euch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch ins Gleiche gebracht.

Drei Nacht und drei Tag
Währte der Leipziger Lerchenfang;
Hundert fing man auf Einen Gang,
Tausend auf Einen Schlag.

Ei, es ist gut,
Daß sich nicht können die Russen brüsten,
Daß allein sie ihre Wüsten
Tränken können mit Feindesblut.

Nicht im kalten Rußland allein,
Auch in Meißen,
Auch bei Leipzig an der Pleißen
Kann der Franzose geschlagen sein.

Die feichte Pleiß' ist von Blut geschwollen;
Die Ebenen haben
So viel zu begraben,
Daß sie zu Bergen uns werden sollen.

Wenn sie uns auch zu Bergen nicht werden,
Wird der Ruhm
Zum Eigenthum
Auf ewig davon uns werden auf Erden.

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

4.

Sophie.

Sophie's Verlegenheit erreichte den höchsten Grad. Einen so plötzlichen Sturmangriff hatte sie nicht erwartet. War ihr der hübsche blonde Commis nicht gleichgültig gewesen, so ward er ihr von diesem Augenblicke an interessant.

„Und um diesen Wunsch mir auszusprechen, sind Sie mir nachgeeilt?" fragte sie.

„Ja! Wie anders wäre es denn möglich gewesen, Sie zu sprechen oder zu erfahren, wo Sie wohnen? Konnte ich denn wissen, ob Sie je wieder unser Comptoir betraten? Ich faßte Muth, warf die Feder fort und eilte Ihnen nach."

„Und was wird Ihr Chef sagen, wenn Sie zurückkehren?"

Bei dieser Frage war Sophie stehen geblieben und sah ihren Begleiter forschend an; aber sie lächelte mit einer Anmuth, die den armen Commis fast um die Besinnung brachte. Ihm schien Sophie kein irdisches Wesen mehr zu sein.

„Mein liebes Fräulein," rief er hingerissen, „Ihnen kann ich keine Unwahrheit aussprechen, ich würde es für eine Sünde gegen Gott halten, der mir erlaubt hat, Sie kennen zu lernen und zu verehren! Herr Soltau wird mich fragen, ob ich erforscht habe, wo Sie wohnen."

„Demnach verließen Sie in seinem Auftrage das Comptoir?"

„Aber mehr noch von meinem eigenen Drange getrieben. Hätte er mir glücklicher-

Digitized by Google

weise nicht den Auftrag gegeben, ich würde meine Stellung auf das Spiel gesetzt haben, um mit Ihnen sprechen zu können."

„Was werden Sie Ihrem Herrn antworten?"

„Ich erwarte, daß Sie mir die Antwort sagen."

Sophie senkte die Augen und setzte den Weg fort; sie schien zu überlegen, was sie sagen sollte. Lambert folgte mit klopfendem Herzen, denn es regte sich ein Gefühl in ihm, das der Eifersucht auf den reichen Banquier nicht unähnlich war. Er hatte sich bereits in tausend Vermuthungen über die Absicht seines Chefs erschöpft.

„Mein Herr," begann Sophie nach einer Minute, „Sie haben den Wunsch ausgesprochen, mich von Zeit zu Zeit zu sehen — dieser Wunsch kann nur in Erfüllung gehen, wenn Herr Soltau nie erfährt, daß wir uns heute gesprochen haben und daß meine Wohnung sich in der Vorstadt Sanct Georg befindet. Zugleich hoffe ich, Sie werden mich nie um die Gründe fragen, die mich veranlassen, dem Banquier unbekannt zu bleiben. Daß er mir vierteljährlich eine Rente auszahlt, verpflichtet mich ihm nicht zur Dankbarkeit — es ist dies ein Geschäft, wie jedes andere, das in den Bankhäusern vollzogen wird. Ich weiß, was ich von Ihnen fordere, indem ich Sie veranlasse, Ihren Herrn zu hintergehen; aber es ist dies eine Maßregel, die ich seinen Nachforschungen gegenüber zu ergreifen gezwungen bin, eine Maßregel, die ihm weder Nachtheil bringt, noch einen Vortheil entzieht. Aber erlaubt es Ihre Stellung nicht, das verlangte Schweigen zu bewahren, so trennen wir uns jetzt, um uns nie wiederzusehen."

„Nein, nein!" rief Ludwig. „Mich hält Nichts ab, Ihr Geheimniß wie ein Heiligthum zu bewahren. Auch Herr Soltau hat seine Geschäftsgeheimnisse vor uns — warum sollte ich nicht ein Herzensgeheimniß vor ihm haben? Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, und Sie werden meinen Eifer kennen lernen. Ich schwöre Ihnen, daß ich verschwiegen sein will, wie das Grab."

„Gut, mein Herr, ich nehme Ihren Schwur an!"

Sie reichte ihm ihre kleine Hand. Lambert ergriff sie und drückte sie mit Inbrunst an seine Lippen.

„Wann und wo sehe ich Sie wieder?"

„Nennen Sie mir Ihre Adresse, und Sie werden einen Brief durch die Stadtpost erhalten."

Der Commis sann einen Augenblick nach.

„Ich wohne in dem Hause meines Principals," murmelte er; „dorthin darf der Brief nicht kommen — aber mein Onkel kann ihn annehmen: ihm darf ich sagen, daß ich das größte Glück meines Lebens darin finde, mir die Gunst Fräulein Sophie's zu erwerben!"

Lambert holte sein Taschenbuch hervor, schrieb einige Worte auf ein Blatt, riß das Blatt aus dem Buche und überreichte es dem jungen Mädchen.

Sophie las:

„Ludwig Lambert, par adresse Pastor Lambert, Polstraße 11. 3. Etage."

„Der Pastor ist der Bruder meines verstorbenen Vaters," fügte Ludwig ergänzend hinzu. „Er liebt mich wie seinen eigenen Sohn und wird den innigsten Antheil an meinem Glücke nehmen."

„Halten Sie es denn wirklich für ein Glück, mich näher kennen zu lernen?" fragte Sophie, verschämt lächelnd. „Wenn Sie sich nun in Ihren Erwartungen getäuscht fänden?"

„Ein Engel kann nur Glück bringen, und Sie sind für mich ein Engel in menschlicher Gestalt!" rief Ludwig wie begeistert.

Einige vorübergehende Personen unterbrachen den Herzenserguß des liebeberauschten Commis! Indem sie sich den Anschein müßiger Spaziergänger gaben, traten sie den Rückweg an. Die Uhr in der Kirche des heiligen Georg schlug Eins.

„Jetzt erlauben Sie mir, daß ich mich entferne!" flüsterte Sophie. „Leben Sie wohl und erwarten Sie meinen Brief!" fügte sie tief erröthend hinzu.

„Und werde ich lange warten müssen?"

„Ich glaube, daß es mir möglich sein wird, Ihnen bis übermorgen zu schreiben. Die Bitte um Verschwiegenheit spreche ich nicht noch ein Mal aus, sie müßte Sie beleidigen. Leben Sie wohl, Herr Ludwig!"

„Auf Wiedersehen, Fräulein Sophie!"

Digitized by Google

Sie reichten sich einander die Hand. Dann schlüpfte Sophie in eine Seitenstraße und verschwand. Lambert sah ihr entzückt einige Augenblicke nach, dann trat er den Rückweg zur Stadt an. Gern hätte er gesehen, welches Haus seine Geliebte öffnete; aber er wollte nicht neugierig erscheinen, und ging langsam weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Des Künstlers Rückkehr.

(Schluß.)

Der alte Goldschmied athmete kaum; sein Gesicht war fast eben so weiß, wie seine Haare, und ein convulsivisches Zittern durchzuckte seine Glieder. Dennoch wich er dem Beamten, welcher die Liste der Käufer führte, nicht von der Seite. Als Alles versteigert war, blickte der Greis mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Schreckens um sich. Der schrecklichste Augenblick kam nun erst, als man alle Reichthümer des Goldschmieds wegtrug, welche mit ihm alt geworden waren, welche in seinen Augen gewissermaßen Hausgötter waren, die ihm zum zweiten Mal das Leben schenkten.

„Die Steigerer der dreiundzwanzig letzten Gegenstände mögen sich melden", sagte der Schreiber.

„Es ist nur ein einziger Steigerer", rief derselbe Handwerksmann, den wir vorher das Gespräch mit dem Unbekannten führen hörten.

„Er möge sich melden, seinen Namen angeben und bezahlen", erwiderte der Schreiber.

Da trat jener Fremde heran, ein Mann von sanften und schönen Gesichtszügen, im Alter von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren. Er war prachtvoll nach französischer Mode gekleidet, und ein spanischer Mantel, mit Gold und Seide gestickt, war kunstvoll um seine Schultern geschlagen. Er trug am Halse eine prächtige goldne Kette, an welcher eine goldne Medaille hing, die das Brustbild des Kaisers Maximilian trug. Sein Hut war über die Stirne heruntergeschlagen, und seine Locken fielen zahlreich auf einen reichen Kragen von Mechelner Spitzen.

„Hier ist die Gesammtsumme für meine Einkäufe", sagte der junge Mann zitternd. „Ich bitte, sie nachzuzählen."

Der Beamte zählte nach, und als er Alles richtig fand, sagte er zu dem jungen Ritter: „Mein Herr, euer Name, um ihn einzutragen?"

Unterdessen hatte der alte Goldschmied stumm und schweigend mit der Angst der Verzweiflung in der Ecke des Ladens den Augenblick erwartet, wo ein Zeichen des Steigerers den Befehl zur Wegnahme seiner kostbaren Arbeiten geben sollte.

„Schreibet", sagte stockend der junge Mann „schreibet ... Albrecht ... Dürer."

Bei diesem Namen sprang der alte Goldschmied auf wie ein Jüngling von fünfzehn Jahren; weniger als eine Secunde — und er lag in den Armen seines Sohnes.

„Albrecht!" rief er, „mein armer Albrecht! Dich sehe ich wieder? Dich drücke ich an mein Herz? O komm, laß dich noch ein Mal umarmen! Komm, mein Sohn! Du hast deinen alten Vater nicht vergessen. Nicht wahr, du willst mich noch?"

„Euch wollen, o mein Vater!" erwiderte der junge Mann mit Innigkeit, indem er sich ihm zu Füßen warf. „Ich bitte Euch um Vergebung für meinen Ungehorsam."

„O", sagte der Vater, indem er seinen Sohn in die Höhe zog, „ich sollte dir nicht einen Fehler vergeben, der mir das Leben wiedergibt! Albrecht, ich verzeihe dir!"

„Mein Vater", sprach Albrecht, „junge Leute täuschen sich oft in der Wahl der Laufbahn, zu der sie berufen sind; und um sich Geltung zu verschaffen, muß ihr Beruf mehr als Eine Probe bestehen. Eure Härte lag in einem sehr weisen Grundsatze, nämlich in dem: besser ein guter Handwerker, als ein mittelmäßiger Künstler. Ihr hattet Recht, lieber Vater, doch ich habe meinerseits vielleicht auch nicht Unrecht gehabt, so zu handeln, wie ich that."

„Ja, du hast wohlgethan, Albrecht", fügte eine Stimme bei, welche sich plötzlich aus der Mitte der Versammlung hören ließ. Es war die des berühmten Michael Wohlgemuth, des Meisters, welcher Albrecht in seiner frühesten Jugend die ersten Anfänge der Malerei gelehrt und ihn stets ermuntert

Digitized by Google

hatte, auf dieser Bahn zu bleiben. „Gott sei Dank für den Ungehorsam Eures Sohnes", sprach er und wendete sich gegen Vater Dürer; „heute besitzt Albrecht das Geheimniß aller Künste und übertrifft bereits die berühmtesten Künstler Deutschlands. Er ist nicht bloß ein Maler ersten Ranges, er ist auch einer der geschicktesten Kupferstecher und einer der ausgezeichnetsten Baumeister. Kaiser Maximilian hat ihn zu seinem ersten Maler ernannt und beschäftigt abwechselnd seinen Pinsel und seinen Grabstichel. Die Republik Venedig will ihm die Erbauung einer Festung anvertrauen, und der König von Frankreich, Ludwig XII., ladet ihn nach Paris ein, um seine Hauptstadt mit Denkmälern zu schmücken. Was sagt Ihr dazu, Meister Joseph?"

„Ich sage", rief dieser, seinen Sohn nochmals umfassend, „daß große Talente auch fast immer auf einen edeln Sinn weisen, und mein Sohn Albrecht hat es heute bewiesen, daß der Mann von Gemüth und der Mann von Geist nur Eins sind."

Landwirthschaftliches.

Was die Tageszeit betrifft, zu der man das Obst pflücken soll, so ist es bei allem Sommerobst, namentlich dem Tafelobst, am besten, nie in starker Hitze, sondern kurz nach Sonnenuntergang zu pflücken, weil dann die Früchte weit schmackhafter und saftiger sind. Spätobst dagegen, welches längere Zeit aufbewahrt werden soll, pflückt man am vortheilhaftesten zur Tageszeit, wo es am stärksten von der Sonne beschienen wird.

Verschiedenes.

„So gewiß ein Unterschied zwischen Porzellan, grobem Zinn und Töpferwaaren ist, so gewiß ist es auch, daß es einen Unterschied unter den Menschen gibt", sagte unlängst eine altadelige Dame zu Paris in einer Gesellschaft. „Wir haben zwar keinen Adel mehr", fuhr sie fort, „doch aber bleiben wir das Porzellan, der Bürger das grobe Zinn und der Dienstbote die Töpferwaare." — Der Bediente hatte diesen gelehrten Discours mit angehört. — Die Dame kam nach Hause und wollte ihr Kind sehen, welches noch an der Brust war. „Rukt mir die Amme mit dem Kinde herunter", sagte sie zu dem Bedienten. Der Bediente ging bis an die Treppe und schrie aus vollem Halse: „Irdenes Milchgeschirr, bringe das kleine Stück Porzellan herunter."

Wenige Taae nach der Schlacht bei Roßbach fragte Friedrich der Große einige seiner Generäle über der Tafel: „Wer der prächtigste Fürst in Deutschland wäre?" Und als sie antworteten: „Niemand anders als Eure Majestät selbst!" erwiederte er: „Nein, der Prinz von Hildburghausen, denn er hat allein 30,000 Laufer." Bekanntlich war dieser Prinz Generalissimus der oft verspotteten Reichs-Armee. — Ein Zeitungsblatt hatte dieser eilenden Reichshülfe erwähnt, es war aber in der Correctur statt eilende elende stehen geblieben, welches dem Buchdrucker viel Verdruß machte, währenddem ganz Deutschland letzteres der Wahrheit angemessener fand. Die Schlacht bei Roßbach geschah am 5. November 1757. Die Franzosen unter Soubise und die Reichs-Armee wurden total geschlagen.

Ein in der Residenz erzogenes junges Mädchen heirathete einen Pachter vom Lande. Mit Eifer nahm sie sich der Landwirthschaft an, schrieb nach einigen Wochen einer Freundin, daß sie es darin schon sehr weit gebracht habe, und bat diese zugleich, sie möchte ihr mit nächster Gelegenheit Sauerkraut-Samen übersenden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 124:
Alter (die vier Menschenalter).

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 126. Dienstag, den 21. October **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

4.

Sophie.

Diesen Ausgang seines Abenteuers hatte Ludwig's nicht erwartet. Alle Qualen des Herzens, die er seit einem Vierteljahre erduldet, waren verschwunden, er durfte sich jetzt der süßesten Hoffnung hingeben. Sophie hatte ihm eben so viel Ehrfurcht als Liebe eingeflößt, sie war für ihn das schönste, vollkommenste Weib, das er je gesehen. Mit ganzer Seele überließ er sich dem Entzücken der ersten, der reinsten Liebe. Ludwig stand noch in dem glücklichen Alter, in dem man Genüß an der Melancholie und Seligkeit in dem Traume von entfernten Hoffnungen findet; er war noch jung genug, um in einer Frau mehr als die Frau zu erblicken. Die Stimme Sophie's, ein Blick von ihr reichten hin, um ihn in einem Meere von Seligkeit schwelgen zu lassen.

Jetzt kam er an dem Eckhause vorbei, das die Geliebte hatte betreten wollen. Die Fenster des Erdgeschosses waren mit Läden verschlossen — in dem Augenblicke, als er zu dem obern Stockwerke emporsah, rollte ein weißes Rouleau auf, und Sophie, noch im Mantel und Hut, erschien hinter den glänzenden Fensterscheiben. Lächelnd nickte sie einen Gruß herab, dann aber legte sie schnell den Finger an die Lippen. Ludwig grüßte kaum merklich, und ging rasch weiter. Dieser neue Beweis von der Gunst des zeizenden Mädchens machte ihm den Kopf wirr. Drückte ihre Pantomime nicht aus: du kennst jetzt meine Wohnung, aber schweige?

„Schweigen werde ich," flüsterte er wie berauscht vor sich hin, „und wenn es mich meine Stelle in dem Hause des Banquiers kostet. Jetzt habe ich ein Recht, die Geliebte vor unwürdigen Nachstellungen zu schützen!"

Nach einer halben Stunde trat Lambert in's Comptoir. Soltau war nach der Börse gegangen.

„Herr Lambert," sagte der alte Cassirer Loren, „Madame Soltau will Sie sprechen."

„Mich?" fragte verwundert der Commis.

„Sie hat Auftrag gegeben, Sie sogleich zu ihr zu schicken, sobald Sie zurückkämen."

Gehorsam ließ sich der Commis bei der Gattin seines Chefs melden. Er ward sogleich vorgelassen. Henriette, in einer reizenden Toilette, trat ihm lächelnd entgegen.

„Mein Mann hat Sie dem jungen Mädchen nachgeschickt, das diesen Morgen in unserm Comptoir war?" fragte sie.

Der arme Commis gerieth in eine peinliche Verlegenheit; er war der Meinung, die eifersüchtige Gattin suche ihn auszuforschen. Der Gedanke, er könne den Samen eines unglücklichen Zerwürfnisses zwischen die beiden Gatten säen, aber auch der Gedanke daran, daß Soltau die Eifersucht seiner Frau auf Kosten der Ehre Sophie's rege gemacht, ließ ihn zittern. Die Inquisition kam ihm so unerwartet, daß er außer Stande war, zu antworten.

Henriette begriff die Verlegenheit des jungen Mannes.

„Indem Sie den Auftrag Ihres Prinzipals ausführten, sind Sie dem meinigen nachgekommen," fuhr sie fort. „Sophie Saller interessirt mich, und deshalb möchte ich ihre Wohnung kennen lernen. Mein Mann kommt heute spät nach Hause — er hat mir auf-

Digitized by Google

getragen, Ihre Nachricht in Empfang zu nehmen."

Die Worte der Herrin vom Hause durfte er nicht bezweifeln.

„Madame, ich bedauere, Ihnen melden zu müssen, daß meine Bemühungen fruchtlos gewesen sind. Das junge Mädchen verschwand mir in dem Gewühle, und ich habe es, trotz aller Anstrengungen, nicht wieder erblicken können. Ich glaube die Bemerkung gemacht zu haben, daß Sophie Saller unerkannt bleiben will."

„Wo kam sie Ihnen aus den Augen?"

Der Commis, der in seinem Rechte zu sein glaubte, nahm keinen Anstand, die Lüge auszusprechen:

„In dem Menschengedränge in der Bergstraße. Sie muß dort in ein Haus geschlüpft sein."

Die junge Frau dankte und entließ den Commis, der nun an sein Bureau zurückkehrte, um noch eine Stunde zu arbeiten.

„Das ist seltsam!" flüsterte Henriette. „Ich muß klar sehen in der Sache, und möge es kosten, was es wolle."

In diesem Augenblicke trat die Kammerfrau ein.

„Was gibt es?"

„Draußen steht eine alte Frau, die Madame Soltau zu sprechen verlangt."

„Vielleicht eine Bettlerin?" fragte Henriette, indem sie nach ihrer Börse griff.

„Ihre schlechte Kleidung spricht dafür; aber sie dringt beharrlich darauf, mit Ihnen zu sprechen."

Es war nicht das erste Mal, daß arme Leute in großer Bedrängniß sich an die Gattin des reichen Banquiers, die als wohlthätig bekannt war, wandten. Henriette linderte gern die Noth Anderer.

„Führen Sie die Frau zu mir!"

Die Kammerfrau entfernte sich, um nach einigen Augenblicken eine alte Frau eintreten zu lassen, deren gelbes Gesicht, gebogene Nase, schwarzes Haar und unsaubere Kleidung die hamburger Jüdin vom reinsten Wasser verriethen. Ihr widrig-freundliches Lächeln zeigte einen fast zahnlosen Mund. Ihren Kleidern entströmte der eigenthümliche Duft, den man nur in den Wohnungen der gemeinen Handelsjuden findet.

„Madame Soltau wollte ich sprechen!" sagte die Jüdin.

Henriette trat unwillkürlich zurück vor der widerlichen Gestalt.

„Ich habe Sie eintreten lassen, um Sie anzuhören, liebe Frau!"

„Aber ich bin gekommen, um allein mit Madame Soltau zu sprechen."

Auf einen Wink der Herrin, die den lästigen Besuch so rasch als möglich abfertigen wollte, entfernte sich die Kammerfrau.

„Liebe Madame," begann die Jüdin, „ich möchte ein Geschäftchen mit Ihnen abschließen. Wir sind doch ganz allein?"

„Ganz allein!" antwortete die verwunderte Henriette.

„Vor einer Stunde kam ein alter Mann zu mir und sagte: Kochelorum, wollt Ihr ein Händelchen machen? Warum nicht, ich lebe von Handelchens! — Da gab er mir diesen Brief — die Alte holte ein Papier unter ihrem schmutzigen Umschlagetuche hervor — und sagte: gebt diesen Brief in die Hände Madame Soltau's, ohne daß es ein Mensch sieht, und Madame Soltau wird Euch einen Louisd'or dafür zahlen. — Ich dachte, die Mühe ist gering, es kommt auf den Versuch an. Hier ist der Brief, liebe Madame!"

Die Alte streckte grinsend die gelbe, fleischige Hand mit dem Papiere aus.

Die erschreckte Henriette trat zurück.

„Kennen Sie den Mann, der die Kühnheit hat, Sie zu mir zu schicken?"

„Nein, liebe Madame, ich habe ihn im Leben nur ein einziges Mal gesehen, und zwar vor ungefähr einer Stunde. Wäre er jung und schön gewesen, ich würde es nicht gewagt haben, seinen Auftrag anzunehmen; aber er war ein alter Mann mit eisgrauem Haar, der so ehrwürdig aussah, daß ich ihm alles Gute zutraue."

„Gleichviel; geben Sie ihm den Brief zurück!"

„Das wird unmöglich sein, meine liebe Madame."

„Warum?"

„Weil ich nicht weiß, wo ich den alten Mann antreffen soll. Als ich ihn fragte, was wird, wenn Madame Soltau den Brief nicht annimmt? Was wird, wenn ich von

Digitized by Google

Ihnen meinen Botenlohn erhalten muß? Da antwortete er: ich habe nicht Zeit, Eure Rückkehr zu erwarten, Kochelorum; aber zeigt nur Madame Soltau die Aufschrift, und sie wird Euch gern einen Louisd'or geben."

Das Judenweib trat näher und streckte den Arm wieder aus. Die junge Frau konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf die Adresse zu werfen. Da zuckte sie plötzlich zusammen, riß der Alten den Brief aus der Hand, und starrte die scharfen Schriftzüge an. Dann zerbrach sie hastig das Siegel und überflog die Zeilen. Wie bestürzt legte sie das Papier auf den Schreibtisch, ergriff ihre Börse, holte ein Goldstück heraus, und gab es der Jüdin.

„Der Mann mit eisgrauem Haare hat Recht, sagte sie in gewaltsamer Fassung; hier ist der Botenlohn, den er Ihnen versprochen. Sollten Sie ihn zufällig wiedersehen, so sagen Sie ihm, ich würde meinen Mann von dem in Kenntniß setzen, was mir sein lange erwarteter Brief mittheilt."

„O ich wußte es wohl," rief froh das Judenweib; „ein so alter, würdiger Mann konnte sich keinen Spaß mit mir erlauben. Gott grüße Sie, liebe Madame Soltau! Werde Ihren Auftrag ausrichten, wenn ich den Mann wiedersehe!"

Das Goldstück betrachtend, verließ die Alte das Zimmer. Kaum hatte sie sich entfernt, als Henriette die Thür schloß, den Brief wieder ergriff und zu lesen begann. In ihrem schönen Gesichte malten sich zuerst Bestürzung, dann Ueberraschung und endlich ein wehmüthiger Schmerz — sie brach in Thränen aus. Drei, vier Mal las sie den Brief, dann verbrannte sie ihn über der Flamme eines Wachsstocks, den sie mit bebender Hand angezündet, und warf die Asche durch das offene Fenster, daß der Wind sie zerstreute. Nachdem sie einige Minuten auf- und abgegangen, um sich zu sammeln, erschloß sie die Thür wieder und setzte sich ruhig an ihren Stickrahmen. Als Soltau eine Stunde später eintrat, zeigte ihr schönes Gesicht keine Spur mehr von der heftigen Gemüthsbewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Ein „Ereigniß" in der Journalliteratur dürfen wir es nennen, daß das prachtvollste deutsche Illustrirte Blatt nun auch das billigste geworden, und wir halten es für unsere Pflicht, die Leser dieser Blätter darauf aufmerksam zu machen.

Die Allgemeine illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer", herausgegeben von F. W. Hackländer, unserem beliebtesten Romancier, hat ihren fünften Jahrgang begonnen. Redaction und Verlagshandlung waren in gleicher Weise bemüht, die Schwierigkeiten, die ein so großartiges Unternehmen bietet, zu überwinden, und es ist ihnen gelungen, das Journal zu dem prachtvollsten und gediegensten der illustrirten Blätter zu machen; es galt jetzt noch einen Schritt weiter zu gehen, es auch zu dem billigsten zu machen, und dies ist durch die neue Preisbestimmung von einem Thaler für das Quartal geschehen, ein in der deutschen Journalwelt unerhörtes Ereigniß, wenn wir Inhalt und Ausstattung des Blattes in's Auge fassen, das nach den vorliegenden ersten Nummern nicht nur nichts verloren, sondern in gleich gediegener Weise fortfährt. „Ueber Land und Meer" zählt ueben seinem Herausgeber die ersten Namen deutscher Schriftsteller, deutscher und ausländischer Illustratoren zu seinen regelmäßigen Mitarbeitern, und gleich die ersten Nummern bringen Namen vom besten Klang — Hackländer, Schücking, Hopfen, Bodenstedt, Willkomm, G. vom See, Baudissin u. A. in Romanen und Novellen, Kriminalgeschichten, Abenteuer, Jagden und Reisen, Correspondenzen aus den Hauptstädten Europas, Kritiken und Besprechungen der neuesten Literatur- und Kunsterscheinungen, ein reiches Feuilleton mit Notizen über Literatur, Kunst, Natur, Wissenschaft und Kultur, welche Alles umfassen, was der Gebildete vom Neuesten wissen muß, astronomische Unterhaltungen, einen Garten- und Blumenkalender, Spiele, Modeberichte; die Tagesereignisse sind reich illustrirt und der Humor findet ein wohlgefülltes Blatt, wie denn die artistische Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt und deutscher Kunst alle Ehre macht. Wir glauben daher mit

Digitized by Google

bestem Wissen und Gewissen das Blatt für jeden häuslichen Herd empfehlen zu können.

Denkspruch.

Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert,
Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliert,
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzet,
Dies ist das Ziel, den Menschen vorgesetzet.

Verschiedenes.

(Eine Pariser Geschichte.) Ein junger Mann von mehr Ehrgeiz als Einkommen machte Anspruch auf die Hand einer reichen Erbin. Er gefiel und es handelte sich nur noch um ein paar kleine Auseinandersetzungen, um die Sache zum Abschluß zu bringen. Aber gerade an dieser Kleinigkeit fürchtete er zu scheitern. Er sollte gestehen, daß sein Vater ihm nichts geben könne, und daß er selbst einige Schulden zu decken habe. Was thut nun der junge Mann? Er richtet an seinen Vater ein Schreiben, etwa folgenden Inhalts: „Lieber Papa! Ich stehe im Begriff, eine glänzende Partie zu machen, welche mir ein Einkommen von 20 bis 30,000 Livres Rente sichert. Ich glaube nicht, daß Sie sich dieser Ehe widersetzen werden, welche Ihnen wie ein unerwartetes Glück erscheinen wird; aber es ist nöthig, daß Sie die Miene größter Entrüstung annehmen. Sie sind, wie ich glaube — Baron oder Graf; meine zukünftigen Schwiegereltern einfache Geschäftsleute ohne Titel, aber mehrfache Millionärs; Grund genug, daß Sie nachstehend formulirtes Schreiben unterzeichnen: „Mein Sohn! Ich höre, daß Du darauf bestehst, Mademoiselle X. zu heirathen; aber was man auch Gutes über diese junge Person sagt, so kann ich doch nicht meine Einwilligung zu einer Heirath geben, die eine Mißheirath wäre. Du wirst also, aus Achtung gegen Deine Vorfahren, das angedeutete Verhältniß sofort abbrechen. Da ich aber weiß, wie uninteressirt Du bist und wie leicht Dich die Leidenschaft verblenden könnte, eine sogenannte Heirath aus Liebe zu schließen, so sage ich Dir auf das Bestimmteste, daß ich Dir bei Lebzeiten auch nicht einen Sou zukommen lasse, wenn Du wider meinen Willen heirathest. Darnach richte Dich u. s. w." „Kopiren Sie schnell diesen Brief und schicken Sie mir denselben mit umgehender Post." Der Vater gehorchte mit vollkommenster Gelehrigkeit. Das Schreiben traf ein. Linden, so hieß der spekulative Liebhaber, stürzte voll Verzweiflung zu seiner Geliebten und legte es zu ihren Füßen. Das junge Mädchen ward gerührt von so viel Liebe und Verzweiflung und es gelang ihr auch, die Eltern zu rühren. „Nun" — sagte Papa Millionär und versenkte die Hände noch tiefer als gewöhnlich in die Hosentaschen — „wenn Linden Dich heirathen will — eine Bettlerin bekommt er nicht zur Frau." Im Stillen aber sagte er bei sich: „Auch Aristokraten müssen sterben und wenn Papa Baron auch bei Lebzeiten seinem Sohne die Groschen abschneidet — enterben kann er ihn doch nicht!" In dieser Voraussetzung ward das Paar getraut — und hoffentlich findet die junge Frau so großes Glück in ihrer Ehe, um über die Täuschung der Brautwerbung, wenn ihr dieselben klar werden, sich zu trösten.

Man muß sich zu helfen wissen! In dem Städtchen Siklos hat eine reisende Schauspielergesellschaft ein neues Stück gegeben, ohne den letzten Act studirt zu haben. Um diesen nicht spielen zu müssen, ließ man nach dem vierten Acte den Rakoczymarsch spielen, um gewissermaßen das Publikum zum Marsch zu bringen. Allein die Siklofer beharrten auf ihrem Scheiu, dem Theaterzettel, und warteten auf den fünften Act. In dieser großen Verlegenheit machte ein Schauspieler Feuerlärm, und alsbald war das Theater leer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 127. Donnerstag, den 23. October **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

5.

Auf dem Balle.

Es war im November, in der Zeit, wo Hamburg in Regen und Nebel eingehüllt ist. Soltau hatte unerhörtes Glück in allen seinen Unternehmungen gehabt; es schien, als ob ein besonderer Schutzgeist über seinem Bankhause wachte. Die sich immer noch häufenden Geschäfte hatten eine Vermehrung des Comptoirpersonals nöthig gemacht: statt drei Commis sah man jetzt neun an eleganten Bureaux arbeiten. Ludwig Lambert, der seit dem ersten Tage des Bestehens der Firma dem Hause angehörte, nahm die geachtetste Stellung ein, ihm und dem alten Cassirer Lorenz überließ Soltau die Leitung des Comptoirs, wenn ihn die großen Unternehmungen in andere Kreise zogen. Die Zeit des schnell reich gewordenen Banquiers war dergestalt in Anspruch genommen, daß nothwendig eine Aenderung in dem häuslichen Leben der beiden Gatten vorgehen mußte. Soltau sah seine Gattin nur des Mittags bei Tische und selten des Abends, denn er war gezwungen, die Cirkel seiner zahlreichen Geschäftsfreunde zu besuchen, die ihn mit Einladungen bestürmten. Henriette war intelligent genug, um die Nothwendigkeit dieser Veränderung einzusehen; sie zürnte deshalb nicht, sie schien vielmehr ihre Zärtlichkeiten zu verdoppeln, um einen Ersatz für die Beschränkung der Zeit zu haben.

Franz wiederholte ihr fast täglich:

„Ich arbeite nur für Dich, Henriette, damit Du wie eine Fürstin geehrt werdest."

„Ehrt man Deine Frau nicht schon genug?" fragte sie einst. „Bedürfen wir noch mehr des Reichthums, um in unserer Liebe glücklich zu sein?"

„Ich habe mir vorgenommen, Dein Vermögen zu verzehnfachen," antwortete er. „Gönne mir den Stolz, einige Jahre an der Börse geherrscht zu haben."

Das Glück, das Soltau in dem Besitze seiner reizenden Gattin fand, war seit der Zeit der Verheirathung nur ein einziges Mal getrübt worden: ein neidischer Speculant hatte in gewissen Kreisen das Gerücht verbreitet, Soltau verdanke sein Vermögen nicht seinem Geschäftsfleiße, sondern seiner schönen Frau, und diese habe es durch hohe Protection theuer erkauft. Franz hatte diese Verleumdung dadurch gerächt, daß er den verleumderischen Speculanten mittelst eines geschickten Börsenmanövers zum Fallissement gezwungen. Der Banquier besaß den richtigen Takt, diese Angelegenheit und ihre Folgen, die das eheliche Glück würde getrübt haben, seiner Frau zu verschweigen; dafür suchte er aber als Banquier zu glänzen und seinem Ehrgeize durch große Unternehmungen zu genügen. Franz betete seine Frau an, und liebte seine kaufmännische Ehre.

Ein großer Schiffsrheder, der durch den Transport von Auswanderern ein enormes Vermögen erworben hatte, gab um diese Zeit einen Ball. Franz und Henriette waren dazu geladen. Der Schiffsrheder bewohnte eins jener palastähnlichen Häuser, die nach dem großen Brande entstanden sind. Seine Säle waren mit seidenen Tapeten und Gold verziert; der Ball sollte sie den Gästen bei glänzender Beleuchtung zeigen.

Um neun Uhr erschien der Banquier mit

Digitized by Google

seiner Gattin. Man beneidete das schöne, glückliche Paar. Henriette war in weiße Seide gekleidet; ein kostbarer Diamantschmuck erglänzte an ihrem Alabasterhalse, und eine einfache rothe Rose schmückte das volle braune Haar. Auch Franz hatte eine reiche elegante Toilette gemacht, denn er war noch Liebhaber und wollte seiner Frau gefallen. Beide hatten sich nicht für die Welt, sie hatten sich nur für sich selbst geschmückt.

Während Franz eifrig von den Männern begrüßt ward, führte die Frau vom Hause, eine schon bejahrte Dame, die strahlende Henriette zu einem Kreise junger Frauen und Mädchen. Die Musik begann, und die Tänzer erschienen, um die harrenden Tänzerinnen zu engagiren. Selbst die Hausfrau ward von einem Schiffscapitain in die Reihe gezogen.

Da trat ein junger Mann zu Henrietten, und bat um ihre Hand zum Tanze.

„Ich tanze nie, mein Herr," antwortete artig die junge Frau; „es sei denn, daß mein Mann mich zu einem langsamen Walzer führt, der keine anstrengende Bewegung erfordert. Mehr als einen Tanz hat mir der Arzt nicht erlaubt, und ich glaube, daß ich Sie nicht kränke, wenn ich zu diesem einen Tanze meinem Mann die Hand reiche."

„Ah, Madame ist verheirathet!" sagte pikirt der Tänzer. „Und doch versicherte man mir neulich das Gegentheil."

„So hat man sich über meine Person getäuscht, oder man hat Ihnen absichtlich eine Unwahrheit gesagt."

Henriette sah den blonden Modemann erstaunt an.

„Sie erinnern sich wohl meiner nicht mehr?" fragte er mit einem impertinenten Lächeln.

„Ich wüßte nicht, daß ich Sie schon früher gesehen hätte."

„Sie waren vorgestern Abends acht Uhr in einem Hause der Polstraße. An meiner Hand erstiegen Sie die Treppen zum vierten Stocke. Als Sie eine Stunde später zurückkehrten, fanden Sie mich an der Thür, und ich hatte das Vergnügen, einen Fiaker für Sie herbeizurufen. War Ihr schönes Gesicht auch in einen schwarzen Regenhut gehüllt, so habe ich mir die Züge desselben doch so tief eingeprägt, daß ich sie selbst unter dem Diademe einer Königin wiedererkennen würde."

Entrüstet erhob sich Henriette; mit stolzen, verachtenden Blicken sah sie den jungen Mann an.

„Ich wiederhole noch einmal, daß Sie sich täuschen, wenn Sie nicht die Absicht haben, mich zu beleidigen."

„Verzeihung, Madame, dann würde ein kostbarer Diamantring, der sich beim Einsteigen in den Wagen von dem zarten Finger der Dame streifte, in meinen Händen bleiben müssen. Ich glaubte schon so glücklich zu sein, die Gelegenheit gefunden zu haben, das werthvolle Kleinod der Eigenthümerin zurückzustellen."

Henriette zuckte leicht zusammen; sie fächelte sich mit ihrem Fächer Luft zu, um eine schnell aufsteigende Röthe zu verbergen. In diesem Augenblicke erhob sich ein Gast, der gedankenvoll auf einem Stuhle neben dem Kamine gesessen und das Gespräch unbemerkt belauscht hatte. Sein Gesicht war bleich und von einem vollen, schwarzen Barte eingerahmt. Er trug elegante schwarze Ballkleidung. Geräuschvoll ging er hinter dem Rücken des jungen Mannes vorüber und verschwand in dem Gewühle der Tänzer, die ihre Damen zu den Plätzen zurückführten.

Der lästige Ballgast verneigte sich und verließ Henrietten, die von bekannten Damen umringt ward.

Um zehn Uhr reichte man den Gästen Erfrischungen. Soltau nahm den Arm seiner Frau und führte sie durch die Säle, wo er bald hier, bald dort Bekannte traf. In einem der prachtvollen Nebenzimmer saß ein kleiner Kreis Herren und Damen. Auch Philipps, der Agent, befand sich unter ihnen; er zog Franz und Henrietten in die Gesellschaft und forderte sie auf, hier die Erfrischungen einzunehmen. Die Damen, unter denen Soltau's Gattin einige Bekannte traf, gruppirten sich um den Thee, die Männer um eine Bowle Ananaspunsch.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichte eines Seiltänzers.

Im Herbst des Jahres 1818 war in Aachen einer der Congresse versammelt, mit denen die Staatsmänner der Restauration ebenso freigebig waren, als die heutigen Staatsmänner mit ihnen kargen. In den Mußestunden, die den in Aachen berathenden Monarchen trotz aller Conferenzen blieben, vergnügten sie sich damit, einem berühmten französischen Seiltänzer zuzusehen. Der Mann galt für den besten seines Fachs, doch glaubte der König Friedrich Wilhelm III. sich zu erinnern, daß er von einem Deutschen noch vorzüglichere Leistungen gesehen habe. Kolter (er war es, wenn wir nicht irren) wurde nach Aachen berufen, und versprach, wenn man seine Anwesenheit verschweige, eine überraschende „Arbeit." Am nächsten Tage steigt der Franzose auf dem Seil zu einem hohen Thurm empor. Er hat die Hälfte des Weges zurückgelegt, da sieht er zu seinem Todesschrecken, daß aus der Thurmluke ein zweiter Seiltänzer herausteigt, und ihm entgegengeht. Bald stehen sich Beide hundert Fuß über der Erde auf dem schwankenden Seile gegenüber. Die Tausende von Zuschauern unten fragen sich in athemloser Spannung, wie diese Begegnung enden wird. Inzwischen hat oben ein kurzes Gespräch stattgefunden. Der Franzose hat seinem Gegenüber die bittersten Vorwürfe gemacht, und gleich den Zuschauern unten gefragt, wie das enden werde. Darauf hat der Deutsche blos geantwortet: „Bücken Sie sich!" Der Franzose gehorcht mechanisch, und im nächsten Augenblick setzt der Andere mit einem mächtigen Sprunge über ihn weg, und tanzt das Seil hinunter, während sein zitternder Gegner der Thurmluke zueilt, in der er verschwindet, um in Aachen nie wieder aufzutreten.

Diese „Arbeit" Kolters galt bisher für die beste und gefährlichste. Jetzt hat aber ein Franzose die Aacheuer Niederlage seines Landsmannes gerächt. Monsieur Blondin ist der „König des Seils, der Held beider Hemisphären, die Großmacht der Balancirstange." Es ist in der Ordnung, daß ein solcher Mann einen Biographen gefunden hat. C. Linnäus Banks veröffentlichte: „Blondin, his life and performances." Auch Illustrationen enthält das Büchlein, die wir aber mit Ausnahme der Photographie Blondins für überflüssig halten.

Blondin wurde am 24. Februar 1824 geboren. Sein Geburtsort St. Omer war seiner in jeder Beziehung würdig, denn die Stadt zeichnet sich in doppelter Beziehung aus, erstens durch ihre berühmten geistlichen Gelehrten, und zweitens durch ihren ausgezeichneten Schnupftabak. Der Vater war ein alter napoleonischer Veteran, und lebte von seinen glorreichen Erinnerungen und vom Fischfange. In demselben fünften Jahre, in dem Mozart zu componiren begann, fing Blondin an, auf dem Seile zu tanzen. Eine Gesellschaft von Seiltänzern und Kunstreitern kam nach St. Omer, unter der sich ein junger Mensch befand, der einen so verführerischen himmelblauen Anzug, so prachtvolle Schwungfedern und einen so blitzenden Schmuck von Zinn und Glas trug, daß er nicht blos den jungen Mädchen, sondern auch der hoffnungsvollen Jugend der Gassen den Kopf verdrehte. Seinen ersten Versuch machte Blondin auf einer Waschleine seiner Mutter, die er an zwei Stuhllehnen befestigte. Dieser Versuch war ein muthiger, aber kein glücklicher. Die beiden Stühle fielen um, als Blondin sich auf die Waschleine schwang, und er lag auf der Nase. Von der im Ganzen richtigen Ansicht ausgehend, daß Männersachen besser halten als Frauensachen, entführte Blondin seinem Vater dessen Angelschnur, um auf dieser zu tanzen. In diesem Falle war seine Berechnung eine unrichtige: die Angelschnur riß, und er lag zum zweiten Male auf der Nase. Jetzt verbündete er sich mit einem alten Matrosen, der im Besitz eines haltbaren Taues war, und es eigenhändig zwischen zwei Bäumen ausspannte. Mit einer zerbrochenen Segelstange in der Hand betrat Blondin sein Seil, und führte seinen ersten Tanz mit dem vollständigsten Glück aus. Man brachte ihn nun in eine gymnastische Anstalt zu Lyon, und in überraschend kurzer Zeit war seine Ausbildung vollendet. Er trat darauf in die Gesellschaft der Familie Ravel ein, die ihn Frankreich berühmt war, und es in Nordamerika noch mehr wurde. Hauptsächlich im Ver-

Digitized by Google

trauen zu Blondins Leistungen ging die Gesellschaft 1851 über das Meer, und hatte ihren Schritt nicht zu bereuen. In den nächsten acht Jahren wurde Blondin, der mit der Presse in eine innige Verbindung trat, in allen Städten der Union als der Unvergleichliche und Einzige ausposaunt. So hatte er, um von seinem Stande ein Bild zu entlehren, ein Schwungbrett bekommen, von dem er sich mit einem Riesensprunge auf den Gipfel des Ruhms schwingen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Um das Aufspringen der Zitzen der Kühe zu verhüten, ist es gut, die Zitzen mit 3 Loth Theriak einzureiben und mit Kamillenthee zu dämpfen.

Verschiedenes.

Die deutsche Pariser Zeitung bringt einen Artikel über die große Entwickelung, welche in Paris der Handel mit Briefpostmarken genommen hat. Mehrere Buchhändler haben sich an die Spitze dieses Geschäftszweiges gestellt, halten Niederlagen von Freimarken aus der ganzen Welt und tauschen und kaufen dieselben ein. Die Börse für die Freimarkenspeculanten und Liebhaber ist der Tuileriengarten. Besonders lebhaft ist der Markt von jetzt an bis Anfangs November. Jede Freimarke hat je nach dem Lande, aus dem sie stammt, oder nach der Menge, in der sie auf dem Markte vorhanden ist, ihren Cours. Am höchsten stehen die hinterindischen Marken, sowie einige alte europäische Species, die, nachdem sie früher einige Zeit eingeführt, später wieder abgeschafft worden waren. Marken, welche den Poststempel tragen, deren Aechtheit dadurch also garantirt ist, werden den ungestempelten vorgezogen, stehen auch höher im Cours. Sammlungen von 500 Stück werden mit 600 bis 1000 Frcs. bezahlt. Mann kennt bis jetzt nur eine vollständige Sammlung (mehrere tausend Exemplare); sie ist in den Händen eines Liebhabers, der sie um keinen Preis verkauft. Es gibt sogar ein eigenes „Manuel des collectionneurs de Timbres-Poste".

Ein nettes Geschichtchen wird in der „N. V.-Ztg." erzählt: Vor einiger Zeit machten in einer Stadt der Rheinprovinz mehrere junge Leute, unter ihnen ein Landgerichtsassessor, in froher Weinlaune spät Nachts noch eine eine Tour durch die Straßen. Ein erhelltes Fenster reizte ihre Neugierde, wer hier noch so spät wache. „Das wollen wir bald wissen," meinte der Assessor, klomm behende am Hause hinauf und stieß das Fenster auf. In der Stube war eine Frau am Entkleiden; sie rief sofort laut um Hilfe; einer der nächtlichen Wächter eilt herbei, faßt die Unterstehenden ab und notirt ihre Namen; den Herrn oben am Fenster kann er aber selbst mit seinem Spieße nicht erreichen und gutwillig wollte dieser sich nicht übergeben. Da, während der Nachtwächter mit einem der Anderen spricht und einen Augenblick nicht auf ihn achtet, springt der Bedrohte von oben mit einem Satz herab und eilt davon. Die übrigen Betheiligten werden vor's Polizeigericht geladen und der Zufall will es, daß jener Assessor in der Sache als Richter sitzen muß. Er machte mit der ernstesten Miene zuerst dem Nachtwächter Vorwürfe darüber, daß er den Haupt-Attentäter auf die nächtliche Ruhe der Bürger habe entwischen lassen, hielt dann den Verklagten das Strafbare ihrer Handlung vor, ermahnte sie, sich zu bessern und verurtheilte schließlich jeden derselben zu 1 Thlr. 10 Sgr. Strafe.

(Unterschied zwischen Preußen und Oesterreich.) Ein Oesterreicher und ein Preuße stritten sich um die Vorzüge ihrer Vaterländer. Der Preuße wirft dem Oesterreicher den Ueberfluß an Papiermangel vor. „Bei Euch ist ja Alles Papier!" ruft er im Eifer aus. „Allerdings", unterbricht ihn der Oesterreicher, „und bei Euch ist Alles Schein! Die Wahl thut wehe!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 128. Samstag, den 25. October **1862.**

Prolog

für die in München gegebene Festvorstellung zu Ehren des deutschen Handelstags am 17. Oct. 1862. *)

Germania (im Eichenhaine stehend).

Was für ein Rauschen geht durch diese Zweige,
Wie Athem Gottes, der die Zukunft kündet?
Welch feierliches Tönen weckt mich
Aus tiefem Sinnen, das in Sorg' und Hoffnung
In dieser grünen Dämm'rung mich ergriff?
— Und siehe da . . . die Augen schlag' ich auf,
Und Herrliches stellt sich vollendet dar,
Und wie einst auf der Walstatt unter'm Baum
Das Volk getagt, füllt eine edle Schaar
Von seinen Boten den geschmückten Raum!
Erkennt Ihr mich? — Ich bin es, die Ihr liebt!
Die Jeder von Euch tief im Herzen trägt
Wie der Erwählten minnigliches Bild:
Bin Euer Denken, das zur That geworden —
Ich bin's, die Jeder glühend vor sich sah
Im Sehnsuchtstraum' . . . . ich bin Germania!
Seid mir gegrüßt, Ihr meine deutschen Söhne!
Ob Ihr den Süden Eure Heimat nennt,
Ob fernen Norden: ob das ew'ge Meer
Sie Euch umbrause, ob im Gletscherkranz
Der Alpen Stirn' auf Eure Wiege sah
— Seid mir gegrüßt, Ihr Alle — Alle . . . . Alle
Mir gleich geliebt, gleich meinem Herzen nah;
— Seid mir gegrüßt zum großen Männerwerke,
Das Euch vereinigt an der Isar Strand:
Mit Weih' und Segen biet' ich Euch die Hand!
. . . . Ein streng Gewebe ist der Völker Sein
Und wunderbar durchkreuzen sich die Fäden —
Doch wie des Menschen Körper nur gedeiht,
Und alles Große, zarten Keimen ähnlich,
Zu Geistesblüten einzig sich erschließt,
Wenn alle Glieder gleich und froh sich regen,
Harmonisch Nerv' und Muskel sich bewegen —
So stockt und flecht der Völker Leben hin,
Wenn nicht von Einem großen Herzen aus
Ein freier Pulsschlag immer frisches Blut
Durch freie Adern ungehindert treibt!
Ihr habt's erkannt — mit männlich sicherm Blick
Habt Ihr's geschaut: fest steht das Haus allein,
Das weise Ordnung immer gleich regiert;
Wo sich zum Schaffen jede Kraft entzündet,
Im wechselvoll beglückenden Verkehr
Sich das Bedürfniß mit der Kraft verbündet:
Drum wollt Ihr sorgen, daß ein rühmlich Werk
Die Völker einigt mit des Hauses Banden,
Wetteifernd sollen alle Kräfte schalten
Im deutschen Land, und die nach Sinn und Art,
Nach Sprach' und Stamm sich brüderlich geschaart,
Ein riesig Band soll sie umschlungen halten!
— Seht Ihr den Baum? Das Sinnbild Eures Volks,
Die heil'ge Eiche? — Mir ist sie vertraut:
Die Pflegerin und Wache soll ich sein,
Und Alles, was in deutschen Gau'n geschieht,
Was Großes sich und Herrliches vollzieht,
Das grab' ich hier in dieses Stammes Rinde
Zum ewigen Gedächtniß feiernd ein . . .
. . . . O dauert aus in Eurem schönen Thun!
Ermüdet nicht und in das Ringen rauscht' es
Ermahnend Euch aus dieser Eiche zu,
Daß sie nur darum herrlich prangend steht,
Weil sich die vielen, groß und kleinen Wurzeln
Zum Einen Stamme brüderlich verbinden:
Nur darum ragt der Wipfel weit und breit
— Die Eintracht ist's, die Kraft und Dauer leiht!
Drum haltet aus, damit auch diese Stunde
Die Stelle finden mag an diesem Baum
. . . Viel hat er noch für edle Thaten Raum.
— Doch halt, was les' ich hier? . . . Vernehmt, woraus

*) Gedichtet von Herm. Schmid, gesprochen von Frau Straßmann.

Digitized by Google

Der heil'ge Baum in heil'ger Stunde mahnt!
— — — Ein halb Jahrhundert iſt beinah verrauſcht,
Da lag an dieſem Abend todgerüſtet
Auf Leipzigs Feldern Deutſchlands Heeresmacht
Zu der Entſcheidungs- und Befreiungs-Schlacht!
Der Morgen tagte drei Mal blutig roth,
Doch mit dem Abend ſank auf's weite Grab
Freiheit und Segen mit dem Sieg' herab . . . .
Ihr ſeid berufen in nicht kleineren Tagen,
Heut gilt es, eine Friedensſchlacht zu ſchlagen.
— Drum dauert aus, ihr deutſchen Streiter all',
Daß Euer man wie jener Todten denke,
Und wieder Segen ſich auf Deutſchland ſenke!
— — — Ihr werdet es! Ich weiß, Ihr Alle fühlt Euch
Als Einer Mutter gleich geliebte Kinder:
Gelingen wird der Eintracht große That!
. . . . Die Sonne kommt in lichter Hoffnung Schein . . .
So ſetz' ich hier den Meißel an zum Schlag
Und grabe Deutſchlands zweiten Handelstag
In dieſes Baumes heil'ge Rinden ein.
. . . Er lehre Deutſchland einig — einig ſein!

Ein Familiengeheimniß.

(Fortſetzung.)

5.

Auf dem Balle.

Plötzlich zog der Banquier ſeinen Freund in eine Fenſtervertiefung, von wo aus ſie den Kreis der trinkenden und plaudernden Damen überſehen konnten.

„Philipps," flüſterte er aufgeregt, „kennſt Du alle dieſe Damen?"

„Ich glaube."

„Wer iſt das junge Mädchen in dem blauen Kleide mit ſchwarzen Spitzen?"

„Wo?"

„Sie ſpricht jetzt mit meiner Frau."

Philipps lächelte, indem er leiſe ausrief: „Sollte dieſe Fee auch Dich bezaubern, da Du eine ſo ſchöne Frau beſitzeſt, um die man Dich allgemein beneidet?"

„Laß den Scherz und ſage mir, was Du von ihr weißt."

„Sie und jene alte Dame in dem ſchwarzen Oberrocke, die neben ihr ſitzt, ſind die beiden einzigen Perſonen, von denen ich Dir weiter nichts ſagen kann, als daß ich ſie hier vorgefunden habe, und daß das junge Mädchen mir, wie aller Welt, den Kopf verdreht."

„Das iſt ſeltſam!" murmelte der Banquier.

„Franz, faſt bereue ich, Dich hier aufgehalten zu haben!"

„Haſt Du ihren Namen gehört?"

„Nein!"

Die beiden Männer beobachteten einige Augenblicke das reizende Geſchöpf, das ſich lächelnd mit Madame Soltau unterhielt. Die Unbekannte glich einer zarten, halb entfalteten Knospe; Henriette einer kaum erblühten Roſe, die friſch im Morgenthaue duftet.

„Ich muß Gewißheit haben!" murmelte Soltau, wie im Selbſtgeſpräche.

„Worüber, Franz, worüber?"

Der Banquier ging zu ſeiner Frau.

„Verzeihung, meine Damen," ſagte er, „wenn ich einen Augenblick ſtöre. Henriette," wandte er ſich zu ſeiner Gattin, ohne die Blicke von der Unbekannten abzuwenden, „ziehſt Du ein Glas Limonade dem Thee vor?"

Seine Abſicht war, ſich bemerkbar zu machen und den Eindruck ſeines Erſcheinens zu beobachten. Das junge Mädchen ſah ihn an und blieb ruhig.

„Ich danke, Franz, für Deine Aufmerkſamkeit!" antwortete Henriette. „Willſt Du mir aber eine beſondere Gefälligkeit erzeigen, ſo trage Sorge, daß wir mit dieſen beiden Damen bei der Tafel zuſammenſitzen."

„Wir nehmen an, daß wir nicht läſtig fallen!" fügte das junge Mädchen hinzu.

Franz verneigte ſich und zog ſich zurück.

„Das iſt ihre weiche, wohlklingende Stimme, das ſind ihre ſchönen Augen, ihre ſchwarzen Haare — mit einem Worte, es iſt das Madonnengeſicht Sophie's!" dachte er überraſcht, indem er das Zimmer verließ, um den Herrn vom Hauſe aufzuſuchen. „Heute ſoll ſie mir nicht ſpurlos verſchwinden!"

Franz traf den Feſtgeber in dem Speiſeſaale, wo er mit dem Arrangement der Tafel beſchäftigt war. Der Banquier trug dem Schiffsrheder ſeine Bitte vor.

„Nennen Sie mir die Namen der beiden Damen, neben denen Ihre Frau Gemahlin zu ſitzen wünſcht, und ich werde ſofort die Einrichtung danach treffen."

Digitized by Google

„Wenn ich die Namen wüßte, mein lieber Freund!“ rief Franz, indem er seine Verlegenheit unter einem Lächeln verbarg. „Ich hoffe, sie von Ihnen zu erfahren.“

„Wo befinden sich die Damen?“

„Folgen Sie mir, ich werde sie Ihnen zeigen!“

Die beiden Männer, anscheinend in einem gleichgültigen Gespräche, traten Arm in Arm in die Thür des Seitenkabinets. Die Gesellschaft unterhielt sich, so daß sie die Angekommenen nicht bemerkte.

„Sehen Sie neben meiner Frau die junge Dame im blauen Kleide?“

„Ich sehe sie!“

„Nun diese und ihre Nachbarin meine ich!“

Der Schiffsrheder war ein jovialer Mann; er sah seinen Freund lächelnd an, dann flüsterte er ihm in's Ohr:

„Miß Belling scheint selbst den Männern, die schöne Frauen haben, den Kopf zu verdrehen! Ihre Gattin, mein Bester, macht eine gefährliche Bekanntschaft!“

„Ich habe Gründe, etwas Näheres über diese Dame zu erfahren. Ehe ich meiner Frau gestatte, sich ihr anzuschließen, möchte ich wissen, wer sie ist.“

„Miß Belling ist eine Amerikanerin von guter Familie,“ antwortete der Rheder, indem er mit dem Banquier aus der Thür zurücktrat, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht zu erregen. Die alte Dame ist Madame Lay, eine Freundin meiner Frau, von der auch die Einladung zum Balle ergangen ist.“

„Und in welcher Beziehung steht Miß Belling zu Madame Lay?“

„Darüber kann ich Ihnen keinen Aufschluß geben, weil ich mich nicht darum gekümmert habe. Aber jedenfalls sind beide Damen respektable Personen, meine Frau würde sie sonst nicht zu unserm Feste gezogen haben.“

Ein Diener rief den Hausherrn ab.

„Miß Belling wird neben Madame Soltau sitzen!“ sagte er lächelnd, indem er sich entfernte.

Der Banquier wußte jetzt nicht um ein Haar mehr, als zuvor. Er trat in die Thür und betrachtete Miß Belling: sie war Zug für Zug Sophie Saller. Soltau hätte sein ganzes Vermögen gegen einen Schilling verwettet, daß Miß Belling und Sophie eine Person seien. In diesem Augenblicke blieb ihm Nichts weiter, als sie für die von dem Hausherrn bezeichnete Amerikanerin zu nehmen. Das geheimnißvolle Dunkel, das die schöne Rentenbezieherin umgab, ward immer dichter, und Soltau's Neugierde natürlich immer größer.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Seiltänzers.

(Fortsetzung.)

Im Frühling 1859 machte er sich von der Ravel'schen Gesellschaft los und ging an den Niagara. Seine Ankündigung, daß er auf einem Seile über den Fall gehen werde, wurde mit Unglauben und einer Art von Unwillen aufgenommen. Man hielt ihn für einen Schwindler oder für einen Narren. Sein Unternehmen sah wirklich einer Unmöglichkeit so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Die Entfernung von Ufer zu Ufer beträgt 1100 Fuß; Vorrichtungen, um das Schwanken des Seils zu verhüten, lassen sich nicht anbringen, von einer Hilfeleistung kann ebenfalls keine Rede sein, und doch ist der Seiltänzer, der im Angesicht der stürzenden und strudelnden Wasser 160 Fuß hoch in der Luft schwebt, einem Unfall mehr als irgend sonstwo ausgesetzt.

Vor dem 30. Juni 1859, dem für den Seilgang festgesetzten Tage, waren alle Ortschaften in der Nähe des Falles mit Menschen vollgepfropft. Jeder Eisenbahnzug, jedes Dampfschiff brachte Massen von Neugierigen, und zuletzt waren 25,000 Personen aus allen Gesellschaftsclassen versammelt. Blondin trat seinen Gang auf der englischen Seite an und ging kühn und sicher nach der amerikanischen hinüber. Als er den Mittelpunkt erreicht hatte, setzte er sich gemächlich nieder, um sich das prachtvolle Naturschauspiel anzusehen. In der Nähe des andern Ufers legte er sich einen Augenblick auf den Rücken, überschlug sich, stellte sich wieder auf die Füße und lief rasch zum Landungsplatze. Er hatte zu diesem Gange fünf Minuten gebraucht. Bei seiner Ankunft wurde er mit einem betäubenden Beifallsgeschrei begrüßt. Ob auch die mitriefen, welche darauf gewettet hatten, daß er in's Wasser stürzen werde, lassen wir dahin gestellt.

Digitized by Google

Nach zwanzig Minuten war er wieder auf dem Seile, dieses Mal mit einem photographischen Apparat auf dem Rücken. Zweihundert Fuß vom Ufer entfernt band er seine Balancierstange auf das Seil fest, stellte seinen Kasten auf und nahm ein Bild des mit Menschen bedeckten Ufers auf. Als er nach diesem Uebergange von der englischen Seite zurückkehrte, schob er eine schwere Karre vor sich her. Etwa auf dem dritten Theile des Weges machte er Halt, brachte seine Karre in's Gleichgewicht, setzte sich darauf und nahm mit gekreuzten Beinen die Haltung eines unbetheiligten Zuschauers an. In der Nähe der amerikanischen Küste stellte er sich sogar in die Karre. Dieser Anblick wurde selbst den immer nach Reizmitteln bedürftigen nordamerikanischen Nerven zu viel. Damen und Herren fielen in Ohnmacht, Tausende wendeten sich ab, und wer Blondin im Auge behielt, der hielt den Athem an.

Die Nachrichten von diesem mehr als kühnen Unternehmen wurden in Europa als Fabeln behandelt. Einige Gasthofsbesitzer in solchen amerikanischen Gegenden, denen der Strom der Vergnügungsreisenden sich zuzuwenden pflegt, und die nun durch den Niagara in den Schatten gestellt wurden, hatten ihren Antheil daran. Sie schrieben nach London, daß der Seiltanz über den Niagara ein bloßer Puff, eine Gastwirths-Speculation sei. Es gäbe allerdings einen Niagara, aber keinen Blondin, der sei eine Mythe und gehöre in die Classe der Seeschlange. Diese Mythe, diese Seeschlange, setzte inzwischen in der sichtbaren und greifbaren Gestalt eines schönen und kräftigen Mannes ihre Gänge über den Niagara fort. Jedes Mal strömten Unmassen von Menschen hinzu, und jedes Mal gab es irgend eine Ueberraschung. Bald erschien Blondin als Blindekuh, sein Gesicht in einen Sack dicht eingehüllt, bald trug er einen Mann auf seinen Schultern und verschaffte den Zuschauern den Extragenuß, sich zu stellen, als gleite er aus und werde nächstens fallen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Heißes Wasser als Mittel gegen Brandwunden.) Ein einfaches und dem früher angewendeten entgegengesetztes Mittel ist heißes Wasser. Die verbrannten Theile müssen sofort in so warmes Wasser gehalten werden, wie man es irgend nur aushalten kann. Alsbald hört der Schmerz auf und die Heilung tritt ein. Die Dauer des Wasserbades richtet sich nach der Art der Brandwunde. Ist die Haut roth gebrannt, so genügt ein Wasserbad von höchstens einer halben Stunde; sind Brandblasen vorhanden, so schneide man nach einem einstündigen Bade die Blase auf und setze hierauf dasselbe noch eine halbe Stunde fort; ist ferner die obere Haut ganz weggebrannt, so genügt ebenfalls ein anderthalbstündiges Bad; die anfangs starke Blutung läßt bald nach und es bildet sich allmählig über der Wunde eine weiße Haut, die mit Charpie belegt und mit Leinwand umbunden wird. Für den Fall eintretender Eiterung muß täglich das Wasserbad und der Verband erneuert werden; hierbei ist es nothwendig, die Wunde gegen Kälte zu schützen.

Räthsel.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein:
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall faßt er ein;
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 129. Dienstag, den 28. October 1862.

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

5.

Auf dem Balle.

Man ging zur Tafel. Soltau führte seine Gattin. Miß Belling und ihre Begleiterin erschienen am Arme eines schwarz gekleideten Mannes. Die Ordnung der Plätze war, wie sie der Banquier gewünscht hatte: die Unbekannte saß zwischen Madame Soltau und der alten Dame, neben Letzterer nahm der Herr im schwarzen Fracke seinen Platz.

„Philipps," flüsterte Soltau seinem Freunde zu, der neben ihm saß, „mir ist, als ob ich den Mann, der Deine Schöne geführt hat, heute nicht zum ersten Male sähe. Kennst Du ihn?"

„Nein; aber ich hoffe, ihn diese Nacht noch kennen zu lernen."

„Er erinnert mich an den Verkäufer der Lebenspolice."

„Wahrlich nein! Jener war jünger und hatte braunes Haar — dieser ist schwarz wie ein Italiener. Wir werden ja sehen — in einer Stunde weiß ich mehr."

Das Souper ging unter gleichgültigen Gesprächen vorüber, und der Ball begann wieder. Soltau tanzte mit seiner Frau einen Walzer. Die Unbekannte erschien am Arme des jungen Agenten Philipps. Man bewunderte allgemein das reizende Geschöpf.

„Henriette," flüsterte der Banquier, als er mit seiner Gattin ruhete, „Du hast Dich mit Miß Belling lange unterhalten —"

„Wer ist Miß Belling?" fragte verwundert die junge Frau.

„Sie war Deine Nachbarin bei Tische."

„Ach so! Die junge Dame meinst Du. Nun?"

„Was glaubst Du, wer sie ist?"

„Aus der Unterhaltung habe ich sie als eine geistreiche, liebenswürdige Person kennen gelernt. Mehr zu erfahren, war unmöglich, ohne den Anstand zu verletzen. Du kennst ihren Namen, Franz?"

„Ich erfuhr ihn, als ich die Plätze besorgte."

„Dein Interesse an ihr ist eben so groß, als sie schön ist!"

„Du wirst es erklärlich finden, wenn ich Dir sage, daß ich sie für Sophie Saller halte. Ist sie es nicht, so haben beide Personen eine wunderbare Aehnlichkeit."

„Deine Mündel ist eine mir gefährliche Person, Franz!"

„Fürchte nichts, Henriette; für mich ist meine Gattin das schönste Weib auf der Erde. Mein Interesse für jene Dame ist ein rein geschäftliches. Ich verwalte ja ihr Vermögen."

Beide Gatten drückten sich zärtlich die Hände wie Liebende, die sich zum ersten Male ein Geständniß gemacht haben. Franz war glücklich, das Gefühl der Eifersucht in seiner Frau, die er anbetete, rege zu finden. Kaum hatte er das reizende Weib nach dem Tanze auf ihren Platz geleitet, als der blonde Elegant, dem Henriette den Tanz versagt, sich ihm näherte und ihn um eine kurze Unterredung bat. Beide traten in ein Nebenzimmer.

„Sie kennen mich, Herr Soltau?"

„Wenn ich nicht irre, so gibt mir der Herr Advokat Eberhardi die Ehre —"

„Ganz recht, Eberhardi ist mein Name."

Digitized by Google

„Und worin kann ich dienen, Herr Advokat?“

„Sie sind Banquier, ich brauche Geld — vielleicht können wir ein Geschäft machen. Der Ballsaal ist zwar nicht die Börse, aber ich möchte die heutige Gelegenheit benutzen, um zu erfahren, ob Sie geneigt sind, mit mir in Verbindung zu treten.“

„Es kommt auf die Natur der Geschäfte an, die Sie mir proponiren werden.“

„Das heißt, auf die Bürgschaft, die ich zu stellen vermag? O, die Sache ist einfach und kurz. Ich glaube, Diamanten haben einen größern Werth als Papiere.“

Soltau sah lächelnd den jungen Mann an.

„Mein Herr, ich bin der Chef eines soliden Bankhauses, und nicht eines credit mobilier oder einer Leihanstalt. Wenn Ihre Diamanten gut und echt sind, so kann es Ihnen nicht schwer werden —“

„Verzeihung, der Werth solcher Dinge ist imaginär, die Anschauung des Liebhabers erhöht ihn. Jeder Andere, außer Ihnen, würde mir auf mein Pfand eine sehr geringe Summe bieten. Ich kann mich nur an Kenner wenden — —“

„Glauben Sie denn, daß ich Kenner bin?“ rief Soltau lachend.

Der Advokat zeigte dem Banquier einen Ring, dessen Diamanten er im Kerzenlichte spielen ließ.

„Vielleicht für dieses Kleinod?“ fragte er mit einem höhnenden Lächeln. „Sehen Sie sich ihn näher an und machen Sie Ihr Gebot.“

Dann drückte er ihm den Ring in die Hand. In diesem Augenblicke trat der schwarz gekleidete Herr, der Miß Belling zu Tische geführt hatte, hastig den beiden Männern näher; aber er kam dennoch zu spät, um zu verhindern, daß der Ring aus der Hand des Advokaten in die des Banquiers überging.

„Mein Herr, Sie sind ein Schurke!“ zischte er Eberhardi in das Ohr. „Und Sie, Herr Soltau, zweifeln Sie nicht an der Schurkerei dieses Elenden, dem kein Mittel zu schlecht ist, um Geld zu erpressen. Genügt Ihnen meine Versicherung nicht, die Versicherung eines Unbekannten, so urtheilen Sie nicht vorschnell, man wird Ihnen Beweise liefern.“

Nachdem er dem erbleichenden Advokaten einen furchtbaren Blick zugeschleudert, verließ er hastig das Zimmer, in dem sich zufällig keine andern Gäste befanden. Soltau war überrascht einige Schritte zurückgetreten, den Ring in der Hand haltend. Seine Ueberraschung ging in Bestürzung über, als er einen Blick auf das flimmernde Juwel warf: er erkannte den Ring, den er am letzten Geburtstage seiner Frau geschenkt hatte. Er glaubte zu träumen — um sich zu vergewissern, trat er einer Kerze näher: auf der von Steinen umgebenen Platte standen die Buchstaben F. S. Der Ring war nach seiner eigenen Zeichnung von dem Juwelier verfertigt, es konnte also kein Zweifel obwalten. Er wollte sich zu dem Advokaten wenden — der junge Mann war verschwunden.

„Was ist das? Was ist das?“ fragte er sich. „O der Unbekannte hat Recht, er muß Recht haben: Henriette hat diesen Ring verloren, der Advokat hat ihn gefunden und sucht einen möglichst hohen Finderlohn zu erhalten. Wie aber hat der Fremde diesen Schlich erfahren? Warum war er so erbittert auf den Advokaten?“

Er ging einige Augenblicke durch das Zimmer, um seine Fassung wiederzuerlangen, dann trat er in den Saal. Eberhardi ging rasch an ihm vorüber. Der Banquier eilte ihm nach. In dem Vorsaal traf er den Advokaten, der seinen Mantel und Hut genommen hatte.

„Mein Herr, wenn ich den Worten des Fremden nicht glauben soll, so geben Sie mir Aufklärung! Es ist Ihre Pflicht, daß Sie mir sagen, wie dieser Ring in Ihre Hand gekommen.“

—Indem der Advokat sich in seinen Pelzmantel hüllte, gab er kalt zur Antwort:

„Ich habe das Eigenthum, das mir nicht gebührt, zurückgegeben — das Uebrige ist die Sache Ihrer Frau. Was die mir zugefügte Beleidigung anbetrifft, so werde ich meine Maßregeln zu ergreifen wissen.“

„Wo ist der Fremde?“

„Wenden Sie sich an Madame Soltau; sie ist ohne Zweifel besser unterrichtet als ich!“

Der Advokat grüßte flüchtig, verließ den Vorsaal und eilte die Treppe hinab. Auf der Straße bestieg er einen Fiaker, die sich

Digitized by Google

vor dem Hause des Schiffserhebers in langer Reihe aufgestellt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Seiltänzers.

(Schluß.)

Seine Vorstellungen von 1859 schlossen am 2. September mit einem Seiltanze, der das Neue brachte, daß Blondin auf der Mitte des Seils ein Feuerwerk abbrannte. Im Winter gab er in verschiedenen Städten der Union lauter haarsträubende Kunststücke zum Besten, im Frühjahr war er wieder am Niagara. Sein glänzendster Tag war in diesem Jahre der 14. September. Unter den Zuschauern, die aus Canada und der Union von besondern Eisenbahnzügen herbeigeführt wurden, befand sich nämlich der Prinz von Wales. Daß in Gegenwart des erlauchten Gastes etwas ganz Absonderliches zum Vorschein kommen werde, darüber war Jedermann einig, und die meisten Zuschauer gaben sich der frohen Erwartung hin, daß der Seiltänzer den englischen Thronerben über den Niagara trage. Wie wir aus unserer Biographie ersehen, glauben die guten Yankees noch heutzutage, dieses Schauspiel sei ihnen blos deßhalb entgangen, weil der Herzog von Newcastle sein Veto eingelegt habe. Etwas Unerhörtes gab ihnen Blondin doch zu sehen: er ging auf Stelzen über den Wasserfall. Die Schwierigkeiten, die er dabei zu besiegen hatte, waren so groß und so sichtbar, daß Alle für ihn zitterten und der Prinz von Wales, als Blondin wieder auf festem Boden stand, laut ausrief: „Gott sei Dank, daß es vorbei ist."

Diese Niagara-Vorstellungen sind Blondins Höhepunkt. Der Seiltänzer steht neben dem Kunstreiter auf der untersten Stufe der Kunst, wenn hier überhaupt noch von Kunst die Rede sein kann. Seinen Leistungen klebt eine unvermeidliche Eintönigkeit an. Er gibt immer dasselbe, und alle kleinen Abwechslungen, die er anbringen mag, ändern am Grundcharakter seiner Darstellungen nichts. Ob er ein Kind oder einen jungen Löwen in der Karre fährt, einen photographischen Apparat oder einen Menschen auf dem Rücken trägt, auf Stelzen oder in Körben tanzt — was man an ihm bewundert, ist immer seine vollständige Sicherheit auf dem schwankenden Seile. Wir werden uns deßhalb bei seinen späteren Leistungen nicht lange aufhalten.

So lange Blondin in Nordamerika war, suchte er sich immer die gefährlichsten Stellen aus. Er hatte den Nationalcharakter genau genug kennen gelernt, um zu wissen, daß er um so mehr Zuschauer finden werde, je wahrscheinlicher es sei, daß er den Hals brechen müsse. Die zum Bürgerkrieg anschwellenden Streitigkeiten verleideten ihm aber den Aufenthalt in der Union. Im April 1861 fuhr er, von dem Schriftsteller Coleman als Reisemarschall begleitet, auf dem Bremer Lloyddampfer Newyork nach Europa, und war kaum in London angelangt, als er mit den Directoren des Krystallpalastes in Sydenham abgeschlossen hatte. Man gab ihm für zwölf Vorstellungen 1200 Pf. St. Im Krystallpalast war es, wo er seine fünfjährige Tochter Adele in einer Karre auf dem Seile fuhr. Das Publikum empörte sich darüber so, daß ein polizeiliches Verbot gegen dieses Gefährden eines Kindes erging. Im zoologischen Garten zu Liverpool nahm er statt des Kindes einen jungen Löwen. Die einzige wirkliche Abwechslung, die er in seine Darstellungen brachte, war sein Auftreten als Affe. Er mag famos geklettert und gesprungen, auch dem „mimischen Theil seiner Rolle in jeder Beziehung gerecht worden sein." Augenblicklich ist er, nach einer Reise in den englischen Provinzen, wieder für den Krystallpalast thätig und wird während der Dauer der Ausstellung fünfzig Vorstellungen geben. Dann sehen wir ihn auf dem Festlande.

Blondin hat mehr Aufsehen erregt und mehr Beifall gefunden, als irgend ein wirklicher Künstler unserer Zeit. Wir wollen dies weiter nicht beklagen, denn wir finden es natürlich und menschlich, daß ein Mann, der zwischen Himmel und Erde auf einem Seile, das, in solcher Höhe gesehen, wie ein Bindfaden erscheint, sich wie auf dem Boden bewegt, angestaunt wird. Wir bewundern an ihm den höchsten Muth und die höchste Geschicklichkeit, also zwei Eigenschaften, die den Menschen über das Niedrige erheben.

Digitized by Google

Wir können daher auch die Seiltänzerkunst nicht als eine rohe betrachten, wenn wir auch wissen, daß ihr gerade das fehlt, was sie zu einer wahren Kunst machen würde.

Denkspruch.

Der Sieg erzeugt den Muth, der Muth den Sieg —
Besiegte haben nimmer freien Geist.
Der Zweifel und die Sorge, schwer wie Blei,
Umklammern der Gedanken kühnen Flittig.
Zu spät erfolgt Entschluß, zu spät die That;
Der Augenblick entflieht, mit ihm das Glück.

Verschiedenes.

Gustav III., König von Schweden, hatte dem Dichter Bellmann nicht blos wegen seines Genies, sondern auch, weil er ein sehr gewandter Arbeiter im Geschäftsleben war, seine besondere Gunst geschenkt. Bellmann wurde daher von dem Könige unmittelbar um dessen Person beschäftigt. Die Excentricitäten des Dichters hatten ihm aber die Ungnade des Königs einst so zugezogen, daß er dessen Zimmer nicht mehr betreten durfte; dagegen mußte er nach wie vor für den König, aber in seiner Wohnung arbeiten. Bellmann erfuhr, daß König Gustav an einem Tage zu einer bestimmten Stunde vor seiner Wohnung vorbeireiten würde. Der König erstaunte aber nicht wenig, als er an dem Fenster von Bellmann's Zimmer eine Leiter angelehnt fand. Auf dieser stand der Barbier des Dichters, der seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt hatte und sich rasiren ließ. Gustav hielt sein Pferd an und rief: „Bellmann! was bedeutet das?" „Mein Barbier ist in Ungnade gefallen, Euere Majestät," rief Bellmann hinab, „er darf meine Schwelle nicht mehr betreten; ich kann aber ohne den Kerl nicht fertig werden!" — Die Folge dieses kecken Wagestücks war, daß Bellmann wieder bei dem Könige in die früheren Verhältnisse kam.

Die Theuerung in Paris nimmt immer mehr zu, selbst das Wasser ist nicht mehr zu civilen Preisen zu haben. In Folge der enormen Ausdehnung der Stadt reichen die Leitungen für filtrirtes Wasser nicht mehr aus, die Directionen haben die Preise des in die Häuser zu liefernden Wassers erhöht und in einzelnen Arrondissements die Lieferung ganz eingestellt. Auch die Taxe der öffentlichen Fuhrwerke soll nächstens gesteigert werden, und so geht es fort mit allen Lebens- und Luxusbedürfnissen.

(Katzen im Budget.) Im österreichischen Militärbudget befindet sich auch ein Posten von 1250 fl. für die Katzen, welche in den Militärmagazinen gehalten werden.

Im Tuileriengarten wurde kürzlich ein Kind geraubt; am andern Tage sah daselbst eine Mutter ihre Tochter Arm in Arm mit einem Gardevoltigeur. „Was treibst du denn hier?" fragte die Mutter zornig. „Ach, liebe Mama, Du weißt ja, daß in diesem Garten die Kinder geraubt werden; ich habe mich deßhalb in den Schutz dieses Gardisten begeben."

Im vorigen Jahrhundert, als es noch gebräuchlich war, Damenrollen von Herren spielen zu lassen, wurde in einer deutschen Residenz das Publikum unruhig, weil der Anfang des Stücks so lange auf sich warten ließ. Der Director trat daher vor und sprach: „Meine Herrschaften, das Stück wird gleich beginnen, die Königin läßt sich nur noch rasiren."

In das Fremdenbuch des Gasthofes „Zur Post" in Ischl schrieb neulich ein Reisender:

„In der Post, sagt er,
Ist ein' Kost, sagt er,
Wer sie kost't, sagt er,
Nimmt die Post!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 128:

Das Auge.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 130. Donnerstag, den 30. October **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

5.

Auf dem Balle.

Der arme Banquier lernte zum ersten Male die Qualen der Eifersucht kennen, dieser gräßlichen Leidenschaft, die Alles in den schwärzesten Farben malt. Er suchte sich zwar zu überreden, daß eine so schöne Frau wie Henriette nicht ohne Anfechtung bleiben könne, und daß diese ganze Intrigue ohne ihr Vorwissen eingeleitet sein könne; aber der Funke des Argwohns war einmal entzündet, und er ließ sich nicht sofort wieder löschen. Franz besaß zu viel Takt, und er liebte zu aufrichtig, als daß er seine Gattin durch die Aeußerung eines Verdachtes kränken sollte, den aller Wahrscheinlichkeit nach zufällig entstandene Verhältnisse angeregt hatten. Wie er ihr die vor einigen Jahren erlittene Verleumdung verschwiegen, so nahm er sich vor, auch den Vorfall dieses Abends so lange geheim zu halten, bis sich ihm durch sorgfältiges Forschen eine Begründung bieten würde. Und dies konnte ihm ja nicht schwer werden, da er im Besitze des verhängnißvollen Ringes war. Anscheinend ruhig durchstreifte er nun die Säle, um den Unbekannten aufzusuchen. Weder er, noch Miß Belling und ihre Begleiterin waren zu sehen. Als er durch das Zimmer kam, in dem sich die Familie des Hausherrn befand, trat ihm Henriette entgegen.

„Franz, Du bist so blaß," sagte sie besorgt. „Dein Aussehen fiel mir auf, als Du eintratest; bist Du krank geworden?" fragte sie mit zärtlicher Aengstlichkeit.

„Mir ist wirklich nicht recht wohl; der Wein und das Ballgewühl —"

„So fahren wir nach Hause, Franz!" unterbrach sie ihn rasch. „Du weißt ja, daß ich nur Deinetwegen diese Festlichkeit besuche. Auch ist es zwei Uhr vorüber," fügte sie hinzu, indem sie nach der Pendule auf dem Kamine sah — „unser Wagen muß angekommen sein."

„Gut, so fahren wir nach Hause!"

Soltau ließ sich durch einen Diener nach seinem Wagen erkundigen. Er war angekommen. Trotz des Zuredens zu bleiben, verließen die beiden Gatten die Gesellschaft. Sie hüllten sich in ihre Pelze, bestiegen den bequemen Wagen und fuhren ab.

6.

Der Diamantring.

Franz hatte sich in die eine, Henriette in die andere Ecke des Wagens gelegt. Die Ungewißheit über den Ring brannte wie Feuer auf der Seele des armen Banquiers. Um sich zu zerstreuen, sah er nach den schwarzen Wänden der stillen Häuser, an denen sie vorüberfuhren. In dem Augenblicke, als eine Straßenlaterne ihre Strahlen in den Wagen warf, sah er unwillkürlich nach seiner Frau — ruhig, in ihren seidenen Pelzmantel gehüllt, saß sie da, sie schien nachzudenken, und dachte auch vielleicht nach. Franz zitterte bei dem Anblicke dieser schönen, engelgleichen Züge, er zitterte vor einer unheilvollen Aufklärung des seltsamen Geheimnisses. Ihm war, als ob die Last des Argwohns, die auf seiner Frau lag, ihn selbst drückte, und als ob er sie unwillkürlich abschütteln müßte, fragte er:

Digitized by Google

„Wir haben sehr schnell den Ball verlassen — Du hast doch nichts vergessen?"

Es war dunkel im Wagen, sonst hätte er die Ueberraschung gesehen, die sich in Henriette's Gesicht malte.

„Nein!" antwortete sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Ich wüßte nicht, daß ich etwas vergessen hätte."

Das vorige Schweigen trat wieder ein. Mit der Schlauheit der Frauen, die stets die Tugend ein wenig beeinträchtigt, wartete sie auf eine zweite Frage ihres Mannes. Franz hatte sich ruhig gewendet und setzte seine Betrachtung der Häuser fort; er fühlte, daß er auf diese Weise nicht weiter forschen dürfe, ohne seinen Verdacht zu erkennen zu geben, und den Verdacht gegen seine Frau hielt er für ein Verbrechen an der Liebe. Franz hatte früher durch die Macht seines Geldes einen Geschäftsmann ruinirt, ohne die Tugend seiner Gattin in Zweifel gezogen zu haben.

Henriette hatte keine Ahnung von der Leidenschaft, von den tiefen Empfindungen, die sich unter dem Schweigen ihres Mannes verbargen, und Franz kannte das große Drama nicht, das das Herz seiner Frau zusammenpreßte. Der Wagen trug zwei Ehegatten, die sich gegenseitig anbeteten, die eins in dem andern lebten, aber dennoch durch eine tiefe Kluft getrennt wurden. Sonst saßen sie Hand in Hand neben einander, freundlich plaudernd — heute zum ersten Male hing Jedes seinen Gedanken nach.

Der Wagen hielt an. Franz bot seiner Gattin den Arm und führte sie in ihr Zimmer. Die Kammerfrau, die sich zur Dienstleistung meldete, ward fortgeschickt; Henriette wollte ihre Nachttoilette allein besorgen. Das Schlafzimmer Madame Soltau's war ein reizender Ort. Franz hatte ihn erschaffen, indem er seinen zärtlichen Launen gefolgt war, die nicht müde wurden, der Göttin, die er anbetete, einen Himmel auf der Erde zu schaffen. Der Reichthum hatte für ihn einen um so größern Werth, da er ihm die Entwicklung seiner Gefühle gestattete. Franz war stets darauf bedacht gewesen, jene Sorgfalt und Zartheit an den Tag zu legen, welche die Liebe läutert und den Gegenstand derselben reizender macht.

Henriette wußte, wozu sie durch die Sorgfalt ihres Gatten verpflichtet ward; sie suchte ihm das zu sein, was er aus ihr machen wollte. Von wahrer Liebe begeistert, ward sie nie müde, alle jenen kleinen Pflichten zu erfüllen, die eine Frau nicht außer Acht lassen muß, da sie der Liebe stets neuen Reiz verleihen. Henriette betrat ihr Schlafzimmer allein, um ihren Ballstaat abzulegen; als sie wiedererschien, trug sie ein reizendes Nachtgewand. Franz erblickte seine Frau in einem schneeweißen Negligé — die schweren Flechten ihres dunklen Haares waren leicht auf dem Haupte zusammengelegt. Henriette zeigte sich ihrem Manne schöner, als sie es für die Welt gewesen war. Sie kannte das Geheimniß, sich für die Feste ihres Herzens geheimnißvoll zu schmücken. Heute hatte sie die größte Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet; die feine Batistrobe war nachlässig zusammengezogen, die entfesselten Locken der Schläfe fielen auf die schwellenden Alabasterschultern herab. Ihre zarten Füße bekleideten Pantoffeln von rothem Sammet. Ein feines Parfüm entströmte ihrem Gewande.

(Fortsetzung folgt.)

Das künstliche Austrocknen neugebauter Häuser.

Die Furcht vor dem Bewohnen neugebauter, kaum vollendeter Häuser ist neuerer Zeit durch die dringende Nothwendigkeit etwas in den Hintergrund zurückgedrängt worden, namentlich in größeren Städten, wo es bei der allgemeinen Wohnungsnoth nicht selten unvermeidlich wird, sich zu ganz neuen Wohnungen zu bequemen. Dessenungeachtet liegt in der Atmosphäre eines neuen Hauses immerhin eine wohl zu berücksichtigende Quelle von Schädlichkeiten, welche zwar starke und gesunde Individuen vielleicht weniger berühren, von minder kräftigen aber nicht selten schwer empfunden werden.

Vor Allem ist es die Feuchtigkeit der Mauern, welche den Aufenthalt in neuen Häusern ungesund macht. Die Menge Wassers, welche zum Anmachen des Mörtels, zum Benetzen der Backsteine u. s. w. verwendet wird, ist bekanntlich überaus groß; dieses

Digitized by Google

Benetzungswasser, wie wir es im Gegensatz zum chemisch gebundenen Wasser nennen, verdunstet indeß bei trockner Witterung und gehöriger Lüftung ziemlich rasch, ähnlich wie abgelagertes Holz oder gut ausgetrockneter Torf, wenn sie nur vom Regen naß geworden, sehr schnell wieder trocknen, so daß von dieser Seite wohl nur ein geringer Einfluß auf das Feuchtwerden der Luft zu befürchten sein dürfte. Wenn aber auch dieses sogenannte Benetzungswasser gänzlich entfernt ist, so bleibt doch in den Mauern eines nicht bewohnten Hauses noch eine andere Menge Wassers hartnäckig zurückgehalten, nämlich das zum Löschen des gebrannten Kalkes verwendete Wasser, von welchem ein Theil mit dem Kalk eine sehr innige chemische Verbindung eingeht. Man bemerkt häufig, daß in einem scheinbar ganz trockenen Hause die Wände wieder feucht werden, sobald es bezogen wird. Dies rührt davon her, daß der Kalk das Wasser so lange festhält, bis er sich mit der genügenden Menge Kohlensäure verbunden hat. Da sich nun durch den Athmungsproceß stets Kohlensäure bildet, so wird das vollständige Austrocknen um so schneller vor sich gehen, je mehr Menschen in dem Hause wohnen; um so mehr überhaupt die Räume im täglichen Verkehre benützt werden. Da dieses sogenannte „Auswohnen" natürlich auf Kosten der Gesundheit der Hausbewohner geschieht, so lag der Gedanke nahe, statt dieser natürlichen Kohlensäure-Entwicklung durch den Athmungsproceß eine künstliche Kohlensäure-Erzeugung in Anwendung zu bringen und so den gewünschten Austrocknungsvorgang wesentlich zu beschleunigen.

Nach der Vorschrift des Prof. Fleck in Dresden verbrennt man in dem Zimmer eines neuen Hauses, dessen schnelle Austrocknung beabsichtigt wird, Holzkohlen oder Coaks, am besten in einem kleinen tragbaren Windofen, wodurch innerhalb 8 Tagen eine genügende Trockenheit erzielt wird. 6 Pfund Kohlen entwickeln unter Verbrauch von 1500 Cubik-Centimeter Luft 22 Pfund Kohlensäure, welche hinreichen, um 37 Pfund Kalk, wie er in den Mauern vorhanden ist, in trocknen kohlensauren Kalk zu verwandeln. Wird dieses Verbrennen von Kohle 2 bis 3 Mal wiederholt, so ist die Austrocknung, namentlich da sie auch durch die dabei entwickelte Wärme sehr befördert wird, vollendet, und das Zimmer kann nach einer Lüftung von wenigen Tagen ohne für die Gesundheit nachtheilige Folgen bezogen werden. So vermag man also durch das Verbrennen von Kohle, — ein Verfahren, welches übrigens auch anderwärts schon mit Vortheil in ähnlicher Weise angewendet wurde, — in kurzer Zeit einen Zustand von Trockenheit in neuen Häusern zu erreichen, wie er wohl erst nach monatlangem Bewohnen auf Kosten der Gesundheit kaum so vollständig bezweckt werden könnte.

Landwirthschaftliches.

(Baumwachs.) Als ein vorzügliches Baumwachs empfiehlt Kreuzburg 9 Loth amerikanisches Pech, 9 Loth gelbes Wachs, 6 Loth gemeinen Terpentin (nicht Terpentinöl) und 4 Loth ausgelassenes Rindfett oder Hammelfett. Die Ingredienzien werden unter Umrühren in einem irdenen Topf geschmolzen. Nach dem Abkühlen und Erstarren formt man auf einem naßgemachten Brette fingerdicke Stangen daraus. Mittelst eines Messers auf Leinwand aufgetragen, kann dies Baumwachs zugleich vortrefflich als Hauspflaster bei Verwundungen angewendet werden.

Denkspruch.

Wer das Schwerste trug und nicht erlag, weil ihm Gott half,
Fürchtet vor keiner Gefahr und keiner drohenden Last sich,
Harrt der Hülfe Gottes so fest, wie der steigenden Sonne.
„Gott" ist sein erster Gedanke, sein letzter Gedanke nur Gott! Gott!

Verschiedenes.

(Buchmacherei.) Unter diesem Titel liest man in „Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Heerd" folgendes Beherzigens-

Digitized by Google

werthe: Eine recht unnütze Schriftstellerei treibt Elise Polko. Kaum kann man sich einen größeren Gegensatz denken, als den Bruder dieser Dame, den bekannten unglücklichen Dr. Vogel in Afrika, der nicht unwahrscheinlich sein junges Leben an Henkershand hat hingeben müssen, und diesen in Milch aufgeweichten Leipziger Zwieback, den seine Schwester in allerlei unfertigen oder aus andern Werken entlehnten Büchern aufzutischen pflegt. Schon wieder liegt von ihr eine in ihrer äußern Ausstattung die Kauflust wahrhaft zudringlich herausfordernde Schreiberei vor: „Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Heerd." Mädchen, die sich etwa nach diesem Buche bilden wollten, müßten in der Ehe die Qual ihrer Männer werden. Pimpelhafte, schönthuende, musikklimpernde Empfindlerinnen gehen aus solchen Büchern hervor, keine Frauen, die nach den Strümpfen und Hemden ihrer Männer sehen. Sie sammeln Lieder über Mutterglück, lesen aus goldgeschnittenen Büchern das Lächeln ihres Kindes heraus und wissen nicht, wie sie ihre Mutterpflichten mit dem Badeschwamm erfüllen sollen. Bekommen dergleichen verbildete Wesen einen ebenso verdrehten Mann, so geht's noch vielleicht mit ihrer Harmonie; hat aber letzterer mehr zu thun, als sich Albumslieder abzuschreiben und zu den Theeabenden seine Mendelssohn'sche Singstimme einzufindiren; hat sein Leben eine Hausfrau voll Umsicht, Sorge, praktischer Bewährung, keine Sophaträumerin nöthig, so muß ihm ein solches Polko'sches musik- und lyrikverschwommenes Frauenzimmer ein wahres Hauskreuz werden. Eine, wie es scheint, systematische buchhändlerische Industrie mit allerlei Mutterglück, Gottesfriede, Seelenheimath u. s. w., nebst dem dazu gehörigen Buchbinderkleister und Goldschaum macht eben auch keinen erquicklichen Eindruck.

Hamburg. („Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen?") Mit diesen Worten ungefähr redete ein junger Studiosus der Theologie, welcher zum Besuch bei seinen Eltern war, eine Dame an, welche den Steindamm entlang ging. Das „schöne Fräulein" nahm auch sofort den dargebotenen Arm an. Der angehende Faust säumte nicht, mit „Gretchen" eine galante Conversation zu beginnen; allein seinen zärtlichsten Redensarten wurde ein beharrliches Schweigen entgegengesetzt und die Schöne gab ihre Passivität nur dann auf, wenn ihr Begleiter versuchte, den dichten Schleier vom Hute zu entfernen. Umsonst waren alle Versuche, seiner Gefährtin ein sprechendes Lebenszeichen abzugewinnen. Sie ließ sich ruhig immer grade aus führen, bis sie plötzlich und kurz vor einer Hausthür Halt machte, eben so plötzlich dem verliebten Pastor in spe eine kräftige Ohrfeige applicirte, den Schleier zurückriß und dem erstaunten „Faust" — das Gesicht seiner eigenen Mutter zeigte. Die Verlegenheit des Bürschchens soll nicht gering gewesen sein.

Nach dem „Nouvelliste de Perpignan" spielten zwei Tamboure vom 25. Linienregiment der Garnison Perpignan, welche im Wachtarrest saßen, um sich die Zeit zu vertreiben, um ihr Leben. Der Verlierende machte aus den beiderseitigen Taschentüchern einen Strick und hängte sich daran auf, denn „eine Spielschuld zu zahlen sei Ehrensache". Der Gewinnende hat seinen Cameraden an dem Vollzug des Selbstmords nicht gehindert.

Zweisilbige Charade.

Damit ich Sinn dem Ersten abgewann,
Träumt' ich zwei Zeichen ohne Sinn voran,
Und vor mir stand ein Riese des Vulkan.
Mein Zweites dient zum Spiele, Ritt und Sitze,
Zur Wohnung, Strafe, Wehr und Stütze.
Mein Ganzes ist ein wahrer, großer Dichter,
Den Alemannia mit Ehrfurcht nennt.
Verachtet seist du, Splitterrichter,
Der seinen Genius verkennt!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 131. Samstag, den 1. November **1862.**

Allerseelen.

Friede liegt auf diesen Hügeln, heil'ger sanfter Gottesfrieden,
Ruhe wohnt an dieser Stätte, wo das Leben ausgeschieden,
Stille herrscht in diesem Raume, — nur des Schöpfers Odem webt,
Der, ein milder Himmelsbote, über diese Saaten geht.

Willst du, Mensch, den schönen Frieden, diese schöne Ruhe stören,
Daß du ziehest zu den Schläfern, so der Ewigkeit gehören?
Willst du mit den tausend Sorgen und den Leiden deiner Welt
Dieses Gottesland entweihen, das dem Herrn allein bestellt?

Nein, du willst in tiefer Demuth dieses Heiligthum betreten,
Für die Seelen der Verklärten still ein Vater unser beten,
Willst am heut'gen Todtenfeste dies Gefild, so reich besät,
Mit der Wehmuth Thau begießen in des Herzens Pietät.

Komme denn herangepilgert, diese Hügel zu bekränzen,
Lasse neben Christi Zeichen deiner Liebe Zeichen glänzen,
Epheu schling' und Immortellen um das alternde Gestein,
Und der heil'ge Boden sauge deines Schmerzes Perlen ein.

Doch in deiner frommen Trauer blick' hinauf zu jenen Fernen,
Wo die Hoffnung dir erglänzet aus den Myriaden Sternen,
Wo der Glaube fest sich ankert in den Stürmen dieser Zeit,
Und das Herz in Liebe sich verbindet mit der Ewigkeit.

Dein Bedürfen und Erkennen eines einst'gen Himmelsgutes
Wahrlich, Mensch, ist mehr als eine Wallung deines Blutes:
Ist der Flügelschlag des Geistes, der zum Quell des Lichtes strebt,
Der, befreit vom Erdenstaube, hin zu seiner Heimath schwebt.

Zu dem Heimathland, zu welchem diese nur vorausgegangen,
Deren Grabeshügel jetzt im frischen Blumenschmucke prangen,
Zu der Heimath, die mit deinen Lieben wieder dich vereint,
Wo das Herz sich nimmer härmet und das Auge nicht mehr weint.

Wiedersehen! Dieser Glaube tröste dich in deiner Trauer,
Wiedersehen dort im Himmel nach des Hierseins kurzer Dauer;
Frei von allen ird'schen Sorgen, frei von aller Qual und Noth,
Wiedersehen ohne Trennung dort im ew'gen Morgenroth! —

Ein Familiengeheimniß.

MÜNCHEN 3 NOV 1862

(Fortsetzung.)

6.

Der Diamantring.

Als Henriette eintrat, saß Soltau neben dem zierlichen Bronce-Ofen, in dem ein Feuer

Digitized by Google

kniſterte. Er war nachdenkend und hatte ihren Eintritt nicht bemerkt. Lächelnd und ihres Vortheils gewiß, ſchlich ſie näher, legte ihre kleine weiße Hand auf ſeine Augen und flüſterte, indem ſie die Spitzen ihrer Perlenzähne an ſeine Wangen brachte, daß ihr würziger Athem ihn berührte:

„Franz, iſt Dir noch unwohl?“

Dann umſchlang ſie ihn mit dem ſchönen Arme, als ob ſie ihn ſeinen trüben Gedanken entreißen wollte. Henriette liebte mit ganzer Seele, und dieſe Liebe gab ihr das ganze Bewußtſein ihrer Macht.

„Nein, mir iſt beſſer!“ murmelte Franz, indem er die rechte Hand ſeiner Frau ergriff. Er zuckte zuſammen, als er den Ring an dem Zeigefinger derſelben vermißte.

„Franz, Du biſt wirklich krank!“ rief ſie beſorgt.

Soltau ſah ſie an: ihr ſchönes Auge blickte offen und mitleidsvoll auf ihn herab; die lieblichen Züge drückten nur Beſorgniß, keine Spur von Befangenheit aus.

„Mein Gott,“ dachte er, und ein ſtechender Schmerz durchzuckte ſeine Bruſt — „wenn dieſes Engelsgeſicht löge, wenn hinter dieſen Blicken ein argliſtiges Herz verborgen läge!“

„An was denkſt Du, Franz?“ fragte ſie ein wenig ſchüchtern.

„An den Ball!“

„Ah, an Miß Belling!“ reif ſie ſcherzend, indem ſie ſich auf ſeine Kniee ſetzte.

„Du haſt Recht.“

„O, ich wußte es.“

„Ich ſtelle Vergleiche zwiſchen Dir und ihr an.“

„Und darf man wiſſen — es iſt zwar eine ſeltſame Frage von einer Frau an ihren Mann — darf man wiſſen, zu weſſen Gunſten dieſe Vergleiche ausfallen?“

„Sie iſt ſeltſam; aber auch ein Beweis Deines Vertrauens in meine Offenheit.“

„Vorausgeſetzt, daß ich nicht ſo anmaßend bin, außer bei meinem Manne einen Sieg über die gefeierte Schönheit davontragen zu wollen. Du ſiehſt, Franz, daß ich eben ſo offen bin, als Du.“

Franz drückte ſie zärtlich an ſich, indem er ſagte:

„Muß ich Dir denn wiederholen, daß meine Frau den Vergleich, den ihr Mann anſtellt, nicht zu fürchten hat? Glaube mir, ich kenne den Schatz, den ich beſitze, und jeder Vergleich läßt mich ſeinen unſchätzbaren Werth erkennen.“

„O Franz, ich hätte jene Frage nicht an Dich richten ſollen!“

Sie preßte ihre zarten Lippen auf ſeinen Mund, während ſie ſich mit beiden Armen an ſeinen Hals hing. Dann flüſterte ſie:

„So hat der Ball ſein Gutes gehabt.“

„Aber auch ſein Uebel.“

„Für Dich?“

„Nein.“

„Was willſt Du ſagen, Franz?“

„Man bot mir auf dem Balle einen Diamantring an — ich ſollte eine Summe darauf leihen. Hier iſt er.“

Er gab ihr den Ring, den er von dem Advokaten erhalten hatte. Henriette verlor ihre Faſſung nicht; ſie ſah den Ring einen Augenblick verwundert an, dann gab ſie ihn zurück.

„Faſt möchte man glauben, er ſei der meinige, Dein Geburtstagsgeſchenk, Franz!“

„Ich habe es geglaubt, und glaube es noch!“ antwortete der Banquier, indem er die Steine betrachtete.

„Dann biſt Du im Irrthume, mein Freund!“ antwortete ruhig die junge Frau.

„Hier ſteht mein Name — dieſe Steine habe ich ſelbſt gekauft — —“

„Das iſt ſeltſam!“

„Henriette, Du haſt dieſen Ring verloren — Du mußt ihn verloren haben!“ fügte er mit großer Anſtrengung hinzu.

„Vorhin, als ich mich auskleidete, habe ich den Ring mit meinen Schmuckſachen abgelegt.“

Franz ſah beſtürzt auf.

„Unmöglich!“ flüſterte er.

Sie erhob ſich ſchweigend und ging in ihr Kabinet. Franz ſah ihr mit ſtarren Blicken nach; dann betrachtete er das verhängnißvolle Juwel wieder, von dem er die Ueberzeugung hatte, daß es das Geſchenk ſeiner Liebe war. Er zitterte vor dem nächſten Augenblicke, der Aufklärung bringen mußte. Wie war es möglich, daß Henriette den Ring vorhin abgelegt haben konnte, der ſich ſeit zwei Stunden in ſeinen Händen befand?

Digitized by Google

Sollte sie sich stellen, als ob sie der Meinung sei, ihn wirklich mit den übrigen Schmucksachen abgelegt zu haben?

„Das ist eine fürchterliche Nacht!“ flüsterte er vor sich hin. „Ich muß die Tugend meiner Frau in Zweifel ziehen, muß sie wie eine Verbrecherin inquiriren!“

Da erschien Henriette wieder; schweigend und mit ruhigen Mienen überreichte sie ihm ihren Diamantring. Der bestürzte Franz hielt zwei Ringe in der Hand, die sich so täuschend ähnlich sahen, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, welchen von beiden er zuletzt empfangen hatte.

„Henriette,“ murmelte er, „an Wunder kann ich nicht glauben — hier liegt eine arge Mystification zum Grunde.“

„Mir scheint, man will das Glück unserer Ehe zerstören!“ flüsterte sie bewegt.

„Du hast Deinen Ring nie vermißt, Henriette?“

„Nie! Auf welche Weise hast Du den zweiten Ring erhalten?“ fragte sie schüchtern.

„Der Advokat Eberhardt gab ihn mir.“

(Fortsetzung folgt.)

Panegyrikus auf die Schneider.

Ueber die Verhandlungen des Schneidercongresses oder richtiger der vierten Generalversammlung der „deutschen Bekleidungs-, nunmehr europäischen Moden-Academie“, welche am 6. und 7. August l. J. zu Heidelberg abgehalten wurde, ist von dem „Directorium“ ein sehr ausführlicher Bericht in Broschürenform veröffentlicht worden, der des Interessanten viel enthält. Wir entnehmen demselben folgenden Toast auf die Bekleidungskunst, welchen der Hofschneider Kohn aus Berlin bei dem gemeinschaftlichen Mahle ausbrachte. Der Toast lautet:

Meine Herren!

Wenn wir das gesammte Handwerk im Großen und Ganzen als einen Baum betrachten, dessen Schatten und Früchte dem Menschengeschlecht zu Gute kommen, so ist einer der edelsten Zweige dieses Stammes unbestritten das — Schneiderhandwerk.

Es ist das Loos alles Großen auf Erden, der Schmähung, dem Spotte Preis gegeben zu sein. Auch der Schneider ist diesem Schicksal nicht entgangen. Man hat ihm den Ueberfluß an fehlendem Muth zum Vorwurf gemacht und ihn gebrandmarkt in Wort und Bild, z. B.:

Es waren einmal die Schneider,
Sie hatten guten Muth;
Es kranken neun und neunzig
Aus einem Fingerhut ꝛc.

Man hat ihn als Modell einer frostigen Seele hingestellt, ohne daß es dem Spott gelungen wäre, eine solche Behauptung zu begründen; man hat vergessen, daß General-Feldmarschall Derfflinger auch ein Schneider gewesen, und die Statistik ist den Beweis schuldig geblieben, daß es auf den unzähligen Schlachtfeldern der Weltgeschichte an frostigem Schneiderblut gefehlt habe.

Der Wahrheit die Ehre: Natur und Beruf haben dem Schneider eine achtbare Stellung in der menschlichen Gesellschaft angewiesen.

Dem Schuhmacher gehört der Fuß, dem Hutmacher der Kopf, dem Handschuhmacher die Hand, dem Schneider der ganze übrige Körper. Welch' großes Terrain für seine humane, Blößen deckende Thätigkeit, welch' weites Feld für seinen neu fabrizirenden und flickschneiderischen Beruf! Hose und Weste und Mantel und Unterjacke und Paletot und Atlaskleid und Mantille und Unterrock und Schlafrock und Hausrock und Gartenrock und Reiserock und Schnürrock und Tuchrock und Regenrock und Leibrock und Jagdrock und Staatsrock: eine große gesegnete Aufgabe, auf Taille!

Der Stammbaum des Schneiders hat in den Urwäldern der grauen Vorzeit gestanden. Als Eva den giftigen Apfel der Schlange verzehrt hatte, erwachte unmittelbar darauf in ihr die Schneiderssehnsucht. Gegen das Paradies tauschte sie den Schneider ein, und unzählige Frauen hat es gegeben und gibt es noch heute, die bei ihrer ungeheuchelten Zuneigung zur Schneiderzunft der Meinung sind, Eva habe ein ganz gutes Geschäft gemacht.

Dem Schneider ist die ganze Welt vernünftiger Säugethiere unterthänig oder doch steuerpflichtig. Kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter, kein Beruf, der ihm nicht in die

Digitized by Google

Hände fiele. Seine Wirksamkeit reicht vom Taglöhner im leinenen Kittel bis hinauf zum purpurnen Mantelträger. Er hat die Macht, den gewiegtesten Diplomaten unter die Arme zu greifen, den wirklichen und nicht wirklichen Geheimeräthen etwas am Zeuge zu flicken; er legt den rechten Maßstab an die Person eines constitutionellen Ministers und hat bei seinen Maßnahmen die beste Gelegenheit, seiner politischen Ueberzeugung durch diverse leichte Rippenstöße und obligate Kneifer den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Was wäre die Welt ohne Haute volée, und was wäre die Haute volée ohne Schneider? Der Schneider ist der Vater der Mode, der Großvater des herrschenden Geschmacks, der Fabrikant der Schönheit und der Geburtshelfer der Grazie. Er ist der Staatsanwalt für das schöne Geschlecht. Das Kleid macht nicht den Mann, aber — die Frau. In dankbarem Hinblick auf ihren Schneider darf die Frau mit Ludwig XIV. sagen: Der Staat bin ich! Die Triumphe, die Eroberungen der Damenwelt sind nicht selten dem Schneider auf die Rechnung zu stellen, und gar häufig wird ein leichtes dünnes Kleid zum Kuppelpelz, zur Ehre und zum Verdienste des Schneiders.

Der Schneider hat wie der Doctor seine Specialitäten. Wie es Frauen- und Kinderärzte, Aerzte für den Kopf, für Brust und Unterleib gibt, so gibt es auch Frauenschneider, Kinderschneider, Westenschneider, Hosen- u. Schlafrockschneider. Viele Schneider aber sind, wie es Aerzte und Mädchen für Alles gibt, auch Schneider für Alles; sie schaffen Negligée und Galla, sie arbeiten für Civil und Militär, für Salon und Kammer und Kabinet, sie fabriziren Mäntel wie Westen, Jacke wie Hose.

Der Schneider ist selbst der tüchtigste Doctor des Menschengeschlechts, wenn er auch täglich neue Staatsprüfungen durchzumachen hat. Er ist es, der vor Erkältung schützt, vor Katarrh und Gicht, und der ein Universalmittel hat gegen das Reißen. Er versteht es, das schwache Geschlecht stark zu machen und die Schwindsucht gewisser Theile zu beseitigen (eine Kunst, die hinreichend Anerkennung gefunden in beiden Hemisphären). Er weiß durch einen kühnen Schnitt auch ohne Chloroform überaus glücklich zu operiren, das Ueberflüssige am Körper fortzunehmen und das Fehlende plastisch zu ersetzen. Wo einzelne Partieen durch Brand zerstört sind oder an Schnittwunden leiden, da ist schnell etwas Neues eingesetzt und die Vereinigung ohne Wundfieber bewirkt. Ja, bei extremen pathologischen Zuständen führt die Schneidermedizin oder die medizinische Schneiderei eine Wendung, eine Umkrempelung aus, eine Operation, auf welche die wirkliche Medizin wohl Ursache hat, eifersüchtig zu sein."

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Eine junge, sehr schöne, aber blinde Dame heirathete einen Arzt, der ihr nach der Hochzeit das Augenlicht wiedergab. „Kein Wunder," sagte ein Witzbold, „durch die Ehe werden Mancher die Augen erst geöffnet."

(Die Industrie schreitet fort.) Auf dem Zwischenvorhange des Carltheaters in Wien werden Inserate mit möglichst großen Lettern angebracht werden. Die Inseratengebühr wird mit 3 fl. für einen Abend und in großem Format berechnet.

Die Hamburger „Reform" bringt ein gutes Bild. Ein mecklenburgischer Amtmann fragt einen Dorfschulzen: „Welches Mittel kann man wohl anwenden, um die Auswanderung der Mecklenburger nach Amerika zu hemmen, die leider täglich mehr überhandnimmt?" Der Dorfschulze antwortet: „Dat geiht ganz licht. Setten Se man in's Blatt, dat Amerika mecklenborgisch worden is — da geiht keen Mensch mehr rüber."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 130:

Klopstock, Cyclop.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 132. Dienstag, den 4. November 1862

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

6.

Der Diamantring.

Der Banquier erzählte kurz die Scene mit dem Advokaten und dem Fremden.

„Der Begleiter Miß Belling's," schloß er, „nahm sich Deiner mit einer Wärme an, die mich in Erstaunen setzte. Er sprach von Beweisen, die man mir liefern würde, wenn ich die Schurkerei des Advokaten in Zweifel zöge. Sollte er den Ring gemeint haben, den Du mir soeben gebracht hast?"

„In diesem Falle, Franz, setzest Du eine Beziehung zwischen mir und ihm voraus?" fragte die junge Frau, indem sie ihn vorwurfsvoll ansah. „Kannst Du es denn nicht über Dich gewinnen, mich so lange ohne Argwohn zu betrachten, bis diese verhängnißvolle Angelegenheit aufgeklärt ist? Ist Deine Liebe zu mir ein leichtes Rohr, das bei jedem Windhauche schwankt? Franz, ich fühle, daß ich diesen Thatsachen gegenüber kein Recht mehr habe, Vertrauen von Dir zu fordern; aber ich bitte Dich darum, indem ich Dir zugleich bei dem Andenken an meine Mutter und bei dem Glücke, das wir bisher in unserer Liebe fanden, schwöre: Deine Gattin hat keinen andern Gedanken, als Dich, sie hat nicht einen Augenblick aufgehört, Dich zu lieben und Dir treu zu bleiben. Mein Vertrauen zu Dir steht so fest," fügte sie mit bebender Stimme hinzu, „daß es selbst eine Fluth von Verdächtigungen nicht erschüttern könnte."

Er stand rasch auf und drückte sie tief erschüttert an seine Brust.

„Henriette, verzeihe nicht mir, verzeihe meiner unendlichen Liebe zu Dir!" rief er unter Thränen. „Wenn ich Dich betrachte, muß es mir ja klar werden, daß uns Neid und Mißgunst verfolgen!"

„Warum bleiben wir nicht fern von der Welt?" fragte sie, nachdem sie zärtlich seine Augen geküßt hatte. „In unserer Einsamkeit sind wir so glücklich, und wir suchen die Welt auf!"

„Meine Eitelkeit, mich an Deiner Seite zu zeigen, ist hart bestraft — vergessen wir diesen Abend, und fliehen wir die tückische, boshafte Welt."

„Und was wirst Du mit dem zweiten Ringe beginnen?" fragte sie an seinem Halse.

„Ich werde ihn dem Advokaten mit dem Bemerken zurücksenden, daß er entweder ein Wahnsinniger oder ein Betrüger ist. Und nun gute Nacht, Henriette."

Der Banquier wollte sich entfernen.

„Franz!" rief sie noch ein Mal.

Der Gerufene kam zurück.

„Versprich mir, Dich keiner Gefahr auszusetzen und das Aufsehen zu vermeiden, damit der böse Mensch seinen Zweck nicht erreicht."

„Fürchte nichts, Geliebte; meine Liebe zu Dir macht mich vorsichtig! Schlafe ruhig, mein Engel — ich habe Alles vergessen, das schwöre ich Dir!"

Nach einer innigen Umarmung trennten sich die beiden Gatten.

„Henriette hat Recht!" flüsterte Franz vor sich hin, als er sein Zimmer betrat. „Sie liebt mich so rein und aufrichtig, daß der leiseste Verdacht ihre zärtliche Neigung beflecken muß."

Die junge Frau brach in Thränen aus, als sie allein war.

Digitized by Google

„Mein Gott, mein Gott," rief sie leise aus, „ende bald die schrecklichen Tage der Prüfung und laß meinen armen Mann nicht in dem Meere der Zweifel versinken, das ihn umtobt!"

Dann trat sie zu dem Tische, auf dem die beiden Ringe lagen. Sie ergriff einen davon, betrachtete ihn eine Zeit lang, drückte ihn an ihre Lippen und flüsterte:

„Dies ist der rechte! O wie theuer ist er mir — er soll ferner nicht mehr von meinem Finger kommen!"

Sie steckte ihn auf den Zeigefinger der rechten Hand; den andern verschloß sie in ein Kästchen. Dann löschte sie die beiden Kerzen aus und trat in ihr Schlafgemach, das durch eine Lampe unter blauem Glase matt erhellt ward.

Zwei Minuten später lag sie in den seidenen Kissen ihres Bettes, um bald darauf einem ruhigen Schlafe, dem Schlafe reiner Seelen, in die Arme zu sinken.

7.

Der Auferstandene.

Ehe Franz am andern Morgen in das Comptoir ging, betrat er das Zimmer seiner Frau. Es war leer. Leise öffnete er die Thür ihres Kabinets — Henriette lag noch in einem sanften Schlafe. Ihre zarten Wangen waren leicht geröthet, und ein weißes Häubchen suchte umsonst die Locken zu verbergen, die auf die Schultern herabquollen. Durch die rosigen Lippen schimmerten die weißen Zähne wie Korallen. Ihr leises Athmen war kaum zu vernehmen.

„Die Schöpfung lügt nicht!" dachte der entzückte Banquier. „Eines solchen Schlummers kann sich nur die Tugend erfreuen."

Unbemerkt zog er sich zurück. Das Gewitter, das gestern den Horizont seines ehelichen Lebens getrübt, hatte seine Liebe erfrischt, wie der Regen die stets der Sonne ausgesetzten Blumen. Und man kann Soltau's Liebe mit einer solchen Blume vergleichen, denn die Sonne des Glücks hatte sie stets erwärmt, sie bedurfte der Erfrischung eines Gewitterregens. Wie anders betrachtete er heute die Dinge! Er hätte die armen Menschen bedauern mögen, die ihn um seinen Schatz beneideten. Leichten Herzens ging er an die Arbeit. Gegen zwölf Uhr trat Ludwig Lambert in sein Kabinet und gab ihm einen Brief.

„Wer brachte ihn?"

„Ein alter Mann; er wartet im Comptoir auf Antwort."

Der Banquier erbrach den Brief und las:

„Mein Herr!

„Ein Elender hat es gewagt, die Ehre Ihrer Gattin anzutasten, indem er Ihnen einen Ring überreichte, der einen Schein von Schuld auf sie werfen mußte. Der Zufall hat mich die Fäden des Netzes erkennen lassen, mit dem der Advokat Sie umstrickt. Diese Nacht auf dem Balle kam ich zu spät, um den ersten Angriff auf Ihre Ruhe zu verhindern, aber noch zeitig genug, um Sie den Feind würdigen zu lehren. Sie sehen, ich bin in ein Geheimniß eingeweiht, das unter den wenigen Personen bleiben muß, die es kennen. Der Advokat muß unschädlich gemacht werden, und dies kann nur durch mich geschehen; wollten Sie es unternehmen, Sie würden Ihre Ehre und die Ihrer Gattin auf das Spiel setzen. Der Ring, den er Ihnen gab, ist falsch und die Steine sind unecht. Fragen Sie bei dem Juwelier nach, der den echten und den unechten gefertigt hat. Ich bitte, mir durch Ueberbringer dieses Briefs den falschen Ring senden zu wollen, er soll mir als Waffe dienen, mit dem ich den Advokaten zu züchtigen gedenke. Sollten Sie Anstand nehmen, ihn mir anzuvertrauen, so betrachten Sie die Summe als Caution, von deren Zinsen Sie Fräulein Sophie Saller die Rente zahlen. Uebrigens forschen Sie nicht weiter nach meiner Person, Sie könnten sonst in den Verdacht gerathen, den Todtenschein eines Lebenden erschlichen zu haben, um seine Lebenspolice zu verwerthen. Es liegt also in Ihrem Interesse, mich durch Ihre Indiscretion und Neugierde nicht zum Leben zu erwecken. Vergessen Sie nicht, daß der Advokat der Bruder des Kaufmanns ist, den Sie vor einigen Jahren ruinirt haben, weil er Ihre Gattin verleumdete. Der Bursche will sich an Ihnen rächen; sein Plan ist so schlau angelegt, daß er endlich nicht nur die Ehre Ihrer unschuldigen, liebenswürdigen

Digitized by Google

Gattin brandmarken, sondern auch den oben ausgesprochenen Verdacht wegen der Lebenspolice auf Sie wälzen und Sie verderben muß. Nur ein Todter kann Ihr Schützer und Ihr Retter sein. Verschonen Sie meinen Boten mit Fragen und übersenden Sie den Ring. Edmund Kolbert."

P. S.

„Der Sicherheit wegen verbrennen Sie diesen Brief, wenn Sie ihn gelesen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Panegyrikus auf die Schneider.

(Schluß.)

Die Schneiderei, meine Herren, ist kein gewöhnliches Handwerk, die Schneiderei ist eine Kunst. Wie ihre Schwesterkünste strebt sie nach Schönheit, ringt sie nach Idealen. Lyoner Seidenzeug, Niederländer Tuch, das ist ihr Marmor, die feine Nadel ihr Meißel. „Ein schönes Kleid macht Schönes schöner noch!" das ist der Wahlspruch der Schneiderkunst. Sie belauscht die Natur und ahmt sie nach, aber sie verbessert sie, wo sie sich geirrt, sie regulirt und läutert sie, wo sie des Guten zu viel oder zu wenig gethan. Ja, das Kleid soll die schöne Form nicht nur erkennen lassen, es soll sie schaffen, es soll der saumseligen stiefmütterlichen Natur nachhelfen, das Ueberflüssige beseitigen, das Fehlende und Mangelhafte ergänzen, das Flache abrunden, das Eckige abschleifen, das Rohe glätten, das Plumpe veredeln. Das thut die Schneiderkunst.

Freilich Schneider und Schneider ist ein Unterschied. Aber wer will es der Schneiderei zur Last legen, was der Schneider verschuldet? Es gibt Menschen, die zum Schneider geboren sind. Ein talentvoller, genialer Schneider ist groß in der günstigen Auffassung, wie in der practischen Ausführung; was er schafft, ist ein Kunstwerk. Da ist Geschmack, da ist Figur, da ist Idee darin, sagt die Kritik. Er sieht sich einen Augenblick seinen Clienten an vom Scheitel bis zur Sohle, und — der ganze Anzug liegt fertig in seinem Gehirnkasten. Er kennt seine Leute, er versteht zu individualisiren. Beim Messen der mathematischen Weite und Länge mißt er gleichzeitig Temperament und Charakter, Geschmack und Gewohnheit, eng und nett, kurz und bequem, luftig und fest, breit und auffallend, — je nach dem. Ein echter Schneider kennt im Augenblick die Neigungen und Intentionen seines schneiderischen Pflegbefohlenen, und nach allen Richtungen hin bewährt er seine in der Wolle gefärbten Anschauungen. Er arbeitet anders für den Prahlhanns, den Eiteln, als für den Schlichten und Bescheidenen, anders für den Mann der Gesellschaft und anders für den Mann der Wissenschaft, anders für das koquette Femininum und anders für jenes, dem es nur darum zu thun, moralische Eroberungen zu machen. Er arbeitet, daß es paßt und wie es paßt. An dem Rock für Rothschild bringt er möglichst feste Taschen und möglichst viel Knöpfe an; er gibt dem Paletot für den Rittergutsbesitzer, der über so und so viel Morgen und so und so viel Ahnen verfügt, einen patriarchalischen Zuschnitt; er fertigt die Staatslivrée für einen Handelsminister so dauerhaft als möglich und hat beim Schullehrer vorzugsweise das im Auge, daß es an Futter nicht fehle. Er macht die braune Priesterkutte, wie es das Pariser Journal verlangt, um ein gutes Stück kürzer; er arbeitet weit und bequem für den Nationalvereinler, der mehr Sympathie hat für das Weitere als für das Engere.

Wollt Ihr den geborenen Maitre tailleur erkennen? Seht, dort steht er am Schaufenster, wo eine elegante Weste Fensterparade macht. Er schaut sie an und schaut sie wieder an mit ihrem herrlichen Schnitt, und er ist elektrisirt. Es geht ihm wie Pygmaleon; es wird lebendig vor seinen Augen; an die Weste schließt sich das Beinkleid, der Rock, die Cravatte baut sich auf, der Lackstiefel tritt hinzu, und der ganze Mann der Mode steht vor ihm, wie er leibt und lebt. Das ist geniale Schneiderphantasie.

Wer von Ihnen, meine Herren, hat nicht schon öfter ein Ballet gesehen? Nun sagen Sie selbst, was wäre die Tanzkunst ohne die Schneiderkunst? Die luftigen, faltenreichen, flatternden und rauschenden Kleider, wie adeln sie die Gestalt, wie fördern sie die Gruppenbildung, wie heben sie, gleich einem kunst-

Digitized by Google

vollen Rahmen das hohe schwebende Luftbild! Wenn nach Talleyrand die Sprache nur dazu da ist, um die Gedanken zu verhüllen, so scheinen hier die verhüllenden Kleider nur da zu sein, um die nackte Wahrheit an's Licht treten zu lassen. Gewiß, das Ballet wäre nur halb so schön ohne Kleider und ohne Schneider, und es wird sich daher immer dagegen sträuben, wenn die staatliche Moralphilosophie die Hülfe und Bundesgenossenschaft des edlen Schneidergewerks durch verlängernde Regulative zu kürzen und zu schmälern bemüht ist. Und wer wollte es läugnen, daß selbst die Bildhauerkunst durch die Gewandung und Faltengebung unendlich gewinnt. Möge man auch beispielsweise in Berlin auf der Schloßbrücke die Kunst des Meisels bewundern, es werden doch bei ihrer Bewunderung Tausende den Schneider vermissen. —

Doch nun genug gestichelt, meine Herren, lassen Sie uns zu einer anderen Schneiderei übergehen, ich meine zum Aufschneiden des Bratens; Sie sehen, unser liebenswürdiger Wirth mahnt mich, daß ich die Scheere bei Seite legen und er dafür das Messer ergreifen wolle. Wenn einige von Ihnen sich von meinen Worten angezogen fühlen, so habe ich meinen besten Schnitt gemacht und darf wohl auf Ihre werthe Kundschaft rechnen.

Der Kundschaft aber, dieser Conditio sine qua non für den Schneider, der Quelle seiner guten und bösen Stunden, sei von uns in philantropischer Herauskehrung nur der guten Seite ein hoffnungsvolles Hoch gebracht!"

Landwirthschaftliches

(Schutz der Getreidesaaten vor den Angriffen der Insecten.) Die auf Klee gesäeten Saaten sind nicht selten der Gefahr ausgesetzt, von den Würmern abgenagt zu werden, sobald sie aus dem Boden hervorkommen. Ist jedoch der Klee oder die Weide mit Guano oder Leindotterkuchen gedüngt gewesen, so hat man keine Würmer zu fürchten, weil der starke Geruch dieser Substanzen dieselben ferne hält. Streut man nun auf den Klee selbst, oder über die gesäeten Früchte, diesen Dünger, so wird, wenn nicht der Tod der Würmer, so doch ihre Entfernung bewirkt. Hat man diese Substanzen nicht zur Hand, so kann man das Dotteröl, etwa 1½ Pfund auf den Centner Saatgut, mit gleich gutem Erfolge anwenden.

Denksprüche.

— Der ärgste Geist im Leben
Ist der ohnmächtige, verbiss'ne Zorn,
Der immer brütet. Seines Brütens Frucht
Ist des Verbrechens gift'ger Basilisk.

— Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchste Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit gibt.

Verschiedenes.

Der „Telegraph von Barcelona" berichtet: Der gelehrte Engländer Queensley, ein großer Bewunderer der griechischen Dichter, hat in seinem Testament verordnet, daß man nach seinem Tode ihm die Haut abziehe und dieselbe zu Pergament gerbe, auf welches die Illade von Homer geschrieben werden soll. Dieses seltsame Exemplar soll alsdann im britischen Museum hinterlegt werden.

(Vorzug der Landstände.) „Was unser einer auch sitzen muß!" bemerkte ein grauer Canzlist, „krumm und lahm möchte man werden! Da lob' ich mir die Herren Landstände, die haben doch ein gesundes Leben." — „Und warum?" fragte man ihn. Er antwortete: „Weil es jenen Herren nicht an Bewegung fehlt. Lesen Sie nur die Zeitung, da steht immer, daß bald der, bald jener eine Motion gemacht habe."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 133. Donnerstag, den 6. November **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

7.

Der Auferstandene.

Wir unternehmen es nicht, die Bestürzung des armen Banquiers zu beschreiben. Er müßte verblendet gewesen sein, hätte er nicht einsehen wollen, daß hier ein großes, wichtiges Geheimniß obwaltete, in das man ihn wider seinen Willen und selbst unbewußt hineingezogen hatte. Die Angelegenheit mit der Lebenspolice war weder abzuleugnen noch rückgängig zu machen, und wer bürgte ihm dafür, daß der Advokat nicht auf der Spur sei, die zur Entdeckung dieses Geheimnisses führte? Durfte er es wagen, ohne seine Firma zu beflecken, die Sache zur Sprache zu bringen? Sollte er Anlaß zu einer Untersuchung geben, die ihn compromittiren mußte? Oder sollte er voreilig die Pläne eines Unbekannten durchkreuzen, der sich später dafür rächen würde? — Der schwarze Ballgast konnte demnach kein Anderer gewesen sein, als Edmund Kolbert, und Miß Belling und Sophie Saller waren eine und dieselbe Person. Franz beschloß, dem Unbekannten den Ring zu senden und ihm zu überlassen, den Advokaten, den er allen Grund zu fürchten hatte, unschädlich zu machen.

In dem Comptoir stand der alte Mann, der Bote des Briefs. Er war sehr anständig gekleidet und hatte ernste, ehrwürdige Züge.

„Ich bitte, mein Herr, nehmen Sie einen Augenblick Platz!" sagte Soltau, indem er an ihm vorüberging.

Der Greis verbeugte sich und nahm den Stuhl, den ihm Lambert gab.

Henriette hatte mit Ungeduld auf ihren Mann gewartet. Sie war ein wenig blaß nach der Ballnacht, aber diese Blässe gab ihrer Schönheit einen wunderbaren Reiz. Franz küßte mit einer unbeschreiblichen Seligkeit seine Gattin, die durch den Brief von allem Verdachte gereinigt war. Die neu entstandenen Verwickelungen galten ihm Nichts gegen das Glück, das er in der Ueberzeugung fand: Henriette's Liebe hat sich nicht geändert. Beide liebten sich einander zu rein, als daß der zugleich grausame und wohlthätige Eindruck, den die Scene in der verflossenen Nacht ausgeübt, nicht eine Spur in ihrer Seele zurückgelassen hätte, die Jeder mit gleichem Eifer zu verwischen strebte. Sie wetteiferten in der gegenseitigen Annäherung.

„Mein Kind," begann er mit einer Zärtlichkeit, die nicht ganz frei von Affectation war, „ich muß Dich an die unglücklichste Stunde unsers gemeinschaftlichen Lebens erinnern."

„Warum?"

„Man fordert den zweiten, den unechten Ring von mir."

„O, ich wußte es wohl, daß er falsch war. Sende ihn zurück, Franz; mich peinigt ein drückendes Gefühl, so lange ich ihn in unserm Hause weiß."

Sie holte beide Ringe. Franz war ein Kenner — die Verschiedenheit der Steine, die ihm Abends beim Kerzenlicht entgangen, war jetzt bemerkbar. Im Uebrigen war eine täuschende Aehnlichkeit vorhanden.

„Wird ihn der Advokat ferner nicht mißbrauchen?" fragte sie besorgt, während der Banquier den Ring in ein Papier siegelte.

„Dann werde ich ihm entgegenzutreten wissen!" antwortete Franz, der seiner Frau

Digitized by Google

den wahren Zusammenhang der Sache verschweigen wollte, um sie nicht zu beunruhigen. „Laß das Frühstück serviren, Henriette, in einer Viertelstunde bin ich wieder bei Dir.“

Er ging in das Comptoir zurück und übergab dem alten Manne das Papier. Dieser grüßte höflich und entfernte sich. Nach dem Frühstück ging Franz zur Börse. Ergiebige Geschäfte boten sich ihm, ohne daß er sie suchte; es schien, als ob an diesem Tage ein besonderer Glücksstern über dem Banquier schwebte. Philipps war nicht zu sehen, wohl aber bemerkte er in dem Gewühle den Advokaten Eberhardi, der nicht selten die Börse besuchte, um Geschäfte zu machen. Eberhardi war mehr Wucherer und Börsenspeculant, als Rechtsanwalt; seine Praxis war eine moderne: er verlieh Gelder zu hohen Zinsen und hatte Wucherer zu Clienten. Man sagte, daß er sich in einem Jahre ein bedeutendes Vermögen erschunden habe. Diesem Umstande verdankte er seine Anwesenheit auf dem Balle des Schiffsrheders.

Der Advokat schien den Banquier gesucht zu haben. Kaum hatte er ihn bemerkt, so verfolgte er ihn. An einem der großen Pfeiler trafen beide zusammen. Mit der Keckheit, die Haß und Rache verleihen, redete er Soltau an, indem er ihn am Arme ergriff.

„Mein Herr, ich bitte um eine kurze Unterredung, denn ich habe Ihnen nicht nur wichtige Entdeckungen zu machen, sondern auch Erklärungen von Ihnen zu fordern, die Sie mir als Mann von Ehre nicht verweigern können.“

„Wenn Ihre Entdeckungen sich auf einen gewissen Ring beziehen, so muß ich Sie bitten, zu schweigen,“ antwortete Franz. „Uebrigens werden Sie Ihr Eigenthum, ein nachgemachtes Juwel mit falschen Steinen, durch eine dritte Person zurückerhalten, von der Erklärungen zu fordern Sie mehr Grund haben als von mir.“

Ein bitteres Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Advokaten.

„Fürchten Sie nicht, daß jener Kapitain Belling dem Kriminalgericht entgeht; aber ich möchte nicht gern, daß Madame Soltau an seiner Seite vor den Schranken der Justiz erscheine, die den Verbrechern das Urtheil spricht. Wollen Sie noch, mein Herr, daß ich schweige?“

Der Banquier erblaßte; aber er war stark genug, seine Fassung zu bewahren. Rasch trat er mit dem Advokaten hinter den Pfeiler, dann sagte er mit vor innerer Aufregung halb erstickter Stimme:

„Herr Advokat, ich werde Sie hören; aber jedes Ihrer Worte, das meine Frau beleidigt, haben Sie zu vertreten.“

„Dazu bin ich erbötig!“ rief Eberhardi. „Also hören Sie mich an: Sie haben mich in dem Verdachte, Ihnen gestern Abend einen nachgemachten, falschen Ring überreicht zu haben? Nun gut, so muß ich Ihnen sagen, wie ich in den Besitz dieses Ringes gekommen bin. Vor ungefähr acht Tagen, Abends gegen sieben Uhr, führte mich ein Geschäft in ein Haus der Polstraße, das von Leuten bewohnt wird, über deren Erwerb selbst unsere Polizei nicht im Klaren ist. Ein Advokat darf sich nicht scheuen, auch mit solchen Leuten in Berührung zu kommen.“

„Fassen Sie sich kurz, mein Herr!“

„Als ich nach beendetem Geschäfte aus der Thür dieses Hauses treten will, kommt athemlos eine Frau an und fragt mich: Mein Herr, trägt dieses Haus die Nummer 50? Ich bejahete es. Sie dankte und betrat die dunkele Hausflur. Gleich darauf höre ich einen leichten Schrei — ich eile zurück und finde die Frau halb ohnmächtig neben der Treppe; sie hatte sich ohne Zweifel heftig an das Geländer gestoßen, das sie in der Finsterniß nicht sehen konnte. Fast weinend bat sie mich, ich möchte sie die steilen Treppen zum dritten Stocke hinanführen, da sie voraussetze, daß ich in dem Hause bekannt sei. Mitleidig ergriff ich die Hand der bescheiden gekleideten Frau und zog sie die steile, finstere Treppe hinan. Im ersten Stocke kommt ein Mädchen mit Licht — die Neugierde, welche die kleine, zarte Hand erregt, trieb mich an, meinem Schützlinge in das Gesicht zu sehen — die schwarze Kapuze bedeckte einen wahren Engelskopf. Erröthend wandte sie sich ab, dankte für den geleisteten Dienst, entzog ihre Hand der meinigen und bat das Mädchen, es möge ihr gegen einen guten Lohn vorauleuchten.

Digitized by Google

Beide verschwanden auf der Treppe zum zweiten Stocke. Gleich darauf hörte ich sie die dritte Treppe ersteigen. Das schöne Gesicht hatte auf mich einen um so größern Eindruck ausgeübt, da mir schien, als ob mir die Züge desselben bekannt wären. Offenbar gehörte die Frau einem Kreise an, der den Bewohnern dieses Hauses fern lag. Ich beschloß, ihre Rückkehr zu erwarten, und stieg die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wissenschaftlicher Streit um Ragnar Lodbrok's Beinkleider.

Den Deutschen redet man gern nach, sie liebten es, um des Kaisers Bart zu streiten, d. h. sie verschwendeten ihren Scharfsinn an unwesentliche Dinge. Seit einiger Zeit streiten nun die Dänen, d. h. die dänischen Professoren, um Ragnar Lodbrok's, eines nordischen Seeräuberkönigs — Hosen. Jede Nation hat ihre Eigenheiten im Geschmack, da aber die Hosenfrage in den gelehrten Kreisen, nicht bloß Dänemarks, sondern des gesammten Nordens, so viel Aufsehen und Theilnahme erregt, so verdient sie wohl, daß ihrer auch in Deutschland Erwähnung geschehe. Die nordischen und die angelsächsischen Chroniken sprechen viel von einem König Ragnar Lodbrok, der ein kühner Viking war und die Engländer fleißig brandschatzte. In der Ragnar-Lodbrokssaga, sowie bei Saxo Grammatikus und derartigen Geschichtschreibern wird dem Ragnar noch etwas nachgeredet, wodurch er hauptsächlich die beliebteste Persönlichkeit aus der alten Zeit oder der Sagenwelt für die nordische Jugend geworden ist. Jedes Ammenmärchen verherrlicht ihn wegen seiner — Hosen. Als Ragnar nämlich ausging zu freien, fiel seine Wahl auf eine schöne Prinzessin. An solchen muß damals wenig Mangel gewesen sein, denn man hört selten von andern Bewerbungen. Besagte Prinzessin, ein Fräulein Thora, theilte aber das Schicksal aller distinguirten ledigen Damen von damals — sie wurde nämlich von einem furchtbaren Lindwurm, vulgo Drachen, bewacht. Mancher moderne Vikinger des industriellen oder kommerziellen Faches denkt vielleicht bei sich, daß es heut noch ganz ebenso sei; denn jede Prinzessin von 100,000 blanken Schweden wird auch zum Wächter einen mißtrauischen Drachen oder solid spekulirenden Lindwurm haben, der nur durch Nachweis eines ebenso großen Unterthanenbesitzes, seltener durch Talismane, wie Kreuzchen, Bändchen oder Titelchen, zu besiegen ist. Ragnar Lodbrok lebte aber in einer wüsten Zeit, da man dergleichen sanfte Bannmittel zwar schon kannte, aber seltener in Anwendung brachte. Man liebte damals bei Beschwörungen die Anwendung von Stahl und reichlichen Aderlässen. Ein Lindwurm war aber, besonders wenn er eine heirathsfähige Prinzessin bewachte, ein sehr bissiges Vieh, mit vielen und scharfen Zähnen. Ragnar Lodbrok hatte zwar Brustharnisch, Helm und Schild, doch zum Besitze von einem Paar solider Panzerhosen hatte er es noch nicht gebracht — vermuthlich, weil solche sich in den Ländern, welche er besuchte, nicht vorfanden. Doch Noth und Liebe sind erfinderisch. Ragnar zog sich ein Paar rauhe Pelzhosen an, beschmierte diese mit Theer, wälzte sich im Sande, schmierte wieder, wälzte wieder ꝛc., bis er durch diese Prozedur sich ein Paar Beinkleider verschafft hatte, die ebenso haltbar gegen Bisse als originell in ihrer Art waren. In diesem gewählten Anzuge machte er seiner Liebe oder vielmehr deren Lindwurm — immer noch wie heute — seine Aufwartung und siegte, siegte zum Jubel jedes muntern nordischen Knaben, der ihm vielleicht eine tüchtige Tracht Prügel verdankt, weil er die Ragnar'schen Pantalons im Spiele nachgemacht hat. Ragnar Lodbrok war, wie schon gesagt, ein Held, und auch ohne seine merkwürdigen Beinkleider eine auffallende Erscheinung damaliger Zeit; nur machte er der gelehrten Welt in eben dem Maße Kopfzerbrechen, als er der Jugend, wegen seiner Inexpressibles, Freude machte.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Für Pferdehalter.) Ein altes, ganz zuverlässiges Mittel gegen Epidemien bei Pferden hat sich auch in der Neuzeit wieder

Digitized by Google

als ganz vorzüglich bewährt. Wenn man nämlich einen Ziegenbock im Pferdestall hält, so werden die Pferde von den meisten ansteckenden Krankheiten nicht befallen.

Verschiedenes

In den Memoiren des Schauspielers Genast begegnen wir folgender heiteren Anecdote: Eine Fleischersfrau aus Berlin, die nur nach Weimar gekommen war, um Goethe persönlich kennen zu lernen, hatte, nachdem sie mit ihrem Gesuch, bei Sr. Excellenz gemeldet zu werden, von dem Bedienten stets abgewiesen worden, von einem Spaßvogel die Ausfahrtsstunde Goethe's erhalten, wobei er ihr zugleich den Rath ertheilte, sich leise die Haupttreppe hinaufzuschleichen, wenn der Wagen vor der Thür halte. Auf dem oberen Absatz würde sie links eine Doppelstatue erblicken, dahinter möge sie sich verstecken und warten, bis Goethe aus der Thür trete, auf deren Schwelle „Salve" stehe, er liebe dergleichen Huldigungen und sie würde gewiß sehr freundlich aufgenommen werden. Die Fleischersfrau folgte pünktlich allen Anweisungen, und als Goethe kam, trat sie sogleich aus ihrem Versteck mit den Worten: „Bin ick endlich so glücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?" Goethe sah sie verwundert an und fragte: „Kennen Sie mich, Madame?" — „Jott, wer sollte Ihnen nicht kennen? — Festjemauert in der Erde steht die Form aus Lehm jebraunt!" — Goethe lachte und erwiderte: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen! Adieu, Madame!" und damit ging er an ihr vorüber. Ueberglücklich kam die Frau in den Gasthof zum Elephanten, dessen Wirth ein höchst jovialer Mann war. Entzückt rief die Frau Fleischerin ihm entgegen: „Nun habe ick ihn jesehen und jesprochen! Jott, welch' ein Mann!" Folgendes Gespräch entspann sich nun zwischen ihnen:

Er: „So, Sie haben also Goethe gesehen und gesprochen? Was haben Sie denn mit ihm gesprochen?"

Sie: „Na, wovon anderster denn, als von seine Werke? Ick habe ihm gleich vordeclamirt: Festjemauert in der Erde."

Er: „Das haben Sie ihm gethan? Das verzeiht Goethe Ihnen im Leben nicht."

Sie: „Woso? Er hat ja jesagt: Es freut mir, daß Sie meine Werke so jut kennen."

Der Wirth machte ihr nun die arge Verwechselung, deren sie sich schuldig gemacht hatte, klar. Die ästhetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, sich so blamirt zu haben, und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

(Was ein Strauß-Magen Alles vertragen kann.) Im Park von Lyon ist das Strauß-Weibchen kürzlich todt in seinem Behälter gefunden worden. Man öffnete es und fand Folgendes in seinem Magen: Eine große Menge Gerstenkörner, die mit Gras und einem erkleckliche Haufen Kieselsteine (im Gewicht von ungefähr 4 Pfund) vermischt waren. Diese Kieselsteine sind zur Verdauung nöthig und finden sich immer in den Verdauungswerkzeugen dieser Thiere. Außerdem fanden sich vor: drei vollkommen erhaltene irdene Pfeifen, die eine grünliche Farbe angenommen hatten; ein Messer mit kupfernem Heft, 20 Centimeter lang; 25 Uniformsknöpfe, die, nach ihrem mehr oder weniger abgenutzten Aussehen, die Aufenthaltszeit des betreffenden Regiments in Lyon erkennen ließen; die am meisten abgenutzten trugen die Zahl 42, die am besten erhaltenen die Zahl 100. Sodann fand man noch ein halbes Frankenstück, 32 Sous- und Centimesstücke, eine Anzahl Kupfermünzen, deren Gepräg sich nicht mehr erkennen ließ; Stücke von Uhrketten, 6 große Nüsse, ein Stück Weißdornrohr und einen Draht von 10 Centimeter Länge, der die Kropf- und Magenwand durchbohrt hatte, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit des Thieres auszuüben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 134. Samstag, den 8. November **1862.**

Uf die Vorschtadter Kerwe in Neustadt.

(Verspätet.)

Alle Welt die muß bekenne,
Bun dem Rhein bis an die Blies,
Daß m'r unser Stadt kann nenne
In der Palz das kleen Paris.

Horchen, sehen uf das Treiwe
Un den luziöse Schtaat,
Alle Dinge ufzuschreiwe,
Wär zu kleen das Zeitungs-Blaat.

Ich red nor vum Reschtaurire,
Die wärd Niemand üweldran.
Worscht, Quwöllfleesch, saure Niere,
Deichle zeigt m'r täglich an.

In der Vorschtadt uf die Kerwe
War die Zeitung voll gehockt;
Daß keen Worscht do fell verderwe,
Hot's mich ach enaus gelockt.

Kummt do Ehner her gekrottelt
Uewer die Schtroß uf Hänn un Füß,
Frog ich: „Hot Er was verzottelt,
Oder guckt Er no dem Kieß?"

Ne, Ne, fangt er an zu schottere,
Ich geh uf's Kummandowort
Uf de hinnre un de vottere,
Uf zwee kumm ich nimmi fort.

Fangt er an zu kummedire
Unser Keller-Jeneral,
Un m'r fell do mannöw'rire,
Isch uf zwe die Schtroß zu schmal.

Daß mer's net geht wie letscht Ehnem,
Der hot ihn net reschpecktirt,
Den ließ er e Schwenkung nehme,
Hot'n do in de Bach geführt.

Dorum will ich langsam mache,
Nehm m'r uf de viere Zeit,
Denn sunscht gebt's gewäschne Sache,
Wann m'r emol im Wasser leiht.

Ich geh jetz e Bissel weiter,
Wo der Wääk geht no der Bleech,
Schtehen do e paar Borjers-Weiwer,
Halten unner sich Geschpräch;

Sa't die Ehnt: „Ich muß ihn lowe,
Wann er m'r oft Jank a bringt,
Ich erschpar das Feuer im Owe,
Wann mei Mann vum Neue trinkt.

Kummt er häm un hot e Schtüwer,
Nochbern, ich versicher Dich,
Der verdreibt em 's kalte Fiewer,
So gebt er e Hitz vun sich.

Un vor Gicht, im Kreuz un Waade,
Gebt's nix Bessers, wo ich weeß,
Ich leih wie im Bach gebaade
Dorch mei Mann des Nachts im Schweeß.

Ei daß den die Russe holen,
Denk ich, un gäng üwer die Grenz!
Macht der Böder un de Kohlen
A sogar noch Concurrenz.

Ich wollt weiter nix me höre,
Die hot mer gesa't genunk,
Ich wer heut nor do inkehre,
Wo aach Alter werd getrunk.

Jetz bin ich zum Erschte gange,
Wo m'r kummt vum Thal erin,
Do war'n schun die bene'ne Zange
Alle recht geschäftig drin.

Digitized by Google

Gans- un Haas- un Lummelsbrore,
Lewer- Brot- un Krüwewörscht
Hän se do zusamme g'schrore
Un am Neue fescht gebörscht.

Häi, Herr Wärth! glei mer e Schoppe,
Awer ehn vun vor'm Johr,
Der Jenneral sell mich net foppe,
Ich hall mich an den Major.

No bin ich zum Nochber gange,
Do war's grad dieselb' Geschicht:
Jeder kaute uf zwe Wange,
Trank vum Wein, wo heelt de Gicht.

So bin ich vun Ehm zum Ann're,
Ball zu sa'e vun Haus zu Haus,
Denn m'r sieht jetz üwerall hänge
Tafel oder Zasselschtrauß.

Bis im neue Güterwaae,
Dort hot m'r mich ausgelad't,
Do mußt ich vum Jenn'ral trinke,
No war a keen Schtroß mi grad.

Awer liewer Gott im Himmel,
Daß die Anschprüch wärrn erfüllt,
Do bescheer' uns so e Brünnel,
Das wo uns Duckate quillt.

Neustadt, im Oktober 1862.

G. Deisinger.

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

7.

Der Auferstandene.

Nach einer Viertelstunde höre ich Schritte, und meine Schöne kommt die Treppe herab. Ein Mann im Schlafrocke bleibt auf der Mitte der Treppe stehen, um ihr zu leuchten. Von meinem Verstecke aus konnte ich deutlich sein Gesicht beobachten, das sich in dem Lichtkreise der Kerze befand. „Gute Nacht!" rief sie noch ein Mal zurück. „Gute Nacht, meine theure Henriette!" antwortete die Baßstimme des Mannes, der nun mit dem Lichte verschwand. Henrietke wollte auf die Straße treten — eine wahre Sündfluth strömte vom Himmel herab. Seufzend blieb sie auf der Schwelle stehen. Ich bot ihr zum zweiten Male meine Dienste an. „Rufen Sie mir jenen Fiaker herbei, der vorüberfährt!" bat sie mit einer himmlischen Stimme. Nach einer Minute hielt der Fiaker vor dem Hause. Die junge Frau befahl dem Kutscher, sie an die Ecke der W.straße zu fahren. Bereitwillig öffnete ich den Wagenschlag, ergriff ihre Hand und half ihr einsteigen. Sie war so eifrig bemüht, ihr Gesicht vor dem Scheine der Straßenlaterne zu verbergen, daß sie mir hastig ihre Hand entzog, die Kapuze niederriß, leichtfüßig in den Wagen sprang und die Thür hinter sich zuschlug. Der Fiaker rasselte davon. Ich blieb zwar zurück, hatte aber nicht nur ihr Gesicht noch ein Mal deutlich gesehen, sondern hielt auch einen Ring in meiner Hand, der sich von ihrem Finger gestreift hatte. Am folgenden Tage hielt ich Nachfrage in dem Hause — man wollte weder von einem Manne im Schlafrocke, noch von einer jungen Frau etwas wissen. Ich mußte also den Ring behalten, dessen Werth ein Juwelier auf tausend Mark schätzte. Gestern Abend erkannte ich in Madame Soltau die Besitzerin des werthvollen Ringes — sie weigerte sich, ihn anzunehmen, und ich bot ihn ihrem Gatten an. Da erschien ein anderer Ballgast, um mich zu beleidigen. Man nannte ihn auf dem Balle den Kapitain Belling; ich aber erkannte in ihm den Mann im Schlafrocke. Das Criminalgericht wird auf die mir zugefügte Beleidigung Antwort geben. Und Sie, Herr Soltau, müssen am Besten wissen, ob Ihre Frau falsche Steine im Ringe trägt."

Jeder Andere würde dem Advokaten mit derselben Aufmerksamkeit zugehört haben, wie unser Banquier; aber des Gatten Henriette's mußte sich ein hohes Erstaunen bemächtigen. Jetzt zeigte sich Soltau's Charakter: die Erzählung versetzte ihn mehr in Erstaunen, als daß sie ihn niedergeschlagen machte. Hier galt es zu unterscheiden und zu richten, und zwar über eine angebetete Frau. Aber er war immer noch mehr Liebhaber als Ehemann, und in dem Chaos von Gedanken, das seinen Kopf durchtobte, hörte er deutlich eine Stimme, die ihm zurief: sie kann nicht lügen, und warum auch sollte sie dich hintergehen?

Digitized by Google

„Mein Herr," sagte er nach einer Pause, „ich habe bereits Gelegenheit gehabt, die echten Diamanten meiner Frau von den unechten jener Person zu unterscheiden, der Sie den Dienst geleistet haben. Sie irren sich, denn als ich den von Ihnen empfangenen Ring zeigte, brachte mir meine Gattin den ihrigen. Einen schlagenderen Beweis kann es nicht geben. Ihre Angelegenheit mit dem Kapitain Belling kümmert mich nicht; wollen Sie aber durchaus einen Criminalproceß einleiten, so werde ich mit beiden Ringen vor den Schranken erscheinen, und es wird nicht schwer sein, den Fälscher zu ermitteln. Für Ihre Mittheilungen danke ich Ihnen nicht, denn sie sind eben so falsch wie Ihre Diamanten. Denken Sie an Ihren Bruder, der heute noch bereuet, mich in meiner Gattin beleidigt zu haben!"

Er wandte dem Advokaten verachtend den Rücken und verließ die Börse. Nun suchte er den Juwelier auf, der in einer der angrenzenden Straßen wohnte. Er traf den Mann in seinem Laden. Ohne Umschweife fragte er nach dem Besteller des Ringes. Der Juwelier sah ihn verwundert an.

„Herr Soltau selbst hat mir Auftrag zu der Arbeit gegeben," war die Antwort.

„Ich selbst? Seit einem Jahre habe ich Ihren Laden nicht betreten. Wir sahen uns das letzte Mal, als ich den echten Ring bei Ihnen bestellte."

„Ganz recht, Herr Soltau; den zweiten Ring haben Sie brieflich bei mir bestellt."

„Ich bitte, zeigen Sie mir den Brief."

Der Juwelier holte ihn aus seinem Schreibpulte hervor. Mit Erstaunen sah der Banquier, daß seine Handschrift täuschend nachgeahmt war. Hätte er nicht genau gewußt, daß er die Bestellung nicht gemacht, er würde die Schriftzüge für seine eigenen gehalten haben. Selbst die Unterschrift war wie von seiner eigenen Hand.

„Sie sehen," sagte der Juwelier, „daß ich in Ihrem Auftrage die Arbeit geliefert habe. Es war mir nicht nur Ihre Handschrift bekannt, sondern auch die Bezugnahme auf die Zeichnung, die Sie mir vor zehn Monaten selbst eingehändigt, mußte mich in dem Glauben bestärken, daß Sie der Auftraggeber seien. Der Schreiber des Briefs spricht von einem Scherze und fordert den Ring so rasch als möglich — einen so theuern Scherz kann sich nur ein reicher Mann erlauben, denn die imitirten Diamanten stehen ziemlich hoch im Preise."

„Wer brachte den Brief?"

„Ein junger Mann, den ich für Ihren Commis hielt. Derselbe Bote holte den Ring ab und bezahlte zweihundertfünfzig Mark. Hat man Ihnen vielleicht den Ring mit den echten Steinen betrügerisch vertauscht?"

An einen solchen Betrug konnte Soltau nicht glauben, wohl aber an einen andern.

„Nein," antwortete er zerstreut, „das ist es nicht; aber der Scherz ist doch ein wenig kühn. Lassen Sie mir den Brief — ich werde den Schreiber warnen, daß er seine Kunst nicht zum zweiten Male versucht. Noch Eins: würden Sie den Boten wieder erkennen, wenn Sie ihn sehen?"

„Ich glaube, Herr Soltau!"

„Sprechen Sie nicht über die Sache, ich werde sie vorläufig als Scherz nehmen."

Der Juwelier versprach es.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wissenschaftlicher Streit um Ragnar Lodbrok's Beinkleider.

(Schluß.)

Der Ragnar Lodbrok der angelsächsischen Chroniken will sich nämlich chronologisch durchaus nicht mit dem Ragnar der nordischen Chroniken vertragen; nach ersteren hätte er 100 Jahre später gelebt als nach letzteren, und dieß veranlaßte eine gewaltige Confusion. Wer sollte den historischen Zwiespalt schlichten? Kein Anderer als der dänische Professor Schiern. Diesem Gelehrten war es vorbehalten, das historische Dunkel durch seine Kenntniß der angelsächsischen Sprache zu erhellen, leider aber gleichzeitig den Liebling der Jugend und der Ammenmärchen seines besten Schmuckes — seiner Hosen zu entkleiden. Schiern also sagt im letzten Heft der „Nordisk Oldskriftselskabs Annaler" für 1861: Es hat nicht einen, sondern mehrere Ragnar im Norden gegeben; ist doch Ragnar ein häufiger nordischer Name, und König

Digitized by Google

Ragnar hat bei seinen Landsleuten schlichtweg Ragnar geheißen. Den Beinamen Lodbrok, d. h. leodbroga, Leuteschreck, hat er von den Angelsachsen erhalten, denn leod heißt Leute und broga Schreck. Und darin kann man dem Herrn Professor nur Recht geben, sowie weiter in seiner Ansicht, daß die Angelsachsen mit diesem Namen nicht sparsam waren, daß sie denselben vielmehr jedem Räuber, Eroberer, Verwüster oder ritterlichen Vagabunden zusprachen, der sich einigermaßen häufig an ihren Küsten sehen ließ. Der Norden hatte aber in seiner ruhmreichen Zeit viele solche Subjekte, die eben durch ihre Fahrten seinen billigen Ruhm begründeten; es gab also auch jedenfalls viele Ragnar, und einer von diesen hat sich bei den unparteiischen Vorfahren der praktischen Engländer den Ehrennamen leodbroga geholt. Nun klingt aber das angelsächsische leodbroga fast wie das altnordische lodbrog, d. h. Pelzhose, zusammengesetzt aus lod lodinn, rauhhaarig, und brog, brok, Beinkleid. Beinkleider in unserem Sinne waren aber zu jener Zeit und noch lange nachher bei den germanischen und skandinavischen Stämmen nicht Mode. Hosen sind überhaupt eine gallische Erfindung und Pelzhosen für einen nordischen Viking gewiß etwas Ungeheuerliches. Wer hat nun aber Ragnar Menschenschreck mit solcher Kleidung versehen? Nach Professor Schiern's Ansicht Niemand anders, als die isländischen Chronikenschreiber, denn, sagt er, angelsächsische Chroniken haben den Ragnar Leodbroga eingeführt; isländische Chronisten fanden ihn darin und sahen natürlich in ihm nur einen Helden, den sie lange gesucht hatten, da sie aus Sagen wußten, daß er vorhanden sei. Doch bei ihrer geringen Kenntniß der angelsächsischen Sprache deuteten sie den Beinamen lodbroga in lodbrog, fabrizirten auf eigene Hand ein Märchen, bloß um die Pelzhosen zu halten, die der Held natürlich angezogen haben mußte — damit ihn der Lindwurm nicht beißen konnte. Und das Märchen ist bis heutigen Tages Geschichte geblieben, bis Schiern berufen ward, den süßen Wahn zu zerstören und der nordischen Welt zu beweisen, daß Ragnar seine Braut nicht in Pelzhosen, sondern in gewöhnlichen, d. h. gar keinen Hosen eroberte. Doch es gibt Leute, die das Alte nicht so leicht fallen lassen, und so hat Professor Schiern seinen Gegner gefunden, der die Hosen aufrecht erhält. Der Isländer Gislason hat sich „Kaedrelandet" zum Kampfboden auserkoren und den sanften Schiern mit wahrer Berserkerwuth angefallen. Auch die Unkenntniß der isländischen Sagenschreiber in Bezug auf angelsächsische Sprache bestreitet er auf das Bestimmteste. Er kann beweisen, daß sie so gut angelsächsisch verstanden, wie sein Widerpart, der Professor Schiern. Letzterer hat geantwortet, aber sanft, beruhigend, ablehnend. Wahrscheinlich will er Zeit gewinnen, um grobes Geschütz herbeizuziehen und dann seinen rauhen Gegner und dessen ebenso rauhen Schützling gründlich niederzustrecken. Die gelehrte Welt des Nordens hofft dieß und ist gespannt auf den neuen Kampf.

Landwirthschaftliches.

Blüthen und Gemüse, welche durch den Reif Schaden gelitten haben, erholen sich wieder vollkommen, wenn man sie vor Sonnenaufgang fleißig mit kaltem Wasser begießt.

Denksprüche.

Hilft dem Armen die tägliche Gabe Begüterter?
Halb nur.
Hilf ihm, daß er sich selbst helfe, so hilfst du ihm ganz.

Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.

Verschiedenes.

Zu den täglichen Ausgaben, die wir am leichtsinnigsten machen und worüber wir uns am wenigsten Rechenschaft ablegen, gehört die Ausgabe der Zeit — die Verwendung des Lebens.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 135. Dienstag, den 11. November **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

7.

Der Auferstandene.

Der Banquier verließ den Laden des Juweliers und eilte nach Hause. In seinem Cabinette suchte er sich zu sammeln. Es war ihm unmöglich, einen leitenden Faden in der verwickelten Sache zu gewinnen. Sophie Saller, Miß Belling, der Capitain, Edmund Kolbert, der Mann im Schlafrocke, Henriette und der Advokat — alle bewegten sich wie gespenstige Erscheinungen wirr durcheinander vor seinen Blicken.

„Aber warum, warum das Alles?" fragte er sich. „Was für einen Zweck verfolgen alle diese Personen? Und Henriette, die mich liebt, was könnte sie veranlassen, ein solches Spiel mit mir zu treiben, das meine Ruhe und ihr Glück untergräbt? O, es ist klar, hier liegt ein Geheimniß zum Grunde, das ich mit großer Vorsicht kennen zu lernen suchen muß. Mein Gott," flüsterte er vor sich hin, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — „wenn dieses Geheimniß mit der ersten Verleumdung im Zusammenhange stände, wenn der Kaufmann Eberhardi — —"

Er legte beide Hände vor das Gesicht, als ob er fürchtete, in einen Abgrund zu blicken. Sein streng rechtlicher Charakter sträubte sich, ohne Beweise zu verurtheilen — Henrietten zu verurtheilen, der er sein Glück als Geschäftsmann und als Gatte verdankte. Das Vertrauen auf die Tugend seiner Frau gab ihm den Muth und die Stärke, ruhig und vorsichtig zu forschen. Aber wo sollte er beginnen? Er beschloß, dem Zufalle zu vertrauen, und der Zufall ließ nicht lange auf sich warten.

Drei Tage lang ging Alles gut. Der vierte Tag war regnerisch und düster, es lag ein so dichter Nebel in den Straßen der Stadt, daß man nicht fünf Schritte weit sehen konnte. In den Kaufläden brannten um Mittag die Gasflammen, und auch die Börse war erleuchtet, als Soltau sie um ein Uhr betrat. Den Banquier schüttelte ein leichter Fieberfrost; er machte die nothwendigsten Geschäfte ab, bat Phillipps, etwa eingehende Aufträge anzunehmen, und trat gegen drei Uhr schon den Rückweg nach Hause an. Das Spiel des Zufalls ist oft so wunderbar, daß man es für die Erfindung eines Romandichters halten möchte, wenn man es erzählt. Der Verfasser kann jetzt leicht in den Verdacht kommen, einen solchen Zufall erfunden zu haben, weil er ihn zur weitern Entwicklung seiner Novelle gebraucht; der Leser kann sich aber versichert halten, daß dieser Zufall eine von den Thatsachen ist, die seinem kleinen Werke zum Grunde liegen.

Bei dem schlechten Wetter, und da er sich nicht wohl fühlte, beschloß Soltau einen Fiaker zu benutzen, der langsam an ihm vorüberfuhr. Er hielt ihn an.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

Franz bezeichnete Straße und Haus, und stieg ein. Indem er sich in die eine Ecke des Wagens warf, berührte seine Hand ein Papier, das auf dem Sitze lag. Er fühlte, daß es ein Brief war. Mechanisch behielt er das Papier so lange in der Hand, bis er vor seinem Hause ausstieg.

„Wer hat vor mir den Wagen benutzt?" fragte er den Kutscher, der ihm den Schlag öffnete.

Digitized by Google

„Eine junge Dame, Herr; sie ist ebenfalls hier ausgestiegen und in dieses Haus gegangen."

Soltau zeigte auf die Thür.

„In dieses Haus?" fragte er.

„Ja, Herr, in das Haus des Banquiers. Vor kaum einer Viertelstunde ist sie hier ausgestiegen. Ich wollte nach dem Stationsplatze an der Börse fahren, als Sie mich anhielten."

Franz hatte in der Zeit einen Thaler aus seiner Börse genommen.

„Wo ist sie eingestiegen?"

„Am Steinthore; wahrscheinlich hatte sie den Omnibus verlassen."

„Nimm diesen Thaler für Deine Nachricht!"

„Danke, Herr!"

Der Banquier hielt keinen Thürsteher, sonst hätte er sogleich erfahren können, wer die angekommene Dame sei. Er ging durch das Comptoir in sein Kabinet, wie er stets nach der Rückkehr von der Börse pflegte. Hier betrachtete er den Brief, den ohne Zweifel die Dame in dem Wagen verloren hatte. Er war versiegelt, aber ohne Adresse. Rasch erbrach Franz das Siegel und entfaltete das Papier: die Schriftzüge Edmund Kolbert's standen vor seinen Augen. Begierig las er folgende Zeilen:

P. P.

„Von einem unerklärlichen Zufalle begünstigt, ist der Advokat unserm Handel mit der Lebenspolice auf die Spur gekommen. Ich habe Dir versprochen, mein lieber Engel, Deinen Mann vor jeder Unannehmlichkeit zu schützen, und es wird geschehen. Du kennst meine zärtliche Liebe für Dich, Du weißt, daß ich für Dich den Tod nicht scheue, daß Dein Glück die Aufgabe meines Lebens ist. Du batest mich, ich möge Dich diesen Abend von dem verabredeten Rendezvous entbinden — es ist mir leider unmöglich. In Deinem und meinem Interesse mußt Du Dich einfinden, und solltest Du den kühnsten Vorwand zu Deiner Entfernung ersinnen. Aber damit es Dir nicht gar zu schwer fällt, habe ich dafür gesorgt, daß Dein Mann von Philipps eine Einladung für diesen Abend erhält, der er nicht ausweichen kann. Du wirst von sechs bis neun Uhr völlig frei sein. Wähle denselben Anzug, den Du in der Polstraße getragen, und finde Dich Punkt halb acht Uhr bei dem Thurme der Kirche von Sanct Georg ein. Es wacht über Dich Dein

C. K."

Wie vernichtet sank der Banquier auf seinen Sessel. Der Brief trug weder Adresse noch Ueberschrift — aber aus Allem ging hervor, daß er an Henrietten gerichtet war. Demnach hatte der Advokat sie wirklich in der Polstraße gesehen, demnach war ihr Ring in seiner Hand geblieben, und der falsche bei dem Juwelier bestellt, um den echten zu ersetzen. Zu dem Schmerze über diese Treulosigkeit kam der furchtbare Gedanke: der Verleumdung, die der Kaufmann einst ausgesprochen, liegt etwas Wahres zum Grunde. Und Edmund Kolbert ist der hohe Protector. Wer aber ist Kolbert? Wer aber ist der Kapitain Belling?

„Ich kann es diesen Abend erfahren!" murmelte er mit einer gräßlichen Bitterkeit vor sich hin. „Wohlan, so will ich die Rolle spielen, die man mir zugedacht hat — Philipps mag seine Einladung senden, ich nehme sie an!"

Während der Banquier in seinem Kabinette auf- und abging, fand draußen eine andere Scene statt. Ludwig Lambert kam von einem Geschäftsgange zurück. In dem Augenblicke, als er die hell beleuchtete Hausflur betrat, geleitete Madame Soltau eine junge, elegant gekleidete Dame die Treppe herab. Auf der Mitte der Treppe grüßten Beide sehr artig und trennten sich. Die junge Dame rauschte die Stufen herab und trat dem Commis entgegen.

„Sophie!" flüsterte Ludwig überrascht.

Die junge Dame sah ihn verwundert an. In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem nahen Nocolaithurme drei.

„Mein Gott, sollte ich mich täuschen?" stammelte der verwirrte Commis.

„Wen glauben Sie in mir zu sehen?" fragte sie freundlich.

„Sophie Saller!"

„Sie irren, mein Herr. Eine zufällige Aehnlichkeit täuscht Sie."

„Nein, das ist nicht möglich!"

„Ich wiederhole es, mein Herr."

„Sie müssen —"

Die Dame zog ihren schwarzen Schleier

Digitized by Google

über das Gesicht, verneigte sich flüchtig und schwebte, leicht wie ein Sylph, der Thür zu, die Lambert offen gelassen hatte. Ein Fiaker rasselte herbei und hielt dicht vor der Thür. Lambert eilte der Dame nach, um sie noch ein Mal anzureden — als er aber auf der Schwelle der Thür ankam, ward der Schlag von innen geöffnet, und zwei Männerarme, deren Hände mit schneeweißen Handschuhen bekleidet waren, empfingen die einsteigende Schöne. Das rasche Wiederzuschlagen der Wagenthür gab dem Kutscher das Signal, er hieb auf sein Pferd, und der Fiaker verschwand in der finstern Straße.

Der verliebte Commis stand einen Augenblick bestürzt da, dann schloß er die Thür und flüsterte vor sich hin:

„Nein, sie war es nicht; Sophie trägt keinen Sammethut mit Straußfedern und keinen mit Pelz gefütterten Atlasmantel. Auch ist sie mir zu gut, als daß sie mich verleugnen sollte. Sahe ich doch, seit ich sie kenne, in jedem jungen Mädchen meine Sophie, und da diese Dame ihr ähnlicher sieht, als jede andere, ist es natürlich, daß ich mich täuschte. Und was hätte Sophie bei Madame Soltau zu thun? Nein, sie war es nicht; die mit weißen Handschuhen bekleideten Hände sollen mich nicht erschrecken! Diesen Abend werde ich ihr das seltsame Zusammentreffen erzählen."

Ludwig liebte zum ersten Male, und da er selbst keiner Täuschung fähig war, glaubte er fest an die Redlichkeit seiner Geliebten. Soltau würde ihm gesagt haben: armer Mann, Sie kennen die Frauen nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Indianische Justiz

Zu den Wohlthaten, welche die Civilisation der Weißen den Indianerstämmen gebracht, ist eine neue getreten. Wir haben ihnen Pulver und Branntwein gegeben und jetzt haben sie auch von uns das Strafrecht und den Galgen angenommen.

In Folge dieser neuen Errungenschaft hat in einem mokesischen Dorfe, 26 Meilen von der Stadt Van Buren, in dem Staat Arkansas, letzthin eine Hinrichtung stattgefunden, deren nähere Umstände Heiterkeit erregen würden, wenn es sich nicht dabei um das Leben eines Menschen handelte. Ein Indianer Namens Musquitto war ermordet worden und der Verdacht fiel auf eine andere Rothhaut Namens Nat. (Abkürzung für Nathaniel.) Derselbe wurde vor eine irokesische Jury gestellt und schuldig befunden. Es war daher an dem irokesischen Sherif, die verhängte Todesstrafe zu exekutiren. Die Weißen hatten mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen und haben sich auch nicht in dieselbe gemischt.

Ein Augenzeuge beschreibt die Hinrichtung in folgender Weise: Der Sherif hatte den Galgen in kurzer Entfernung von der Hütte aufrichten lassen, in welcher die Geschworenen ihre Sitzung gehalten hatten. Als man aber Nat, der eine Art von Riese war, daran hängen wollte, fand es sich, daß derselbe fast eben so groß war, als der Galgen. Man mußte ein anderes Instrument für die Hinrichtung suchen.

Der ganze Stamm, den Sherif und den Verurtheilten an der Spitze, machte sich längs den schattigen Ufern des Arkansas auf den Weg, um einen Baum zu suchen, der zum Galgen tauglich war. Nach einer Promenade, die sich ziemlich in die Länge zog, weil bald der Sherif, bald der Verurtheilte an den verschiedenen Bäumen, die man traf, etwas auszusetzen hatte, gelangte man endlich zu einem prächtigen Baumwollenbaum, eine Art von Pappel, von dem ein dicker Ast unter einem rechten Winkel in einer Höhe ausging, welche mehr als genügte, um die Operation mit Erfolg vorzunehmen.

„Gefunden!" rief der Sherif, und der Verurtheilte bemerkte kaltblütig: „Wir hätten einen bessern wirklich nicht finden können."

Nachdem die Sache also in Ordnung war, äußerte Nat den Wunsch, noch zum letzten Male ein Bad in dem Arkansas zu nehmen. Sein Verlangen wurde ihm ohne Bedenken gewährt. Ein Weißer hätte diese Gelegenheit vielleicht zur Flucht benützt, aber von einem Irokesen war nichts der Art zu befürchten. Der richtige Nathaniel warf die Decke ab, die ihm statt aller Kleidung diente, sprang in den Fluß und schwamm vergnüg-

Digitized by Google

lich hin und her. Dann kam er wieder aus dem Wasser, ohne daß man ihn gerufen hätte, hüllte sich in seine Decke und stand bereit, die Rolle zu spielen, die ihm das Gesetz bestimmt hatte.

Der Sherif hieß ihn jetzt auf den Baum klettern und er befolgte den Befehl mit der Geschicklichkeit eines Eichkätzchens. Der Beamte und seine Gehilfen folgten ihm mit dem verhängnißvollen Stricke.

Nat hielt auf dem Aste still, der sich wie der Arm eines Galgens in die Luft streckte; doch der Sherif ersuchte ihn, sich so weit als möglich dem äußern Ende des Astes zu nähern, was der Verurtheilte auch mit vieler Gewandtheit that. Der Sherif, welcher zugleich das Amt eines Henkers mit seiner Würde verband, legte hierauf die Schlinge um den Hals des Verurtheilten und befestigte das andere Ende desselben an dem Aste.

Alle diese unheimlichen Vorbereitungen wurden, so befremdend es auch scheinen mag, von beiden Theilen mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt getroffen, als ob es sich um ein wissenschaftliches Experiment gehandelt hätte. Als endlich Alles zur Zufriedenheit Nats und des Sherifs geordnet war, bemerkte dieser letztere, daß er jetzt von dem Baume heruntersteigen und ihm von unten zurufen würde, wenn er springen sollte.

„Abgemacht!" sagte der Irokese.

Nach Verlauf einiger Minuten rief der Sherif in der That: „Nat, springe!" und Nat sprang.

Da die Höhe sehr beträchtlich war, so folgte dem Sprunge fast unmittelbar der Tod des kaltblütigen Nat.

Landwirthschaftliches.

(Der Chlorkalk als Mittel gegen Ungeziefer.) In dem Chlorkalk besitzen wir ein ausgezeichnetes Mittel, den Viehseuchen, namentlich der Klauenseuche, vorzubeugen oder sie unschädlicher zu machen. Minder bekannt ist es, daß derselbe wegen seines Geruchs von vielen Thieren gehaßt wird. Alle Arten Fliegen, namentlich aber Stechfliegen in den Ställen, werden in einer Nacht total vertrieben, wenn man Chlorkalk auf einem Brette in einem Stalle erhöht aufhängt und ein Fenster etwas offen läßt. Der Geruch treibt alle Fliegen zum Fenster hinaus, das in der Frühe zu schließen ist. — Der Chlorkalk ist dem Vieh durchaus nicht schädlich, im Gegentheil eher nützlich, weil er gegen jede schädliche Luft wirkt. Es versteht sich wohl von selbst, daß dieses Mittel oft, wenigstens wöchentlich ein Mal, angewendet werden muß, was leicht geschehen kann, da es keine Auslagen und Vorrichtungen erfordert. Ein Zimmer, oder ein anderer Hausraum, wo Chlorkalk sich befindet, wird von Ratten und Mäusen nicht besucht, und überall weichen diese Thiere, wo der Geruch desselben auftritt. In einem Gasthause zu Nürnberg wurde dieses Mittel versuchsweise angewendet, und das Resultat war ein überraschendes: die Ratten im Winkel und Hof und alle Mäuse des Haupt- und Nebengebäudes waren plötzlich verschwunden. An Pflanzen zur Abhaltung des Ungeziefers ist die Wirkung des Chlorkalkes eine bedeutende. Kohlfelder blieben vom Erdfloh, von Schmetterlingen und Raupen überhaupt befreit, wenn sie mit Chlorkalkwasser besprengt worden waren. Man löst den Chlorkalk in Wasser auf und besprützt mit einem Staubbesen oder Mauerpinsel die Pflanzen, womöglich am Abend oder in der Frühe. Ein so behandeltes Grundstück mit Weißkraut blieb von allen Kohlweißlingen verschont, während alle in derselben Gemarkung liegenden Kohlpflanzen von den Raupen ganz aufgezehrt wurden. Zur Abhaltung oder Vertreibung der Raupen von Obstbäumen gibt es kein besseres Mittel, als den Chlorkalk. Man nimmt davon 1 Pfund und mischt $^1/_2$ Pfund Schweinefett darunter, das man dann zu einem Teige formt und, mit Werg umwickelt, um den Baumstamm bindet. Die Raupen von allen Aesten fallen herunter und kriechen am Stamm auch nicht mehr hinauf; die Schmetterlinge selbst meiden jeden Baum, dessen Blätter mit Chlorkalkwasser besprützt worden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 136. Donnerstag, den 13. November **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

7.

Der Auferstandene.

Mit dem gewöhnlichen Eifer gab sich der Commis seiner Arbeit hin, bis die Stunde der Freiheit schlug. Der Banquier ging um vier Uhr zu Tische. Kein Blick, keine Miene verrieth, was in seinem Innern vorging; er nahm immer noch Anstand, den Stab über seine Gattin zu brechen, die mit einer himmlischen Anmuth den Gatten bei Tische bediente. Sie war ganz Zärtlichkeit, ganz Liebe. Die beiden Gatten hatten den Tisch noch nicht verlassen, als die Kammerfrau einen Brief brachte. Er enthielt die erwartete und gefürchtete Einladung Philipps'. Der Agent schrieb, daß er unwohl sei und den Freund dringend bitte, ihn um sechs Uhr behufs Besprechung einer wichtigen Geschäftsangelegenheit, die sich bis auf den folgenden Tag ohne Nachtheil nicht verschieben lasse, zu besuchen. Er reichte den Brief seiner Frau.

„Philipps war diesen Mittag nicht auf der Börse," fügte er hinzu.

Seine stechenden Blicke ruhten auf Henrietten, während sie las. Ihr schönes Gesicht veränderte sich nicht, sie blieb unbefangen wie zuvor. „Sollte sie um die Sache nicht wissen, da sie den Brief nicht empfangen hat?" fragte er sich. Daß sie selbst das Papier in dem Wagen verloren habe, ließ sich nicht annehmen, es mußte demnach eine zweite Dame die Ueberbringerin gewesen sein. Gern hätte er gefragt, ob Henriette Besuch gehabt habe; aber er schwieg, um keinen Verdacht zu erwecken.

„Willst Du der Einladung folgen?" fragte sie, indem sie das Papier auf den Tisch legte.

„Ich muß wohl. Philipps ist krank und das Geschäft läßt sich nicht aufschieben."

„Nimm unsern Wagen bei dem schlechten Wetter, Franz."

„Ja, mein Kind, ich werde den Wagen nehmen."

„Und wann soll ich ihn senden, daß er Dich zurückholt?"

„Um zehn Uhr! Nun ist sie ganz sicher," dachte er. „Es unterliegt keinem Zweifel: die Bötin hat ihren Auftrag mündlich ausgerichtet."

Gleich nach sechs Uhr warf sich Franz in den Wagen, nachdem er unter einer furchtbaren Herzensbeklemmung seine Frau geküßt hatte. Ihm war, als ob er ihre schönen Lippen zum letzten Male berührt, als ob er von einer Verlorenen Abschied genommen hätte. Nur einem Charakter, wie ihn der Banquier besaß, konnte es gelingen, unter so schwierigen Umständen scheinbar die Fassung zu bewahren. Als er allein in der Ecke des Wagens saß, flossen seine Thränen. Doch bald erlangte die Energie seines Willens die Herrschaft wieder, und als der Wagen vor Philipps' Wohnung hielt, lag der Ernst des Geschäftsmannes auf seinem Gesichte. Der Agent, der wirklich von einem starken Katarrh heimgesucht war, empfing den Freund mit der gewohnten Herzlichkeit. Es lag dem Banquier daran, zu erfahren, ob Philipps ein willenloses Werkzeug Kolbert's sei, oder ob auch der Jugendfreund eine Rolle in dem großen Drama spiele, dessen Katastrophe er diesen Abend herbeizuführen gedachte. Der Agent schlug ihm wirklich ein Actiengeschäft

Digitized by Google

vor, das, wenn es am nächsten Tage auf der Börse eingeleitet wurde, einen großen und sichern Gewinn versprach. Dieser Vorschlag gründete sich auf Nachmittags eingegangene Depeschen und auf das Sinken gewisser Papiere an der Börse, er war mit einem Worte durch rasch eingetretene Verhältnisse entstanden, daß Franz nicht glauben konnte, der Agent habe darin einen Vorwand gesucht und gefunden. Aber hatte Philipps auf dem Balle nicht gesagt, daß er über den Capitain Näheres erfahren wolle? Hatte ihn Miß Belling durch ihre Schönheit nicht bezaubert? Und hatte er bis jetzt nicht vermieden, des Gegenstandes auch nur mit einem Worte zu erwähnen? Diese Betrachtungen hielten den Argwohn des Banquiers wach, und er beschloß auch bei dem Jugendfreunde, den man ohne Zweifel durch die reizende Miß Belling zu Allem gefügig gemacht, auf seiner Hut zu sein. Man besprach noch eine Stunde das Geschäft, und Franz, der den Gewinn nicht in Abrede stellen konnte, ging darauf ein, obgleich ihm die Börsenangelegenheiten sehr gleichgültig waren. Was lag ihm daran, große Summen zu gewinnen, da er seinen höchsten Schatz, seine Gattin, verlieren sollte?

Franz sah, daß man Vorbereitungen zum Abendessen traf.

„Ich muß Dich verlassen, Philipps," sagte er, „so gern ich den Abend bei Dir zugebracht hätte. Ehe ich Deine Einladung erhielt, hatte ich dem Theaterdirector, der, wie Du weißt, seine Gelder bei mir deponirt, versprochen, ihn gegen acht Uhr auf der Bühne aufzusuchen. Wir sehen uns morgen an der Börse."

Philipps gab sich keine Mühe, den Freund zurückzuhalten, denn er wußte, daß der Banquier sein gegebenes Wort hielt. Er ließ durch den Diener einen Fiaker zur Fahrt nach dem Theater bestellen. Die Freunde trennten sich. In der nächsten Straße befahl Franz dem Kutscher, anzuhalten. Er öffnete das Fenster nach dem Bocke zu und gab dem Roßlenker einen Thaler.

„Ich habe meinen Plan geändert," sagte er. „Fahre mich nach der Vorstadt Sanct Georg, mein Freund. Wenn ich klopfe, hältst Du an."

Der Fiaker schlug den Weg nach der Vorstadt ein. Bei dem ersten Hause derselben hörte der Kutscher klopfen. Der Wagen hielt und der Banquier stieg aus.

„Soll ich warten, Herr?"

„Nein!"

Der Fiaker lenkte um und fuhr nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frauenthat.

Schloß M. hatte heute einen bewegten Tag. Es war des Kaisers Namensfest. Die Garnison im drunten liegenden Städtchen feierte es mit klingendem Spiel.

Oben im Schlosse hatte der General zahlreiche Gäste. Hochklingende Namen versammelten sich um seinen Tisch. Das große, düstere, weitläufige Schloß mochte an vergangene Zeiten sich erinnern, wo es immer so glänzend belebt war, wie ausnahmsweise heute.

Auch das Wetter war hell und glänzend. Eine leichte, frische Luft spielte oben auf dem breiten Thurme mit dem großen schwarzgelben Banner — am Schloßthor hingen Kränze und Blumengewinde um die grauen Steinpfeiler, so gut sie eben die Jahreszeit bot — rings lag goldener Sonnenschein auf den dunkeln Nadelholzkronen des Parks.

Schon sproßte das Gras zwischen den großen Steinplatten des Hofs und hätte man auf den Wiesen gesucht, würde man auch schon Veilchen gefunden haben.

Oben im großen dunkeln Saal hatte man lange getafelt. Es war kurz nach der ungarischen Erhebung — einer der höchsten Offiziere der Armee befand sich unter den Gästen.

Auch Damen, zwischen deren bunten Toiletten sich die weiße Uniform recht stattlich ausnahm, zumal so ordenzgeschmückte wie hier.

Der Wein hatte Alle belebt. Die Herren erzählten ihre Kriegsthaten, die Frauen hörten ihnen gerne zu; dabei klangen Gläser und Sporen; es gab in der ganzen Runde kein trübes Gesicht. Man sprach von Pesth, von Komorn, von Theater und Musik.

Eben lachte man über einen jungen Offizi[illegible]

Digitized by Google

der bei Aufführung der „Regimentstochter“ nach der Einnahme von Pesth über die Bühne gegangen war, natürlich während der Scene.

Das hatten andere nächst ihm auch gethan — „Sie hat halt nicht gut getrommelt, die Regimentstochter —!“ vertheidigte sich jener — „So muß' ich's sie lehren —!“

Die Damen nahmen natürlich am Parteikampf regen Antheil.

Man erzählte von der Kettenbrücke — wie man sie abgetragen — von getödteten Rebellen — von Kriegsgerichten und den Folgen des Kriegszustandes; man war ja Sieger, und der Hausherr gedachte in einem Toaste der glänzenden Waffenthaten seines Gastes.

Dieser befand sich in einer sanften, mehr elegischen als heitern Stimmung. An seiner Seite saß seine Braut. Die junge Dame neigte ihr Glas — sie mochte an all die Angst und Sorge zurückdenken, die sie gefühlt und gelitten bei den Gefahren des geliebten Mannes. Jetzt hatte er sich den Lorbeer errungen.

Dem Paar gegenüber saß eine Cousine der jungen Braut, nächst dieser die einzig Unvermählte der Runde. An sie richteten sich zunächst die Artigkeiten von Jung und Alt. Vor Allen hatte der Wein einem alten Obersten den Kopf erwärmt, daß er die fabelhaftesten Schwüre that, was er alles zu leisten gesonnen wäre, könnte er sich damit ihre Liebe erwerben. Natürlich lachte ihn die junge Dame aus, was er gar nicht übel nahm, da sie dasselbe über die Galanterie seiner jüngeren Waffengefährten auch that — „Sie ist halt eine Turandot —,“ seufzte der junge Offizier, der sich zum Lehrer auf der Trommel in Pesth gemacht hatte.

In Folge des Genusses von ein paar Flaschen Champagner kam ihm seine Tischnachbarin als ein Wesen vor, um dessentwillen er im Stande sein könnte, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen — Wein und Schmeichelei regen auf — die Stimmung der in Rede stehenden Dame war in der That eine glänzende.

Als die Tafel aufgehoben wurde, flüchtete sie sich an den linken Arm des Bräutigams ihrer Cousine und hörte lachend, wie der alte Oberst hoch und theuer versicherte, daß er nächst dem Kaiser, seinem Kriegsherrn, nichts so hoch verehre, als die Damen, natürlich die schönen.

Man öffnete die hohen Glasthüren, die hinaus auf eine Terrasse mit ziemlich zerfallenem Steingeländer führten; die Sonne warf ein ganzes Lichtmeer auf die Hinaustretenden. Alles war schön, duftig. Wie Frühlingsahnung wehte es herüber von den Bergen. —

Da erblickte man einen Zug. Ein stark eskortirter Wagen brachte einen Gefangenen. Die Auffahrt führte dicht am Terrassengeländer vorbei.

Für einen Augenblick verstummten die heiteren Stimmen, zwischen den kriegerischen Gestalten zu Pferde hindurch konnte man tief im Hintergrunde des Wagens ein jugendliches, todtblasses Gesicht erkennen.

Es war immerhin eine drückende Mahnung an das unendliche Weh der Zeit und der Erde. Kein Wunder, daß Comtesse Ferdinande, die vorhin erwähnte gefeierte Dame, den Arm ihres Führers verlassen hatte und recht ernst am Geländer lehnte.

Düstere Schatten flogen über ihr Antlitz. Dahin schien ihre Heiterkeit. Comtesse Ferdinande war kein Kind mehr. Daß sie bei zwei- oder dreiundzwanzig Jahren noch unvermählt war, hatte ihr kaltes Auge und besonders ihren Ehrgeiz zur Ursache; doch war sie im Besitz einer pikanten Schönheit, die allerwegen Interesse erweckt und gewöhnlich auch Frauen von großem Verstand eigen zu sein pflegt. Dabei war sie das Kleinod ihrer Familie, allüberall ersehnt und gern gesehen.

Ferdinande hatte auch treffliche Eigenschaften, einen feinen Takt, der immer den Ton traf, der nicht zum Herzen, aber zum Zweck führt. Sonderbar genug blieb sie den Parteikämpfen fremd.

Eben rollte der Wagen dumpf durch die Einfahrt; sehen konnte man ihn nicht mehr.

Die Gesellschaft hatte sich wieder in die Zimmer zurückgezogen; man fand es kühl. In der That schauerte eine kalte Luft durch das Thal.

Auch Ferdinande hob den Arm vom Geländer und wandte sich dem Thurme zu.

Digitized by Google

Jetzt hatte ihr Gesicht etwas so Ernstes, daß der junge Offizier sich Muth machen mußte, sie anzureden. Doch that er es.

„Das war," begann er, „der junge L." — er nannte einen ungarischen Namen — „der eben vorüberkam. —"

„Ein junger Mann?" fragte Ferdinande und blieb am Geländer lehnen.

„Ein junger Bursche, kaum zwanzig Jahre alt — ich war dabei, als er gefangen wurde."

Ferdinande forderte den Erzähler nicht auf, zu sprechen. Sie gab ihm nur gleichsam wider Willen Gehör.

„Das Schloß der Gräfin L.," fuhr der Offizier fort, „war von den Rebellen benutzt, um uns den Uebergang über ein ziemlich reißendes Wasser zu erschweren. Es hielt den Transport der Batterie fast um einen Tag auf. Ein Rebellenhaufen hatte sich hineingelegt. Die Mauern waren stark, und gut bewaffnet waren sie auch; so kostete es Zeit, bis wir dazu gelangten, das Nest in Brand zu stecken. Wir waren schon Herren der Mauern; nur vom Thurme wurde immer noch geschossen — wir stürmten hinan — da waren drei junge Burschen, die sich in nutzloser Tapferkeit wie die Löwen herumschlugen. Fast in einem und demselben Augenblicke fielen die beiden jüngeren, fast noch Kinder. Da befahl der General, nicht mehr zu schießen; es sah aus da oben wie ein Nest junger Vögel — es waren die drei Söhne der Gräfin. Der letzte davon ist nun auf dem Wege nach der Festung. —"

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wie zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
Finden sich und trennen sich die Menschen.
Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn in's Herz dir.
Acht und Trennung von geliebten Freunden
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr.

Verschiedenes.

In einer lustigen Gesellschaft zu Köln disputirte man sich kürzlich über die angebliche Aufrichtigkeit der „Heirathsgesuche", welche fortwährend in den öffentlichen Blättern erschienen. Die Meinung war getheilt. Die einen, in Liebes-Angelegenheiten noch etwas blöderen jungen Leute glaubten, es würden sich wenig junge Damen auf solche Gesuche melden, während die anderen, entschiedene Anhänger der Bacon'schen Erfahrungs-Philosophie, diese Ansicht nicht nur bestritten, sondern sogar zu verhöhnen sich vermaßen. Genug, es kam zwischen den Letzteren und den Tugendbündlern zu einer Wette. Man verfaßte eine Anzeige, welche auf die Phantasie junger, heirathslustiger Damen von unwiderstehlichem Zauber gewesen sein muß, denn es liefen, wie man uns fest versicherte, nicht weniger als einige zwanzig Briefe von schöner Hand, theilweise sogar mit Photographieen versehen, ein. Ein Spaßvogel schlug vor, alle Briefstellerinnen zusammen, zu einer und derselben Stunde, an einen und denselben Ort, wozu eine genau bezeichnete Stelle des Neumarktes ausersehen wurde, zu bescheiden. Zum höchsten Gaudium der aus einem benachbarten Locale lauernden Genossen kam denn auch eine Briefstellerin nach der anderen, jede mit einem Rosenstrauß in der Hand und einem großen schwarzen Schönheitspflästerchen auf der linken Wange, wie es ausdrücklich in den Briefen vorgeschrieben war. Dieselben wunderten sich nicht wenig, so viele Doppelgängerinnen zu haben, sahen schließlich ein, daß sie das Opfer eines Scherzes geworden waren und haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer schrecklichen Rache verbunden.

(Stecknadeljubiläum!) Die Deutschen feiern doch jede Begebenheit — und da haben sie sich diesmal doch ein Jubiläum entwischen lassen. Niemand dachte daran, daß im Jahre 1362 zu Nürnberg die ersten Stecknadeln erschienen, erfunden von einem Deutschen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 137. Samstag, den 15. November **1862.**

Trinklied.

Rother oder weißer Wein,
Welcher mag der beste sein?
Welchen soll ich wählen? —
Ei, das ächte Traubenblut
Schmeckt in jeder Farbe gut
Durst'gen Trinker-Kehlen!

Fragst du nach dem Lockenhaar,
Winkt zum Kuß ein Lippenpaar?
Ei, das möcht' ich wissen! —
Schwarz, blond, braun, ja grau und weiß —
Ist der Kuß nur glühend heiß —
Ei, so laß uns küssen!

Mädel, Mädel, bist du toll —
Schenk' doch bis zum Rande voll,
Nipp' nicht so verstohlen!
Halbes Glas und halbes Herz,
Halbe Lust und halben Schmerz
Soll der Teufel holen!

Alles Halbe dünkt mir schlecht,
Nur das Ganze hat ein Recht,
Hier zu existiren.
Bis zum Rand die Gläser voll,
Bis zum Rasen liebestoll —
Ei, so mag's passiren!

Ist doch selbst der Mond wie toll
Jeden Monat einmal voll,
Ohne viel Beschwerden:
Geht es so am Himmel her,
Ei, so machen wir's wie er
Hier auf dieser Erden!

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

8.

Das Rendezvous.

Der Abend war so finster, daß man die Vorübergehenden nicht sah, sondern nur ihre Schritte hörte. Die Alleen, die sich in verschiedenen Richtungen nach der Vorstadt hinziehen, waren still; die Flammen der spärlich angebrachten Gaslaternen verbreiteten in der nebelschweren Luft nur einen kleinen Lichtkreis. Franz kannte zwar die Gegend, aber bei der dichten Finsterniß wußte er nicht, wo die Kirche lag. Da erklangen plötzlich zwei Schläge durch die stille Luft: die Glocke von Sanct Georg schlug halb acht. Der arme Banquier bebte zusammen, als ob der schwere Hammer der Uhr seine Brust getroffen hätte. Schaudernd hüllte er sich in den kurzen Pelzmantel und schlug die Richtung ein, die ihm die Uhr bezeichnet hatte. Nach fünf Minuten stand er an dem Portale der Kirche.

Ort und Zeit paßten vortrefflich zu einem Stelldichein, das kein Ohr belauschen durfte. Die nächste Umgebung des stillen Gotteshauses war wie ausgestorben, selbst das Geräusch der Stadt konnte man nicht mehr vernehmen. Eine Frau mußte gewaltige Beweggründe haben, um sich hierher zu begeben, und Franz fragte sich unwillkürlich, warum man diesen unheimlichen und unbequemen Ort gewählt habe. Ihm blieb nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn eine Gestalt huschte an ihm vorüber und verschwand wie ein Gespenst hinter dem nächsten Strebepfeiler der Kirche. Franz drückte sich fest an den Baum, der ihm zur Seite stand.

Digitized by Google

Zwei Personen befanden sich also auf dem Platze. Sollte Henriette die dritte sein?

Fünf Minuten der gräßlichsten Qual verflossen dem Harrenden, da ließ sich hinter ihm das leise Geräusch von Schritten vernehmen. Die Person, die sie verursachte, war nicht zu erkennen, aber Franz, dessen Kopf wie im Fieber brannte, hielt sie für die leichten Schritte einer Frau. Er hatte sich getäuscht: gleich darauf erschien die Gestalt eines Mannes, die vor dem Portale auf- und abzugehen begann. Wer war nun die erste Person gewesen? Der Banquier wartete mit angehaltenem Athem auf die Entwickelung der Dinge.

„Großer Gott," dachte er, „ist es so weit gekommen, daß ich bei Nacht und Nebel die Vorstadt besuchen muß, um meine Frau auf dem Verbrechen der Treulosigkeit zu ertappen?"

Unwillkürlich entquoll seiner Brust ein lauter Seufzer. Er erschrack — er hatte seine Anwesenheit verrathen, denn der Mann blieb stehen. Nach zwei Secunden schritt er auf den Baum zu — Soltau, der seiner Sinne kaum noch mächtig war, trat ihm entgegen; er hatte die Vorsicht vergessen, die er beobachten wollte.

„Es ist eine unangenehme Ueberraschung, wenn man statt der Frau den Mann findet!" sagte der Banquier mit bebender Stimme. „Und nicht wahr, mein Herr, Sie suchen eine Frau?"

Der Mann schlug schweigend seinen Mantel um die Schultern und wollte sich entfernen.

„O, mein Freund, so entkommt man mir nicht; ich will wissen, wer die zweite Person bei diesem Rendezvous ist!"

Der Unbekannte bemühte sich, sein Gesicht zu verbergen; Franz aber riß ihm den Mantel ab, packte mit Riesenkraft seine beiden Schultern und sah ihm in das Gesicht. Die vor Schrecken entstellten Züge des Advokaten Eberhardi grinsten ihn an.

„Herr Soltau," stammelte er, „vergessen Sie Ihren und meinen Stand nicht!"

„Der Advokat!" murmelte Franz betroffen, indem er ihn fahren ließ. „Gehen Sie, ich weiß genug!"

Eberhardi nahm ruhig seinen Mantel vom Boden auf und warf ihn um die Schultern.

„Mein Herr," sagte er, „mir scheint, Madame Soltau hat Sie abgeschickt, um das zu erfahren, was ich ihr selbst mitzutheilen versprochen habe. Der Gatte hat das Recht, die Geheimnisse seiner Frau zu kennen!" fügte er höhnend hinzu. „Die schöne Henriette hat eine große Unvorsichtigkeit begangen, wenn sie indiskret gewesen ist; aber ich beklage sie, wenn man sie ertappt hat."

„Denken Sie besser von meiner Frau, Herr Advokat — sie hat mir Ihre Verfolgungen mitgetheilt!" flüsterte Franz, der immer noch die Ehre seiner Gattin nicht völlig preisgeben wollte.

„Desto besser!" lachte höhnend Eberhardi. „Also hat man mich vorsätzlich betrogen. Diese Perfidie will ich mit der größten Offenherzigkeit bezahlen. Herr Soltau, Sie haben mit Hülfe Ihres Vermögens meinen Bruder ruinirt — ich richte Sie mit meiner Wissenschaft zu Grunde. Mein Bruder hat in einer Gesellschaft die Behauptung ausgesprochen, Ihre Frau erfreue sich der geheimen Protection eines mächtigen Mannes — wohlan, ich bin im Stande, Ihnen juristische Beweise zu liefern."

„Mein Herr, mein Herr!" stammelte Franz, den die Wendung der Dinge fast zu Boden warf.

„Hätte die schöne, bewunderte Henriette gewußt, daß ich ihr sagen wollte: Madame Soltau, mir ist jetzt die Quelle bekannt, aus der die Capitalien Ihres Mannes geflossen, sie würde sicher keinen Stellvertreter geschickt haben."

„Aus welchem Grunde luden Sie meine Frau zu dieser Unterredung ein?"

„Ich habe mir vorgenommen, offen zu sein, und ich werde es sein. Seit der Geschichte mit dem Ringe habe ich die reizende Madame Soltau näher kennen gelernt, die, als sie vor ihrer Verheirathung noch bei ihrer Tante war, meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Um diese Zeit führte und gewann ich für die Tante einen Prozeß. Es handelte sich um fünfmalhunderttausend Mark, um die Summe, mit der Sie Ihr Geschäft gründeten. Der Prozeß war gegen die dänische Regierung gerichtet, die mit dem Vermögen eines flüchtigen Verbrechers auch das Vermögen Henriette's confiscirt hatte. Wenn ich sagte, ich

Digitized by Google

gewann den Prozeß, so ist das nicht ganz richtig, Herr Soltau, denn der raffinirteste Jurist würde das nicht ausgerichtet haben, was eine Reise Henriette's und der Tante nach Kopenhagen ausrichtete. Das Geld wurde zurückgegeben, ohne daß man den Prozeß beendete."

„In welcher Beziehung stand der Verbrecher zu Henriette?"

„Er war —"

Der Advokat konnte nicht fortfahren, denn in diesem Augenblicke erfaßte ihn eine Hand so kräftig beim Halse, daß ihm die Worte in der Kehle stecken blieben. Die Gestalt eines in einen Pelz gehüllten Mannes stand vor dem bestürzten Banquier. Der würdige Rechtsanwalt krümmte sich wie ein Wurm an der Eisenfaust dieses Mannes, der sich ruhig, als ob ihn durchaus Nichts behinderte, zu Soltan wandte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frauenthat.

(Fortsetzung.)

Ferdinande sagte nichts. Endlich ging sie hinüber nach dem Saal und meinte:

„Man sollte an dergleichen schon gewöhnt sein —"

Den Abend sollte ein Concert feiern. Man ging, um die Toiletten auffrischen zu lassen und sich selbst eine kurze Ruhe zu gönnen.

Es fing schon an zu dämmern. Der Schloßhof, die alten düstern Mauern sahen unendlich düster und herzbeengend aus. Drüben an einer kleinen Pforte stand eine Wache — da war wahrscheinlich der Ort, wo man den Gefangenen untergebracht hatte.

„Wenn du dich im Gefühle deiner Freiheit sonnst, wenn du weißt, nichts verhindert dich, den Fuß hinauszusetzen auf die schöne mütterliche Erde, so wirf einen Blick, einen einzigen, in die Seele eines Gefangenen, der auf dem Wege ist, eine zwanzigjährige schwere Kerkerhaft zu verbüßen —!

Es war ein düsteres und ödes Gemach, das man dem jungen Gefangenen gegeben hatte. Immer dunkler wurde es drüben auf den Bergen. Im Schlosse wurden Fenster hell erleuchtet, der Wind wehte stärker und rüttelte an den Fenstern. Niemand hatte nach dem Gefangenen gefragt — seine Escorte war zur guten Stunde auf das Schloß gekommen; man trank und lachte und scherzte.

Regungslos saß der Gefangene am Tisch. Des Leibes Bedürfniß nach Speise und Trank regten sich, man hatte ihn vergessen —!

Ein Zimmer war es, dumpf und kalt. Drüben im Saale stimmte man die Instrumente zum Concert. Schon versammelten sich die Gäste von Neuem. Da — gedachte man jetzt seiner? — drehte sich ein Schlüssel im Thürschloß. —

Der Gefangene wandte den Kopf nicht. Kein harter sporenklingender Fuß maß den Raum zwischen der Thür und ihm. Ein eigenes Gefühl des Schauers, fast der Furcht ergriff ihn. Da legte sich eine Hand schnell, energisch auf seine Schulter. Er blickte auf und mußte sich sammeln, ob es Wirklichkeit, ob es Traum war.

„Fassen Sie sich, armes, armes Kind!" sagte eine Stimme, so mild und wieder so kräftig mahnend: „Sie können frei sein. — Hier — folgen Sie mir!"

Willenlos ließ sich der junge Mann von einer Hand führen, die nicht im Mindesten zitterte. Leise rauschten reiche seidene Gewänder. Blumen dufteten. Das ganze Leben, das schöne, sonnige, freie, fiel plötzlich wie ein heiliges Himmelsgeschenk in die Seele des Gefangenen. So ging es durch einen dunkeln Gang.

Dann stieß seine Führerin die Thür zu einem finstern, großen Zimmer auf. Ein Fenster wurde aufgemacht. Brausend schlug der Wind herein. — „Hier ist ein Mantel, hier eine Börse! — Halten Sie sich nach jenen Wäldern dort! Drüben ist nicht mehr Oesterreich! — Aber schnell! — Ich muß fort! —"

Droben schmetterte die Ouverture zur Regimentstochter.

„Dank — ewigen Dank!" stammelte die bleiche Lippe des Gefangenen.

„Nur Muth!" mahnte die weibliche Stimme.

Ein Sprung auf's Fenster, ein Sprung hinunter. —

Athemlos lauschte die Befreierin den sich entfernenden Schritten — dann seufzte sie tief und schwer zum Himmel hinauf:

„Kröne du mein Werk —!"

Digitized by Google

Er hat es gekrönt. Der Gefangene entkam. Niemand wußte, wer dem Unbewachten den Weg gezeigt hatte. Ferdinande zeigte an jenem Concertabend eine glänzende heitere Stimmung. Erst am Morgen bemerkte man die Flucht — eher hatte man nicht des Armen gedacht — Ferdinandens künftiger Cousin besah sich die Oertlichkeit. Man folgte dem Flüchtigen bis zum offenen Fenster jenes Saales. Der General bückte sich und hob schnell etwas von der Erde auf; es war nichts als ein kleines rosenfarbenes Camellienblatt. Im Wagen, der die Gäste zurückbrachte, warf er es lächelnd, mit dem Finger drohend, in Ferdinandens Schooß. Ferdinande hatte rosenfarbene Camellien getragen.

Jahre sind seitdem vergangen. In einer ziemlich monotonen Gegend Schlesiens, mitten unter rasirten Wäldern und jungem Anbau, erhebt sich ein großes altes Gebäude, ein Schloß, das bis vor ungefähr zehn Jahren einem alten Herrn, dem letzten Sproß einer großen Familie, angehörte. Damals stand rings der hohe, duftige Nadelwald mit seinen majestätischen Kronen; Niemand hätte gewagt, Hand oder Axt daran zu legen.

Als aber der alte Herr starb, fiel der reiche Besitz an eine Anzahl entfernter Erben, wurde verkauft, dismembrirt — natürlich fielen die reichen Holzbestände zuerst. Die Theile des großen Ganzen kamen in die verschiedensten Hände. Von dem einen kaufte sich ein junger Offizier Hunde und Pferde und bezahlte seine Schulden, von einem zweiten wurden Töchter ausgestattet, Söhne nach der Hochschule geschickt; einen dritten legte ein altes Fräulein in den Kasten, um nach ihrem Tod den Pfleger ihres Papagei's und irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt zu beglücken. Die ganze Herrschaft hatte ein Gütermäkler an sich gebracht.

Da der alte Herr wohlthätig, die Gegend aber sehr arm war, so würde man ihn ungleich schmerzlicher vermißt und betrauert haben, wenn nicht ein Theil des Gutes in die Hände eines Mannes gekommen wäre, der eine chemische Fabrik errichtete.

(Schluß folgt).

Verschiedenes.

Nach einer Mittheilung des Professor Dr. X. Landerer in Athen sollen die auf dem Libanon in den ältesten Zeiten gefundenen Cedernbäume, der Tradition nach, das Holz zu dem Tempel Jehova's, welchen Salomon in Jerusalem baute, geliefert haben, und die jetzt noch daselbst befindlichen 27—30 Cedernbäume, die ein Alter von 2500 bis 3000 Jahren haben sollen, werden der religiösen Erinnerung halber von den Fremden besucht. Jeder derselben ist mit einer kleinen Mauer umgeben, wodurch sie eben so viele Altäre bilden, auf denen bei Festtagen Messe gelesen wird. Wunderschön sind die Zapfen dieser kolossalen und ehrwürdigen Bäume, und aus ihrem Harze und auch aus den Zapfen bereiten die Libanoten, d. h. die Bewohner des Libanon, Heilmittel gegen die Lungensucht.

London. Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Hr. Edwin Chadwick von der Unterrichtsuntersuchungscommission zu dem Schlusse gelangt: daß die jetzt üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven, und sie außerdem zum Träumen und Trödeln verleiten. Nach der Aussage guter Schullehrer seien drei Stunden täglich gerade die Zeit, daß auf eine freiwillige scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden kann; was sie in dieser Frist gelehrt werden können, sei gerade so viel, als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen kann; jeder Augenblick mehr sei reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden und in allen Schulen das militärische Exercitium einzuführen.

Jemand beklagte sich über die vielen Besuche seiner Verwandten. „Da habe ich besonders eine alte Tante," sagte er, „die besucht uns jährlich regelmäßig zwei Mal und bleibt jedes Mal sechs Monate."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 138. Dienstag, den 18. November **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

8.

Das Rendezvous.

„Mein Herr," sagte der Unbekannte, „das, was Sie hier erleben, ist eine Fortsetzung der Infamie, die der Rechtsanwalt — ich will dieses Prädicat noch ein Mal schänden, indem ich es diesem ausgefeimten Schurken beilege — die der Rechtsanwalt mit dem Diamantringe begonnen hat. Ihre Gattin und Ihre Schwiegermutter sind nie in Kopenhagen gewesen. Daß der Prozeß um Henriette's Vermögen so rasch gewonnen wurde, ist einzig und allein nur mein Werk. Dieser Bursche — er schüttelte den Advokaten, daß er laut röchelte — dieser Bursche würde ihn im Leben nicht gewonnen haben. Ihre Gattin, Herr Soltau, ist rein wie der Schnee, der in diesem Augenblicke vom Himmel fällt."

„Aber mein Herr, was für ein Interesse leitet Sie, daß Sie sich zum Protector meiner Frau aufwerfen?" sagte mit fester Stimme der Banquier, der um jeden Preis Aufklärung erlangen wollte.

„Das Interesse für Sie, Herr Soltau."

„Für mich? Für mich?"

Der Fremde streckte die rechte Hand, welche den Advokaten hielt, so weit als möglich aus, augenscheinlich deßhalb, daß der Geknebelte die Worte nicht verstehen sollte, die er dem Banquier zuflüsterte:

„Sie haben die Lebenspolice Edmund Kolbert's gekauft — Edmund Kolbert ist ein rechtlicher Mann, er duldet nicht, daß Sie für diese Gefälligkeit Undank ernten. Gehen Sie nach Hause, mein Herr, kränken Sie Ihre Gattin nicht durch ungerechten Verdacht und fürchten Sie diesen Advokaten nicht mehr, der von jetzt an schweigen und zittern wird. Nehmen Sie den Ring zurück, damit er nicht zum zweiten Male gemißbraucht werde. Ich forderte ihn von Ihnen — jetzt bedarf ich seiner nicht mehr, da ich den Advokaten in der Hand halte."

„Mein Herr, wir müssen uns näher kennen lernen — ich muß mit Ihnen sprechen!" rief Franz.

„Fordern Sie das nicht, Herr Soltau!" antwortete schmerzlich die bebende Stimme Kolbert's. „Sie untergraben den Grund, auf dem Ihr Glück ruht. Die Zeit wird kommen, wo Sie Aufklärung erhalten."

„Und wer gibt sie mir?"

„Sophie Saller! Ich sage nicht auf Wiedersehen, denn ich muß für Sie wie für die Welt todt bleiben."

Kolbert verschwand hinter der Kirche, indem er den Advokaten mit sich fortschleppte. Wie träumend hatte Franz einige Augenblicke an seinem Platze gestanden, dann eilte er dem Fremden nach. Die Finsterniß war so dicht, daß er Nichts unterscheiden konnte. Er blieb stehen, um sich zu orientiren: da hörte er in der Entfernung Schritte, die sich rasch entfernten. Das Geräusch dieser Schritte wurde von zwei Personen verursacht. Er verfolgte die Richtung, aus der das Geräusch kam — bald stand er an dem Ufer des breiten Alsterbassins. In dem Augenblicke, als er ankam, stieß ein Kahn ab, er hörte es an dem Rauschen der Ruder und dem Geklirr der Kette. Dann sah er, als er seine Sehkraft anstrengte, einen dunkeln Gegenstand auf der Wasserfläche verschwinden. Nach einer Minute war die Gegend

Digitized by Google

wie ausgestorben. Franz suchte und fand den Rückweg. Als er von Schnee und Regen durchnäßt sein Zimmer betrat, schlug es zehn Uhr. Ein Fieberfrost schüttelte ihn; aber er erhielt sich aufrecht, um noch eine Stunde bei seiner Frau zuzubringen, deren Ruhe er nicht stören wollte.

9.

Die Lösung.

Am fünfzehnten December mußte Sophie Saller erscheinen, um ihre Rente in Empfang zu nehmen. Es war dies also der Tag, der Franz Aufklärung bringen, der ihn von der furchtbaren Herzenslast befreien sollte. Der Entschluß stand in ihm fest, bis zu diesem Termine in Geduld auszuharren, dann aber mit kräftiger Hand den Schleier zu zerreißen, der so geheimnißvoll über seiner Gattin lag. Der Banquier hatte Mitleid mit Henrietten, denn er sah, wie auch sie kämpfte, er sah, mit welcher Ueberwindung sie die Ruhe und Freundlichkeit erkünstelte, die sie ihm zeigte. „Warum darf ich nicht wissen, was Dich bedrückt?“ hatte er sie einmal gefragt. „Bin ich nicht Dein Gatte, der Alles mit Dir zu tragen bereit ist?“ — „Franz,“ hatte sie ihm geantwortet, „fordere nicht, daß ich über fremdes Eigenthum verfüge, und das Geheimniß, nach dem Du fragst, ist nicht mein Eigenthum. Ich gäbe Viel, Alles darum, wäre es mir vergönnt, den Zustand Deiner Unruhe und Besorgniß um einen Tag, selbst um eine Stunde zu verkürzen. Habe Geduld und vertraue Deiner Gattin, die für Dich lebt und stirbt.“

„Ich werde Geduld haben,“ murmelte Franz — „bis zum fünfzehnten December!“

Er begrub sich in seine Geschäfte, um den Geist von der verhängnißvollen Angelegenheit abzulenken, und mied es, Nachforschungen anzustellen. Aber wie die geheimnißvolle Hand das Dunkel um ihn gewoben, so schien dieselbe Hand es ohne seine Mitwirkung lichten zu wollen. Vierzehn Tage nach dem Rendezvous bei der Kirche verbreitete sich das Gerücht, der Advokat Eberhardi sei in seiner Wohnung erhängt gefunden, und es unterliege keinem Zweifel, daß er selbst Hand an sich gelegt, da er auf dem Tische die letzte Bestimmung über sein Vermögen hinterlassen habe. Den Grund, der ihn zu dem Selbstmorde getrieben, kannte man nicht.

„Sollte man einen Zeugen aus der Welt geschafft haben?“ fragte sich Franz mißtrauisch. „Welche furchtbare Gewalt schwebt über mir und meiner — vielleicht schuldigen Frau!“ fügte er schaudernd hinzu. „Und das Alles eines Vermögens wegen, das mich unglücklich macht! O, wie gern wäre ich der einfache, geplagte Commis geblieben, hätte ich mir meine Henriette bewahren können!“

Am folgenden Tage erhielt er durch die Stadtpost ein Zeitungsblatt unter Kreuzcouvert. Es war die neueste Nummer des Hamburger Correspondenten, Als er das Blatt öffnete, fand er einen Artikel mit Rothstift angestrichen, und aus den eingeklammerten Zeilen trat ihm der großgedruckte Name „Edmund Kolbert“ entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frauenthat.

(Schluß.)

Mittel dazu hatte er im Anfange nur wenige, doch wollte ihm das Glück wohl. Auch strebte er, wie es schien, nur nach des Lebens Bedürfniß und begnügte sich, da es nicht anders ging, mit einem niedrigen Dach. Bald fand er Gelegenheit, die Tochter eines vermögenden Mannes zu heirathen. Auch dies wurde für ihn in jeder Beziehung ein Glück. Demnach lehnen jetzt an dem zehnjährigen Holzbestand der Gegend ringsum eine Anzahl weißer Fabrikgebäude.

Daneben steht noch das alte kleine Haus, die Wiege der Ansiedlung. Man schont seiner aus Pietät, wohl auch, weil man den Raum braucht. Der Besitzer, sagt man, sei aristokratischer Herkunft, hätte nach England flüchten müssen, wäre unter anderm Namen nach Preußen zurückgekehrt, wo noch Manteuffel herrschte, während es in Oesterreich keine vollständige Amnestie gab.

Die kleine Summe zum Ankauf des ersten Hauses wäre der Erlös der verkauften Brillanten seiner Mutter. Dies Asyl verdanke

Digitized by Google

er, hieß es, der Protection eines preußischen Staatsmannes. Für das aufgegebene gekrönte Wappenschild erwarb sich der Besitzer hier die Bürgerkrone.

Die Gegend ringsum hatte in ihm einen Freund, einen Wohlthäter. Auch die Mutter verehrte man fast wie ein höheres Wesen, wenn sie still und sanft und segenspendend unter den Hilfsbedürftigen erschien. Jedes Jahr fast schenkte dem Herzen der Matrone ein Enkelkind. Da heilten alte, tiefe Wunden.

Ein Herbsttag brachte in mehreren eleganten Wagen eine Gesellschaft nach der Fabrik. Auf einem benachbarten Schlosse hatte man Gäste zur Jagd. Die Damen waren neugierig geworden, zu sehen, wie man in ihrer unmittelbaren Nähe allerhand Toilettenerfordernisse bereitete. So fuhr man hinüber.

In einem der ersten Wagen befand sich Gräfin Ferdinande an der Seite ihres Gemahls.

Ferdinande hatte im Leben Alles gefunden, was sie bedarf, und das ist viel: Ehre, Einfluß, die Hand eines vielgeltenden Mannes. Daß dieser fast ein Greis ist, bemerkt sie kaum. Noch viel weniger findet sie darin eine Störung. Sie zieht jetzt Nutzen aus den Erfahrungen dieses silberweißen Kopfes — so ist sie politisch, diplomatisch zu jeder Zeit, vom Morgen bis zum Abend, vom Coursaal bis in das Innerste ihrer Gemächer — hier ist Alles klar, verständig — das Herz ein folgsames Kind, dem man lehrt, daß es am klügsten sei, gut zu sein.

So lebt sie überall geehrt, zum Theil auch nur — gefürchtet.

Man stieg aus. Der Besitzer kam. Man betrachtete jede Einzelheit. Ferdinande erwog theilnehmend die Erleichterung für die arme Gegend in dem Erwerb für die Fabrik. Da — eben stand sie dem Besitzer gegenüber und that die Frage nach der Arbeiterzahl.

Ihr kaltes Auge traf den Mann und diesen schien der Ton ihrer Stimme zu erschüttern.

Auch Ferdinandens Auge mußte Etwas überrascht haben; für einen Augenblick verlor es doch die gewohnte Sicherheit.

Tiefe Erschütterung faßte den Mann, den man als „glücklich" überall kannte — nur Ferdinandens kühler Ton, ihre vollkommene Ruhe hielt den Ausbruch stürmischer Gefühle nieder.

Sie — das stand fest, am ersten Tone der Stimme hatte er es erkannt — sie war die Gründerin dieses Glücks, seine Befreierin, das Wesen, für das die Mutter täglich betete!

Ferdinande maß und erwog Alles.

Die Zahl der Kinder, die stille Seligkeit über den verschwindenden Furchen des Grams im Gesicht der Matrone, die weitverzweigte Geschäftsthätigkeit — sie verglich dies glückliche und beglückende Leben mit zwanzig Jahren schweren Kerkers — Alles die Folge einer raschhandelnden Stunde — „was war da weiter für ein Verdienst!" dachte sie und — der Geretteten dachte vielleicht: „Kann der durch sie Befreite einer Frau zu Füßen fallen, die eben — den Inhalt ihrer Bonbonniere den Kindern gibt —?"

So einfach, wie man nur lernt auf der Höhe der Gesellschaft sich zu bewegen — jeder Enthusiasmus war hier ein Mißklang. Ein freundlicher Abschiedsblick traf den tieferschütterten Mann — und das war Alles. Da fuhren sie hin — da glänzten die Räder auf der staubigen Straße — da saß eine Frau, die an ihrer von Gott so gesegneten That — was wohl beschäftigte? Der geringe Inhalt der damals mitgegebenen Börse.

In der Fabrik tönte plötzlich die Glocke — zum Feierabend? Wie? Es war ja erst 2 Uhr Nachmittags! Die Arbeiter hielten erstaunt inne. Der Fabrikherr beschied sie alle in sein Comptoir. Dort gab er jedem den Lohn einer Woche.

Die zitternden Hände der Matrone legten diesem noch ein Geldstück hinzu. Und morgen sollte gar noch ein Festtag sein, ein hochgefeierter — Frauen und Kinder sollten am reichbedeckten Tische sitzen —?

Es war der Glücklichen Dank — an die Gottheit.

Gemeinnütziges.

Um ranzig gewordene Butter wieder zu verbessern, verfährt man auf folgende Art: Man schmilzt die Butter in einem reinen Gefäß mit doppelt so viel Wasser dem Ge-

Digitized by Google

wichte nach, rührt sie mit einem hölzernen Löffel um, läßt das Ganze kalt werden, gießt das Wasser ab und wieder so viel frisches dazu wie vorher und wiederholt das Verfahren, bis die Butter einen ganz reinen Geschmack hat.

Verschiedenes.

(Für's Putzzimmer.) Man schreibt aus Paris: Die Kaiserin studirt mit gleich unausgesetzter Emsigkeit den Geist der französischen Trachten und bereichert die französischen Modisten. Auf dem letzten Ball in Fontainebleau erschien die Kaiserin in einer Jupe mit Strohstickerei, auf dem Kopfe ein Diadem, aus einem ganzen Walde von Kornblumen bestehend und mit Schmetterlingen in Diamanten durchflochten, neben ihr die Prinzessin Christine, buchstäblich in eine Wolke von blauem und weißem Tüll verloren. In der That befiehlt die Mode jetzt den Frauen, sich ganze Büsche von Blumen über die Augen zu hängen, Bauwäste sich als Federn auf die Köpfe zu stecken, Kirschen auf die Hüte, Kirschen unter die Hüte, Kirschen in die Haare, Kirschen an die Füße. Jawohl, an die Füße. Ich habe Rosetten gesehen, die aus Kirschen gebildet waren. Und die Frauen, welche der Tyrann von Mode zwingt, solche Lasten auf sich herumzuschleppen, scheinen mit ihrem Loose durchaus nicht unzufrieden zu sein. Manche Frauen haben die Eigenthümlichkeit, daß, wenn sie alles Mögliche aufgeboten haben, sich häßlich zu machen, sie erst recht betrachtet sein wollen. Wenn sie über der Stirn ein Dutzend Klatschrosen, einige Veilchenpackete, eine Getreidegarbe, 4 oder 5 Pflaumen der Reine Claude und einige Fäuste voll Seegras tragen, so fühlen sie sich eben so schön, treten so triumphirend auf, als Madame Rachel.

Dreisilbige Charade.

Erste und dritte Silbe.

Ein wicht'ges Wort! Ein Jeder hat's im Auge;
Auch der, der's nicht von sich glaubt, unbewußt
Trägt er die Sorge dafür in der Brust.
Man prüft bald dies, bald das, ob's dazu tauge.
Und g'rade der, der es nicht scheinen will,
Der es mit fremdem Flitter überdeckt,
Ist meist der Aergste. Ob er's auch verschweige,
Das Wörtchen „ich“ in der Empfehlung streiche,
(Das Liebste wird ja stets zuerst versteckt):
Die beiden Silben nennen doch sein Ziel,
Sein letztes Ziel; denn unter viel Gestalten
Tritt es einher, und während man es pflegt,
Wird es für eine Tugend oft gehalten,
Für die, der's pflegt, just keinen Finger regt.
Was soll das sein? Das Wort erräthst du leicht,
(Wird auch das, was es nennt, oft schwer erreicht):
Schau' aus, wofür man draußen lebt und webt
Und selbst zum Meineid gar die Hand erhebt —
Du nennst's mit diesem Wort.

Zweite Silbe.

Nach Morgen
Und weit zurück in die Vergangenheit
Schau hin! die Seinen besser zu versorgen,
Vielleicht auch nur, dem Triebe zu gehorchen,
Der westwärts zieht den Menschen jederzeit —
Naht sich von dort mit Frau und Kind ein Mann,
Gen Abend ziehend. Ob der Greis gewann,
Ob reich're Nahrung fand die große Heerde —
Vielleicht! Er starb und ruht in fremder Erde.
Ist schwer das kleine Wort? dann, lieber Rather —
Sag' an: Wie nennst du deines Vaters Vater? —
Das merke! Und des Vaters-Vaters Vater? —
Von diesem Namen nimm den Vaters-Vater,
So wie bei'm Subtrahiren just, davon
Und sieh, was übrig bleibt; dann hast du's schon!

Das Ganze.

Ein zähes Ding. Zum Guten, wie zum Schlimmen
Bestehet es, und schwer ist's, zu bestimmen,
Woher es kommt. Es ist ein Felsenriff,
An dem gescheitert manches Lebensschiff.
Doch, wo es günstig war, hat's halb im Schlafen
Den Freund befördert in den sichern Hafen.
Du hast's im Bösen gegen deinen Feind,
Besiege es, es macht die Sache schlimmer.
Du hast's im Guten gegen deinen Freund,
Behalte es; Zergliedern frommt nicht immer. —
Hast's gegen die Charade vor dem Lesen,
Dann lösest du in Ewigkeit sie nicht,
Doch, tritt's so hintennach dir vor's Gesicht,
Ist Druck und Dichtung nicht umsonst gewesen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 139. Donnerstag, den 20. November **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

9.

Die Lösung.

Begierig las der Banquier folgenden, von London datirten Artikel:

„In diesen Tagen hat die Kings-Bench einen zugleich wichtigen und merkwürdigen Prozeß beendet, der seit beinahe zwanzig Jahren obschwebte. Im Jahre 1831 ward der sehr ehrenwerthe Lord Brougham durch Gift ermordet. Der Verdacht dieser schändlichen That fiel auf einen jungen Marine-Offizier, der mit der einzigen Tochter des edeln Lords, Jenny, heimlich ein zärtliches Verhältniß unterhielt. Lord Brougham, ein strenger Mann, billigte dieses Verhältniß nicht und sandte die Tochter zu seinem Bruder, der in Deutschland ein Consulat verwaltete. Edmund Dudley, der Liebhaber, gerieth in Verzweiflung, drang in das Landhaus des Lords und verlangte den Aufenthalt des Mädchens zu wissen, mit dem er, wie er sagte, vor Gott verlobt sei. Der Vater ließ den Verwegenen durch seine Diener zur Thür hinauswerfen. Einige Tage nach diesem Vorfalle verschied der Lord, und die Aerzte constatirten eine Vergiftung, die dadurch verübt, daß man Arsenik in die Karaffe geworfen, aus der der Lord das Wasser trank. Nach der angestellten Untersuchung konnte kein Anderer der Giftmischer gewesen sein, als der verzweifelnde Liebhaber, der die Geliebte von der Tyrannei des Vaters befreien, ihr aber auch zugleich das große Vermögen erhalten wollte, da sie die einzige Tochter war. Edmund Dudley ward in dem Augenblicke ergriffen, als er sich nach Deutschland einschiffen wollte. Man brachte ihn in das Criminalgefängniß und machte ihm den Prozeß. Nach einem Jahre verschwand der Angeklagte, gegen den keine Beweise aufzubringen waren, auf eine unerklärliche Weise aus dem Gefängnisse. Alle Bemühungen, ihn aufzufinden, blieben vergeblich, und das Untersuchungsverfahren mußte ruhen. Da auch die junge Lady aus dem Hause ihres Onkels verschwunden war, hatte man allen Grund zu der Annahme, daß die beiden Liebenden zusammen die Flucht ergriffen hätten. Das große Vermögen des Lords ward von dem Staate verwaltet. Die Aufforderungen an die Erbin blieben erfolglos. Im Jahre 1847 starb der Consul Brougham, der Bruder des Vergifteten, in Kopenhagen, wohin er sich aus Deutschland zurückgezogen hatte. Sein Vermögen, das aus fünfmalhunderttausend Mark bestand, hatte er der Tochter eines gewissen Edmund Kolbert vermacht, der ihm in Berlin bei einer Feuersbrunst das Leben gerettet. Der Consul war aus Dankbarkeit der Pathe des jungen Mädchens geworden. Als Henriette Kolbert das Vermögen ihres verstorbenen Pathen in Kopenhagen erheben wollte, machte man ihr Schwierigkeiten, da ihr die Legitimationspapiere fehlten, und es ergab sich, daß sie eine uneheliche Tochter Kolbert's war. Es entspann sich ein Prozeß, der dadurch zu ihren Gunsten ausfiel, daß sie endlich den Trauschein ihrer Eltern brachte. Aus diesem Scheine nun ergab sich, daß die Mutter keine Andere war, als jene Lady Jenny Brougham, die seit der Vergiftung ihres Vaters verschwunden war. In Kopenhagen wußte man um das Verbrechen nicht und zahlte ihr die Erbschaft aus. Wieder-

Digitized by Google

um vergingen einige Jahre, da schrieb der Advokat E. aus Hamburg der Kings-Bench in London, daß Edmund Kolbert wahrscheinlich Edmund Dudley sei, da er sich mit Jenny Brougham verheirathet habe. Die Nachforschungen begannen von Neuem zunächst bei dem holsteinischen Prediger, der die Liebenden getraut und ihnen den Trauschein ausgestellt hatte. Der Pfarrer Lambert, der sich bei der Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark betheiligt, war seines Amtes entsetzt und verschwunden. Schon glaubte man dem vermeintlichen Verbrecher auf der Spur zu sein, als man durch den Globe erfuhr, Edmund Kolbert sei in Berlin gestorben, nachdem er seine Lebenspolice verkauft habe. Auch Jenny war nicht mehr am Leben, man sandte ihren Todtenschein von Hamburg ein, wo sie in dürftigen Verhältnissen gestorben war. Wem gebührt nun das große Vermögen des vergifteten Lords? war die Frage. Die Kings-Bench entschied für Confiscation, da Edmund und Jenny ungerechtfertigt gestorben seien. Da erschien zu Anfang des November ein Mann vor dem Tribunale, den das Gewissen trieb, sich als den Mörder des Lord Brougham zu bekennen. Er war der Kammerdiener des Verstorbenen gewesen und hatte, in der Meinung, sein Herr werde ihm ein großes Legat für treu geleistete Dienste aussetzen, das Gift in die Karaffe geworfen.

Er hatte die Ausführung des Verbrechens in dem Augenblicke gewählt, wo der Verdacht auf den verzweifelnden Liebhaber fallen mußte. Man ist neugierig, wer sich als die Erbin des Vermögens legitimiren wird, das jetzt aus mehr denn einer Million Pfund Sterling besteht."

Dem armen Banquier schwindelte der Kopf, als er diesen Artikel gelesen hatte. Er las ihn zum zweiten, zum dritten Male. Das also war das Familiengeheimniß, das ihm so großen Kummer bereitet hatte. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Alle Intriguen des Advokaten lagen enthüllt vor ihm. Die Mutter Henriette's hatte also jene Reise, die man ihm als verdächtig geschildert, nur unternommen, um sich mit Kolbert trauen zu lassen. Der Verkauf der Lebenspolice war deßhalb eilig geschehen, um den Tod Kolbert's, der den erneuerten Nachforschungen entgehen wollte, festzustellen. Und der Pastor Lambert — wohnte er nicht in Hamburg? War der würdige Mann nicht der Onkel seines ersten Commis? Er hatte den vertriebenen Prediger nie gesehen, aber er kannte das verwandtschaftliche Verhältniß desselben zu Ludwig.

Er wollte den Commis rufen, dieser aber trat in das Kabinet.

„Fräulein Sophie Saller!" kündigte er mit bebender Stimme an.

Soltau warf einen Blick auf den Wandkalender; er zeigte den fünfzehnten December an. Rasch trat er in das Comptoir, wo das junge Mädchen wartete. Statt sie in das Kabinet zu führen, führte er sie in das Zimmer seiner Frau. Sophie sank Soltau's Gattin weinend an die Brust.

„Was ist Dir, Schwester?" rief Henriette erschreckt.

„Begleite mich, ohne Zögern! Aber auch Sie, Herr Soltau, dürfen in den letzten Augenblicken unsers armen Vaters nicht fehlen."

„Wie, Edmund Dudley liegt krank?" fragte bestürzt der Banquier.

„O, säumen Sie nicht, es könnte zu spät werden!"

„Franz, wie ist Dir dieser Name bekannt geworden?" fragte Henriette.

Er überreichte ihr, statt der Antwort, das Zeitungsblatt.

„Lies, lies, mein herrliches Weib, und Du bedarfst meiner Erklärung nicht. Ich gehe, um unsern Wagen anspannen zu lassen und Ludwig Lambert Aufträge für die Börse zu geben."

Franz eilte aus dem Zimmer. Henriette las mit bebender Stimme den Zeitungsartikel vor. Sie kannte den Verdacht, der auf ihren Eltern lastete, nicht aber die Lösung des Prozesses.

„Mutter, Mutter," rief sie laut schluchzend, „warum hat Dir der Himmel nicht noch einige Jahre geschenkt, daß Du den heutigen Tag erleben konntest! Du bist zwar stets von der Unschuld meines armen Vaters überzeugt gewesen; aber daß er nicht vor der Welt gerechtfertigt war, hat Dich mit tiefem Kummer erfüllt. Aber auch ich habe viel, viel gelitten!"

Digitized by Google

Eine weitere Erklärung der beiden Schwestern war nicht möglich, da Soltau eintrat. Henriette ergriff Pelz und Hut. Am Arme des Banquiers stiegen beide Frauen die Treppe hinab. Vor der Thür hielt der Wagen.

„Wohin fahren wir?“ fragte Soltau, als die beiden Frauen eingestiegen waren.

Sophie bezeichnete Haus und Straße in der Vorstadt Sanct Georg. Franz gab dem Kutscher Anweisung, stieg ein, und der Wagen rollte davon. Nach einer Viertelstunde hielt er vor demselben Hause, vor dem Ludwig Lambert Sophie gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zug von Rothschild.

Das Londoner Haus Rothschild hielt es eines Tages für vortheilhaft, einen auf ihr Frankfurter Haus gezogenen Wechsel von bedeutendem Betrage bei der Bank von England zu discontiren, der Wechsel wurde aber mit dem Bemerken zurückgewiesen, die Bank discontire niemals Papiere von Privaten, sondern ihre eigenen.

„So, so, von Privaten!“ rief der Baron Nathan von Rothschild aus, als ihm der Bescheid überbracht wurde. „Nun, ich werde diesen Herren zeigen, was für eine Sorte von „Privaten“ wir sind.“

Nach Verlauf von drei Wochen, welche der Bankier dazu angewendet hatte, so viel Fünfpfundnoten einzuwechseln, als sich in England und auf allen europäischen Handelsplätzen nur auftreiben ließen, erschien er eines Morgens in aller Frühe an der Kasse der Bank und nahm eine Fünfpfundnote aus seinem Portefeuille, für welche ihm natürlich ohne Weigern fünf Souvereigns ausgezahlt wurden. Der Kassirer wunderte sich nur darüber, daß der Herr Baron sich wegen einer solchen Kleinigkeit persönlich bemühte. Dieser untersuchte jedes Geldstück genau und that es dann in einen mitgebrachten Leinwandbeutel, worauf er eine zweite, eine dritte, eine zehnte, eine hundertste Fünfpfundnote hervorzieht und gegen Gold verwechselt. Nachdem das erste Portefeuille geleert und der erste Beutel gefüllt ist, überreicht ein Livrée-Bedienter dem Herrn Baron ein zweites gefülltes Portefeuille und einen zweiten leeren Beutel, und dieses langweilige Manöver wird sieben volle Stunden bis zum Schlusse der Bureaux fortgesetzt, wo der Bankier 4200 Pfd. St. umgewechselt hatte; da aber neun seiner Commis den ganzen Tag in gleicher Weise bei sämmtlichen neun Filial-Kassen der Hauptstadt beschäftigt gewesen waren, so folgt daraus, daß das Haus Rothschild etwa 42,000 Stück Souvereigns aus der Bank gezogen hatte.

Jede Excentricität hat bekanntlich das Privilegium, den Engländern zu gefallen, und so lachte man denn an diesem ersten Tage viel über die kleine Malice des Barons. Etwas weniger lachte man aber schon, als man ihn am andern Morgen wieder erscheinen sah, um das Auswechslungsgeschäft fortzusetzen. Die Heiterkeit legte sich vollends ganz, als der König der Bankiers sagte:

„Die Herren von der Bank wollen meine Papiere nicht nehmen — das steht ihnen frei, aber ich bin auch nicht gezwungen, die ihrigen zu behalten. Sagen Sie ihnen, daß dieses Umwechslungsgeschäft ungefähr zwei Monate fortgehen wird.“

Zwei Monate! Das wären $2^1/_2$ Millionen Souvereigns gewesen. So viel Gold hatte die Bank nie besessen! Die Bank von England bekam Angst und sie hatte guten Grund dazu. Deßhalb las man in sämmtlichen Abendblättern und noch ein Mal in sämmtlichen darauf folgenden Morgenblättern, daß sie in Zukunft die Wechsel des Hauses Rothschild jeder Zeit discontiren werde wie ihre eigenen Papiere.

Baron Rothschild hatte ihr gezeigt, was die Rothschild für eine Sorte von „Privaten“ sind.

Landwirthschaftliches.

(Torf als Futter für Pferde.) In der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe wurde die von mehreren Anwesenden bestätigte Erfahrung mitgetheilt, daß, wenn den Pferden zuweilen Torf zu ihrem Futter gegeben würde, dieselben sich in einem auffallend viel besseren Zustande

Digitized by Google

befänden. Es sei dazu nöthig, daß auf 4 Pferde alle 8 Tage eine halbe Futtermolde voll Torf gegeben würde. Man glaubte eine Erklärung für diese Erfahrung darin zu finden, daß die im Torf enthaltene Humussäure vielleicht zur besseren Verdauung beitrüge. Jedenfalls ist die Wirkung des Torfes hier wohl nur eine arzneiliche und deßhalb der Ausdruck „Torffüttern" nicht ganz passend. Möglicherweise dürfte die Holzkohle eine gleich heilsame und vielleicht noch bessere Wirkung hervorbringen.

Verschiedenes.

In der Nacht vom 16. bis 17. Sept. fuhren mit dem Curierzuge zwischen Fürstenwalde und Berlin in einem Wagen zweiter Classe drei Herren, die sich insgesammt dem Schlafe überließen. Einer von ihnen, ein Herr aus Breslau, träumte so lebhaft von einem Eisenbahnunglück, daß er im Schlafe die Thüre des Wagens öffnet und trotz der rasenden Schnelligkeit des Zuges hinausspringt. Durch die eindringende kühle Nachtluft werden die beiden andern Schläfer geweckt, vermissen ihren Reisegefährten und melden bei ihrer Ankunft in Berlin dessen Verschwinden. Sofort wird nach Hirschfelde telegraphirt, wo man den schlaftrunkenen Passagier aufgefunden hatte, der glücklicherweise nur mit einigen Quetschungen davongekommen war. Ein Augenzeuge berichtet, daß der Herr eine Geldtasche mit 1500 Thlrn. und seine übrigen Reisesachen im Eisenbahnwagen zurückgelassen habe. Der glücklich davon Gekommene versichert, daß er nicht wisse, wie er aus dem Wagen gekommen sei.

Das Journal „du Cher" erzählt folgende excentrische Wette: „Drei junge Leute unterhielten sich von der Gewalt des Dampfes und der größeren oder geringeren Kraft, der es bedürfe, um einen Eisenbahnzug aus den Schienen zu bringen. In der Hitze des Gesprächs schlug einer von ihnen die tolle Wette vor, sich zwischen die Schienen zu legen und einen Zug über sich hingehen zu lassen. Die Wette wurde angenommen und gegen 10 Uhr Abends begab man sich an die Eisenbahn. Sobald die Laternen der Locomotive sichtbar wurden, legte sich der junge Mann zwischen die Schienen und das schaudende Dampfroß sauste mit zwanzig Wagen über ihn hin. Die Angst der beiden Zeugen oder vielmehr Mitschuldigen dieser verrückten That läßt sich denken, als sie ihren Kameraden, nachdem der Zug schon weit entfernt war, immer noch unbeweglich liegen sahen. Sie eilten herbei und trugen ihn schnell bei Seite, wo sie sich versicherten, daß er keine Beschädigung erlitten hatte. Durch Besprengen mit Wasser brachten sie ihn endlich wieder zu sich und er erzählte ihnen nun, er habe geglaubt, der Aschenkasten der Locomotive, der fast die Erde berührt und an den er nicht gedacht habe, werde ihn tödten, und bei diesem Gedanken habe er die Besinnung verloren. Diese eben so absurde wie gefährliche Wette wurde um — ein Frühstück gemacht."

In Frankfurt wurde neulich ein höchst probates Mittel gegen verzweiflungsvolle Liebe von einem Apotheker entdeckt. Ein junges Liebespaar kam zu einem Pharmaceuten und erbat sich eine gute Dosis Rattengift. Der Apotheker gab ihnen statt des Arseniks ein starkes Purgirmittel. Die Liebenden, welche, wie der Apotheker richtig gemuthmaßt, das Gift für sich verlangt hatten, nahmen die Laxanz im guten Glauben ein und fühlten sich anfangs schmerzlich, dann aber so wohlthätig erleichtert, daß Verzweiflung und Liebe allmählig mehr und mehr verschwanden. — Hieraus ergibt sich, daß die Liebe ihren Sitz im vollen Magen hat und bei leerem Magen verschwindet. (Eine Beobachtung, welche die Erfahrung längst schon bestätigt hat.)

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 138:
Vortheil – Ur – Vorurtheil.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 140. Samstag, den 22. November **1862.**

Nemesis.

Eleusischer Weihegesang.

Die Götter lieben, was bescheiden,
Sie segnen reich das Werk der Pflicht,
Das Stolze dürfen sie nicht leiden,
Das sich vom heil'gen Maß will scheiden, —
Doch neidisch sind die Götter nicht.

Dem Pflüger, der die Frucht der Erde
Mit stillem Fleiße schwer gewinnt,
Wenn er am festgeschmückten Herde
Im Weine löset die Beschwerde —
Ihm sind die Götter wohl gesinnt.

Den Schiffer, der den Dioskuren
Vertraut und nicht dem eig'nen Mast,
Und, landet er an fernen Fluren,
Den Göttern dankt, die mit ihm fuhren,
Es ist kein Gott, der diesen hasst.

Der König, der in weisen Händen
Das Scepter führet und das Schwert,
Der weiß, wie rasch sein Glück mag enden,
Und nie versäumt die Opferspenden,
Er ist dem Sohn des Kronos werth.

Doch, der die freien Lüfte wollte
Sich unterwerfen, Ikarus,
Er wagte, was der Mensch nicht sollte,
Daß ihm der Gott des Aethers grollte,
Und warf ihn in den Tartarus.

Zu stolz hat Niobe gesprochen,
Zu sicher Krösus sich gesonnt,
Antigone das Recht gebrochen,
Und Xerxes hat das Land durchstochen
Und überbrückt den Hellespont, —

Und Phaëton, der, staubgeboren,
Dem Gott des Lichtes griff in's Amt.
Prometheus, der um Erdenthoren
Den Bund der Götter abgeschworen,
Sie unterlagen allesammt.

Denn, wer mit ungezähmten Sinnen
Der ew'gen Ordnungen vergaß,
Das Unerlaubte zu gewinnen,
Das Unerhörte zu beginnen,
Sich kühnen Uebermuths vermaß,

Den stürzen sie, die Allgerechten,
In ew'ge Nacht und Finsterniß:
Denn ob den Guten und den Schlechten
Herrscht, mächtig über allen Mächten,
Die höchste Göttin Nemesis.

Ein Familiengeheimniß.

(Fortsetzung.)

9.

Die Lösung.

Man stieg aus, und eine Minute später betraten die drei Personen ein freundliches Zimmer des ersten Stocks. Ein alter Mann empfing sie. Der überraschte Soltau erkannte den Boten, der den unechten Ring im Auftrage Edmund Kolbert's von ihm abgeholt hatte. Sophie stellte den Greis als den Pastor Lambert vor.

„Leider muß ich mich Ihnen bei einer traurigen Gelegenheit zu erkennen geben," sagte bewegt der Greis. „Der Arzt hat den Ausspruch gethan, daß Herr Kolbert nur noch wenige Minuten leben wird."

In diesem Augenblicke ließ sich ein lautes Weinen vernehmen. Als der Pastor und

Digitized by Google

der Banquier in das angrenzende Schlafzimmer traten, lagen die beiden Schwestern vor dem Bette des todtblassen Kolbert schluchzend auf den Knieen. Der Kranke streckte dem Banquier die Hand entgegen.

„Sie kennen mich?“ fragte er mit matter Stimme.

Und dabei umschwebte ein schmerzliches Lächeln seine bleichen Züge.

Soltau erkannte den Verkäufer der Lebenspolice.

„Mein Herr, wir sahen uns an dem Tage auf der Börse —“

„Wo ich Ihnen meine Lebenspolice verkaufte?“ fragte Edmund. „Und dann auch auf dem Balle, wo Sie den Kapitain Belling kennen lernten. Herr Soltau, Sie haben das Zeitungsblatt erhalten, das Ihnen mein würdiger Freund, der Pastor Lambert, zusandte?“

„Ja, mein Herr!“

„Dann habe ich Ihnen wenig noch zu eröffnen, ehe ich die Augen schließe.“

„Um Gottes willen, Vater, was ist geschehen?“ rief Henriette.

„Du wirst Alles erfahren, mein theures Kind, wenn Du mich ruhig anhören willst.“

Mit Hülfe Sophie's richtete sich der Kranke mühsam empor; dann begann er mit schwacher Stimme:

„Ich werde es nicht versuchen, meine Person zu rechtfertigen, denn Sie können Alles ermessen, Herr Soltau, weil Sie lieben. Ach, auch ich liebte, ich liebte wie Sie, mit der ganzen Kraft eines jugendlichen Herzens. Und Jenny, Henriette's und Sophie's Mutter — Sie haben sie gekannt, mein Herr — war sie nicht ein Engel an Liebe und Güte? Wir beteten uns an, und durften uns nur heimlich sehen, weil die Welt den vermeintlichen Giftmischer ausgestoßen hatte. In meinen Kindern lebte dieser Engel fort; aber auch des Vaters furchtbares Geschick würde sich auf sie übertragen haben, wenn ich nicht wie eine zweite Vorsehung über sie gewacht hätte. Diese Pflicht fesselte mich an das Leben, denn ich hatte die Hoffnung aufgegeben, meine Unschuld je entdeckt zu sehen. Als die Mutter meiner Kinder gestorben war, erzitterte ich vor dem Gedanken: was wird aus Henriette? Kann sie ohne Schaam sich an die Brust ihres Mannes werfen? Kann Sophie einst dem Geliebten die Hand reichen, ohne erröthen zu müssen? Kolbert starb in den Augen der Welt, aber er lebte fort, um eine schützende Mauer um seine Kinder zu bilden. Der Advokat trat zuerst zwischen Sie und Ihre Gattin. Ein tückischer Zufall spielte ihm Ihren Ring in die Hände, als Henriette mich besuchte. Unser Geheimniß stand auf dem Spiele, und die arme Henriette zitterte, daß die Liebe dessen beeinträchtigt würde, den sie anbetete, dessen Stolz auf seine Gattin sie kannte. Mein ganzes Leben war ja eine Täuschung, und ich nahm zu der des falschen Ringes meine Zuflucht, als ich die Angst meiner Tochter sah, die mir den Werth und die Entstehung des Kleinods mitgetheilt hatte. Henriette besaß einen falschen Ring, ohne es zu wissen, ich hatte ihn ihr als wiedergefunden gegeben. Erst auf dem Balle erfuhr ich, in wessen Händen sich der rechte befand. Der Advokat benutzte ihn, um seine Rache auszuführen. Ich konnte nicht verhindern, daß er einen Angriff auf Sie ausführte. Wäre ich eine Minute früher gekommen, Sie hätten nie erfahren, eben so wenig auch Henriette, daß ein falscher Ring existirte. Glauben Sie mir,“ sagte Edmund traurig, „es kam mir schwer an, Mittel dieser Art zu ergreifen; aber ich hätte noch andere nicht verschmäht, um mein Kind zu schützen.“

Der Kranke war erschöpft, er schwieg einen Augenblick. Soltau ergriff gerührt die Hand seiner Frau, die ihn mit nassen Augen anblickte. Henriette verstand, daß er sie des ungerechten Verdachtes wegen um Verzeihung bat.

„Vater,“ rief Henriette, „Sie haben in meinem Herzen gelesen! Mein ganzes Bestreben war, daß Franz mit Recht auf seine Gattin stolz sein konnte. Ich wußte, was er von mir forderte, und ich wollte ihm Alles gewähren oder sterben!“

„Du warst eine gute Tochter und eine gute Gattin, mein Kind! Doch, ich fühle, daß meine Kräfte rasch schwinden. Mir bleibt noch Einiges Deinem Gatten zu entdecken — hören Sie mich an, Herr Soltau. Die Summe, die Sie für die Police zahl-

Digitized by Google

ten, brauchte ich zu einer Reise nach England. In Berlin starb wirklich ein Kolbert — er war Gesandtschaftssecretär und mein Freund. Die Versicherungssumme sollte ich seiner Schwester nach London bringen. Da er Edmund Kolbert hieß — denselben Namen hatte ich schon Jahre lang geführt — so beschloß ich, von seinem Tode Vortheil zu ziehen. Durch die Rente stellte ich meine Sophie sicher, und um auch meiner Henriette etwas zukommen zu lassen, schloß ich mit Ihnen den bewußten Kauf ab. Henriette kannte mich, sie hatte mich bei der Trauung gesehen, die deßhalb vollzogen worden war, um ihr das Vermögen des Consuls, ihres Großonkels zu verschaffen. Sophie hatte eine Pension verlassen, in der sie von ihrem zartesten Alter an gewesen war. So lange der Fluch auf dem Vater ruhete, sollte sie ihn nicht kennen lernen; sie sollte lieber eine Waise bleiben, als die Tochter eines Giftmischers werden. Ich reis'te nach London, theils um dem Auftrage meines verstorbenen Freundes zu genügen, theils um nach dem Stande meines Prozesses und nach dem Vermögen meiner Frau zu forschen. Als Kapitain Belling hielt ich mich einige Zeit in London auf. Jetzt erkannte ich, daß eine Vorsehung lebte, an der ich schon gezweifelt hatte. Ich suchte die Schwester Kolbert's auf, eine Wittwe Lay: sie erkannte in mir den unglücklichen Edmund, und ich erkannte in ihr die Erzieherin meiner armen Jenny. Unser Wiedersehen war ein schmerzliches. Die gute Frau hing noch mit so großer Liebe an ihrer Schülerin, daß sie beschloß, mich nach Hamburg zu begleiten, um die Kinder Jenny's kennen zu lernen und der verlassenen Sophie Mutter zu sein. Sie können sich denken, mit welcher Freude ich diesen Entschluß aufnahm. Nun machte sie mir wichtige Entdeckungen. Von jeher überzeugt, daß ich den Mord nicht begangen, hatte sie die Domestiken des alten Lords beobachtet. William, der Kammerdiener, ein habsüchtiger Mann, hatte durch sein gedrücktes, scheues Wesen ihren Verdacht erregt. Wir schrieben ihm einen anonymen Brief, in welchem wir ihn geradezu des Verbrechens beschuldigten und ihn aufforderten, sein Seelenheil zu wahren, was nur dadurch geschehen könne, daß er den Verdacht von den Häuptern zweier Unschuldigen wälze, die ihn vor Gott verklagten. Wir riethen ihm, die Schwere seines Verbrechens zu lindern, indem er dem Tribunale schriftlich die Wahrheit anzeigte und England verließe. Da dieser Brief keine Wirkung zu haben schien, so folgte ich dem Drange meines Herzens und reis'te mit Mrs. Lay nach Hamburg zurück. Nun entdeckte ich mich der armen Sophie und gab ihr in meiner Reisegefährtin eine Mutter. Ich miethete unter dem Namen Kapitain Belling dieses Haus, in dem Sophie zeither ein Stübchen bewohnt hatte. Dieses Haus nun gehört dem Schiffsreder Herrn S. Madame Lay wurde mit Madame S. bekannt, und so kam es, daß wir zu dem Balle geladen wurden, auf dem Henriette die Erzieherin ihrer Mutter kennen lernte.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Der als einer der Hauptrepräsentanten der humoristischen Literatur in Deutschland rühmlich bekannte Herausgeber des Münchener „Punsch", M. Schleich, hat seine bekannten, auf den meisten deutschen Bühnen mit durchgreifendem Erfolge gekrönten Lustspiele und Volksstücke gesammelt dem Drucke übergeben, und dieselben sollen im Laufe des Herbstes alle herauskommen. Mehrere sind als ächte und zutreffende Bilder gewisser Zeitläufte auf süddeutschen Bühnen stereotyp, und einzelne Stellen daraus im Munde des Volkes so zu sagen classisch geworden. Eben dieses charakteristische Element aber ist es, das Schleich's dramatische Schriften nicht nur zur Aufführung, sondern auch, und vielleicht ganz vorzüglich, zur ergötzlichen Lectüre qualificirt. Das Ganze wird 2 Bändchen in circa 6 Lieferungen à 30 kr. umfassen, so daß die zahlreichen Freunde des jovialen Verfassers auf die leichteste Weise zu seinen Geistesproducten kommen können. Die 2 ersten Lieferungen liegen uns bereits vor.

— — Von dem bekanntesten der jetzt lebenden Volks- und Jugendschriftsteller — von dem fruchtbaren Spinnstubenschreiber W. O. v. Horn sind in der thätigen Niedner'-

Digitized by Google

schen Verlagshandlung in Wiesbaden 50 Bändchen Geschichten erschienen, die wohl verdienen, den Eltern bei ihren Einkäufen für das Christkindlein empfohlen zu werden. Ueber den edlen, durch und durch deutschen Charakter dieses Schriftstellers brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren — Horn ist im Volke gekannt und beliebt bei ihm wie kein Anderer. Nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm Alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklicher sehen möchte und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt — den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Worte: seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie auf jeder Seite seiner Schriften fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften", auf die wir heute besonders aufmerksam machen möchten, finden sich alle Vorzüge des greisen Verfassers vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten; hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden; nun an's Meer und dann in's Hochgebirge. Doch wohl wissend, wie anregend das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen, und erzählt so herzlich und anmuthig von Ziethen und Blücher, von Astor und Prinz Eugen, von Stephenson, dem Mann der Eisenbahnen, und James Watt, dem Erfinder, von Gellert und dem alten Vinke, daß eine solche Lectüre durchaus nicht verfehlen kann, den besten Einfluß auf den Geist der heranwachsenden Jugend auszuüben. Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. v. Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall rühmlich anerkannt sind und immer weitere Verbreitung finden, denn wer das Eine liest, wünscht gleich auch Anderes von ihm zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Die jedem Bändchen beigegebenen 4 Stahlstiche sind wahre Kunstblätter; nicht nur auf die Ausführung ist aller Fleiß verwendet, sondern auch auf Treue der Darstellung in den Costümen, den Portraits, den Landschaften. So haben Autor und Verleger gleichmäßig zusammengewirkt, etwas Gediegenes dem Volke in die Hand zu geben. Jedes der 80 Bändchen bildet etwas für sich Abgeschlossenes, ist elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag und kostet mit seinen 4 Stahlstichen nur 24 kr.

— — „Das erste deutsche Schützenfest in Frankfurt a. M. vom 13. bis 22. Juli 1862." — Unter diesem Titel ist soeben, fast 13 Bogen stark im Verlage von H. L. Brönner eine Darstellung des Entstehens und ganzen Verlaufs jenes denkwürdigen nationalen Festes erschienen mit allen dabei gehaltenen Reden und Trinksprüchen und der Liste der gewonnenen Ehrenpreise als Anhang. Die Theilnehmer, welche sich noch ein Mal zurückversetzen wollen in den Enthusiasmus, dessen Zeuge sie dort gewesen, wie Alle, welche den Festbeschreibungen seiner Zeit von Ferne mit Interesse gefolgt, werden gleichmäßig ihr Genüge finden in diesem jede Einzelheit von Beginn bis zum Schlusse nach Selbsterlebnissen des Autors und authentischen Quellen erschöpfend darstellenden Buche.

Denkspruch.

Wer ist so heimisch in der eignen Brust,
Daß er, den Feind bestrafend, streng und sicher
Gerechtigkeit von Rache scheiden könnte?

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 141. Dienstag, den 25. November **1862.**

Ein Familiengeheimniß.

(Schluß.)

9.

Die Lösung.

„Die übrigen Vorgänge kennen Sie, — mir fehlt die Kraft, Ihnen mehr zu sagen — aber was ich bisher gesagt, wird Ihnen den Schlüssel zu den Räthseln geben, zu dem Geheimnisse, das auf der Familie Ihrer Gattin lastete. Ich bin schwer verwundet — durch einen Schuß des Advokaten — mit dem ich in Folge der Unterredung an der Kirche — ein Duell hatte. Er kannte bereits aus den Zeitungen meine Unschuld — als wir uns auf dem Kampfplatze einfanden. O, meine Kinder, nun sterbe ich zufrieden, denn Ihr könnt mich vor der Welt Eurem Vater nennen, ohne vor Schaam erröthen zu müssen. Und Dir, Jenny, verklärte Dulderin, Dir habe ich den Eid gehalten — den ich Dir in Deiner letzten Stunde geschworen — unsere Kinder beweinen den Vater, der von jeder Schuld frei ist!"

Edmund sank in das Bett zurück. Nach einigen Augenblicken jedoch erhob er sich wieder mit großer Anstrengung. In seinem Gesichte war eine auffallende Veränderung vorgegangen, die Augen glühten seltsam, und die Blässe war bläulich geworden.

„Herr Soltau," fragte er leise, „darf ich Sie jetzt meinen Sohn nennen?"

Der bewegte Banquier war keines Wortes mächtig; er ergriff die Hand des Sterbenden und drückte sie mit Innigkeit an seine Lippen.

„Vater meiner angebeteten Henriette!" stammelte er endlich. „Ich werde stolz sein, mich Ihren Sohn nennen zu dürfen!"

„Dann vergessen Sie meinen alten Freund nicht!" sagte Edmund, indem er zu dem Pastor hinüberblickte. „Dafür, daß er den Eltern Ihrer Gattin den kirchlichen Segen gegeben, hat er sein Amt eingebüßt. Die Denunciation ist von dem Advokaten ausgegangen."

„Verzeihen wir ihm," sagte der würdige Pfarrer; „er wandelt ja nicht mehr auf der Erde!"

„Ist er todt?" fragte der Kranke.

„Er hat sich selbst entleibt; seine Sophismen waren nicht mächtig genug, um das schwer belastete Gewissen zu beruhigen."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Edmund, indem er die Arme ausbreitete.

Der letzte Todeskampf begann. Nach einer Viertelstunde war Edmund verschieden.

„Herr," betete der Pfarrer, „nimm seine Seele gnädig auf!"

Noch an demselben Tage überreichte Pastor Lambert dem Banquier die Papiere, die zur Erhebung des Vermögens in London erforderlich waren; Edmund hatte sie ihm vor dem Duelle anvertraut. Am dritten Tage bestattete man zwei Leichen: auf dem Friedhofe der Vorstadt Sanct Georg unter feierlichem Gepränge Sir Edmund Dudley, wobei Pastor Lambert an dem Grabe des Freundes eine erhebende Rede hielt — und auf einem Friedhofe der Stadt in der Morgendämmerung den Advokaten Eberhardi, den man als einen Selbstmörder in einem Winkel verscharrte. Ihm ward keine Thräne nachgeweint, es waren ihm im Leben genug geflossen: die Thränen der armen Menschen, die er an den Bettelstab gebracht hatte. Wie sich später ergab, hatte er sein bedeu-

Digitized by Google

tendes Vermögen in einer großen Speculation verloren, und da er außerdem in eine Criminaluntersuchung verwickelt war, glaubte man die Gründe seiner letzten und einzigen ersprießlichen Handlung erkannt zu haben.

Drei Monate später kam Franz von London zurück; er hatte das enorme Vermögen Henriette's und Sophie's erhoben. Der Kammerdiener William war wahnsinnig im Gefängnisse gestorben, nachdem er zuvor ein offenes Bekenntniß seiner That abgelegt hatte.

„Und was wird nun mit unserer Sophie Sailer?“ fragte Franz seine Gattin eines Tages, als sie im traulichen Gespräche die Leidensgeschichte ihrer Ehe recapitulirt hatten.

„Sie verheirathet sich.“

„Mein Freund Philipps hat sich auf dem Balle in sie verliebt.“

„Sie liebt längst einen Andern.“

„Wen?“

„Unsern Ludwig Lambert. Du siehst, mein lieber Freund, daß die Banquiers in unserer Familie Glück machen. Du bist der Vormund Sophie's — wirst Du Deine Einwilligung versagen?“

„Knüpfe Du das Band Deiner Schwester, ich werde den armen Philipps zu trösten suchen.“

Ein halbes Jahr später hatte sich die Firma des Bankhauses verändert; man las auf dem Schilde „Soltau und Lambert.“ Die beiden Schwäger waren Associé's geworden. Der Pastor Lambert lebte bei seinem Neffen, und Madame Lay wartete auf die Enkel Jenny's, um ihr Amt als Pflegerin und Erzieherin von Neuem anzutreten. Ob die Hoffnungen der guten Frau in Erfüllung gehen werden?

Sophie vergalt ihrem Gatten die kleine Mystification, die sie auszuüben gezwungen gewesen, durch das offene Geständniß, daß sie den Schlüssel, der ihre Bekanntschaft eröffnet, mit Fleiß verloren habe.

„Und der Mann im Wagen?“ fragte Ludwig.

„War mein armer Vater, unser Schutzgeist!“

Washington's Leben.

Wir haben vor längerer Zeit aus dem damals noch ungedruckten Buch von Venedey, „Washington's Leben“, eine interessante Episode mitgetheilt: die ehrgeizigen Umtriebe des kecken Generals Lee gegen Washington und deren kläglichen Ausgang. Seitdem ist das Buch im Druck erschienen, und es verdient — zumal in diesen Tagen der amerikanischen Krisis — daß man den Leser auf das frisch geschriebene Volksbuch hinweist.

Das Bild eines Mannes wie Washington, einzig und unvergleichbar, nicht wie andere glanzvollere leidenschaftlich mit sich fortreißend, aber, je länger man es betrachtet, einen desto tiefern Respect und ein wahres Verlangen nach großen Tugenden, einen wie im Feuer geläuterten Ehrgeiz einflößend, macht vollends in unsern Tagen, Angesichts der furchtbaren Zerrüttung, die auf dem Boden seiner Thaten und seiner reinen Existenz zerstörend waltet, einen fast wunderbaren Eindruck. Dieser von keinerlei Fanatismus umdüsterte Puritaner, dieser gesetzestreueste Dictator, dieser mitten in der blutigen Kriegszeit nach den Werken des Friedens schmachtende Heerführer, der in keinem Moment Großmuth und Humanität und in keinem die Strenge der Disciplin vergißt, der das merkwürdigste aller Reiche gründet, und dessen Thaten und Tugenden doch alle mit einander an die Größe seiner Bescheidenheit nicht hinanreichen: wie fremd, wie unmöglich erscheint eine solche Gestalt in dem Nordamerika von heute? Um so größer ist der Reiz, sie unter dem Eindruck der transatlantischen Ereignisse vorüberschreiten zu sehen.

Wir können hier nur einzelne interessante Züge aus dem Gesammtbild herausgreifen. An der Hand des Verfassers muß man den jungen Georg verfolgen, wie er in einer „höheren Dorfschule“ seine höchst einfachen Elementarstudien macht und bald der erste Renner, Springer, Ringer, Stangenwerfer und Reiter seiner ganzen Umgebung wird; wie er dann als Feldmesser jenseits der blauen Berge in der Wildniß sich stählt, im canadischen Krieg (mit Frankreich) eine Sendung an den Befehlshaber der französischen Grenzforts durch etwa 500 englische Meilen unbewohnten Landes, von Hinterhalten der Indianer umstellt, ausführt und an der Spitze von 300 Mann Miliz seine ersten bescheidenen

Digitized by Google

Lorbeern im Felde erntet. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling gibt er sich zärtlichen Empfindungen hin, die sogar in poetischen Ergüssen ausströmen, aber der Angebeteten gegenüber stumm bleiben; erst im Offizierskleid gewinnt er auch Frauen gegenüber Muth. Auf einer Geschäftsreise im Auftrag seines Befehlshabers hatte er, wie Benedey erzählt, ein Mittagsmahl bei einem Gastfreunde nur unter der Bedingung angenommen, daß er unmittelbar nach dem Essen weiter reisen dürfe. Nach Tisch stand sein vertrauter Diener Bishop mit dem gesattelten Pferde vor der Thüre; aber er harrte Stunde um Stunde vergebens. Sein Herr hatte ihn und den Befehl, den er ihm gegeben, in der Unterhaltung mit einer liebenswürdigen jungen Dame vergessen. Erst spät erinnerte sich Washington, daß er seinem Diener befohlen, sich zur Abreise bereit zu halten, und gab ihm dann weiter Befehl, die Pferde wieder abzusatteln. Als er am folgenden Morgen wirklich abreiste, war er der Verlobte der jungen, schönen, liebenswürdigen und reichen Wittwe Martha Custis. Und Frau Martha wurde, wie Benedey sagte, die seelenergebene Freundin ihres geliebten Mannes, der Bote des stillen Hausfriedens selbst im Heerlager neben ihrem Helden.

Washington fühlte sich jetzt zunächst, nach manchen sturmbewegten Jahren, besonders glücklich in dem friedvollen Schaffen und Wirken auf Mount Vernon, dem schönen Landsitz, der ihm durch den Tod seines Bruders Lawrence anheimgefallen war; er war hier Pflanzer, Ackerer, Gärtner (wie Garibaldi auf Caprera); er säete mitunter selbst sein Korn, veredelte seine Bäume, schuf einen neuen schönen Park um sein Gut. Er selbst führte die Rechnungen seiner großen Verwaltung, und sie sind noch heute ein Denkmal der Ordnung und der Einfalt, mit der er seinen Pflanzungen vorstand. Die Pflanzer Virginiens waren damals gezwungen, ihre Ernten selbst zu versenden. Englische Schiffe kamen auf den Flüssen so nahe als möglich zu den Pflanzungen heran und wurden hier beladen. Die Tonnen und Säcke, die, auf Englands Werften angekommen, den Stempel „Georg Washington auf Mount Vernon" trugen, wurden nie geöffnet, weil das Zeichen Washington's als unverbrüchliches Siegel der Wahrheit und Aechtheit galt.

Kurz nach seinem Austritt aus dem Heere — nach beendigtem Krieg — war er zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung von Virginien gewählt worden. Er, dessen Verdienste um das Land bereits allgemein anerkannt waren, wurde in ausgezeichneter Weise in das Haus eingeführt, und der Vorsitzende dankte ihm für die hohen Dienste, die er seinem Lande geleistet. Washington erhob sich, um zu antworten, aber er fand zu seiner ersten öffentlichen Rede die Worte so wenig, wie zu seiner ersten Liebeserklärung. Die Scham des öffentlichen Wortes ist oft ein Erbe hoher und gefahrtrotzender Geister. Der Präsident verstand das; er sagte zu ihm: „Setzen Sie sich nieder, Herr Washington, Ihre Bescheidenheit ist ebenso groß wie Ihre Tapferkeit, und das ist mehr werth als die Gabe des Wortes, die uns Andern zu Gebote steht."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Neuer Mehlkleister.) Der Inhaber einer Blättersohlen-Manufaktur, Weichert in Gera, hat gefunden, daß der Mehlkleister durch einen billigern festbindenden Kleister von folgender Mischung ersetzt werden kann: gleiche Theile Holzkohle und Schwarzmehl oder 3 Theile Ofenruß und 5 Theile Schwarzmehl mit kochendem Wasser angemacht. Der Kleister klebt besser und wird auch nicht flüssig wie gewöhnlicher Mehlkleister.

Verschiedenes.

„Die Antwort paßt; weiter!" Genast erzählt in seinem „Tagebuch eines alten Schauspielers" auch folgende Anekdote aus Weimar: „Es wurde den Schauspielern Zeit genug zum Memoriren ihrer Rollen gewährt. Dann verlangte aber auch Goethe, daß jeder bei der ersten Theaterprobe seiner Aufgabe mächtig sei; er konnte sehr heftig werden, wenn einer sich eine Nachlässigkeit darin zu Schulden

Digitized by Google

kommen ließ.“ Ein Unglück derart passirte bei der ersten Theaterprobe zur „Zenobia“ und zwar begegnete dasselbe keinem Geringeren als dem Schauspieler Unzelmann, der sonst einer der fleißigsten Künstler und obenein ein Liebling Goethe's war. Aber ebendeßhalb „gehörte er auch zu denen, die sich durch ein Zorneswort des Meisters nicht einschüchtern ließen.“ Bei der in Rede stehenden Probe hatte Unzelmann den Soldaten zu spielen; er trat mit der Rolle in der Hand auf die Scene und las dieselbe ab. Sogleich ertönte mächtig Goethe's Stimme aus seiner Loge, die sich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin nicht gewohnt, daß man seine Aufgabe abliest!“ Unzelmann entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß seine Frau seit mehreren Tagen krank daniederläge und er deßhalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!“ rief Goethe, „der Tag hat 24 Stunden, die Nacht mit eingerechnet.“ Unzelmann trat bis in das Proscenium vor und sagte: „Euere Excellenz haben vollkommen Recht! Der Tag hat 24 Stunden, die Nacht mit eingerechnet; aber ebenso gut wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, ebenso gut bedarf ihrer der arme Schauspieler, der öfters Possen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Euere Excellenz wissen, daß ich stets meiner Pflicht nachkomme, aber in solchem Falle bin ich wohl zu entschuldigen!“ Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!“

In einer englischen Zeitung des Jahres 1792 findet sich folgende Herausforderung und kurz darauf die Antwort.

„Herausforderung. — Nachdem ich, Elisabeth Willkinson von Clerkenwall, Streit mit Hanna Hyfield gehabt habe und Genugthuung verlange, fordre ich sie auf, sich mit mir auf der Bühne zu stellen und sich um drei Guineen mit mir zu boxen; Jede von uns hält während des Kampfes eine halbe Krone in der Hand, und wer zuerst das Geld fallen läßt, hat verloren.“

„Antwort. — Nachdem ich, Hanna Hyfield von Newgate Market, von dem Entschluß Elisabeth Willkinson's gehört habe, werde ich, so Gott will, nicht unterlassen, ihr mehr Schläge als Worte zu geben, indem ich ordentliche Schläge und keine Nachsicht von ihr verlange. Sie mag sich auf ein gehöriges Durchbläuen gefaßt machen!“

Die halben Kronen in der Hand waren ein sinnreiches Auskunftsmittel, das Kratzen zu verhüten!

Das „Journal des Debats“ berichtet von einem schauderhaften italienischen Spiel, der Cicciata, das eigentlich von Viterbi stammt und in Rom, wo es dieser Tage vorkam, zu einem Todtschlag und mehreren Verwundungen führte. Wenn nämlich die Köpfe durch den Wein erhitzt sind, macht man, wie zu einer Spielparthie, den Vorschlag zu einer „Cicciata“, d. h. zu einem Kampf auf Messer im Dunkeln. Es gelten jedoch dabei gewisse Regeln: es darf nichts gesprochen werden, damit man den, der einen Stoß versetzt, nicht erkenne. Die Stöße müssen nach dem Unterleib und nicht nach Kopf oder Brust geführt werden; man darf die Klinge nicht in der Wunde herumdrehen, keinen auf dem Boden Liegenden verletzen ꝛc. Gewöhnlich macht auch der erste Glockenton der nächstgelegenen Kirche dem Kampfe ein Ende.

Ein Betrunkener lag besinnungslos in einer Straße. Ein sehr durstiger Mann ging vorüber und gewahrte, wie jenen die Umstehenden für krank hielten. „Ach! rief der arme Mann, hätt' ich die Hälfte seiner „Krankheit“, wir befänden uns Beide wohl.“ —

Bei einer Feier der Independenz-Declaration der nordamerikanischen Union brachte ein Seiler folgenden Toast: „Möge ein Werk unsers Fleißes der Halsschmuck dessen werden, der es versucht, das Band unserer Freiheit zu lösen.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 142. Donnerstag, den 27. November **1862.**

Meister Uhland's Heimgang.

Jüngst ist ein Geist emporgestiegen,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Der in der Freiheit heil'gen Kriegen
Sich stets im Vorderkampf gestellt.
Von Schäfern bald und bald von Helden,
Von Sängern und von Jungfreu'n mild,
Vom edlen Wirth wußt' er zu melden,
Der goldne Aepfel führt im Schild,
Und um zu trösten und zu tragen
Den Jammer einer schweren Zeit,
Auch rief er aus verschollnen Tagen
Der alten Kaiser Herrlichkeit.
Ja, hell war all sein Spiel erklungen,
Wie holde Weisen er erfand —
Am Schönsten hat er doch gesungen,
Sang er von Dir, mein Vaterland.
Und ob er süß von Lenz und Lieben,
Von Burgen sang erinnerungsvoll,
Ob von den grimmen Schwertesstreben
Des Rauschebart sein Lied erscholl,
Ob er ein Kämpe sonder Gleichen
Für Recht und Licht und Freiheit sprach:
Stets jauchzte seinen Schwabenstreichen
Das ganze Volk der Deutschen nach.
Denn in dem Goldklang seiner Lieder,
In seinem Leben stark und mild,
Erkannte mit Frohlocken wieder
Dies deutsche Volk das eigne Bild.
Und sind sie längst vergessen Alle,
Die fremder Kunst sich zugewandt,
Wird Ludwig Uhlands Lied mit Schalle
Noch rauschen durch sein deutsches Land. —
Als nun im Glanz der Himmelslichter
Sein Geist genaht dem Haine war,
Wo all die großen deutschen Dichter
Versammelt sind zu heil'ger Schaar,
Da wurden alle Harfen stiller,
Auf ihn war jeder Blick gewandt,
Und von dem Hochsitz hob sich Schiller
Und bot dem Landsmann seine Hand.
Da schwebt heran ein Jünglingsschatte,
In Heldengluth sein Auge glänzt,
Mit manchem blut'gem Eichenblatte
Die Leier und das Schwert bekränzt.
Der sprach: „Sag an, Du theurer Meister —
Schon lange ward uns kein Bericht,
Und auch im sel'gen Reich der Geister
Vergeß ich meines Volkes nicht —
Sprich, ist das alte Leid gewendet?
Das deutsche Reich, ersteht es bald?
Und hast Du schon Dein Werk vollendet,
Daß Du zu uns empor gewallt?
Was Deinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' es diesem sel'gen Chor." —
„Was ich gesollt, hab' ich gesungen.
Ermüdet schwing' ich mich empor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.

Das Loos der Wittwe.

Eine Geschichte von F. W. Hackländer.*)

Wer die Frau Steuerdirektor Scheppeler mit ihrem Gemahl, dem Herrn Steuerdirektor,

*) Wir entnehmen dieselbe der von diesem hervorragenden Schriftsteller herausgegebenen illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer", wovon uns bis heute 7 Nummern vorliegen, welche vollkommen der Begutachtung entsprechen, die wir jenem Blatte bei seiner Vergrößerung angedeihen lassen zu sollen glaubten. „Ueber Land und Meer" ist, wie in Nro. 126 dieses Blättchens gesagt wurde, nicht blos die billigste (sie kostet nur 1 Thlr. pro Quartal), sondern auch eine der prachtvollsten und gediegensten illustrirten Zeitungen, deren Anschaffung jeder Familie empfohlen werden kann.

Digitized by Google

auf der Straße sah und mit einiger Aufmerksamkeit den Gang und Wandel dieses würdigen Ehepaares betrachtete, der konnte nicht lange im Zweifel bleiben, welches von Beiden den Andern eigentlich spazieren führte.

Die Frau Steuerdirektorin war eine große, stattliche Frau mit rundem, etwas geröthetem Gesicht, ziemlich stark athmend, und sah, an der Seite ihres Gemahls, eines schmächtigen, dürren Mannes, — wenn wir uns eines solchen gewagten Vergleichs bedienen dürfen, — wie ein mit voller Kraft dahinfahrender Dampfer aus, der einen schwachen Nachen am Schlepptau hinter sich drein zieht, oder wie eine Sonne von dem dazu gehörigen Trabanten in anständiger Entfernung gefolgt, etwa wie der Mond, der freundlich die Erde umkreist. Doch hatte Herr Scheppeler nichts vom Monde an sich, er wechselte nie, hatte auch noch nie in seinem Gesicht das gezeigt, was man Vollmond nennt, sondern blieb immer im ersten Viertel, auch war seine Physiognomie nicht mürrisch, wie uns das Gesicht des Mondes erscheint, sondern lächelte beständig freundlich, namentlich wenn man ihn in Begleitung seiner Gattin sah, und was er allenfalls mit dem Monde gemein haben konnte, war, daß er die Steuerdirektorin fortwährend freundlich und forschend betrachtete, wie unser schönes leuchtendes Gestirn die ernste nächtliche Erde.

Dieses forschende Betrachten und die beständige Aufmerksamkeit auf seine Gattin hatte indessen ihre guten Gründe, denn Madame Scheppeler liebte es nicht, den Gemahl zwei Mal auf Etwas aufmerksam zu machen oder auf eine Antwort zu warten. Wenn sie sagte: Scheppeler, sieh' einmal die Kastanienbäume an, so erwartete sie die umgehende Erwiderung: Wunderschön, mit prächtigen Blüthen; oder wenn sie bemerkte: Hast du wieder gesehen, Scheppeler, wie auffallend geputzt die Regierungsräthin war? so mußte die blitzschnelle Antwort kommen: Unerhört, die Frau richtet ihren Mann zu Grund.

Dabei können wir aber nicht behaupten, daß bei Fragen des Steuerdirektors die Antwort in derselben Art und Weise erfolgt wäre. Vielfach schien Madame Scheppeler eine solche Frage zu überhören, was man ihr nicht übel nehmen konnte, da ihr Gemahl eine gar zu dünne Stimme hatte. Häufig erfolgte die Antwort, wenn das Paar schon verschiedene Schritte zurückgelegt hatte, und nie klang die Antwort beistimmend.

Sagte z. B. der Steuerdirektor: Sieh' einmal den schönen Kastanienbaum, so entgegnete sie nach ziemlich langer Zögerung: Ich sehe dieses Jahr nichts Außerordentliches daran, namentlich sind die Blüthen nicht der Rede werth. Sprach er von dem auffallenden Putze der Regierungsräthin, so entgegnete sie mit einiger Bitterkeit: Natürlicher Weise, wenn sich eine anständige Frau gut anzieht, das könnt ihr nicht vertragen, Andere dürfen freilich thun, was sie wollen.

Wer mit diesen „Anderen" eigentlich gemeint war, darüber kam der Herr Steuerdirektor nie in's Klare; meinte seine Gattin sich selbst oder vielleicht andere Damen, die keine Berechtigung hätten, geputzt einherzugehen?

Madame Scheppeler ging auf dem Trottoir, dessen größere Hälfte sie einnahm, gerade aus und überließ ihm, ohne ihren Schritt zu mäßigen, den Entgegenkommenden so geschickt auszuweichen, daß er dabei doch nicht von ihrer Seite kam. Blieb er einmal etwas auffallend zurück, was sie augenblicklich bemerkte, da sie das Talent hatte rückwärts zu schauen, auch ohne den Kopf stark zu wenden, so mußte er die genaueste Auskunft geben, mit wem er vielleicht gesprochen oder nach wem er gesehen: „O, es war Doktor Knauser, du weißt, liebes Kind, der kann nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte zu wechseln."

„Und lernt nie, daß es sich nicht schickt, den Mann anzureden, so lange er mit seiner Frau spazieren geht."

„Es ist ein guter Kerl."

„O ja, in eurem Sinn, aber keine passende Bekanntschaft für dich; der Erste im Wirthshaus und der Letzte, der nach Hause geht; ich sollte seine Frau sein."

„Nun, er ist einmal nicht anders, aber ein wackerer Mann, der Abends zur Erholung seinen Wein trinkt, wenn er sich den ganzen Tag über geplagt hat."

„Das nennst du also eine Erholung, Scheppeler, stundenlang im Wirthshaus sitzen

Digitized by Google

in dem furchtbaren Tabaksqualm, und das sauer verdiente Geld so mit vollen Händen hinauszuwerfen, — eine schöne Erholung. Da wäre es doch weit erholender, nach Hause zu kommen, Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen und sich mit seinen Kindern zu unterhalten. Wenn ich die Regierung wäre, ich verböte alle Wirthshäuser."

„Du weißt, ich liebe das Wirthshausleben auch nicht besonders, aber hie und da muß man doch nach seinen Freunden sehen."

„Mach' mir nichts weiß, Scheppeler, es ist euch sehr wenig daran gelegen, euch gegenseitig zu sehen, da sind immer ganz andere Ursachen, die euch in dieses oder jenes Wirthshaus hinziehen."

„Nun ja, wo der Wein gut ist, und wo es angenehme Gesellschaft gibt."

„Ja, angenehme Gesellschaft, das ist das Richtige, die findest du auch im Kreuz, wo du so gerne hingehst. Mir hat neulich die Rechnungsräthin erzählt, eine würdige, brave Frau, die ohne Grund Niemanden etwas Schlimmes nachsagt, sie habe ihrem Mann das Kreuz verboten."

Die Bemerkung, daß der arme Rechnungsrath dafür das Kreuz zu Haus doppelt finde, schwebte dem an sich jovialen und munteren Steuerdirektor auf der Zunge, doch hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt, sie hier laut werden zu lassen.

„Das Kreuz," fuhr Madame Scheppeler in sehr strengem Tone und mit einem bezeichnenden Seitenblick fort, „hat sein Renommé nur durch höchst leichtsinnige Kellnerinen, das wirst du auch wohl wissen."

„Ich?" sagte der Steuerdirektor fast erschrocken, „wie sollte ich das wissen? es fällt mir nicht ein, nach den Kellnerinnen zu sehen."

Wir können hier die bestimmteste Versicherung geben, daß Herr Scheppeler nicht in Folge eines bösen Gewissens erschrack, da er in der That das Kreuz nur wegen des guten Weins und der angenehmen Gesellschaft liebte; er hätte es auch fern von seiner Gattin nicht gewagt, sein Auge zu einer hübschen Kellnerin zu erheben, sondern er erschrack, da er voraussah, daß das angenehme und behagliche Wirthshaus zum Kreuz in Folge der Aeußerung der Rechnungsräthin in Verruf gethan würde — ach, und er hatte in Folge ähnlicher vertrauter Mittheilungen schon so oft sein Weinhaus wechseln müssen.

„Das zieht euch an, und nicht der Wein", sagte Madame Scheppeler mit großer Entschiedenheit, und würde dieses Thema wahrscheinlich noch mit Bitterkeit eine Zeit lang variirt haben, wenn nicht einige säbelklirrende junge Offiziere gerade in ihren Weg getreten wären und sie, die Hand an der Mütze, mit zusammengeschlagenen Absätzen, freundlich gegrüßt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beethoven'schen Hymnen.

Bei der heute im Neustadter Cäcilien-Vereine stattfindenden Aufführung dieses Werkes des großen Componisten, das er selbst als sein „gelungenstes" bezeichnete, dürften einige kurze Notizen über die Entstehung und Schicksale desselben für manche Leser dieses Blattes von Interesse sein. Den ersten Anlaß zur Composition der „Hymnen" gab die Ernennung des Erzherzogs Rudolph, eines geistreichen und gründlichen Kenners der Musik und bekanntlich Beethoven's Schüler, zum Erzbischofe von Olmütz, und war dessen Installation auf den 9. März 1820 angesetzt. Beethoven begann die Composition im Spätherbste 1818; unter dem Schaffen wuchsen ihm jedoch die Dimensionen des Werkes so gewaltig empor, daß er bald darauf verzichten mußte, dasselbe in der festgesetzten Zeit zu bewältigen, und jene Feier ging vor sich, als der Componist nur erst zur Hälfte seiner Schöpfung vorgeschritten war, ohne sich jedoch dadurch vom eifrigsten Fortarbeiten abhalten zu lassen. Unter widerwärtigen äußeren Verhältnissen vollendete der Künstler sein großartigstes, sein idealstes Werk, und um sich auch in materieller Beziehung einen lohnenden Erfolg zu sichern, beschloß er, der sonst nicht gerne mit den Mächtigen der Erde zu thun hatte, dasselbe sämmtlichen großen und kleinen Höfen auf Subscription im Manuscripte anzubieten und für jedes Exemplar ein Honorar von 50 Ducaten zu verlangen. Um dem Werke eine

Digitized by Google

größere Verbreitung zu verschaffen, fügte er in seiner Einladung die Bemerkung bei, daß dasselbe auch „als Oratorium“ gebraucht werden könne. Das Resultat dieses Unternehmens war gering, indem nur sieben Exemplare Subscribenten fanden. Von Seiten der preußischen Gesandtschaft, deren Hof die erste Anmeldung auf ein Exemplar einsandte, befragt, ob er nicht einen preußischen Orden den 50 Ducaten vorzuziehen geneigt wäre? antwortete Beethoven ohne Zaudern: „50 Duc.!“ und ließ er es später nicht an sarkastischen Bemerkungen über das ihm verhaßte Streben nach Decorationen fehlen. Viele der kleineren Höfe, wie der Weimar'sche und selbst Göthe, an den Beethoven ein eignes Schreiben beilegte, erwiderten nicht auf Beethoven's Gesuch. Ebenso wenig König Carl Johann v. Schweden, der als General Bernadotte Beethoven in Wien persönlich kennen gelernt hatte und ihm mit dem Vorschlag, „den größten Feldherrn der Zeit in einem Tonwerke zu feiern“, die erste Anregung zur „Sinfonia eroica“ gegeben hatte. Frankreich allein bereitete dem bekümmerten Meister eine glänzende Anerkennung. Louis XVIII. sandte ihm eine große goldene Medaille mit dem Brustbilde des Königs und anerkennender Inschrift. War der materielle Gewinn, den Beethoven aus seinem Werke gezogen, ein unbedeutender, so erschienen auch die Aussichten auf eine Aufführung derselben sehr problematisch. Der erste Anstoß dazu ging, — nachdem Beethoven schon mit dem Grafen Brühl in Correspondenz getreten, um eine Aufführung in Berlin zu bewerkstelligen — von einer Anzahl Wiener Musikfreunde aus, die ihrer Vaterstadt die Ehre der ersten Aufführung sichern wollten. Im Mai 1824 wurden 3 Sätze der „Hymnen“, nachdem, außer zahllosen zu überwindenden Schwierigkeiten, vorher auch noch die Censur die Absingung des lateinischen Textes verboten hatte, unter dem Titel „Drei Hymnen“ mit glänzendem Erfolge in einem Concerte im Kärnthnerthortheater aufgeführt. Seither hat dies erhabene Werk einen beinahe zwanzigjährigen Schlaf geschlafen. Die erste vollständige Aufführung fand bei Gelegenheit der Enthüllung der Beethovenstatue in Bonn (1845) statt unter der Leitung von L. Spohr, später eine zweite Aufführung unter Hiller in Köln und dann in nachfolgenden Jahren weitere in mehreren großen Städten Deutschlands, schließlich am 27. November d. J. in Neustadt a. d. Haardt.

Verschiedenes.

In Straßburg erschoß sich neulich ein neunzehnjähriger junger Mann wegen Treulosigkeit seiner Geliebten. Er zählte so sicher auf deren Treue, daß alle Beweise, die seine Freunde über das Gegentheil brachten, ihn nicht bewegen konnten, daran zu glauben, bis der jüngere Bruder des Mädchens in seiner Unschuld erzählte, daß seine Schwester zu einer bestimmten Zeit nicht erscheinen könne. Auf Befragen, warum? erklärte der Bube: seine Schwester hätte ihm eigentlich verboten, dieses zu sagen, doch durch gute Worte und Confect ward die Zunge des Kleinen gelöst und er verrieth, daß seine Schwester einen Herrn da und dahin bestellt habe. Ohne Zureden seiner Freunde wäre der liebesmuthige Jüngling wieder nicht zu bewegen gewesen, sich von der Untreue seiner Geliebten zu überzeugen, doch auf deren Anrathen eilte er zur bestimmten Stunde auf den bewußten Platz, postirte sich hinter einen Baum und konnte hier, vom Zufall begünstigt, jedes Wort der vor ihm auf einer Bank Sitzenden vernehmen. Er eilte nach Hause, gab einem seiner Freunde ein Billet, dessen Inhalt seiner ehemaligen Geliebten Glück auf ihrer künftigen Lebensbahn wünschte und ihr nochmals Liebe und Treue bis zum Tod gelobte. Wort hat er gehalten, denn Morgens fand man ihn todt im Bette. Eine Kugel drang mitten durch's Herz.

Der Improvisator Langeischwarz sah einen schlechten Schauspieler und verließ das Theater schnell; als man ihn fragte: „Wie gefällt er Ihnen?“ sagte L.: „Außerordentlich, Sie sehen, daß ich ganz weg bin!“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kränzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 143. Samstag, den 29. November **1862.**

Gott Bacchus in Dürkheim.

Gott Bacchus, der alte König am Rhein,
Kehrte dies Jahr wieder in Dürkheim ein.
Der trinkende Gott war lustig und heiter
Und dachte, glaub' ich, sonst nichts weiter,
Er war, wie stets, voll Lust und Scherz;
Da nahm ein Winzer sich das Herz
Und sprach: „Herr Gott, Ihr seid so gut,
„Drum faß' ich mir zur Red' den Muth,
„Ich hab' Euch Vielerlei zu klagen,
„Was wir das Jahr hindurch ertragen!
„Der Rebstock will kein' Wein mehr bringen,
„Kannll nsereins ihn nicht mehr düngen;
„Nun wollen die Förster keine Streu mehr geben,
„Ihr seht, Herr Gott, das geht an's Leben!"
Da rief der Gott ganz ärgerlich:
„Ich glaub', der Bursch' belügt mich?
„Die Förster? Ei, das kann nicht sein,
„Die trinken ja den meisten Wein!
„In vino, heißt es, veritas,
„Mache mich nichts weiß und merkt Euch das!"
Da standen dem Winzer Alle bei
Und schwuren bei alter Lieb' und Treu':
Die Förster wären ihnen feind;
Ein alter Graukopf kommt und meint:
„Ja, früher war es anders hier,
„Jetzt aber trinken die Förster: Bier!
„Es kümmert sie der Winzer nicht,
„Drum klagen wir vor Eurem Gericht,
„Und wenn Ihr uns nicht Hülfe schafft,
„Dann heißt's: Gut Nacht, du Rebensaft!"
Gott Bacchus ist ein guter Mann,
Er hört die Klagen ruhig an
Und sagt: „Ihr dürft das Fest nicht stören,
„Die Förster will ich selbst verhören,
„Und ist's, wie ihr mir heut berichtet,
„Dann werden sie streng von mir gerichtet!
„Weiß Gott, ich thu' sie in den Bann,
„Daß Keiner mehr in ein Weinhaus kann!
„Das wirkt!" Man sieht, der Fall ist schwierig,
Drum ist die ganze Stadt begierig,
Wer diesen Streuprozeß gewinnt.
Ich hoff' zu Gott: das Rebenkind,
Dem Götter und Menschen gnädig sind!

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Die Steuerdirektorin liebte es, kleine, hübsche Gesellschaften zu geben, wo man gut soupirte und wo nach dem Klavier getanzt wurde; sie hatte zwei unverheirathete Schwestern, welche sie auf diese Art in die Welt brachte und präsentirte.

„Gnädige Frau haben hoffentlich vortrefflich geschlafen", fragte der eine der Offiziere, worauf er süß lächelnd hinzusetzte: „wir haben uns gestern bei Ihnen göttlich amüsirt."

„Famos," sagte der Andere.

Auf die Versicherung der Frau Steuerdirektorin, daß sie nach einem so angenehm verlebten Abend, wie der gestrige, selten schlecht schlafe, hoffte der Offizier, welcher zuerst gesprochen, die gnädige Frau heute Abend im Theater zu sehen. „Sie wissen," sagte er, „wir haben ein amüsantes Stück: der Goldbauer, von der Birch-Pfeiffer, eine gute Komödie."

„Superb," sagte der andere Offizier.

„Die kleine Schwarzmann spielt außerordentlich."

„Immense."

„Auch Herr Kramer ist nicht schlecht."

„Famos," meinte der Andere.

„Werden wir das Vergnügen haben, gnädige Frau, Sie im Theater zu sehen, vielleicht

auch Ihre Fräulein Schwester Klara, es wäre recht liebenswürdig von Ihnen?"

„Ganz famos liebenswürdig."

„Schwerlich kann ich mir heute Abend das Theater erlauben," entgegnete Madame Scheppeler mit einem freundlichen Seitenblick auf den schüchtern dabei stehenden Gemahl. Der gute Steuerdirektor wußte sich so gar nicht in die Conversation dieser jungen Welt zu finden; er hatte sich bei ähnlichen Veranlassungen, wenn er so gar nichts mitzureden wußte, gefragt, bin ich dumm, oder sind es die Andern? und da er zu bescheiden war, diese Frage rasch und richtig zu erledigen, so schwieg er lieber still.

„Mein Mann," sagte seine Gattin, „ist ziemlich strenge, meine Herren, und er sieht es nicht gerne, wenn ich zu sehr dem Vergnügen nachgehe."

Hierauf schenkten die Offiziere dem Steuerdirektor einen kleinen lächelnden Blick, in welchem sich ein gewisses Mitleid zeigte, worauf ihn der erste Offizier fragte: „Sollten Sie wirklich so grausam sein?" und der zweite hinzusetzte: „So famos grausam?"

„Meine Herren, Scherz bei Seite," schloß Madame Scheppeler das Gespräch, „ich bin heute Abend wirklich verhindert, das Theater zu besuchen; Haushaltungsgeschäfte, Kindererziehung — wenn Sie einmal älter sind," setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „so werden Sie einsehen, daß eine Hausfrau nicht so dem Vergnügen nachgehen darf."

Sie neigte freundlich ihr Haupt, und da sie hierauf ruhig weiter schritt, so setzte sich auch der Steuerdirektor an ihrer Seite wieder in Gang.

„Ich dachte," sagte dieser nach einer kurzen Weile schüchtern.

„Was dachtest du?" fragte sie in ernstem Tone.

„Nun ich dachte, du hättest heute Abend deinen Theekranz."

„Und wenn dem so wäre, was denkst du darüber?"

„Nun, es freut mich recht sehr, ich dachte schon, er wäre ausgesetzt, da du vorhin von Haushaltungsgeschäften sprachst, die dich abhielten, in's Theater zu gehen."

Madame Scheppeler zuckte leicht mit den Achseln, ehe sie erwiderte: „Was braucht man denen da Alles auf die Nase zu binden und sich so in's Gerede zu bringen, und es ist wahrhaftig nichts leichter, als bei euch Männern in's Gerede zu kommen, ich kenne das; wenn eine arme Frau, die sich Jahr aus Jahr ein, Tag aus Tag ein hart und schwer herumplagt, sich auch nur hie und da einmal eine ganz kleine Erholung erlaubt, so heißt es gleich, sie sei vergnügungssüchtig. Mit Recht kann man das freilich von mir nicht sagen, denn du lieber Gott, was habe ich auf der Welt? Hie und da einmal ein Theater, ein ermüdendes Konzert, eine Spazierfahrt mit den Kindern, eine Gesellschaft zu Haus, wo Klara und ich uns abplagen müssen wie die Dienstboten, und wöchentlich je ein Mal ein Kaffee- und ein Theekränzchen, oder die langweilige Silberburg, wo man nie einen Platz findet — das ist Alles. Glaube mir, Scheppeler, ihr da bei eurem Wein habt wahrhaftig keine Idee davon, welches Leben eine Hausfrau führen muß, die nach dem Rechten zu sehen hat und sich bestrebt, das Ihrige in Ordnung zu halten — nein, keine Idee — ah, guten Tag, Frau Rechnungsräthl!"

„Guten Tag, liebe Steuerdirektor."

Es war die furchtbare Rechnungsräthin, welche das Kreuz verabscheute; ihrem Ansehen nach mußte sie auch sonst noch allerlei verabscheuen. Sie sah finster und gallsüchtig aus, als hätte sie etwas Unverdauliches im Magen, ihre spitze, scharf gebogene Nase schien von der Natur dazu gemacht, die Leute in Schrecken zu versetzen, und ihre grauen, stechenden Augen bohrten sich unheimlich in die erschreckte Seele; ihr Mund, mit scharfen, großen Zähnen bewaffnet, konnte als Hauptorgan gelten und machte diesem Platze alle Ehre.

„Grüß' Sie Gott, Frau Steuerdirektor", sagte sie mit essigsaurem Lächeln und einem stechenden Blick auf Herrn Scheppeler, „es thut Einem in der jetzigen verderbten Welt ordentlich wohl, wenn man einmal eine Frau mit ihrem Manne spazieren gehen sieht, ich bin in dem Punkte eine vollkommene Wittwe, Sie haben es gut."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Washington's Leben.

(Fortsetzung.)

Diesen Mann berief, eine geraume Reihe von Jahren hernach, die Noth der Zeit an die Spitze der nordamerikanischen „Rebellen." Wir können hier die Entstehung des Kampfes zwischen England und den Colonien und den Antheil, den Washington an den großen vorbereitenden Ereignissen nahm, nicht näher schildern. Als der zweite Congreß der vereinigten Colonien in Philadelphia Georg Washington zum Oberbefehlshaber der freiwillig zusammengetretenen Armee ernannte, hielten ihn keineswegs Alle für den besten General, über den man zu verfügen habe; zwei Mitbewerber insbesondere, Oberst Lee und Major Gates, die auf vielen Schlachtfeldern Europa's den großen Krieg gelernt und Ruhm geerntet hatten, galten für kriegserfahrener als er. Aber die Mehrzahl des Congresses wollte für ein Bürgerheer auch einen General, der vor Allem ein guter Bürger war; und das Vertrauen auf Washington's „Vaterlandsliebe und Tapferkeit", auf seinen „reinen Lebenswandel und seine Treue", wie es in seiner Bestallung hieß, gab am Ende den Ausschlag. Der Oberbefehlshaber nahm in dem vollen Gefühl der ungeheuren Schwierigkeit seine Aufgabe an. Im Lager angekommen, mußte er gewissermaßen die Organisation des Heeres erst dadurch möglich machen, daß er Generalcommissäre, Quartiermeister, Musterungscommissäre, Ingenieure, Auditore, eine Kriegscasse, Hospitäler, Wagen- und Zimmermeister beim Congreß beantragte und durchsetzte. Dann aber gab es im Heer dasselbe Schauspiel, das wir soeben im nordamerikanischen Bürgerkrieg erlebt haben. War die Armee halbwegs kampffähig organisirt, so ging sie schon zum großen Theil wieder auseinander; die Bauernsoldaten waren nur auf das laufende Jahr zum Kriegsdienst verpflichtet worden, und nach Ablauf des Jahres ging der Ruf „nach Hause!" von Zelt zu Zelt. Vierzehn Tage lang gab es in dem Lager vor Boston nur neun Patronen auf den Mann; „ohne Leute, ohne Waffen, ohne Munition" — schreibt Washington an seinen Freund, den Oberst Reed, während Alles ihn zu entscheidenden Thaten drängt, — „ohne Alles das, was zum Unterhalt des Soldaten nöthig ist, kann wenig gethan werden: meine Lage ist der Art, daß ich jeden Kunstgriff anwenden muß, sie meinen eigenen Offizieren zu verbergen." Dennoch erzwingt er den Abzug der stolzen englischen Armee aus Boston mit seinen irregulären, wechselnden Haufen. England verdoppelt seine Anstrengungen, wirft neue Truppen und vor Allem die gekauften Hessen in's Land; die errungenen Erfolge gehen den Amerikanern wieder verloren, Washington muß Newyork räumen und seine Armee löst sich nach und nach fast völlig auf. Auf dem Rückzug stieben diese Milizsoldaten vor jedem blinden Lärm auseinander. Als sich einmal eine Abtheilung Hessen zeigt, stürzen zwei Divisionen der besten Truppen in wilder Flucht davon (wer wird hier nicht an die Schlacht von Bulls Run erinnert); als Washington die Unordnung aus der Ferne bemerkt, sprengt er mitten unter seine in einem Knäuel flüchtenden Soldaten, aber auch ihn sehen und hören sie nicht. Er verliert hier die Ruhe, die ihn sonst kaum jemals verließ; seine Pistolen aus dem Halfter reißend, schießt er unter seine eigenen Soldaten: „Sind das die Leute", ruft er aus, „mit denen ich Amerika vertheidigen soll!"

(Schluß folgt)

Lesefrüchte.

Man kann das menschliche Leben mit einem treulosen Gläubiger vergleichen: es hält unsere Jugend und unsere männlichen Jahre von einem Tage zum andern mit Lügen hin; endlich gesteht es den Betrug und gibt unserm Alter eine völlig abschlägliche Antwort.

Verschiedenes.

(Eine eigenthümliche Braut.) Felix Mornand theilt in einer französischen Zeitschrift sehr hübsche arabische Anecdoten aus der neuesten Zeit mit; hier nur eine davon: Der Prinz Abderaham-ben Djellah, welcher kürzlich zu Tuggurt gestorben, sendete alle drei Monate seine treuesten Diener nach

Digitized by Google

Constantine, theils um daselbst Einkäufe zu machen, theils um Neuigkeiten zu sammeln. Seit einiger Zeit nun hört er von diesen Leuten viel Rühmens über ein weibliches Wesen von unvergleichlicher Schönheit, feiner Taille, lilienweißem Teint, rosigen Wangen, schöngeformten Händen, seidenem Haar u. s. w., kurz, sie schilderten die Schöne als den ächten Typus eines himmlischen Kindes. Dieselbe, lautete der Bericht ferner, halte sich stets vor ihrem Hause auf, betrachte die Kommenden und Gehenden und lasse sich gern von ihnen betrachten. Daraufhin setzte sich der Prinz in den Kopf, dieses Wunder von Schönheit müsse sein werden, er war, wie man sagt, mit einem Male sterblich in die Dame verliebt. Er schickte daher sofort einen Günstling nach Constantine mit dem Befehl, bei ihren nächsten Angehörigen um die Hand der Schönen für ihn zu werben und ihnen nach muselmännischer Sitte eine Kaufsumme dafür anzubieten. Der Sendling kommt an, sieht die Dame, findet sie der Beschreibung entsprechend und tritt in das Haus, welches ihm keineswegs prächtig und eines solchen Kleinods nur einigermaßen würdig erscheint. Eine der Zofen der Dame ist gerade beschäftigt, einige Unordnungen in der Toilette und dem Kopfputz der Dame zu beseitigen. Der Araber richtet seinen Auftrag aus. Aus einer Vertiefung des Zimmers tritt Jemand hervor — „jedenfalls," wähnt jener, „der Vater des himmlischen Kindes mit dem „Lilien-Teint" — und fragt mit einem unverkennbar provenzalischen Accent und der ganzen Zierlichkeit eines Marseillers nach dem Anliegen des Arabers. Es entspinnt sich zwischen Beiden ein höchst komisches Zwiegespräch, aus welchem Ben Djellabs Brautwerber endlich ersieht, daß er es mit einem Coiffeur zu thun hat und daß die begehrte Dame eine allerliebste Wachspuppe mit Federn und andern mechanischen Vorrichtungen ist, ein Wunderwerk europäischer Industrie, wovon man in Tuggurt, Ghat u. s. w. keinen Begriff hat. Der Gesandte ließ sich dadurch nicht irren, er zahlte, nachdem man sich mit einander verständigt, dem Coiffeur 300,000 Fr. und führte die Dame mit sich fort, welche ohne Zweifel noch jetzt die schönste Zierde in dem mit neun Thoren versehenen Ziegelpalast der Dynastie der Djellab ist.

(Handwerkswahl.) „Mein Sohn sollte durchaus ein Handwerk lernen, und man schlug mir deßhalb mehre Arten derselben vor. Ich konnte mich aber lange nicht entschließen; denn überall fand ich Etwas, was mir mißfiel. Der Hutmacher hat mit Filzen zu thun; der Hafner mit Hefen. Der Brauer kommt oft an Dinge in der Welt, wo Hopfen und Malz verloren ist. Der Müller muß gar pfiffig sein, um überall schnell zu erfahren, was das Korn gilt. Dem Glaser kann jeder Narr die Arbeit durchsehen. Der Seiler ist freilich edelmüthig, indem er Anderen emporhilft; bei den schlechten Zeiten aber lassen viele Leute den Kopf ohne Strick hängen, besonders wenn sie sehen, daß alle Stricke reißen. Dem Schuhmacher wirft Jeder vor, daß ihn der Schuh drücke, und die Korbflechter haben einen schwierigen Stand; denn die Damen und Mädchen machen jetzt immer weniger Gebrauch von Körben. Der Friseur muß alle Stadtneuigkeiten auf ein Haar zu erzählen wissen, und die Schneider können oft gut aufschneiden und schlecht zuschneiden. Der Leimsieder muß zu Grunde gehen; denn die Menschen wollen nun einmal nicht recht mehr zusammenhalten; und der Binder kann unmöglich alles Ungebundene zusammenbringen. Endlich entschloß ich mich für den Maurer; denn erstens kann er ein großes Haus machen; zweitens, da es ihm ein Leichtes ist, eine Wand aufzuführen, so kann er auch leicht den Aufwand in seinem Hause bestreiten, und für seine Mängel und Fehler findet er ohne Schwierigkeit einen Vorwand. Es ist auch sonst der wesentliche Unterschied zwischen dem Maurer und andern Gewerbsleuten, daß jener ein Werk aufführen kann, das ihm hinterdrein erst einfällt."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 144. Dienstag, den 2. December **1862.**

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Die Steuerdirectorin machte unter leichtem Achselzucken ein Gesicht, als wollte sie sagen: wüßtest du, wie es in meinem Innern aussieht, dann sprach sie in Wirklichkeit: „O liebe Rechnungsräthin, was das anbelangt, so kann ich mit Ihnen das gleiche Lied singen; daß ich und mein Mann spazieren gehen, ist ein seltener Fall, und wenn es einmal vorkommt, so führt er mich gewiß auf die Königsstraße, daß mich alle Welt sieht und ihn so für das Muster aller Ehemänner hält."

„Das kannst du eigentlich nicht sagen," meinte Herr Scheppeler ernsthaft, „gehen wir nicht jeden Tag spazieren, wenn es das Wetter erlaubt, oder wenn ich nicht meinen Bericht für den Departementschef zu machen habe?"

Die beiden Frauen lächelten einander zu, — es war ein furchtbares Lächeln des Einverständnisses und hieß in's Menschliche übersetzt: „wir kennen diese Ausreden", worauf diese armen Schlachtopfer männlicher Grausamkeit die Achseln zuckten und zu einem andern Gesprächsthema übergingen. Da wurden Gefühle ausgetauscht über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wer trug die Schuld dieser Verderbniß? Die Männer, welche in diesem Punkte mit Allem zufrieden sind und nie durch kräftiges Auftreten die Autorität der Frau zu wahren wissen.

„Hat doch der meine," sagte die Rechnungsräthin pikirt, „als ich heute Mittag mit vollem Rechte behauptete, daß die Suppe versalzen sei, die Bemerkung aufgestellt, er finde das durchaus nicht."

„Ich würde nie eine so junge und schöne Köchin bei mir dulden," sagte die Steuerdirectorin mit einem Tone, auf den selbst der Mund ihrer felsenharten Freundin sich empfindlich verzog, doch faßte diese sich gleich wieder und parirte den Hieb glücklich ab, indem sie mit großer Ruhe sagte: „Liebe Steuerdirector, alt oder jung ist in dem Falle gleichviel, Ihr Bäbele wär auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, als sie so schnell aus dem Hause mußte, reden wir nicht mehr darüber."

Hätte sie nur diese letzten Worte nicht mit einem so ausdrucksvollen Blicke auf Herrn Scheppeler begleitet, der sich im Interesse der ganzen Männerwelt bei diesem Zungengefechte vorkam, wie ein armes Stück Zeug zwischen der Scheere.

„Es ist überhaupt nichts wie Qual und Noth in dem Leben," meinte die Rechnungsräthin, „wie muß man sich mit den Kindern abplagen; glauben Sie wohl, liebe Scheppeler, daß sich mein Mann darum bekümmert, wenn sie jeden Tag einen reinen Anzug schmutzig machen oder ihre Aufgabe nicht recht lernen?"

„Da siehst du, Scheppeler," entgegnete die Steuerdirectorin in vorwurfsvollem Tone gegen ihren Mann gewandt, „was ich dir so oft sage, aber ihr bekümmert euch um gar nichts, ihr denkt nur an euer Vergnügen — an das Wirthshaus."

„Ja, wenn das Kreuz nicht wäre", meinte hohnlachend die Rechnungsräthin; „sieht der Herr Steuerdirector," setzte sie nach einer Pause boshaft hinzu, „dort auch nach den schönen Kellnerinnen?"

„O nein," antwortete für den Gefragten seine Frau, „Scheppeler geht nicht mehr

Digitized by Google

in's Kreuz, die Wirthschaft dort ist ihm zu toll und unsolid."

Armer Steuerdirector! Dieser Ausspruch, von dem keine Appellation mehr galt, schnitt ihm tief in die Seele. Er ging gerne in's Kreuz, weil es da angenehme Gesellschaft und guten Wein gab, weil es ein kleines, niedriges, gemüthliches, ruhiges Lokal war, wo man an kühlen Abenden so warm beisammen saß. Er hatte sich wahrhaftig nie um Kellnerinnen bekümmert, ja es war ihm gleichviel, ob ihm sein Schoppen vom Wirthe selbst oder von der hübschen Pauline gebracht wurde: er sollte von nun an das Kreuz meiden. Was hatte ihm nun seine felsenfeste Tugend geholfen, ihm, der es nie gewagt, beim Bezahlen der Zeche ihren kleinen Finger zu berühren, ja ihm, der erschrocken war, wenn ein Anderer es gewagt, seinen Arm um ihre schlanke Taille zu legen.

„Adieu, Rechnungsräthin," hatte Madame Scheppeler gesagt, „kommen Sie heute Abend nicht zu spät, die wenigen Stunden, die uns armen Frauen vergönnt sind, fliegen so rasch vorüber."

„Das weiß Gott — bis heute Abend also."

Darauf ging das Ehepaar mit einander fort, und sie sagte nach einer kleinen Weile zu ihrem Manne: „Ich habe wohl dein Gesicht bemerkt, Scheppeler, als ich zur Rechnungsräthin sagte, du würdest das Kreuz nicht mehr besuchen; nun ich denke doch wahrhaftig, du brauchst nicht gleich finstere Mienen zu ziehen, wenn du deiner armen Frau einmal ein kleines Opfer bringen sollst. Nicht wahr, von mir verlangt man alle Opfer und will noch, daß ich dabei heiter sei und lache — natürlich, wir sind zum Dulden auf der Welt, ihr seid die Herren der Schöpfung."

„Ich will ja nicht sagen, liebes Kind," entgegnete Scheppeler nachgiebig, „daß es von mir gerade ein ungeheures Opfer wäre, das Kreuz nicht mehr zu besuchen; aber was hast du denn eigentlich gegen dieses vollkommen anständige Haus?"

„Anständig? nun du mutheſt mir viel zu, wenn ich das glauben soll; hast du nicht gehört, was die Rechnungsräthin sagte? und die ganze Stadt spricht so, die ganze Stadt — wahrhaftig, es ist eine Schande, und die Polizei sollte sich darein mischen. Weißt du, Scheppeler," setzte sie in sehr strengem Tone hinzu, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man nicht in solche Häuser gehen, wo sich solche Frauenzimmer aufhalten; ja, wenn man unverheirathet ist, hat man freilich Niemand als sich selbst Rechenschaft abzulegen, aber du bist verheirathet."

„Ja," seufzte Herr Scheppeler.

„Du hast eine brave Frau, die dir große Opfer gebracht hat."

Was diese letztere Redensart anbelangte, so hatte sie der gute Steuerdirector schon oft gehört, hatte tief darüber nachgedacht, und war so schlecht und undankbar, um es sich selbst nicht einmal eingestehen zu wollen, welch' große Opfer seine Frau gebracht, als sie ihm das Glück anthat, Madame Scheppeler zu werden. Sie war die älteste Tochter eines verarmten Kaufmanns, als sie dazumal den Steuersecretär Scheppeler heirathete; außer ihrer Schönheit brachte sie ihm nichts Nennenswerthes mit in die Ehe, während er ein kleines von den Eltern ererbtes Vermögen besaß. Daß es den meisten Mitgliedern ihrer Familie schlecht erging, war ein Unglück, für welches sie ihren Mann gerne verantwortlich gemacht hätte, wenn das nicht gar zu widersinnig gewesen wäre. Er war aber auch in dieser Richtung ein Muster des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, und ertrug es sogar geduldig, wenn sich seine Gattin auf den Standpunkt stellte, als hätte ihr Vater, statt Bankerott zu machen, eine hübsche Million erworben, oder als sei ihr Bruder, der es im Heere nur bis zum Unteroffizier gebracht hatte, commandirender General irgend eines Armeecorps geworden. Hatte er sich ja einmal unterstanden, hierin das Wenn und Aber zu erläutern, so wurde ihm Herzlosigkeit vorgeworfen, ja man setzte sogar bei ihm ein stilles, heimliches Vergnügen voraus, daß es mit ihrer Familie so und nicht anders gekommen sei, und doch war er an Allem dem so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Washington's Leben.

(Schluß.)

Die Folge von Alledem war dieselbe, die sich auch in den Kämpfen von heute unabweisbar gezeigt hat. Die Regulären wurden fortan auf die Dauer des Krieges angeworben, die Löhnungen erhöht; später nahm sich ein ausgezeichneter deutscher Offizier, ein Adjutant Friedrichs des Großen, General Reuber, der harten Arbeit an, dieses Heer zu schulen. Aber während der ganzen Dauer des Kriegs wurde es doch nie zu einer wahrhaften Soldatenkriegszucht hinaufgeschraubt. Die Masse der Milizen erhielt dem Heere stets ein gemischtes Wesen zwischen geschulten Soldaten und ungeschulten Freischaaren. Die Waffen waren schlecht und zu wenig, Verpflegung und Bekleidung stets mangelhaft; oft konnten ganze Armeeabtheilungen nicht vom Flecke, weil kein Mensch mehr einen Schuh an den Füßen hatte, und in den Winterlagern kamen Hunderte vor Hunger und Kälte um. Trotz Alledem wußte Washington den Muth, das Vertrauen, die „Moral" seines Heeres mit seiner großen, einfachen, stolzen Art aufrecht zu erhalten; selten geschah es, daß er den einreißenden Unordnungen mit Gewaltmaßregeln begegnen mußte. Schmerzlich aber hatte er über das elende Treiben der Menschen um ihn her zu klagen. Während der bittersten allgemeinen Noth sah er in Philadelphia den Luxus der Reichen sich in empörendem Glanz entfalten. „Wenn ich aufgefordert würde", schreibt er, nach dem, was ich gesehen, gehört und aus Erfahrung weiß, ein Bild der Zeit und der Menschen zu entwerfen, so würde ich sagen, daß Müßiggang, Ausschweifung, Verschwendung fast überall herrschen; daß Speculation, Veruntreuung öffentlicher Gelder, ein unersättlicher Durst nach Reichthum die Oberhand erlangt zu haben scheinen; daß Privatstreitigkeiten, persönliche Zänkereien das Hauptgeschäft des Tages bilden, während die Angelegenheiten des Reiches und die Noth und das Elend des Heeres von Woche zu Woche verschoben werden." Mit um so größerer Bewunderung verfolgt man ihn, wie er im beständigen Wechsel des Kriegsglücks, oft von entscheidend aussehenden Schlägen getroffen, unerschütterlich und aufrecht bleibt, hier kaltblütige Klugheit und List, dort die gewaltigste Energie im rechten Moment einsetzt und wie mit unerschöpflichen Kräften fortarbeitet. Gerade nach seinen Niederlagen erscheint er in seiner ganzen Größe, wenn er dann die Besseren seines geschlagenen Heeres zusammenhält, sie zur höchsten Kraftanstrengung begeistert und dem siegreichen Feind durch „glückliche Wendung im Unglück" die Beute wieder entreißt. „Diese Kriegsweise Washingtons", sagt Venedey gewiß mit Recht, „dies sein eigenes und eigenthümliches Kriegstalent war gerade das, dessen Amerika in seiner Lage bedurfte. Es mußte siegen, wenn es, noch so oft besiegt, nur stets aufrecht stehen blieb; wenn es nach jeder Niederlage sich wieder erholen, wenn es *entscheidende* Erfolge des Gegners verhindern konnte." Nicht anders haben die Niederlande ihre Freiheit den Spaniern abgerungen.

Es ist bekannt, daß Washington nach dem endlichen Friedensschluß auf Mount Vernon zurückzukehren eilte. Ein fast schwärmerisch idyllischer Zug, in dem wir den Zeitgenossen Rousseau's und den Naturpoeten erkennen, erfüllt ihn ganz in diesen Tagen der ersehnten Ruhe, wie er ihn überallhin, wenn auch im Kriegslärm nur mit zaghaftem Schritt, begleitet. Klingt es nicht wie in Prosa übersetzte bukolische Poesie, wenn Washington an Lafayette, einige Tage nach seiner Heimkehr, schreibt: „Gegenwärtig ein einfacher Privatmann an den Ufern des Potomac, fern von dem Lärm des Lagers, den Verwirrungen des öffentlichen Lebens und der Geschäfte, überlasse ich mich jenen lieben Reizen, die den Krieger fliehen, der nach Auszeichnung strebt, wie den Minister, den Tag und Nacht die Sorge beschäftigt, sein Land glücklich zu machen und vielleicht die benachbarten Staaten zu Grunde zu richten, als ob auf diesem Erdball nicht für alle Menschen Platz genug wäre... Ich beneide Niemanden und bin entschlossen, an Jedermann Gefallen zu haben. Mit dieser Marschparole gedenke ich langsam den Strom des Lebens hinabzugleiten, bis ich bei meinen Vätern ruhe!"

Washington blieb seiner Marschparole getreu; er übte auf seinem Gute die volle Gast-

Digitized by Google

freundschaft gegen Jeden, dem sie in ihrer Einfachheit behagte, und trug mit der größten Geduld die schlimmen Folgen seines Ruhmes, die Neugierigen und die Schmarotzer, auch die Portraitmaler, die eine besondere Plage für ihn wurden. Aber freilich war ihm diese Idylle auf Mount Vernon zunächst nur auf kurze Zeit beschieden: Jeder kennt den entscheidenden Antheil, den er an der verbesserten Verfassung der Vereinigten Staaten, den er überhaupt an der Leitung des jungen Reiches hatte; zwei Mal mußte er den Präsidentenstuhl besteigen, erst bei der dritten Wahl vermochte er sich zu entziehen und an den Potomac zurückzukehren. Ungern hatte er sein Stillleben geopfert; „im Vertrauen sage ich Ihnen", schreibt er seinem Kriegsgenossen, dem General Knox, „daß mich bei meinem Gange nach dem Präsidentenstuhl Empfindungen erfüllen, die denen eines Verbrechers, den man zum Richtplatze führt, nicht unähnlich sind." Dornenreich war denn auch die Bahn, die er als der erste Mann der neuen Welt zu durchmessen hatte; die Rückwirkung der französischen Revolution über den Ocean rief auch in Amerika die heftigsten Parteikämpfe hervor, die ihn auf einen vielbefeindeten conservativen Standpunkt drängten; erst allmälig und langsam trat der Staat wieder in den ebenmäßigen Tactschritt ruhiger Entwickelung ein. Ueber Alles das müssen wir hier hinwegeilen. 1797 verließ Washington endlich mit einer Abschiedsadresse an seine „Freunde und Mitbürger", die von Jedermann gelesen werden sollte, die politische Arena, um auf Mount Vernon die letzten friedlichen Athemzüge eines stürmischen Lebens zu thun. Zwei Jahre später senkten ihn die Freimaurer, deren Bund er angehört hatte, nach seinem letzten Willen ohne „allen Pomp und Leichenrede" in's Grab.

Gemeinnütziges.

Im Schwarzwalde soll folgendes einfache Mittel üblich sein, zu prüfen, ob ein Holzstamm gesund ist. Eine Person fährt mit einer Taschenuhr in der Hand an dem einen Ende des Stammes hin und her, während eine zweite am anderen Ende mit dem Ohr der Bewegung der ersteren folgt. Hört diese an allen Stellen das Picken der Uhr, so ist der Stamm gesund. Ist dagegen in irgend einer Richtung der Stamm hohl, so pflanzt sich an dieser Stelle der Schall nicht deutlich und wahrnehmbar fort.

Denkspruch.

Wer lust'gen Muth zur Arbeit trägt
Und rasch die Arme stets bewegt,
Sich durch die Welt noch immer schlägt.
Der Träge sitzt, weiß nicht, wo aus,
Und über ihm stürzt ein das Haus,
Mit frohen Segeln munter
Fährt der Frohe das Leben hinunter.

Verschiedenes.

Man kennt die Excentricität des amerikanischen Charakters, die nur durch das Excentrische ihrer Annoncen übertroffen wird. Nachstehende ist eine der bizarrsten, die ich gelesen. Ein geistreicher Yankee von Neuorleans annoncirt nämlich in einer Zeitung: „Eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt findet sich eine sehr dicke Eiche, an deren Hauptast sich schon mehrere achtbare Bürger erhängt haben. Da der Eigenthümer die Absicht hat, den Baum umhauen zu lassen, so bittet er die, welche sich desselben dazu noch bedienen möchten, sich zu beeilen; 14 Tage nach gegenwärtiger Anzeige würde es wahrscheinlich zu spät sein."

In einer Gesellschaft von Damen und Herren erzählte ein Stutzer eine sehr lange und fade Geschichte. Der Herr von X., der zugegen war, mußte unwillkürlich einige Mal gähnen. „Sie scheinen lange Weile zu haben?" fragte ihn der Stutzer. — „O!" erwiederte Herr v. X., „ich habe nie lange Weile, aber man langweilt mich sehr oft."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 145. Donnerstag, den 4. December **1862.**

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Schilderung der Frau Steuerdirector Scheppeler könnte man die Vermuthung aufstellen, dieselbe sei eine böse, herzlose Person gewesen, was aber eigentlich nicht der Fall war. Als älteste Tochter ihres Vaters hatte sie den Wohlstand desselben kennen gelernt, hatte nicht vergessen, daß ihre Eltern ein großes Haus geführt, Sommers ihre Badreise gemacht, ja sogar eine Zeit lang Equipage gehalten. Die nachfolgende Zeit der Armuth war nicht im Stande, sie von ihrem Standpunkte herunterzubringen, und als sie den Kanzleisecretär Scheppeler mit ihrer Hand beglückte, that sie das mit dem Gefühl einer reichen Erbin.

Glücklicher Weise war Scheppeler einer der tüchtigsten Arbeiter seines Departements, der das vollkommene Vertrauen seines Chefs genoß und so ziemlich rasch zu der Stellung eines Steuerdirectors emporstieg, dessen gutes Einkommen es der Familie möglich machte, mit ausgesprochener Wohlhabenheit zu leben. Die Frau hatte Alles, was sie sich ihrem Stande nach nur wünschen konnte, eine behagliche Wohnung, zwei hübsche Kinder, Vergnügungen aller Art, ein angenehmes Aeußere, kurz, ihr fehlte nichts als nur Etwas, welches der, der es besitzt, oft gering achtet, welches aber den, dem es fehlt, bei allen Glücksgütern dieser Welt zum unglücklichen Menschen macht — die innere Zufriedenheit.

Madame Scheppeler war weder mit sich selbst, noch mit der Welt, noch mit ihrem Manne zufrieden. Dadurch beneidete sie Andere, und dieser Neid erzeugte wieder eine Art von Gehässigkeit und ein Mißtrauen gegen alle Welt.

Der nachlässige Gruß eines Bekannten konnte sie verdrießlich machen; sie sah darin, statt eine unschuldige Ursache vorauszusetzen, eine Mißachtung ihrer Person. In dem größeren Aufwand einer Bekannten erblickte sie eine Kränkung, und statt im ersten Falle den nachlässigen Grüßer zu ignoriren, gebrauchte sie einen solchen Vorfall zu einem nicht angenehmen Gesprächsthema mit Herrn Scheppeler, dessen Refrain gewöhnlich war: „Natürlich, Scheppeler, wenn deine guten Freunde sehen, daß du selbst deine Frau nicht achtest und sie kaum als deine Gattin ansiehst, so kann man es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie es gerade so machen." So etwas dem guten Scheppeler vorzuwerfen, war die größte Ungerechtigkeit, welche man nur begehen konnte, denn es gab selten einen aufmerksameren Gatten und liebevolleren Vater. Wo es ihm möglich war, genoß er Alles mit seiner Familie gemeinschaftlich und freute sich aus vollem Herzen über jedes Vergnügen, welches seiner Frau zu Theil wurde, auch wenn es ihn selbst nicht mitbetraf.

Gute Freundinnen, wie es deren so manche gibt, hatten durch ihren Umgang und ihre bösen Zungen an der Frau viel verschuldet; man beneidete sie um ihren Wohlstand, um ihr behagliches Leben, und statt den Grund hiezu in der Herzensgüte ihres Mannes zu suchen, sagte man achselzuckend, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam: Nun, Etwas müssen die Männer uns armen Frauen doch wenigstens gönnen, treiben sie doch außer dem Hause, was sie wollen, und da ein ganz kleiner Rest von Gewissen doch noch

Digitized by Google

bei ihnen übrig geblieben ist, so werfen sie uns armen Webern hie und da einen Brocken hin, daß wir zufrieden sein sollen und beide Augen zudrücken. Wer bändigte die Fluth, wenn solchergestalt einmal die Schleuse aufgezogen war?

Die Spaziergänge des **Ehepaars**, die wir soeben beschrieben, waren zu Zeiten der guten Laune oder einer gewissen Harmonie; kamen dagegen Tage, wo die arme Steuerdirectorin das ganze Gewicht ihres eingebildeten Unglücks fühlte, so wurde entweder gar nicht spazieren gegangen, oder die Conversation in einer Schärfe und Bissigkeit geführt, daß der gute Steuerdirector häufig in den Fall kam, sich wirklich als ein so vollkommen unwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, wie ihn seine Gattin darstellte.

„Ich weiß wohl," konnte sie alsdann sagen, „daß es dir ein Gräuel ist, mit deiner armen Frau spazieren zu gehen, aber ich bin es der Welt und meinen Kindern schuldig, zu verhüten, daß unser unglückliches Verhältniß von Jedermann erkannt werde. O, genire dich gar nicht, seufze nur unter der Qual, mit mir gehen zu müssen, schau' nur auf deine Uhr, ob diese furchtbare Zeit bald abgelaufen ist, oder blicke dein armes Weib nur so finster an, daß mein Unglück zum Scandal der Stadt von Jedermann gesehen wird, oder treibe die furchtbare Heuchelei noch obendrein so weit, mich freundlich anzulächeln."

Bleiben wir aber bei der rosenfarbenen Laune eines Tages, ach, wie bald folgt Regen auf Sonnenschein. Sie wurde auf dem Spaziergange, den wir eben geschildert, glücklicher Weise noch durch allerlei Zufälligkeiten gesteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementschef Excellenz, Herr Baron von Knitttlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichste, sondern blieb auch herablassend bei der Frau des Steuerdirectors stehen, wobei er sich nach ihrem Befinden erkundigte, sowie nach der Gesundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirector auf's Gnädigste mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von dessen Gattin, sondern die Gräfin von Broich-Brotz-Wachtelhausen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte fast angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu sehr im Laufe gewesen wären. Dieser Sonnenglanz hoher Gunst, so belohnend für das Herz und so erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Gesichte seiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, so daß er, biedurch freundlich bewegt, sich die Bemerkung erlauben zu können glaubte: „Es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntnisse und eigenen Fleiß so weit gebracht hat, unter seinen Mitmenschen geliebt und geehrt zu werden."

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie sie heute war, konnte es doch nicht unterlassen, etwas Weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Gesichtsausdrucke zu sagen: „Lieber Schatz, ich will deine Kenntnisse und Verdienste durchaus nicht zu gering anschlagen, aber sei versichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie ist, und daß man sich meiner Eltern ganz genau erinnert."

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man sich ihrer Eltern nicht gerade so, wie es die Frau Steuerdirectorin gewünscht hätte.

„Du mußt nicht denken," setzte sie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig ist, ob er seine Frau aus einem guten Hause nimmt, und nicht vergessen, daß die Leute, wenn sie mich sehen, von dir ungefähr denken, der Mann muß merkwürdig solide, unbekannte Eigenschaften haben, daß es ihm gelungen ist, gerade diese Frau zu bekommen; so denken sie, und wenn sie so denken, ist es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte dich sehen mögen bei jeder Andern, die nicht so fest wie ich auf Ordnung und Anstand hält, du wärest schrecklich heruntergekommen; denn wenn du auch in deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter bist, man sagt wenigstens so, so fehlt dir doch sonst in vielen Dingen ein gewisser Halt, den ein Mann haben soll: das kann man aber nicht lernen, das muß man schon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, solltest du jeden Tag Gott danken, daß du

Digitized by Google

eine Frau bekommen, die einer so würdigen Familie angehört, wie die meinige ist."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

(Ein Buch für Alle.) Der im Volke so allgemein und mit Recht beliebte Steffens'sche Volkskalender für 1863 ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig. Zahlreiche deutsche Schriftsteller, Maler und Kupferstecher haben Beiträge dazu geliefert und dem nützlichen Kalender einen Werth verliehen, der nur dazu beitragen kann, ihn in der Gunst des Publikums zu erhalten. Ohne die einzelnen Beiträge herzuzählen, welche in bunter Mannigfaltigkeit vorhanden sind, wollen wir nur erwähnen, daß außer zahlreichen sauberen Holzschnittbildern zum Text auch 8 Stahlstiche mit poetischen Erläuterungen von Hermann Marggraff beigegeben sind, die durch ihre meisterhafte Ausführung allgemeine Anerkennung finden werden. Sechs vortreffliche Erzählungen bieten reichen Unterhaltungsstoff dar. Ein vollständiges Calendarium, ein Verzeichniß sämmtlicher Messen und Jahrmärkte, eine genaue Genealogie, natur- und culturhistorische Skizzen und Recepte für die Hauswirthschaft zeichnen diesen Kalender vor seinen Collegen vortheilhaft aus.

Noch ein anderer Kalender liegt vor uns, wie wir praktischer für den Landwirthen uns keinen denken können: „Bodemann's landwirthschaftlicher Schreibkalender für Süd- und Mitteldeutschland" ist in Taschenformat auf hübsch Schreibpapier gedruckt, mit Brieftäschchen im Innern der Decke und einer sauberen Karte von Deutschland. Dem Calendarium, wovon nur je 3 Tage auf der Seite stehen, der übrige Raum aber sehr passend für Notizen weiß gelassen ist, geht ein Uebersichts-Kalender voraus, ebenfalls mit Platz für Notizen, und 16 ganz unbedruckte Seiten für größere Bemerkungen. Nun kommen äußerst praktisch rubrizirte Tabellen über alle möglichen Vorkommnisse in einer landwirthschaftlichen Haushaltung: da ist eine Lohntabelle für jede Woche, eine Uebersicht des Viehstandes, des Milchertrags, Güterverzeichniß, ein solches über die Dünger-Ausfuhr, über Aussaat und Ernte ꝛc. ꝛc., Heu- und Stroh-Register ꝛc., Ein- und Verkaufs-Notizen, Dresch-Buch u. s. w. An diese zur Ausfüllung durch den Landwirthen selbst bestimmten Tabellen schließen sich dann solche an über den täglichen Futterbedarf der Thiere in rationeller und nutzbringendster Ernährung, über den ungefähren Ertrag verschiedener Thiere, Berechnung der Düngermenge, eine Tabelle über das Verhältniß des lebenden Gewichts zum Schlächtergewicht, über den Ausbruch und Wechsel der Zähne, über Trächtigkeit ꝛc., sodann über Thermometer, über Berechnung der Trockensubstanz und des Stärke-Gehalts der Kartoffeln u. s. w. Es werden die Fußmaße verschiedener europäischer Staaten verglichen, ebenso die Ruthen, die Meilen ꝛc. Der Gehalt verschiedener Düngmittel wird in dem Kalender selbst noch auseinandergesetzt, während eine Gratis-Beigabe, 5 Bogen stark, die Frage beantwortet: Wie und womit soll man düngen? Von Dr. Birnbaum, Inhaber des landwirthschaftlichen Instituts in Gießen. Mehr als dies reichhaltige Inhaltsverzeichniß bedarf es wohl nicht, um Bodemann's Schreibkalender sich selbst allen Landwirthen empfehlen zu lassen.

Diese möchten wir zugleich aufmerksam machen auf den eben in 2. verbesserter Auflage erschienenen „Populären Unterricht in der Schafzucht, sowie auch in der Kenntniß und Behandlung der Wolle. Von J. G. Kirschbaum, Oberschäfer an der k. land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim." Auf vierzigjähriger Erfahrung des Verfassers beruhend, kann ein praktischerer Unterricht wohl von Niemanden ertheilt werden. In den Text des Buches sind zur Erläuterung 25 Holzschnitte eingedruckt.

Lesefrüchte.

Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei Weitem nicht so schön, als es schändlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit gibt, das ist wahre Güte.

Digitized by Google

Was heiter und selig macht, ist blos Thätigkeit. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind — ungleich den unsrigen — nichts als die Aeußerungen ernster Thätigkeit, aber in leichten Flügelkleidern.

Verschiedenes.

(Ein geplagter deutscher Herzog.) Der gelehrteste Diamantenkenner in der Welt ist wohl der Ex-Herzog von Braunschweig in Paris. Er besitzt ungefähr für drei Millionen Dollars Diamanten. In einem Katalog, welchen er kürzlich darüber veröffentlichte, finden wir folgende werthvolle und berühmte Edelsteine verzeichnet: Einen großen Rubin, 41 Karat schwer und 80,000 Dollars werth, dessen frühere Besitzer Kaiser Barbar al Azra und Kaiser Don Pedro waren; einen Diamantring mit der Inschrift M. S., einstens der Schattenkönigin Maria Stuart gehörig; ein Paar Ohrringe, die ehemals Marie Antoinette getragen; einen Stein, welcher einst den Hut eines berühmten deutschen Kürfürsten zierte, u. s. w. Gegenwärtig hat er zwei Diamanten im Kauf, von denen der eine 232,000 Doll., der andere sogar 650,000 Doll. werth sein soll. Dieser „glückliche Mensch" kann aber nie sein Haus ohne Sorgen verlassen und niemals anderswo schlafen, obgleich seine Schätze fast unnahbar sind. Seine Wohnung ist nicht komfortabel, aber sehr zweckmäßig eingerichtet, die immensen Kostbarkeiten zu sichern. Dieselbe ist mit einer hohen Mauer umgeben, auf welcher zahllose scharfe Lanzenspitzen angebracht sind; sowie Jemand diese besteigt, macht ein Glockenzug, welcher mit besagten Spitzen in geheimer Verbindung steht, Allarm. Diese Einrichtung kostet nur 14,127 Dollars. Er hat seine Kleinodien in einem „Safe", welcher in einer dicken Granitwand angebracht ist und dessen Schloß nur von einem Eingeweihten geöffnet werden kann. Oeffnet es ein Fremder, so entladen sich mehrere Gewehre und tödten ihn; zu gleicher Zeit macht aber auch ein geheimer Klingelzug Allarm. Das Zimmer hat nur ein Fenster, dessen Jalousie vom stärksten Gitter ist; auch diese schließt ein Kunstschloß. Das Bett des Herzogs steht gegen die Wand, in welcher die Schätze sind und ein Dutzend sechsläufiger Revolver ist stets schußfertig dabei. Der Mann ist wirklich zu bedauern.

Ein kleiner Kapitalist hatte eine Erholungsreise in die Umgegend von Orleans gemacht, wo er wie ein Horazischer Weiser fern von (Börsen-) Geschäften leben wollte. Aber die Ruhe sollte ihm nicht lange gegönnt sein. Er besaß hundert Credit-Mobiliers und bei der Nachricht von der ersten Hausse hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seinem Wechselagenten zu schreiben: „Verkaufen Sie an der morgigen Börse meine hundert Mobiliers. — Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. — Ihr ergebenster Diener" u. s. w. — Der Brief wurde versiegelt, frankirt und der Köchin übergeben. — „Du wirst Deine Tante in Orleans besuchen?" fragte er. — „Ja." — „Nimm den Brief und wirf ihn in den Briefkasten auf der Mairie. Vergiß aber nicht." — „Seien Sie ohne Sorgen, Sie kennen mich doch." — Das Erste, was nun die Köchin that, war, den Brief nicht auf die Post zu geben, sondern ihn zu vergessen. Am andern Tage findet sie ihn in der Schürzentasche, sie beschließt, ihn dem Briefträger zu geben, denkt aber erst daran, nachdem der Briefträger schon vorübergegangen war. Trostlos darüber, wirft sie sich am dritten Tage ihrem Herrn zu Füßen. — „Der Brief ..." sagte sie. „Nun?" — „Der Brief nach Paris . . ." — „Komm doch einmal zu Ende." — „Ich habe vergessen, ihn aufzugeben." — „Er ist also nicht abgegangen?" — „Nein," schluchzte das Mädchen. „Da ist er." — „Marie!" rief der Bürger aus, während er den Brief zerriß, „Dir verdanke ich einen Gewinn von 60,000 Francs! Ich werde tausend Francs für Dich in die Sparkasse legen."

Wie unterscheiden sich die Heirathscandidaten von gelehrten Candidaten? Diese haben ihre Prüfungen schon überstanden, bei jenen beginnen sie erst, wenn sie ihr Amt antreten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 146. Samstag, den 6. December **1862.**

Die Adresse. *)

(Eine Idylle.)

Morgen war es, da rief der Gutsherr Alles zusammen,
Knecht und Magd, was ihm auf dem Gut von Sterblichen diente,
Weithin schallte sein Ruf; da kam's in wimmelnden Schaaren:
Bienen gleich, die in summendem Schwarm ausfliegen zum Tagewerk,
Also strömte die Menge hervor aus Ställen und Scheunen.
Allen voran kam Jörg, der Pfleger des borstenumstarrten,
Langgerüsseten Schweins, gleich hinter ihm schlorrte die Kuhmagd;
Rieke des Friedens, das einzige Kind des herrlichen Schnorke;
Peter auch stellte sich ein, der Hirt schwer wandelnden Rindviehs,
Jette sodann, der Küche Beherrscherin, hinter ihr rannten
Hochgeschürzt neun Mägde daher, der Küche Dragoner,
Hanne und Tinne und Annemarie, und Kathi und Lina,
Jule, die fette, und Mine dazu, und Doris und Phyllis.
Weiter dann kamen vom Felde herein starkknochige Mägde,
Unbestrumpfte, und Knechte dazu, die Schwinger des Flegels.
Siehe, da kam auch Hans, der kundige Lenker der Rosse,
Mit ihm viele der Knechte, der pferdeverständigen Männer;
Aber zuletzt von Allen kam langsam dröhnenden Schrittes
Lebrecht Knüller, der Wächter der Nacht, der liebliche Sänger.
Als sie nun Alle versammelt den Herrn umstanden voll Ehrfurcht,
Also begann er zu ihnen und sprach die geflügelten Worte:
„Hört mich, Männer und Frauen, und Ihr unschuldigen Kindlein!
Nicht zum Scherze rief ich Euch her, nein! wichtige Dinge
Warten auf Euch, denn ernst ist die Zeit und es naht das Verderben,
Grimmige Feinde verwüsten das Land, Fortschrittler geheißen,
Nehmen den Kühen die Milch durch Zauber, auch die Kartoffeln
Machen sie krank und schaden dem Korn durch Würmer und Mehlthau.
Geht es noch lange so fort, dann nagen wir bald an des Hungers
Gräßlichem Tuch, und es theilen das Land die tückischen Juden,
Denen wir dienen alsdann, wie einst sie selbst in Aegypten
Dienten, bevor sie dem Herrn, dem Pharao, listig entwischten. —
Dieses bedacht' ich vergangene Nacht, in Sorgen mich wälzend,
Wie in dem Tiegel die Wurst, die ein Mann sich bratet zum Frühstück.
Siehe! da kam mir, von Oben gesandt, ein guter Gedanke.
Heut' noch zur Hauptstadt reise ich hin mit Eurem Auftrag,
Daß den Regierenden kund ich thue das nahende Unheil
Und mich bespreche mit ihnen, wiefern die Rettung noch möglich.

*) Wir entnehmen diese Satyre auf die preußische Adressen-Agitation Glasbrenners Montagszeitung.

Digitized by Google

Hier dies Schriftstück hab' ich verfaßt, wo Alles darin steht,
Was wir wünschen und was des Landes wirkliche Meinung.
Tretet nun vor und Jeder von Euch mit bescheidenem Anstand
Schreibe den Namen darunter, mit dem die Menschen ihn nennen.
Jedem stell' ich es frei; er thu' es, oder er laß' es.
Läßt er es aber, dann scheer' er sich fort noch heutigen Tages,
Daß ich nicht etwa vom Hofe hinweg mit Hunden ihn hetze.
Wer nun des Schreibens von Euch nicht kundig, brav doch von Herzen,
Macht drei Kreuze, das gilt so viel als Namen und Siegel.
Und so ein Weib hier ist, das Kind trägt unter dem Herzen,
Zeichnet der Kreuze sechs, für sich drei, drei für das Kindlein,
Welches ja doch dereinst, ob Knab' es sei oder Mägdlein,
In der Gesinnung erwächst der konservativen Erzeuger.
Kurz, was gemacht kann werden, wohlan! wir wer- den es machen."
Also sprach er, da drängte sich gleich die Menge zum Schreiben
Und die Adresse bedeckte sich schnell mit Namen und Kreuzen.
Gerne sah es der Herr des Guts; als Alles vorüber, Rief er mit fröhlicher Stimme die Schaffnerin, also gebietend:
„Heda! Schaffnerin, Du rothärmige Schlüsselumklirrte!
Hol' aus dem Keller heraus ein Fäßlein lieblichen Trankes
(Nektar nennen die Göttlichen ihn, die Olymposbewohner,
Aber die Sterblichen heißen ihn Schnaps, den Löser der Sorgen),
Schnell dann hole vom Boden herab die längste der Würste
Und mit dem schneidenden Erz zertheile sie; Jeder erhalte,
Wie sich's gebührt, ein Stücklein davon und ein Gläschen des Trankes."
Also sprach er, und jene sogleich erfüllte den Auftrag,
Theilte die Wurst und schenkte den Trank in funkelnde Becher.
Festtags war's auf dem Gute und Freude belebte die Herzen,
Jubel herrschte bis spät in die Nacht, des gelungenen Werkes
Freuten sich Alle bei Speise und Trank und lobten den Gutsherrn. —
Als die Adresse des folgenden Tages gelangte zur Hauptstadt,
Fröhlich sprachen zu sich die Schriftgelehrten des Kreuzes:
Siehe! ein Vögelein wieder da fliegt, ein lieblich gebratnes
Uns in das Maul — das preußische Volk wird immer bekret'ner!
Ja, wir treten es schön — risum teneatis amici!*)

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Bei solchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie seiner Frau anbelangte, und bei besonders muthiger Laune schwebte ihm wohl die Frage auf den Lippen, weßhalb sich denn dieses Glück der Geburt bei den übrigen Geschwistern seiner Frau so mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen solche Gedanken stets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortsetzung der freundlichen Reden seiner Gattin gesichert zu sein, indem sie bei einem gar zu hartnäckigen Stillschweigen häufig Gedanken voraussetzte, welche, wir müssen es gestehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei diesen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an sich geringfügige Umstände sich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirectorin zu erbittern: der etwas zu aufmerksame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame spendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Compliment seiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es sich für einen höflichen Mann schickt, an seinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine absichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verstand sich von selbst, und davon war die Steuerdirectorin so überzeugt, wie von dem hell scheinenden

*) Auf Deutsch etwa: ist das nicht zum Lachen, ihr Lieben?

Digitized by Google

Tage; aber die Ursache, warum man sie so mit Vorbedacht beleidigte, vermochte sie im ersten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je Etwas zu Leide gethan? war eine Frage, die sich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es sich von selbst verstand, daß sie ihren Nebenmenschen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Hast du gesehen, wie der Herr Welzer vorüberrannte, ohne uns nur anzuschauen? Einer von deinen sauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander stehen und drückt sich die Hände und erinnert sich an gestern Abend im Wirthshaus vorgefallene und an andere noch viel schlimmere Geschichten, was weiß ich, oder tauscht Bestellungen aus, oder bespricht, wo man sich heute und morgen wieder findet. Ist aber die arme Frau dabei, dann rennt der gute Freund vorüber, ohne dieselbe eines Grußes zu würdigen. Weißt du, woher das kommt, Scheppeler?"

„Nein, ich weiß es wahrhaftig nicht, meine Liebe."

„Schön, so will ich es dir sagen. Das kommt daher, daß ihr eure Frau nicht achtet, weil das dritte Wort, wenn ihr unter euch seid, Klagen sind über den Hausdrachen, über das Kreuz daheim, über die böse Sieben — o, ich weiß das Alles — so werden wir leider genannt, denn die Frau, die auf Zucht und Ordnung hält, ist euch sauberen Herren ein Dorn im Auge; es ist traurig, aber wahr, und wird auch nie besser werden, und dem Welzer da, ein so großer Flegel er auch ist, kann ich es wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er einen Drachen, ein Hauskreuz, eine böse Sieben, wie du mich ihm geschildert hast, nicht grüßen mag."

„Aber, liebes Kind, erlaube mir zu bemerken, daß Welzer uns gar nicht gesehen hat, er blickte gerade auf die andere Seite der Straße."

„Aha, dorthin, wo du auch so gerne hinschaust, nach dem Laden da, wo eine anständige Frau nicht hineingehen mag, weil dort die Ladenjungfern den ganzen Tag unter der Thüre stehen, um die vorübergehenden Männer anzulachen, daß es ein Scandal und eine Schande ist, dort kaufst du auch wohl gerne deine Sachen ein?"

„Ich kaufe dort nie Etwas, du weißt überhaupt, daß ich keine Zeit habe, in den Läden herumzulaufen."

„Damit willst du wohl sagen, Scheppeler, daß ich Zeit genug habe, um den ganzen Tag in den Läden herumzulaufen. Siehst du's wohl, wenn du nur den Mund aufthust, kommt eine Bosheit gegen mich heraus."

„O, liebes Kind, laß das gut sein, ich habe wahrhaftig nicht an dich gedacht."

„Das glaube ich dir auf's Wort, du hast nie etwas Wahreres gesprochen. Was sollst du auch an mich denken, dazu hast du ja keine Zeit. Meinst du, ich sehe es nicht, wie du immer an deiner Uhrkette herumzupfst; nun, sei nur zufrieden, die Stunde der Qual ist ja vorüber, es ist 3 Uhr, und da — sieh' nur hin, an der Thüre deiner Kanzlei erwarten dich schon einige deiner guten Freunde; bei denen wirst du sprechen können und erzählen, was sich hier und da begeben, während du bei deiner Frau stumm bist wie ein Fisch. Nun, ich muß sehen, wie ich dein Benehmen gegen mich aushalte, habe ich doch das Elend eines jammervollen Lebens schon so lange ertragen, daß ich bald daran gewöhnt bin — wie Gott will," setzte sie tiefaufseufzend hinzu. „Dir ist es ja vollkommen gleichgültig, wie deine Frau leidet, ob es ihr gut geht, ob es ihr schlecht geht, ob die Welt sie mit Verachtung ansieht; du gehst deinem Vergnügen nach und bekümmerst dich nicht um dein unglückliches Weib, um deine armen Würmer zu Hause; lebe nur so fort und du wirst sehen, was für ein Ende das nimmt."

Herr Scheppeler hatte bei dieser letzten Rede seiner Gattin angefangen mit dem Kopfe zu schütteln und heftig zu schlucken, was ein Zeichen war, daß es mit seiner Geduld anfing zu Ende zu gehen.

„So sage mir doch aber nur", sprach er, ohne dabei den sanften Ton seiner Stimme zu ändern, „was ich denn eigentlich für ein Leben führe. Plage ich mich nicht wie ein Lastthier den ganzen Tag, und habe die Woche nur ein Mal das, was du alle meine Vergnügungen nennst: den Besuch des Wirthshauses, um auf die solideste Art einen harmlosen Schoppen zu trinken. Ah, mein Kind, du mußt nicht

Digitized by Google

übertreiben, ich gönne dir ja auch deine Gesellschaften und Zerstreuungen."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Verfälschung von Thran.) Der Thran wird neuerdings häufig mit anderen billigeren Fetten vermischt, was besonders für Gerbereien von großem Nachtheil werden kann. Da concentrirte Schwefelsäure den Thran nicht angreift, wohl aber andere Fette, so braucht man nur eine Probe des Thrans in einem langen Rohr mit 2 Theilen concentrirter Schwefelsäure zu schütteln; tritt keine bleibende Trübung ein, so ist der Thran rein.

Verschiedenes.

Zu den vielen wunderbaren Dingen, die man von der Londoner Ausstellung berichtet, gehört auch ein Wecker, welcher die Lösung seiner Aufgabe mit gelinden Mitteln beginnt, zu stärkeren allmälig fortschreitet und im Nothfalle unwiderstehlich wird. Ein elegantes Ruhebett ladet zum Schlafe ein. Den Schläfer weckt, wenn die Stunde gekommen ist, ein Wecker; zugleich wird ihm ein Licht angezündet und eine Tasse angenehmen Kaffee's bereitet. Folgt der Schläfer der freundlichen Einladung nicht, so zieht die Maschine ihm die Nachtmütze vom Haupte. Will er noch immer nicht, so läutet es Sturm. Bleibt endlich auch dies wirkungslos, so wird der Unverbesserliche förmlich aus dem Bette hinausgeworfen.

Die „Wiener Presse" enthält folgenden, auch für Andere maßgebenden Brief: „Herr Redacteur! Eine neue Calamität sucht die Wiener seit Kurzem heim. In den hohen Häusern, zu den hohen Miethen, zu dem hohen Agio, zu dem hohen Zinsfuß sind nun noch die hohen — „Frauenhüte" gekommen! Haben Sie diese Ungeheuer, diese Ungethüme, diese Riesenfregatten mit Mastbäumen, mit gespannten Segeln und Fahnen, mit Spitzen, Blumen und Bändern schon gesehen, schon bewundert? Wenn Sie diesen erhebenden Anblick vollauf würdigen und genießen wollen, so müssen Sie dies vom Parterre eines unserer Theater thun. Es ist nicht übertrieben, wenn ich Ihnen sage, daß, wenn zwei Damen mit diesen Chimborassos von Kopfbedeckung vor Ihnen sitzen, Sie vom ganzen Theater und Publikum nichts sehen, als eben die zwei — Hüte! Zum warnenden Beispiel will ich Ihnen nun berichten, wie ich gestern im Kaitheater placirt war. Zu meiner Rechten saß eine „Dame" mit einer Krinoline, die wenigstens halb so umfangreich war, wie der neue Stadtpark; dazu hatte sie sicherlich noch kleine Krinolinen in den kurzen „Aermeln", die, mit steifen Spitzen besetzt, mir fortwährend um die Nase und Augen herumkrabbelten. Zu meiner Linken wieder saß eine Frau, sicherlich die Gattin eines Eisenbahnbeamten, denn die Reife ihrer Krinoline streiften meine Füße so wuchtig und so scharf, wie — Eisenbahnschienen. Der höchste Genuß war mir aber von vorne durch zwei schauderhafte Exemplare obbenannter Ungehener von Hüten vorbehalten. Ich bückte mich, und richtete mich auf, rutschte hin und her, machte mit meinem Kopfe die bedenklichsten Klisching-Manöver, ich sah rechts, links, seitwärts, aufwärts und sah nichts, als die zwei unverschämten Hüte! Nun frage ich Sie, Herr Redacteur, wenn ein solider Mensch ins Theater geht, ehrlich seinen Sitz bezahlt, die Ansprüche dafür hat, „zehn uniformirte Mädchen" von vorne zu sehen, und dann nichts sieht, als zwei schändliche Uniformen von Hüten von hinten, ob er dann nicht gegründete Rechte hat zu einem hochtragischen, theatralischen Schmerzensschrei?! Ich stimme also für ein Gesetz, daß Frauen dergleichen gefährliche, gemeinschädliche und närrische Hüte auch „an der Leine" ins Theater führen müssen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 147. Dienstag, den 9. December **1862.**

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Dies war der Augenblick, wo sich Madame Scheppeler in ihrer ganzen Größe zeigte. Um ihren Mund zuckte es verbissen wehmüthig, sie preßte ihre Lippen ein paar Secunden fest aufeinander, nickte dann einige Male mit dem Kopfe und sagte mit einer vor Schmerz zitternden Stimme: „Das muß ich Alles von dir ertragen, diese Vorwürfe, diese Grobheiten, so mißhandelst du mich auf offener Straße, ich gönne dir also nicht das Geringste, ich übertreibe, ich lebe nur meinen Gesellschaften und Zerstreuungen, thue sonst gar nichts, gar nichts, gar nichts auf der weiten Welt, bin also eine schlechte Hausfrau, eine elende, verabscheuungswürdige Mutter, und das Alles wirfst du mir auf offener Straße vor, — aber es ist gut, Scheppeler, Gott sei Dank, daß ich zu wohl erzogen bin, um etwas Aehnliches zu erwidern, namentlich auf offener Straße; schämen solltest du dich, aber es ist gut, geh' du nur deines Weges, ich gehe den meinigen, und wohin dich der deinige führt, ist nicht schwer zu errathen — fühlst du nun mein Unglück, Scheppeler? Nein, du fühlst es nicht. Hast du einen Begriff davon, was es mich kostet, daß ich dich, um vor den Vorübergehenden keinen Scandal zu machen, lächelnd anblicken muß, während mir das Herz fast vor Kummer bricht? O nein, du fühlst das nicht, du denkst nur an dein Amusement, an deine Kanzlei, wo du gute Freunde findest, die dich schon mit allen Neuigkeiten zu trösten wissen werden, dann gehst du in's Wirthshaus, während ich —"

Sie wollte sagen, traurig zu Hause sitze und mich abkümmere, doch fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß sie ihr Theekränzchen hatte, weßhalb sie sagte: „während ich daheim, um die Ehre des Hauses zu wahren, ein heiteres Gesicht machen muß, wogegen ich lieber bittere Thränen weinen möchte."

„Ich gehe auf meine Kanzlei," erwiderte Herr Scheppeler mit ruhigem Tone, „um dort zu arbeiten, um meine Pflicht zu erfüllen, dann komme ich nach Hause, um nach meinen Kindern zu sehen, und später gehe ich in's Wirthshaus — ja, das thue ich, weil heute mein Wirthshaustag ist, und weil du doch dein Kränzchen hast, und ich deßhalb zu Hause überflüssig bin — und damit Gott befohlen, und wenn du mir nichts mehr zu sagen hast, so laß mich meiner Wege gehen."

Sie schüttelte anmuthig lächelnd ihr Haupt, da gerade ein Bekannter dicht vorüberging, und so trennten sich für jetzt die beiden Ehegatten, Madame ging nach Hause und Herr Scheppeler begab sich nach seiner Kanzlei.

An der Thüre des Hauses, wo sich diese befand, standen einige Collegen des Steuerdirectors: der Regierungsrath Sperber und der Oberrevisor Schmirgel. Ersterer, der ein Junggeselle war, sagte: „Lieber Scheppeler, du bist doch ein ganz verflucht glücklicher Kerl; so oft ich deine Frau sehe, beneide ich dich; ich weiß nicht, wo sie's anfängt, aber die Frau wird mit jedem Tage jünger und hübscher."

„Das sind nur die äußeren Eigenschaften", bemerkte der Oberrevisor Schmirgel mit einer etwas heisern Stimme, „aber die Steuerdirectorin ist die gute Stunde selbst, das sieht man an ihrer ewig heiteren Physio-

Digitized by Google

gnomie, in ihrem Lächeln zeigt sich so etwas Wohlwollendes, so etwas außerordentlich Gemüthliches."

„Ja, wie ich sagte," pflichtete der Regierungsrath bei, „Scheppeler ist zu beneiden, die Frau ist auch zu Hause von einer musterhaften Liebenswürdigkeit."

„Ja—a—a—a allerdings," sagte der glückliche Gatte und griff dabei unwillkürlich an seine Halsbinde, die er mit dem Gefühle lüftete, als wäre es eine schwere eiserne Kette.

„Andere Weiber," sprach der Oberrevisor düster, „schauen auf der Straße auch holdselig aus wie die Engel, aber zu Hause knöcheln sie den Mann, daß es zum Erbarmen ist."

„Armer Kerl," meinte der Regierungsrath, „ich habe doch besser daran gethan, nicht zu heirathen."

„Das weiß Gott", seufzte der Angeredete aus tiefstem Herzen, und Herr Scheppeler seufzte in sich hinein, unhörbar für die beiden Anderen, aber so gewaltig, daß es ihm fast die Brust zersprengte.

„Gehen wir hinauf?"

„Ja, gehen wir hinauf!"

Nachdem Herr Scheppeler seines Nachmittags-Last und Hitze getragen, zog er seinen Kanzleirock aus, seinen Straßenfrack wieder an, nahm Hut und Stock und empfahl sich mit freundlicher Handbewegung, wie er immer zu thun pflegte, seinen Untergebenen, welche sehnsüchtig auf das Verschwinden ihres Chefs harrten, um darauf auch ihrerseits die ausgetretenen Stufen der Kanzleitreppe hinunterzufegen.

Drunten nahm der Kanzleiaufwärter demüthigst seine Mütze ab, als Herr Scheppeler bei ihm vorüberwandelte, und wenige Schritte vor dem Kanzleigebäude erlebte er es, daß Jemand seinen Arm leicht unter den seinigen schob, und als er sich umwandte, erkannte er mit freudigem Schauder seinen Departementschef, der eine halbe Straße mit ihm wandelte — vor aller Welt Augen, Arm in Arm, um nur einige nöthige Worte über eine dringende Angelegenheit mit ihm zu wechseln — Arm in Arm und vor aller Welt Augen. Es war dem guten Beamten nicht zu verargen, daß er, nachdem Seine Excellenz ihn verlassen, mit etwas erhobenerem Kopfe weiter schritt. Auch grüßte man ihn von allen Seiten so freundlich, so herablassend, so demüthig, je nach dem Stande des Grüßers; Bekannte und Freunde sagten ihm im Vorübergehen so manches anerkennende und freundliche Wort, freuten sich, ihn zu sehen, hofften, ihn heute Abend bei einem Glas Bier zu finden, daß er durchaus keine Veranlassung fand, seinen Kopf hängen zu lassen, bis — bis er in die Straße einbog, wo sein Haus stand,

Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das holde Bild
Sich zu ihm herniederneigte,
Ruhig, engelmild.

Da mit einem Male schien Herr Scheppeler außerordentliches Interesse an seinen Stiefeln zu nehmen, aber wir müssen, um sein verzeihendes, versöhnendes Herz in's beste Licht zu setzen, hinzufügen, erst nachdem er mit freundlichem Gruß nach ihrem Fenster hinaufgeschaut, von dem sie dann plötzlich verschwunden war, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Da war denn der gute Steuerdirector auf Einmal zu einem ganz Anderen umgewandelt; sein Kopf sank auf seine Brust herab, seine beiden Hände umklammerten auf dem Rücken den Spazierstock und er ging langsamer als bisher — viel langsamer. Endlich erreichte er aber sein Haus, stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er wohnte, ging bei der Küche vorbei, wo er ein Duett vernahm zwischen klappernden Tassen und der erregten Stimme seiner Gattin, und begab sich in das Hinterzimmer, wo sich sein Sohn und seine Tochter befand. Letztere, vier Jahre alt, spielte mit ihren Puppen, der junge Herr Scheppeler, welcher fast sieben zählte, bemühte sich, ein Stück weißes Papier mit Strichen zu verunreinigen, die aber Buchstaben sein sollten. Hier richtete sich das Haupt des Vaters und Hausherrn wieder empor; denn bei seinem Anblick verließen die beiden Kinder Puppe und Papier, sprangen ihm entgegen, an ihm empor, küßten ihn herzlich auf beide Backen, eines nach dem andern, daß es schmatzte, und wo dieser Ton nicht deutlich genug ge-

Digitized by Google

hört wurde, da wurde ein neuer Versuch gemacht; dann untersuchten sie seine Taschen, ob er Etwas mitgebracht habe, natürlich etwas Eßbares, und nachdem dieses gefunden und verzehrt war, berichtete Herr Scheypeler Sohn in richtiger Ideenverbindung, daß in der Küche zwei Kuchen seien und ein ganzer Korb voll Gebackenes für den Thee von Mama.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pelznickel.

Draußen fiel der Schnee in hellen Flocken auf die hartgefrorenen Gassen, — es war in der Dämmerung, — das Feuer knisterte in dem Ofen der kleinen Stube, die Heimchen zirpten in der behaglichen Wärme laut und eintönig fort, und es hätte können so recht gemüthlich werden, da wir Kinder dort herumsaßen und uns nach langem Spiel im Freien die Füße wärmten, wenn nicht der alte Kunz gar so traurig und düster dagesessen wäre und auf die halberhabenen Figuren des eisernen Ofens geschaut hätte. Neben ihm saß seine Tochter, eine junge Wittwe und Mutter des Buben, der mit uns draußen auf der Eisbahn war. Sie schaute in stiller Bekümmerniß von ihrem Spinnrade auf nach dem Antlitz ihres Vaters, unterdrückte einen Seufzer, der ihr dann aufstieg, oder zerdrückte heimlich eine Thräne, die über ihre Wangen rollte. Der alte Mann bemerkte das nicht, wohl aber sein Enkel und der Knabe wurde auch ganz traurig, so daß wir fremde Kinder eben auch nicht wußten, was wir sagen sollten, da wir Alle, die in's Haus gehörten, so still und düster herumsitzen sahen.

Der kleine Peter, der Enkel des alten Kunz, sollte mit anderen seiner Schulkameraden in der Neujahrsnacht vor den Häusern singen, wie das so in meiner Heimath gebräuchlich ist, und die Buben, welche bei seiner „Partie" waren, kamen eben darum heute herüber in das Haus des alten Kunz, um sich einstweilen einzuüben. Denn früher, an allen vorjährigen Adventabenden, da versammelte der alte Kunz immer selbst die kleinen Buben des Dorfes bei sich in diesem Zimmer, um ihnen die alten Advent-, Weihnachts- und Neujahrslieder zu lehren, welche sie in der Neujahrsnacht singen sollten. Er wußte unter allen Leuten im Dorfe die meisten und jedes Jahr ein neues; er kannte all die schönen, alten Kirchengesänge, welche sich in den neuen Gesangbüchern nicht mehr finden. Aber heute schien er sich gar nicht um die Kleinen zu kümmern und Niemand wollte das erste Wort auf die Lieder bringen, da man den alten Kunz so traurig und verdüstert sah; denn hie und da stieg ein recht schwerer Seufzer aus seinem Herzen auf, ja manchmal begleitete die Seufzer auch ein leise hingemurmelter, derber Fluch. —

Endlich ward ich, der ich bei Weitem der Kleinste und Jüngste im Kreise war, des langen Schweigens müde, und da ich mich nicht getraute, vom Singen zu reden, als ich den alten Kunz und die Seinigen so traurig sah, sagte ich:

„Wird wohl heute Nacht das Christkindel und der Pelznickel umgehen?"

„Gewiß!" sagte einer der Buben, welcher bereits in die Geheimnisse dieses Gebrauchs eingeweiht war. „Der Pelznickel und 's Christkindel kommen heute Nacht!" Dann wandte er sich an den Peter, der noch immer, gleich seiner Mutter, traurig da saß, und flüsterte dem ins Ohr: „Nun, Du machst also den Pelznickel? Willems Liesel ist heute Nacht das Christkindel!"

Der Peter zuckte mit den Achseln, indem er nach seinem Großvater schaute, was so viel heißen sollte, als: „Ich weiß nicht. Wenn's der Großvater leidet, dann recht gern!"

„Sieh', den Pelzrock, den Dein Großvater von Bürgermeisters bekommen hat, kannst Du dabei recht gut brauchen!" flüsterte der Andere wieder, daß ich es nicht hören sollte, weil man mir den Glauben an die wirkliche Erscheinung des Pelznickels nicht nehmen wollte.

Bei der Erwähnung des Pelzrocks wurde der kleine Peter ganz unruhig, winkte dem Redenden zu, er möge doch schweigen, und schaute dabei wieder nach seinem Großvater. Der Bube verstand ihn aber nicht, sah sich im Zimmer um nach dem Nagel an der Thüre und sagte dann lauter als vorher:

„Nun, der alte Pelzrock hängt ja nicht

Digitized by Google

mehr da! Wo habt Ihr ihn denn hin gebracht?“

Der kleine Peter und seine Mutter sahen ganz bestürzt drein und in größter Besorgniß nach dem Großvater, den es augenscheinlich bei der Erwähnung des Pelzrocks schmerzhaft durchzuckte. Der Schimmer des Ofenfeuers, das durch eine breite Ritze des Ofens auf das Antlitz des Alten fiel, zeigte ein herbes Leid, das darauf wohnte. Unruhig warf sich der Alte in dem selbstgeflochtenen Strohstuhle herum, bis er plötzlich mit einem kurzen Kernfluche aufstand und zur Thüre hinschritt, hinter welcher er verschwand. —

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Capitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er, fallend, nie unrühmlich fällt.
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.

Verschiedenes.

„Hans Jörgel“ schreibt: In eines der fünfstöckigen Zinshäuser an der Ringstraße in Wien kommt ein Herr und will eine Wohnung anschauen; der Hausmeister begleitet ihn von Stockwerk zu Stockwerk, endlich kommen sie auch in den fünften Stock der Tuberkelburg, und nachdem sie sich beide ausgeschnauft und ausgekeucht haben, schauen sie eine Wohnung an, im Hof, bestehend aus zwei Zimmern und einem Cabinet. „Was kostet die Wohnung?“ fragte der Herr. „1500 Gulden,“ sagte der Hausmeister mit der classischen Ruhe eines Ringstraßen-Hausbesorgers. „Schön,“ erwiedert der Miether ebenso ruhig, „wo ist denn der Stall?“ „Der Stall?“ fragte der Hausmeister ganz verdutzt, „zu was thät man denn im fünften Stock einen Stall brauchen?“ „Daß man den Esel hineinstellen kann, der für das Quartier 1500 Gulden zahlt“, versetzt der Herr, „b'hüt Ihnen Gott!“

Ein Landedelmann hatte seinen Sohn, nachdem er ihm mehrere Hofmeister gehalten, drei Jahre auf Universitäten geschickt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte der junge Cavalier zu seinem Vater zurück, und da dieser seit einiger Zeit kränkelte, so beschloß er, seinen Sohn bei sich zu behalten und ihm unter seiner Oberaufsicht die Verwaltung seiner nicht unbeträchtlichen Güter zu übertragen. Er eröffnete seinem Sohne diesen Vorsatz und übergab ihm zugleich eine Menge landwirthschaftlicher Rechnungen zur Durchsicht, um sich daraus vorläufig über die Lage, Beschaffenheit und Nebenüen der zu verwaltenden Besitzungen zu unterrichten. Nach einiger Zeit brachte der Sohn dem Vater die Papiere zurück. „Nun,“ fragte der Letztere, „was denkst Du davon?“ — „Alles Gute!“ versetzte der Sohn, „besonders gefällt mir aber der Bauer **Latus**; der bezahlt fast auf alten Seiten, und eben so viel, als alle übrigen Bauern zusammen.“

„Madame,“ sagte eine Stubenmagd zu ihrer Herrin, einer Kaufmannsfrau, „Sie haben sich wohl geirrt, denn Sie haben mir für den neuen doppelten Buchhalter nur ein einschläfriges Bett gegeben.“

(Fortschritt.) Aus der Stadt der Zukunft. Bettler (schellt Abends spät an einem Hause und verlangt ein Almosen). — Magd: Das isch kei Manier, so spat am Abe no goge z'bättle. — Bettler: He, i ha halt nit früecher chönne cho; der Zug isch erscht jetzt aglangt.

In Berlin fanden einige Passanten einen Betrunkenen in einer Gosse liegen. Sie hoben ihn auf, und theilnehmend fragte ihn Einer: „Wir wollen Ihn in Sein Quartier bringen, wo gehört er zu Hause?“ „In Braunschweig,“ stammelte der Trunkenbold.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 148. Donnerstag, den 11. December 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Während so Herr Scheppeler mit seinen Kindern spielte und lachte, bereitete man sich im Nebenzimmer zur großen Theeschlacht vor. Tassen wurden gerückt, auch Stühle, die Köchin bekam verschiedene Verweise von der Hausfrau, und wenn auch nur ein Viertel von dem Grund hatte, was die Schwester der Madame Scheppeler, Klara, über das Stubenmädchen aussagte, so mußte diese eine der verworfensten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sein. Dabei steigerten sich die Stimmen der beiden Schwestern zu so bedrohlicher Heftigkeit, daß der man Worte vernahm wie: „er, mein Mann, Dein Mann, empörend", daß die erschreckten Kinder sich an ihren Vater schmiegten und ihn fragend anschauten, worauf er sie mit der Versicherung beschwichtigte, das sei Alles nur ein Scherz und Mama so vergnügt, wie sie nie gewesen.

Endlich trat im Nebenzimmer Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturme, denn bald begann die Schlacht, da die kämpfenden Theile nach und nach anrückten. Es kam Frau A., Frau B. und Frau D., es kam die Frau Regierungs- und Oberregierungsräthin, die Frau Rechnungsräthin, welche das Kreuz so sehr haßte, die Frau Kanzlei- u. Kriegsräthin, die Frau Majorin und die Frau Hauptmännin. Alle kamen und wurden einzeln begrüßt mit einem kleinen Scherz, freundlichem Lachen, mit einer gemüthlichen Anspielung, und wurden genöthigt, Platz zu nehmen und sich um den Tisch zu setzen in lustiger Reihe.

Dann klapperten Teller und Tassen, man hörte den Thee eingießen und Backwerk und Kuchen krachen, wenn es zerschnitten und zerbrochen wurde, so dünn war die Thüre zwischen Salon und Kinderzimmer. Dann kam das Stubenmädchen mit einem Teller voll Süßem für die Kinder, damit sie hübsch ruhig seien und keinen Lärm machten, und dies hielt der Steuerdirector für den geeigneten Augenblick, um sein Haus zu verlassen, nachdem er seine Kinder nochmals herzlich geküßt und freundlich ermahnt. In seiner unergründlichen Gutmüthigkeit zauderte er draußen noch eine Weile auf der Flur, um vielleicht seine Gattin noch zu sehen und ihr ein freundliches Wort des Abschieds zu sagen; auch schien er in dieser Angelegenheit Glück zu haben, denn die Thüre des Salons öffnete sich, als er demüthig davor stand, und es rauschte ein seidenes Kleid, doch war es dies Mal nur seine Schwägerin Klara, die ihr Näschen ziemlich hoch erhob und dem Hausherrn im Vorbeigehen sagte: „Sie könnten endlich wahrhaftig mit Ihrer Frau Frieden halten, solche ewige unangenehme Scenen sind wir in unserer Familie nicht gewohnt."

Nach dem ging er fort, aber mit zusammengekniffenen Lippen und finsterem Auge, ja er hielt seinen Spazierstock krampfhaft fest geschlossen in der rechten Hand und bewegte ihn auf der Straße, als er von dem Fenster aus nicht mehr gesehen werden konnte, auf eine unzweideutige Art heftig auf und nieder.

An einer Ecke begegnete ihm der Rechnungsrath, der ebenfalls die Lippen auf einander preßte und seinen Stock ebenfalls heftig auf- und abbewegte.

„Wohin, lieber Freund, gehen wir zusammen in's Kreuz?"

Digitized by Google

„Ja, gehen wir in's Kreuz," sagte der Steuerdirector mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, „in's Kreuz, nirgends anders wohin als in's Kreuz."

„Du bist sehr für das Kreuz"

„Ich bin Homöopath."

„Ich auch, also gehen wir in's Kreuz. Bei dir ist Theeabend?"

„Ja, bei mir ist Theeabend, wie lange werden sie wohl beisammen bleiben?"

„O, ich schätze nicht lange genug, höchstens bis zehn Uhr, aber dies ist vollkommen gleichgültig."

„O, vollkommen gleichgültig," pflichtete Herr Scheppeler mit einem wahren Heldenmuthe bei, „wir gehen in's Kreuz."

„Bis zur Polizeistunde."

„Das versteht sich."

Und während die Beiden Arm in Arm ihrem Schicksal entgegenzogen, nahm der Theekranz der Steuerdirectorin seinen ungetrübten Fortgang, doch sei es ferne von uns, darüber verletzende Details aufzuzeichnen. Es begab sich auch nicht viel Besonderes. Die Themas, welche bei einer regelrechten Damenvisite vorkommen müssen, wurden gründlich abgehandelt, theuere Zeiten, nichtswürdige Mägde, furchtbare Begebenheiten in stillen Familien, und dann die Männer — o, durch die ganze Abhandlung hindurch, der deinige, der meine, der ihre — o! die unsrigen, die eurigen, die ihrigen — o! wie viel Scheußlichkeiten kamen da zu Tage, welche Masse von Unglück erfüllte diese gemüthlichen Frauenbusen, welchen Jammer erfuhr man, wie viele zerknickte Blüthen gab es, wie viel getäuschte Hoffnungen, wie viel namenlos unglückliche Opferlämmer.

Lassen wir den Schleier fallen über dieses dunkle Gemälde.

Im Kreuz ging es dagegen heiter, ja lustig zu. Der Rechnungsrath und der Steuerdirector tranken ausnahmsweise Achtzehner, und Letzterer statt eines Schoppens deren zwei und einen halben. Dabei hörte er begierig zu, wenn die Anderen kleine Schwänke erzählten, ja, gab selbst hie und da eine Anekdote zum Besten, von denen, die man „unter uns" erzählt, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, ließ sich sogar gegen halb elf Uhr ein Sardellenbutterbrod geben, und hatte die Kühnheit, als er seinen letzten halben Schoppen verlangte, die Kellnerin von der Seite anzublinzeln, so daß ihm der Rechnungsrath zurief: „Scheppeler, Scheppeler, du bist ein verfluchter Kerl, wenn das deine Frau gesehen hätte."

Endlich kam die Polizeistunde, Punkt elf Uhr, und darauf blieben die Schlemmer sogar noch eine Viertelstunde bei einander sitzen, bis der Steuerdirector auf die Uhr schaute und erschrocken bemerkte, jetzt sei es fast halb zwölf Uhr, und sich dabei schaudernd erinnerte, daß ihm nach all' dieser Lust, nach all' dieser Freude jetzt wahrscheinlich noch etwas Furchtbares bevorstehe.

Der Rechnungsrath und der Steuerdirector gingen am längsten mit einander, und als sie sich an der bewußten Straßenecke trennten, geschah dies fast mit Wehmuth. — „Schlaf wohl, Bruder," sagte der Eine zum Andern, „und wenn — dir was Menschliches begegnet, so denke an mich, ich will es ebenso machen."

Damit schieden sie unter den gleichen Gefühlen, wie jene alten, biderben Ritter, ehe sie sich auf ihr treues Schlachtroß schwangen, um den Drachen in seiner Höhle aufzusuchen. (Fortsetzung folgt.)

Der Pelznickel.

(Fortsetzung.)

Der alte Kunz war nämlich schon seit langen Jahren im Hause des Bürgermeisters im Orte als „Brenner" angestellt. (Brenner heißen die Leute, welche für Andere Küferdienste insofern verrichten, daß sie stets an den Oefen der Brennstuben, in welchen aus Kartoffeln, Zwetschen, Kirschen und Weintrübern verschiedene Branntweinsorten gebrannt werden, beschäftigt sind.) Da ward er denn immer treu befunden und war stets nur auf den Vortheil seines Dienstherrn bedacht, so daß er jeden Kreuzer für ihn gerne zum Ducaten gemacht haben würde, wenn er nur gekonnt hätte. Nun hatte vor etwa acht Tagen der Herr Bürgermeister dem alten treuen Kunz einen schon etwas abgetragenen, mit Pelz verbrämten Ueberrock geschenkt, den derselbe jetzt, wo bereits der erste

Digitized by Google

Schnee gefallen war und der Winter kalt zu werden schien, sehr gut brauchen konnte, da der alte Kunz öfters Gänge über Feld zu machen hatte, um Kartoffeln und Obstsorten einzukaufen, und sein leinerner Rock, ein sogenannter „Zwillichmutzen", wenig Schutz gegen die Kälte gewähren mochte. Er hatte das werthe Geschenk dort an jenen Thürnagel gehängt und sich schon darauf gefreut, den Pelzrock auf die Weihnachtsfeiertage in die Kirche anziehen zu können. „Ich habe doch eine gute Herrschaft", hatte er dabei gesagt „und Gott wolle sie mir so lange erhalten, bis Dein Peter groß ist, liebe Tochter, und dann für Dich zu sorgen vermag." Denn seit dem Tode seines Tochtermannes lag ihm die Sorge für seine Tochter und deren Kind ganz allein auf. — Wenige Tage darauf kam aber der Großvater sehr bestürzt heim und sagte: „Meinem Herren sind 30 Ducaten abhanden gekommen! Dies Geld muß gestohlen worden sein!" Noch am selben Abende kam der Sohn seines Dienstherrn hinauf in die Wohnung des alten Kunz und sagte, sein Vater glaube, daß das Geld in dem alten Pelzrock stecke, da er ihn noch kurz zuvor benützt habe. Richtig zog man auch zur größten Freude des alten Kunz eine Rolle von zwanzig Ducaten aus der tiefsten Tasche des Pelzrockes, — aber eine zweite, die beim Verlorengehen schon angebrochen war und etwa noch zwanzig Ducaten enthalten mußte, fehlte. Was war natürlicher, als daß der alte, treue Diener jetzt in starken Verdacht kam, ob er auch mit Thränen in den alten Augen seine Unschuld betheuerte. Aber man kannte seine ärmlichen Verhältnisse nur zu gut und wußte, daß es ihm recht hart ankam, seine Tochter und deren Kind in seinen alten Tagen ernähren zu müssen. Seine langjährige Treue kam nicht in Anschlag, oder doch nur insofern, daß man ihn wegen der verschwundenen zwanzig Ducaten nicht gerichtlich verfolgen wollte, sondern ihn einfach aus dem Dienste entließ. Der alte Mann war in Verzweiflung. Sein guter Name war dahin und mit ihm all' seine Freude am Leben. Wohl hatte er jenen Pelzrock seinem Herrn wieder zurückgetragen, der ihn sogleich einem armen Nachbar schenkte, — aber den Verdacht konnte er nicht von sich abwälzen, daß er die zehn verlornen Ducaten zu sich gesteckt habe. Seitdem war der alte Kunz, der vorher noch ein gar rüstiger Mann war, sichtlich zusammengefallen, als wären in der kurzen Zeit zehn kummervolle Jahre über seinen Scheitel gezogen. Vor keinem Menschen ließ er sich mehr sehen. Der Gram und Harm zehrte mächtig an ihm und oft genug sagte er: „Der Pelzrock ist ein Nagel zu meiner Todtenlade!" — Nicht einmal die Bibel (die Geschichte spielt in einer protestantischen Gegend) gab ihm mehr Trost, — und wenn er sie von dem Gestelle herunternahm, die messingenen Schnallen öffnete und das gewaltige alte Buch auf den Tisch legte, um sich wie früher in deren heilige Lehren hineinzulesen, — wenn er das Buch Hiob aufschlug und dessen zweifelmüthige Trotzreden gegen Gott las, da meinte er selbst an der Gerechtigkeit des Herrn zweifeln zu müssen und hörte nicht die Trostgründe seiner armen Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben. Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreißen jeder moralischen Fessel dem Betrüger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber gewiß auch nur für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwöhnt schnell den rücksichtslosen Benützer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerstand mehr und stürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menschlichen Klugheit unvermeidlichen Umstand, nein, plumperweise in seine eigene Falle, durch einen armseligen Umstand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigste Mensch vermieden haben würde. Ehrlichkeit ist die feinste und sicherste Staatsklugheit. Sie ist nicht in jedem einzelnen Falle siegend, aber sie siegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer

Digitized by Google

im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Verschiedenes.

(Die Versorgung der Stadt Paris mit Milch.) Die Consumtion der Milch in Paris betrug 1853 gegen 100 Millionen Liter (1 badische Maas = 1½ Liter), welcher Bedarf durch 20,000 Kühe gedeckt wurde und von denen man annahm, daß eine Kuh täglich 10 Liter Milch gibt. In der Bretagne hingegen erzeugen die Kühe nur 5 Liter, während sie in der Normandie und in Burgund 20—25 Liter gaben. Paris wurde früher mit Milch versehen durch Milchmeier, welche in Paris selbst ihren Sitz hatten. Seit ungefähr 10 Jahren, als Paris durch die Eisenbahnen mit den Provinzen in bessere Verbindung gesetzt wurde, wird die Milch zugeführt, und zwar oft bis auf eine Entfernung von 47 Meilen, und schon im ersten Jahr 59,143,689 Liter, welche Menge jährlich zugenommen. Von den in der Umgebung von Paris befindlichen Kühen werden 40,000 Liter gewonnen. Während im Jahr 1843 der Verbrauch an Milch per Kopf 71 Liter betrug, war derselbe im Jahr 1860 per Kopf 103 Liter. Drei Gesellschaften befassen sich in Paris mit der Beischaffung der Milch mittelst der Eisenbahnen, von denen die größte, die Sociétés de Paris, die Stadt täglich mit 300,000 Liter Milch versorgt. Die Gesellschaften haben eigene Agenten, welche auf dem Lande in der nächsten Nähe der Eisenbahnstationen ihren Sitz haben, und welche früh und Nachmittags bis gegen 3 Uhr die Milch von den Bauern zusammenkaufen und dieselbe in die Sammelstationen abführen, woselbst eigene Apparate aufgestellt und die Milch mit dem Galaktometer (Milchmesser) gemessen, in große Gefäße zusammengeschüttet und mittelst Dampf abgekocht wird. Nach dem Abkochen wird die Milch durchgeseiht, in Eisgefäßen abgekühlt, sodann in andere Gefäße eingefüllt, in die dazu eigens bestimmten und auf einer jeden Sammelstation vorhandenen Wagen verpackt und mit den betreffenden Zügen nach Paris gebracht, wo die Milch um 2—3 Uhr Morgens ankommt, um 4 Uhr von den Agenten in Empfang genommen und den Detailverkäufern zugeführt wird. Die Sahne wird von der Gesellschaft nicht geliefert, sondern vom Publikum selbst bereitet. Der Preis dieser Milch beträgt per Liter 20 Centimes (= 5⅗ Kreuzer), während die Gesellschaft dem Bauer 6—7 Cent. zahlt. Mit dem Transport und sonstigen Spesen kommt denselben die Milch per Liter loco Paris auf 14 Cent., so daß noch immer ein bedeutender Gewinn erzielt wird. In Paris braucht man jährlich 103 Liter per Kopf, in London 8; Butter in Paris 15 Pfund, in London 19 Pfund per Kopf und Jahr. Dies erklärt sich daraus, daß kein Franzose und kein Pariser sein Frühstück ohne Butter genießt; der Engländer genießt frische Butter in der Frühe, Mittags und Abends.

Charade.

Mein Erstes ist den Dichtern eigen,
Du findest es bei jedem Reim.
Mein Zweites suche nicht bei Reichen,
Nur Kinder, Thoren schleppen's heim.
Bei Greisen findet man's an Ringen
Oft mit erborgtem Glanze blitzen.
Der Mann strebt nur nach solchen Dingen,
Die ächten, wahren Werth besitzen.
Vereint bezeichnet's eine Gabe,
Die sich des höchsten Werth's erfreut;
Sie mehret des Besitzers Habe
Und duldet weder Zank noch Streit.
Dem Strahl der Sonne gleich durchbricht
Sein Licht des Irrwahns dunkeln Knäul,
Sein Strahl ist mild, er blendet nicht,
Aus ihm entquillt des Staates Heil.
Nicht schöpfest du es aus Romanen,
Nicht aus des Wissens reicher Fluth,
Nur auf des Lebens Dornenbahnen
Gewinnt man dieses hehre Gut.
Bemühe dich, es zu erringen!
Es führet dich zu Amt und Ehren.
Selbst in des Räthsels Sinn zu dringen,
Kann seiner man nicht ganz entbehren.

K. Str.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 149. Samstag, den 13. December **1862.**

Sagen vom Nonnenthal.

I.

Am Eingang in das Nonnenthal,
Wo jetzt ein Haus auf grünbemooster
Vertiefung steht, stand, erbenfahl,
Vor alter Zeit ein Nonnenkloster.

Verschwunden ist jetzt jede Spur;
Nur wenn die Nacht mit ihrer Hülle
Bedecket ringsum Wald und Flur,
Und Stille herrschet, Grabesstille,

Dann öffnet alle sieben Jahr
Auf kurze Zeit vom Geisterhauche
Sich Orkus Schooß, und wunderbar
Entsteigt das Kloster seinem Bauche.

Durch's kerzenhelle Kirchlein schallt
Gesang der Nonnen, die wie Leichen
Am Hochaltare knie'n und bald
Bekreuzen sich und bald sich neigen.

So geht es bis präzis 12 Uhr;
Beim letzten Schlag verstummen Lieder,
Verschwindet Alles ohne Spur
Ins Schattenreich des Orkus wieder.

II.

Als Kaiser Wenzel, wie die Chronik spricht,
Den Scepter Deutschlands trug, war an derselben
Verröd'ten Stelle lang ein Vehmgericht
In tiefen unterirdischen Gewölben.

Ein schwerer unlösbarer Eid verband
Die Richter im Verborg'nen*), die bestraften
Verwehmte**) nur mit Tod mit eigner Hand,
Den Bösewicht wie oft den Tugendhaften.

Kein Mensch entdeckte ihren Sammelort,
Und Furcht beschlich vor den verkappten Rächern
Das ganze Land. Es folgte Mord auf Mord.
Verwehmte traf ihr Dolch in Staatsgemächern.

Der Zufall wollte, daß sie wegen Raub
Den Ritter von der Wolfsburg auch verwehmten,
Er hörte ihren Ruf, er war nicht taub,
Es war ein Fuchs, doch keiner der gezähmten.

Von Ferne ließ er auf der Erbsenspur,
Die er gestreut, sich ferne Knappen folgen,
Und als er Besserung den Richtern schwur,
Kam seine Schaar mit Schwerten und mit Dolchen.

Bald wurde das Gewölbe Todtengruft,
Nur Wen'ge mit dem Ritter kehrten wieder;
Die Andern schlummern, bis der Engel ruft,
In einer Wohnung, friedlich wie die Brüder.

F. Schlicher.

*) So nannten sie sich selbst.
**) Diejenigen die auf ihre Einladung nicht erschienen.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Dabei war es nicht zu verwundern, wie die Heiterkeit des guten Steuerdirectors hinschwand, je mehr er sich seinem Hause näherte, und wie er endlich, tief und schwer athmend, seinen Hausschlüssel in's Schlüsselloch steckte, so leise als möglich, um kein Geräusch zu machen. Die Treppe in den ersten Stock kam ihm heute so außerordentlich hoch vor, und das Schloß zur Glasthüre knarrte auf eine unangenehme Art. Dabei war es so still im Hause, so todesstill, ja unangenehm still. Er betrat das Schlafzimmer, nachdem er noch ein Mal tief Athem geschöpft, und dann zwang er sich zu einem heiteren Tone, als er mit leiser Stimme in die Finsterniß

Digitized by Google

hineinfragte: „Schläfst du, mein Kind?“ Bei der dritten Wiederholung dieser Frage wurde ihm ein tiefer und schwerer Seufzer zur Antwort. Langsam tappte er vorwärts, um zu seinem Tischchen zu gelangen, auf dem das Streichfeuerzeug stand. Er wollte Licht machen, die herrschende Finsterniß lastete schwer auf ihm, da stieß er an einen Stuhl, welcher gerade in seinem Wege stand und nun polternd zu Boden fiel. „Herrgott im Himmel,“ vernahm er die Stimme seiner Frau, „sind Räuber oder Mörder in meinem Zimmer?“

„Nichts dergleichen, mein Kind,“ erwiderte er in sanftem Tone, „nur ich bin es.“

„Gerechter Gott, du bist es, so spät in der Nacht oder vielmehr so früh am Morgen? Ich unglückliches Weib!“

„Liebes Kind, es ist nicht früh am Morgen, es ist elf Uhr vorüber.“

„Elf Uhr?“ erwiderte sie mit einem krampfhaften Lachen.

„Du kannst auf meine Uhr sehen, wann ich Licht gemacht habe.“

„Elf Uhr? sehe ich nicht schon den Morgen dämmern? o, daß ich gerade das Alles erleben muß.“

Der Steuerdirector hatte sich unterdessen zu dem Tische hingetappt, hatte Licht gemacht und trat nun vor das Bett seiner Frau, indem er, empört über die Behauptung, daß es schon Morgen sei, seine Uhr aus der Tasche zog. Sie aber richtete sich halb in die Höhe, schaute ihn kopfnickend mit einem festen Blicke an und sagte in einem furchtbar entschiedenen Tone: „Natürlich, Scheppeler, ich soll vielleicht dir und deiner Uhr glauben? Um wie viel Stunden hast du sie zurückgerichtet, um mich auch darin zu betrügen?“

Er zuckte mit den Achseln und faßte den besten Entschluß, den er fassen konnte, nichts mehr zu entgegnen, doch siegte seine natürliche Gutmüthigkeit und er sagte, während er sich langsam auszog: „Wie ich vorhin bemerkte, ist es elf Uhr vorüber, vielleicht auch zwölf Uhr, wenn du noch ein wenig warteſt, so kannst du den Nachtwächter Mitternacht rufen hören, und,“ setzte er Muth fassend hinzu, „ich meine, für einen Mann in meiner Stellung und bekannter Solidität wäre es wahrhaftig kein Unglück, kein Mal in vielen Jahren um halb zwölf Uhr nach Hause zu kommen.“

Da hatte sie nun drei Punkte, an denen sie anknüpfen konnte: das Factum des Nachhausekommens um halb zwölf Uhr selbst, seine bekannte Solidität und den Nachtwächter. Sie wählte das Letztere als das Positivere und sagte mit einem Anflug furchtbaren Humors: „Auf den Nachtwächter willst du dich berufen? nun, wenn das nicht lächerlich ist, so gibt es nichts Lächerliches mehr auf der Welt — auf den Nachtwächter. Als ob ich nicht wüßte, wie Subjecte deinesgleichen den Nachtwächter zu bestechen im Stande sind, daß er vor den Fenstern der armen Frau statt drei Uhr Morgens zehn Uhr Abends schreit — mit dem Nachtwächter — ein unglückliches Weib, die mit einem Mann leben muß, wie du bist, wird leider Gottes in all' dergleichen schändliche Kniffe eingeweiht. Und auf deine Uhr soll ich sehen, die du vor der Thüre um Gott weiß wie viele Stunden zurückgestellt hast — o, ich Verlassene, ich Unglückliche!“

Wir glauben schon vorhin bemerkt zu haben, daß Herr Scheppeler statt seines gewöhnlichen einen Schoppens heute Abend deren zwei und einen halben getrunken hatte, noch dazu stärkeren Wein wie gewöhnlich, und daß er sich deßhalb in einem aufgeregten Zustand befand. Dabei war es übrigens merkwürdig, wie sich dieser aufgeregte Zustand bei diesem gleichförmig ruhigen Gemüthe zeigte. Eigentlich hätte man es keinen aufgeregten Zustand nennen können, nur eine etwas gehobenere, muthvolle Stimmung, wo es Einem gar nicht darauf ankommt, einem halben Dutzend Teufel zu trotzen, und das mit der größten Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, nicht unter Aeußerung heftiger Worte oder wilder Geberden, nein, still vergnügt, lächelnd, zu einem sanften, melodischen Pfeifen geneigt. (Fortsetzung folgt.)

Der Pelznickel.

(Fortsetzung.)

Er war also heute Abend hinausgegangen, um nicht vor den unschuldigen Kindern in

Digitized by Google

verzweiflungsvolle, flehende Klagen ausbrechen zu müssen. Der kleine Peter saß still schluchzend neben seiner Mutter, deren Thränen auf das Haupt ihres Kindes herunterträufelten. Es war eine peinliche Stille im Zimmer, die nur das heimliche Gezirpe der Hausgrillen, das trauliche Ticktack der hölzernen Wanduhr und das Knurren des Vaters hinter'm Ofen unterbrach. Wir fremden Kinder wagten ordentlich nicht zu athmen in der Dunkelheit und drückenden Stille des Zimmers, obgleich wir die Sachlage durchaus nicht deutlich genug zu durchschauen vermochten. — Jetzt trat der alte Kunz wieder ein, — er schien ruhiger, oder besser gesagt, ein verzweiflungsvoller Trotz hatte sich über seine Stirne gelegt. Er ging auf seine Tochter zu, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte mit düsterer Stimme:

„Es ist Alles aus, liebes Kind! Ich kann dich nicht mehr ernähren, — wer wird dem ehrlosen, spitzbübischen alten Kunz noch einen Dienst anvertrauen, selbst wenn er auf den Knieen darum bitten wollte!"

Die junge Frau und ihr Söhnchen sahen in wahrer Seelenangst zu dem Großvater bei dessen Reden empor. Deutlich lag die Frage in ihren Augen, ob er denn in der That schuldig sei. In düsterer Ruhe fuhr der Alte fort:

„Mit mir geht's bald zu Ende! Dann schicke dein Peterle betteln, hörst du, schicke es betteln, laß es faullenzen oder arbeiten, zum ehrlichen Kerl oder zum Diebe werden, — 's ist Alles Eins in dieser Welt. Alles Eins!"

„O lieber Gott, Vater, mein lieber Vater, was redet Ihr?" jammerte die junge Frau, da sie nicht länger mehr an sich halten konnte.

„Nein, Großvater, ich werde kein Dieb, ich gehe nicht betteln!" rief der kleine Peter. „Ich will brav werden und arbeiten wie Ihr, Großvater!"

Dem Alten traten jetzt doch die Thränen in die Augen. Er sah seine Tochter an und fragte dann, indem er sich zu ihr herabbeugte:

„Und was glaubst denn Du, Amichen, was glaubst denn Du von mir? Glaubst Du, daß ich die zehn Ducaten habe, so wie es die Leute alle glauben?"

„Nein!" rief jetzt die junge Mutter und faßte unwillkürlich nach der offen auf dem Tische liegenden Bibel. „Nein! So wahr Gott allmächtig und allwissend ist, so wahr ist mein Vater auch ehrlich!"

Ein dankbarer Blick, ein freudiges Aufleuchten auf der Stirne des Alten war die Antwort.

„Ja," fügte der Enkel hinzu, „Gott muß das wissen, er weiß ja Alles, wie der Herr Schulmeister uns gelehrt hat. Er kann auch Alles wieder gut machen. Seht, Großvater, darum ist ja der Herr Jesus in der Christnacht zur Welt gekommen, daß er die Betrübten tröste und Allen Frieden bringe. Wartet nur bis Weihnachten!"

Der Großvater seufzte: „Ja, möchte doch Gott ein Wunder thun und uns zu Weihnachten wieder das Vertrauen der Leute und den ehrlichen Namen geben! Das wären die süßesten und schönsten Christbescheerungen. Wie wollte ich da in der Kirche wieder einmal das „Ehre sei Gott in der Höhe!" singen, daß es alle Register der Orgel übertönte! — Aber, Gott, was soll der sich um so einen alten armen Mann kümmern!" Damit ließ der Greis den etwas erhobenen Kopf sinken und starrte wieder regungslos nach den Figuren auf der Ofenplatte. Es war die Hochzeit von Cana, und dort stand der Herr Jesus mitten in dem Gewirre der Hochzeit und ließ die Krüge füllen, indem er das Wasser zu Wein machte. Dem alten Kunz war es zu Muthe, als winke ihm die Gestalt des Erlösers Trost und Vertrauen zu. Er ward milder gestimmt, ja, als das Schweigen im Zimmer fortdauerte und die Kinder schweigend herumsaßen, fragte er mit einem Male:

„Warum ist denn Alles so stille? Singt euere Neujahrslieder, ihr Buben, stört euch nicht an mir!" Und zur nämlichen Zeit, wo ich von meiner Schwester nach Hause gerufen wurde und an der Hand derselben die Gasse hinunter durch die Schneeflocken ging, hatten die zurückbleibenden Buben auch eines der Lieder angestimmt, die gewöhnlich in der Neujahrsnacht gesungen werden. Leise die alte wehmüthig ernste Melodie mitsummend, mischte auch die Mutter ihre Stimme in den Gesang der Kinder, und ich hörte noch

Digitized by Google

lange aus dem Hause nachhallen den alten Choral:

„Ach Gott, erhöre mein Seufzen, mein Wehklagen!
Laß mich in meiner Noth nicht ganz verzagen!
Sieh meinen Schmerz! du kennst mein Herz.
Hast du mir's auferlegt, so hilf mir's tragen!

Ohn' deinen Willen kann mir nichts begegnen,
Du kannst verfluchen und auch wieder segnen.
Bin ich dein Kind, und hab's verdient, —
Gib wieder Sonnenschein nach vielem Regnen.

Pflanz' nun Geduld durch deinen Geist in's Herze
Und gib, daß ich mein Heil nicht selbst verscherze!
Zu rechter Zeit wend' ab mein Leid!
Durch Mark und Bein dringt mir der große Schmerze.

Ich weiß, daß meiner du noch nie vergessen,
Warum sollt' mir der Gram das Herz abfressen?!
In meiner Noth denk' ich an Gott,
Will er mich gleich mit Kreuz und Trübsal pressen.

Es hat kein Unglück nie so lang gewähret,
Es hat doch endlich wieder aufgehöret.
Beut mir die Händ' und mach's ein End'!
Dies ist's, was auf der Welt mein Herz begehret!

So bleiben wir in Ewigkeit beisammen,
Und ich lobsinge deinem hohen Namen —
Aus Herzensgrund zu jeder Stund'!
Das hilf, o Gott! durch Jesum Christum! Amen! —

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Als unauslöschliche Tinte zum Zeichnen der Wäsche wird auf Grund neuer Versuche der Saft der sogenannten Elephantenläuse empfohlen. Die Schriftzeichen werden durch Schablonen dadurch hervorgebracht, daß mittels eines Pinsels, welcher in die Tinte getaucht worden ist, die Schablonen nur betupft, nicht aber mit dem Pinsel überstrichen werden; nur bei dem Betupfen erscheinen die Schriftzüge auf der Wäsche mit scharfen Rändern, wogegen sie verlaufen erscheinen, wenn die Schablonen mit dem in die Tinte getauchten Pinsel überstrichen werden. Die Schriftzüge erscheinen auf dem Gewebe sofort tiefschwarz und wurden beim Behandeln mit Sodalösung oder Bleichflüssigkeit nicht im Mindesten verändert, ja sie nahmen sogar an Schwärze zu.

Verschiedenes.

Als Napoleon nach Egypten gehen wollte, war Langlès, der Conservateur des Manuscrits, auf der Bibliothek, einer der gelehrtesten Männer Frankreichs, unter den Literaten, die er aufforderte, ihn zu begleiten. Aber Langlès glaubte mehr politische als wissenschaftliche Absichten in dieser Expedition wahrzunehmen, und weigerte sich also, als aufrichtiger Republikaner, der Aufforderung des Generals zu folgen. „Nun, so befehle ich es Ihnen," sagte Bonaparte. „Wie, befehlen?" antwortete der sonst so ruhige Langlès mit allem Stolze seiner Gelehrsamkeit. „Befehle nehme ich nur von der Regierung an. Und überhaupt, General, was wollen Sie eigentlich in Egypten machen? Sie wollen Ihren Ruhm vermehren, aber ich habe bereits einen europäischen Ruhm und bin damit zufrieden." Jetzt drang Bonaparte zwar nicht weiter in ihn, aber er grollte mit ihm noch lange Zeit, wenn er ihn auch öffentlich seinen Unmuth nicht empfinden ließ.

(Der merkwürdige Tag.) Die Frau eines berühmten Schriftstellers, welcher aber zu dem Geschlecht der Amphibien gehörte, indem er ganze Tage und Nächte ebensowohl in der nassen Weinstube, als im trocknen Bett zubringen konnte, pflegte ein Tagbuch zu führen, um alle häuslichen Begebenheiten, besonders welche auf ihren Gemahl Bezug hatten, genau einzutragen. Einmal fand sich darin folgende Bemerkung aufgezeichnet: „Den 8. September ist mein Mann den 9. Morgens halb 5 Uhr nach Haus gekommen."

Auflösung der Charade in Nro. 148:
Verstand.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 150. Dienstag, den 16. December **1862.**

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Also that der Steuerdirector, während seine Gattin den unglücklichen Nachtwächter zerriß, und seine Ruhe war gerade nicht dazu gemacht, sie zu beruhigen.

„Scheppeler," sprach sie mit eindringlicher Stimme, „ich hoffe, du hörst mich, ich will annehmen, daß dein Rausch nicht so furchtbarer Art ist, daß du nicht einmal mehr im Stande wärest, den wohlgemeinten Ermahnungen deines unglücklichen Weibes Gehör zu schenken. Du sprachst vorhin von deiner bekannten Solidität — nun, Scheppeler, Gott soll mich bewahren, daß ich dem Geklatsche böser Zungen nur im Geringsten Aufmerksamkeit schenke, aber daß in dem Herzen einer armen Frau, wie ich bin, von all' dem Vielen, was wohlmeinende, gutmüthige Freundinnen über dich aussagen, Etwas zurückbleibt, das kannst du mir wahrhaftig nicht übel nehmen — o, über deine bekannte Solidität, Scheppeler — ich sage dir, dieses Etwas ist stark genug, daß Einem die Haare zu Berge steigen."

Zu anderen Zeiten hätte der Steuerdirector wahrscheinlich gesagt: Aber, liebes Kind, wie kann man nur im Geringsten auf so müßiges Gerede der Leute gehen? Heute aber war er in Folge seines Achtzehners so verstockt, daß er nicht nur keine Antwort gab, sondern sogar still in sich hineinlächelte, ja, wenn der schwache Schimmer des Lächelns nicht täuschte, so war er im Begriffe, seine Lippen zum Pfeifen zu spitzen.

„Soll ich dir vielleicht sagen, Scheppeler, was die Leute über dich sagen? Du behandelst deine Frau schlecht, du verachtest ihre respektable Famille, es sei dir gleichgültig, ob wir nur das nackte Dasein hätten, wenn nur du dich im Wohlleben herumwälzest — o, schweige still, entgegne mir nichts darauf. Willst du mir vielleicht vorwerfen, es sei für eine Frau genug, wenn sie sich mit ihren armen Würmern satt essen kann, willst du vielleicht sagen, willst du mich glauben machen, ich hätte es gut in der Welt, während ich doch die unglücklichste von allen Frauen bin, willst du das sagen?"

Aber Herr Scheppeler schien gar nicht Lust zu haben, überhaupt Etwas zu sagen, ja er spitzte nicht nur seinen Mund, er pfiff sogar, freilich sehr leise, aber die leichtsinnige und gewissenlose Melodie des heiligen Augustin — unerhört!

„Es ist schon gut, Scheppeler," sagte seine Gattin nach mehreren tiefen und herzbrechenden Seufzern, „es ist schon gut, du thust, als ob du mich nicht hörst, und willst sogar dein böses Gewissen durch Pfeifen übertäuben — ja, dein böses Gewissen, denn du hast ein schlechtes Gewissen — du hast das schlechteste Gewissen von allen deinen sauberen Freunden, die doch gegen dich wahre Biedermänner sind. Da spricht man über den Rechnungsrath, ja, was thut denn der Rechnungsrath so Schlimmes? daß er oft in's Wirthshaus geht — o, das könnte man ihm schon verzeihen — aber du! da sagt man von deinem Freunde Welser, er hätte jede Woche eine andere Liebschaft, — und das geht ja Niemand was an; Welser ist ledig — aber du! Daß der Sperber ein Verschwender ist, hat er nur bei sich allein zu verantworten — aber du hast Frau und Kinder, und daß dein lieber Oberrevisor

Digitized by Google

Schmirgel, obgleich er auch in keinem guten Rufe steht, gewiß nicht so unverzeihlich an den Seinigen handelt, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren — o, ich unglückliches, o, ich armes Weib!"

Ein paar Mal schon hatte Herr Scheppeler seine Gattin unterbrechen wollen, und auch jetzt saß ihm die Frage auf der Zunge, worin denn eigentlich ihr großes Unglück bestehe, doch hatte er diese Frage schon oft gethan und wußte die Antwort auswendig.

„Worin ich unglücklich bin, möchtest du gerne wissen, du Heuchler, der doch am besten weiß, daß mir Alles fehlt, was eine Frau beanspruchen kann."

Der gute Steuerdirector hatte sein Ausziehen beendigt und aufgehört, die Romanze vom heiligen Augustin zu pfeifen; er stieg in sein Bett, löschte das Licht behende aus und dachte, jetzt noch eine halbe Viertelstunde, dann schlafe ich hoffentlich; o, es schlummert sich so leicht nach einem Gewitterregen.

So war Herr Scheppeler nie gewesen, er hatte sich nie unterstanden, nichts zu sagen oder sogar zu pfeifen, er hatte stets so lange begütigende Worte gesprochen, bis Madame ihm gesagt, nun, sie wolle es denn für dies Mal gut sein lassen. Was sie aber gut sein lassen wollte, darüber war gewiß der liebe Gott im Himmel bei all' seiner Allwissenheit ebenso sehr im Unklaren als er selber.

„Ah," dachte sie, „er will einschlafen, um mich nicht mehr zu hören, und doch habe ich noch den dritten Punkt zu erörtern." — — —

„So, Scheppeler, also so weit bist du gekommen und so tief schon gesunken, daß du ein Recht zu haben glaubst, allnächtlich gegen Morgen nach Hause zu taumeln — ja, zu taumeln, denn wer einen Rausch hat, der taumelt, und du hast einen Rausch — pfui, schäme dich, ein Familienvater, ein Beamter, auf den sein Chef etwas hält, wie er sich einbildet — aber du hast ein Recht dazu, jede Nacht in diesem Zustande nach Hause zu kommen, und du, der sich so beträgt, der so gar keine Schonung, keine Rücksicht kennt, der sich aus Frau und Kindern nicht das Geringste macht, willst nicht einmal zugestehen, daß ich das unglücklichste Weib auf der Erde bin, daß ich nichts mehr auf der Welt zu hoffen habe, und daß nur der Tod mir oder dir Erlösung bringt."

Bei dieser Berufung auf das Ende der Tage zuckte der halbentschlummerte Steuerdirector unwillig zusammen; er liebte es nicht, wenn man vom Tode sprach, und da diese Anführung immer als letzter Trumpf kam, entgegnete er mit ruhiger Stimme: „Spreche nicht davon, rufe nicht jene dunkle Zeit aus ihren Schatten hervor, welche ohnehin früh genug kommt — Gott möge sie noch lange Jahre ferne von dir halten; und was mich anbetrifft, so glaube mir, daß das Loos einer Wittwe kein beneidenswerthes ist, selbst wenn man ein solches Ungeheuer zum Manne hat, wie du mich geschildert."

Damit legte er sich auf die andere Seite und hörte im Einschlafen wie fern verhallenden Donner noch abgebrochene Sätze, als: „Lieber gar nicht leben, als ein solches Leben — wozu bin ich auf dieser traurigen Welt — keine Ruhe, keinen Frieden — schlimmer kann's nimmer werden."

Nach einer Anzahl Seufzer, die sich immer schwächer und weniger herzbrechend anhörten, je mehr sich Madame Scheppeler überzeugte, daß der Steuerdirector wirklich sanft eingeschlafen war, schloß auch sie die müden Augen und schlief ebenfalls eine Minute darauf fest und ruhig ein, wie nur ein so unterdrücktes, unschuldiges und verkanntes Gemüth zu schlafen im Stande ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pelznickel.

(Schluß.)

Daheim in meiner Eltern Haus hatte man zu Nacht gegessen; meine Schwester nahm ihr Spinnrad, um „zu Bürgermeisters" in die Kunkelstube zu gehen. Ich durfte mit ihr, da dorten Kinder waren in meinem Alter. Draußen wüthete ein starker Schneesturm, — wir in der traulichen Kunkelstube kümmerten uns wenig d'rum und spielten und schwätzten ganz vergnügt. Hie und da, wenn wir Kinder einen zu großen Lärm machten und das Gespräch der größeren Leute über-

Digitized by Google

täubten, hieß es: „Seid ruhig, ihr Schreihälse, sonst kommt der Pelznickel und nimmt euch mit in den Höllenhafen!“ Das half denn auch dann noch, als ich schon anfing zu ahnen, was eigentlich mit dem Pelznickel sei. Was man anderswo „Klaubauf,“ „lange Nicolaus,“ „Knecht Ruprecht“ nennt, das heißt in meiner Heimath Pelznickel, und schon das bloße Wort erschreckt die Kinder so, daß sie zu weinen aufhören. Er geht immer zu gleicher Zeit mit dem Christkindlein um, die Wochen vor Weihnachten, oft in seiner Gesellschaft, oft auch allein, um die bösen Kinder zu bestrafen. Während das Christkindel in weißer freundlicher Gestalt mit milder Stimme den Kindern viele schöne Sachen auf Weihnachten verspricht und aus seinem Körbchen einstweilen schon Aepfel und Nüsse austheilt, kommt der Pelznickel meistens als eine abenteuerliche, schreckliche Männergestalt mit großem Schlapphut, schwarzem Larvengesichte, weitem pelzigem Rocke, hinkend oder hin und her wackelnd, mit einer großen Ruthe in der Hand und klirrendem Kettengerassel, daß die Kinder ängstlich den Athem halten, wenn in der Nacht draußen eine Kette klirrt oder gar der Pelznickel die Thüre öffnet und mit brummender Stimme fragt: „Gibt's keine bösen Kinder im Hause? Wenn sie nicht brav werden wollen, nehm' ich sie mit in den Höllenhafen!“

Dorten in der Kunkelstube also, wo die Mädchen von dem und jenem schwätzten, von den nahen Weihnachten und von der Neujahrsnacht, wo ihnen die Burschе wieder das neue Jahr anschießen würden, und auch vom alten Kunz, der seinen ehrlichen Namen eingebüßt habe — während wir Kinder spielend lachten und lärmten, da hörte man plötzlich aus der Ferne auf der Gasse lautes Kettengeklirr und wüstes Geschrei. „Horch! horch!“ hieß es durch die Stube. Wir Kinder horchten hoch auf. — „Das ist er! Das ist er!“ — Wir wurden ganz ruhig. Aber draußen auf der Gasse beim nächtlichen Wintersturm ging es bald zu, als wäre der wilde Jäger los mit dem wüthenden Heere. Es war ein Höllenspectakel, wie gewöhnlich um diese Zeit, und das Geschrei und Getobe kam immer näher, bis man ganz deutlich das Klirren der Kette, das Holzschuhgeklapper der nacheilenden Buben und Mädchen, den Jubel und das Geschrei derselben unterscheiden konnte. Dazu kommt noch jedes Mal das Gebell der Hofhunde, und wer das Alles aus der Ferne in einer solchen Nacht mit anhört, mag in der That glauben, er hätte „Wuotans Umzug“, die wüthende Jagd gehört. Einige von uns Kindern versteckten sich schon hinter die Mütter und Schwestern, unter Tisch und Bank, — mir selbst ward es wieder ganz wunderlich grauenhaft zu Muthe. Aber dennoch wollte ich hinaus auf die Gasse, um mitzulaufen. Die Schwester drohte: „Er ist draußen und nimmt dich mit!“

„O!“ rief ich, „'s wird des Kunzen Peterle sein! Vor dem fürcht' ich mich nicht!“

Jetzt war es draußen still geworden und nur ein paar Knabenstimmen stritten sich herum, denn der Pelznickel schien nicht eintreten zu wollen. „Ich geh' nicht hinein,“ rief eine weinerliche Stimme, „meine Mutter hat mir's verboten und mein Großvater wird's nicht gern sehen!“ Aber endlich ging doch die Thüre auf, das Christkindel in weißem Gewande und weißem Schleier trat ein, sprach in feiner Stimme zu den Kindern und theilte die Aepfel aus. Hinter ihm kam auch der Pelznickel, aber nicht wie sonst, sondern zaghaft, scheu und viel ruhiger, als sich mit seiner Rolle vertragen wollte. Er that keinen einzigen Hieb mit seiner Ruthe und stand ganz still an der Wand. Die kleinen Buben, die zuerst sich furchtsam überall hin verkrochen hatten, kamen jetzt ermuthigt hervor, blickten zuerst scheu nach dem Pelznickel und endlich sagte ein ziemlich kecker Enkel der Frau Bürgermeisterin:

„Ei, der Pelznickel hat des Groß alten Pelzrock an!“

Die Frau Bürgermeisterin und die Mädchen lachten, — der Pelznickel aber rührte sich nicht und blieb an der Wand stehen. Der kecke Bube von vorher kam ihm jetzt immer näher und mit ihm die anderen Kinder; als jetzt, da es zu spät war, der Pelznickel drohen wollte, schrieen wir Alle zusammen: „Es ist des Kunzen Peterle!“ Bald faßte ihn auch einer der Buben am Lappen, die andern packten auch zu, und als sich jetzt der Pelznickel wehrte, zerrten ihn die kecken

Digitized by Google

Kinder hin und her, bis ein Stück Futtertuch mit lautem Krachen zerriß. —

Aber was ist denn das? O Wunder! In dem Augenblick, wo der Riß geschah, klang und klimperte es auf dem Boden wie pures Gold, und es schimmerte unter'm Tisch hervor wie helle Sterne. Und wirklich lagen über den Zimmerboden etwa acht Ducatenstücke zerstreut, die nirgends anders her als aus dem Pelzrock gekommen sein konnten. Alles schrie erstaunt zusammen und die Frau Bürgermeisterin rief laut nach ihrem Manne. Der falsche Pelznickel aber hatte den alten Schlapphut weggeworfen, — der Kopf des Enkels unseres alten Kunz kam wirklich zum Vorschein und der arme Knabe schlug jammernd und jubelnd zugleich in Einem fort die Hände zusammen und rief:

„O mein armer, mein guter Großvater!“ — —

Was weiter erfolgte, kann sich der Leser leicht denken. Der kleine Peter hatte nämlich von jenem armen Nachbar, welcher jetzt den verhängnißvollen Pelzrock in Besitz hatte, denselben geliehen, um den Pelznickel spielen zu können. Die vermißte angegriffene Rolle mußte durch einen Riß der Tasche zwischen das wattirte Futter gerathen sein, denn man fand noch das Papier der Rolle zwischen dem Tuche und dem Futter mit den übrigen zwei Dukaten. — Der Herr Bürgermeister war sowohl bestürzt über den Vorfall, als erfreut, seinen alten Kunz wieder als ehrlichen Menschen zu sehen. Das Wunder, an dem der alte Mann verzweifelte, war geschehen, sein guter Name vollkommen wiederhergestellt, das beste Vertrauen sein Lohn, denn bald stand er wieder in seiner früheren Stellung. Der Herr Bürgermeister hatte ihm die zehn Dukaten geben wollen, und als er sie nicht annahm, dem kleinen Peter geschenkt, für den er durch's ganze Leben zu sorgen versprach. Am Weihnachtsgottesdienst stand aber der alte Kunz in der Kirche und sang aus so freudiger Brust, daß es die Orgel beinahe überdröhnte, mit der Gemeinde den herrlichen Choral: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Gemeinnütziges.

(Gutes Mittel gegen Motten.) In einer Quantität vom besten Spiritus löst man ungefähr den achten Theil Kampfer auf und ebensoviel von der gestoßenen Schale des spanischen Pfeffers, läßt das Ganze einige Tage stehen, bis der Kampfer ganz zergangen ist, preßt die Flüssigkeit durch Leinwand und besprengt mit derselben das aufzubewahrende Pelzwerk oder die Kleider gleichmäßig, wickelt sie zusammen und schlägt sie in starke Leinwand ein. Statt des Pfeffers kann man auch gestoßene Kolocquinten nehmen. Dieses einfache Mittel wird in Rußland unter dem Namen chinesische Mottentinctur mit großem Erfolg beim Aufbewahren des Pelzwerkes angewandt.

Denkspruch.

Wie sich das Kind drückt in der Mutter Arm,
Beglückend und beglückt, so hangt das Herz
Des Bürgers an dem heimathlichen Boden:
Hier nimmt es Leben, theilt es Leben mit.

Verschiedenes.

Durch die Zeitungen läuft folgende heitere Anekdote, deren Schauplatz angeblich Baden-Baden in dem letzten Sommer gewesen sein soll. In der Nähe des grünen Tisches saßen ein reicher Franzose und seine Gemahlin als aufmerksame Zuschauer. „Wie wär's,“ sagte endlich die Dame laut scherzend zu ihrem Gemahl, „wenn ich einmal auf mein Alter spielte?“ — „Ja,“ antwortete der Franzose, „das ist ausgemacht, eine Frau, die zum ersten Mal ihre Alterszahl besetzt, gewinnt immer.“ Alles schaut auf, um zu sehen, welche Nummer die Dame besetzen werde. Sie zieht aus einer Börse zwei Louisd'or und setzt dieselben auf Dreißig. „Sechsunddreißig!“ lautet nach einer erwartungsvollen Pause der Ruf des Croupiers. „Siehst du?“ sagte der Herr, sich an seine Frau wendend, „wärst du aufrichtig gewesen, so hättest du zweiundsiebenzig Louisd'or gewonnen.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 151. Donnerstag, den 18. December 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Als es nun wirklich Morgen geworden war, als der Tag graute und mit falbem Lichte in das Schlafzimmer drang, hatte die Steuerdirectorin einen bösen und finsteren Traum. Ihr träumte, sie wäre erwacht und schaue noch voll des gestern erlittenen Unrechtes hinüber zu ihrem Manne, und als sie dies gethan, schloß sie hastig ihre Augen wieder zu und rieb sie heftig, um von dem gar zu traurigen Traume zu erwachen, dann blickte sie wieder hin auf das Lager des Herrn Scheppeler, und da sah sie ihn, nicht rosig angestrahlt, erquickt von gesundem Schlafe, sondern aschgrau anzusehen, mit erloschenen Augen, die aber weit aufstanden und furchtbar unheimlich die Decke anstarrten; seine weißen Hände ruhten auf der Decke, und die krampfhaft zusammengezogenen Finger hatten ein Stück derselben erfaßt. — — —

„Scheppe — —," sie wollte den Namen ihres Mannes rufen, aber das Wort erstarb ihr im Munde, und obgleich sie es zwei bis drei Mal versuchte, brachte sie doch keinen hörbaren Ton hervor.

Sie strich sich hastig das Haar aus dem Gesichte und dachte zusammenschauernd: „O, das ist ein häßlicher Traum, aber ein Traum, Gott sei Dank, ich habe mich gestern Abend geärgert, ich war aufgeregt, da träumt man immer so furchtbar und schwer."

Entsetzt richtete sie sich in ihrem Bette auf und brachte kaum die Worte zwischen ihren Lippen hervor: „Wenn — ich — nur — erwachen — wollte — aus — diesem — Traum — — — gerechter Gott, es muß ja ein Traum sein."

Da knarrte leise die Thüre und das Stubenmädchen trat herein mit einer Flasche frischen Wassers. Zu gleicher Zeit stahl sich auch zwischen den Vorhängen hindurch ein freundlicher Strahl der Sonne in das Zimmer, und sein helles Licht fiel gerade auf das Gesicht des Steuerdirectors.

Warum ließ das Stubenmädchen mit einem furchtbaren Schrei die Wasserflasche fallen, und warum erwachte Madame Scheppeler nicht aus ihrem Traume? — —

Weil sie nicht träumte, sondern weil das, was sie sah, furchtbare Wirklichkeit war, o, eine entsetzliche Wirklichkeit, die sich in den nächsten Stunden von Augenblick zu Augenblick steigerte. Als sie an das Lager ihres entschlafenen Mannes stürzte, sich über ihn hinwarf und mit Schmeichelnamen rief, die ihrem Munde ganz ungewohnt geworden waren, als die Dienstboten nun laut weinend das Bett umstanden und die Hände ihres Herrn küßten, der immer so gut und freundlich gegen sie gewesen war — und als nun die beiden Kinder von dem Lärmen aus ihrem Bettchen aufgeschreckt, halb angekleidet und zitternd unter der Thüre erschienen und, ohne die ganze Größe ihres Unglücks gleich ermessen zu können, doch ahnten, daß hier etwas Erschreckliches geschehen sein müsse — die armen Kinder, die nicht begreifen konnten, daß der Vater so ruhig und still daliege, daß er so blaß sei und so kalt, und daß sein Mund kein freundliches Wort für sie habe.

Der Knabe begriff schon eher die Größe seines Verlustes; aber das kleine Mädchen, dem die Mutter in herzzerreißenden Worten

Digitized by Google

und Tönen, nachdem sie es krampfhaft in ihre Arme gepreßt, zurief, daß der Vater gestorben sei, — todt — todt, fragte, ob er denn morgen nicht wieder mit ihr sprechen würde oder doch wenigstens übermorgen.

Daß er sie nie mehr mit liebendem Blicke anschauen würde, daß er sie nie mehr lächelnd auf ihren frischen Mund küssen würde, daß seine starren Finger nie mehr ihr weiches Haar glätten, ihre Wangen berühren würden, daß er todt sei — todt — das konnte sie nicht begreifen, und es war noch ein Glück zu nennen, daß sie es nicht fassen konnte.

O, die furchtbaren Stunden des Morgens waren von einer unbeschreiblichen Langsamkeit; jede schien eine Ewigkeit dauern zu wollen, und jede der sechzig Minuten vermehrte das Leiden, vergrößerte den Schmerz, und fast jede dieser Stunden und Minuten brachte irgend Jemand von den Verwandten oder aus der Nachbarschaft, denen das unerhörte Ereigniß unter stets erneuertem Erguß von Thränen erzählt werden mußte.

Darauf kamen im Kreislauf des Tages die Stunden der Erinnerung, alle gleich düster, alle gleich schmerzbringend: die Zeit, wo er gestern ausgegangen war oder zurückgekommen, wo er dies oder das gesagt, was man eine Ahnung hätte nennen können, wo er mit den Kindern gespielt und bei ihnen noch so vergnügt und heiter war, während im Theezimmer die Theetassen klapperten — wo er vor der Thüre stehend mit Fräulein Klara gesprochen, und wo sie zu ihm gesagt: „Sie könnten endlich mit Ihrer Frau Frieden halten!“ — ach, und nun hielt er Frieden, der gute Steuerdirector, langen, tiefen Frieden, ewigen Frieden — o, wenn er lieber hätte zanken wollen!

Fräulein Klara gestand es übrigens sich und Anderen nicht ein, daß sie ihn zum Friedenhalten aufgefordert, nein, nein — Gott bewahre, das hatte sie nicht gethan, sie hatte nur gesagt, wann wird endlich in dem Hause einmal Friede werden, und damit hatte sie mehr ihre Schwester als ihren Schwager gemeint — die Wahrheit mußte sie sagen: unter hundert Mal war er es nicht gewesen, der den Streit so eigentlich angefangen — gewiß nicht.

Heute, als das Stubenmädchen den Tisch deckte, hätte sie um Alles in der Welt das Convert für den Herrn nicht vergessen mögen; sie legte es an seinen gewöhnlichen Platz, auch das Serviettenband von Perlen, gestickt mit dem Namen Eberhard, und als das kleine Mädchen die Serviette sah, klatschte es in seine Hände und sagte vergnügt: „Seht ihr wohl, daß Papa zu Tische kommen wird?“

Auch die Nacht kam wieder und es wollte der verwittweten Steuerdirectorin fast unheimlich werden, als es nun zehn Uhr schlug, wo er gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, wenn er ausnahmsweise Erlaubniß hatte in's Wirthshaus zu gehen, und da konnte sie sich nicht enthalten, immer auf den Gang vor der Glasthüre draußen zu lauschen, ob sie seine Schritte nicht vernehme und ob er den Schlüssel nicht in's Schloß steckte. Er hatte eine eigene Art, den Schlüssel rasch herum zu drehen, und daran erkannte sie ihn, wenn er nach Hause kam. Vor der Thüre, ehe er in's Zimmer trat, pflegte er immer leicht zu husten, während er sich die Füße auf dem Strohboden abputzte, und wenn er in die Stube trat, so sagte er: „Guten Abend, Kinder,“ und wenn seine Frau allein war: „Guten Abend, mein Kind.“

Ueber das Alles sprachen die beiden Schwestern unter Thränen und mit einer Aengstlichkeit, als seien es die wichtigsten Ereignisse gewesen. — „O, Gott, mein Gott!“ rief schluchzend Madame Scheppeler, „wenn er doch wieder in's Zimmer treten wollte und wieder sagen wollte, guten Abend, Kinder, wie würde ich ihm entgegenellen, was ich so lange nicht gethan, wie würde ich ihm Hut und Stock abnehmen, was ich stets versäumt, wie würde ich ihn mit einem herzlichen und freundlichen Gesicht empfangen, statt mürrisch und verdrießlich sitzen zu bleiben, wie es meine Gewohnheit war.“

Gegen Mitternacht fuhr die Wittwe bei jedem leisen Geräusche schreckhaft zusammen, und um das zu überwinden, setzte sie sich an das Bett, auf dem der Entschlafene lag, nahm seine kalte Hand und sprach innig und herzlich mit ihm, wie sie mit dem Lebenden lange nicht gesprochen. Erst der

Digitized by Google

anbrechende Tag brachte ihr etwas Schlaf, ja, während ein paar Stunden einen so tiefen, festen und gesunden Schlaf, daß sie mit dem Gedanken erwachte, der gestrige Tag habe ihr nur geträumt. Aber es war kein Traum, denn dem gestrigen schweren Tage folgte heute ein noch schwererer. Es kamen nun jene Stunden, wo die geschlossenen Fensterläden nur ein spärliches Licht durchlassen, wo der Geruch von Blumen das Zimmer durchduftet, wo Alles leise hin- und herschleicht, als fürchte man sich, einen tief Schlafenden aufzuwecken, wo Handwerksleute aus- und einschleichen, sich in dem betreffenden Zimmer flüsternd unterreden und dort Unheimliches vornehmen.

Und wieder eine Nacht, der der schwerste Tag folgt: der Blumenduft ist durchdringender geworden, in dem betreffenden Zimmer herrscht ein noch unheimlicheres Getreibe, man vernimmt einen Ton, wie wenn sich Eisen auf Eisen bewegt, und dieser Ton dringt der Wittwe tief in's Herz; die schwarzgekleideten Dienstboten bringen ihre Taschentücher gar nicht mehr von den Augen weg, die armen Kinder sitzen zusammengescheucht in einer Ecke ihrer Stube, der Knabe weint heftig und umschließt mit den Armen sein Schwesterchen, das aus lauter unverstandener Alteration ermüdet in Schlaf gesunken ist, — der feste, gleichförmige Schritt von Männern, die etwas Schweres tragen, dröhnt durch die Zimmer und durch den Gang; von der Straße herauf hört man flüsternde Menschenstimmen und den summenden Lärm einer zahlreich versammelten Menge; Pferdehufe klingen faul und schläfrig auf dem Pflaster, und das dumpfe Rollen eines Wagens hört plötzlich vor dem Hause auf.

In der Wohnung füllen sich die Zimmer mit leidtragenden Freunden und Bekannten; die genauen Freunde des Hauses treten einen Augenblick zur Wittwe ein, reichen ihr stumm mit zusammengepreßten Lippen die Hand, und jedes Wort des Trostes, das sie ihr sagen, vermehrt ihren Schmerz. Da war der Oberregierungsrath und der Oberrevisor, da war Herr Welser und der Rechnungsrath. Die Wittwe faßte die Rechte des Letzteren mit ihren beiden Händen und sagte ihm mit vor Schluchzen erstickter Stimme: „Sie waren der letzte seiner Freunde, der eine vergnügte Stunde mit ihm zugebracht, Sie gingen mit ihm nach Hause, hier Ihre Hand empfing seinen letzten Händedruck — o Gott, auch Sie werden ihn nie mehr wieder sehen."

„Nie, nie," erwiderte der Rechnungsrath schmerzlich bewegt, indem seine Augen heftig zwinkerten, „nie werde ich ihn wiedersehen, aber ich werde fühlen, wie sehr er mir fehlt, ein so ehrliches, treues, ein so durch und durch braves Herz."

Mehr vermochte er nicht zu sprechen und eilte den Andern nach in das Nebenzimmer, dessen Thüre er in seinem Schmerze halb geöffnet ließ. Sie sank in die Ecke ihres Sophas zurück und drückte ihr Taschentuch vor die Augen. In diesem Nebenzimmer befand sich unter Anderen auch der Departementschef, unter dem der selige Steuerdirector gedient, und was die Herren dort zusammen sprachen, konnte die Wittwe deutlich verstehen, und trafen einzelne Aeußerungen schwer ihr Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Hackländer's illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer" ist, wie wir neulich schon berichteten, nicht blos die prächtigste Zeitschrift dieser Art, sondern seit dem 1. October auch die billigste (pr. Quartal von 13 Nummern mit je 16 dreispalt. Groß-Folio-Seiten nur 1 Thlr., statt wie früher 2 Thlr.). Eine Durchsicht der seitdem erschienenen Nummern überzeugt aber sofort, daß deßwegen nicht etwa dem Inhalt eine Verkürzung angethan wurde, sondern daß derselbe reichhaltiger und werthvoller als je ist. Von unseren besten Novellisten: Hackländer, Schücking, Hopfen ꝛc. finden wir Erzählungen. Julius Grosse gibt Literaturbilder; er beginnt mit Paul Heyse, daneben bemerken wir von Dr. K. v. Lützow Maler-Biographien, mit Paul Veronese eröffnend. Die Zeitgeschichte findet nicht allein in zahlreichen Notizen und Nachrichten ihre Berücksichtigung, sondern auch in vielen größeren Aufsätzen und Mittheilungen, Porträts und

Digitized by Google

Illustrationen, z. B. das siebente deutsche Künstlerfest in Salzburg, das Schloß Reinhardsbrunn, die Propyläen in München, die neueste schweizer Eisenbahn, die zweite Schlacht am Bull Run, Karte des amerikanischen Kriegsschauplatzes, die Panzerflotte der Union, das Fest des 1000jährigen Bestehens des russischen Reiches, der französische Senat, Freiherr von Burger, Pallavicini, die Straßenlocomotive in London, Bluntschli, v. Bismark-Schönhausen, F. Sigel, Hansemann, Drouyn de Lhuys, v. Bockum-Dolffs, Otto von Griechenland, Bulgaris, Kanaris, L. Uhland's Porträt, Wohnung, Studirzimmer und Begräbniß u. s. w. Ernst Kossak schreibt die „Berliner Chronik". Die Reisebeschreibung und Naturschilderung ist durch H. v. Schlagintweit („aus meiner Reisemappe"), Berlepsch („das Visperthal"), Jul. v. Wickede („Sicilien und Neapel"), Möllhausen („Reise vom Mississippi nach den Südseeküsten") ꝛc., also die berühmtesten und bewährtesten Namen vertreten, des übrigen reichhaltigen, unterhaltenden, belehrenden und humoristischen Inhaltes gar nicht zu erwähnen.

Denkspruch.

Wortbrüchigkeit! du schlechtestes der Laster,
Das selbst ein unvernünftig blindes Thier,
Den Elephanten, wild und grimmig macht,
Der Mächt'ge beut des schwachen Führers Stachel
Den Hals geduldig; eine Lastenburg
Läßt er sich auf den Rücken willig thürmen; —
Doch sieh! dasselbe Thier, so zahm und milde,
Zerstampft den Wärter unter seinem Fuß,
Erfüllt er endlich sein Versprechen nicht! —
So zarten Sinn für Treue hat ein Thier.

Verschiedenes.

(Mittel gegen die Langeweile auf dem Lande.) In Londoner Blättern steht folgende Ankündigung: „Hr. Joseph Jekill, der oft die traurige Erfahrung gemacht hat, wie sehr die Herren, welche im Winter auf dem Lande wohnen, von der Langeweile geplagt werden, hat in Spring-Garden ein Bureau eröffnet, welches es sich zur Aufgabe macht, jenen Herrschaften, welche auf dem Lande wohnen, zu sehr billigen Preisen angenehme und gute Gesellschaften zuzuschicken. Für ein Abonnement von dreißig Guineen jährlich erhalten die Subscribenten alle Woche vier Gäste, je nachdem sie dieselben wünschen. Für fünfzehn Guineen erhält man wöchentlich zwei Gäste, die alle vierzehn Tage gewechselt werden können. Aus dem Verzeichniß des Hrn J. J. kann man sich überzeugen, daß er eine Auswahl und ein Sortiment von sechshundert Gesellschaftern hat, die alle Augenblick bereit sind, wohin man es wünscht, abzureisen. Der Subscribent ist schuldig, seinen Gästen täglich vier Mahlzeiten und Claret zu geben. Wenn ein Gast dem Subscribenten nicht gefällt, so kann er ihn gegen einen andern austauschen."

Der englische Gebrauch, Toaste auszubringen, soll daher kommen, daß man in jeden Bierkrug ein geröstetes Stück Brod zu werfen pflegt (?), welches man Toast nennt, und das dem zu Theil wird, welcher zuletzt trinkt. — Eines Tages, als die schönste Frau ihrer Zeit ein Bad nahm, schöpften die Herrn ihres Gefolges, um ihr den Hof zu machen, jeder ein Glas aus der Badewanne und tranken es. Als Einer von ihnen dem Beispiel nicht folgen wollte, und man ihn um die Ursache fragte, sagte er: „Ich behalte mir den Toast vor."

Zwei Eckensteher in Berlin standen unlängst auf dem Schloßplatze und betrachteten den schönen Gaslaternen-Pfahl. „Sag' mal, Pipenbrink," fragte der eine den andern, „wozu stehn denn hier so eene Menge Laternen?" — „Nu," antwortete der Gefragte, „et sinn jrade neine, vier müssen immer brennen, damit die andern fünf sehen können."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 153. Dienstag, den 23. December **1862.**

Sonett.

Verschmähe doch, der Masse zu gefallen,
Und wolle ihren Beifall nicht erringen,
Und mögen's Manche endlich dazu bringen,
Sie sind sie nur dirigirbare Volksvasallen.

Denn Recht zu thun vermagst du niemals Allen,
Und sei's in kleinen, unschuldsvollen Dingen;
Sprich frei, will man Entscheidung die erzwingen,
Und dien' Parteien nicht als Kinderballen.

Gleichwie die Liebe jenes Herze stehet,
Das sich an Jeden kann so schnell vergeben,
Und dadurch sich der Achtung stets entzieht:

So pflegt's zu geh'n auch im gemeinen Leben;
Wer Jedem zu gefallen sich bemühet,
Steht endlich da verhöhnt mit seinem Streben.

Neustadt. H.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Madame Scheppeler hüttelte mit dem Kopfe, ehe sie zur Antwort gab: „Von mir kann die Kriegsräthin das nicht erfahren haben, ich habe sie lange nicht gesehen."

„Lange nicht gesehen? a, das ist Unrecht von der Kriegsräthin, so muß man seine Freunde nicht vernachlässigen — ja, sie war es," fuhr die Sprecherin nachdenklich fort, „sie hat es mir gesagt, neulich im Theetranz — — Sie gehen wohl noch nirgends hin, liebe Scheppeler?"

Die Wittwe schüttelte stumm mit dem Kopfe, dann sagte sie: „Nach den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, bleibe ich lieber für mich, es ist besser so, finden Sie es nicht auch?"

„Im Grunde haben Sie Recht," entgegnete die Rechnungsräthin, „ich glaube, ich ziehe mich auch von der Gesellschaft zurück, wenn Sie aber nächstens eine Tasse Kaffee ganz unter uns trinken wollen, so bitte ich, es mir sagen zu lassen."

„Ich danke recht sehr", erwiderte Madame Scheppeler in einem etwas trockenen Tone.

Ach, sie hatte mit denen, die sich ihre vertrautesten Freundinnen früher nannten, schon bittere Erfahrungen gemacht, sie hatte es schon schmerzlich empfunden, sie fing an zu fühlen, was das Loos einer Wittwe sei. Oft, wenn sie wieder eine herbe Erfahrung machte, stützte sie den Kopf in beide Hände und saß stundenlang brütend so da, alsdann zogen langsam an ihr vorüber die Bilder vergangener Tage und Stunden, leider, leider in trüber Färbung, und zeigten ihr in finstern, mißvergnügten Gesichtern meistens ihr eigenes Bild.

Andere noch schlimmere Schatten legten sich an ihr Ohr und flüsterten ihr wie in hämischer Schadenfreude zu: „Bist du jetzt endlich zufrieden geworden? hast du das Glück gefunden, das dich, wie du damals behauptetest, so hartnäckig floh? sind dir die Menschen jetzt recht, an denen du in jener Zeit etwas auszusetzen hattest? lebst du jetzt behaglich und glücklich, seit er dich nicht mehr quält und plagt, er, der dich ja, wie du beständig klagtest, auf alle Weise vernachlässigte, er, der sich um dich nicht bekümmerte, der dich nicht achtete, der deine Familie verdammte, der in den Wirthshäusern herumzog, statt bei seinen Kindern zu bleiben, er, der trotz seiner angestrengten Arbeit nie

Digitized by Google

genug thun konnte, um dir das Leben leicht und angenehm zu machen, dein freudloses, elendes Dasein, wie du damals sagtest, deine harte, verkümmerte Existenz."

Wenn die Erinnerung vergangener Tage so auf sie einstürmte, dann glitt ihr Haupt langsam auf den Tisch nieder, an dem sie saß, oder sie sprang empor und drückte ihre Kinder an sich, als sollten die armen, unschuldigen Geschöpfe sie in Schutz nehmen vor jenen finsteren Gedanken, doch ließen sich diese nicht so leicht verscheuchen; o, es war furchtbar, sie klangen schwer und zermalmend aus manchen Worten der Kinder hervor.

„Wir gehen gar nicht mehr in den schönen Garten, wo wir damals so oft waren, als mein lieber Vater noch da war," klagte das Mädchen.

„Und gefahren sind wir auch seit jener Zeit nicht mehr," sagte der Bube, „ich habe unseren Wagen oft gesehen, aber es saßen andere Kinder darin, und wenn ich den Kutscher grüßte, so hat er nicht, wie früher, freundlich mit dem Kopfe genickt und mir gewinkt, ich solle zu ihm auf den Bock steigen."

„Und Steiners Marie kommt auch nicht mehr zu mir; neulich waren die anderen Mädchen in ihrem Hause, mich hat sie vergessen."

„Ja, Herr Welzer, der immer so lustig war, und der Herr Rechnungsrath und der Herr Sperber kommen auch nicht mehr zu uns, und Vaters Oberrevisor schien mich neulich auf der Straße gar nicht mehr zu kennen, denn als ich ihm die Hand reichen wollte, sah er mich lange durch seine Brillengläser an, ehe er sagte: „Ah, du bist es, Kleiner," Sonst nahm er mich mit und schenkte mir einen Apfel oder einen Bindfaden."

„Sei zufrieden," sagte das Mädchen altklug, „ich weiß doch, daß der Vater wieder kommt, gewiß, ich weiß es ganz genau, und dann geht Alles wie früher, nicht wahr, Mama? dann gehen wir wieder in unsere Wohnung, dann ziehst du hübschere Kleider an, dann kommt der Kutscher wieder, dann laden mich die anderen Kinder wieder ein, und dann ist Alles wieder gut — o, wie freue ich mich darauf, und auf den lieben Vater, wenn er wiederkommt."

„O, das ist furchtbar, unerträglich," seufzte in solchen Augenblicken die Wittwe, aber Alles, was die Kinder von ihrem kleinen Gesichtskreise aus, von ihrer jetzigen Lage merkten, das empfand sie gerade so, nur ernster, gehässiger und verletzender.

Wie waren die meisten Freunde des seligen Scheppeler so verwandelt gegen sie, wie kühl grüßte Seine Excellenz der Departementschef, wenn er sie je einmal grüßte; gewöhnlich wandte er den Kopf zur Seite, wenn er an ihr vorüberging. Und ihre ehemaligen Freundinnen — o, nicht eine war sich gleich geblieben, alle schienen sich kaum noch zu erinnern, daß es überhaupt einmal eine Steuerdirectorin Scheppeler gegeben. Was hatte man ihr nicht Alles erzählt, was einige von ihnen, namentlich die Rechnungsräthin, über sie gesagt: „Wenn es Jemand Recht geschehen ist," sprachen die guten Freundinnen unter sich, „einmal zu fühlen, wie es nach solchem Uebermuthe thut, wenn man plötzlich tief und unten zu sitzen kommt, so dieser Scheppeler mit ihrer hochmüthigen Familie. War dieser Frau Etwas recht oder gut genug, hätte man nicht glauben sollen, sie sei eine geborene Prinzessin und lasse sich nur so allergnädigst unseren schlechten Umgang gefallen? Und wie hat sie es dem guten Steuerdirector gemacht, diesem redlichen, braven Manne! O, einen besseren gab es nicht und wird es nie geben, wie hat sie ihn geplagt und mißhandelt, ein wahrer Hausdrache," setzte die Rechnungsräthin entrüstet hinzu, „ich könnte erzählen, wenn ich wollte, mir hat der Rechnungsrath anvertraut, an jenem Abend sei der gute Scheppeler ganz zerstört in's Kreuz geschlichen, es ist das eines der anständigsten Weinhäuser, die es gibt, aber sie gönnte es dem armen Manne nicht, dorthin zu gehen, diese böse Sieben, und da mußte er's heimlich thun, Gott! und er kam so selten, höchstens die Woche ein Mal. An jenem Abende nun sei er in so gedrückter Stimmung gewesen, daß es Alle gejammert habe, er hätte viel geseufzt, und da sie zufällig von einem Bekannten gesprochen, der vor einigen Tagen gestorben,

Digitized by Google

so habe er gesagt: „Dem ist wohl, was ist das Leben? ein Jammerthal, der Tod muß uns willkommen sein — als Ende unserer Leiden.“

„Sagt,“ schloß die gefühlvolle Rechnungsräthin entrüstet, „wie haben wir uns in der Frau getäuscht!“

„Und sie will gegen uns thun, als sei nichts vorgefallen,“ meinte die Kriegsräthin, „aber ich habe sie's fühlen lassen; wenn man einen so braven Mann hat, wie der Scheppeker war, so muß man ihn auch darnach behandeln, o, es ist jammervoll!“

„Herzbrechend, unerhört!“ Mit einigen tiefen Seufzern wurde hierauf die Unterhaltung geschlossen.

(Schluß folgt.)

Jean Paul in Dresden.

Elise Polko erzählt in ihrem neuesten Roman „Sabbathfeier“, der eine anziehende Schilderung zweier Frauencharaktere enthält und gewiß sich schnell Freunde erwerben wird, folgende Anekdote von dem berühmten Verfasser des „Titan“:

„Die Nachricht, der Dichter des „Titan“ werde Dresden besuchen, setzte im Mai des Jahres 1822 die höheren Kreise der Bevölkerung der Hauptstadt in freudige Bewegung. Jean Pauls Name flog von Lippe zu Lippe, man redete von seiner Ankunft wie von einem Staatsereigniß, man sah der Erscheinung des schlichten Schulmeistersohnes aus Wunsiedel mit einer Spannung entgegen, die ihren Ausdruck in tausend belustigenden Wunderlichkeiten fand. Besonders waren es die Frauen, welche sich sehnten, dem neuen „Frauenlob“ Gruß und begeisterten Dank entgegenzutragen; eine Unruhe und eine Erregung hatte die Schönen ergriffen, ähnlich den fieberhaften Ballgefühlen junger Mädchen. Einige der begeistertsten Verehrerinnen des Dichters verließen viele Tage lang am frühen Morgen schon das Haus, um sich auf der Leipziger Straße aufzustellen und jeden Wagen zu untersuchen, der des Weges kam. Doch der Ersehnte traf in stockfinsterer Nacht ein und schaute eines Morgens sehr behaglich im großblumigen Schlafrock und mit langer Pfeife zum Eckfenster des zweiten Stockes eines bekannten Gasthofes heraus.

Von Stund an verwandelte sich die Wohnung Jean Pauls in eine Festung, die eine Schaar alter und junger Belagerinnen zu stürmen versuchte. Man begnügte sich nicht mehr mit dem Anblick des gefeierten Mannes, man wünschte ihn reden zu hören, von ihm bemerkt zu werden, ihm zu gefallen. Der erste Sturmanlauf galt dem alten Stiefelputzer des Gasthofes, der allerlei wunderliche Dinge, als Läppchen vom Schlafrock, Stückchen von einem gewissen Federbahne, geweihte Asche aus einer gewissen Pfeife u. auszuliefern sollte. Zugleich regnete es große und kleine Briefe mit allen möglichen zartklingenden Frauennamen unterzeichnet. Blumen und Kränze folgten, und bald sah sich der intelligentr Stiefelputzer in der Lage, sein mühseliges Geschäft niederzulegen und einen Kleinhandel mit welken Blumen und vertrockneten Blättern anzufangen, der sehr einträglich war.

Der Aufenthalt Jean Pauls in Dresden glich einem ununterbrochenen Feste. Ihm zu Ehren wurden die glänzendsten Gesellschaften gegeben; man schleppte ihn von einem Gastmahl zum andern, besang und bekränzte ihn, wo er sich nur blicken ließ, und die Wahl seiner Tischnachbarn, besonders seiner Tischnachbarinnen, gab oft Veranlassung zu Familienzwisten.

Dieses Treiben ermüdete und langweilte Jean Paul bald, er sehnte sich nach kurzer Zeit aus den glänzenden Sälen und prachtvollen Boudoirs hinweg, wo er nur Citate aus seinen Werken hörte, wo alle Bewegungen ihm geschraubt, gemacht vorkamen. Er nahm daher gern die Einladung eines Freundes an, die Lößnitz mit ihm zu besuchen.

Es war ein schöner Maitag, der Frühling hatte die Natur mit seinen schönsten Gaben geschmückt, und des Dichters großes Herz ging in Freude auf beim Anblick der reizenden Landschaft. Aber als er an dem Ort seiner Bestimmung angekommen, fand er wieder eine große Gesellschaft zu seinem Empfang versammelt — auch hier sollte er sich anstaunen lassen.

Jean Paul trat grüßend in den mit Gästen gefüllten Gartensalon, hörte zerstreut allerlei

Digitized by Google

Namen an sein Ohr schlagen, erwiderte zerstreut die wortreichen feierlichen Anreden. Da sank sein Blick plötzlich in das blaue Augenpaar einer blonden, zarten Frau, die ganz allein seitwärts von den andern stand. In denselben Augenblick stieß sie einen jubelnden Freudenschrei aus, flog auf den Dichter zu, schlang die Arme um seinen Nacken und drückte halb lachend, halb weinend einen feurigen Kuß auf seine Lippen. Jean Paul umschlang unwillkürlich das liebe Wesen und drückte es sanft an seine Brust. Dann bog er das jugendliche Antlitz der Schwärmerin zurück, sah sie mit seelenvoller Innigkeit lange an und sagte leise: „Kind — soll ich sagen liebes oder böses Kind — was thust du mir an?“ — Da riß sich die Hocherröthende von ihm los, sah ihn noch ein Mal an und lief dann aus dem Zimmer.

Auf des Dichters Frage nach dem Namen des holden Geschöpfes flüsterte man ihm zu, es sei die etwas excentrische jüngere Schwester der liebenswürdigen Wirthin; dann aber vermied man sichtbar, jenen Vorfall wieder zu berühren; Jean Paul wurde aber zerstreut und unruhig. Beim Souper, an dem die junge Enthusiastin nicht Theil nahm, bemühte sich eine Dame, seine Tischnachbarin, vergeblich, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Und sie glaubte ein Recht dazu zu haben, denn sie war auch Dichterin, hatte manches Lied von Frühling und Liebe in den verschiedenen Musenalmanachen gesungen und wußte fast den ganzen Titan und Hesperus auswendig. Als aber kein Seufzer, kein Blick, kein Lächeln, keine leise Frage bemerkt wurde, ließ sie endlich die letzte Minne springen und redete den Dichter in Versen an, die mit der rührenden Bitte schlossen:

„O sprich! — O nur ein einzig Wort laß fallen hier —
Und auf den Knieen werd' ich's ewig danken dir!“

Das schien zu wirken. Jean Paul fuhr auf, wendete sich zu ihr, griff einige Mal mit seiner rechten Hand ins Haar, blickte seine Nachbarin starr an, seufzte schwer, schlug endlich mit der Hand auf seine breite Brust und fragte: „Rathen Sie einmal, meine Gnädigste, wie viel mir diese gelbe Weste gekostet hat?“

Gemeinnütziges.

Der Umlauf oder Wurm am Finger ist zwar zu jeder Zeit eine große Plage, am ärgsten aber doch im Winter, zumal für Solche, die in der Nässe und Kälte arbeiten müssen. Wer sich um einen solchen wehen Finger einen Umschlag macht, bestehend aus frischem Sauerteig, wohl zerdrückter Petersilie und gutem Nußöl, welche Stoffe zu einem geschmeidigen Teige durchgearbeitet sein müssen, und dann diesen Umschlag erneuert, so oft er trocken werden will, der wird in den meisten Fällen Linderung der Schmerzen und raschere Heilung zu hoffen haben.

Denkspruch.

— — Schau hinunter
Mit ernsten Augen in die heil'ge Tiefe!
Da saugt die Wurzel; Tand blüht auf der Fläche.
Gewöhne dich daran, im Finstern Licht
Zu sehn! Schau in die Gruft, bis du im Dunkeln
Das klare Thor der Ewigkeit entdeckst.
Denn die Geburt ist eitler Träume Pforte —
Da wirst du nur der Sinnlichkeit zum Raube;
Des Lebens Thor heißt Grab, der Schlüssel — Glaube!

Verschiedenes.

Im Leben eines Mädchens gibt es oft zwei wichtige Perioden: in der einen soll sie Niemand haben, und in der andern will sie Niemand haben.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 152:
Ast, Bast, Mast ꝛc.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzhäbler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 154. Donnerstag, den 25. December **1862.**

Weihnachten.

Im Winterschlummer ruht
Die heilige Mutter Natur
Und sammelt neue Kraft
Zur Wiedergeburt des Lenzes;
Nicht mehr im Festschmuck prangt
Der herrlichen Königin Kleid:
Sie trauert; doch sie schaut
Nicht trostlos zur Grabestiefe.

Nein, hoher Hoffnung voll
Auf einstige, sichre Gewähr
Erneuten Lebens wirkt
Geheim die Gebenderde,
Bis ihren Schooß erschließt
Der lebenerzeugende Gott;
Und siegreich aufersteht
Ihr Sohn, der geliebte Frühling.

Uns aber, die nicht lockt
Ins Freie die grünende Flur,
Uns, die der Frost verscheucht
Und drängt in des Hauses Räume,
Uns Menschen mahnt sie ernst,
Die heilige Mutter Natur,
Zur Einkehr in uns selbst,
Zu denkender Selbstbeschauung.

Schon neigt sich hin zum Schluß
Im wechselnden Wandel das Jahr:
Wir wissen nicht, wohin
Die kommende Zeit uns wirbelt;
Wir wissen nicht, wohin
Die ewige Zukunft uns führt; —
Geheimnißvolle Nacht
Verhüllet den Pfad des Lebens.

Wir schau'n im Geist zurück
Zum Anfang der irdischen Bahn:
Wir wissen nicht, woher
Die Mutter, gebärend rastlos,
Wir wissen nicht, woher
Die Zeit uns gezogen ans Licht; —
Geheimnißvolle Nacht
Verhüllend den Pfad des Lebens.

Geheiligt hat sie Gott,
Die wunderbar wirkende Nacht,
Daß Leben in ihr keimt,
In ihr sich das Licht entzündet.
Geheiligt sei sie uns,
Die werden und wirken in ihr
Und auch entschwinden einst
In ihren geheimen Gründen.

Geweihet hat sie Gott,
Die friedliche, heilige Nacht,
Zur Hülle seines Werkes,
Verbergend der Schöpfung Quelle.
Geweihet sei sie uns,
Geschaffen und schaffend in ihr;
Des Menschen Schöpfungsthat
Umhüllet ihr Wunderdunkel.

Wir Alle kamen einst —
War's erste, war's Wiedergeburt? —
Wir kamen auf die Welt,
Begrüßten das Licht der Sonne;
Als Kinder, unbewußt
Des Weges, woher und wohin,
Erstarkten wir am Arm
Der liebenden Elterntreue.

Der hohe Augenblick
Der Scheidung des Tags aus der Nacht,
Der Eintritt in den Kreis
Des Lebens voll Selbstbewußtsein —
Ist hoher Feier nicht
Er werth auch, der Tag der Geburt?
Drängt's nicht den Menschengeist,
Zu feiern das Fest der Weihnacht?

Digitized by Google

Ihr Menschenbrüder all',
Ob gestern geboren, ob heut,
Entsprossen all' der Nacht,
Doch wandelnd und strebend sichtwärts —
In trüber Winterzeit,
Da nächtlich geheim die Natur
Ihr Liebeswerk vollbringt,
Laßt feiern uns frohe Weihnacht!

Laßt in Gemeinschaft uns
Begehen das Fest der Geburt
Der ganzen Menschheit heut
In traulicher Abendstille!
Pflanzt Bäume, immergrün,
Und schmückt sie mit Lichtern voll Glanz!
Denn ewig ist der Geist,
Und ewig sein Streben lichtwärts!

Blickt fromm zum Himmel auf!
Singt: Ehre sei Gott in der Höh',
Ihm, dessen Schöpferhauch
Entsproßten beseelte Wesen!
Auf Erden Fried' und Freud'
Und Segen dem Menschengeschlecht!
Dies sei der Liebesgruß,
Die himmlische frohe Botschaft!

Reicht euch Geschenke dar
Geheim, wie von Gott euch geschenkt
Das Leben ward geheim;
Die Liebe erbaut die Heimath!
Die Bruderliebe wirkt
In heimlicher Stille daheim,
Beschert dem Aermsten auch
Ein Gärtchen und trautes Hüttchen.

Vor Allen aber denkt
Der lieblichen kindlichen Schaar,
Die frisch und fröhlich noch
Sich sonnet im Lebensfrühling,
Sich noch so wohlig wiegt
Am Herzen der Mutter Natur,
Noch keine Sorgen kennt
In liebender Eltern Pflege!

Es sei ein Freudenfest
Der Menschheit Geburt dem Kind:
In hellem Kerzenstrahl
Entzück' es die heil'ge Weihnacht:
Es sei ein Freudenfest
Den zärtlichen Eltern, die gern
Die Pfänder ihrer Lieb'
Beglückten mit Himmelswonne!

So schlumm're sanft und süß,
Allmutter, o heil'ge Natur!
So wolle hin, o Zeit,
In wechselndem Jahreswandel!
Wir Menschen freuen uns
Des Heils, des Geschlechtes Geburt;
Im Lichtglanz feiern wir
Beseligt die heil'ge Weihnacht!

Das Loos der Wittwe.

(Schluß.)

Das Loos der Wittwe — — — O, so herb es war, oft unerträglich, wenn die Erinnerung vergangener Tage oder Erfahrungen der neueren Zeit auf Madame Scheppeler einstürmten, so war in ihrem Innern doch Etwas, was alles das Bittere, was sie erleben mußte, gewissermaßen abschwächte und weniger verletzend machte. Sie lebte, wie man im Traum zu leben pflegt; sie schaute und empfand die Dinge um sich her im Entferntesten nicht mehr so scharf und bestimmt wie früher. Vielleicht waren ihre sonst so hellen Augen von dem vielen Weinen geschwächt und umflort, vielleicht hat ihr Herz durch tiefes Leid an seiner Kraft verloren; es war ihr, als seien die Menschen um sie her, sowie alle übrigen Gegenstände, ja, ihr ganzes Denken und Fühlen mit einem leichten Flor verhüllt. Nur Etwas blieb bei Allem dem in einer Klarheit vor ihr stehen, die sie häufig schaudern ließ, das waren die drei furchtbaren Tage nach dem Tode ihres Mannes, und wenn diese Erinnerung so recht grausam über sie hereinbrach, so fand sie einen Trost, einen Balsam für ihr wundes Herz, das war ein Besuch auf seinem Grabe. Da saß sie stundenlang auf einem einfachen Hügel, ordnete die Rosen, welche seine Freunde, als ihr Schmerz noch lebendig war, dorthin gepflanzt, oder legte einen bescheidenen Blumenstrauß auf den grünen Rasen. Die Kinder standen eine Zeit lang bei ihr, blickten auf die Erde nieder und ergingen sich, wie Kinder zu thun pflegen, in herzzerreißenden Fragen, was wohl der Vater mache, wo er sei, ob er sie sähe und an sie denke.

Digitized by Google

Die Mutter ließ es gerne geschehen, wenn sie sich darauf zwischen niedrigen Grabsteinen und Kreuzen verloren, um sie mit ihren schmerzlichen Gedanken allein zu lassen; ach, die Ruhe hier that ihr so wohl, das wehende, flüsternde Gras, der Gesang eines Vogels, der goldene Kuß der sinkenden Sonne, das Alles löste den bitteren Schmerz, der ihre Seele erfüllte, sanft und lindernd auf, und gewährte ihr in der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung eine Ruhe, einen solchen Frieden, wie sie ihn nirgends anderswo zu finden vermochte. Der Duft des Grases und der Blumen betäubte sie, schläferte sie ein, und in einem solchen Augenblicke lehnte sie ihren Kopf an das schmucklose, hölzerne Kreuz und entschlummerte.

Ja, niedergesunken auf das Kreuz war sie eingeschlafen, und während dieses Schlummers war es ihr, als spräche die ihr so wohlbekannte Stimme von dem Kreuze, daß es ein hübsches Kreuz sei, daß man sich seiner nicht zu schämen brauchte, daß eine Menge der anständigsten Leute unter keinem besseren schlummerten — daß das Kreuz einmal das Kreuz sei, daß Jedermann sein Kreuz habe, daß man dem Kreuze Unrecht thue, und daß es sehr zu wünschen wäre, wenn das Kreuz wieder recht zu Ehren käme. — — —

Damit erwachte sie, fuhr empor und strich sich erschreckt, fast entsetzt ihr herabgesunkenes Haar aus dem Gesichte — sie war nicht auf dem Friedhofe, sie befand sich in ihrem Zimmer, sie kniete nicht am Grabe ihres Mannes, sie saß aufrecht in ihrem Bette; Etwas nur blieb, wie es soeben gewesen, ihre gefalteten Hände, ihre strömenden Zähren. Dann erhob sie diese gefalteten Hände an ihre nassen Augen, und horchte zitternd und zagend der bekannten Stimme, die neben ihr sprach. O, wie fürchtete sie, sie möchte in der nächsten Secunde den Klang der Stimme nicht mehr hören, wie blickte sie um sich her in fast wahnsinniger Angst, ihr vom freundlichen Strahl der Sonne beleuchtetes Zimmer würde sich mit einem Male verwandeln in den friedlichen aber so traurigen Ort, an dem sie im Geiste soeben gewesen. Aber es blieb wie es war: die Sonne schien durch die blauen Vorhänge, das Zimmer verwandelte sich nicht im Geringsten, und der Klang der bekannten Stimme blieb derselbe, als diese liebe, gute, so lange nicht mehr gehörte Stimme sprach: „Kind, du hast einen schweren Traum gehabt, ich hätte dich gerne geweckt, aber ich mochte das nicht thun, weil du es nicht gerne hast."

„O, hättest du mich geweckt," sagte sie mit vor Freude zitternder Stimme und mit einem so herzlichen Ausdrucke derselben, wie er ihn lange nicht gehört, „hättest du mich schon vor Stunden geweckt und mir lieber erzählt, wie du dich gestern Abend amüsirt — ich glaube, ihr waret im Kreuz, nicht wahr, lieber Scheppeler?"

„O, laß das gut sein, liebes Kind," sagte er etwas befangen, „du weißt, der Rechnungsrath geht gerne dahin, der Rechnungsrath ist mein guter Freund, wir plaudern so behaglich zusammen, und der Rechnungsrath schwört hoch und theuer, das Kreuz sei das anständigste Wirthshaus, das er kenne."

„Und der Rechnungsrath hat Recht," sagte sie eifrig, „ich habe es aus sehr guten Quellen erfahren, und wenn du auch ein paar Mal wöchentlich in's Kreuz gehst, lieber Scheppeler —"

„Wöchentlich ein paar Mal? du irrst, liebes Kind."

„Nun, ich meine nur so, es könnte ja sein, und es würde mich wahrhaftig freuen, wenn du also auch wöchentlich ein paar Mal in's Kreuz gehst, so solltest du doch darüber andere solide Wirthshäuser, wo du auch Freunde findest, nicht so ganz vernachlässigen, man lobt sehr den Hirsch und den russischen Hof. Gewiß, lieber Scheppeler, ein Mann, der den ganzen Tag angestrengt arbeitet wie du, der kann sich Abends schon eine anständige Erholung gönnen."

Der gute Steuerdirector wußte nicht, wie ihm geschah, er schaute seine Frau einigermaßen verlegen von der Seite an, doch bemerkte er in ihrem Gesichte nichts von dem bekannten stechenden Blicke, von den, bei ähnlichen Veranlassungen, zusammengekniffenen Lippen um den zuckenden Mund; sie blickte ihn freundlich lächelnd, frei und offen an. Ja, als er fast stotternd sagte: „Gestern

Digitized by Google

Abend war es ein Bischen spät, aber man kann nicht immer, wie man will, man wird zuweilen aufgehalten," gab sie freundlich zur Antwort: „Wie spät wird es gewesen sein, vielleicht zwölf Uhr vorüber? wenn du nur heute Morgen keine Kopfschmerzen hast, so mußt du dir daraus nichts machen."

Kopfschmerzen hatte er keine, aber das, was er hörte, sauste ihm sonderbar durch das Gehirn. Während er sich ankleidete, blickte er einige Male verstohlen und mißtrauisch auf seine Gattin, ob ihm nicht ein höhnisches Lachen anzeige, das Alles von vorhin sei nur ein grausamer Scherz gewesen.

Aber sie lachte nicht höhnisch, sie that alle ihre Geschäfte mit einer unbekannten Milde und Freundlichkeit, es war kein Scherz gewesen — — — mit der Frau müßte was ganz Absonderliches vorgefallen sein. Wie freute sich der gute Steuerdirector, wie heiterte sich sein sorgenvolles Gemüth auf, wie war er glücklich und darum lustig, wie war er lustig und darum einer der angenehmsten Ehemänner, die man sich denken konnte.

Einmal während des Kaffeetrinkens, als Madame Scheppeler zu bemerken glaubte, es fehle ein Stückchen Zucker in der Zuckerdose, leuchtete es unheimlich auf in ihrem Auge, aber nur einen Moment, dann sagte sie in gutmüthigem Tone: „Pah, was thut's auch, das soll uns die Laune nicht verderben."

Und Das und Aehnliches und Schlimmeres war fortan in der That nicht mehr im Stande, die gute Laune der Frau Scheppeler zu verderben, die Laune einer liebevollen, freundlichen und herzlichen Gattin, die sie von da an ihrem Manne war und blieb.

Der Steuerdirector erfuhr niemals, welche Veranlassung an dieser plötzlichen und auffälligen Umwandlung schuld gewesen. Er war mit dem Resultate zufrieden, das ihn zum glücklichsten Manne gemacht.

Gemeinnütziges.

Wer in den trüben neblichen Tagen und langen Nächten an Athem leidet und mit Beengung zu kämpfen hat, der versuche es doch mit dem Salpeterpapier. Eine Hand groß davon im Zimmer verbrannt und den durch die Luft ziehenden Dampf eingeathmet, hat schon manchem Engbrüstigen große Erleichterung verschafft, unzweifelhaft in Folge des reichlichen Sauerstoffgases, das der Salpeter beim Verbrennen entwickelt. Man lasse sich das Papier in einer Apotheke machen, kann es aber auch selbst bereiten, indem man reines Wasser mit Salpeter sättigt, weiches Papier (am besten weißes Filtrirpapier) hineinlegt und dieses dann trocknen läßt.

Verschiedenes.

In Mannheim ist auf dem Wochenmarkte ein nettes Gaunerstückchen ausgeführt worden. Eine Frau kauft letzten Donnerstag zwei Gänse, zählt und zählt, aber das Geld langt nicht ganz. „Da, Alter, hebt mir einstweilen meinen Hut Zucker auf, ich bringe sogleich das Geld." Der Bauer, dem 14 Pfund Zucker hinreichendes Pfand für zwei Gänse scheinen, ist zufrieden und denkt, als die Frau nicht wiederkommt: „na, die Gans läßt mir ihren Zucker", wird aber anderer Ansicht, als er zu später Stunde den Hut öffnet und statt Zucker eine Form von Lehm findet. Da wurde er inne, daß er es nur mit zwei Gänsen zu thun hatte.

Ein Herr wurde durch einen seiner Freunde zu einem Landschaftsmaler geführt, dessen Frau sehr schön war. Er besuchte sie nach acht Tagen zum zweiten Mal und fand den Gemahl zu Hause. Ein wiederholter Besuch nach acht Tagen, und der Gemahl ist wieder zu Hause. „Zum Henker, Herr," fuhr der zwei Mal Getäuschte heraus, „für einen Landschaftsmaler sind Sie auch zu wenig auf dem Lande."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 155. Samstag, den 27. December **1862.**

December.

Kommt ein Greis herabgefahren
Hoch von Norden in das Land,
Trägt die Kron' auf grauen Haaren,
Eine Sichel in der Hand!

Und der Sturm das ist sein Knappe,
Der durch Waldesgründe tost,
Und der Schnee ist seine Kappe,
Denn sein Herold ist der Frost!

Mürrisch geht er durch die Städte,
Schleicht durch Dörfer, Flur und Hain,
In ein kaltes Todtenbette
Hüllet er die Erde ein!

Müde sinkt das Haupt ihm nieder
Unter seines Alters Last,
Denn viel tausend Mal schon zieht er
Also hassend und gehaßt!

Einen Freund doch möcht' er haben,
Ein Herz, das ihm sich ergibt,
Doch verschollen und vergraben
Sind sie längst, die ihn geliebt!

Drum thut er auch wie viel' Greise,
Wenn sie einsam, freudlos sind,
Und gesellt nach Menschenweise
Sich zu Kindern, als ein Kind!

Müht sich, sie zum Spiel zu locken,
Er, der tausendjährige Mann,
Seine besten Silberflocken
Bietet er dem Knaben an.

Deidesheim. . . . a.

Der Weihnachtsabend im Eisenbahnwärterhäuschen.

Inmitten eines dunklen Fichtenhochwaldes zwischen Weser und Elbe, den die riesigen Eisenbahnzüge fast stündlich durchbrausen, liegt ein kleines Bahnwärterhäuschen, welches zur Sommerzeit, wenn die Blumen in dem wohlgepflegten Gärtchen blühen und duften, die Eichen und Buchen ihre dichtbelaubten Aeste schirmend über das niedere Dach breiten, und die Vögel allüberall ihre fröhlichen Lieder anstimmen, eine anmuthige Oase in der weiten waldbewachsenen Haidwüste bildet. Wenn aber die schönen Blumen verblüht und die Sänger des Waldes nach fernen Ländern gezogen sind, wenn tiefer Schnee auf den Fächerzweigen der hohen Tannen liegt, und die Bewohner der nächsten Dörfer nicht mehr vorbeiwandern — da ist es mit Ausnahme der wenigen Minuten, während welcher das dumpfe Rollen und das donnernde Getöse eines vorüberfahrenden Zuges durch den schweigenden Forst hallt, gar still und einsam dort.

An einem solchen einsamen Winterabend — es war in der ersten Hälfte des Monats December — saß der Bahnwärter Grundmann mit seiner Frau in dem kleinen Stübchen, aus dessen Fenstern man die Eisenbahn eine Strecke weit nach Süden zu überschauen konnte, und sprach mit ihr von der Theurung, welche es ihm bei seinem geringen Gehalt schwer machte, seine Familie zu ernähren. Die trübe Stimmung, welche sich des noch in den besten Jahren stehenden Ehepaars bemächtigt hatte, ward noch vermehrt durch den grimmigen Sturm, der das kleine Häuschen umbrauste und den

Digitized by Google

Fichtenwald durchtobte, daß die Wipfel der hohen, schlanken Tannen ihm kaum zu trotzen vermochten.

„Solch eines Sturms weiß ich mich nicht zu entsinnen", sagte Grundmann, nachdem er eine Weile schweigend durch das vom Regen gepeitschte Fenster in das Dunkel hinausgeblickt hatte. „Der letzte Zug, der von E. kommt, braucht bis hieher fast keine Locomotive; der Sturm könnte ihn ganz allein hieher jagen!" — „Gott gebe, daß im Kirchdorf kein Unglück vorfällt!" erwiederte die Frau mit besorgter Miene. „Bei einem Sturm wird mir's jedes Mal ganz angst — ich fürchte immer, der alte gebrechliche Thurm drüben könnte einstürzen und die nächsten Häuser zerschmettern." — „Ach, der Thurm kann noch manches Jahr stehen", meinte Grundmann. „Aber im Walde wird der Sturm vielen Schaden anrichten — das ist gewiß. Horch, da kracht es wieder hinter unserm Häuschen! Da ist sicher eine der großen Tannen umgestürzt, welche auf dem Hügel stehen, und welche der Wind so recht fassen kann. 's ist nur gut, daß uns die Eichen und Buchen vor solch einem fallenden Riesen schützen; die Herren Eisenbahnbauleute haben dies Plätzchen klug gewählt."

Die kleine Wanduhr schlug jetzt die neunte Stunde. Grundmann sprang auf, zog seinen warmen Winterrock an, ergriff die Laterne und eilte hinaus, um die ihm zugewiesene Strecke der Bahn zu „begehen." In einer halben Stunde mußte der letzte Zug vorüberkommen. Draußen herrschte eine ungewöhnliche Dunkelheit. Ueber den Himmel jagten schwarze Wolkenheere und der Regen goß in Strömen hernieder. Ringsum war nichts zu erkennen als die dunklen Waldmassen und das blanke Schienengleis, welches zwischen denselben hinlief. Der Sturm raste mit derselben Wuth weiter, und fern im Forst schallte das Krachen der stürzenden Tannen.

Grundmann untersuchte seine ganze Strecke auf's Genaueste und eilte dann rasch seinem Häuschen zu, um noch einige Minuten vor der gesetzlichen Zeit dort einzutreffen. Als er denselben bis auf hundert Schritte nahe gekommen war, ward er plötzlich von einer seltsamen Angst ergriffen. „Ich wollte, der letzte Zug wär' erst vorüber", sprach er bei sich. „Mir ist's grad', als ob ein Unglück passiren müßte!"

Nachdem er einige Schritte weiter gegangen war, blieb er stehen — es däuchte ihm, als ob der Bahndamm erschüttert worden sei. Auch meinte er ein lautes Krachen in einiger Entfernung hinter sich gehört zu haben. „Sollte eine Tanne neben der Bahn umgestürzt und auf die Schienen gefallen sein?" dachte er. „Da könnte das Unglück, vor dem mir graut, sich am Ende auf meiner Strecke ereignen!" Hier galt es, einen raschen Entschluß zu fassen. Wenn er so schnell lief, als er vermochte, konnte er den bereits durchwanderten Theil seiner Strecke zum zweiten Mal untersuchen und doch noch kurz vor dem Eintreffen des Zuges bei seinem Häuschen dort anlangen, um nöthigenfalles das Signal zum Halten geben zu können.

So lief er denn rasch zurück und fand zu seinem größten Schrecken seine Vermuthung bestätigt. Eine riesige Tanne unweit der Bahn war vom Sturm entwurzelt worden — der obere Theil derselben lag quer auf den Schienen. — Er bot alle seine Kräfte auf, um den Baum auf die Seite zu schieben — vergebens — er vermochte ihn kaum zu bewegen. Die Zeit war zu kurz, um eine Axt zu holen und den Wipfel abzuhauen — es blieb ihm nichts Andres übrig, als in größter Schnelligkeit nach seinem Häuschen zu laufen und das Signal zum Halten zu geben.

Mächtig gegen den rasenden Sturm ankämpfend, erreichte er sein Ziel in demselben Augenblick, als am Ausgang des Waldes die rothen Lichter der Locomotive sichtbar wurden. Fast des Athems beraubt und mit zitternden Händen benachrichtigte er den Locomotivführer von der drohenden Gefahr und gewahrte zu seiner unaussprechlichen Freude, daß der Letztere das Signal sogleich bemerkt hatte und den Zug zum Stehen zu bringen suchte. Dies gelang ihm auch, aber erst eine ziemliche Strecke unterhalb des Bahnwärterhäuschens. Grundmann hatte indessen rasch seine Laterne weggeworfen, eine Axt und eine Säge aus seinem Häuschen geholt und war dem vorüberbrausenden Zuge

Digitized by Google

nachgeeilt. Mit wenigen Worten setzte er den Zugführer von dem Vorgefallenen in Kenntniß und eilte mit sämmtlichen Conducteuren und Packern, die den Zug begleiteten, nach der gefahrdrohenden Stelle.

Nach Verlauf von einigen Minuten war der Baum von den Schienen entfernt, und während Alle nach dem Zuge zurückkehrten, erzählte Grundmann, auf welche Weise er noch zu rechter Zeit die Gefahr entdeckt und abgewendet habe. Die Passagiere hatten anfangs geglaubt, der Haltpunkt sei eine der kleinern Stationen; als sie nun aber die Ursache des Anhaltens erfuhren, da war des Fragens kein Ende, und im Gefühle voller Sicherheit erzählten die Conducteure den Vorfall mit großer Umständlichkeit und mit einigen haarsträubenden Zusätzen, so daß es manchen Passagieren nach der überstandenen Gefahr erst recht angst wurde.

Ein ältlicher Herr in einem Waggon zweiter Classe erkundigte sich besonders genau nach Allem, was sich begeben, und als der Conducteur ihm ausführlich mitgetheilt, was er gehört und gesehen, fragte jener nach dem Namen des Bahnwärters, nach dem der nächsten größern Station und des dortigen Bahnhofverwalters. Diese Fragen waren kaum beantwortet, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte und den Wettlauf mit dem Sturme von Neuem begann. Grundmann freute sich mit seiner Frau recht herzlich darüber, daß es ihm gelungen, die schreckliche Gefahr abzuwenden, hing seinen durchnäßten Rock zum Trocknen an den Ofen, zog die Wanduhr auf und begab sich ermüdet zur Ruhe. —

Vierzehn Tage später, am Weihnachtsabend saß Grundmann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern wieder in dem kleinen wohlgeheizten Stübchen und erzählte ihnen mancherlei aus seiner fernen Heimath. Diese Erinnerungen aus der Jugendzeit machten ihn unvermerkt traurig, denn seine Eltern waren wohlhabende Leute gewesen, die sich nicht hatten träumen lassen, daß ihr Sohn einst durch Unglücksfälle aller Art gezwungen werden könne, die ärmliche Stelle eines Bahnwärters anzunehmen. Und als ihn nun endlich seine Kinder fragten: „Vater, was schenkst du uns denn zum Weihnachten?“ — da ward ihm ganz weh um's Herz, und er stand auf, um seiner Frau und den Kindern seinen Schmerz zu verbergen.

„Wenn ich die Bahn entlang gehe, treffe ich drunten bei der Brücke noch mit meinem Nachbar Werner zusammen“, erwiederte er nach einer Pause. „Der hat versprochen, mir einen schönen Kuchen aus dem Kirchdorf mitzubringen; hoffentlich wird er's nicht vergessen haben.“ — Nach diesen Worten verließ er das Zimmer, um vor der Ankunft des letzten Zuges den ihm zugewiesenen Theil der Bahn zu besichtigen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Gegen erfrorne Hände und Füße lasse man sich in der Apotheke nur zu gleichen Theilen mischen: Acidum aceticum concentratum camphoratum und Spiritus vini rectificatissimus. Damit werden die erfrorenen Stellen Morgens und Abends tüchtig eingerieben. Wunde Plätze muß man aber vermeiden.

Verschiedenes.

Der „Publizist“ schreibt aus Berlin: Ein Berliner Literat, welcher durch seinen Apollokopf und seine Liebenswürdigkeit alle Herzen gewinnt, hat auf eine seit etlichen Wochen hier weilende schöne und reiche Tochter Albions, welche sich fast täglich im Carré'schen Cirkus als Zuschauerin befindet, nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck zu machen. Die Engländerin ist eine leidenschaftliche Verehrerin der hohen Reitkunst, und nachdem sie einmal sich vorgesetzt hat, keinem Manne die Hand zu reichen, welcher nicht mit anderen Vorzügen auch die Krone des Hippodroms vereine, hält sie diese Idee mit der den Kindern des Inselandes eigenthümlichen unerschütterlichen Consequenz fest. Die Dame ist entzückt von den äußeren und inneren Vorzügen unsers Landsmannes, vertieft sich träumerisch in sein klares deutsches Auge, lauscht entzückt seinen Reden und seinen musikalischen Vorträgen, — allein die Seinige

Digitized by Google

wird sie nimmer, bevor sie ihn, die schlanken Glieder in Tricot gehüllt, unter dem unausbleiblichen Beifallrufe seiner zahlreichen Freunde den Circus hat durchjagen sehen. — Unser Freund aber begnügt sich nicht damit, Abends während der Vorstellung sehnsuchtsvolle Blicke mit der Geliebten zu tauschen. Entschlossen und thatkräftig will er die Bedingung seines Glückes erfüllen, täglich tummelt er das Roß in der stillen, nur durch den belehrenden Ruf des Meisters belebten Arena, und hoffentlich werden wir ihn bald sein Glück erjagen sehen.

Ein Reisender beschreibt folgende in Paris eingeführte Neuerungen: Ein Haus wird neu getüncht. Die Balken des Gerüstes sind nicht in das Trottoir, das man in Wien bei solchen Gelegenheiten aufreißt, getrieben, sondern sie werden von naß umlegtem und dann trocken gewordenem Gypsstein festgehalten. Unterhalb der oben beschäftigten Arbeiter ist die ganze Breite des Hauses entlang ein Netz gespannt, damit der Maurer, wenn er herabfällt, nicht den Tod auf dem Pflaster finde. Wir gelangen zu einem Etablissement, das wir noch nicht kennen, es ist die große, das ganze Parterre eines Eckhauses einnehmende Fleischbank des Herrn Duval. Sie sieht aus wie das glänzendste Café, gefüllt mit Fleisch. Weißer Marmor, Stuckarbeit und Gold, wohin man sieht. Die rothen Cotelettes werden auf schimmernden Silberwaagen gewogen; die drei Damen des Comptoirs sitzen wie die Parzen in ihrer goldenen Kaffeefestung; die Kalbsköpfe sind, als ob sie auf den Ball gingen, mit Kränzen geziert, Blumen umschlingen die Hammelskeulen, füllen den Grund der hohen Krystallfenster, und das weißlackirte Gesims des Portals ist mit hölzernen, vergoldeten Ochsen- und Schafsköpfen garnirt. Ein Anlockungsschaustück eigener Art hat ein Verkäufer von Hühneraugensalbe auf dem Boulevard des Italiens errichtet. Eine sitzende Dame lehnt den schönen nackten, blos durch ein Hühnerauge auf ihrer kleinen Zehe bemackelten Fuß auf einen Schemel, der „Doctor", tadellos schwarz gekleidet, faßt den Fuß, hält ihn fest, tupft das Hühnerauge, wendet den Kopf, sieht die Damen mit den rollenden schwarzen Augen an und bewegt die Lippen, als wollte er fragen: „Thut es weh?" Die Dame schüttelt verneinend den Kopf und zieht das Füßchen zurück. Sodann beginnt von Neuem Frage und Antwort und nebenan stampft dazu ein Mohr, die Salbe bereitend, den Takt. Fortwährend stehen Massen von Menschen vor diesem Spiel der Automaten — und Niemand betrachtet die Photographie-Auslagen von Mayer und Pierson, welche an derselben Boutique angebracht sind und für welches Ausstellungsrecht die Photographen jährlich 500 Frcs. zahlen. Darob traten diese Künstler, welche mit dem früheren Besitzer des Ladens, einem Handschuhmacher, den Vertrag geschlossen, klagbar auf, und das Gericht, einsehend, daß alle Welt nur die Hühneraugen-Automaten bewundere und Niemand die Photographirten, sprach die Herren Mayer und Pierson vom Pachtzinse los und verpflichtete den „Doctor", die Ausstellung der Bilder kostenfrei zu dulden.

An den ersten kalten Wintertagen konnte man in Paris eine Anzahl Damen mit Muffs von Fuchspelz sehen, welche oben mit dem Kopfe dieser pfiffigen Bestie geziert waren. Es wird gar nicht lange dauern, so werden die Damen auch die Köpfe von Bären, Wölfen, Schakals und Hyänen mit sich herumtragen, und somit wird auf den Boulevards eine wandelnde Menagerie zu sehen sein.

(Eine Vorstellung.) In den fliegenden Blättern findet sich folgender originelle Dialog nebst Conterfei: A.: „Meine Schöne, ich erlaube mir, Ihnen meinen Freund Emil Trautenhain vorzustellen." — Dame (frappirt): „Ich — habe ja gar nicht einmal die Ehre, Sie zu kennen." — A.: „Bitte — auch nicht nöthig; sowie Sie mit Trautenhain bekannt sind, werde ich mir die Freiheit nehmen, mich durch ihn vorstellen zu lassen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 156. Dienstag, den 30. December **1862.**

Pfälzisches Rheinlied.

Ein wunderherrliches Leben
Am Rhein, an dem herrlichen Rhein!
Da wachsen die rankenden Reben,
Da funkelt der köstlichste Wein.
Wir lassen von dir nicht, o Rhein,
So lange noch perlet dein Wein! —

Hier Engel in ird'schen Gestalten,
Wohin auch das Auge nur schaut;
Ihr freundliches, liebliches Walten
Macht sie uns so lieb und so traut. —
Wer freien will, — wir sagen's laut:
Erwähl' sich am Rhein eine Braut! —

Auch tönen allüberall Lieder
Im Wäldern, auf Fluren, im Hain.
Der Pfälzer, so edel und bieder,
Wenn's gilt, ja, er stirbt für den Rhein! —
D'rum stimmet im Chore mit ein:
„Hoch lebe die Pfalz und der Rhein! —

Deidesheim. Karl Rohr.

Der Weihnachtsabend im Eisenbahnwärterhäuschen.

(Schluß.)

In tiefem Schweigen lagen die vom dämmernden Halbmond beleuchteten und mit Schnee bedeckten Waldmassen da; über den lichtblauen Winterhimmel wanderten einzelne weiße Wolken, und hell und klar funkelten die Sterne hernieder. Die feierliche Stille, welche ringsum waltete, machte Grundmann noch trauriger. Er dachte an die längst entschwundenen glücklichen Tage der Jugend, und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Ich bin als Kind stets so reich beschenkt worden, — und nun kann ich meinen Kindern nicht einmal die kleinste Freude machen!“ sprach er vor sich hin. „Und dennoch wollt' ich mich nicht so darum grämen, wenn ich ihnen und meiner Frau nur allezeit das Nöthige verschaffen könnte!“ In schmerzliche Gedanken versunken, wanderte er langsam bis zu der Brücke, welche den nördlichen Endpunkt seiner Bahnstrecke bildete. Statt seines Collegen Werner fand er dort einen Knaben, welcher zitternd vor Kälte auf dem Geländer saß und weinte. Neben ihm stand ein ziemlich schwerer Korb.

Grundmann schaute dem Weinenden in's Gesicht und erkannte in ihm den Sohn des Schullehrers aus dem nächsten Dorfe. Er fragte ihn, wie er hierher komme und weßhalb er so bitterlich weine. Der Knabe erzählte ihm darauf, sein Vater habe ihn nach der nächsten Station geschickt, um von dort einen Korb voll Weihnachtssachen zu holen; dieser aber sei so schwer, und die Hände seien ihm so starr vor Kälte, daß er nicht weiter zu gehen vermöge.

„Wenn's sonst nichts ist, so komm' nur mit mir“, versetzte Grundmann, indem er den Korb ergriff und den Knaben bei der Hand nahm. „Wenn du dich ein Viertelstündchen in meinem Häuschen gewärmt hast, bring' ich dich zu deinen Eltern.“

Das Häuschen war bald erreicht. Grundmann schob seinen Schützling in das warme Zimmer, begab sich auf seinen Posten und ließ den Zug vorüberbrausen. Dann schlug er ein dickes Tuch um die Schultern des Knaben und machte sich mit ihm auf den Weg.

Als die beiden späten Wanderer im Dorf anlangten, begegnete ihnen die Magd des Schullehrers, welche ausgeschickt worden war, den müden kleinen Buben zu suchen,

Digitized by Google

und sich nicht wenig verwunderte, ihn in Begleitung des Bahnwärters zu sehen. „Da bring' ich Ihnen Etwas zum Weihnachten, Herr Schulmeister", sagte Grundmann lächelnd, als er mit dem Knaben in's Zimmer trat. „Sie haben sich wohl schon um ihn geängstigt?" Die hocherfreuten Eltern dankten dem Bahnwärter auf's Herzlichste für seine Menschenfreundlichkeit, ließen sich ausführlich von ihm erzählen, wo und wie er den Knaben gefunden, und wollten ihm einige kleine Weihnachtsgeschenke für seine Kinder mitgeben; allein Grundmann eilte rasch davon, kaufte bei dem Bäcker den, den letzteren versprochenen Kuchen und wanderte schnellen Schrittes seinem einsamen Häuschen zu, um den noch übrigen Theil des Abends im Kreise der Seinigen so froh, als es möglich war, zu verbringen.

Es sollte ihm aber noch eine unerwartete Freude zu Theil werden. Als er in's Zimmer trat, erblickte er inmitten desselben einen großen Kasten, welcher, wie ihm seine Frau sagte, vor einer halben Stunde von seinem Collegen Werner gebracht worden sei; dieser habe denselben von dem Bahnhofsverwalter im nächsten Städtchen erhalten mit dem Auftrage, ihn an Grundmann abzuliefern. In dem beigelegten Briefe stehe, für wen der Kasten bestimmt sei.

Grundmann beschwichtigte die Kinder, welche seine Taschen untersuchen wollten, öffnete den Brief und las ihn, in der Erwartung, daß der Kasten für Jemand in einem der umliegenden Dörfer bestimmt sei, und daß er denselben dorthin schaffen solle. Allein kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, als hohe Freudigkeit seine Züge verklärte. Der Brief entsank seiner Hand und seine Augen wurden feucht. „Um Gotteswillen — was ist dir, Heinrich?" rief seine Frau, zwischen Angst und Hoffnung schwebend.

Grundmann vermochte vor freudiger Bewegung kein Wort zu erwiedern. Er stürzte auf den Kasten los, ergriff ein Beil, schlug den Deckel herunter, beseitigte mit zitternden Händen das obenaufliegende Stroh und Papier und rief dann mit lautem Jubel: „Komm' her, Anna! Kommt her, Kinder! Nun wollen wir Weihnachten feiern — einen Weihnachten, wie ich ihn vor Zeiten gefeiert habe! Seht her — das Alles ist für euch! Ein edler Mann hat es euch geschickt! O es ist gar viel darin!" Und hierauf begann er unter dem Jauchzen der Kinder und den lauten Freudensäußerungen der verwunderten Gattin den stattlichen Kasten zu leeren, aus dem gar schöne Sachen zum Vorschein kamen: hübsche Kleidungsstücke aller Art und von aller Größe, sowie mancherlei noch nicht verarbeitete Stoffe. In einem besondern Kästchen befanden sich verschiedene Eßwaaren, Kuchen u. dergl. Den größten Jubel aber rief eine mit blanken Thalern gefüllte kleine Geldbörse hervor, welche in der Tasche eines für Grundmann bestimmten warmen Winterrockes steckte.

„Aber sage mir um Gotteswillen, was bedeutet das? Woher kommen all' die prächtigen Geschenke?" fragte die Frau, welche halb und halb zu fürchten schien, daß Alles ein schöner Traum — ein Irrthum sein könne. „Weißt du auch ganz gewiß, Heinrich, daß wir die herrlichen Sachen haben sollen?" — „O, das weiß ich so gewiß, als heute Weihnachtsabend ist!" rief Grundmann mit leuchtenden Augen. „Sieh', hier ist der Brief, in welchem es steht. Höre nur, was unser unbekannter Wohlthäter schreibt!" Bei diesen Worten raffte er den Brief auf und las ihn der lauschenden Gattin vor. Derselbe lautete folgendermaßen:

„Lieber Grundmann!

Zum Danke dafür, daß Sie durch Ihre Pflichttreue vor vierzehn Tagen viele hundert Menschen vor großem Unglück bewahrt haben, senden Ihnen einige der Passagiere, welche sich dazumal auf dem Zuge befanden, beikommende Geschenke für Sie und die Ihrigen. Ich veranstaltete bei meinen Reisegefährten eine Geldsammlung für den „wackern Bahnwärter" und legte als der Reichste von ihnen so viel hinzu, daß Sie einen frohen Weihnachten feiern können. Ich habe außerdem genaue Erkundigungen über Sie eingezogen und hoffe, daß ich später im Stande sein werde, Ihnen meine Dankbarkeit noch besser zu beweisen. — Ein recht fröhliches Weihnachtsfest wünscht Ihnen und Ihrer Familie

A. B. N.
Kaufmann in H."

Digitized by Google

„Ja, nun glaub' ich's auch, daß die prächtigen Sachen für uns bestimmt sind!" rief die Frau. „Gott segne den edlen Mann tausend Mal für seine Menschenfreundlichkeit!" Und jetzt war es Weihnachten, freudiger Weihnachten im kleinen Bahnwärterhäuschen. Die glücklichen Eltern blickten die jauchzenden Kinder mit leuchtenden Augen an, und durch die niedren Fenster schauten der klare Mond und die freundlichen Sterne herein, gleich als freuten sie sich des herzinnigen Jubels der kleinen Familie im einsamen Fichtenhochwalde.

Die Wissenschaft im Dienste der Hausfrauen.

Schon im vorigen Jahr erregte die in Liverpool befindliche Fabrik, die künstliches Eis producirte, großes Interesse, da dieselbe, weit über das bloße Experiment des Laboratoriums hinaus, wirkliche Eisplatten von 3 Zoll Dicke lieferte. Dieselben wurden durch Verdampfung von Aether hergestellt und 40—60 Centner wurden täglich fabricirt. Die Zeit des Gefrierens dauerte $2^1/_2$ Stunden und das Pfund Eis wurde mit einem halfpenny (5 Pfennige) bezahlt; kaufte man größere Quantitäten, so wurde es noch billiger berechnet, während das aus Amerika bezogene Eis doppelt und dreifach theurer war. Jetzt begegneten wir auf der Weltausstellung in London der Siebe'schen Dampf-Eis-Maschine, und sahen sie vorzugsweise von Damen umlagert, deren practischer Sinn sofort die Tragweite dieser herrlichen Erfindung ermißt. Wer vor diesem Apparat, in einer Wärmetemperatur von 15—18 Grad Réaumur, welche theils durch die eindringende Sonne, theils durch Dampfleitungsröhren, die durch den Raum gehen, erzeugt wird, steht, und die großen Stücke klaren Eises herausnehmen sieht, während er mit eigenen Augen gesehen, daß man kurz zuvor reines Wasser in die Gefäße goß, dem kann man es nicht verargen, wenn er hier an Zauberei glaubt; — es ist auch eine solche und die Zauberin, die es schafft, heißt „Physik". Nach ihren Gesetzen verdampft jede Flüssigkeit um so leichter, als der Luftdruck, unter dem sie sich befindet, vermindert wird, und jede Verdunstung verschluckt so viel Wärme, daß die Kälte schnell zu freier Wirkung kommt. Wir sehen, daß eine Dampfmaschine eine starke Luftpumpe in Bewegung setzt, welche den gegebenen Raum fast luftleer macht. Eine leicht verdunstende Flüssigkeit verwandelt sich in diesem Raume schnell in Dampfform, sobald sie ihrer nächsten Umgebung die Wärme entzogen hat. Diese nächste Umgebung besteht in einer Quantität sehr starker Salzauflösung, welche, nun ihrer Wärme beraubt, bis mehrere Grad unter Null erkaltet — denn zum Frieren kommt sie schwer —; sie wird daher noch dickflüssig durch eine kurze Röhre in den Apparat geleitet, worin die Gefäße mit Wasser stehen, welches letztere bei der Berührung der unter Null stehenden Salzauflösung sich sofort in Eis verwandelt. In dieser Weise zwingt man in scharfsinniger Construction durch mechanische Kraft die Natur, dem Wasser Wärme zu entziehen und selbst bei hoher Temperatur es in Eis zu verwandeln. Natürlich hat man die Apparate vor allen wärmeleitenden Stoffen geschützt.

Von wie segensreicher Wirkung diese Erfindung sein kann, begreift sich in Norddeutschland vielleicht weniger als in England; am meisten aber entzückte die Erfindung einen in Indien stationirten Arzt. Welche Wohlthat, in die Spitäler dem am Sumpffieber verbrennenden Kranken auf diese Weise nicht nur Linderung, sondern auch Heilung seiner Qual zu bringen, indem man kühle Luft durch Aufstellung von Eiskübeln um ihn herbeiten kann. Die englische Regierung hat auch sofort, in Folge dargelegter Vorstellung der Wichtigkeit der Erfindung hinsichts der Gesundheitspflege in den Militärkrankenhäusern in südlichen Klimaten, Maschinen von der größten Dimension bestellt, die zur Verwendung in den indischen Spitälern kommen sollen. Auch hier kostet die Fabrikation weniger, als das per Schiff herbeigeholte Eis. Die weiteren Vortheile werden sich in den Schlachthäusern zeigen, wo es sehr darauf ankommt, eine niedrige Temperatur zu haben und das Fleisch, das zum Schiffsproviant gesalzen wird, möglichst kalt in die Pöckeltonnen zu bringen, wodurch es ein in

Digitized by Google

jeder Beziehung wohlconservirteres bleibt. Hat aber erst jede Stadt und jedes Städtchen seine Siebe'sche Dampf-Eis-Maschine, dann, ihr Hausfrauen, seid auch ihr in Küche und Keller besser daran! Wie die Milchfrau, so bringt auch der Eismann euch täglich einige Pfund Eis; die Sahne wird nicht mehr sauer, die Butter bleibt im Sommer hart und der Hausfriede ist gesichert, denn auch — der Champagner kann kalt stehen!

Verschiedenes.

Der in Paris verstorbene Banquier Ostermann aus Neufchatel war dermaßen vom Geiz geplagt, daß er sich kaum halb satt aß. Selbst noch wenige Tage vor seinem Tod konnte man es nicht dahin bringen, daß er sich ein Pfund Fleisch kaufte, um sich Suppe bereiten zu lassen. „Ich habe zwar keine Aversion gegen die Suppe, sagte er, aber ich habe keinen Appetit zum Fleisch, was soll ich nun mit diesem machen?“ Während er dies Stärkungsmittel ausschlug, weil er besorgte, einige Pfund Fleisch kaufen zu müssen, hatte er eine Seidenbörse um den Hals gebunden, welche 800 Assignaten, jede von 1000 Livres, enthielt. Als er zu handeln anfing, trank er alle Abend eine Maß Bier (das ihm zugleich auch als Souper diente) in einem stark frequentirten Wirthshaus, aus dem er jeden Abend alle Bouteillenstöpsel, deren er habhaft werden konnte, nach Haus mitnahm. In Zeit von 8 Jahren hatte er so viel Stöpsel gesammelt, daß er sie für 8 Louisd'or verkaufte. Dies Geld war die Grundlage seines Vermögens, das durch seine Aktienreiterei reißend schnell zunahm. Bei seinem Tod hinterließ er ein Vermögen von 3 Million Livres. — (Den hatte der Kork oben schwimmen gemacht.)

Der Herr vom Hause. — „Sind Sie der Herr vom Hause?“ — „Jawohl,“ war die Antwort, „ich bin's, meine Frau ist gestern gestorben.“

Zu Ferrieres.

In dem Schloß zu Ferrieres,
In dem goldgeschmückten Saale
Sitzen sie, die zwei Gebieter
Dieser Welt, beim gold'nen Mahle.

Sitzen auch des Hauses Damen
An dem Tisch in Gold und Seiden,
Rechts die eine, links die andre,
Und der Louis zwischen Beiden.

Doch dem Louis gegenüber
Sitzt der Kaiser der Finanzen;
Ehrfurchtsvoll auf beide Kaiser
Blicken die betreßten Schranzen.

Und es spricht der Kaiser Louis:
Herr Baron, auf gleichen Thronen
Sitzen wir, wir herrschen Beide
Ueber viele Millionen.

Beide lenken wir die Erde
In den vorgeschrieb'nen Bahnen —
Sagt, wie wär es, wenn wir einmal
Tauschten mit den Unterthanen?

Lächelnd d'rauf der Börsenkaiser:
Wenn es Euch auch könnte scheinen,
Würde ich mich doch besinnen,
Denn ich lieb' zu sehr die Meinen.

Sind gar zuverläss'ge Burschen,
Alle gleich, wie lauter Brüder;
Und, wie weit sie sich verlaufen,
Kommen sie doch immer wieder. —

Sind auch prächtige Soldaten,
Tapfrer, als die besten Zuaven —
Papst und Kaiser, alle Kön'ge
Machen sie für mich zu Sclaven.

Darum möcht' ich, trotz der Ehre,
Für den Tausch doch höflichst danken —
Grad heraus: statt von Franzosen
Bleib' ich lieber Herr der Franken.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster. Bücherb.

Digitized by Google